Unsere zeit

Unsere Zeit.

Deutsche Revue der Gegenwart.

Unsere Zeit.

Deutsche Revue der Gegenwart.

Monatsschrift

zum

Conversations-Lexikon.

Neue Folge.

Zehnter Jahrgang. Zweite Hälfte.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1874.

Die neueste Geschichte Spaniens.

Von

Wilhelm Lauser.

I.

Die ganze Bewegung, welche zu der Vertreibung Isabella's II. aus Spanien führte, auf den Namen und die Thaten eines einzelnen Mannes zurückzuleiten, mag wol wenig gerechtfertigt sein. Aber mit einigem Grunde nennen die Spanier doch Don Salustiano Olózaga den ersten antidynastischen Staatsmann ihres Landes. Wir können, ohne den Ereignissen Zwang anzuthun, Zeit und Gelegenheit genau bestimmen, da Olózaga, nachdem er kaum erst, unter dem berühmt gewordenen Ausspruch: „Gott rette die Königin!" den Mann, in welchem recht eigentlich die Versöhnung zwischen Königstreue und Freisinnigkeit verkörpert war, Espartero, gestürzt, zuerst den Gedanken an den Umsturz des bourbonischen Thrones faßte. Betrogen in der Hoffnung, an der Spitze der Progressistenpartei, die er nach Espartero's Beseitigung allein zu führen und zu beherrschen dachte, die Moderados niederhalten zu können, hatte er alsbald in der Auflösung der Cortes das einzige Mittel erkannt, sich die Ministerpräsidentschaft, die Frucht seiner ehrgeizigen Umtriebe, zu sichern. Doch die Königin, kaum erst für mündig erklärt, setzte seinem Ansinnen einen Widerstand entgegen, den er durch Anwendung gewöhnlicher Mittel zu besiegen nicht vermochte.

Mag man es nun mit einer Erfindung oder Uebertreibung der Moderados zu thun haben, oder mag im wesentlichen jener seltsame Bericht auf Wahrheit beruhen, den der neue Führer der Moderados, und seit dem 29. Nov. 1843 der Nachfolger Olózaga's im Rathe der Königin, Luis Gonzalez Bravo, am 1. Dec. namens der Königin aufsetzte: von den hier erwähnten Thatsachen schreibt sich die freiwillige Verbannung Olózaga's, die Unversöhnlichkeit seiner Partei, der Progressisten, mit den Moderados her, die nur zu Espartero's Sturz vorübergehend einen unnatürlichen Bund miteinander geschlossen hatten. Und hier zeigte sich auch zum ersten mal mit voller Deutlichkeit die Kampfweise der großen Parteien und die verhängnißvolle Rathlosigkeit der jungen Fürstin zwischen Palastgünstlingen, wie Serrano, und ehrgeizigen Parteimännern, wie Gonzalez Bravo und Olózaga. Wie gefährlich mußte auch, und zwar bei den Anhängern sowol als bei den Gegnern, bei den Zweiflern wie bei den Gläubigen die Königswürde erschüttert werden, wenn man in einer vor den höchsten Staatsbeamten abgegebenen Erklärung der Königin Folgendes zu lesen bekam:

„In der Nacht des 28. Nov. kam Olózaga zu mir und schlug mir vor, das Decret zur Auflösung der Cortes zu unterzeichnen. Ich antwortete, daß ich dasselbe nicht unterzeichnen wolle, und unter anderm (besonders) aus dem Grunde nicht, weil mich diese Cortes für mündig erklärt hatten. Olózaga drang in mich; ich weigerte mich von neuem, das erwähnte Decret zu unterzeichnen.

„Ich stand auf und wandte mich gegen die Thür zur Linken meines Schreibtisches: Olózaga stellte sich dazwischen und verschloß diese Thür. Ich wandte mich zur gegenüberliegenden Thür, und wieder stellte sich Olózaga dazwischen und verschloß auch diese Thür. Er zerrte mich am Kleide und nöthigte mich, niederzusitzen. Er drückte mir die Hand, bis er mich zwang zu unterschreiben. Sodann ging Olózaga, und ich zog mich in mein Zimmer zurück."

„Nachdem diese Mittheilung von mir, dem Unterzeichneten, gelesen war, geruhte Ihre Majestät das Folgende hinzuzufügen. «Ehe Olózaga fortging, frug er mich noch, ob ich ihm mein Wort gäbe, niemand zu sagen, was vorgegangen sei, und ich antwortete ihm, daß ich das nicht verspreche.» Gleich darauf lud Ihre Maj. alle Anwesenden ein, sich in ihr Arbeitszimmer zu begeben, und sie untersuchten den Ort, an dem sich, was ich ihnen soeben erzählte, ereignet hat; so geschah es in Wirklichkeit, indem alle in das königliche Zimmer eintraten. Hierauf wurde die Erklärung in die Hände Ihrer königlichen Maj. gegeben, welche versicherte, daß dies ihr freier und wirklicher Wille sei, dieselbe vor den angeführten Zeugen unterschrieb, nachdem ich die Anwesenden gefragt, ob sie sich von ihrem Inhalt unterrichtet hätten, und alle geantwortet hatten, daß sie unterrichtet seien. Hiermit wurde dieser Act für beendigt erklärt, und Ihre Maj. befahl, daß die Anwesenden sich zurückziehen und daß Ihre königliche Erklärung im Secretariat meines Ministeriums niedergelegt und aufbewahrt werden solle, und damit sie für alle Zeiten bleibe und die entsprechenden Wirkungen habe, gebe ich die gegenwärtige Urkunde in Madrid den 1. Dec. 1843. Luis Gonzalez Bravo."

Noch wäre übrigens eine Wendung zum Guten möglich gewesen, wenn die Moderados, nachdem sie einmal zur unbestrittenen Gewalt gelangt, in richtiger Erkenntniß, daß man dem ungestüm vordrängenden Liberalismus, der hauptsächlich von den neuerdings mit den Esparteristen vereinigten Progressisten vertreten war, zuvorkommen und die republikanische Agitation, die damals Wurzeln faßte, entwaffnen müsse, an der Herstellung einer echt constitutionellen Regierung gearbeitet hätten. Statt dessen erweiterten sie lediglich die Kluft zwischen sich und den Progressisten, indem sie das diesen verhaßte Gemeindegesetz Maria Christina's wiederherstellten, alle Progressisten aus den Aemtern entließen, die Nationalmiliz, die Lieblingsschöpfung der Progressistenpartei, auflösten, die darüber in Alicante entstandene Empörung mit blutiger Strenge niederwarfen, Maria Christina, als die Feindin der Progressisten, ins Land zurückriefen und die Presse in rücksichtsloser Weise maßregelten. Zwar wäre es ungerecht, das Ministerium, an dessen Spitze seit Mai 1844 statt Gonzalez Bravo's General Narvaez trat und dessen Seele José Pidal war, gleichfalls ganz unfruchtbarer Reaction zu beschuldigen; die staatswirthschaftlichen und Verwaltungs- und Schulreformen desselben waren vielmehr ein bedeutender Fortschritt. Aber die unglückliche Erhebung des Progressisten Zurbano im November 1844, deren Theilnehmer von Narvaez mit unerbittlicher Strenge verfolgt wurden, wie der viel gefährlichere Aufstand in Galicien unter dem Ministerium Istúriz im April 1846 zeigte unverkennbar, daß eine ruhige Entwickelung unmöglich war, seitdem die Moderados eine ganze große Partei, die Progressisten, aus den Staatsämtern und auf die Bahn der Gewalt gedrängt hatten.

Die verhängnißvollste That der kurzsichtigen und eigennützigen Parteipolitik der Moderados war aber die im October 1846 von dem Ministerium Istúriz, dem sogenannten

Verheirathungsministerium, gegen die bessere Ueberzeugung des Landes und gegen den Willen der Königin selbst durchgesetzte Verheirathung Isabella's mit dem Infanten Francisco de Asis, einem leiblich und geistig verwahrlosten Menschen. Von allen Bewerbern, unter welchen die Progressisten am eifrigsten Dom Pedro vom Hause Braganza empfahlen, weil sie auf diesem Wege den großen Gedanken der Wiedervereinigung Portugals mit Spanien zu verwirklichen hofften, zogen die Moderados Don Francisco vor, der sie nicht verhindern konnte, durch die ihrer Partei entnommenen Günstlinge die Königin für immer zu beherrschen. Diese auf die Zerrüttung der königlichen Familie gegründete Berechnung hat die Moderados freilich nicht betrogen; nur daß mit dem letzten in dem von Serrano eröffneten Reigen der Günstlinge, mit Marfori, auch die in immer tiefere Verachtung gesunkene Herrschaft Isabella's selbst und der Moderados den Untergang fand, nachdem zuvor die Berechnungen Ludwig Philipp's, der zu gleicher Zeit seinen Sohn, Herzog von Montpensier, mit Donna Maria Luisa, Isabella's Schwester, verheirathete, durch die vielen Kinder Isabella's zu Schanden gemacht waren, zu welchen sich Francisco regelmäßig, gegen Empfang bedeutender Gelder, als Vater bekannte.

Die Geschichte der nächsten Ministerien ist im wesentlichen die Geschichte des Kampfes oder des Zusammengehens zwischen mehr oder weniger constitutionell denkenden und handelnden Ministern, wie Goyena-Salamanca, und der Palastpartei, an deren Spitze Serrano stand. Des letztern unbeschränkter Einfluß endigte erst mit dem Eintritt des Generals Narvaez in das Ministerium im November 1847, aber Narvaez' verhältnißmäßig freisinniges Programm und versöhnliche Bestrebungen wurden zunächst durchkreuzt durch die Volksbewegung im März 1848, die ein freilich nur schwacher Wiederhall der bekannten pariser Ereignisse war, und durch eine sinnlose Militärerhebung zwei Monate darauf. Und daß auch ihm, wie seiner ganzen Partei, der persönliche Ehrgeiz schließlich über das Wohl des Staates ging, legte er klar an den Tag, indem er sich dem Streben Bravo Murillo's, zuerst seines Amtsgenossen, später seines Nachfolgers im Ministerium, widersetzte, das darauf gerichtet war, die „Politik umzubringen" und dafür die Verwaltung, die volkswirthschaftlichen Reformen, die materiellen Interessen jeder Art zu fördern.

Der unsinnige Mordversuch des Geistlichen Merino auf die Königin am 2. Febr. 1852 weckte inzwischen, man kann wol sagen, zum letzten mal die alte Anhänglichkeit des Volkes an das Herrscherhaus auf, gab aber zugleich Bravo Murillo selbst und seinen Nachfolgern Roncali, Lersundi, de San-Luis entweder den Vorwand zu dictatorischen Maßnahmen oder es nahm die Erinnerung hieran ihnen wenigstens den Muth, ehrlich auf der Bahn freiheitlicher Entwickelung fortzuschreiten. Im Jahre 1853, als (im November) die Cortes zusammentraten, war alles darüber einig, daß diese Partei der Moderados ebenso unfähig zur Durchführung einer strammen Dictatur als eines freisinnigen Programms war. Die Partei selbst hatte sich in immer mehr Fractionen und Fractiönchen zersplittert, eine Thatsache, die bei einer Reihe von Abstimmungen zum Schaden des Cabinets von San-Luis an den Tag trat und die Opposition zu kühnerm Auftreten ermuthigte. In den letzten Tagen des Jahres wurde ein öffentlicher Protest der hervorragendsten Zeitungsredacteure in Umlauf gesetzt, und als die Regierung mit Confiscationen einschritt, griff man zu dem gefährlichen Mittel geheimer Blätter. In diesen richteten sich die Angriffe bereits über die Köpfe der Minister hinweg gegen den Thron selbst; und wie weit die antidynastische Idee unter der Miswirthschaft der Moderados und dem Anblick der Misbräuche im königlichen Schlosse um sich gegriffen hatte, dafür haben wir ein sprechendes Zeugniß in einem jener Blätter, das wir der Vergessenheit entziehen wollen, weil uns hier zuerst die Idee des Sturzes der Bourbonen nicht blos, sondern auch die progressistische Lieblingsidee der Iberischen Union begegnet.

Jenes Blatt nennt sich „Geschichtliche Erinnerung" und kennzeichnet in der folgenden Weise die verschiedenen Entwickelungsstufen des spanischen Königthums:

13. Jahrhundert.

Vereinigung der Kronen Castiliens und Leons.

Entwickelung des monarchischen Princips. Allgemeine Gesetzgebung. Gemeindefreiheit. Zeit des Kampfes zwischen der durch den Thron vertretenen Einheit und der durch den Feudalismus vertretenen Anarchie. Erste Anfänge der Nationalität. Sechs Könige.

Ferdinand III.	Ferdinand IV.
Alonso X.	Alonso XI.
Sancho IV.	Pedro I.

14. Jahrhundert.

Wechsel der Dynastie.

Das Haus von Trastamara kommt zur Herrschaft. Sieg des Adels. Verschleuderung der öffentlichen Gelder. Bürgerkriege. Elend. Anstößiges Treiben am Hofe. Aeußeres und inneres Wachsthum der Monarchie. Vereinigung der Kronen Castiliens, Aragons und Navarras. Befestigung der Nationalität. Erste Eroberungen. Sechs Könige.

Heinrich II.	Johann II.
Johann I.	Heinrich IV.
Heinrich III.	Isabella I. und Ferdinand V.

16. Jahrhundert.

Wechsel der Dynastie.

Das Haus Oesterreich kommt zur Herrschaft. Vergrößerung der Monarchie. Eroberungen. Einverleibung Portugals. Krieg um die Gemeindefreiheiten. Vernichtung der Volksrechte. Verlust Portugals. Verfall. Sechs Könige.

Philipp I. und Johanna I.	Philipp III.
Karl I.	Philipp IV.
Philipp II.	Karl II.

18. Jahrhundert.

Wechsel der Dynastie.

Das Haus Bourbon kommt zur Herrschaft. Unterordnung unter Frankreich. Vorübergehender Aufschwung. Unglückliche Ereignisse. Ueberschwemmung durch französische Ideen und Gewohnheiten. Familienvertrag. Philosophie des 18. Jahrhunderts. Mangel des Ansehens der königlichen Familie. Günstlingswirthschaft. Revolution von 1808 und 1820. Tyrannische und blutige Reaction. Verlust Amerikas. Dynastischer Krieg um Principien u. s. w. Sechs Könige.

Philipp V.	Karl IV.
Ferdinand VI.	Ferdinand VII.
Karl III.	Isabella II.

Voraussagung.

Sieg des liberalen und parlamentarischen Princips durch die Revolution. Dynastiewechsel. Das Haus Braganza kommt zur Herrschaft. Vereinigung Spaniens und Portugals. Pedro V.

Solche Brandschriften, in welchen die Revolution und der Sturz der Dynastie angekündigt wurden, kamen auf geheimnißvolle Weise in die Hände der Königin und verstärkten bei dieser die Wirkung der Einflüsterung der Moderados, die liberale Opposition und antidynastische Bestrebungen seien eins und dasselbe. So wurde Isabella für die Warnungsrufe ehrlicher Liberalen immer unzugänglicher. Sie ließ eine von vielen Senatoren, Abgeordneten, Granden, Staatswürdenträgern, Kapitalisten, Schriftstellern unterzeichnete Bittschrift, in welcher sie beschworen wurde, auf die Bahn verfassungsmäßiger Gesetzlichkeit einzulenken, um so mehr unbeachtet, als sie zur selben Zeit Kenntniß von

einer madrider Proclamation erhielt, in welcher das Land zu den Waffen gegen einen „dummen, abgeschmackten, lächerlichen, herzlosen Günstling der Königin" und gegen die Regierung gerufen wurde. In den geheimen Clubs gewann daher die Meinung immer mehr Oberhand, daß auf versöhnlichem, friedlichem Wege nichts mehr auszurichten sei. Wirkungslos verhallte die Stimme der gemäßigten Politiker, wie Martinez de la Rosa, Estébanez Calderon, Juan Valera, Romero Ortiz, welche die große Idee der Iberischen Union, die bei Isabella's Verheirathung den Sonderzwecken der Moderados hintangesetzt worden war, nunmehr durch die Verlobung Dom Pedro's V. mit der Prinzessin von Asturien verwirklichen und hierdurch ihrem Vaterlande eine neue Zukunft eröffnen wollten. Während aber andere jetzt schon ernsthaft daran dachten, zur Verwirklichung dieser Idee über die bourbonische Dynastie ganz hinwegzugehen, hatten einige höhere Offiziere, wie O'Donnell, Serrano, Dulce, bereits den Plan gefaßt, auf ihre Weise, d. h. zunächst durch eine militärische Erhebung, zu welcher nur im Nothfall die Massen herangezogen werden sollten, die Regierung zu stürzen. Ein klares politisches Programm hatten diese Männer nicht, nur daß Leopoldo O'Donnell, als er mit gefülltem Schatze und gesteigertem Ehrgeiz einige Jahre zuvor vom Generalkapitanat in Cuba zurückgekehrt war, um sich selbst und einer künftigen von ihm zu leitenden Regierung zwischen den Moderados und den Progressisten Platz zu schaffen, eine eigene Partei, die „Liberale Union", um sich geschart hatte aus den „Enttäuschten" (Desengannados) aller Parteien

Die Regierung, welche von der im Gange befindlichen Verschwörung Kenntniß hatte, suchte derselben lediglich durch Versetzung und Entfernung der verdächtigen Generale vorzubeugen. Allein nach erstmaligem Scheitern im Februar, nach einem zweiten am 13. Juni, erhob die Revolution am 30. des letztern Monats zu Vicálvaro (einem Dorfe bei Madrid) furchtbar das Haupt und triumphirte schließlich, nachdem O'Donnell, auf das Drängen sowol der Progressisten als auch Serrano's, und in der eigenen Erkenntniß, daß er ohne die Hülfe der liberalen Massen ohnmächtig sei, von Manzanares aus in einem Manifest an die Nation als Ziel die Herstellung eines wirklichen Repräsentativsystems, strenge Handhabung der Grundgesetze, Verbesserung des Wahl- und Preßgesetzes, Ersparnisse im Staatshaushalt, Decentralisation und als Bürgschaft aller Freiheit, die Schaffung einer Nationalmiliz verheißen hatte. Besonders bezeichnend in diesem Manifest ist, daß einerseits der Nation das Recht, die endgültigen Grundlagen der liberalen Wiedergeburt des Landes zu bestimmen, zuerkannt, andererseits entschieden versichert wird, man wolle die Erhaltung des Thrones, freilich ohne die Camarilla, welche denselben entehre.

Es ist hier nicht unsere Aufgabe, im einzelnen die Revolution von 1854 zu schildern, welche mit Recht der Prolog zu derjenigen von 1868 genannt worden ist. Sowenig als bei der Gründung seiner Partei selbst, die eigentlich von Anfang nichts anderes war als eine Versicherungsanstalt für den Ehrgeiz und die Bereicherung ihrer Mitglieder, hatte der Held von Vicálvaro feste Plane und Grundsätze, als er das Heer zur Empörung verlockte. „Die Riego-Hymne zu singen", das heißt freisinnige Versprechungen zu machen, ließ sich O'Donnell erst bewegen, als er die Unmöglichkeit einsah, mit seinen Soldaten allein zu siegen. Und wenn so gar viel von den freisinnigen und vaterländischen Beweggründen der letztern gesprochen wurde, so darf doch auch nicht vergessen werden, daß O'Donnell den Theilnehmern an der Erhebung beträchtliche Vortheile versprochen hatte, und zwar den Offizieren das Vorrücken um einen Grad, den Gemeinen Nachlaß von zwei Dienstjahren. Der Triumph der Julirevolution selbst, die Abdankung des Ministeriums San-Luis, war wesentlich das Werk der Progressisten, welche am 17., 18. und 19. den Aufstand in Madrid hervorriefen und leiteten und sich bereit erklärten, in ein gemischtes Cabinet einzutreten, obwol die Vicálvaristen ihnen nur einen Theil ihrer

Forderungen, wie den Verkauf der Güter der Todten Hand bewilligten, es ihnen aber abschlugen, Maria Christina, die Erbfeindin der Progressisten, wegen Hochverraths in Anklagestand zu versetzen.

Gegen die Mutter der Königin, als die Stütze und Führerin der absolutistischen Partei am Hofe, hatte sich hauptsächlich die Wuth des Volkes gerichtet. Als sie, um dieser sich zu entziehen, über die portugiesische Grenze geflohen war, schrieb sie aus Monte-Moor folgenden merkwürdigen Brief an ihre Tochter: „Wenn mir einst die Anhänglichkeit der Spanier half, Deinen Thron zu retten, so wird mir heute die Abneigung der verblendeten Parteien dazu gedient haben, daß ich ihn nochmals rette. So werde ich ihn zweimal gerettet haben; und die Demüthigung, welche ich als Königin und Weib erdulde, wird wenigstens mit dieser innersten Befriedigung in meinen Muttergefühlen zusammentreffen. Nachdem die Julirevolution die Verantwortlichkeit der Minister verlangt hat, erhob sie ihre Blicke höher und suchte zu furchtbarer Sühne eine dynastische Person. Diese hat sie glücklicherweise verschont, wie sie mußte, und ich bin die zu einem politischen Opfer Bestimmte. Möge es sein." Der Verzicht der Mutter der Königin war aber keineswegs so ernst gemeint; vielmehr suchte sie in ihrem fernern Briefwechsel durch ihre Rathschläge Isabella zu helfen, sich aus den Fesseln der Liberalen herauszuwinden, gegen die sie von ihren geistlichen Freunden, namentlich wegen des Verkaufs der Güter der Todten Hand, zum Haß entflammt wurde. Die beiden Frauen, im Verein mit ihren kirchlichen Beiständen, beuteten zu diesem Zwecke insbesondere mit Erfolg das Verhältniß zwischen O'Donnell und Espartero aus.

O'Donnell sah nämlich die kühnen Erwartungen, die sein Ehrgeiz von der Erhebung von Vicálvaro gehegt hatte, nicht unmittelbar erfüllt. Vielmehr hatte wieder einmal das ganze liberale Spanien und die Königin selbst in dem einst so schmählich verbannten Herzog de la Vittoria den einzigen Mann der Lage erkannt. Mit seinem Namen hatte man allein die Barrikadenmänner der Hauptstadt zur Ruhe beschwören können, und mehrmals wagten die Liberalen neue Hoffnung zu schöpfen, als ihnen, namens der Königin, in einer Proclamation angekündigt wurde: „Der erlauchte Herzog de la Vittoria, dessen Name so viel Ruhm, so viel vaterländische Verdienste darstellte, wird in der Mitte seines Volkes erscheinen; welches wahrhaft spanische Herz wird sich nicht bei dem Gedanken freuen, daß die Zügel des Staates in die Hände eines so ausgezeichneten Mannes gelegt werden? Wer kann an seinen edeln und erhabenen Gesinnungen zweifeln? Wer hofft nicht, daß in dem Regierungssystem, das er eröffnen wird, alle Principien der Politik und Verwaltung begriffen seien, welche die Gesittung und die moralischen und materiellen Interessen unsers Vaterlandes verlangen?" Die Königin, die in der schweren allgemeinen Noth sich des Helden des Karlistenkrieges erinnerte und zu ihrem Volke gesprochen hatte: „Die Ehre meines Thrones ist euere Ehre; meine Würde als Königin und Mutter ist die Würde der Nation selbst, die einst meinen Namen zum Symbol der Freiheit gemacht hat", jubelte das Volk in freudiger Begeisterung zu. Allein erschreckt durch Espartero's allzu unbestimmtes Losungswort: „Es erfülle sich der Wille der Nation", neigte Isabella sich von Anfang mehr zu O'Donnell, der lediglich „den constitutionellen Thron" als sein Programm ausgegeben.

Man hat die beiden Jahre, da Espartero die Ministerpräsidentschaft führte, die „zweijährige Herrschaft der Progressistenpartei" genannt. In der That ließen sich, als am 8. Nov. die Cortes, nach dem Verlangen der Progressisten zusammenberufen auf Grund der Verfassung von 1837, sich vereinigten, die Dinge ganz dazu an, als sollte den Progressisten, ja den entschiedenern derselben, die Herrschaft auf lange verbleiben. Im Congreß war ihre Partei der Zahl nach die stärkste; ihr Parteiheld Espartero war Ministerpräsident, während der Führer der Liberalen Union sich mit dem Kriegsministerium begnügen

mußte. Einen Augenblick schien es sogar, als werde es den demokratischen Elementen der Linken gelingen, die Progressisten mit sich weit über das ursprüngliche Ziel der Julirevolution zu reißen. Zunächst kam jedoch Klarheit in die Lage durch die berühmt gewordene Abstimmung über den Antrag des Generals San-Miguel, die Cortes sollten erklären, der Thron Isabella's II. werde eine der Grundlagen der künftigen Verfassung sein; 194 Stimmen erklärten sich am 30. Nov. für diesen Antrag, 21, darunter Namen wie Ruiz Pons, E. Chao, Cristobal Sorni, F. Madoz, Garcia Ruiz, Garcia Lopez, Estanislao Figueras, Maria Orense, für den Antrag des letztern auf Uebergang zur Tagesordnung; und zwar stimmten 18 hiervon gegen das Königthum überhaupt, 4 gegen die Königin, 3 lediglich gegen die Person Isabella's. Nicht am wenigsten merkwürdig bei diesen merkwürdigen, für die Geschichte der antidynastischen Entwickelung in Spanien so wichtigen Vorgange war, daß Salustiano Olózaga, trotzdem er seit seinem geräuschvollen Austritte aus dem Ministerium 1844 als Leiter der antidynastischen Bewegung thätig war, nicht antidynastisch stimmte. Die Erklärung dieses Räthsels ist sehr einfach. Der geizige und ehrgeizige Olózaga wollte sich um jeden Preis auf seinem einträglichen und glänzenden Posten als Gesandter Spaniens am Tuilerienhofe erhalten.

In den folgenden Verhandlungen der constituirenden Cortes über die Verfassung traten zwei Richtungen besonders an den Tag, die Abneigung, die alten Vorrechte der Krone zu erhalten, und das Streben, die katholische Einheit Spaniens zu durchbrechen. O'Donnell und seine Partei, welche mit Schrecken sahen, wie ihnen die Früchte der doch von ihnen unternommenen Revolution zu entgehen drohten, suchten, hierin unter der Hand vom Hofe und der kirchlichen Partei unterstützt, der revolutionären Strömung sich entgegenzustemmen, während die Progressisten mit dem bereits Erreichten lange nicht zufrieden waren. Ein bestimmter Gegenstand für den Kampf, in welchem sich die beiden Parteien zu messen hatten, war mit der Nationalmiliz gegeben, die O'Donnell, auf das Andrängen der Progressisten, in sein Programm von Manzanares hatte aufnehmen müssen. Nachdem schon im März 1855 Commandanten der Nationalmiliz sich angemaßt hatten, als solche gewisse Aenderungen im Ministerium zu verlangen, erlangte die Regierung in den Cortes die Annahme eines Gesetzentwurfs, durch welchen der Nationalmiliz bei Strafe verboten wurde, über politische oder andere Gegenstände als ihre eigene Organisation zu verhandeln, zu berathen oder Vorstellungen zu erheben. So sehr man auch, im Namen des gesunden Menschenverstandes und der Ordnung, der Regierung zu diesem Siege Glück wünschen mußte, so hinterließ derselbe doch mit einer gewissen Misstimmung unter der Nationalmiliz und der Progressistenpartei, die das Ansehen der Liberalen Union wachsen sah, Keime zu weitern Verwickelungen.

Espartero, den die Progressisten bestürmten, sich an die Spitze ihrer Partei, des „progressistischen Centrums", den Conservativen gegenüberzustellen, welche sich mit der Losung der Eintracht zwischen Espartero und O'Donnell als „parlamentarisches Centrum" organisirt hatten, beharrte auf seiner ehrlichen Ueberzeugung von der Möglichkeit des Friedens zwischen beiden Parteien, die sich doch von Tag zu Tag feindlicher gegenübertraten, und wollte sich nicht einreden lassen, daß O'Donnell auf den Untergang der Progressisten und der kaum im Entstehen begriffenen neuen verfassungsmäßigen Freiheiten hinarbeite. Inzwischen trugen Vorfälle außerhalb der Cortes dazu bei, die Versöhnung zwischen Progressisten und Unionisten unmöglich zu machen. Unter unheilvollen Anzeichen begann das Jahr 1856. Nur das persönliche Ansehen des Herzogs de la Vittoria hatte einer theilweisen Empörung der madrider Miliz am 8. Jan. ihre Gefährlichkeit nehmen können; ein massenhaft unter der Bevölkerung verbreitetes fliegendes Blatt, in welchem auf unverweilte Bethätigung der Losung Espartero's gedrungen wurde: „Es erfülle sich der Wille der Nation!", nährte das allgemeine Mistrauen, daß diese consti-

tuirenden Cortes unfähig seien, ihre Aufgabe auszuführen; ein blutig niedergedrückter Aufstand in Valencia, hervorgerufen durch die Conscription, wurde ziemlich unverhohlen der herausfordernden Haltung des Kriegsministers O'Donnell zugeschrieben. Inzwischen kam es, gerade in dem Augenblick, als die Cortes zu Ende waren mit den Verhandlungen über die Verfassungsartikel, die nie in Kraft treten sollten, zu offenem Conflict im Congreß selbst und im Ministerium.

Während das parlamentarische Centrum die Ansicht vertheidigte, von der Regierung müsse die neue Verfassung promulgirt werden, wollten die Progressisten die Promulgation derselben, nachdem sie der Königin zur Annahme vorgelegt worden, dem Congreß vorbehalten wissen. Und alsbald gaben zufällige Ereignisse, Pöbelaufstände in Benavente und Valladolid O'Donnell die Gelegenheit, den Streit aus der Sphäre theoretischer Erörterungen in diejenige der Gewalt zu versetzen, wo er als Kriegsminister und Gesinnungsgenosse des größern Theils des Offiziercorps hoffen durfte zu siegen. Während der progressistische Minister des Innern, Escosura, jenen durch Hungersnoth hervorgerufenen Aufständen nur eine locale Bedeutung beilegte und nach ihrer Unterdrückung durch gewisse ökonomische Maßregeln ihrer Wiederkehr vorbeugen wollte, erklärte O'Donnell das ganze Land vom Socialismus bedroht und außerordentliche Sicherheitsmaßregeln unerlaßlich. Eine Versöhnung war jetzt nicht mehr möglich. Espartero, der sich weder für Escosura noch für O'Donnell entscheiden mochte, schlug vor, beide sollten ihre Entlassung geben, weigerte sich aber zu derselben Zeit, selbst ein neues Ministerium zu bilden. Die Königin, in der Wahl zwischen den Liberalen, unter denen sich so bedenkliche antidynastische Elemente vorfanden, und den Conservativen, die einen immer größern Eifer für die Vorrechte ihres Thrones kundgaben, beauftragte O'Donnell mit der Bildung eines neuen Cabinets. Und der Mann von Vicálvaro, auf die Gefahr der Beschuldigung, von langer Hand den Verrath an den constituirenden Cortes vorbereitet zu haben, stellte einige Stunden darauf bereits seine neuen Minister vor: Rios Rosas, Pastor Diaz, Cantero, Collado, die niemals die Mehrheit der Cortes zu gewinnen Aussicht hatten.

Damit war der Kampf zwischen der Krone und dem Volke gegeben. Auf die Nachricht von dem neuen Ministerium begann die Nationalmiliz sich zu vereinigen. Etliche 90 Progressisten übergaben der Königin ein Mistrauensvotum gegen das Ministerium, das von diesem als ungesetzlich zurückgewiesen wurde. Für O'Donnell handelte es sich jetzt nur noch darum, mit der Nationalmiliz fertig zu werden, von welcher eine energische Vertheidigung der verfassungsmäßigen Freiheiten zu besorgen war. Er zögerte nicht, der einzig ernsthaften Errungenschaft der Erhebung von Vicálvaro den Garaus zu machen. Nachdem er soviel Truppen als möglich, auf die er sich verlassen konnte, in der Nähe von Madrid vereinigt, die Besatzung der Hauptstadt selbst durch geschickt combinirte Garnisonswechsel verdoppelt und alle sonstigen Vorkehrungen für den Kampf getroffen hatte, unterbreitete er der Königin das Decret der Auflösung der Nationalmiliz. Die Königin unterzeichnete dasselbe, und man kann wol sagen, hiermit auch ihren und ihres Hauses Sturz.

Der Widerstand der Nationalmiliz wurde durch die überlegene Truppenmacht leicht erdrückt, und vergeblich war die heldenmüthige Aufopferung einzelner progressistischer Abgeordneter, die theils in dem von Kartätschen beschossenen Congreßpalast ausharrten, theils auf den Barrikaden die Kämpfenden anfeuerten. In zwei Tagen war O'Donnell völlig Herr der Lage. Der Vertrag zwischen ihm und Espartero lag, mit Blut bedeckt, zerrissen am Boden. Espartero, an der Versöhnung zwischen Unionisten und Progressisten, zwischen Krone und Volk verzweifelnd, zog sich für immer in die Einsamkeit zu Logroño zurück. Die liberale Actionspartei aber verschwor sich jetzt, nicht zu ruhen, bis diese Königin, von der sie abermals so schwer getäuscht wurde, gestürzt und sammt ihrem

Hause aus Spanien vertrieben sei. Furchtbare Drohungen, die über Jahr und Tag ihre Erfüllung finden sollten, wurden damals vernommen: „So haben wir also während sieben Jahren die Schrecken des Bürgerkrieges erduldet, um Isabella einen Thron zu geben; während 20 Jahren und mehr haben wir uns durch die Verwaltung Maria Christina's, der Frau Muñoz, ausbeuten lassen, und wir haben sie ertragen, in der Hoffnung, daß eines Tages Isabella selbständig regieren und uns die Freiheit als Ersatz für unsere Opfer geben würde. Und dies nun ist unsere Belohnung! Welchen Gebrauch haben wir von dem Siege gemacht, als wir die Herren waren, nicht blos über die Krone, sondern auch über das Leben Isabella's? Was wir leichtgläubig gethan haben, das war, bei unserer Herrscherin die besten Absichten vorauszusetzen und zu glauben, sie werde dieselben ausführen, sobald sie von jedem fremden Einfluß befreit sei; aber es war nichts damit, denn sie ist trügerisch wie Maria Christina, grausam und barbarisch wie Ferdinand. Wir müssen also auf alle Hoffnung verzichten, die wir auf das Haupt Isabella's gesetzt; auf sie dürfen wir nicht mehr zählen, um die Regierung, die wir wollen, zu erhalten, nämlich einen Fürsten an der Spitze einer liberalen und repräsentativen Regierung. Diese Fürstin also, die wir an Kindesstatt angenommen, dieses von uns mit so großen Opfern vertheidigte und gerettete Kind hat sich, um die unbeschränkte Gewalt in die Hand zu bekommen, nicht gescheut, das Blut ihres Volkes zu vergießen, das doch, als es sie in seiner Gewalt hatte, nur daran dachte, ihr zuzujubeln und sie zu segnen. Nun denn, von jetzt an ist jedes Band der Anhänglichkeit und Ergebenheit zwischen Isabella und dem spanischen Volke zerrissen und von dem heutigen Tage an verdammen wir sie als Verbrecherin gegen die Nation."

Wenn O'Donnell bei seinem Staatsstreiche vom Juni 1856 wirklich an etwas mehr als die augenblickliche Befriedigung seines Ehrgeizes, wenn er wirklich daran dachte, den Thron Isabella's zu befestigen, so mußte er die grausamste Enttäuschung erleben. Zunächst hatte er wenigstens die bittere Erfahrung zu machen, daß die klerikale Hofpartei sich seiner lediglich als eines Werkzeuges bedient hatte. Er glitt in dem für dieselbe vergossenen Bürgerblute aus und mußte seinen Platz dem Manne der Absolutisten und Maria Christina's Günstling, abtreten, dem General Narvaez.

Der Fluch seines Ursprungs wie der Mangel jedes bestimmten Grundsatzes führte das Ministerium O'Donnell rasch zum Sturze und machte dasselbe auch später, so oft und so lange es, mehr oder weniger stark modificirt, wieder emporkam, zu erfolgreichem Handeln unfähig. Gern hätte derselbe Moderados und Progressisten mit sich versöhnt und unter der Aegide der Liberalen Union um den constitutionellen Thron geschart, aber die Moderados konnten ihm die für sie verhängnißvolle Erhebung von Vicálvaro nicht verzeihen, und die Progressisten hatten ihm für die Sprengung der constituirenden Cortes Haß und Rache geschworen. Man hat in Spanien O'Donnell den Saturn genannt, der seine eigenen Kinder, die Früchte seiner Revolution, verschlungen. Wahr ist zum mindesten, daß O'Donnell es zunächst seinem Nachfolger Narvaez sehr leicht gemacht hat, die Herrlichkeit der Moderados vor 1854 wiederherzustellen, namentlich mit dem Verkauf der Güter der Todten Hand aufzuhören und die alte Verfassung von 1845 wieder einzuführen. Narvaez persönlich kümmerte es sehr wenig, daß in den Verhandlungen der Cortes, in welchen die Progressisten und Unionisten nur eine verschwindende Minderheit bildeten, nachgewiesen wurde, daß er selbst seinerzeit an O'Donnell's Verschwörung sich betheiligt hatte. Die Reaction, die sich durch ein neues Gesetz über die Zusammensetzung des Senats und durch das berüchtigte Nocedal'sche Preßgesetz befestigte, blieb siegreich unter wechselnden Cabineten, bis im Juni 1858 O'Donnell wiederum an das Ruder kam und neuerdings Versuche machte, die Progressisten an sich heranzuziehen. Allein hierzu genügten weder Zugeständnisse in Betreff der Corteswahlen, bei welchen die Re-

gierung nur ihren gesetzlichen Einfluß auszuüben versprach, noch die Ausführung des Gesetzes von 1855 über die Civil-Desamortisation, noch die Ankündigung von Verhandlungen mit dem Heiligen Stuhl über die kirchliche Desamortisation. Vielmehr wurde ein Wahlrundschreiben des Ministers des Innern, Posada Herrera, in welchem auf die Verschmelzung der constitutionellen Parteien gedrungen wurde, geradezu als Kriegserklärung sowol gegen die Progressisten als gegen die Moderados bezeichnet. Der damals von der Königin lebhaft geäußerte Wunsch, der Friede zwischen der Krone und dem Volk möge hergestellt werden, ging nicht in Erfüllung, wenngleich, dank der Uneinigkeit zwischen den Moderados und Progressisten, die Cortes, die O'Donnell am 1. Dec. 1858 einberief, die einzigen waren, die in Spanien das Ende einer regelmäßigen Session erreichen konnten.

In seiner innern Politik an jeder freiern Bewegung sowol nach rechts als nach links gehindert, suchte O'Donnell sich durch Leistungen auf dem Gebiete der auswärtigen Politik zu befestigen. Zu den ernsthaftern derselben gehörte ein neuer Vertrag mit der Curie, nach welchem die spanischen Kirchengüter gegen unübertragbare Renteneinschreibungen an den Staat überlassen wurden. Gänzlich zwecklos aber war der angeblich zur Rache für mishandelte spanische Christen in Cochinchina unternommene Feldzug; den mit so großem Geräusch begonnenen und mit unleugbarer Tapferkeit geführten Feldzug in Marokko hat, wie man damals in Spanien sagte, O'Donnell verloren, obgleich er alle Schlachten in demselben gewann, denn der zu rasch abgeschlossene Friede entsprach weder den Opfern noch den hochgespannten Erwartungen Spaniens. Namentlich aber blieb die Hoffnung unerfüllt, die Vorsehung werde für das in demselben vergossene Blut dem Lande das ersehnte Gut des aufrichtigen und dauernden Friedens aller Spanier gewähren. Vielmehr war der Beginn einer karlistischen Erhebung auf den Balearen unter dem General Ortega ein Hauptbeweggrund gewesen, warum O'Donnell, auf eine bedeutendere Ausbeutung seiner Siege in Afrika verzichtend, nach Hause zurückeilte. Und bald darauf zeigte der unglückliche Verlauf der Wiedereinverleibung San-Domingos und des Krieges in Mexico, wie vermessen es war, angesichts der innern Schwäche die großen Tage Spaniens im Auslande wieder herbeirufen zu wollen.

Weder in der Kammer noch außerhalb derselben ließ sich die Opposition auf die Dauer durch O'Donnell's Kunstgriffe entwaffnen. Ueber den Progressisten, zu denen auch manche abtrünnige Unionisten stießen, begannen sich die Demokraten als eigene Partei aufzuthun und zu ordnen. Das Ende des Jahres 1861 sah einen glänzenden Feldzug der von Olózaga geleiteten progressistischen Minderheit in den Cortes. Sowol von dieser Seite als durch die Uneinigkeit seiner eigenen Partei und seiner Collegen im Ministerium bedrängt, schlug O'Donnell wenige Monate vor dem Ende der Session, zu Anfang des Jahres 1863, die Auflösung der Cortes vor; die Königin verweigerte dieselbe, und er mußte einem Ministerium Miraflores Platz machen. Dieses verdankt seinen dauernden Platz in der Geschichte dem Umstande, daß unter ihm die inzwischen mächtig herangewachsene Partei der Progressisten sich offen als revolutionäre Partei ankündigte. Dem nicht gewöhnlichen Talent der beiden Redacteure der „Iberia", Calvo Asensio und Sagasta, den Bemühungen Olózaga's war es gelungen, der Partei einen so festen Zusammenhalt und ein solches Ansehen zu verleihen, daß dieselbe wie eine Staatsgewalt unter der regelmäßigen Regierung auftreten konnte, und daß hohe Militärs, wie Prim, der populäre Held des afrikanischen Krieges und seitdem Nebenbuhler O'Donnell's, ihr Glück als militärische Führer dieser Partei suchten. Als das Ministerium Miraflores im August 1863 ein Rundschreiben erließ, durch welches der Freiheit der Wahlversammlungen einige Beschränkungen auferlegt wurden, da erklärte der Centralausschuß der Progressisten, die Partei betheilige sich nicht an den Wahlen und sei nicht verantwortlich

für die Folgen, welche in der Haltung und dem Bestande der Parteien eintreten könnten.

Olózaga verfaßte einige Tage darauf noch ein Manifest an die Nation, in welchem die Haltung der Progressistenpartei, ihr „Retraimiento", näher gekennzeichnet wurde, und er war es hauptsächlich, der die Partei bestimmte, auch dann keine andere Haltung anzunehmen, als Narvaez im September 1864 jenes verhängnißvolle Wahlrundschreiben zurücknahm und überhaupt eine versöhnliche Politik einschlug. Was Olózaga beim Einlenken in die Bahn der Versöhnung vor allem fürchtete, war die alsdann unvermeidliche Rückkehr Espartero's an die Spitze seiner Partei, womit er alle Früchte seiner Ränke von 1843 verloren hätte. Ein hervorragender Schriftsteller der Progressistenpartei sagt hierüber: „Die Progressistenpartei theilte sich jetzt in Esparteristen und Olózagisten; die Olózagisten sagten: «Alles oder nichts!», indem sie dabei an den Sturz der bourbonischen Dynastie dachten, oder besser an denjenigen Isabella's II., obgleich dieser eine andere nicht minder reactionäre Persönlichkeit auf dem Thron hätte folgen sollen. Für die Olózagisten waren die Grundsätze nichts, die Person alles, da sie von einem Geiste ganz persönlichen Hasses beseelt waren, und zu diesem Zwecke bemühten sie sich Bündnisse abzuschließen bald mit den Unionisten, bald mit den Moderados. Die Esparteristen dagegen trugen immer noch auf ihrem Schilde den berühmten Wahlspruch: «Es erfülle sich der Wille der Nation!» der, obwol viel verlacht, doch die Sanction der Volkssouveränetät ist." Als ein Theil der Progressisten und die Demokraten sich immer kühner als antidynastisch und antimonarchisch bekannten, glaubte Narvaez wenigstens gegen einige Persönlichkeiten einschreiten zu müssen. Er entzog dem Geschichtsprofessor Castelar wegen eines besonders heftigen von demselben verfaßten Zeitungsartikels seinen Lehrstuhl an der madrider Universität. Hierüber kam es zu Bewegungen und Kundgebungen unter den Studenten; auch Männer, die vielleicht glaubten, der Augenblick zur Erhebung sei bereits gekommen, mischten sich ein, und es kam in der Nacht vom 10. April 1865 zu einem blutigen Zusammenstoß zwischen den Truppen und der unbewaffneten Menge. Im Parlament, in der Provinzialdeputation und im Gemeinderathe von Madrid wurde gegen diese nutzlose Schlächterei protestirt, und die Königin, die Unmöglichkeit einsehend, den so unpopulär gewordenen Narvaez länger zu halten, berief zum dritten mal O'Donnell.

Dieser suchte abermals zunächst auf dem Gebiete der auswärtigen Politik sich die Sympathien der Liberalen zu erwerben. Er betrat mit der Anerkennung des Königreichs Italien auch allerdings eine ganz andere Bahn als alle seine Vorgänger. Und zur Kennzeichnung seiner Haltung mögen einige Sätze aus der höchst merkwürdigen Note dienen, die er am 3. Aug. 1865 hierüber nach Wien schickte. Es heißt dort unter anderm: „Ich theile vollkommen die Meinung des Herrn Ministers der auswärtigen Angelegenheiten" (Grafen von Mensdorff), „daß es in Wahrheit sehr heikel ist, sich in Meinungsäußerungen über den innern Zustand einer andern Nation einzulassen, und darum würde ich mich nicht für befugt halten, Bemerkungen über die innere Lage des österreichischen Kaiserstaates zu machen. Um seine Befürchtungen über den Thron unserer Königin selbst zu beruhigen, genügt es, sich an die Geschichte zu erinnern. Waise, und noch in der Wiege, als ihr erhabener Vater Ferdinand VII. starb, sah Isabella II. ihre Rechte von einem Usurpator an der Spitze einer fanatischen Partei bekämpft. Verlassen fast von ganz Europa, wahrte die Nation nicht blos ihre gerechten Ansprüche, sondern auch die Institutionen, auf welchen ihr Thron ruhte, und diese Institutionen, welche vielen als die größte Gefahr erschienen, waren ihr mächtigster Schild in der großen Katastrophe von 1848. In dieser Zeit traurigen Angedenkens für ganz Europa war der Thron der Königin keinen Augenblick in Gefahr, und man brauchte nicht das geringste persönliche Opfer zu bringen, um wenigstens die monarchischen Institutionen zu retten. Spanien überdauerte

ruhig jene furchtbare Krisis, und dieser Thron widerstand, dank den Institutionen, die ihn umgaben, unerschüttert dem Orkan, welcher alte Monarchien, die sich für unerschütterlich hielten, an den Rand des Abgrundes brachte."

Aber so zufrieden auch der größere Theil der Progressisten mit der Anerkennung Italiens war, so entgegenkommend O'Donnell sich zeigte, indem er sich zu einem freisinnigern Wahlgesetz entschloß und aus der Umgebung der Königin, die selbst auf den Rath ihrer Mutter jetzt wieder Progressisten in ihrem Cabinet wünschte, die reactionären Elemente nach Thunlichkeit verdrängte; so viele unter den Progressisten auch in der Wiedereinführung der Verfassung von 1837 mit Isabella II. alle ihre Wünsche erfüllt gesehen hätten: die Olózagisten drangen mit ihrem „Alles oder Nichts" durch, verharrten in der Zurückgezogenheit vom öffentlichen Schauplatz und setzten die unterirdischen Arbeiten fort, durch welche sie den Thron umstürzen und sich Bahn zur Regierungsgewalt brechen wollten. Ein zufälliger Umstand diente um diese Zeit noch dazu, das Ansehen der Progressisten in den Augen des Volkes bedeutend zu heben, dasjenige der Regierung und der Königin vollends zu untergraben. Als die Cholera im October 1865 in Madrid wüthete, gründeten patriotische Männer, allerdings zum großen Theil Progressisten, eine Gesellschaft der „Armenfreunde", deren Aufopferung über jedes Lob erhoben war. Die von dem Minister des Innern im Senat erhobene Anklage, es seien hier nur politische Beweggründe im Spiel gewesen, erregte allgemeinen Unwillen, um so mehr, als die Unthätigkeit der Regierung und das vorsichtige Fernbleiben des Hofes in Aranjuez schon zuvor sehr böses Blut gemacht hatte. Nach dem Zeugniß eines hervorragenden Mitgliedes der Actionspartei selbst, Carlos Rubio, hätte die Königin, wenn sie gekommen wäre und sich der Armen angenommen hätte, noch alle revolutionären Plane wie Kartenhäuser umstürzen können.

Von jetzt ab ist die Geschichte Spaniens auf mehrere Jahre erfüllt mit Umsturzversuchen der Progressisten, die bei jedesmaliger Wiederholung gefährlicher werden. Der Held derselben ist der einzige militärische Führer, über den die Partei verfügen konnte, nämlich General Prim, seit dem afrikanischen Kriege der populäre Nebenbuhler, seit der mexicanischen Expedition, bei welcher er zuerst seine weitgehenden ehrgeizigen Plane enthüllt hatte, der entschiedene Gegner O'Donnell's. Nicht entmuthigt, als durch Denunciation eine erst von ihm im Frühjahre 1864 geplante Militärverschwörung gescheitert war, versuchte Prim, nachdem er Asturien verlassen, wohin er damals verbannt worden war, zuerst im April 1865 in Valencia, dann im Juni von Frankreich aus in Pamplona, gleich darauf wieder in Valencia mit den Besatzungen ein Pronunciamiento zu machen; jedesmal aber versagten ihm in der entscheidenden Stunde, aus irgendwelcher Ursache, seine militärischen Mitverschworenen, und die Bevölkerungen blieben ruhig, offenbar, weil ihnen die Persönlichkeit Prim's nur geringes Vertrauen und sein Schweigen über seine letzten Absichten geradezu Mistrauen einflößte. Prim wiederholte den Fehler, den einst O'Donnell in Vicálvaro begangen und den derselbe erst in Manzanares gut gemacht hatte.

Gegen Ende des Jahres 1865, nachdem das Ministerium den letzten Congreß aufgelöst, hielt es die Partei der Progressisten für nothwendig, aufs neue zu prüfen, ob ihr Fernbleiben von den öffentlichen Geschäften die wenigen Ueberbleibsel des Verfassungsgebäudes zerstöre oder vielmehr im gegenwärtigen Augenblicke ein Beweis von Würde, und eine Bürgschaft des Sieges für die Zukunft sei. Der allgemeine Parteiausschuß fand die Zustände eher verschlimmert als verbessert. Er mochte das neue Wahlgesetz nicht als einen wirklichen Fortschritt anerkennen; denn wenn einerseits durch die Herabsetzung des Census eine größere Zahl von Steuerzahlenden wahlfähig wurde, so wurde anderer-

seits diese günstige Folge dadurch wieder aufgehoben, daß im selben Maß die Zahl der von der Regierung besoldeten und derselben unbedingt ergebenen Wähler wuchs. Die Weissagungen seiner Ansprache vom 28. Oct. 1864 schienen nur allzu genau erfüllt zu sein, da die Gemeindefreiheit vernichtet, die Verwaltung centralisirt, die Presse dem Argwohn einer leidenschaftlichen Censur preisgegeben, der Staatsschatz erschöpft, die Desamortisation des Kirchengutes unfruchtbar gemacht und deren Ergebnisse verschleudert, die Gesetze, welche von alters her den Ausschreitungen der Geistlichkeit wehren sollten, misachtet, die Rechte der Volksvertretung verdreht, die Staatsschuld vermehrt, den spanischen Staatspapieren die fremden Märkte verschlossen, die Gewerbe gelähmt, der Ertrag der Steuern trotz deren Uebermaß ungenügend, die Landwirthschaft ohne Schutz war.

So erklärte der Ausschuß die Rückkehr in das öffentliche Leben für unmöglich. Mit gekreuzten Armen müsse die Partei dem Niedergange des Staatslebens zuschauen und aus dem allgemeinen Schiffbruch nur die Fahne ihrer Grundsätze, den Schatz ihrer Ueberzeugungen, die spanische Würde zu retten suchen. Er stellte zugleich am Ende seiner Ansprache das vollständige Programm der Partei für die auswärtige und innere Politik auf. Die Partei verlangt statt der gefährlichen, die Kräfte des Landes aufzehrenden Abenteurerpolitik nach außen eine Politik der Versöhnung, insbesondere gegenüber den stammverwandten Republiken Amerikas. Im Innern soll die persönliche Sicherheit in der Ausübung aller die wahre bürgerliche und politische Freiheit begründenden Rechte eine der Grundlagen des Verfassungslebens bilden. Bedeutende Ersparnisse in Ausgaben, Budget und durchgreifende Aenderungen im Steuerwesen; Abschaffung der Verzehrungssteuer und eine freisinnige und vernünftige Zollreform; Decentralisation; Unabhängigkeit der Gemeinde und Provinz; Verschmelzung der Gesetzgebung und der Provinzialrechte; Aenderungen in dem Gesetze über die Aushebung für das Heer und die Flotte, beziehungsweise Herabsetzung oder gar Abschaffung der Blutsteuer; freisinnige Revision der Ordenanzas militares; Sittlichkeit in der Verwaltung; demgemäß die Ausdehnung so wichtiger Reformen auf die Provinzen jenseit des Meeres und hiermit die Befriedigung der berechtigten Ansprüche derselben; Schwurgerichte; Herabsetzung des Wahlcensus, so zwar, daß jeder, der gleichviel in welchem Steuermaße an den Lasten des Staates mitträgt, wahlberechtigt ist; Freiheit des geschriebenen Gedankens; Unverletzlichkeit des Gewissens; vollständige Säcularisation des öffentlichen Unterrichts; Vereins- und Versammlungsrecht; die Verfassung von 1856 als Stützpunkt und als Krönung des Ganzen eine constitutionelle Monarchie: dies erklärte die Partei für das einzige Mittel, die Unruhe der Bevölkerung zu beschwichtigen, die Landwirthschaft, die Gewerbe und den Handel wieder zu heben.

Indeß ließ weder Prim selbst noch die ihm ergebenen Progressisten durch die seitherigen Mißerfolge sich von dem Wege der Gewalt abschrecken; im Gegentheil wiesen sie noch immer stolz diesen und jenen Bundesgenossen ab, der aus fremden Lagern, namentlich demjenigen der Liberalen Union, zu ihnen stoßen und ihr politisches Programm annehmen wollte. Ernsthafter als die seitherigen Unternehmungen war am 4. Febr. 1866 Prim's Erhebung in Villarejo bei Madrid, obwol das Nichteintreffen der Besatzungen von Alcala und Madrid, auf die gerechnet war, von Anfang Prim's Streitkräfte so sehr schmälerte, daß demselben nichts übrigblieb, als sich nach der portugiesischen Grenze vor den langsam nachfolgenden Truppen O'Donnell's zurückzuziehen. Offenbar vermied O'Donnell damals absichtlich eine Waffenentscheidung, weil er theils seinen eigenen Truppen nicht trauen konnte, theils nicht wußte, was er mit den besiegten und gefangenen Führern der Progressisten hätte anfangen sollen. Nur ein Kapitän und zwei Corporale, die zu Prim hatten ziehen wollen, wurden kriegsrechtlich erschossen; mehr als tausend Liberale aber mußten ins Ausland wandern und einige demokratische Journalisten wurden gefangen gesetzt. Prim aber schickte von Portugal ein Manifest nach Spanien, in welchem er endlich mit

der Sprache etwas herausrückte und seinen unwandelbaren Entschluß, die Revolution durchzuführen, ankündigte: „Weil ich auf portugiesischen Boden getreten bin, soll es zu Ende sein mit meinem Werke, soll ich mich für besiegt erklären? Nein, und tausendmal nein. Die äußern Hindernisse, die mich auf einen Tag zur Ruhe nöthigen, werden in kurzem aufhören. Die Kräfte der Revolution in Spanien sind die nämlichen wie zuvor; die Nothwendigkeit der Revolution ist gleichfalls dieselbe. Auch wenn ich mich nicht daran betheiligte, würde die Revolution stattfinden; und ich bin unfähig, auf meinem Ehrenposten zu fehlen. Muth, Spanier, der Tag der Vergeltung naht; wir haben auf unserer Seite die Macht und das Recht; wir haben den Kampf begonnen durch und für das Volk, das nicht sterben kann. Niemand verzweifle. Unsere Gegner können nichts von sich selbst, alles nur von unserer Schwäche hoffen. Um sich zu behaupten, dürfen sie bei keinem Zusammenstoße verlieren und ein einziger von uns gewonnener Sieg wird uns den Triumph verschaffen. Spanier, mehr Vertrauen und Muth als je! Spanier, es lebe die Freiheit! Es lebe der Fortschritt! Es lebe die nationale Souveränetät!"

Hätte Prim von Anfang eine solche Sprache geführt, so würden sich die Bevölkerungen nicht so theilnahmlos verhalten haben. Aber was sollte man von seinen wahren Absichten denken, wenn man von seinen Soldaten bald auf die Verfassung, bald auf die Iberische Union, bald auf Prim, bald auf Espartero, bald gar auf die Königin Hochrufe ausbringen hörte!

Prim wurde nach diesem Manifest aus Portugal ausgewiesen. Aber von einem Orte, den die madrider Regierung umsonst zu erfahren sich bemühte, bereitete er die Revolution vor, welche am 24. Juni in Madrid ausbrechen sollte, während er selbst durch Irun im Norden, sein Freund, Oberst Milans de Bosch, in Catalonien eindringen und die progressistischen Comités allenthalben die Erhebung weiter leiten sollten. Der wohlangelegte Plan scheiterte jedoch an der Ungeduld einiger Betheiligten in Madrid, die statt am 24. schon am 21. losschlagen wollten. In der hierdurch unter den militärischen Führern Pierrad und Hidalgo, sowie unter den betheiligten bürgerlichen entstandenen Verwirrung gelang es O'Donnell und Serrano den größern Theil der Regierungstruppen zusammenzuhalten und die Empörung in den Kasernen selbst und ihrer nächsten Umgebung, wo sie ausgebrochen, zu ersticken. Aber freilich erst nach welchen blutigen Auftritten! 500 Mann von den Truppen, 200 von den Empörern blieben todt auf dem Platze. Das Regiment, das sich in Catalonien unter Milans de Bosch erhoben, konnte sich über die französische Grenze retten. In Madrid dauerten die Erschießungen von gefangenen Meuterern mehrere Tage fort; 66 war die Zahl dieser Opfer, für deren Blut von den einen nur O'Donnell, von den andern nur die Königin selbst verantwortlich gemacht wurde.

Die Kluft, welche die beiden und das Volk trennte, war jetzt unausfüllbar geworden. O'Donnell selbst aber wurde, nachdem er noch das Land in Belagerungszustand erklärt, die Verfassungsbürgschaften von den Cortes aufheben, durch die Kriegsgerichte zahllose Todesurtheile über hervorragende Schriftsteller, Staatsmänner, Rechtsgelehrte hatte fällen lassen, eine Menge Unglücklicher zur Strafe der Deportation und des Gefängnisses verurtheilt hatte, plötzlich von der Königin wie ein Bedienter weggeschickt. O'Donnell selbst sagte nach seiner letzten Unterredung mit der Königin zu einigen Freunden: „Sie hat mich entlassen, wie sie den letzten ihrer Diener nicht entlassen würde; nein, niemals werde ich in meinem Leben mehr Minister unter dieser Frau sein." Die Ungnade der Königin erklärt sich wol hinreichend dadurch, daß O'Donnell durch die letzte so gefährliche Erhebung, um die doch viele Hunderte gewußt, sich gänzlich hatte überraschen lassen; auch mußte die Königin um ihrer Selbsterhaltung willen den Mann von sich entfernen, auf dem jetzt der ganze Haß des Volkes ruhte; und schließlich mag es auch seine Richtigkeit damit haben, daß einige Generale von der Partei der Moderados

mit Erfolg der Königin einflüsterten, O'Donnell habe, während ganz in der Nähe des königlichen Schlosses gekämpft wurde, die Königin selbst und ihre Familie ohne Schutz gegen die Empörer gelassen.

Ueber O'Donnell's Nachfolger, der natürlich wieder kein anderer sein konnte als der Führer der Moderados, sagt ein demokratischer Schriftsteller: „Auf O'Donnell folgt Narvaez, verhaßt bei allen Liberalen wegen des vielen Blutes, das er bei verschiedenen Gelegenheiten vergossen, aber doch unzweifelhaft weniger verhaßt als O'Donnell, weil er im Gegensatz zu diesem seiner Partei, seiner Vergangenheit, seiner Geschichte immer treu blieb. Für die Sache der Freiheit bezeichnete der Eintritt von Narvaez im wesentlichen einen Rückschritt; und trotzdem sah das ganze Volk denselben mit Befriedigung, fast mit Freude. Solchen Abscheu flößte O'Donnell ein. Wäre Narvaez ein wahrer Staatsmann gewesen, so hätte er vielleicht den Thron seiner Königin befestigen können, indem er die liberalen Parteien von dem Wege der Revolution zurückführte und dieselben auf den engen Pfad des langsamen, friedlichen, aber sichern Fortschritts leitete; — aber Narvaez und die Seinigen hatten die Schwäche, dem Impuls von oben, das heißt von der Königin, zu einer reactionären Politik zu folgen und nur auf seinen Ehrgeiz zu hören. So setzte das Ministerium Narvaez O'Donnell's Politik fort, weniger grausam im Blutvergießen, aber reactionärer im Zerstören liberaler Errungenschaften."

Die Aufhebung der Verfassungsbürgschaften, die Narvaez von O'Donnell überkommen, benutzte er zur Verfolgung der Anhänger des letztern sowol als der Progressisten. Die Hauptblätter der Opposition blieben unterdrückt; die hervorragendsten Männer der liberalen Parteien blieben in der Verbannung. Im Auslande wurde denn auch über das fernere Geschick Spaniens, über das Geschick der bourbonischen Dynastie entschieden. Namens der Führer der progressistischen und demokratischen Partei lud Prim auf den 16. Aug. eine Versammlung von etwa funfzig Männern nach Ostende ein, unter welchen von hervorragenden Militärs Pierrad, Contreras, Milans de Bosch, von hervorragenden Progressisten Sagasta, Garcia Ruiz, Ruiz Zorrilla, Carlos Rubio, von Demokraten Becerra sich befanden, während Martos, Castelar, Pi y Margall ausblieben. Hier wurde der Bund zwischen Progressisten und Demokraten besiegelt, und zwar auf folgender Grundlage: 1) Alles Bestehende in den hohen Sphären der Staatsgewalt solle zerstört werden. 2) Es solle dann (unter einer provisorischen Regierung) eine constituirende Versammlung berufen werden, um über das Geschick des Landes zu entscheiden, dessen Souveränetät dieselbe gesetzlich vertrete, als gewählt durch unmittelbares allgemeines Stimmrecht. Die Summe von 100000 Duros sollte von den in Spanien gebliebenen Verbündeten aufgebracht werden, um die Revolution durchzuführen und zunächst den Unterhalt der Verbannten, namentlich der Militärs, zu fristen. Ein revolutionäres Centrum, zu dessen Haupt Prim ernannt wurde, mit dem Progressisten Joaquin Aguirre und dem Demokraten Becerra als Beiständen, wurde eingesetzt, um alle liberalen Kräfte zu sammeln, um Anhänger zu gewinnen und alles für den Tag der Erhebung vorzubereiten.

Ein Vierteljahr nach der Versammlung in Ostende zeigten die Nachrichten aus Spanien bereits an, daß, besonders durch die geheime Presse, die Bevölkerungen hinreichend vorbereitet und im Heere genügend Anhänger geworben seien. Während Narvaez durch die Verfolgung der Unionisten und durch immer größere Zugeständnisse an die Neukatholiken nur geflissentlich den Boden unter sich untergrub, war es den Bemühungen Olózaga's gelungen, noch das Mistrauen aller von Ostende fern gebliebenen Demokraten zu besiegen. Martos, Chao, Orense vereinigten sich in Brüssel mit Prim und es wurde nochmals von beiden Seiten festgestellt, daß man beim Betreten des spanischen Bodens weder die Republik noch die Monarchie ausrufen, sondern es einer durch allgemeine Abstimmung gewählten Versammlung überlassen wolle, die künftige Regierungsform zu bestimmen. Prim

setzte nun den Beginn der Bewegung in Catalonien und Aragonien auf den 15. Aug. fest; eine Menge verbannter Offiziere waren schon heimlich über die Grenze zurückgekehrt, um das Zeichen der Erhebung zu erwarten; in Catalonien sollten wenigstens 22 Bataillone von Freiwilligen und Soldaten gebildet werden, Contreras in Catalonien, Pierrad in Aragonien, Milans de Bosch, der von Portugal aus einzudringen hatte, in Estremadura und Andalusien den Oberbefehl führen, General Latorre in Valencia alles für die Ankunft Prim's bereit halten. Dieser selbst erließ jetzt eine Proclamation an das spanische Volk, in welcher er Abschaffung der Conscription, der Consumsteuer, allgemeines Stimmrecht, Freiheit der Presse, und, in allerdings ziemlich schüchterner Weise, Cultusfreiheit versprach. Von der Frage der Dynastie war in der Proclamation nicht die Rede, wenn man nicht dem folgendem Satze etwa eine Beziehung hierauf leihen will: „Ein jeder einzelne möge sich nur ein wenig anstrengen, und die Knechtschaft der Völker, die Camarilla der Hauptstädte und die Tyrannei von Madrid wird ein Ende haben.“

Am 16. oder 17. Aug. kam Prim aus einem italienischen Hafen in den Gewässern Valencias an, wo die Besatzung, nach Briefen, die er noch am 11. erhalten, zu seiner Aufnahme bereit sein sollte. Da erfuhr er, daß mehrere hervorragende Offiziere erklärt hatten, sie würden in keiner Weise die revolutionäre Bewegung beginnen, sondern sich derselben nur anschließen, wenn sie anderswo ernsthaft beginnen werde. Damit war die kostbarste Zeit bereits verloren. Als Prim endlich über Marseille zurückgekehrt, bei Perpignan an der spanischen Grenze erschien, hatte die Erhebung von Catalonien und Aragonien schon acht Tage begonnen, aber auch überall sich Mistrauen verbreitet, weil von dem Oberhaupt nirgends etwas zu sehen noch zu hören war. An der Grenze Cataloniens erschienen statt drei Bataillone kaum 100 Mann, die, nachdem es ihnen an Geld und Munition fast gänzlich fehlte, eine Woche hindurch unter einer gleichgültigen Bevölkerung hin- und hermarschirten, um schließlich wieder nach Frankreich zurückzukehren. In der Provinz Barcelona erhoben sich etwa 200 Mann, und in Tarragona 600 unter der Führung von Baldrich und Torgarona. Baldrich wußte besser als Prim die Sprache der Revolution zu sprechen; in seiner vom „Felde der Ehre“ am 16. Aug. an die Liberalen gerichteten Proclamation sagt er: „Die Stunde der politischen Sühne hat geschlagen; in diesen Augenblicken wiederhallt in ganz Spanien der Ruf: «Nieder mit dem Bestehenden!»“ Er hätte auch leicht 5000 oder 6000 Kämpfer unter seinem Befehl vereinigen können, wenn es ihm hierzu nicht an dem nöthigen Gelde gefehlt hätte. Doch gelang es ihm, fortwährend in der Nähe von Barcelona geraume Zeit hindurch die viel stärkern Regierungstruppen in Schach zu halten. In Tarragona wären die Aussichten noch viel besser gewesen, statt 6000 würden sich 10000 erhoben haben, wenn sich Prim irgendwo gezeigt hätte; so aber griff Mistrauen, Entmuthigung um sich, und als die Regierung allgemeine Amnestie versprach, legten zwei Drittel der Aufständischen die Waffen nieder. In Aragonien schlug sich Pierrad an der Spitze von etwa 700 Mann anfangs glücklich mit den Regierungstruppen und wartete sodann ein Lebenszeichen von Prim ab, um Ende August gleichfalls wieder die französische Grenze zu gewinnen. Contreras, als er dies erfuhr, beschloß, über Port Venasque nach Frankreich zurückzukehren, nachdem er noch auf der Grenzscheide die letzten Schüsse mit den Regierungstruppen gewechselt hatte. So kläglich endete diese unter so großen Erwartungen begonnene Revolution im August 1867. Allgemein wurden schwere Anklagen gegen Prim wegen seiner Haltung in diesen Tagen erhoben.

Unsers Erachtens trifft ein Prim sonst unbedingt ergebener Schriftsteller, Garcia Ruiz, das Richtige, indem er sagt: „Als Obergeneral, begierig zu siegen, getäuscht in Valencia, an der Grenze im Stich gelassen, in allen seinen Planen und Berechnungen irregeführt, konnte Prim, der Sieger von Castillejos, Generallieutenant des spanischen

Heeres, nicht den spanischen Boden betreten, um 30 oder 40 Meilen allein oder mit 4 oder 20 Mann zu durchmessen; seine Pflichten, sein Recht, seine Stellung, alles verbot ihm entschieden, über die Grenze zu gehen. Als Mann, als Haupt der Revolution, als Führer, auf welchen alle, Soldaten und Bürgerliche, innerhalb und außerhalb des Landes ihre Hoffnungen gesetzt hatten, auf welchen alle vertrauten, von welchem alles abhing, damit der Angriff ungestümer und erfolgreicher werde, welcher mehr als 200 tapfere Offiziere, die größtentheils zum Tode verurtheilt waren, vor sich her auf das spanische Gebiet geschickt hatte, welcher dieselben tapfer kämpfen hieß, welcher endlich die Nation aufgerufen, eine äußerste Anstrengung zu machen, und die Regierung und die Dynastie zu einem furchtbaren, ungeheuern Zweikampf herausgefordert hatte, mußte er über die Grenze gehen, allein oder begleitet, mit sichern Führern, mit 30 oder mit 40 Mann, und das spanische Gebiet betreten in der Hoffnung auf den Sieg, den wahrscheinlich sein bloßes Erscheinen bewirkt hätte, oder um einen ehrenvollen Tod zu finden."

Prim selbst hat in einem aus Genf, 25. Sept. 1867, datirten Manifest alle Schuld an dem unglücklichen Ausgange der Augusterhebung von sich abgewälzt und zugleich angekündigt, daß er nachher wie vorher sein Leben der liberalen Sache weihen werde. Vierzehn Tage zuvor hatte Ruiz Zorrilla zu Paris in einer Versammlung von Demokraten und Progressisten, in welcher Olózaga den Vorsitz führte, die Vorgänge und die Haltung des Generals Prim geschildert, worauf nur Chao im Namen mehrerer Demokraten erklärte, daß er nach den über General Prim gegebenen Aufschlüssen, denen er nicht widersprechen wolle, da Personen von Ehre dafür einstehen, seine Freiheit, dieselben zu beurtheilen, sich vorbehalten, und daß er künftig handeln werde, wie sein Gewissen und die Umstände ihm rathen. Sicher ist jedenfalls, daß nicht blos das Vertrauen der Demokratie und selbst vieler Progressisten auf Prim sehr erschüttert war, und daß man nicht so bald sich wieder auf neue revolutionäre Unternehmungen eingelassen hätte, wenn nicht von anderer Seite her neuer Beistand gekommen wäre.

Seit der schmählichen Entlassung O'Donnell's und der von Narvaez gegen viele Mitglieder der Liberalen Union eingeleiteten Verfolgungen hatte auch im Schose dieser Partei der Gedanke sich festgesetzt, daß sich mit Isabella II. nicht weiter regieren lasse. Der Schwager der Königin, Herzog von Montpensier, suchte diese Stimmung auszubeuten, und er, der alte Gesinnungsgenosse der Moderados, er, der 1854 zur Königin gesagt, wenn er in Spanien regiert hätte, würde die liberale Partei ihr Haupt nie erhoben haben, er, der die Festigkeit der Regierung in den blutigen Junitagen 1866 gelobt hatte, er stachelte, um seine ehrgeizigen Plane auf den Thron zu fördern, im Namen der Freiheit und Verfassung die Unionisten zur Empörung gegen die Königin auf. Allein abgesehen von dem alten Parteihasse, der sich nur sehr schwer beschwichtigen lassen wollte, wurden die Unionisten von der Bahn, welche Progressisten und Demokraten längst betreten, durch O'Donnell und durch die Wachsamkeit Narvaez' und dessen Ansehen im Heere zurückgehalten. O'Donnell konnte sich, trotz der von der Königin empfangenen Beleidigungen, nicht entschließen, im Widerspruche mit seiner ganzen politischen Vergangenheit, den Degen, den er so oft zum Schutze der Dynastie erhoben, nunmehr gegen dieselbe zu zücken. In Biarritz, wo er seit seiner Ungnade lebte, gab er Parteifreunden, die ihn um Rath fragten, die Auskunft, daß einzig eine Regentschaft für den Prinzen von Asturien das Mittel sein könne, die Freiheit mit dem dynastischen Interesse zu vereinigen. Es ist wol denkbar, daß er diese Lösung noch seiner Partei aufgedrängt hätte, wenn er nicht plötzlich, am 5. Sept. 1867, gestorben wäre. Wenn Isabella einen Blick in die Zukunft hätte thun können, so würde sie gewiß eine andere Antwort auf die Todesnachricht gehabt haben als den grausamen Witz: „Der Mann hat gesagt, er wolle nicht

mehr mein Minister sein; nun, er hat seinen Willen gehabt." Ein noch größeres Unglück für Isabella war der gleichfalls plötzlich, am 23. April 1868, erfolgte Tod Narvaez'. Einer seiner Freunde, General Concha, berichtete, Narvaez habe wenige Tage vor seinem Tode gesagt: „Die Ordnung hat in Spanien solche Wurzeln geschlagen und ihre Feinde haben solche Schläge erhalten, daß wir bald die Politik, die wir bisjetzt befolgen mußten, beiseitelassen können. Jedermann weiß, daß ich immer liberal war, und niemand darf dies leugnen."

Sein Nachfolger Luis Gonzalez Bravo wollte zwar die Bahn von Narvaez einhalten, aber es fehlte ihm nicht blos dessen Ansehen im Heere, sondern auch in der Partei der Moderados selbst. Die Zugeständnisse, die er, um der Königin zu gefallen, in der Besetzung der wichtigsten Stellen, an Persönlichkeiten von zweifelhaftem oder sehr anrüchigem Ansehen machte, brachten von Anfang Miscredit über seine Regierung. Marfori Colonialminister, die Generale Concha und Pavia Generalkapitäne des Heeres und andere Palastgrößen in den höchsten Würden des Staates: dies war mehr, als selbst sehr ergebene Anhänger der Königin gutheißen konnten. Während der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Calonge, in einem seltsamen Rundschreiben an die Vertreter im Auslande Zeugniß für die Tugend der Königin ablegte, war diese bereits zum allgemeinen Gespötte geworden. Dazu kamen noch außerordentliche Bedrängnisse der materiellen Lage des Landes. Die großen Kapitalien begannen sich zurückzuziehen; Handel und Gewerbe standen still; die arbeitenden Klassen hatten keine Beschäftigung; die Ernte war sehr schlecht ausgefallen.

So fanden die revolutionäre Arbeit der progressistischen und demokratischen Clubs und die Umtriebe der Unionisten einen doppelt günstigen Boden. Am Tage, da eben Isabella II. ihre älteste Tochter Isabella mit dem Grafen von Girgenti vermählte, am 13. Mai, erhielt die Regierung Kenntniß von einer Versammlung von Progressisten, welche den Augenblick und den Plan einer neuen Revolution festsetzen sollte. Allein die Gefangennahme einiger Verdächtigen konnte die Revolutionäre nicht mehr in ihren Unternehmungen aufhalten. Die Progressisten, mit Ausnahme weniger entschiedener Esparteristen, scheuten jetzt nicht mehr davor zurück, den Unionisten die Hand zu reichen. Schon einige Tage nach dem Tode O'Donnell's waren von beiden Seiten Schritte zur Versöhnung geschehen. Im Namen Prim's und anderer Progressisten unterhandelte Manuel Cantero, im Namen der Unionisten General Dulce. Die Unionisten hatten zuerst daran gedacht, die Krone Isabella's auf ihre Schwester Donna Maria Luisa Fernanda zu übertragen. Da diese sich weigerte, schlugen die Unionisten ihren Gemahl, den Herzog von Montpensier, vor, der sich mit seiner Person und seinem Reichthum gern bereit erklärte, zum Sturze seiner Schwägerin mitzuhelfen. Die Progressisten andererseits hatten sich bereits verpflichtet, zur Durchführung ihrer Lieblingsidee, der Iberischen Union, dem Hause Braganza, beziehungsweise Dom Fernando, den spanischen Thron anzubieten. So blieb nichts übrig, als sich auf ähnlicher Grundlage zu einigen, auf der einst zu Ostende die Vereinigung zwischen Progressisten und Demokraten zu Stande gebracht worden war, d. h. nur den Sturz Isabella's II. in Aussicht zu nehmen und alles übrige der souveränen Entscheidung der Nation anheimzustellen. Die Demokraten also, oder wenigstens ihre hervorragendsten Führer, die in die Coalition eingetreten waren, namentlich Cristino Martos, wollten sich den nach dem Siege der Revolution zu berufenden constituirenden Cortes unterwerfen und die monarchische Lösung annehmen, wenn nur dabei die demokratischen Grundrechte anerkannt würden. Diejenigen Demokraten, welche, wie Castelar, Pi y Margall und Orense, kein Geheimniß daraus machten, daß sie auf die Republik hinarbeiten, wurden vorläufig gar nicht berücksichtigt. Die Progressisten hatten sich verpflichtet, für das Zustandekommen einer monarchischen Mehrheit in den künftigen Cortes

zu wirken; die einen von ihnen, wie Salmeron und Pascual Madoz, dachten an Espartero, die andern, wie gesagt, an Dom Fernando als künftigen König, ohne sich zunächst mit der Frage zu quälen, ob die beiden auch wirklich Lust hätten, die ihnen zugedachte Ehre anzunehmen. Die Mehrzahl der Unionisten zweifelte keinen Augenblick daran, daß es ihnen gelingen werde, sobald nur die monarchische Staatsform von den Cortes beschlossen sei, den Herzog von Montpensier auf den Thron zu bringen; andere dachten wol auch an den Prinzen von Asturien, erklärten sich aber bereit, den Beschlüssen der Mehrheit sich zu fügen.

Als die Regierung in der Nacht vom 6. Juli von der Verschwörung und der Mitschuld des Herzogs von Montpensier unterrichtet wurde, beschloß sie, letztern des Landes zu verweisen und eine große Razzia unter den unionistischen Generalen zu veranstalten. Die Generale Serrano, Dulce, Zabala, Bedoya, Córdova, Caballero de Rodas wurden am folgenden Tage verhaftet, und sämmtlich nach den Canarischen Inseln gebracht, wo sie natürlich fast ebenso leicht als zuvor sich untereinander und mit ihren Bundesgenossen verständigen konnten. Zwei Monate und zwei mit dem Führer der Progressisten, Prim, ausgetauschte Botschaften reichten hin, das Werk der Revolution so weit zu fördern, daß der Zusammenbruch des Thrones Isabella's II. auf den ersten Ansturm unzweifelhaft war.

David Livingstone's Tod.

Nach den langen Wanderungen in der fernen Wildniß ruht Livingstone nun in der Ruhmeshalle seiner Heimat, in den Reihen der Glorreichen ein ebenbürtiger Held, der im Dienste seiner Aufgabe erlag, der hohen Aufgabe der Zeit, die weiten, noch unbekannten Strecken unserer Erdoberfläche der Kunde zu erobern, dem allgemeinen Verkehr, der allgemein menschlichen Gesittung zu erschließen.

Zwar ist die Zahl der verdienstvollen Afrikareisenden eine große; allein mag man im Vergleich mit andern Forschern von den Verdiensten Livingstone's auch noch soviel in Abzug bringen, immer steht fest, daß er der erste war, welcher uns die großartige Beschaffenheit des großen südlichen Centralafrika näher kennen lehrte, wodurch der erste Anstoß zu einer Reihe erfolgreicher Erforschungen jenes Continents gegeben wurde, und daß er selbst diese Forschung in einer Reihe so kühn entworfener, wie durch die glückliche Ueberwindung unaufhörlicher Schwierigkeiten und die Gewinnung wichtiger Ergebnisse unvergleichlicher Reisen mit unausgesetztem Eifer bis in den Tod fortführte, und ebenso bleibt feststehen, daß er durch seine mächtige persönliche Einwirkung auf das einheimische Volk den zukünftigen Reisenden die Bahn brach und sich als ein echter Missionar der Gesittung bewährte.

Livingstone kam im März 1872 nach Kaseh in Unjanjembe und erhielt hier Neger und Vorräthe aus Zanzibar. Er begab sich sodann im August 1872 auf seine Reise zum See Bangweolo oder Bemba. Derselbe, im Süden des Tanganjika, am Westfuße des 6600 Fuß hohen Plateau Bisa (Lobisa), im Norden des 7000 Fuß hohen Muchinga- oder Movisagebirges in einer weiten Hochebene in der Höhe von 4000 Fuß gelegen, nach Norden durch den ein sumpfiges Land durchschneidenden Luapula nach dem See Moero abziehend, wurde von Livingstone bekanntlich für den südlichsten Quellsee des Nils gehalten. Im Süden des Bangweolo sollten nach Angabe von Eingeborenen sich vier Springquellen (Fountains) befinden, von denen zwei nach Norden ziehen und in den Bangweolo fallen, zwei nach Süden dem Zambesi zuziehen; in jenen beiden Springquellen vermuthete Livingstone die von Herodot beschriebenen Nilquellen. Er erwartete, daß diese Reise, welche die Nilquellfrage zum Abschluß bringen sollte, ihn 8—10 Monate in Anspruch nehmen werde, alsdann gedachte er nach Hause zurückzukehren. Er ging mit 90 Negern und reichlichen Vorräthen ab; sein Weg führte ihn südwestlich über den Fluß Rangua, welcher am Südostufer des Tanganjika mündet, durch das Land Ufipa im Süden desselben zum See Liemba, welcher nach Norden in den Tanganjika abfließt, beziehungsweise das Südende dieses großen Sees bildet, dann nach dem Plateau im Süden des Bangweolo. Auf dem

Rückwege durchschiffte er den See nach Norden hin, dann zog er weiter nördlich durch das Sumpfland Ilala. Hier, nördlich vom Chambeze (welcher vom Hochland von Bisa südwestlich dem Bangweolo zufließt), liegt im Sumpflande Moira Achinto, wo im Jahre 1798 der brave portugiesische Forscher Lacerda starb. Livingstone mußte durch überschwemmte Strecken ziehen; manchmal befanden die Reisenden sich drei Stunden bis an den Gurt im Wasser. Während dieses mühsamen Marsches starben mehrere Neger und mehrere desertirten; es blieben der Expedition nur noch 79 Mann. Livingstone wurde von der Ruhr befallen, er war bald nicht mehr im Stande, auf dem Esel zu reiten, wie er bisher gethan hatte, sondern mußte getragen werden. In diesem Zustande kam er nach einem Dorfe des Kitumbo, des hier herrschenden Fürsten von Bisa: wo er ausrief: „Baut mir eine Hütte, darin zu sterben." Die Diener machten ihm ein Bett zurecht und errichteten ihm eine Hütte. Er hatte sehr zu leiden; am dritten Tage sagte er: „Mir ist sehr kalt; legt mehr Gras auf die Hütte." Der Fürst Kitumbo sandte Mehl und Bohnen und benahm sich gut gegen die Expedition. Am 4. Mai wurde Livingstone bewußtlos und starb gegen Mitternacht. Die letzte Notiz in seinem Tagebuche ist vom 27. April. Er sprach viel und tief betrübt von der Heimat und den Kindern.

Nach dem Tode Livingstone's hielten die Neger der Expedition Rathschlag, was zu thun sei. Der Führer war Chumah (Tschumah), welcher von Livingstone einst am Zambesi aus der Sklaverei befreit worden war und ihn seitdem auf allen seinen Reisen begleitet hatte. Ein anderer sehr zuverlässiger Bursche war der Neger Jakob Wainwright, ebenfalls ein befreiter Sklave, welcher in der englischen Missionsanstalt Nassik bei Bombay in Ostindien eine recht gute Erziehung erhalten hatte und als Secretär der Expedition fungirte. Die Neger faßten den Beschluß, die Leiche ihres Herrn zu präserviren und nach der Küste zu tragen. Sie brachten sie nach einer andern Hütte, welche sie mit einer dichten Hecke umgaben, um ungestört zu sein. Sie öffneten dann die Leiche und nahmen die Eingeweide aus, welche sie in einen blechernen Kasten legten und im Garten der Hütte unter einem großen Baume begruben. Wainwright schnitt in den Baumstamm die Inschrift: „Dr. Livingstone starb am 4. Mai 1873." Der Körper wurde in Salz präservirt und zwölf Tage lang an der Sonne getrocknet. Kitumbo, von dem Tode benachrichtigt, ließ die Trauertrommel rühren und Trauerschüsse abfeuern zum Zeichen seiner Ehrfurcht vor dem Todten; auch gestattete er gegen Landessitte die Leiche, welche in einen Sarg aus Rinde gelegt wurde, mitzunehmen. Die Reise der Neger mit der Leiche nach Unjanjembe dauerte sechs Monate. Trotz des Mangels an Lebensmitteln, trotz der Feindseligkeit der Stämme, durch die ihr Weg führte und durch welche sie sich wiederholt ihn mit Waffengewalt bahnen mußten, harrten die jungen Neger in ihrem Liebesdienste aus. Als ihr Proviant erschöpft war, eilte Chumah voraus, um in Unjanjembe Unterstützung nachzusuchen, und nahm einen von Wainwright geschriebenen Brief an Livingstone's Sohn mit, welcher das Vorgefallene meldete und anzeigte, daß sie außer der Leiche zwei Kisten mit Büchern, Papieren und Instrumenten mitbrächten, eine andere Kiste ähnlichen Inhalts sei von Udschidschi abzuholen. Chumah traf am 16. Oct. 1873 in Unjanjembe ein und fand hier Cameron und dessen Expedition vor. Cameron sandte Livingstone's Mannschaft einen Ballen Baumwollzeug und Schießpulver, und zehn Tage darauf kam die Mannschaft selbst in Unjanjembe an. Hier wurde die Leiche in einen andern kleinen Sarg gelegt und wie ein Ballen Baumwollzeug verpackt, um die Eingeborenen zu täuschen, die aus abergläubischer Furcht die Leiche nicht durch ihr Gebiet durchlassen wollten. Auf diese Weise wurde sie von der treuen schwarzen Dienerschaft weiter nach Zanzibar getragen. Lieutenant Murphy begleitete sie, während Cameron weiter nach Udschidschi ging.

Von Zanzibar wurde die Leiche vom Dampfschiff Calcutta der British-Indian Company nach Aden, dann von Aden durch den Suezkanal vom Dampfschiff Malwa der

Peninsular and Oriental Company nach Southampton in England befördert. Der englische Kaufmann Laing in Zanzibar und der Neger Wainwright begleiteten sie, in Alexandria (Aegypten) gesellte sich zu ihnen Thomas Livingstone, des Reisenden ältester Sohn, welcher eine Anstellung in einem dortigen Kaufmannshause hat. Die Malwa kam am 15. April 1874 unter Kundgebung allgemeiner Theilnahme in Southampton an. Die Leiche wurde in Empfang genommen von einer Deputation, bestehend aus: Admiral Sir W. Hall, Director der Peninsular and Oriental-Dampfschifffahrts-Gesellschaft; Kapitän Black, Superintendent der Gesellschaft; Dr. Moffatt, dem bekannten Missionar, Livingstone's Schwiegervater; Oswell Livingstone, Livingstone's jüngstem Sohne; H. M. Stanley, dem Führer der amerikanischen Livingstone-Hülfsexpedition; Dr. Price, Vorstand der anglikanischen Missionsanstalt zu Nassik bei Bombay in Ostindien, wo Jakob Wainwright und eine Anzahl der besten Diener Livingstone's ihre Erziehung erhalten hatten; General Rigby, früherm englischem Consul in Zanzibar; Oberst Grant, Speke's Reisegefährten; W. E. Webb, von Newstead Abbey, bekanntem Afrikareisenden, Livingstone's treuem Freunde; James Young aus Kelly, dem freigebigen Absender der westafrikanischen Livingstone-Hülfsexpedition, u. a. Unter dem Flaggen der Schiffe, der öffentlichen Gebäude und Privathäuser, dem Geläut sämmtlicher Kirchenglocken, dem Geleit einer zahllosen Volksmenge, des Mayor und der Municipalität in ihrer Amtstracht, der Parlamentsmitglieder der Stadt, der Polizeirichter, der Geistlichkeit, der Repräsentanten sämmtlicher sonstigen öffentlichen Körperschaften, der in Southampton anwesenden Matrosen der Peninsular and Oriental Company, der Matrosen des Sailor's Home wurde die Leiche durch die Straßen der alten Hafenstadt nach dem Bahnhofe gefahren. Ein Extrazug brachte sie nach London, ein abermaliger feierlicher Aufzug nach dem Gebäude der königlichen Geographischen Gesellschaft in Saville-Row. Hier nahm der ausgezeichnete Chirurg Sir William Fergusson in der Gegenwart anderer Aerzte und sonstiger dazu verordneter Personen eine Untersuchung der Leiche vor. Derselbe hatte Livingstone's linken Arm, welcher vor 30 Jahren in Afrika durch den Biß eines Löwen gebrochen worden war, behandelt; obgleich jetzt der Körper bereits sehr in Zersetzung übergegangen, so war jener Knochenbruch doch noch deutlich erkennbar und damit die Identität der Leiche erwiesen. Die Leiche wurde sodann im Versammlungssaale der Gesellschaft ausgelegt, daneben Livingstone's von Wainwright mitgebrachte Instrumente, Kartenskizzen, seine Uhr. Am 18. April endlich ging die feierliche Beisetzung in der Westminster-Abtei, der Walhalla Britanniens, vor sich.

Edinburgh und Glasgow, die beiden ersten Städte Schottlands, haben bereits beschlossen, ihrem berühmten Landsmanne ein Denkmal zu errichten.

Es sind einige interessante Briefe Livingstone's heimgebracht worden, die, wie es scheint, bisher nicht haben an ihre Adresse abgesandt werden können. Wir übersetzen einige kleine Skizzen daraus:

„Ein englischer Unternehmer. — Ein Engländer wenigstens versuchte, seine Theorie, die untergeordnete Rasse umsonst arbeiten zu lassen, ins Werk zu setzen. Er war der Bruder eines Parlamentsmitgliedes für einen großen und reichen Ort, und seine Mutter hinterließ ihm 2000 Pfd. St. Damit kaufte er einen Wagen und Zugochsen am Cap der guten Hoffnung und einen Vorrath von Papiermaché-Schnupftabacksdosen je mit einem Spiegel außerhalb und innerhalb des Deckels; diese Waare erachtete er für den Nerv des Krieges. Auf Befragen, weshalb er sein Geld in solchem Trödel angelegt habe, antwortete er, daß er in Reisebeschreibungen gelesen habe, die Neger seien große Liebhaber von Spiegeln, um sich darin zu beschauen, und große Schnupfer; er glaube also, Elfenbein in Menge für diesen Artikel zu erlangen. Ich wurde gewahr, daß er sogar darauf gerechnet hatte, ein Häuptling zu werden. Wir ernährten ihn ein paar

Monate lang; allein unser Vorrath war in schneller Abnahme. Wir waren damals noch nicht lange verheirathet, und die junge Hausfrau mochte gegen einen Landsmann nicht ungastlich sich erweisen. Ich kam ihr zur Hülfe, indem ich einen innern Ruf fühlte zum Besuch eines andern Stammes. «O!» sagte unser Anhänger, «ich werde mitgehen!» «Thun Sie das lieber nicht», war die Antwort, ohne den Grund anzugeben. Er hatte die Höflichkeit, einige Groß seiner Schnupftabacksdosen bei uns zurückzulassen; ich konnte aber ebenso wenig damit etwas ausrichten. Er pflegte oft zu sagen: «Man hält diese Schwarzen für dumm und unwissend; allein bei Sanct-Georg, sie könnten jeden Engländer anführen.»

„Besuch im Harem eines arabischen Fürsten in Centralafrika. — Ich will eine Vorstellung zu geben versuchen von dem Zustande höchster Seligkeit, für dessen Erreichung alle diese Greuel (des Sklavenhandels) von den sogenannten Arabern Centralafrikas verübt werden. In einem Gespräche, das ich mit einem halbblütigen arabischen Fürsten hatte, behauptete derselbe, wie dies dort die herrschende Meinung ist, daß alle Weiber unverbesserlich schlecht seien. Ich gab zu, daß viele wol nicht besser seien, als man glaubt, die Mehrzahl sei jedoch ohne Zweifel gut und zuverlässig. Er bestand darauf, daß die Engländer ihren Weibern nur deshalb so viel Freiheit gewähren, weil sie die Weiber nicht so gut kennen wie die Araber. «Nein, nein!» fuhr er fort, «kein Weib kann gut sein. Keine Araberin, keine Engländerin kann gut sein. Sie müssen alle schlecht sein.» Und er pries sodann sein und seiner Landsleute Weisheit und Klugheit, die Weiber zu verhindern, andere Männer zu sehen. Ein roher Scherz, der Mann müsse sich zum Gefangenwärter, zum Stier der Heerde machen, schloß seine Bemerkungen. Er fügte hieran die Einladung zum Besuch seines Harems, um zu zeigen, daß er so liberal sein könne wie die Engländer. Kapitän S. vom englischen Kriegsschiff X. nahm die Einladung ebenfalls an, um eine immerwährende Freundschaft zu schließen, indem er Brot mit den Frauen des Fürsten brach. Des Fürsten Mutter, eine wohlbeleibte Dame von 45 Jahren, trat zuerst in das Zimmer, wo ihr Sohn sich befand. Sie mußte in der Jugend hübsch gewesen sein und bewahrte noch viel von ihrem frühern guten Aussehen. Sie reichte die Hand, erkundigte sich nach unserm Befinden und nahm uns zu Gefallen Platz auf einem Stuhl, obwol sie viel lieber auf einer Matte hätte kauern mögen. Ein rother wollener Vorhang vor einer Thür wurde zurückgezogen, und des Fürsten erste Frau trat ein in prachtvoller Kleidung. Sie trat vor mit munterm Schritt und reichte mit lieblichem Lächeln einen zierlichen Kuchen dar, von welchem jeder einen Bissen brach und aß. Sie hatte eine edle, unbefangene Haltung und sprach und benahm sich gerade wie eine schöne englische Dame, welche die Gäste ihres Gemahls behaglich zu stimmen wünscht. Ihre großen, schönen, tiefschwarzen Augen fesselten die Aufmerksamkeit eine Zeit lang, bevor man den Putz betrachten konnte, auf welchen offenbar große Sorgfalt verwandt worden war. Den Kopf krönte ein hoher, scharlachrother Hut, ungefähr von der Form wie der des jüdischen Hohenpriesters oder derjenige der untern Klassen der katholischen Priester. Eine dichtanschließende rothe Jacke, mit Goldlitzen dicht besetzt, ging bis zur Taille und gestattete ungefähr einen Finger breit Haut zum Vorschein zu kommen oberhalb des Unterrocks von weißem indischem Musselin, gesprenkelt mit karmoisinrothen Seidenflöckchen. Die Hosen reichten bis an den Fußknöchel, wo dicke silberne Trobdeln hingen, und die Füße waren bekleidet mit grün-gelben, an der Spitze aufgebogenen Schuhen. Um den Hals schlangen sich eine Menge goldener und silberner Ketten, und Ohrringe hingen nicht nur in den Ohrläppchen, sondern auch in Löchern, die rings um die Ohren gebohrt waren. Goldene und silberne Armbänder von indischer Arbeit bedeckten die Arme und Ringe von Gold und Juwelen funkelten an jedem der fünf Finger. Nur eine Dame könnte den reichen und ausgewählten Anzug gehörig beschreiben. Das einzige, was man

aussetzen mochte, war das kurzgeschnittene Haar. Es wird so gehalten, weil es nach dem Bade leichter trocknet; für unser nordisches Auge sah es etwas zu männlich aus. Während wir uns mit dieser ersten Dame des Harems unterhielten, erschien eine zweite und verrichtete gleichfalls die Ceremonie des Brotbrechens. Sie erschien in gleichem Putz, war ungefähr 18 Jahre alt, von vollkommener Form und größer als die erste Dame. Ihr kurzes Haar war geölt und gestriegelt, und ein Löckchen war vor jedem Ohr angebracht, was sich weiblich und graziös ausnahm. Sie sprach nur wenig, das glänzende Auge aber sprach beredsam. Es war von brauner Farbe und helleuchtend; wie «The eyes of Jeannie Dean's; filled wi' tears, they glanced like lamour beads.» («Jeannie Dean's Augen, mit Thränen gefüllt, glänzten sie wie Bernsteinperlen.» Burns.) Eine dritte Dame kam und brach ebenfalls Brot. Sie war nicht so hübsch wie jene Huri, jedoch das Kind des angesehensten Mannes in jener Gegend. Der Teint der Damen war hellbräunlich. Der Fürst bemerkte, daß er nur drei Frauen habe, obgleich sein Rang ihn zu zwölfen berechtige."

Folgender am See Bangweolo geschriebener Brief an Stanley, welchen Webb, der amerikanische Consul in Zanzibar, überbracht hat, ist der letzte Brief, welchen Livingstone schrieb, und überhaupt eine seiner letzten Lebensäußerungen. Man ersieht daraus, daß Livingstone in dem vollen Glauben starb, die Nilquellen entdeckt zu haben:

„Der Chambeze" (der dem See Bangweolo von Osten, von Bisa her zuströmende Fluß, in welchem Livingstone den Hauptquellstrom des Nil vermuthete) „wurde bereits vor langer Zeit von den Portugiesen überschritten, welchen also die Ehre seiner Entdeckung zukommt. Die Aehnlichkeit des Namens veranlaßte, daß er in den Karten als der Zambesi, östlicher Arm, angegeben wurde, und ich nahm thörichterweise an, daß der Irrthum sich auf irgendeine Autorität stütze. Deshalb war mein erster Uebergang über denselben so resultatlos wie derjenige der Portugiesen. Es kostete mich volle 22 Monate, den Irrthum zu beseitigen. Der verstorbene Casembe war der erste, der mir einen Wink davon gab, daß der Chambeze ein Glied einer Kette von Flüssen und Seen sei, welche wahrscheinlich den Nil bildet; er that es aber auf eine so scherzhafte Weise, daß ich mich veranlaßt fand, zu den Quellwassern zurückzugehen, um mich zu überzeugen, daß es nicht blos der Scherz eines mächtigen Potentaten sei. Auf einer Insel in der Mitte des Bangweolo mit einem Seehorizont ringsumher sagten die Eingeborenen, indem sie die Hand langsam ringsherum zogen: «Das ist der Chambeze, welcher rings um diese Stelle fließt und den Bangweolo bildet, ehe er um jene Landspitze fließt und den Namen Luapula annimmt.» Das war der Augenblick der Entdeckung und nicht der bloße Uebergang über einen kleinen Fluß.

„In dem verstorbenen Casembe fand ich einen vernünftigen und freundlichen Mann. Sein Reich erlag einem sehr kleinen Heere arabischer Sklaven und Wanjamuesi. Poreira, der erste Portugiese, welcher vor 89 Jahren den Casembe besuchte, sagte: er hatte 30000 eingeübte Soldaten, opferte täglich 20 Menschen, und die Straßen seiner Hauptstadt wurden täglich bewässert. Ich bin die unglückliche Veranlassung gewesen, zwei Reiche in der portugiesischen Geographie zu Grunde zu richten, das des Casembe und das des Kaisers Monomotapa. Den letztern fand ich zehn Tage oberhalb Tete. Er hatte nicht Mannschaft genug, um so viel Aufwand zu machen wie der Casembe; ich erfuhr jedoch von anständigen, mütterlich aussehenden Frauen, welche zu seinem Hofe gehörten, daß er 190 Frauen habe. Es hat mich seitdem stets gewundert, wenn ich daran dachte, was für ein Skandal ein Mann mit 190 Frauen in England sein würde! Ich wünschte, daß jemand Mtesa in Uganda besuchte, ohne Bombay als Interpreten bei sich zu haben. Dieser (Bombay, der Neger, welcher Speke und Grant begleitete und den Interpreten machte) ist keineswegs sehr zuverlässig. Der blutige Ruhm des Königs von Dahomei wurde

verdunkelt, nachdem ihn ein Reisender mit gesundem Menschenverstande besucht hatte, und man hört jetzt selten von seinen Greuelthaten. Die schrecklichsten Grausamkeiten der Afrikaner kommen großentheils auf Rechnung der Erzähler. So kam ich bei dem Eilande Casenge vorbei, wo die Negerinnen ihre Kinder für ein Lendentuch verkaufen sollen. Diese Erzählung wurde einer andern hübschen kleinen Erzählung eingefügt von einer Bärin, welche ihr Junges nicht verlassen wollte. Ein Kind, welches die obern Vorderzähne vor den untern durchstößt, wird als unglücklich gefürchtet, als eins, das den Tod in die Familie bringt. Man nennt es ein arabisches Kind und bietet es dem ersten Araber, der vorbeikommt, an. Ich habe niemals einen solchen Fall gesehen, ebenso wenig die Araber, die ich deshalb befragte; sie hatten jedoch von dergleichen gehört.

„Soviel ich gesehen habe, ist dieser See (der Bangweolo) überall von flachem Lande umgeben, obwol dasselbe 4000 Fuß über der Meeresfläche liegt. Als ich den See zuerst entdeckte, hatte ich kein Papier bei mir; ich borgte jedoch ein wenig von einem Araber und sandte einen kurzen Bericht nach Hause. Ich hatte auch so viele Unannehmlichkeiten mit der Mannschaft, daß ich nur das Allernothdürftigste mittheilte. Sobald aber die Entdeckung an der Küste gemeldet worden war, wurde der Bombay-Regierung sofort die officielle Beschreibung zugeschickt, der See sei, gleich dem Njassa, Tanganjika und Albert Njansa, von hohen Gebirgen umgeben, welche in weite Ebenen abfallen, die in der Regenzeit überschwemmt werden, sodaß die Karavanen tagelang knietief durch Wasser marschiren und ihr Nachtquartier dort aufschlagen, wo sie eine höher liegende Stelle antreffen. Die einzigen Erhöhungen sind Ameisenhügel, einige 20 Fuß hoch. Dieselben können kaum hoch genannt werden, es sei denn, daß man sie sich als auf der Höhe von 4000 Fuß ruhend dächte. Diese Angaben sind von der Wahrheit ebenso entfernt wie die, daß die Stadt des Casembe am Ufer des Luapula liege. Leute, welche eine Liebhaberei für Kartenmachen haben, spürten jedem Schritt der portugiesischen Sklavenexpeditionen nach Casembe nach und bauten die Stadt in 8° 43′ südl. Br., das ist, in tiefem Wasser am Nordende des Sees Moero und über 50 Meilen vom Luapula. Ich fand sie 9° 57′ südl. Br. und am Ufer einer Lagune, welche in keiner Verbindung mit dem Luapula steht, ein Fluß, der aber 6 oder 7 Meilen westlich von der Stadt fließt, die man in den Moero gesetzt hat. Es ist sehr unangenehm für mich, diese falschen Angaben zu rügen und rechthaberisch zu erscheinen. Was soll ich aber thun? Sir Roderick Murchison consultirte mich betreffs der gegenwärtigen Expedition, und ich empfahl den Verfasser des Obigen als den Führer. Sir Roderick theilte mir darauf mit, daß das Anerbieten abgelehnt wurde, weil nicht ein guter Gehalt und eine gute Stellung nach der Rückkehr zugesichert worden, wie Speke und Grant es mit ihren Offiziergehalten hatten. Er drang sodann in mich, die Führung zu übernehmen, sobald das Buch, mit dem ich beschäftigt war, herausgekommen sein werde. Mein guter, gutmüthiger Freund fügte in einer Art von pathetischem Tone hinzu: «Sie werden der wirkliche Entdecker der Nilquelle sein!» Ich wünschte nicht, mit meinen Thaten großzuthun; allein ich brauche sie nicht zu vergessen."

Sir Bartle Frere, der Präsident der Geographical Society, früher Gouverneur der Präsidentschaft Bombay, erzählt in einem Aufsatze über Livingstone im Aprilhefte der londoner Zeitschrift „Good Words" von der merkwürdigen Veranlassung, welche Livingstone mit Bombay und mit den „Nassik-Burschen", den in der englischen Missionsanstalt Nassik bei Bombay erzogenen jungen Negern, die für ihn so große Wichtigkeit erlangten, in Verbindung brachte. Als seine Expedition in Afrika im Jahre 1864 zu Ende kam, fand er sich in Zanzibar belastet mit dem Flußdampfer Lady Nyassa, für dessen Ankauf er einen beträchtlichen Theil seiner durch seine Schriften und die Güte seiner Gönner erworbenen Mittel verwandt hatte. Da er sah, daß er ihn in Zanzibar nicht vortheilhaft verkaufen konnte, so beschloß er, in dem Dampfkahn nach Bombay zu fahren. Seine

Mannschaft bestand aus 16 Burschen, befreiten Negersklaven, welche meistens das Meer vorher nicht gesehen hatten; ihn selbst ausgenommen, verstand keiner etwas von Schifffahrt oder von der Dampfmaschine. Auf Gott vertrauend und die gelenke Kraft fuhr er ab und gelangte wohlbehalten nach Bombay, wo der kleine Kahn einen ganzen Tag lang in dem großen Hafen lag, ehe er von den Mauthbeamten bemerkt wurde. Unter den dortigen Missionaren traf er mehrere, die nicht nur mit seinen großen Zwecken sympathisirten, sondern ihm auch auf verschiedene Weise behülflich wurden. Livingstone ließ einige von den Negerburschen, die ihn begleitet hatten, unter der Obhut des Dr. John Wilson, Vorstand der dortigen Missionsanstalt der presbyterianischen Free Kirk, zurück. In der anglikanischen Missionsanstalt zu Nassik bei Bombay, die unter dem Vorstand von W. Price stand, war eine Anzahl durch englische Kreuzer befreiter junger Neger, welche dort eine christliche, industrielle und allgemeine Schulbildung erhielten. Als Livingstone dann im Jahre 1865 wieder nach Afrika ging, nahm er seinen Weg über Bombay und fand, daß die Burschen, welche er bei Wilson in der Schule gelassen, gute Fortschritte gemacht hatten, und nahm sie und eine Anzahl der Negerburschen in Nassik in seinen Dienst, damit sie ihn in ihre Heimat begleiteten. Die indischen Sepahi, die Leute von der Insel Johanna, die er ebenfalls in Dienst nahm, erwiesen sich als äußerst meuterisch, während die Neger aus Bombay, namentlich die „Nassik-Burschen", ihrem Herrn bis in den Tod und bis über den Tod hinaus eine so bewunderungswürdige Treue bewahrten. In der Deputation, welche in der Malwa zu Southampton die Leiche Livingstone's empfing, befand sich, wie wir oben gesehen, Hr. Price, der Vorstand der Nassik-Mission, welcher die Freude hatte, hier seinen Schüler Jakob Wainwright zu begrüßen, der seinem Herrn eine so lange Begräbnißbegleitung gegeben hatte, wie sie in der Weise wol noch keinem Sterblichen zutheil geworden ist.

Hören wir Bartle Frere weiter über Livingstone. Ihm gebührt das Wort als dem Präsidenten jener hochverdienten londoner Geographischen Gesellschaft, die bei Livingstone's Untersuchung so nahe betheiligt war, sowie als dem langjährigen Freund Livingstone's, der ihm stets besonders nahe gestanden:

„Als er zuletzt bei mir weilte auf seiner Reise nach Afrika im Jahre 1865 (Sir Bartle war damals Gouverneur der Präsidentschaft Bombay) fragte ich ihn nach seinem Operationsplan. Sein Hauptzweck war, sagte er, dem Wunsche Sir Roderick Murchison's (des damaligen Präsidenten der Geographical Society) nachzukommen, die Grenzen des Nilbeckens zu bestimmen; er beabsichtige also zuvörderst die Wasserscheide zwischen dem Nil und den südlich und östlich angrenzenden Flüssen zu erkunden, dann der Wasserscheide rings um den Rand des Beckens zu folgen und somit die Grenzen abzustecken, innerhalb deren zukünftige Reisende dem besondern Flusse nachspüren könnten, der unter den vielen tausend Zuflüssen den meisten Anspruch hat auf die Ehre, die Quelle des Nils zu sein.

„Hierin jedoch, wie in allen seinen andern Unternehmungen, war die geographische Entdeckung höhern Zwecken gänzlich untergeordnet; er wünschte das schwierigste Problem der afrikanischen Geographie blos deshalb zu lösen, weil es ihm ein nothwendiger erster Schritt dazu war, in das Herz Afrikas das Licht des Geistes einzulassen. Er wußte, daß der Reisende dem Kaufmann und Missionar vorangehen müsse, schätzte aber alles, was er als Entdecker ausrichten konnte, nur insofern, als es der Ausbreitung des Christenthums und der Civilisation behülflich werden möchte. Sein Ziel war stets die Hebung der Negerrasse Afrikas. Die Abschaffung des Sklavenhandels und der Sklaverei, die Entwickelung des Handels und der Bildung waren in seinem Sinne weiter nur Mittel zur Predigt des Evangeliums, welches er für das einzige wirksame Heilmittel hielt für alle die Uebel, welche seit so vielen Jahrhunderten das Erbtheil Afrikas sind."

„Die Geographen können, denke ich", so fährt Sir Bartle fort, „es immerhin gelten lassen, daß Livingstone die geographischen Entdecker blos als Vorläufer des Handels und der Gesittung schätzte. Was den Handel anbelangt, so kann man die Resultate, zu welchen die Arbeiten Livingstone's zur Erschließung des innern Afrikas führen müssen, kaum zu hoch anschlagen. Man darf schlechtweg behaupten, daß es unter den Erzeugnissen, welche jenes Land hervorbringen kann, wenige gibt, welche wir nicht brauchen und nicht gern kaufen werden, sowie es wenige Manufacturwaaren gibt, welche Europa, Asien und Amerika liefern können, und die nicht in Afrika einen guten Absatz finden werden. Es ist augenscheinlich, daß der Neger weit über den Rassen, die weder selbst Fähigkeit zu den industriellen Künsten haben, noch auch für europäische Manufacturen Interesse zeigen, steht. Die Neger sind in der Regel große Liebhaber von feinen Kleidern, von Metallsachen und sonst von allerlei Waaren, welche Europa, Asien, Amerika erzeugen. Auch erweisen sie sich bereitwillig zu der Arbeit, welche erforderlich ist, um solche Einfuhr mit den Erzeugnissen ihres Landes zu ermöglichen, mit Getreide, Baumwolle und andern Faserstoffen, Oelen, Metallen, Bauhölzern, Häuten, Fellen, Farbestoffen, welche, wie unzählige andere Dinge, sie in Ueberfluß liefern können. Sicherheit des Kaufmanns und Abschaffung des Sklavenhandels sind die beiden Bedingungen zur Entwickelung eines Handels, welcher unsern Verkehr mit andern Nationen wahrscheinlich weit übersteigen wird. Es ist augenscheinlich nur aus Mangel an Mitteln, sich Kleidungsstücke zu verschaffen, daß die Afrikaner gewöhnlich mit so geringer Kleidung fürliebnehmen. Könnten sie sich nur einmal überzeugen, daß es ihnen vergönnt ist, die Früchte ihres eigenen Ackerbaues zu genießen, und daß der Kaufmann mit ihnen in Sicherheit verkehren kann, so würden alle Webstühle in Europa nicht hinreichen, die Stoffe zu liefern, welche Afrika gebrauchen würde. Dasselbe gilt von Metallwaare, Kurzer Waare, Töpferwaare und andern Fabrikaten. Ueberall werden solche Waaren mit Begierde gegen Rohstoffe ausgetauscht, wo Handel und Verkehr nur bestehen.

„Ueber Livingstone's Charakter ist es für diejenigen, welche ihn genau kannten, schwer, ohne den Anschein von Uebertreibung zu reden. Von der Kraft und Energie seiner Intelligenz hat er Beweise gegeben wie wenige. In jedem fünfjährigen Abschnitt seines Lebens hätte er sich in irgendeiner andern Beschäftigung einen Namen und ein Vermögen erwerben können, wie nur den Tüchtigsten unserer Rasse gelingt. Solche Beobachtungsgabe, solchen praktischen Scharfsinn habe ich niemals wahrgenommen. Die Lebensweise, die er führte, schärfte wahrscheinlich diese Fähigkeiten; er besaß jedoch das schnelle Auge, das Urtheil über Kraft und Resultat, das dem großen Organisator, Politiker, General eigen ist. Ebenso hatte er eine merkwürdige Menschenkenntniß. Keine Schmeichelei konnte ihn blenden, keine Verlockung ihn verleiten. Seinen Hauptcharakterzug aber bildeten seine Einfachheit, Hingebung und Aufrichtigkeit. Seine Absichten mochten manchem vielleicht sonderbar vorkommen; allein niemand konnte ihn einen Augenblick der Doppelzüngigkeit zeihen, argwöhnen, daß er etwas anderes beabsichtige, als was er angab und auf dem geradesten und offensten Wege zu erreichen strebte. Ihm fehlte zwar nicht jene vorsichtige Zurückhaltung, welche seinen Landsleuten eigen ist, doch niemand war offener als er in allem, was er zu sagen oder sein Fragsteller zu fragen ein Recht hatte. Einige, die mit ihm näher in Berührung kamen, behaupteten, er sei unfähig und abgeneigt, mit andern Leuten gemeinsam zu handeln; er fühlte sich so stark und bedurfte so wenig des Rathes und Beistandes anderer, daß er gewöhnlich einsah, er komme allein am besten fort. Wenn er gänzlich seinen eigenen Weg ging, so konnte man sich auf niemand mehr als auf ihn verlassen; dabei sprach er jedoch seine Meinung, wie sehr sie auch von der seiner Gefährten abweichen mochte, immer ohne alle Anmaßung aus. Wie alle Männer von eiserner Körperbildung und festem Willen, schien er oft keine Nachsicht

für die Schwäche anderer zu haben. Sah er sein Ziel deutlich erreichbar, so zögerte er nicht, um den Preis zu berechnen, für den es zu erreichen war, und die Entschlossenheit, welche bei einem General oder einem Chirurgen sofort als eine Inspiration des Genies angesehen worden wäre, wurde von seinen Reisegefährten zuweilen als Mangel an Rücksicht auf ihre Leiden betrachtet. Livingstone war für sich selbst längst gewissermaßen abgestorben und erwartete von andern dieselbe Hingebung, welche ihm zur Natur geworden war.

„Wir können in unsern Tagen die ganze Größe des Werkes, welches Livingstone ausgeführt hat, nicht ermessen. Mag seine Lebensbeschreibung auch in einem Stile gegeben werden, welcher sie zum Lieblingsbuche für jung und alt macht, gleich demjenigen, welches von der Tapferkeit Nelson's erzählt, oder dem von den Abenteuern des schiffbrüchigen Helden Defoe's, so werden doch Generationen darüber hingehen, ehe unsere Kinder erkennen, wie groß das Werk sei, welches der willensstarke, herzensfeste Schotte vollbrachte, der in seinen jahrelangen, einsamen Wanderungen die Wildniß durchzog, um dem Missionar und dem Kaufmann den Weg zu eröffnen, auf dem sie die dunkeln Millionen Centralafrikas erreichen konnten.

„Es bedarf keines größern Beweises von dem mächtigen Einfluß, den er auf andere ausübte, als den, welchen seine Begleiter gegeben haben, indem sie seinen entseelten Leib seinen Landsleuten überbrachten. Man bedenke, daß es keine erlesenen Männer waren, keine wohlerzogenen Sprößlinge afrikanischer Aristokraten. Es waren alle befreite Sklaven, allein durch die Vorschrift, das Beispiel, das Angedenken eines eifrigen Christen geleitet. Ueber 1000 Meilen weit trugen sie seewärts jene Ueberreste; kein alter Afrikareisender hätte jemals geglaubt, daß irgendeine Bestechung sie vermocht haben würde, die Leiche auch nur 20 Meilen weit zu tragen. Nachdem es ihnen gelungen ist, Livingstone's Leichnam seiner Heimat zurückzugeben, sage hinfort keiner, daß das afrikanische Volk zu Handlungen des höchsten und ausdauerndsten Heldenmuthes unfähig sei. Nur diejenigen, welche die Schwierigkeiten der afrikanischen Reise aus Erfahrung kennen, werden die wunderbare Hingebung hinreichend würdigen, mit welcher dieses Unternehmen ausgeführt worden ist."

Die neuern Erscheinungen

im Gebiete der elektrischen Telegraphie.

Von

Eduard Zetzsche.

II.

Die Telegrapheneinrichtungen für den Eisenbahnbetrieb.

Der erste der Aufsätze, in welchen die neuern Erscheinungen im Gebiete des Telegraphenwesens besprochen werden sollen, beschäftigte sich mit einer für die elektrische Telegraphie im engern Sinne sehr wichtigen Aufgabe, deren Lösung die Beförderung einer wesentlich größern Anzahl von telegraphischen Nachrichten auf den vorhandenen Leitungsdrähten ermöglichen soll. Abweichend davon mag der nun folgende Aufsatz einer Gruppe jener Telegrapheneinrichtungen gewidmet werden, welche nicht für die Nachrichtenbeförderung im allgemeinen bestimmt, sondern lediglich besondern Zwecken zu dienen berufen sind. Unter diesen Zwecken steht die Erhöhung der Leistungsfähigkeit der Eisenbahnen durch Vermehrung der Sicherheit des Eisenbahnbetriebes wegen ihrer Wichtigkeit obenan; zugleich zeigen die für diesen Zweck verwendeten Telegraphen eine ziemliche Mannichfaltigkeit in ihrer Einrichtung und Bestimmung, sodaß auch aus diesem Gesichtspunkte eine Schilderung der beim Eisenbahnbetriebe benutzten Telegraphenanlagen gerechtfertigt erscheinen wird.

Wennschon im allgemeinen und zu jeder Zeit für die Beförderung von Nachrichten eine Geschwindigkeit erstrebt werden mußte, welche die in der Beförderung von Personen und Sachen bereits erreichte Geschwindigkeit merklich übertrifft, und wenn deshalb die Ausbreitung der Eisenbahnen ganz wesentlich zur weitern Ausbildung und Verbesserung der Telegraphen drängen mußte, so nahmen doch die Eisenbahnen die Telegraphen, sobald letztere überhaupt betriebsfähig erschienen, nicht blos für die Zwecke der einfachen und gewöhnlichen Nachrichtenbeförderung in ihren Dienst, sondern die Verpflichtung, für die möglichste Sicherheit der auf den Eisenbahnen verkehrenden Züge zu sorgen, weckte das Verlangen nach besondern Telegraphen, welche man mit dem Gesammtnamen Sicherheitstelegraphen belegen könnte, weil sie, oft in ganz eigenthümlicher Weise, Meldungen und Mittheilungen zu befördern bestimmt sind, durch welche jene so dringend wünschenswerthe Sicherheit der auf den Schienen dahinrollenden Züge erreicht werden soll.

So finden wir denn auf den Eisenbahnen, außer den gewöhnlichen Betriebstelegraphen, mittels deren allerhand Nachrichten weiter gegeben werden können und welche daher jetzt

in ziemlich ausgiebiger Weise auch dem außerdienstlichen geschäftlichen Verkehre zugänglich gemacht worden sind, nicht nur ganz allgemein elektrische Läutewerke, ferner eigenthümliche Telegraphenvorrichtungen, welche Zusammenstöße zweier Züge und ähnliche Unglücksfälle verhüten sollen, oder welche automatisch den Verkehr der Züge controliren, oder den Zug über den Zustand der Bahn unterrichten, oder ihn, sei es während der ganzen Fahrzeit, sei es vorübergehend und zwar namentlich bei sich etwa dennoch ereignenden Unglücksfällen, mit den benachbarten Bahnstationen in telegraphische Verbindung treten lassen, oder welche einen telegraphischen Gedankenaustausch zwischen dem Zugpersonale unter sich oder mit den Fahrenden gestatten u. dgl. m.

Die Eisenbahnbetriebstelegraphen zunächst unterscheiden sich bezüglich der ihnen gestellten Aufgabe und daher auch in ihrer ganzen Einrichtung nur wenig von den sonst gebräuchlichen Telegraphen; doch hat man sich stets bemüht, die Betriebstelegraphen so einfach als möglich herzustellen, weil ihre Bedienung einem minder geübten, zum Theil gar nicht ausschließlich zum Telegraphiren gehaltenen Personal anvertraut werden mußte. In den Betriebstelegraphen spiegeln sich daher nicht nur die jeweiligen Fortschritte des Telegraphenwesens überhaupt wieder, sondern es prägen sich in ihnen auch nationale und locale Eigenthümlichkeiten mit aus. So waren z. B. in England von Anfang an Nadeltelegraphen als Betriebstelegraphen üblich, deren magnetisch gemachte Stahlnadeln in je einer Multiplicatorrolle auf eine drehbare Achse aufgesteckt waren und von den die Rolle durchlaufenden positiven oder negativen elektrischen Strömen nach der einen oder der andern Seite abgelenkt wurden; durch die gruppenweise aufeinanderfolgenden Nadelablenkungen wurden dann die einzelnen Buchstaben oder sonstige vorausbestimmte Zeichen ausgedrückt. In England sind auch jetzt noch auf den meisten Eisenbahnen Nadeltelegraphen in Gebrauch, obwol letztere bei den englischen Staatstelegraphen nicht mehr benutzt werden. In andern Ländern dagegen sind die Nadeltelegraphen auch bei den Eisenbahnen schon seit längerer Zeit durch die Morse'schen Drucktelegraphen ziemlich ganz verdrängt worden, so unter andern in Oesterreich, wo der Bain'sche Nadeltelegraph von dem wiener Mechanikus Ekling in sehr zweckmäßiger Weise abgeändert und zum Heben hörbarer Zeichen befähigt worden war und in dieser Gestalt eine Reihe von Jahren als Betriebstelegraph Verwendung fand und vereinzelt auch noch jetzt findet, wie z. B. auf der Kaiser-Ferdinands-Nordbahn, auf welcher er bis 1865 sogar allein und ausschließlich benutzt wurde. Ebenso haben die früher in Deutschland für Eisenbahnzwecke allgemein gebräuchlichen Zeigertelegraphen, bei denen sich bald unter der alleinigen Wirkung elektrischer Ströme, bald wenigstens unter Mithülfe derselben ein Zeiger auf einer mit den Buchstaben, den Ziffern und mit sonstigen Zeichen beschriebenen Scheibe schrittweise fortbewegte, um endlich auf dem eben zu telegraphirenden Buchstaben stillstehen zu bleiben, dem Morse schon seit mehr als 20 Jahren das Feld räumen müssen. In recht zweckentsprechender Weise hatten Siemens u. Halske in Berlin bei den in Wien 1873 ausgestellten Morse'schen Eisenbahnstationstelegraphen die zusammengehörigen Apparate (Farb- oder Stiftschreiber, Relais, Taster, Galvanoskop, Blitzableiter) auf einem gemeinschaftlichen Grundbrete festgeschraubt, welches in eine Vertiefung des Apparattisches eingesetzt wird, unter dessen Tischplatte sich meist noch ein Schränkchen zur Aufnahme der Batterien befand. Dabei waren behufs schneller und einfacher Auswechselung eines solchen Apparatsatzes die Leitungsdrähte nicht unmittelbar nach Klemmschrauben an den einzelnen Apparaten geführt, sondern mit schneidenförmigen, in jener Vertiefung des Tisches befindlichen Ständern verbunden, auf welche sich beim Einsetzen des Grundbretes in die Vertiefung die sogenannten Federschlußklemmen (nach Frischen) auflegen und die nöthigen Apparatverbindungen herstellen. Solange dagegen das Grundbret aus der Vertiefung ausgehoben ist, stellt eine außerdem noch vorhandene Federschlußklemme die kurze Verbindung zwischen den in die

Station einmündenden (Luft- und Erd-) Leitungen her; beim Wiedereinsetzen des Grundbretes aber wird diese kurze Verbindung selbstthätig wieder gelöst. Der von Siemens u. Halske ebenfalls in Wien ausgestellte Wärterstationsapparatsatz bestand aus Farbschreiber, Schlüssel, Galvanoskop und Umschalter, welche in einem verschließbaren Schutzkasten verwahrt waren. Der Elektromagnet des zunächst für Ruhestrom bestimmten Farbschreibers hatte zwei aufrechtstehende Schenkel, deren Kerne seitwärts zu einander zugewandten Schuhen verlängert waren; der Anker aber war durch eine Schraube an der Unterseite des Ankerhebels festgemacht und lag auch noch unterhalb der Schuhe. Der Ruhestrom zieht also den Anker an die Schuhe empor, bei Unterbrechung des Stroms fällt dagegen der Anker nach unten ab und drückt das Schreibrädchen gegen den Papierstreifen. Wird dagegen der Anker nicht auf der untern, sondern auf der obern Seite des Ankerhebels und oberhalb der Schuhe festgeschraubt, so kann der Farbschreiber sofort mit Arbeitsstrom arbeiten.

Die im Laufe der Zeit sehr vervollkommneten elektrischen Läutewerke der Eisenbahnen haben die Aufgabe, die Bahnwärter und Bahnarbeiter durch hörbare Signale von dem Abgange der auf der Strecke zwischen zwei Bahnstationen verkehrenden Züge zu unterrichten. Diese Läutewerke sind gewöhnliche, mit Schlagwerk versehene Laufwerke, welche durch die Wirkung eines elektrischen Stroms auf den Anker eines Elektromagnets ausgerückt oder losgelassen werden, und nun eine bestimmte Anzahl Schläge auf einer oder zwei ziemlich großen Glocken ertönen lassen. Die Glocken werden theils auf den Wächterhäusern selbst, theils auf höhern Schränken angebracht, welche die Läutewerke und deren Laufwerke enthalten. Die auf die Glocken schlagenden Hämmer sitzen an dem einen Ende eines Hebels, dessen zweites Ende durch einen Zugdraht mit einem Schlaghebel verbunden ist; auf das zweite Ende des Schlaghebels wirken die aus einem Rade des Laufwerks vorstehenden Hebenägel, und so oft einer der letztern dieses zweite Ende niederdrückt und wieder losläßt, wird der Hammer erst gehoben und fällt dann auf die Glocke herab. Will man mittels zweier Glocken durch Doppelschläge signalisiren, so braucht man blos die zweiten Enden der beiden Schlaghebel verschieden lang zu machen, sodaß der eine etwas später als der andere von dem Hebenagel freigelassen wird. Das erste Läutewerk führte der berliner Uhrmacher Leonhard aus; nach gegebenem Signal mußte jedoch der Bahnwärter das Läutewerk erst wieder einrücken, bevor ein neues Signal gegeben werden konnte; später fügte Leonhard noch ein zweites Uhrwerk hinzu, welches das Läutewerk nach jedem Signal wieder einrückte. Das erste sich von selbst nach jedem Signal wieder einrückende Läutewerk stellte Kramer 1847 auf der Strecke Magdeburg-Buckau auf; die Ausrückung desselben erfolgte durch einen Fallhammer an einem Hebel, welcher für gewöhnlich von einem nach der einen Seite hin etwas beweglichen Schnepper an einem mit einem Balancirgewicht versehenen Hebel gefangen und ziemlich balancirt war, sodaß das andere Ende des Fallhammerhebels sich nur leicht an eine Nase einer am Ankerhebel sitzenden Gabel anlegte; diese Nase ließ in dem Momente, wo der Elektromagnet seinen Anker anzog, den Hebel des Fallhammers frei, worauf dieser sich zu bewegen anfing und dabei von dem Schnepper, dessen Hebel anfänglich dem Hammerhebel folgte, endlich abrutschte; infolge dessen drehte sich der Schnepperhebel rückwärts, bis er auf einem Aufhaltstifte liegen blieb, der Fallhammer dagegen fiel vollends auf den Auslöshebel des Schlagwerks herab und ließ das Schlagwerk los; hatte letzteres einen Schlag auf die Glocke gethan, so wurde der Fallhammer durch das Triebwerk selbst wieder gehoben, und sein Hebel fing sich wieder an dem Schnepper und der Nase oder falls der Anker noch nicht losgelassen hatte, an einer zweiten Nase der Gabel, der Auslöshebel aber nahm nun seine ursprüngliche Lage wieder ein und hemmte das Triebwerk (Selbst-

arretirung). Aehnlich ist es bei den noch vollkommenern Läutewerken von Siemens u. Halske, deren erstes ebenfalls 1847 gebaut wurde und bei dem Läutewerke von Teirich in Wien. Sehr vorzüglich arbeitet der Läute-Inductor von Siemens u. Halske, welcher mit kräftigen magnetoelektrischen Inductionsströmen betrieben wird, deshalb kräftigere Abreißfedern an den Elektromagneten haben kann und die Läutewerke zuverlässiger schlagen läßt.

Die Läutewerke geben theils einzelne Schläge auf die Glocken und heißen dann Einschläger, theils läuten sie in Pulsen aus mehrern zusammengehörigen Schlägen; sehr gewöhnlich sind Pulse von je fünf einfachen oder Doppelschlägen. Soll ein und dasselbe Läutewerk bald als Einschläger verwendet werden, bald in Pulsen läuten, so braucht es nur mit zwei verschiedenen Selbstarretirungen versehen zu werden, von denen die eine das Laufwerk arretirt, sobald ein Schlag, die andere erst, sobald die zu einem Pulse gehörige Anzahl von Schlägen ertönt ist. Wird aber die Arretur des Laufwerks durch einen Einfallhebel bewirkt, welcher während der Arretur in einem Einschnitte (Falle) einer Scheibe (Schlußscheibe) liegt, beim Loslassen des Laufwerks aus der Falle ausgehoben wird und dann auf dem Umfange der vom Laufwerke mit in Umdrehung versetzten Schlußscheibe aufliegt, bis er in die nächste Falle einfällt und so mittelbar oder unmittelbar das Laufwerk arretirt, so sind zur Erreichung des angegebenen Zweckes blos zwei Schlußscheiben nöthig, welche verschieden lange massive Sectoren zwischen je zwei benachbarten Fallen haben; beide Schlußscheiben werden auf dieselbe Achse aufgesteckt, welche der Länge nach verschiebbar ist, sodaß der Einfallhebel bald auf der einen, bald auf der andern Schlußscheibe liegt, je nachdem das Läutewerk als Einschläger oder in Pulsen schlagen soll.

Die neuern von Siemens u. Halske in Berlin gebauten Läutesäulen sind mit dem Einradläutewerke ausgerüstet, welches blos ein Rad und das treibende Gewicht, außerdem aber weiter kein Räderwerk enthält. Das ganze Werk ist von einem cylindrischen Blechmantel eingeschlossen, welcher sich behufs einer Revision des Werkes an drei Führungsrippen bequem herabziehen läßt. Die Glocke hängt oberhalb eines an den cylindrischen sich anschließenden kegelförmigen Mantels, welcher mit zwei Erkern versehen ist, aus deren einem der Hammer vortritt, um die Glocke zu treffen. Auf diese Weise ist der ganz unter Dach befindliche Hammer gegen das Einfrieren gesichert. Der Hammer wird von Vorsprüngen an dem Rade mit seiner aufrecht stehenden Achse in ähnlicher Weise wie der Wecker an schwarzwälder Uhren hin- und hergeworfen. Die Auslösung des Werkes erfolgt erst durch eine größere Reihe (21) aufeinanderfolgender Ströme von wechselnder Richtung, wodurch ein zufälliges Auslösen des Werkes, z. B. durch elektrische Entladungen bei Gewittern, so gut wie unmöglich gemacht hat. Das treibende Gewicht sinkt im Innern der Säule herab, die Säule selbst aber setzt sich als Rohr von ungefähr derselben Länge wie die Säule in die Erde fort; dieses Erdrohr vergrößert die Fallhöhe für das Gewicht und bildet zugleich das Fundament.

Die Kaiser-Ferdinands-Nordbahn hat ihre 1873 auch in Wien ausgestellten Glockensignalapparate mit besondern Registrirvorrichtungen versehen, welche die gegebenen Glockensignale zugleich auf einem in dem Apparatkasten unter einer Glastafel sichtbar werdenden Papierstreifen sichtbar werden lassen und für eine etwaige Controle bleibend erhalten.

Die Telegraphenleitung, welche zum Betrieb der elektrischen Läutewerke benutzt wird, läßt sich zugleich noch zum Telegraphiren auf andern Apparaten gebrauchen und wird namentlich häufig zum Geben von Hülfssignalen bei etwa vorkommenden Unfällen eingerichtet. Man kann dann die Hülfssignale entweder mit schwächern Strömen oder mit Strömen von entgegengesetzter Richtung geben, und dann werden die Glocken nicht

mitertönen, während Hülfssignale gegeben werden. Wählt man aber für den Betrieb der Läutewerke Ruhestrom, läßt man also die zugehörige Leitung beständig von einem elektrischen Strome durchlaufen und die Läutewerke beim Unterbrechen dieses Stroms (durch Abfallen des Ankers eines Elektromagnetes) auslösen, so kann man an jedem Wächterhause, ja auch an jeder beliebigen Stelle der Bahn, durch zweckentsprechende Unterbrechungen des Stroms nicht nur Glockensignale, sondern auch Zeichen auf einem für Ruhestrom eingeschalteten Morseapparat geben. Zu diesem Zwecke stellt man dann in den einzelnen Wärterhäusern einen möglichst einfachen Zeichengeber und zum Empfangen einer Antwort einen einfachen Empfangsapparat, z. B. ein Galvanometer auf, dessen Nadel nach Absendung des Hülfssignals von der um Hülfe ersuchten Station in vorher bestimmter Weise ein oder mehreremal abgelenkt wird. Etwas abweichend hiervon verband Walker 1857 auf zwei benachbarten Eisenbahnstationen die gleichnamigen Pole zweier gleichstarker elektrischer Batterien einerseits mit der Leitung, andererseits mit der Erde, sodaß für gewöhnlich die Ströme der beiden Batterien sich neutralisirten und die Läutewerke erst ertönten, wenn an irgendeinem Zwischenorte die Leitung, mit der Erde verbunden wurde. Eine ähnliche Einrichtung bestand eine Zeit lang auf hannoverischen Bahnen; es waren aber hier in den entlang der Bahn stehenden Glockenbuden besondere Hülfssignalgeber angebracht, welche zwei mit dem Namen der beiden Nachbarstationen bezeichnete Schlüssellöcher hatten; wurde in das eine oder das andere der zugehörige Schlüssel eingesteckt und umgedreht, so erhielt blos die an diesem Schlüsselloche angeschriebene Station die Hülfssignale, die andere Nachbarstation dagegen nicht, weil die nach der erstern führende Leitung durch den Schlüssel mit der Erde verbunden wurde, die nach der andern führende aber unterbrochen blieb. Regnault fügte seinem später ausführlicher zu besprechenden Sicherheitstelegraphen für französische Bahnen auch einen Apparat zum Hülfeforderu bei; jeder dieser in Entfernungen von je 400 Meter voneinander aufgestellten Apparate bestand aus einem Galvanometer, dessen Nadel bei ihrer Ablenkung aus der Ruhelage links und rechts an eine Glocke anschlug, und aus einem Zeichengeber, dessen Kurbel bei einmaliger Umdrehung mittels einer auf ihrer Achse aufgesteckten gefurchten Scheibe und eines von letzterer bewegten Contacthebels den die Nadeln ablenkenden Ruhestrom ein- oder mehreremal unterbrach und wiederherstellte und so der um Hülfe ersuchten Station durch die Zahl der Nadelablenkungen zugleich meldete, der wie vielte Apparat Hülfe verlangte; die Station beantwortete das Hülfssignal durch Umkehrung des Stroms, welche einen Nadelausschlag nach der andern Seite veranlaßte. Karl Frischen brachte 1855 an den Läutewerken der hannoverischen Bahnen messingene Schließungsräder mit einer aufschleifenden Feder an, damit, wenn bei einem Unglücksfall ein solches Läutewerk mit der Hand in Gang gesetzt wurde, die Feder sich nach und nach in sämmtliche Ausschnitte des Schließungsrades einlegte und dadurch bei jedem Umlaufe dieses Rades der Ruhestrom in der Leitung so oft und in solchen Zwischenräumen unterbrochen wurde, daß aus den dabei auf Morseapparaten niedergeschriebenen Punkten und Strichen die Nummer des Wächterhauses erkannt werden konnte, von welchem der Hülferuf ausging. Um aber zu verhüten, daß durch Zufall oder Bosheit ein Hülfssignal gegeben werde, wurde in jeder Glockenbude noch ein einfacher Umschalter angebracht; die Feder und die Schließungsscheibe waren für gewöhnlich aus dem Stromkreise ausgeschaltet und wurden erst durch Umlegung zweier Messingschienen des Umschalters in den Stromkreis eingeschaltet. Die später gebauten derartigen Läutewerke waren außerdem noch mit einem gewöhnlichen Taster zur Unterbrechung des Ruhestroms ausgerüstet, um mittels desselben von der Glockenbude aus jede beliebige Nachricht nach den benachbarten Stationen senden zu können. Die Kaiser-Ferdinands-Nordbahn hat ihren schon erwähnten, mit Registrirvorrichtung versehenen Glockensignalapparaten mechanische Signalgeber beigefügt, welche den Spieldosen ähneln und

mittels deren der Wächter die Nothsignale entsendet, indem er nach dem Einstellen eines Zeigers auf das abzusendende Nothsignal das Federwerk durch eine Schnur aufzieht, worauf der Signalgeber selbstthätig das Signal regelrecht abspielt.

Die neueste (1872 patentirte) Hülfssignaleinrichtung wird von Siemens u. Halske nach den Angaben des Ingenieurs von Hefner-Alteneck gebaut. Sie befindet sich zugleich mit einem Blitzableiter und einem Einradläutewerke mit Wechselstromauslösung in einer Läutesäule. Auf die Achse des Einradläutewerks sind nun noch acht Schließungsräder aufgesteckt, welche an ihrem Umfange mit verschieden gestellten, dem zu gebenden Hülfssignale entsprechenden Vorsprüngen und Einschnitten versehen sind. Der in der Leitung vorhandene galvanische Ruhestrom ist geschlossen, solange der längere Arm eines Winkelhebels in einem der Einschnitte liegt, weil dann der den Contact machende kürzere Arm auf seinem Amboß aufliegt, von dem er aber abgehoben wird, sobald der längere Arm auf einen Vorsprung aufläuft. Für gewöhnlich ruht der längere Arm auf einer Stelle der Achse neben den Schließungsrädern und hält dabei den Stromkreis geschlossen. Mit den zu gebenden acht Hülfssignalen sind acht Schlüssel bezeichnet, die sich nur dadurch voneinander unterscheiden, daß ihre Bärte in verschiedenen Abständen vom Ende des Schaftes sitzen. Wird ein solcher Schlüssel gerade so weit in das Schlüsselloch gesteckt, daß er in diesem herumgedreht werden kann, so wirkt der Schaft auf einen Seitenarm des Winkelhebels und dreht diesen gerade so weit um eine horizontale Achse, daß sein längerer Arm auf das zu diesem Schlüssel gehörige Schließungsrad zu liegen kommt, während beim Umdrehen des Schlüssels der Bart auf einen Riegel wirkt und durch diesen das Triebwerk ausrückt, sodaß nun das Hülfssignal von dieser Säule aus in die Leitung gegeben und von Morseapparaten auf den Stationen derselben niedergeschrieben werden kann und so lange fortgegeben wird, bis der Schlüssel wieder umgedreht und herausgezogen wird. Diese Hülfssignale werden mittels des Ruhestroms auf der nämlichen Leitung gegeben, in welche mittels eines kräftigen Inductors die Wechselströme zur Auslösung der Läutewerke entsendet werden; daher wird beim Umdrehen der Kurbel des Inductors von diesem selbstthätig zugleich der Ruhestrom ausgeschaltet.

Will man eine mit Ruhestrom arbeitende Glockensignallinie zugleich für Morsecorrespondenz bei Ruhestrom benutzen und doch verhüten, daß die Glocken während der Morsecorrespondenz läuten, so kann man, wie es unter anderm auf der Kaiser-Ferdinands-Nordbahn geschieht, die Morsetaster so einrichten, daß sie beim Niederdrücken des Tasterhebels die Linie nicht ganz unterbrechen, sondern nur einen Widerstand in dieselbe einschalten, welcher hinreichend groß genug ist, um den in der Leitung vorhandenen constanten Strom so weit zu schwächen, daß die Relais der Morseapparate ihre Anker abfallen lassen, während die weniger empfindlichern Läutewerke erst bei einer vollständigen Unterbrechung des Stroms ausgelöst werden. Noch sicherer läßt sich das Läuten der Signalglocken verhüten, wenn man nach dem von R. Blaschke in Wien 1866 veröffentlichten Vorschlage in die mit Ruhestrom betriebene Leitung für die Läutewerke die Morse wie zum Telegraphiren mit Arbeitsstrom einschaltet und dabei die Morsezeichen durch Verstärkung des Ruhestroms entstehen läßt. Diese Verstärkung des Stroms kann einfach dadurch herbeigeführt werden, daß der Tasterhebel bei seinem Auftreffen auf dem Arbeitscontact einen in die Leitung eingeschalteten entsprechend großen Widerstand ausschaltet, indem er einen kürzern Schluß für den Strom herstellt. Will man dabei die Morsecorrespondenz nicht blos zwischen zwei benachbarten, sondern auch zwischen zwei weiter voneinander entfernten Stationen ermöglichen, so muß man, da die Ruhestromlinie auf jeder Station eine Erdleitung erhält und deshalb zwischen je zwei Stationen ein in sich abgeschlossenes Ganzes bildet, auf den Zwischenstationen eine Translation einrichten, durch welche zwar die auf der einen Theillinie einlangenden Morsezeichen von den Apparaten

selbst in die nächste Theillinie weiter gegeben werden, jedoch ohne daß dabei der Ruhestrom unterbrochen wird. Blaschke erzielt dies durch zwei Relais, deren jedes von dem Ruhestrom der einen oder der andern der in die Translationsstation einmündenden Theillinien durchlaufen wird, beim Ansprechen auf die Stromverstärkung in seiner Theillinie aber durch seinen sich auf den Arbeitscontact auflegenden Ankerhebel einen kürzern (d. h. ebenfalls den schon erwähnten Widerstand nicht enthaltenden) Weg für den das andere Relais und die andere Theillinie durchlaufenden Ruhestrom herstellt, dadurch auch diesen Ruhestrom verstärkt und die in diese Theillinie eingeschalteten Morse ansprechen läßt.

Damit der Zugführer bei Bedarf auch von den Wärterbuden aus mit den benachbarten Stationen in vollständigen telegraphischen Verkehr treten könne, haben mehrere Eisenbahnverwaltungen die von Siemens u. Halske seit etwa 1½ Jahren gebauten, nur für vorübergehenden Dienst bestimmten Eisenbahnwärterbuden-Telegraphen eingeführt. Bei diesen Telegraphen sind die sämmtlichen zusammengehörigen Apparate in einen hölzernen Kasten eingeschlossen, welcher sich ganz auseinanderschlagen läßt, wobei die Thür um eine horizontale Achse um 90 Grad umgeklappt wird, um dann als Schreibpult zu dienen; die untere Thürhälfte ist doppelt, und es bleibt der innere Theil stehen, während der äußere sich mit umklappt. Beim Schließen des Kastens legt sich eine Metallschiene an der Thür an zwei Federschlußklemmen an und schaltet den Apparat unter Herstellung eines kurzen Schlusses der Linie aus letzterer aus; beim Oeffnen der Thür wird dieser kurze Schluß durch die Federn beseitigt und der Apparat zugleich eingeschaltet. Der Kasten läßt sich aber ebenso gut auch so einrichten, daß sich die Apparate beim Oeffnen und Schließen des Kastens nicht selbstthätig ein- und ausschalten, daß vielmehr die Einschaltung mit der Hand mittels eines Schiebers bewerkstelligt werden muß; dann darf aber der Kasten nicht geschlossen werden können, solange der Schieber so steht, daß der Farbschreiber eingeschaltet ist. Als Schreibapparate werden dabei sehr einfache Farbschreiber verwendet, deren eiserner Anker so zwischen die Pole des Elektromagnetes gelegt ist, daß beide Pole ihn in gleichem Sinne um seine zwischen den Polen liegende horizontale Achse drehen; ein seitwärts vom Anker auslaufender Arm trägt entweder ein aus Stiftblau hergestelltes trockenes Farbscheibchen oder ein Schreibrädchen, welches in einen kleinen Trog mit flüssiger Farbe eintaucht; das Farbscheibchen wird durch das von einem Gewichte getriebene Räderwerk des Apparats in beständige Umdrehung versetzt und legt sich bei jeder Unterbrechung des Ruhestromes durch sein eigenes Gewicht und die Wirkung einer Abreißfeder auf die obere Seite des Papierstreifens, das Schreibrädchen dagegen wird bei der Unterbrechung des Ruhestromes von unten nach oben an die Unterseite des Streifens heranbewegt. Diesem Telegraphen wird oft ein mechanischer (nicht elektrischer) Wecker beigegeben, welcher so lange weckt, als das mit Selbstauslösung versehene Laufwerk des Farbschreibers läuft.

Noch ausgiebiger und unabhängiger, als bei Aufstellung solcher Wärterbudentelegraphen entlang der Bahn, kann für den Fall des Bedarfes dem Zuge die Möglichkeit, mit den benachbarten Stationen in telegraphischen Verkehr zu treten, gesichert werden, wenn der Zug mit einem vollständigen tragbaren Apparat ausgerüstet wird, denn dieser läßt sich dann an jeder beliebigen Stelle der Bahn in eine Glocken- oder Morse-Leitung einschalten. Zu diesem Behufe braucht man auch nicht immer diese Leitung zu zerschneiden, sondern, wenn der Zug eine passende Elektricitätsquelle mit sich führt, so braucht man nur von dem tragbaren Apparat einerseits einen Draht zur Erde und andererseits einen Draht zu jener Telegraphenleitung zu führen, in welcher sich dann der Strom der Elektricitätsquelle nach beiden Seiten hin verzweigt. Freilich ist die Mitführung eines ganzen

Apparatsatzes und namentlich das Mitnehmen von galvanischen Batterien in mancher Beziehung umständlich und unbequem, und deshalb hat man sich nicht eben häufig dazu entschließen können. Den ersten (patentirten) Vorschlag dazu scheint übrigens Wheatstone schon 1838 gemacht zu haben; auch in sein Patent vom 6. Mai 1845 hat Wheatstone eine Art und Weise der Verbindung eines tragbaren Telegraphen mit den Leitungsdrähten aufgenommen. Inzwischen hatte auch Bain 1841 die Benutzung eines tragbaren Telegraphen angeregt. In Deutschland aber gingen ähnliche Vorschläge von Fardely, Steinheil, Stöhrer (mit Inductionsapparat), W. Gintl (1849 mit Bain'schem Nadeltelegraphen) u. a. aus; in Frankreich trat 1848 Bréguet mit einem tragbaren (Zeiger-) Telegraphen auf. In Wien hatten 1873 Siemens u. Halske verschiedene tragbare Telegraphen ausgestellt, welche jedoch zunächst nicht für den Eisenbahnbetrieb bestimmt waren. Von den drei für Morseschrift eingerichteten wird der kleinere auf der indo-europäischen Linie verwendet und enthält einen transportabeln Farbschreiber, dessen Schreibrädchen in ein Farbegefäß eintaucht, und eine an den Telegraphensäulen zu befestigende Einschaltevorrichtung, mittels deren der Apparat z. B. in eine Glockenleitung eingeschaltet werden kann; dieser Farbschreiber besitzt aber kein Laufwerk, vielmehr wird bei ihm der Streifen mit der Hand bewegt. Bei dem andern, in Rußland gebräuchlichen tragbaren Apparatsatze ist der Farbschreiber nebst Schlüssel und Galvanoskop in einen Kasten eingeschlossen, und der Papierstreifen wird durch eine Schneide am Ankerhebel gegen das von einer Farbwalze mit Farbe gespeiste Farbscheibchen bewegt. Der dritte Apparatsatz, ebenfalls mit Einschaltevorrichtung, hat einen Farbschreiber für flüssige Farbe, aber das Farbegefäß desselben wird während des Transports vom Apparat getrennt und, durch eine Lederklappe verschlossen, am Kasten befestigt. Außerdem hatten Siemens u. Halske noch einen tragbaren magnetoelektrischen Zeigertelegraphen ausgestellt, welcher für die Zwecke der Kriegführung benutzt werden soll und daher feldmäßig verpackt war. Auch die österreichische Staatstelegraphenverwaltung hatte einen tragbaren Apparatsatz ausgestellt, welcher aus Bussole, Taster und Relais bestand; das Relais war jedoch noch mit einer Glocke versehen, auf welche der Relaishebel aufschlug, um hörbare Zeichen zu geben.

Nicht blos einen stillhaltenden Zug hat man in der ebengeschilderten Weise mit den benachbarten Stationen in telegraphische Verbindung zu setzen sich bemüht, sondern man hat selbst für den fahrenden Zug eine solche Verbindung herzustellen versucht. Zuerst that dies Tyer de Dalton im Jahre 1851 auf einer Stelle der London-Dover-Bahn, an welcher täglich 360 Züge vorüberfuhren; er befestigte nämlich in Entfernungen von je 1 Kilometer, einer Fahrzeit von etwa 2 Minuten entsprechend, an der Bahn je zwei 6 Meter lange Metallstreifen, verband den einen derselben mit der Erde, den andern durch einen in Guttapercha eingehüllten Draht mit der Telegraphenleitung und ließ auf diesen Streifen zwei an der Locomotive angebrachte federnde Metalltheile (Reiber) aufschleifen, um dadurch die Locomotive beim Vorüberfahren zum Empfangen und Geben von Signalen zu befähigen; zwischen den Reibern waren nämlich zwei Elektromagnete eingeschaltet, von denen der eine eine Glocke oder Pfeife ertönen ließ, während der andere einen magnetischen Anker besaß und durch eine rothe und eine weiße Scheibe, unter Verwendung von Strömen von verschiedener Richtung, darüber Auskunft gab, ob die Bahn besetzt oder frei sei. Die auf jeder Signalstation nach der nächsten Bahnstation und auf der Locomotive gegebenen Zeichen blieben stehen, bis der Zug beim Einfahren in die nächste Signalstation in einer zweiten Leitung einen Strom durch einen dritten Elektromagnet sandte, den bisher an einer Nase gefangenen Anker des Signalelektromagnets auslöste und so das Zeichen verschwinden machte. Der Italiener Bonelli ferner setzte bei seinem im Jahre 1855 erfundenen Locomotivtelegraphen die Locomotive sogar in ununterbrochene Verbindung mit den benachbarten Bahnstationen, indem er eine an der

Locomotive befindliche Rolle oder Feder auf einer 35 Centimeter hoch über dem Boden liegenden isolirten Eisenschiene schleifen ließ, welche so als Telegraphenleitung diente; die Kosten dieser Einrichtung berechnet Bonelli auf 562 Frs. für 1 Kilometer. Aehnliche, noch weniger einfache Vorschläge machten Gay und (1854) Th. du Moncel. Aus neuerer Zeit wüßte ich aber nichts zu erwähnen, was hierher gehörte.

Dagegen sind wiederholt und zwar bis in die neueste Zeit Apparate in Vorschlag gebracht worden, mittels deren dem Locomotivführer in ausreichender Entfernung von einer Stelle, wo der Zug möglicherweise gefährdet sein könnte, Gewißheit über die vorhandene Gefahrlosigkeit gegeben werden sollte, also z. B. über die Stellung von Weichen, Drehscheiben, Drehbrücken, Tunnelthoren u. s. w. Ohne an dieser Stelle von den dazu verwendeten Knallsignalen zu sprechen und ohne hier auf die verschiedenen theils selbstthätigen, theils nicht selbstthätigen, oft mit elektrischen Controlvorrichtungen versehenen, neben der Bahn aufgestellten optischen oder akustischen Warnungssignale weiter einzugehen, weil diese später ausführlicher zu erwähnen sein werden, will ich nur des neuesten Vorschlages zur unmittelbaren Warnung des Locomotivführers gedenken und vorher nur noch darauf hinweisen, daß man in England bei Drehbrücken in angemessener Entfernung von denselben zwei Schienen anbrachte, von denen die eine mit der Erde, die andere mit der Drehbrücke so verbunden wurde, daß die niedergelassene Drehbrücke, sobald jene beiden Schienen durch einen über sie hinfahrenden Wagen leitend verbunden wurden, eine Batterie schloß und dadurch eine auf jenem Wagen befindliche, in den Stromkreis eingeschaltete Lärmglocke ertönen ließ. Unter jenem neuesten Vorschlage verstehe ich die im Jahre 1872 auf der Französischen Nordbahn acht Monate hindurch probeweise verwendete, zu Anfang des Jahres 1873 aber an den 45 Schnellzugslocomotiven dieser Bahn angebrachte, von Lartigue und Forest angegebene automatische elektrische Pfeife für Locomotiven. Diese Pfeife ist eine auf der Locomotive befindliche Dampfpfeife, deren Ventil mittels eines Hebels, auf welchen ein Elektromagnet wirkt, für gewöhnlich geschlossen gehalten wird; die Kerne dieses Elektromagnets stehen nämlich auf den Polen eines Hufeisenmagnets, werden infolge dessen selbst magnetisch und halten ihren Anker angezogen; durchläuft dagegen ein Strom von vorgeschriebener Richtung die Elektromagnetspulen, so wird dieser inducirte Magnetismus der aus weichem Eisen bestehenden Kerne vernichtet, daher läßt der Elektromagnet seinen Anker abfallen, durch Federwirkung senkt sich jetzt der Hebel mit dem Ventil und die Pfeife ertönt. In einem bestimmten Abstande von dem sichtbaren Signal, von dessen jeweiliger Stellung die Pfeife den Locomotivführer unterrichten soll, liegt auf einem Holzstempel eine Metallplatte, welche, sobald das Signal auf Halt! gestellt ist, mit einer Elektricitätsquelle in Verbindung steht und einen elektrischen Strom von der verlangten Richtung durch den Elektromagnet der Pfeife sendet, wenn eine an der Locomotive angebrachte metallene Bürste über die Platte hinstreicht.

Man hat sich ferner auch auf verschiedene Weise bemüht, einen telegraphischen Verkehr zwischen den Beamten eines Eisenbahnzuges untereinander oder zwischen den auf dem Zuge Fahrenden und den Zugbeamten zu ermöglichen; zum Theil geschah dies auf Anregung von seiten der Regierungen, auf den preußischen Bahnen z. B. infolge Handelsministerialerlasses vom 26. Jan. 1869. Den ersten Versuch damit machte Bréguet, indem er die einzelnen Wagen eines Zuges durch Leitungskettchen verband und so einen Stromkreis für Ruhestrom herstellte, durch dessen Unterbrechung beim Losreißen eines oder mehrerer Wagen ein Lärmsignal gegeben werden konnte. Allein die Besorgung der Ketten war nicht nur unbequem für das Zugpersonal, sondern infolge der Stöße schlug der Apparat auch oft ohne Noth Lärm. Mit mehr Erfolg bildete im Jahre 1853 der Ingenieur Hermann der Orléansbahn aus je zwei Guttaperchadrähten auf jedem Wagen

und aus den eisernen Verbindungsketten der Wagen einen Ruhestromkreis, welcher beim Reißen einer Verbindungskette oder beim Niederdrücken besonderer Tasten seitens der Schaffner unterbrochen wurde und Lärmsignale oder andere bestimmte Zeichen beim Zugführer ertönen ließ. Im Jahre 1854 verwendete Gluckmann Drähte unter den Wagen, mit Ruhestrom oder Arbeitsstrom, während kurze Zeit später Mirand in Paris ein getheertes Band mit drei Leitungsdrähten von der Locomotive bis zum letzten Wagen ausspannte und in die durch diese Drähte gebildeten Stromkreise eine Lärmglocke und eine zweite Glocke zum Telegraphiren einschaltete. Prudhomme, dessen Einrichtung auf mehrern französischen Bahnen Eingang fand, verband im Jahre 1866 einen einzigen Leitungsdraht mit dem negativen Pole mehrerer, an verschiedenen Stellen des Zuges aufgestellter Batterien so, daß der Draht beim Zerreißen des Zuges sich auf einen mit den Rädern verbundenen Bolzen auflegte und dadurch mit der Erde in Verbindung trat, worauf der Strom der mit ihrem positiven Pole bleibend zur Erde abgeleiteten Batterien die Lärmglocke ertönen ließ. Auch rein mechanische oder pneumatische Vorrichtungen sind für den in Rede stehenden Zweck in Vorschlag gebracht worden; pneumatische wurden z. B. vom November 1869 bis März 1870 auf den zwischen Berlin und Köln fahrenden Kurierzügen benutzt. Die Vorrichtungen, deren sich die Fahrenden im Nothfalle bedienen sollen, sind dabei meist für gewöhnlich durch ein Glas oder auf eine andere Weise unzugänglich gemacht und werden erst nach dem Zerbrechen des Glases erreichbar. In Wien war im Jahre 1873 auch von Siemens u. Halske ein Zug-Signalapparat ausgestellt, welcher zur Benutzung durch die Fahrenden im Innern der Eisenbahnwagen angebracht werden sollte: eine straffe Leine läuft an der Innenseite der Decke jedes Wagens zwischen zwei Leisten hin, welche jedoch mit Papier überklebt sind; an einer Stelle in der Mitte jedes Coupés fehlen die Leisten, sodaß man die Leine von der Seite her erfassen kann; geschieht dies und erfolgt dann ein kräftiger Ruck an der Leine, so wird an beiden Enden des Wagens zugleich nicht nur je ein in horizontaler Lage arretirter Flügel mechanisch ausgelöst und in aufrechte Stellung gebracht, und so dem Zugpersonal sichtbar gemacht, sondern es wird zugleich auch ein Ruhestrom unterbrochen und dadurch ein elektrischer Wecker mit Selbstunterbrechung eingeschaltet; dieser Ruhestrom geht nämlich durch die Windungen des Weckerelektromagnets und dann nach einer Stellschraube, an welche sich der Anker in seiner Ruhelage anlegt, sodaß bei der Unterbrechung dieses Stromes der abfallende Anker einen andern Schluß der Batterie herstellt, in welchen der Anker selbst mit eingeschaltet ist.

Auch eine automatische Controle über den Verkehr der Züge hat man wiederholt herzustellen gestrebt. Den ersten Vorschlag dazu machte Mauß schon im Jahre 1845. Darauf stellte Bréguet im Jahre 1847 in Entfernungen von je 20 Metern an den Telegraphenstangen je zwei Metallplatten parallel übereinander auf, von denen die untere mit der Erde, die obere mit der Luftleitung nach der nächsten Station leitend verbunden war; da nun der vorbeigehende Zug beide Platten zur Berührung brachte, so konnte im Moment der Berührung von der Station ein Strom durch die Leitung gehen und ein telegraphisches Zeichen auf einem in einer Station aufgestellten Apparate geben, z. B. einen Punkt auf einem Papierstreifen machen; aus der Zahl der Zeichen konnte man dann auf den vom Zuge zurückgelegten Weg schließen und mit Hülfe eines elektrischen Chronographen, welcher etwa in gleich großen Pausen einen Punkt in einer zweiten Zeile auf dem Streifen machte, auch die jeweilige Geschwindigkeit des Zuges beurtheilen. Bei mehrgleisigen Bahnen wäre für jedes Gleis ein besonderer Draht nöthig. Maigrot wollte im November 1852 auf jeder Station durch zwei über einem Zifferblatte in entgegengesetzter Richtung umlaufende verschiedenfarbige Zeiger die von den sich entfernenden und den sich nähernden Zügen zurückgelegten Kilometer markiren lassen. Auch der im Jahre

1854 von du Moncel vorgeschlagene Telegraph verzeichnete die vom Zuge durchlaufenen Kilometer auf jeder Station. Bellemare erzielte im Jahre 1856 die Controle durch einen Ruhestrom in einem aus zwei Leitungsdrähten gebildeten Stromkreise, den er in Entfernungen von je 100 Metern durch den Zug unterbrechen ließ. Steinheil ließ jeden Bahnwärter beim Vorbeifahren des Zuges den Strom unterbrechen; die mittels zweier Reihen von Unterbrechern an den Wärterhäusern und auf den Stationen gegebenen Zeichen wurden durch ein Tintengefäß am Elektromagnetanker auf den gleichförmig bewegten Papierstreifen eines Chronographen niedergeschrieben und gaben Auskunft über die Aufmerksamkeit der Wärter, die Geschwindigkeit des Zuges, seinen Aufenthalt auf den Stationen u. s. w. Ein vom Zuge mitgeführter Glockenapparat konnte in jedem Wärterhause in die Leitung eingeschaltet werden. M. Hipp ließ auf der Bahn Basel-Olten den Strom in Abständen von je 1000 Metern mittels den Morsetastern ähnlicher Drücker nicht blos durch die Locomotive, sondern auch von jeder einzelnen Wagenachse unterbrechen, um durch die Zahl der so telegraphirten Punkte zugleich die Anzahl der Achsen zu melden.

Von allen diesen Apparaten wesentlich abweichend ist der von Siemens u. Halske entworfene und im Jahre 1873 in Wien ausgestellte Zugcontrolapparat, welcher die Fahr- und Aufenthaltszeit der Eisenbahnzüge auf rein mechanische Weise registrirt. Zu diesem Zwecke ist ein schwerer Körper beweglich aufgehängt, sodaß er durch die Wagenerschütterung während des Fahrens in Erzitterung versetzt wird. Die Erzitterung theilt sich mechanisch einem Stift-Schreibhebel mit, welcher durch dieselbe Zeichen in einen Papierstreifen eindrückt. Dieser Papierstreifen wird aber, bevor er durch eine richtig gehende Uhr an der Schreibspitze vorübergeführt wird, erst mit einer Reihe von Führungslöchern versehen und dann auf dem zugehörigen Papierstreifen-Numerirapparate mit den Stunden- und Minutenzahlen bedruckt. Die größere Druckscheibe dieses Apparats ist am Umfange außer mit den Stiften, welche in die Führungslöcher eingreifen, noch mit den Minutentypen 10, 20, 30, 40, 50 besetzt; an der Stelle, wo „60" stehen würde, befindet sich ein Ausschnitt für eine kleinere Scheibe, welche auf ihrem Umfange die Stundentypen I, II, III bis XII zeigt. Die kleinere Scheibe dreht sich bei jeder Umdrehung der größern genau um ein Zwölftel und bietet dann dem Streifen stets die betreffende Stundenziffer an der Stelle dar, wo in der größern Scheibe „60" stehen würde.

Von der größten Wichtigkeit endlich sind diejenigen telegraphischen Einrichtungen, welche unter Mitwirkung von neben der Bahn aufgestellten optischen Signalen oder auch wol von akustischen Warnungssignalen dem Zugführer Auskunft über die richtige Stellung von Weichen, Drehscheiben, Drehbrücken u. s. w. oder darüber geben, ob das zu befahrende Gleis frei ist oder schon von einem andern befahren wird. Denn diese Signale fördern ganz wesentlich die Sicherheit des Betriebes, indem sie ein Entgleisen des Zuges oder ein Zusammenstoßen desselben mit einem andern Zuge oder Zugtheile verhüten. Am einfachsten erreicht man den angedeuteten Zweck durch verschieden gestaltete und mit verschiedenen Farben angestrichene Scheiben oder Flügel, deren Sichtbarwerden und Verschwinden oder deren Stellung überhaupt durch elektrische Ströme von der Stellung der Weichen u. s. w. abhängig gemacht wird und somit auch dem Locomotivführer über diese Stellung Auskunft geben kann. Bei Nacht lassen sich solche Signale durch Brillen mit verschiedenfarbigen Gläsern geben, welche vor eine oder mehrere Lampen gestellt werden.

Bei der nicht zu unterschätzenden Bedeutung solcher und ähnlicher Signale, namentlich derjenigen, welche dem Zuge die Einfahrt in einen Bahnhof oder auch bei Gleiskreuzungen oder Gleisabzweigungen die Einfahrt auf ein Gleis gestatten, pflegt man für solche Signale elektrische Controlvorrichtungen anzuwenden, mittels deren man den richtigen Stand

der Signale zu controliren beabsichtigt. Einfach läßt sich zu diesem Behufe eine auf dem, durch das sogenannte Deckungssignal dem Zuge den weitern Weg absperrenden Wärterhause, auf dem abgesperrten Bahnhofe oder noch besser (wie es z. B. auf der Kaiser-Ferdinands-Nordbahn und auf der Oesterreichischen Südbahn wirklich geschieht) auf beiden zugleich aufgestellte elektrische Klingel benutzen, welche so lange läutet, als die Bahn oder der Bahnhof durch das Deckungssignal abgesperrt ist. Auf einem in eine zweite Drahtleitung eingeschalteten Klingelwerke erhält auf der Kaiser-Ferdinands-Nordbahn der das Deckungssignal bedienende Wärter von der Station aus den Auftrag zur jeweiligen Stellung dieses Signals auf Halt oder auf Frei. Zweckmäßiger noch ist eine optische Controlvorrichtung, wie sie unter dem Namen Repeater von W. H. Preece auf mehrern großen englischen Bahnen hergestellt wurde. Diese Repeater sind kleine Flügeltelegraphen, welche in ihrer Form vollständig mit den zu controlirenden Signalflügeln übereinstimmen und mit diesen durch Drahtleitungen so verbunden sind, daß sie durch elektrische Ströme genöthigt werden, alle mit diesen Flügeln gegebenen Signale selbstthätig nachmachen. In ähnlicher Weise gaben Dufau und Hardy die Absperrsignale durch Zugdrähte, controlirten aber die richtige Stellung dieser Signale durch elektrische Ströme, welche in der einen und in der andern Stellung des Signals in der einen oder der andern von zwei Leitungen nach der Station gesandt wurden; eine Lärmglocke ertönte, sobald die Elektromagnetanker beider Leitungen ihre Ruhelage einnahmen, also bei Unterbrechung der Leitungen oder bei nicht vollständig durchgeführter Signalstellung. Preece und Warwick controlirten sogar das Brennen des Lichtes (bei Nacht) in der Laterne solcher Signale, indem sie über der Flamme ein Metallstück anbrachten, welches, solange es durch die Hitze der Flamme ausgedehnt wurde, durch einen Hebel einen elektrischen Strom unterbrochen erhielt, beim Verlöschen des Lichtes aber sich zusammenzog, den Strom schloß und ein Läutewerk ertönen ließ.

Sehr wichtig ist es ferner, die Deckungssignale, wenn dieselben unmittelbar durch elektrische Ströme gestellt werden, dem Einflusse der atmosphärischen Elektricität zu entziehen, und es bleibt von diesem Gesichtspunkte immer bedenklich die Stellung der Signale durch einzelne Ströme oder Stromunterbrechungen in einer einzigen Drahtleitung zu bewirken. Jenem gefährlichen Einfluß suchte im Jahre 1870 der Ingenieur W. Hohenegger in Wien in Gemeinschaft mit dem Telegrapheningenieur F. Bechtold durch Anwendung einer doppelten Telegraphenleitung mit zwei entgegengesetzten Ruheströmen zu beseitigen, wobei er in einer dritten Leitung für Arbeitsstrom das richtige Arbeiten des Deckungssignals controlirte. In die beiden Ruhestromleitungen sind zwei Elektromagnete eingeschaltet, deren Anker an einem auf die Achse der Auslösungsvorrichtung des Triebwerks aufgesteckten zweiarmigen Hebel angebracht sind und den Hebel um diese Achse beide in gleichem Sinne zu drehen streben; nur wenn beide Ströme zugleich unterbrochen werden, vermag eine Spannfeder den Hebel und eine an seiner Achse sitzende Gabel in entgegengesetztem Sinne zu drehen und dabei geht die Zunge der Auslösung zwar an der Nase der einen Zinke der Gabel vorüber, fängt sich aber sofort an einer Nase der andern Zinke; die Auslösung wird daher erst vollendet, wenn darauf die Ruheströme wiederhergestellt werden und infolge der wiederkehrenden Ankeranziehung und der dadurch bewirkten Rückbewegung des Hebels und der Gabel die Zunge auch an der zweiten Nase vorübergehen kann. Bei einer solchen Einrichtung kann zwar eine atmosphärische Elektricitätsentladung, da dieselbe nur den einen Ruhestrom unterdrücken kann, den andern aber verstärken wird, ebenso wenig wie eine Unterbrechung beider Leitungen eine Umstellung des Signals herbeiführen. Wohl könnte dies jedoch geschehen, wenn die atmosphärische Entladung, welche den einen Ruhestrom unterdrückt, zugleich die Leitung des andern unterbricht. Weit sicherer ist es daher, zu der Umstellung der Signale eine

größere Reihe von Wechselströmen zu benutzen, wie das bei den noch zu besprechenden Blocksignalen von Siemens u. Halske geschieht.

Wie durch die Deckungssignale verhütet werden soll, daß ein Zug zur unrechten Zeit in einen Bahnhof einfährt, so muß auch dafür gesorgt werden, daß nicht einmal ein Zug mit einem auf demselben Gleise fahrenden, ihm entgegenkommenden oder ihn einholenden Zuge zusammenstößt. Automatisch suchte Manuel Fernandez de Castro einem derartigen Zusammenstoß schon im October 1853 dadurch vorzubeugen, daß er entlang der Bahn zwei gegeneinander isolirte Metallstreifen legte, jeden dieser Streifen aber nicht als ein zusammenhängendes Ganzes herstellte, sondern aus einzelnen entsprechend langen, aber durch kurze nichtleitende Zwischenräume voneinander getrennten Stücken so zusammensetzte, daß immer die aneinanderstoßenden Enden zweier Stücke des einen Streifens der Mitte eines Stückes vom andern Streifen gegenüberlagen. Sobald nun die Reiber zweier Züge auf demselben Stücke des nämlichen Streifens schleiften, im ungünstigsten Falle also, wenn die Züge nur noch um die halbe Länge eines solchen Streifenstücks voneinander entfernt waren, wurde auf jedem Zuge eine mit dem einen Pole zur Erde abgeleitete Batterie geschlossen und beide Batterien sandten nun einen Strom von derselben Richtung durch die Lärmapparate der Züge. Eine verwandte Einrichtung wurde dem Amerikaner William Robinson kürzlich patentirt und auf der Philadelphia-Erie-Bahn und einigen andern Bahnen probirt. Die beiden Schienen einer Bahnstrecke werden nämlich gegeneinander isolirt, an der einen Stelle mit den beiden Polen einer Batterie verbunden, an einer andern aber zwei Drähte nach einem Relais geführt; sobald und solange dann ein Wagen eine leitende Verbindung beider Gleise herstellt, durchläuft der Batteriestrom das Relais und dessen Ankerhebel schließt einen Localstrom durch einen Elektromagnet, welcher nun ein Warnungssignal sichtbar werden läßt und sichtbar erhält, bis der Wagen die Strecke wieder verlassen hat.

Besser als solche automatische Vorrichtungen vermögen zweckmäßig eingerichtete und namentlich mit optischen Signalen verbundene besondere Telegraphenvorrichtungen gegen das Aufeinanderfahren oder Zusammenstoßen zweier Züge zu schützen. Zwar hat schon wenige Jahre nach der Herstellung der ersten Telegraphen in England W. F. Cooke die Verwendung der Nadeltelegraphen für den in Rede stehenden Zweck vorgeschlagen, unter Eintheilung der Bahn in Sectionen und Aufstellung einer der Zahl der Sectionen gleichkommenden Anzahl von Nadeln auf jeder Station, doch entwarf erst J. Regnault 1847 eine zweckmäßigere telegraphische Einrichtung für die Bahn von Saint-Germain, und erst in neuester Zeit sind wirklich vollkommene Apparate dazu hergestellt worden.

Um zu verhüten, daß zwei Züge auf demselben Gleise zwischen zwei Stationen einer eingleisigen Bahn sich begegnen, würde es schon ausreichen, wenn die Station I den Zug nicht eher abfahren ließe, bis sie die Station II vom beabsichtigten Abgange des Zuges telegraphisch unterrichtet und von dieser die Bestätigung des Empfangs dieser Meldung erhalten hat, vorausgesetzt, daß zur Verhütung von Irrungen auf beiden Stationen das gegebene Zeichen sichtbar bleibt, bis der Zug in Station II angekommen ist. Um das Aufeinanderfahren zweier in gleicher Richtung fahrender Züge zu verhüten, wurde vorgeschlagen, jeder Wärter solle vom Vorbeifahren eines Zugs an in seinem und dem nächsten Wärterhause ein Läutewerk ertönen lassen, bis der Zug das nächste Wärterhaus erreicht habe und das Läuten von diesem Wärterhause unterbrochen würde. Eine solche Einrichtung möchte sich jedoch als wenig zuverlässig erweisen.

Seit 1858 gibt Regnault seinen Apparaten folgende Einrichtung: die beiden Stationen an den Enden einer Eisenbahnstrecke erhalten jede einen Apparat mit zwei pfeilförmigen Zeigern, welche für gewöhnlich vertical stehen, sich aber jeder nach einer Seite hin neigen können und zwar der als Repetitor bezeichnete und für die abfahrenden Züge

geltende Zeiger mit seiner obern Spitze nach der Seite hin, in welcher die Züge abfahren, der andere, der Indicator, nach der entgegengesetzten Seite hin, weil er für die ankommenden Züge bestimmt ist. Jedes mit dem einen oder dem andern Zeiger gegebene Zeichen bleibt so lange stehen, als der Zug sich auf der Strecke zwischen den beiden benachbarten Stationen befindet; auch wird der Apparat in einem Zimmer des Stationsvorstandes so aufgestellt, daß sowol der Vorstand selbst, als auch das gesammte Stationspersonal jedes gegebene Zeichen sehen kann. Der Repetitor steckt auf derselben Achse mit der Nadel eines Galvanometers und wird für gewöhnlich durch die Wirkung eines Richtmagnets auf die Nadel vertical gestellt; er spielt zwischen zwei Stellschrauben, von denen die eine die Neigung seiner obern Spitze nach der einen Richtung hin überhaupt unmöglich macht; der Repetitor wird daher nur durch Ströme einer bestimmten Richtung, jedoch während der ganzen Dauer dieser Ströme aus seiner aufrechten Stellung abgelenkt. Auf der Achse des Indicators ferner befindet sich ein kleines Getriebe, in welches ein an dem Kern eines Elektromagnets sitzender Zahnkranzbogen eingreift; dieser Kern ist an seinen Polen in rechtwinkelig zum Kern stehende Flügel verlängert, welche zwischen die Schenkel zweier Hufeisenmagnete hineinragen; der eine Flügel ist nach rückwärts verlängert und trägt den erwähnten Zahnkranz; endlich spielt bei der Drehung des Kerns um seine horizontalliegende Achse ein am Kerne befestigter metallener Arm zwischen zwei Contactschrauben und schleift dabei zugleich auf einer Metallschiene und setzt so die letztere abwechselnd mit der einen und der andern Contactschraube in leitende Verbindung. Beim Ablassen eines Zugs drückt nun der Stationsvorstand vorübergehend einen Knopf, verschiebt dabei drei Contactfedern und schaltet so seine Batterie zwischen Erde und Telegraphenleitung ein; der Batteriestrom durchläuft weder das Galvanometer noch den Elektromagnet der Abgangsstation, kann also auch weder deren Repetitor noch deren Indicator in eine andere Stellung bringen; auf der Empfangsstation durchläuft der Strom zwar das Galvanometer und den Elektromagnet, das erstere jedoch in einer solchen Richtung, daß er den Repetitor nach der Seite hin ablenken will, nach welcher derselbe sich nicht bewegen kann, den Kern des Elektromagnets hingegen magnetisirt er so, daß derselbe sich um seine Achse dreht, also den Indicator schräg stellt; dadurch legt sich aber zugleich der metallene Arm an die zweite Contactschraube, unterbricht zunächst den von der Abgangsstation kommenden Strom, und sendet gleich darauf den Strom der auf der Empfangsstation aufgestellten Batterie, aber in entgegengesetzter Richtung, in der Leitung nach der Abgangsstation; dieser Strom durchläuft weder das Galvanometer, noch den Elektromagnet der Empfangsstation, und daher erhält der Hufeisenmagnet den nicht mehr magnetischen Kernflügel an dem Schenkel fest, welchem er sich bei seiner frühern Drehung um seine Achse genähert hatte; auf der Abgangsstation endlich durchläuft der jetzige Strom zwar das Galvanometer und den Elektromagnet, vermag jedoch wegen seiner Richtung zwar dem Repetitor, nicht aber dem Indicator eine veränderte Stellung zu geben. Somit erhält auch die Abgangsstation die Gewißheit, daß ihre Meldung in der Empfangsstation angekommen ist. Der zweite Strom hält nun so lange an, bis bei Ankunft des Zugs auf der Empfangsstation der dortige Bahnhofsvorstand einen zweiten Knopf drückt, dadurch den metallenen Arm am Indicator an die erste Contactschraube zurückführt und somit den zweiten Strom unterbricht. So lange bleiben also auch auf beiden Stationen die Zeigersignale unverändert stehen, auf der Empfangsstation selbst dann noch, wenn die Leitung vor Ankunft des Zuges unterbrochen würde. Zugleich vermag die den Zug absendende Station weder das in ihr selbst, noch das in der Empfangsstation erschienene Zeichen wieder verschwinden zu machen, und ebenso wenig kann die letztere auf ein nach der Abgangsstation gegebenes Zeichen eine Rückantwort erhalten. Bei den neuern Apparaten hat übrigens Regnault das Galvanometer durch einen zweiten, dem ersten ähnlichen Elektromagnet ersetzt.

Tyer's Apparat, welcher auf mehrern englischen und französischen Eisenbahnen, sowie auf der Great-Indian-Peninsularbahn eingeführt worden ist (1868), enthält in seinem Indicator zwei übereinanderliegende Zeiger, von denen der obere (schwarze) die auf der Station einlangenden, der untere (rothe) die von der Station abgesandten Signale markirt. Diese Signale erstrecken sich blos auf die Anzeige von „Bahn frei" und „Bahn besetzt", und für diese beiden Signale erhält der Apparat zwei mit diesen Worten beschriebene Drücker, mittels deren momentane Ströme von verschiedener Richtung nach den benachbarten Stationen entsendet werden können. Die Vorgänge bei der Fahrt eines Zuges von Station I nach Station II sind dabei folgende: I meldet in II durch Läuten auf einem Wecker, daß ein Zug von I nach II abgehen soll; darauf drückt II den Drücker „Bahn besetzt" und stellt dadurch in I den schwarzen, in II den rothen Zeiger auf „Bahn besetzt"; nun erst läßt I den Zug abgehen und nach Ankunft desselben in II drückt II den Drücker „Bahn frei", sendet dadurch einen elektrischen Strom von entgegengesetzter Richtung in die Leitung, sodaß infolge dessen in I der schwarze, in II der rothe Zeiger auf „Bahn frei" zurückkehrt. Die ebenfalls momentanen Ströme zum Läuten werden mittels einer besondern Läutetaste entsendet, welche mit einem Stromwender derartig verbunden ist, daß der Läutestrom immer von gleicher Richtung mit dem zuletzt entsendeten Telegraphirstrome ist.

Diese und andere, namentlich in England angewendete Apparatsysteme sind weit entfernt, den Anforderungen zu genügen, welche man im Interesse der Sicherheit des Eisenbahnbetriebes an ein vollkommenes Blocksystem stellen muß. Die meiste Sicherheit gewähren noch die sich in Deutschland mehr und mehr ausbreitenden, von Siemens u. Halske gebauten und seit 1870 nach und nach wesentlich vervollkommneten Blocksignalapparate, und deshalb mögen die Leistungen gerade dieser Apparate zum Schluß noch etwas ausführlicher besprochen werden.

Die Blocksignale haben die Aufgabe, auf jeder Bahnstrecke das Zusammenstoßen zweier Züge zu verhüten und jedem Zuge das Einfahren in einen Bahnhof erst dann zu erlauben, wenn in dem Bahnhofe jede Möglichkeit, daß der einfahrende Zug auf ein falsches Gleis gerathe oder mit einem andern Zuge oder Zugtheile zusammenstoße, beseitigt ist. Auf zweigleisigen Bahnen wird jedes Gleis nur in einer Richtung befahren, und es kann daher bei solchen Bahnen jeder Zug nur auf einen vorausfahrenden oder stillstehenden Zug auffahren; um dies aber zu verhüten, sollen nach dem Bahnpolizeireglement zwei Züge einander nur in Stationsdistanzen folgen. Die Züge in zeitlichen Abständen voneinander zu erhalten (Zeit-Blocksystem), hat sich nämlich als ungenügend erwiesen. Sollen nun zwei Züge in einem vorgeschriebenen räumlichen Abstande voneinander erhalten werden (Raum-Blocksystem), so muß die Bahn in einzelne Abschnitte von einer diesem Abstande entsprechenden Länge getheilt werden, und es darf dann nie ein Zug in einen solchen Abschnitt eingelassen werden, solange sich schon ein anderer Zug auf demselben Gleise ebendieses Abschnittes befindet. Solange letzteres der Fall ist, wird durch ein am Anfange dieses Abschnittes aufgestelltes, entsprechend weithin sichtbares Signal dem Führer eines kommenden Zuges untersagt, in den Abschnitt einzufahren; während dieser Zeit heißt der Abschnitt „blockirt". Weil nun ein nachfolgender Zug den Abschnitt erst befahren soll, wenn der vorhergegangene diesen Abschnitt wieder verlassen hat, so müssen an den Grenzpunkten je zweier Abschnitte Telegraphenstationen (Blocksignalstationen) angelegt werden, und es muß stets der am Anfange eines Abschnittes gelegenen Blockstation von der am Ende dieses Abschnittes gelegenen Station telegraphisch gemeldet werden, wenn der von jener Station in den Abschnitt eingelassene Zug den Abschnitt wieder verlassen hat. Zu dieser telegraphischen Meldung reichen aber im all-

gemeinen gewöhnliche Telegraphenapparate, z. B. Nadeltelegraphen, nicht aus, weil, selbst wenn zwei oder drei Drahtleitungen für dieselben und zu ihrer Controlirung oder zur Erhöhung ihrer Zuverlässigkeit, namentlich zum Schutze derselben gegen Störungen durch atmosphärische Elektricität verwendet werden, und wenn auch das zu der Bedienung dieser Apparate erforderliche geübte Personal zu beschaffen wäre, dennoch gelegentliche Irrungen und Verwechselungen in den gegebenen Zeichen und den Zügen, denen dieselben gelten sollen, nicht völlig ausgeschlossen sein würden, noch weniger aber eine gewissenhafte Beachtung der Zeichen seitens der Signalwärter sichergestellt wäre. Man überträgt daher zweckmäßig die erwähnte telegraphische Meldung besondern Blocksignalapparaten und richtet diese am besten zugleich so ein, daß sie als Bahnhofsdeckungsapparate an denjenigen Stationen benutzt werden können, welche am Eingange oder Ausgange eines Bahnhofs liegen.

Bei den von Siemens u. Halske gebauten Blocksignalapparaten wird dem Zugpersonal durch optische Signale, etwa durch die Stellung von Flügeln an Masten (Semaphoren) Auskunft darüber ertheilt, ob der nächste Bahnabschnitt von dem Zuge befahren werden darf oder nicht, und zwar wird dieses optische Flügelsignal stets von dem Blocksignalwärter selbst gegeben, damit derselbe das Signal auch zu unterlassen im Stande ist, sobald in seinem Gesichtskreise liegende außergewöhnliche Umstände dies erfordern. Zu diesen optischen Signalen treten elektrische Signale, welche mittels der eigentlichen Blockapparate gegeben werden. Für die nach beiden Richtungen fahrenden Züge ist nur ein einziger Leitungsdraht erforderlich, obgleich für jeden Zug von jeder Blockstation aus auf dieser Leitung zwei verschiedene elektrische Signale gegeben werden. Das eine derselben (das Vorläuten) läuft nämlich in der Zugrichtung dem Zuge voraus und meldet den Zug auf der nächsten Station, welcher er sich nähert, durch ein blos hörbares Signal im voraus an, damit der dortige Signalwärter das Flügelsignal zur Zeit der Ankunft des Zuges bereits fertig gestellt hat und so dem Zuge jeder Aufenthalt erspart bleibt. Dieses Vorläuten auf der Blocklinie ist namentlich bei nebeligem Wetter und besonders bei Störungen auf der Glockenlinie werthvoll; gleichwol läßt man auf manchen Bahnen das Vorläuten weg, um den Wärtern nicht allzu viel Bequemlichkeit zu bieten. Das andere elektrische Signal ist sichtbar und hörbar zugleich und wird in der der Zugbewegung entgegengesetzten Richtung gegeben, um die vorhergehende Blockstation zu entblockiren (deblockiren), d. h. das auf dieser Station noch stehende Blocksignal verschwinden zu machen.

Nur auf der kurzen Entfernung zwischen dem Bahnhofsapparate und dem Bahnhofsdeckungsapparate ist eine doppelte Drahtleitung erforderlich, weil der Bahnhof durch seinen Deckungsapparat für gewöhnlich allen einfahrenden Zügen verschlossen gehalten wird. Deshalb muß der am Deckungsapparate aufgestellte Wärter die Erlaubniß zur Einfahrt erst vom Bahnhofsvorstande einholen, während die Blockwärter auf der Strecke im allgemeinen die Erlaubniß zur Ertheilung des Fahrsignals schon im voraus erhalten und sofern der nächste vor dem die Weiterfahrt bei dem Signalwärter begehrenden Zuge liegende Bahnabschnitt unbesetzt ist, ohne weiteres diesem Zuge die Erlaubniß zur Weiterfahrt ertheilen können. Bei dieser Einrichtung wird der Bahnhof nicht nur in der Zwischenzeit zur freien Verfügung des Bahnhofsvorstandes gestellt und kann während dieser Zeit beliebig ausgenutzt werden, z. B. zum Rangiren von Zügen u. dgl. m., sondern es lassen sich weiter im Bahnhofe ganz ähnliche Blockapparate anwenden, um zu bewirken, daß der Vorstand die Erlaubniß zur Einfahrt erst zu ertheilen vermag, nachdem nicht nur die richtige Fahrstraße für den einfahrenden Zug zuvor hergestellt worden, sondern auch dafür gesorgt worden ist, daß diese Fahrstraße während der Einfahrt jenes Zuges durch Weichenblockapparate unverändert erhalten bleibt und zugleich jedem andern Zuge verschlossen werde und verschlossen bleibe.

Die zur Signalgebung erforderlichen elektrischen Ströme werden nicht durch galvanische Batterien geliefert, sondern durch einen entsprechend kräftigen Inductor (den Siemens'schen Cylinderinductor). Dadurch fallen nicht nur alle Uebelstände weg, welche die Verwendung galvanischer Batterien in ihrem Gefolge hat, es ist also die Elektricitätsquelle namentlich weder einer Schwächung, noch dem völligen Versagen ausgesetzt, und sie erfordert überhaupt keine besondere Beaufsichtigung oder Ueberwachung, sondern es kann der Inductor auch zwei wesentlich verschieden wirkende Arten von Strömen liefern: Wechselströme und gleichgerichtete. Die erstern erhält man, wenn man die sich in sehr raschem Wechsel folgenden Inductionsströme von wechselnder Richtung sämmtlich in die Leitung eintreten läßt; die letztern, wenn man nur die Ströme der einen Richtung in die Leitung gelangen läßt und die zwischen je zweien derselben liegenden entgegengesetzt gerichteten Ströme unterdrückt. Zu diesem Behufe schleifen auf der Inductorachse an dem einen Ende derselben zwei Federn, und zwar die erstere an einer Stelle, wo die eine Hälfte der Achse aus einem isolirenden Material hergestellt ist. Die Wechselströme (und zwar wie bei den auf oben erwähnten Läutewerken wieder eine Folge von nicht weniger als 21 solchen Strömen) werden zum Geben der zugleich sichtbaren und hörbaren elektrischen Blockirungssignale mittels der „Blocktasten", die gleichgerichteten Ströme mittels der „Weckertasten" zum Vorläuten auf den Glocken in den Vorläuteweckern benutzt. Diese beiderlei Tasten unterscheiden sich nicht nur äußerlich auffällig voneinander, sondern sie befinden sich auch an sehr verschiedenen Stellen des den ganzen Blocksignalapparat einschließenden gußeisernen Schutzkastens. Dabei ist die Feder am Anker des Elektromagnetes in den Vorläuteweckern so stark gespannt, daß die kurzen Wechselströme den Anker nicht anziehen; umgekehrt können die Blockirungssignale nicht durch Ströme von unveränderlicher Richtung hervorgebracht werden. Es kann aber jede Blockstation auf jedem Gleise in der Zugrichtung blos vorläuten (dieses jedoch zu jeder Zeit und ohne weiteres), rückwärts blos entblockiren. Gleichzeitig mit dem Entblockiren der vorhergehenden Station blockirt ferner jeder Blockwärter seine eigene Station elektrisch und zwar mittels der nämlichen Folge elektrischer Ströme, mit welcher er die vorhergehende Station entblockirt. Diese Stromfolge kann indessen der Wärter nicht eher absenden, bis er sein eigenes zugehöriges Flügelsignal auf „Halt" gestellt, seine Station also durch das Flügelsignal optisch blockirt hat. Nach dem Entblockiren der vorhergehenden Station bleibt endlich nicht nur das elektrische sichtbare Signal (nämlich eine rothe Scheibe als Signal „Halt" und eine weiße Scheibe als Signal „Frei", welche abwechselnd durch ein Fenster des Schutzkastens sichtbar werden) der entblockirenden und jetzt blockirten Station dem Blockwärter unzugänglich, sondern der letztere vermag auch das den nächsten Bahnabschnitt blockirende optische Flügelsignal nicht eher wieder zu beseitigen, bis die nächste Station seine Station entblockirt, d. h. zunächst das sichtbare elektrische Blocksignal verschwinden macht. Bei dem Niederdrücken der Blocktaste wird nämlich zugleich ein Sperrkegel in eine Vertiefung einer Scheibe eingelegt, welche an der mittels einer Handkurbel umzudrehenden Welle sitzt, worauf sich die zur Bewegung des Flügels dienende Kette aufwindet. Solange aber der Flügel auf „Frei" steht, liegt dem Sperrkegel nicht jene Vertiefung, sondern die volle Scheibe gegenüber, und so lange kann daher auch die Blocktaste gar nicht niedergedrückt und die Entblockirungsströme nicht entsendet werden. Hat sich nun der Sperrkegel in die Vertiefung eingelegt, so kann die Scheibe nicht mehr rückwärts gedreht, der Flügel nicht mehr aus seiner „Halt"stellung auf „Frei" gestellt werden, und dies dauert bis zur Ankunft der Entblockirungsströme von der nächsten Station, da der Sperrkegel bis dahin durch eine eigenthümliche Sperrung in der Vertiefung festgehalten wird. Jeder Signalapparat enthält natürlich zwei Apparatsätze, den einen für die nach der einen Richtung (auf dem einen Gleise), den andern für die nach der andern Richtung (auf dem andern Gleise) verkehrenden Züge, und dabe

liegen die Scheiben und Tasten jedes Satzes von der Mitte des Schutzkastens aus in der Zugrichtung.

Die Vorgänge bei der Fahrt eines Zuges von einem Bahnhofe B_1 nach einem Bahnhofe B_2, welche beide mit Deckungsapparaten D_1 und D_2 versehen sind und zwischen denen außerdem noch beliebig viele Blocksignalstationen S_1, S_2 u. s. w. S_n liegen, sind hiernach folgende:

Bevor der Bahnhofsvorstand in B_1 den Zug nach D_1 hin abgehen läßt, drückt er unter Umdrehen der Kurbel seines Inductors seine Weckertaste und läutet in der ersten Leitung L_1 den Zug in D_1 vor, indem er einen daselbst befindlichen Wecker ertönen läßt. Darauf fährt der Zug von B_1 ab, der Vorstand aber drückt in der Zugrichtung die Blocktaste; die dadurch in die noch zwischen B_1 und D_1 gespannte Leitung L' gesendeten Ströme machen in B_1 die betreffende Scheibe U_2 roth und bezeichnen dadurch den Bahnabschnitt zwischen B_1 und D_1 als blockirt. In D_1 stellt der Blockwärter, welcher das Vorläuten gehört hat, das Freisignal für den kommenden Zug mit dem dieser Zugrichtung entsprechenden Flügel F_2 und läßt, nachdem er den ihm sichtbar werdenden Zug (durch Niederdrücken der Weckertaste und Umdrehen der Inductorkurbel h) auf der Leitung L_2 in S_1 vorgeläutet hat, den Zug vorbeifahren. Solange nun in D_1 der Flügel F_2 noch auf „Frei" steht, vermag der Wärter daselbst das Entblockirungssignal nicht nach B_1 zu geben, weil er seine dazu zu verwendende Blocktaste k_2 nicht unterdrücken kann, und weil ein mit der nach B_1 hin arbeitenden Weckertaste q_1 nach B_1 gegebenes Signal B_1 nicht entblockirt. Wenn dagegen der Wärter in D_1 den Flügel F_2 mittels der Windenkurbel H_2 wieder auf „Halt" gestellt hat, so kann er die Blocktaste k_2 niederdrücken und sendet dann durch Umdrehen der Kurbel h elektrische Ströme in der Leitung L_1 nach B_1; dadurch wird in B_1 die Scheibe U_2 wieder weiß, in D_1 dafür aber die Scheibe U_2 roth, und zugleich wird auch in D_1 der Flügel F_2 mechanisch auf „Halt" festgestellt (blockirt). Somit ist jetzt der Bahnabschnitt B_1D_1 wieder entblockirt und dafür der Abschnitt zwischen B_1 und S_1 blockirt. Kommt der Zug nach S_1, so läutet der Wärter in S_1 auf der Leitung L_3 nach S_2 vor. Wollte aber dieser Wärter, solange sein Flügel F_2 noch auf „Halt" steht, D_1 schon entblockiren, bevor noch der Zug an S_1 vorüber gefahren ist, so würde er sich nicht nur seine Scheibe U_2 roth, sondern zugleich auch seinen Flügel F_2 auf „Halt" fest machen; er könnte dann dem etwas später ankommenden Zuge nicht mehr mit seinem Flügel F_2 das Fahrsignal geben, würde vielmehr ebendadurch von demselben auf frischer That ertappt und der falschen Signalisirung überführt. Hätte dagegen der Wärter in S_1 vorschriftsmäßig mittels der Windenkurbel H_2 den Flügel F_2 auf „Frei" gestellt, so würde der Zug sofort weiter fahren und der Wärter dann nach dem Vorüberfahren des Zuges erst mittels der Kurbel H_2 den Flügel F_2 wieder auf „Halt" stellen, die Weckertaste k_2 niederdrücken und die Kurbel h umdrehen, dadurch in der Leitung L_2 Ströme nach D_1 senden, sodaß in D_1 die Scheibe U_2 wieder weiß, in S_1 aber die Scheibe U_2 roth und der Flügel F_2 mechanisch festgestellt wird. Dies wiederholt sich, bis der Zug nach D_2 kommt; hier und in B_2 ist die in der Einfahrtsrichtung gelegene Scheibe U_2 roth, auch der Flügel F_2 in D_2 auf „Halt" festgestellt. Zunächst drückt nun der Blockwärter in D_2 (sofern nicht ein in seiner Nähe liegendes Hinderniß ihn davon abhält) die Weckertaste q_2 und sendet durch Umdrehen der Kurbel h Ströme in L_r nach dem Bahnhofsapparate B_2 und läutet den Zug auf dem in diesem Bahnhofsapparate befindlichen Wecker vor. Will und kann der dortige Vorstand den Zug einfahren lassen, so drückt er seine Blocktaste k_2 unter Umdrehen der Kurbel h; die dabei in der Leitung L_r von B_2 nach D_2 entsendeten Ströme machen die Scheiben U_2 in B_2 und D_2 zugleich weiß, den Flügel F_2 in D_2 aber beweglich. Darauf gibt der Wärter in D_2 mit dem Flügel F_2 dem harrenden Zuge die Erlaubniß zur Einfahrt in den Bahn-

hof, nach dem Einfahren des Zuges aber stellt er seinen Flügel F_2 wieder auf „Halt", drückt seine Blocktaste k_2 und dreht dabei gleichzeitig die Kurbel h um; die dabei nach S_n entsendeten Ströme nehmen in S_n ihren Weg zur Erde, gelangen in dieser nach B_2 und darauf in der Leitung L'' nach D_2 zurück; in Folge dessen erscheinen in B_2 und D_2 wieder die rothen Scheiben, in S_n aber wieder die weiße an den Fenstern U_2, woraus der Vorstand in B_2 zugleich ersieht, daß in dem Bahnhofsdeckungsapparate D_2 der Flügel F_2 wieder auf „Halt" steht und auch in dieser Stellung festgemacht ist. Damit ist aber nicht nur der Abschnitt S_n D_2 wieder entblockirt, sondern es ist der ursprüngliche Zustand überall wiederhergestellt. Der Vorstand des Bahnhofes B_2 wird jedoch nicht eher wieder die Erlaubniß zur Einfahrt eines von der Station B_1 kommenden Zuges ertheilen, bis der bereits eingefahrene wieder den Platz geräumt hat.

Damit in besondern Fällen (z. B. wenn ein Zug einen andern überholen soll, wenn Material- und Bauzüge fahren oder halten u. dgl. m.) der Blockstationsvorstand das elektrische sichtbare Signal mechanisch umändern und dann ein dem entsprechendes optisches Flügelsignal stellen kann, sind auf der obern Seite des Schutzkastens zwei verschlossene (versiegelte) Klappen angebracht, welche nach Beseitigung des Verschlusses sich öffnen lassen, sodaß man dann durch Bewegung mit der Hand das elektrische sichtbare Haltsignal in das Freisignal umändern, die weiße Scheibe an Stelle der rothen im Fensterchen wieder erscheinen machen kann und umgekehrt. Bei jeder Umstellung einer Scheibe, mag dieselbe mit der Hand oder durch elektrische Ströme bewirkt werden, ertönt gleichzeitig ein Läuten, welches den Wechsel in der Stellung des sichtbaren elektrischen Signales zugleich dem Ohre verkündet; um aber eine Verwechselung dieses Läutens mit dem Vorläuten oder Vorwecken unmöglich zu machen, wurde dieses Läuten im Vorhergehenden nicht weiter ausdrücklich erwähnt.

Eine etwas abweichende Einrichtung müssen die mit einem Bahnhofsapparate zu einem vollständigen Bahnhofsdeckungsapparate verbundenen Blocksignalapparate in dem Fall bekommen, wo von mehrern Gleisen herkommende Züge im Bahnhofe auf dasselbe Gleis einzufahren haben, oder wo etwa eine zweigleisige Bahn in einem Tunnel oder an einer andern Stelle nur ein Gleis besäße. Müssen z. B. die auf den beiden Gleisen I und II ankommenden Züge auf dasselbe Gleis III gelenkt werden, so soll es der Apparat nicht nur dem Bahnhofsvorstande unmöglich machen, zu gleicher Zeit die Erlaubniß zur Einfahrt für einen auf dem Gleise I und für einen auf dem Gleise II eintreffenden Zug zu ertheilen, sondern auch dem Blocksignalwärter, das Einfahrtssignal „Frei" für die beiden Gleise I und II zugleich zu geben. Zu diesem Behufe wird der Bahnhofssignalapparat (System Frischen) mit einem Arretirungsschieber versehen, welcher, wenn er mit der Hand in die eine oder die andere von zwei verschiedenen Lagen gebracht worden ist, dem Bahnhofsvorstande ein elektrisches Einfahrtssignal zu geben gestattet; bei der einen Stellung des Schiebers aber nur für einen auf dem Gleise I kommenden Zug und ebenso bei der andern Stellung des Schiebers nur für einen auf dem Gleise II eintreffenden Zug. Wurde aber in der einen oder der andern Stellung des Schiebers von dem Bahnhofsvorstande einem Zuge die Einfahrt erlaubt, so wird durch das Einfahrtssignal zugleich der Schieber im Bahnhofsapparate in seiner gegenwärtigen Stellung mechanisch festgemacht, bis der Zug auf dem Gleise III den Bahnhof erreicht hat. Erst wenn der Wärter beim Bahnhofsdeckungsapparate den Flügel seines optischen Signals wieder auf „Halt" gestellt hat, kann er den Bahnhofsapparat entblockiren, den Schieber desselben wieder frei beweglich machen, stellt aber damit seinen Signalflügel wieder mechanisch fest. Der Bahnhofsdeckungsapparat wird außerdem mit einer Wechselarretirung der Signalflügelwinden ausgerüstet, damit der Wärter nie beide Flügel zugleich auf „Frei" stellen kann, selbst wenn er einmal die Erlaubniß dazu vom Bahnhofsvorstande

erhielte. Wird nämlich der eine Signalflügel mittels der zugehörigen Windenkurbel auf „Frei" gestellt, so verschiebt jedesmal ein an der Winde angebrachter Schraubengang einen Stift so weit, daß er sich sperrend in die andere Winde (oder in die Kurbel derselben) einlegt und damit die Umdrehung derselben und so zugleich die Bewegung des zugehörigen zweiten Flügels verhindert.

Die umfassendste und allgemeinste Aufgabe endlich haben Siemens u. Halske ihrem Bahnhofs-Centralapparat (System Frischen) gestellt. Mittels desselben soll nämlich die Oberleitung über den Verkehr auf einem größern Bahnhofe in Einer Hand zusammengefaßt und der Verkehr im Bahnhofe nach Einem Willen geregelt werden. Nicht aber sollen dabei Signale und Weichen vom Bahnhofsvorstande selbst in so großen Entfernungen von seinem Standpunkte gestellt werden, daß dieser die dort vorliegenden örtlichen Verhältnisse, welche möglicherweise die Stellung des Signals oder der Weichen verbieten nicht zu überblicken vermöchte. Ebenso wenig soll der Bahnhof länger als unbedingt nöthig der freien Benutzung zum Rangiren 2c. entzogen werden.

Die optischen Einfahrtssignale mit den Flügeln können vom Centralapparat aus unmittelbar gegeben werden, bei größerer Ausdehnung des Bahnhofs dagegen werden wieder besondere Deckungsapparate am Bahnhofseingange aufgestellt. Die Weichen werden nie vom Centralapparat aus gestellt, sondern stets von den Weichenstellern mittels der gewöhnlichen Weichenhebel, dann aber werden sie, soweit ein Bedürfniß dazu vorliegt, vom Centralapparat aus in ihrer Lage mechanisch festgestellt, wozu die (eine Art Schloß bildenden) Weichenriegel benutzt werden. Dabei werden die elektrischen Signale, die optischen Signale und die Weichenstellungen in die strengste und geregeltste Abhängigkeit voneinander gebracht, sodaß jede Signalgebung unmöglich wird, solange nicht die erforderlichen Weichen in der bei Befolgung des Signals nöthigen Weise vorher gestellt und festgemacht sind und selbst ihre Lösung bis auf weiteres dem Bahnhofsvorstande entzogen ist, welchem auch beim Geben des Signals jede nachträgliche Abänderung desselben erst dann wieder möglich wird, wenn nach seiner Anordnung die bereits gegebenen Signale wieder auf „Halt" zurückgestellt und arretirt sind. Auf diese Weise findet der einfahrende Zug nicht nur die ihm angewiesene Bahn ununterbrochen fertig vor, sondern es kann ihm auch nicht gleichzeitig ein anderer Zug oder Zugtheil in den Weg kommen. Der Centralapparat schützt nicht nur gegen falsche, sondern auch gegen ungenaue Weichenstellung; auch gewährt er dem Bahnhofsvorstande die Möglichkeit, sich durch einen einzigen Blick über die Stellung aller Signale und Weichen sichere Auskunft zu verschaffen. Uebrigens kann der Apparat an jeder beliebigen Stelle des Bahnhofs (z. B. in der Nähe der hauptsächlichsten Kreuzungen und Weichen) aufgestellt werden, ja es könnten selbst mehrere kleinere derartige Apparate an verschiedenen Stellen des Bahnhofs vertheilt und mit einem sie vereinigenden Hauptapparat verbunden werden.

Bilder aus Kreta.

Von

Elpis Melena.

II.

Kein weltverlorener Landstrich im Innern Asiens oder Afrikas ist dem Einflusse moderner Civilisation unzugänglicher geblieben als die Insel Kreta. Die seit Jahrhunderten hier sich folgenden Eroberungen vermochten ebenso wenig den kretischen Volkscharakter als die kretische Landschaft umzuwandeln, und das Urgeschlecht dieses Eilandes hat Sitten und Gebräuche bis zu unsern Tagen rein beibehalten.

Wo fände der forschende Gelehrte mehr Aufschluß über die Geschichte des Alterthums, wo eine treuer bewahrte Tradition des altgriechischen Lebens? Wo kann er, wie auf Kreta, den in den Homerischen Rhapsodien geschilderten häuslichen Scenen täglich beiwohnen?

Ares hat freilich das Gewand des heiligen Georg angenommen, die Lanze der Pallas treibt jetzt Lilien der Verkündigung, aber die Anbeter sind unverändert geblieben. Sittenreinheit und Einfalt ist in Griechenland durch den Verkehr mit civilisirten Nationen verloren gegangen; nicht so auf Kreta, wo das Volk noch an Nereïden und an Sirenen glaubt, wo in den Höhlen von Akrotiri noch Berggeister hausen, wo im Schatten der hundertjährigen Cypressen von Samaria Dryaden noch ruhen und am Ufer des Almyrostromes Diana, im Gefolge tändelnder Nymphen, sich zu gewissen Zeiten noch erblicken läßt.

Was ferner die klimatischen und topischen Vorzüge dieser Insel betrifft, so kann man vergebens nach einem Ländchen suchen, auf welches die Natur das Füllhorn ihrer herrlichsten Gaben mit mehr Verschwendung ausgeschüttet hat, sodaß über dessen seltene Schönheit und Reichthum Châteaubriand mit treffender Anerkennung sich dahin aussprach: „Man weiß nicht, wo einem der Kopf steht, und es überfällt einen ein Schwindel, wenn man an das Paradies denkt, welches dieses Land unter andern Verhältnissen sein würde.“*)

Wie lohnend ist nicht schon an und für sich die unbedeutendste Streiferei in der Ebene der Canea! Dieser herrliche Naturgarten, der sich mehrere Stunden längs den Sphakiotischen Bergen erstreckt, prangt mit tausendjährigen Olivenbäumen; bald ist es eine Gruppe ernst sich erhebender Cypressen, bald das stolze Haupt einer Palme, bald das

---

*) „La tête vous tourne et le vertige vous prend, quand on pense au paradis que ce pays pourrait être sous d'autres circonstances.“ („Essai sur les révolutions anciennes et modernes.“)

satte Laub der mit goldenen Früchten beladenen Orangenbäume, das die Monotonie des fahlen, silberfarbigen Oelblattes harmonisch unterbricht; überall wuchert der Weinstock, überall umwinden zierliche Guirlanden verschiedener Staudengewächse die undurchdringliche Hecke der bläulichen Aloë, hinter welcher grüne Saaten treiben, während Orchideen, Cistrosen, Myrten, Salbei- und Thymiansträucher den Boden bedecken und dem Wanderer durch laue Lüfte den balsamischen Duft ihrer hervorsprossenden Blüten entgegensenden.

Die Flora bietet hier dem Botaniker solche Fülle interessanter Pflanzen, daß ihm nur die Wahl schwer fällt, welche Exemplare er in seine Büchse aufnehmen soll. Der Maler, in stummer Entzückung vor der Reihenfolge schöner Motive, die in unvergleichlicher Farbenpracht und Harmonie sich zu fertigen Bildern vor seinen Blicken gestalten, verzweifelt, Leinwand und Palette nicht bei sich zu führen und solche Schätze nur seiner Erinnerung anvertrauen zu müssen. Der bevorzugtere Archäolog kehrt nur selten mit leeren Händen heim: in der unmittelbaren Nähe der Stadt stößt sein Fuß oftmals auf Bruchstücke antiker Vasen, Amphoren, Lampen, Lacrymatorien, oder er sieht auch unverhofft in der Furche eines frisch aufgeflügten Ackers eine alte Münze, zuweilen gar eine griechische Gemme!

Noch mehr als die herrliche Ebene von Canea selbst, verdienen die dort um die Casini der reichsten Türken gelegenen Pflanzungen die Benennung „Naturgärten". Sie gleichen in kleinerm Maßstabe und südlicherm Charakter jenem Gehege der Villa des Fürsten Chigi bei Rom, wo auf den ausdrücklichen Befehl des genialen Eigenthümers den Künstlern zu Liebe und damit es ihnen zu ihren Landschaften an urwaldartigen Motiven nicht mangele, seit langen Jahren sämmtliche Bäume und Gewächse von der Axt, der Gartensäge und Schere verschont bleiben; denn innerhalb dieser kretischen Gärten oder, richtiger gesagt, Gehege wuchern Granat- und Mispel-, Orangen- und Pomeranzen-, süße und sauere Limonienbäume neben Rosen-, Jasmin- und Citronnelstauden in so paradiesischer Unordnung durcheinander, daß man zuweilen nicht weiß, wohin man den Fuß setzen soll.

Jeder dieser sogenannten Gärten bietet dem Fremden ein hübsches Spaziergangsziel, von welchem er gewöhnlich mit Flora's und Pomona's Gaben beladen heimkehrt, indem der Gärtner sich so wenig Gewissen daraus macht, das Eigenthum seines Herrn für sich zu verwerthen, daß oft, während die Tische der Consuln mit den Blumen und Früchten aus der Villa des einen oder des andern Beis prangen, die Tafel des rechtmäßigen Besitzers leer bleibt.

Der Anblick der hier zu Tausenden hoch auf dem Boden aufgehäuften vortrefflichen Orangen ist dem Nordländer stets erfreulich; nur bedauert er gleichzeitig, daß eine Menge dieser köstlichen Früchte verloren geht, wenn dec Transport derselben nach Canea den Eigenthümer zu kostspielig dünkt und er nicht auf den gescheiten Einfall kommt, gewisse Tage der Woche zu bestimmen, an welchen die Soldaten Orangen, so viele sie nur tragen können, wegholen dürfen.

Die Gärten des Hamid- und Schakir-Bei, des Melingounys und Softadakys gehören zu den schönsten der Ebene von Canea, doch sind die darauf befindlichen Casini in einem Zustande größter Verwahrlosung und aller Mobilien bar: wie außerhalb des Hauses der Mangel jeder herrschaftlichen Aufsicht sich geltend macht, fehlt auch hier die nur durch das Walten einer thätigen Gebieterin zu erzielende Ordnung und Reinlichkeit.

Diese Casini werden übrigens nur ausnahmsweise bewohnt und meistens von dem Harem des Eigenthümers zu Picknicks benutzt, während der im Garten nie fehlende Kiosk den Belustigungen der jungen Beisöhne dient, so oft der Director einer Café-chantant-Gesellschaft, etwa dritten Ranges, aus Verzweifelung sein Glück auf der Insel des Minos versuchen kommt.

Lithgow, ein Engländer, der Kreta im Jahre 1609 bereiste und beschrieb, erwähnt der Ebene von Canea mit enthusiastischer Bewunderung. Er sagt, sie könne ihrer Schönheit, ihres Reichthums und Nutzens wegen und als das trefflichste Plätzchen, der diamantene Funke und Honigfleck der Insel, leicht „der Garten des ganzen Weltalls" genannt werden. Kein Landstrich hätte eine temperirtere Luft oder einen fruchtbarern Boden, weshalb diese Ebene schon als der Kampf zwischen Bacchus und Ceres bezeichnet ward; auch gliche der tiefe Einschnitt, den die herrliche Sudabai macht, einem dem Gotte Neptun bestimmten Ruheplatze.

Wenn von den 67 blühenden Dörfern, die der englische Reisende hier gezählt zu haben versichert, jetzt nicht mehr die Rede ist und die halbbevölkerten Flecken, die nur theilweise wieder aufgebauten Kapellen, Klöster, Meierhöfe und die vom Rauch geschwärzten Ruinen aus verschiedenen Zeiten allzu beredt berichten, welche schreckliche Vertilgungskriege dieses für Freiheit ringende Ländchen verheert haben, so finden wir doch hier und da ein Dorf, wo Wohlstand und Zuversicht wieder heimisch geworden sind.

Bald nachdem wir die unweit der Stadt gelegenen türkischen, griechischen, jüdischen und katholischen Gottesäcker zurückgelassen und den Weg nach dem Dorfe Perivolia verfolgt haben, fällt uns ein großes, weißes Landgebäude in die Augen, dessen Name — Peleka-pina — als Denkmal türkischen Despotismus ein gewisses Interesse bietet und somit Erwähnung verdient.

Zur Zeit, als das ottomanische Joch die Christen auf Kreta am grausamsten drückte — d. h. kurz vor dem großen hellenischen Freiheitskampfe — beschloß einer der reichsten Türken in Canea sich dieses festungsähnliche Landhaus in vier Monaten zu bauen. Zur Ausführung dieses Vorhabens legte er einer gewissen Anzahl Griechen schwere Frondienste auf, und damit sie diesen durch die Flucht nicht entkämen, ließ er sie für die Nacht wie Galerensklaven in einem kerkerartigen Raume einsperren.

Mittags, so oft der Bei das Fortschreiten seines Baues besichtigen kam, erflehten sich die armen durch Hunger und übermäßige Anstrengung erschöpften Griechen etwas Nahrung und eine kleine Ruhefrist vom Türken. „Efendi", wiederholte ihm täglich einer der beherztesten unter ihnen, „Efendi, Ihr pflegt und nährt Euch, wir Unglücklichen aber arbeiten und hungern." „Wohlan, so arbeitet und hungert"*), war das ceterum censeo des unbarmherzigen Türken.

Der Bau wurde in vier Monaten vollendet, hat aber, zur Erinnerung an die stereotypen Worte des grausamen Beis, den Namen Peleka-pina bis zum heutigen Tage beibehalten.

Das ehemalige tyrannische Verfahren der Türken gegen ihre christlichen Unterthanen ist wol jedem meiner geneigten Leser bekannt, doch lauten die Anekdoten, die uns hierüber in unsern Kinderjahren erzählt wurden, so unglaublich, daß wir sie mehr oder weniger als märchenhafte Schreckensbilder zu betrachten gewohnt sind. Wenn man aber in reiferm Alter den Boden betritt, wo solche Greuelthaten sich ereigneten, wenn man aus dem Munde leibhaftiger Augenzeugen Dinge erfährt, die an cynischer Verworfenheit und Grausamkeit unsere Kindermärchen aus dem Türkenlande weit übertreffen, und bedenkt, daß jede Revolution, wie diejenige während der Jahre 1866, 1867 und 1868, ähnlichem Barbarenthum die Schleusen offnet: dann fühlt man erst die dringende Nothwendigkeit, alle christlichen Provinzen durch das Zurücktreiben der tatarischen Horden auf asiatisches Gebiet von dem ottomanischen Joche für immer zu befreien.

---

*) „πελέκα (καὶ) πεῖνα" (arbeite und hungere). πελεκᾶν heißt wörtlich: in Stein hauen, in Holz arbeiten.

Wer im Orient lebt, muß bald zur Ueberzeugung gelangen, daß das Civilisiren der Türken eine reine Utopie ist. Die Beisöhne können sich alla Franca kleiden, französisch radebrechen, nach Paris reisen, dort studiren; Paul de Kock's und Eugène Sue's Romane, schlüpfrige Photographien und Demi-Mondesitten in ihre Heimat (mag sie Konstantinopel oder Kreta sein) einführen, die Frauen der Paschas mögen mit Messern und Gabeln essen, eine Polka auf dem Klavier martern, in Amazonentracht auf englischen Damensätteln zu Pferde sitzen, unsere Moden bis auf die rühmlichen hohen Hacken und die den Typhus bergenden Chignons nachäffen, damit aber wird die sittliche Bildung in der Türkei wahrlich nicht gefördert, sondern nur in ihren Fortschreiten gelähmt.

Das Pfropfen des Christenthums auf den Mohammedanismus ist ebenso unmöglich wie das Verschmelzen beider Religionen, und wie wol niemand in Abrede stellen wird, daß manche Perle bewundernswürdiger Weisheit im Sumpfe des Korans verborgen liegt, so ist mit einer Lehre, die den Völkern a priori das einzige Förderungsmittel auf dem Wege zur Civilisation, den wirklichen Herd, an welchem Genius und Tugend sich entzündet, kurz, die den Völkern Familienglück und -Leben versagt, nimmermehr zu capituliren noch ein Bündniß zu schließen.

Da der Anblick von Peleka-pina uns auf diesen Gegenstand gebracht hat, so erlaube ich mir — während wir unsern Weg nach Perivolia fortfahren, noch einiges aus der Zeit, wo jenes Landhaus errichtet wurde, mitzutheilen.*)

„Was auch die Türken zur Befriedigung ihrer unverschämten Forderungen oder brutalen Gelüste nur ersinnen mochten", berichtet der Klosterabt, „übten sie damals ungehindert an den unglücklichen Christen aus.

„Wenn einer von diesen zu Pferde reitend, einem Muselman auf der Landstraße begegnete, so hieß die Klugheit ihn sofort in Unterwürfigkeit absteigen, worauf der Türke ihm zuzurufen pflegte: «Du elender Tablopiste **), bist du etwa von deinem Pferde abgestiegen, um mich zu ermorden?» Blieb aber der Grieche zu Rosse sitzen, dann donnerte der Muselman ihm zu: «Blödsinniger Christenhund, Kiafir ***), du geruhst nicht einmal mir gebührende Ehre zu erzeigen?» Und diese Worte wurden von einem Säbelhiebe begleitet, der den Griechen nicht selten todt zu Boden streckte. Geschah dies nicht, dann stand dem Unglücklichen noch großes Ungemach bevor; denn nach solcher Mishandlung nahm der Türke gewöhnlich Besitz von dem Pferde, bestieg es und nöthigte den verwundeten Christen ihm zu Fuße zu folgen und als Knecht zu dienen, solange es seinem Herrn gefiel. Begegnete ferner ein Muselman einem Griechen, dessen Lastthier mit Oel oder Wein beladen war, dann pflegte er die vollen Schläuche mit der Spitze seines Säbels aufzureißen und ohne Gewissensscrupel in ein lautes Gelächter über das bejammernswerthe Schauspiel der sich ergießenden Flüssigkeit auszubrechen. Stimmte der Christ nicht in dieses Hohngelächter über sein verlorenes Gut ein, so wurde er seinen Glaubensgenossen zum warnenden Beispiel furchtbar mishandelt dafür, daß er an dieser Belustigung nicht theilnahm und dadurch auch für ihren Urheber eine gewisse Verachtung zu erkennen gab.

---

*) Was hier folgt, ist keineswegs vom „Hörensagen" gesammelt, sondern es sind Bruchstücke, die ich aus dem handschriftlichen Codex eines der bedeutenden Klöster der Insel an Ort und Stelle selbst excerpirt und später wörtlich übersetzt habe; die grausamsten Episoden dieses „Die Muselmanen auf Kreta" betitelten Kapitels mußte ich wegen zu großen Cynismus übergehen.

**) Wörtlich: einer der an Breter, d. h. an mit Bildern bemalte Breter glaubt.

***) Soviel als „Kaffer", ein türkisches Schimpfwort, welches aus der Zeit herstammen soll, wo muselmanische Horden aus Nordafrika mit den Kaffern Krieg führten, und mit welchen die Türken bis zum heutigen Tage noch jeden gern beehren, der nicht an Mohammed glaubt.

„Viele dieser wilden Tataren schickten, so oft es ihnen an Geld gebrach, ein Geschenk von Schießpatronen an solche Christen, die für reich galten, indem sie heimlich zu verstehen gaben, es läge in ihrem Interesse, sich zu beeilen, ihr Leben durch die Zusendung einer genügenden Summe Geldes loszukaufen. Derartige Geschenke wurden oftmals an die Obern der Klöster geschickt, und es kam nicht selten vor, daß unbemittelte Christen ihr Leben dafür einbüßen mußten.

„Auch der Christenfrauen bemächtigten sich die Türken, so oft sie ihrer beim Auflesen der Oliven, bei dem Einernten des Getreides, dem Zurichten und Abhaspeln der Seide und andern Arbeiten inner- und außerhalb des Hauses bedurften.“

„Man wird aber vielleicht an der Wahrheit dieser Berichte zweifeln“, bemerkt der Klosterabt, nachdem er noch mehrere bei den Türken übliche Tyranneien erwähnt hat, „weshalb wir, allgemeine und anonyme Begebenheiten beiseitelassend, zur Erzählung einiger Thaten schreiten wollen, in denen es sich von bestimmten und bekannten Persönlichkeiten handelt, Thaten, die so entsetzlich sind, daß sie unmöglich erscheinen, dennoch aber von Geschöpfen, die mit menschlichem Verstande begabt waren, verübt wurden.

„Ein Muselman, Namens Phaphoulys, hatte im Dorfe Brisses einen obscönen Tanz angeordnet und verlangte, daß die ausnehmend schöne Tochter eines Priesters daran theilnähme; das züchtige junge Mädchen, trotzdem der Türke sie zwei-, ja dreimal rufen ließ, weigerte sich zu erscheinen. Endlich aber, als ihre mit Tod bedrohten Aeltern und nächsten Verwandten sie bedrängten, entschloß sie sich, es zu thun. Vor Scham erröthend betrat sie den Saal, wo sie mit thränenvollen Augen und in Gedanken darüber vertieft, was ein grausames Geschick ihr noch vorbehalte, in einer Ecke gekauert blieb. Sobald das türkische Unthier in Menschengestalt dies sah, schrie es der geängstigten Jungfrau zornig zu: «Komme her, du Schafskopf, und schenke mir zu trinken ein.» Da aber das Mädchen zögernd nur gehorchte und ihm nicht mit Liebkosungen entgegenkam, begriff der wilde Tatar, daß dieses keusche Wesen nicht leicht seinen brutalen Zwecken dienen würde; er zog ohne weiteres sein Messer aus der Scheide, hieb dem zitternden Mädchen den Kopf ab, schleppte den noch zuckenden Leichnam in die Mitte des Saales, setzte den Kopf auf die Brust desselben und befahl dann — bei Todesstrafe für jeden, der nicht sofort gehorchte — man solle, erotische Lieder singend, bis zum folgenden Morgen um den Leichnam tanzen! . . .

„Ein gewisser Scherif aus dem Dorfe Pesa traf eines Tages uneingeladen bei einem Christen, der Hochzeit machte, ein. Der Anblick der in üppiger Jugendfrische blühenden Brautleute erregte in ihm Neid und Misgunst. Vorgebend, er müsse den Bräutigam allein sprechen, ließ er ihn zu sich herausrufen, erdolchte ihn meuchlings, öffnete ihm, sobald er todt zu Boden lag, den Leib, schnitt ihm die Leber aus und briet sie auf starkem Kohlenfeuer. Dann kehrte er in das Haus zurück, näherte sich der Braut und sagte ihr: «Iß hiervon, damit du aufs Wohl aller Anwesenden trinkest.»

„Die Braut, die nichts von dem vorhergegangenen tragischen Vorfall ahnte und der zugeredet wurde, mußte nolens volens essen, kaum hatte sie aber einen Bissen hinuntergeschluckt, als der Türke ihr lachend sagte: «Dies ist die Leber deines Bräutigams.» Die Braut, in der Meinung, er mache einen schlechten Scherz, lächelte ungläubig, worauf der Türke versetzte: «Geh hinaus und überzeuge dich von der Wahrheit.» Die Unglückliche fiel besinnungslos zu Boden, noch bevor sie von dem Verbrechen des blutdürstigen Tyrannen die Gewißheit erhielt!

„Somit wurde der festliche Jubel der Verwandten und Freunde des Brautpaares in den tiefsten Schmerz und in unbeschreibliche Wehklagen plötzlich verwandelt.

„Ein Türke aus der Canea, Namens Ziskos, erfuhr, daß ein gewisser in Spylia *) wohnhafter Priester Nikolidys zwei reizende Töchter besitze; infolge dessen forderte er ein paar junge Türken auf, ihn eines Morgens nach diesem Dorfe zu begleiten.

„Dort begab er sich ohne weiteres in das Haus des Priesters und befahl diesem, ein gutes und reichliches Mahl zum Abend zu bereiten. Die geängstigte Familie unterließ nichts, um diesem Befehle nachzukommen. Ein Lamm, ein Truthahn und Hühner wurden eiligst geschlachtet und lecker bereitet.

„Bei Sonnenuntergang fanden sich die drei ungebetenen Gäste ein, und nachdem sie es sich vortrefflich hatten schmecken lassen, befahl Ziskos der Priesterfrau, ihnen drei gute Lager herzurichten; als dies geschehen war, sagte der Türke seinen Gefährten: «Jeder von euch kann eine der Töchter nehmen, ich meines Theils bin nicht mehr jung und werde mich mit der alten Mutter begnügen. . . .»

„Da der geringste Widerstand von seiten des Priesters oder seiner Familie augenblicklich mit Tod gerächt worden wäre, mußten die unglücklichen Frauen sich in ihr schmachvolles Geschick ergeben.

„Am folgenden Morgen, als die ganze Gesellschaft beim Kaffee vereint war, führte Ziskos die cynischsten Gespräche mit seinen Gefährten, denen er damit ein Ende machte, daß er dem Priester peremtorisch befahl, dem einen jungen Türken 500, dem andern 700 Piaster **) sofort auszuzahlen.

„Dies war der Priesterfrau doch zu viel. Wie, schluchzte sie in höchster Verzweiflung laut auf, «es genügt Euch nicht, wie die Verräther in unser Haus einzudringen, uns die Unschuld unserer Töchter, die Ehre unserer Familie zu rauben und mit Schimpf und Schande zu bedecken, sondern Ihr wollt uns armen Landleuten dafür auch noch schweres Geld erpressen?! . . .» ***) Mehr aber durfte die Unglückliche nicht hinzufügen, denn kaum hatte sie die letzten Worte geäußert, als der Yatagan des wuthentbrannten Ziskos ihr den Kopf vom Leibe trennte, sodaß der fast von Sinnen gerathene Priester sich noch glücklich schätzte, sein Leben und das seiner Töchter durch das eilige Herbeischaffen des verlangten Geldes retten zu können. Nikolidys begab sich am folgenden Tage nach der Canea, um dem Bischof diesen furchtbaren Vorfall mitzutheilen. «Mein Sohn», sagte ihm Se. Hochwürden, «alles, was ich thun kann, ist Euch eine Bittschrift an den Generalgouverneur zu geben, doch liegt es ebenso wenig in seiner Macht, Euere Frau wieder ins Leben zu rufen, als das ruchlose Treiben seiner übermüthigen Unterthanen zu hemmen.»

„Der Bischof bestätigte die tragische Begebenheit in einer Klagschrift, die der Priester sofort dem Generalgouverneur selbst überbrachte. «Gerichtliche Genugthuung kann ich Euch nicht verschaffen», bemerkte dieser, «weiß doch jedermann, daß die Rechtseingriffe dieser Agas und Janitscharen geradezu in Gewaltthätigkeiten ausarten, und daß diese Gauner, nach meinem Leben trachtend, zu wiederholten malen in die Fenster meines Palastes zu schießen sich erdreisteten.»

„Der Generalgouverneur schickte indessen Nikolidys' Klageschrift nach Konstantinopel, wo sie bald darauf in die Hände des damals regierenden Sultans Mahmud II. gelangte. Wenn der bloße Name des letzten Sprößlings aus dem Stamme Osman's uns an eine

*) Spylia ist eins der schönsten und reichsten Dörfer der Provinz Kissamos und liegt fast fünf Stunden Weges von Canea.

**) Ein türkischer Piaster hat bekanntlich den Werth von zwei Silbergroschen.

***) Beim Uebersetzen dieser geschichtlich wahren Episode, die ein Freund des Priesters Nikolidys mir erzählte, kann ich mich nicht enthalten zu bemerken, wie auffällig und für die Geldliebe der Kreter charakteristisch es ist, daß in diesem Fall Nikolidys' Frau das Geld höher als ihre Ehre und die ihrer Töchter geschätzt zu haben scheint, indem sie erst, als der Türke ihrem Manne Geld erpressen wollte, durch Widersetzlichkeit ihr Leben aufs Spiel setzte.

Reihenfolge blutiger Schrecknisse erinnert, so dürfen wir andererseits seinem Charakter weder Energie noch Einsicht absprechen, sondern müssen zugeben, daß sein gerechtes Verfahren in dieser Angelegenheit der schwerbedrückten christlichen Bevölkerung auf Kreta wenigstens eine Frist relativer Ruhe und Gerechtigkeit verschaffte.

„Mahmud II., infolge von Nikolidys' Klageschrift, berief die bedeutendsten seiner Paschas und Beamten zu einer besondern Rathsversammlung zusammen und beschloß in derselben einen gewissen Suleiman-Pascha zum Generalgouverneur der Insel Kreta zu ernennen und ihm jede Vollmacht zu verleihen, die dort verübten Rechtseingriffe aufs energischste zu strafen. Eine temporäre Ordnung wurde in der That auf Kreta wiederhergestellt, die damit anfing, daß Suleiman-Pascha über 300 Türken, die sich Gewaltthätigkeiten, wie die des Ziskos, hatten zu Schulden kommen lassen, ohne weiteres zum Strange verurtheilte."

Doch genug der Vergangenheit, schenken wir der Gegenwart und jetzt dem schönen Dorfe Perivolia unsere Aufmerksamkeit, und wer Endraten melonenartiger Größe von fünf bis sechs Pfund Gewicht, sieben Orangen auf einem Haufen an einem einzigen Stengel, Hesperidenfrüchte verschiedener Gattungen auf demselben Baume zu sehen wünscht oder sich überzeugen will, daß auf Kretas fruchtbarem Boden zwölf Sorten Orangen und fast ebenso viele Limonienarten beieinander gedeihen, der verweile in den hiesigen Gärten.

Wir verfolgen einstweilen unsern Weg nach Carodia, wie das ehemalige Kloster des heiligen Georg auch noch genannt wird. Es liegt auf einer kleinen Gebirgshöhe südlich von Canea zwischen herrlichen Platanen und uralten Oelbäumen verborgen, von denen einer einen Durchmesser von 17 Metern hat. Dieses Klösterchen pflegt nur von drei oder vier Mönchen bewohnt zu sein, und seine Kapelle umfaßt kaum vierzig Menschen. Die Aussicht von der kleinen Terrasse, auf welcher es erbaut ist, gehört zu den lohnendsten der Umgebung und beherrscht die ganze Ebene der Canea bis zur Stadt mit ihren Häfen, die umliegenden Dörfer Galata, Duratso, Agia u. s. w. und das weit ins Meer hervorragende Akrotirische Gebirge, während sich hinter dieser Terrasse, nach Süden zu, eine Schlucht öffnet, die an jenem 1. Febr. von fruchtbeladenen Citronenbäumen förmlich gelb war; sie führt von dem cypressenreichen, romantisch gelegenen Gebirgsdorf Therisso ihren Namen und ist für den Botaniker einer der wichtigsten von allen pflanzenreichen Orten der Insel.

Das Dorf Murnies, welches seinen Namen von den Maulbeerbäumen *), die es beschatten, empfängt, war unser nächstes Ziel. Dasselbe bildet mit seinen isolirt stehenden, von Gärten umringten Häuserchen eine lange Straße, die in einer ebenfalls nach Therisso führenden romantischen Bergschlucht endet, aber durch die gänzliche Verwahrlosung, der ihr venetianisches Pflaster anheimgefallen ist, als die ungangbarste aller Straßen der Umgegend bei Roß und Reiter gar böses Blut macht.

Murnies hat als politischer Versammlungsort der Häuptlinge aus den benachbarten Provinzen schon seit längerer Zeit eine historische Bedeutung und war im Jahre 1833, als Kreta sich unter ägyptischer Herrschaft befand und von Mehemed-Ali besucht wurde, nicht nur der Schauplatz wichtiger Verhandlungen zwischen dem Vicekönige und den Kreterhäuptlingen, sondern auch derjenige ungerechter Hinrichtungen und blutiger Ereignisse.

Der Pfad, der die Hügel entlang nach dem nächsten Dorfe Nerokuri führt, schlängelt sich durch eine an botanischen und landschaftlichen Schätzen so reiche Gegend, daß kein Fremder ihn außer Acht lassen sollte. Nerokuri mit seiner aus Bergeshöhe hervor-

*) Μουρνία oder Μουρνιά heißt soviel als Mäulbeerbaum.

quellenden Wasserfülle, hat im letzten Aufstande auch seine politische Rolle gespielt. Hier war es, wo im Frühjahre 1866 die Häuptlinge mit 3—4000 Kretern sich vereinigten, um die Antwort des Sultans auf ihre an die Pforte gerichtete Bittschrift abzuwarten, was ihnen, obgleich nicht einer von ihnen bewaffnet war, vom Generalgouverneur untersagt wurde. Bevor sie seinem Befehle, sich zu zerstreuen, gehorchten, ward es mir, dank der Begleitung eines Klosterobern, gestattet, den Berathungen dieser Häuptlinge öfters beizuwohnen, die mich ebenso interessirten als erbauten.

Damals war Nerokuri ein schönes, bevölkertes Dorf; jetzt erhebt sich nur hier und da auf seinen Ruinen ein karges Häuschen und gar viele Freiheitsträume und Hoffnungen liegen unter dessen Schutt begraben!

Es würde viel zu weit führen, wenn ich bei allen interessanten Punkten, Dörfern und Gärten dieser herrlichen Gegend verweilen wollte; doch dürfen wir diese Streiferei auch nicht beschließen, ohne des Klosters Chrysopigy *) erwähnt zu haben, denn seine im Dickicht eines Oliven- und Orangenhaines blendendweiß schimmernde Kuppel gehört nicht nur zu den ansehnlichsten Punkten der Ebene von Canea, sondern es bietet an für sich das hübscheste Miniaturvorbild eines kretischen Monastirs.

Neben der Kirche unter den Orangenbäumen, die den Klosterhof von Chrysopigy beschatten, ruhen die Gebeine von vier englischen Seeleuten, die in den Jahren 1793, 1859 und 1860 einen frühzeitigen Tod auf Kreta fanden. Die Kirche selbst ist ganz neu restaurirt und man war, als wir sie betraten, beschäftigt, die letzte Hand an die aus Cypressenholz reich geschnitzte Scheidewand **) zu legen, die in den orthodoxen Kirchen den Altar vom übrigen Theil des Gotteshauses trennt.

Der Obere erzählte uns mit sichtlichem Stolz, daß dieses seltene Kunstwerk, welches auf etwa 200 Thlr. preußisch zu stehen käme, die Arbeit eines schlichten Tischlers aus Khalepa sei, und siehe da! ich erkannte in dem anwesenden Meister einen gewissen Anastasaky, der uns vor wenigen Tagen die unentbehrlichsten Möbel verfertigt hatte. Meister Anastasaky verdient nicht nur wegen seiner Holzschneidekunst, sondern auch wegen seines makellosen Charakters rühmlichst erwähnt zu werden; denn Türken sowol als Christen spenden ihm, seines heroischen Patriotismus ungeachtet, ungetheiltes Lob. Er starb infolge seiner während des letzten Aufstandes erlittenen Wunden; doch er hatte, trotz beschränkter Mittel, seine Söhne in Athen studiren lassen. Ihre gründliche Bildung verhalf ihnen auf Kreta zu vortheilhaften Aemtern, wo sie ihre Familie ehrenhaft unterstützend, gleichzeitig mit dem Namen ihres würdigen Vaters auch seine Rechtschaffenheit unsterblich zu machen sich bestreben.

Das Interessanteste, was das Klösterchen Chrysopigy bietet, ist indessen ein Patent oder Diplom der venetianischen Republik aus dem 15. Jahrhundert, kraft dessen sie einem Griechen die Erlaubniß ertheilt, diese Kirche nebst Kloster zu gründen und zu beschenken. Der Obere verfehlte nicht, uns dieses auf Pergament mit großen bunten Lettern verzierte und in sehr barbarischem Latein geschriebene Document zu zeigen, da er, seitdem es seiner Verwahrung anvertraut war, vergebens nach jemand gesucht, der ihm eine wörtliche Uebersetzung davon hätte machen können. Ein Geistlicher wird auf Kreta nur auf vier Jahre zum Obern eines Klosters ernannt; er kann aber nach dem Verlauf dieser Zeit, oder auch später, von neuem zum Igumenos, d. h. Obern, erwählt werden.

---

*) Goldene Quelle, auch lebengebende Quelle genannt, weil es nach einem Kloster dieses Namens, welches in Konstantinopel bei einer wunderthuenden Heilquelle liegt, gebaut wurde und folglich nach demselben heißt.

**) Diese Bilderwand hat eine Mittel- und zwei Seitenthüren, sie reicht bis an die Decke und ist mit Bildern behangen.

Der Ankauf eines kretischen Pferdchens erlaubte mir auch weitere Ausflüge zu unternehmen. Mein kleiner Grauschimmel hatte bis zum Tage, an welchem ich ihn zum ersten male ritt, nur als Saumroß gedient; dennoch trug er den englischen Damensattel während einer fünfstündigen Tour so sinnig, als habe er nie etwas anderes gethan; seine Intelligenz und Willigkeit beim Ueberwinden der schwierigsten Pässe und sein Ehrgeiz, viel ansehnlichern Pferden hierbei stets mit gutem Beispiel voranzugehen, erwarb ihm bald den Namen „Passe-partont“.

Die kretischen Pferde sind im allgemeinen sehr fromm; auch leisten sie bei gänzlichem Mangel an Pflege und kargem, meistens aus Häckerling und dürren Gesträuchen bestehenden Futter das Unglaublichste und würden noch tüchtiger sein, wenn sie nicht viel zu früh, ja oftmals mit dem Anfange des dritten Jahres, schon arbeiten müßten. Sieber sagt, es gebe auf dem öden Berge Ida eine große Anzahl wilder Rosse, welche mit Schlingen gefangen werden, und bemerkt sogar, es sei auffallend, daß man davon bei keinem Schriftsteller etwas verzeichnet fände, da doch diese Pferdejagd sehr bekannt wäre. *)

Ich bedauere, einem so verdienstvollen Reisenden widersprechen zu müssen, kann aber nicht umhin, zu erwähnen, daß alle sachkundigen Kreter mir versichert haben, es sei ihnen weder aus dem Munde ihrer Urältern, noch durch Tradition etwas von wilden Pferden auf dem Ida oder sonstwo auf der Insel zu Ohren gekommen. Zum Ackerbau braucht man keine Pferde hier und zum Transport aller Feldfrüchte, Producte und Baumaterialien sowie zu andern Bedürfnissen bedient man sich der Esel und Maulthiere. Somit sind die Pferde auf Kreta selten, meistens von türkischer und arabischer Rasse, aber nicht theuer; ich bezahlte z. B. für meinen sechsjährigen, bis auf stark angestrengte Hinterbeine fehlerfreien Grauschimmel 12 Pfd. St., etwa 75 Thlr., doch mochte sein Werth für einen Kreter schwerlich 8 Pfd. St. übersteigen.

Der erste Ausflug, den ich auf diesem liebenswürdigen Vierfüßler allein, d. h. nur in der Begleitung des Maltesen Luigi unternahm, galt dem Sitz der alterthümlichen Stadt Aptera, der, wie alle Punkte auf Kreta, wo antike Ruinen sichtbar sind, auch den generischen Namen Paleo-kastron trägt. Wir ritten über die hinter Khalepa sich erhebenden Akrotirischen Hügel und gelangten in weniger als einer Stunde auf die, von Canea laufende Heerstraße, deren venetianisches Steinpflaster uns durch eine Strecke Marschland mit großen Salzlachen nach der Sudabai führte. Dieser Morast bietet den Jagdliebhabern in einem Umfange von drei Miglien ein an Schnepfen, Wildenten und Krammetsvögeln reiches Revier, doch seiner miasmatischen Ausdünstungen wegen sind die Bewohner der benachbarten Dörfer Tschkalaria und Nerokuri beständig dem Wechselfieber unterworfen, und aus diesem Grunde stehen bisjetzt auch nur einige elende Kaffee- und Weinkneipen am Löschplatz der Sudabai.

Seitdem ich diesen Ausflug machte, hat sich indeß manches in Tuzla verändert. Als Reouf-Pascha, der jetzige Generalgouverneur, Kreta zum ersten mal — d. h. 1870 und 1871 — verwaltete, verleitete seine Fortschrittsliebe ihn hier zu so großartigen Unternehmungen, daß die bedeutenden Ausgaben, die er dadurch der türkischen Regierung octroyirte, ihm seine Zurückberufung zuzogen. Er ließ vor allem sämmtliche Salzlachen verschütten, erlangte vom Sultan die Erlaubniß, die auf der Sudabaiinsel befindlichen alten venetianischen Festungswerke nebst den Häusern der seit Jahrhunderten dort eingebürgerten türkischen Fischer- und Matrosenfamilien zu schleifen, um sie durch neue Festungswerke zu ersetzen, und gründete hart am Meeresstrande, unweit der obenerwähnten Kaffeebuden, eine Stadt, die er dem Sultan zu Ehren „Azizié“ nannte und den obdach-

*) Sieber, „Reise nach der Insel Kreta“, II, 92.

los gewordenen Familien der Sudabaiinsel als Aufenthalt anwies. Da es aber Sr. Exc. Reouf-Pascha bei rühmlichster Thätigkeit sowol an Baukenntnissen als an sachkundigen Rathgebern fehlte, und dieser Punkt an der Sudabai wegen Niederung nicht zum Häuserbau geeignet ist, so standen die etwa achtzig Häuserchen der Stadt Azizié nicht lange am, sondern bald mehrere Fuß tief im Meere, und die Lage der auf Befehl hier wohnenden armen Familien ist bis zum heutigen Tage die allerbeklagenswertheste.

Dieses Fiasco kühlte indessen keineswegs Reouf-Pascha's Unternehmungsgeist. Se. Exc. kam auf den Einfall, eine Locomotive nebst einigen Waggons und Trucks aus England zu verschreiben, um sie — wohlverstanden ohne Schienen — zum Menschen- und Gütertransport zwischen Canea und der Sudabai laufen zu lassen; doch sei es der Untauglichkeit der Straße oder der Ungeschicklichkeit des deutsch-amerikanischen Conducteurs zuzuschreiben, kurz, die Locomotive, nachdem ihre befremdende Erscheinung ganze Züge von schwerbeladenen Eseln und Maulthieren in die Flucht geschlagen oder in einen Graben gestürzt hatte, endigte selbst jede ihrer Fahrten in irgendeiner Vertiefung, wo eine Ehrenwache ihr Gesellschaft leistete so lange, bis sie zu einem neuen Versuch wieder aufgestellt wurde, bis sie eines schönen Tages sich so tief auf einem benachbarten Felde einrannte, daß sie, von ihrer Ehrenwache verlassen, bis zu Reouf-Pascha's Rückkehr im Jahre 1873, der Vergessenheit anheimgefallen, dort liegen blieb.

Ein großes Schiffswerft nebst Arsenal, an welchem etwa 250 Mann unter der Leitung eines englischen Ingenieurs seit fünf Jahren arbeiten und dessen Vollendung noch einmal so viel Zeit erfordern kann, verspricht ebenso schön als zweckmäßig auszufallen; unweit dieser Arsenalbauten erhebt sich auf kleiner Höhe ein neues Marinehospital, welches seit zwei Jahren schon benutzt wird und als rühmliche Einrichtung zu erwähnen ist.

Die Sudabai gehört zu den größten, sichersten, leicht zugänglichsten und tiefsten Naturhäfen des Mittelmeeres; ihr nördliches Gestade ist wild, malerisch und mit schroffen Felsen überhangen; das südliche, an welchem wir in kleiner Höhe entlang ritten, steigt dagegen in lieblich grünenden Hügeln hinan, die in fernem Hintergrunde von den schneebedeckten Sphakiotischen Bergen überragt sind.

Hier war es, wo im Jahre 823, als Michael der Stammler zu Konstantinopel und Al-Mamun zu Bagdad herrschten, die Sarazenen zum ersten mal landeten, um die Insel zu erobern. Eine Bande von andalusischen Freiwilligen, denen entweder das Klima oder die Regierung in Spanien nicht zusagte, gingen auf Seeabenteuer aus; da sie aber nur in 10—20 Galeren von ihrem Vaterlande abgesegelt waren, so muß ihre Kriegführung mit dem Namen „Seeräuberei" gebrandmarkt werden. Von der Mündung des Nils bis zum Hellespont waren die Inseln und Küsten sowol der Christen als auch der Moslemim ihren Raubzügen ausgesetzt; sie sahen, beneideten und kosteten Kretas Fruchtbarkeit und kehrten bald mit 40 Galeren hierher zurück, um einen ernsten Angriff auf die Insel zu machen. Als sie eines Tages nach einem Raubzuge im Innern mit Beute schwer beladen das Ufer wieder erreichten, loderten ihre Galeren in hellen Flammen auf, und Abucaab, ihr Anführer, bekannte, der Urheber dieses Brandes zu sein. Sie beschuldigten ihn mit lautem Geschrei des Wahnsinns oder des Verraths. „Worüber beklagt ihr euch?" entgegnete ihnen der listige Emir, „ich habe euch nach einem Lande gebracht, wo Milch und Honig fließt, hier ist euer wirkliches Land, erholt euch von euern Mühseligkeiten und vergeßt die dürre Stätte euerer Geburt."

„Und unsere Weiber, unsere Kinder?" ertönte es von allen Seiten. „Die schönen Gefangenen, die ihr besitzt, werden euch euere Frauen ersetzen, und in ihren Umarmungen werdet ihr bald die Väter eines neuen Stammes sein."

Das Lager, welches diese Sarazenen an der Sudabai aufschlugen und mit einem Wall und Graben umringten, bildete ihre erste Niederlassung auf Kreta, bis ein Apostatmönch sie nach einer zweckmäßigern, östlicher gelegenen Stätte führte, wo sie die Stadt Candia gründeten, die ihren Namen später über die ganze Insel erstreckte.*)

Die kretischen Sarazenen zögerten nicht den Verlust ihrer Flotte zu ersetzen; sie verwandelten die Baumstämme des Ida in Galeeren und ließen sie bald vom Stapel, sodaß während eines Zeitraums von 138 Jahren die Prinzen von Konstantinopel diese ausschweifenden, zügellosen Seeräuber mit ebenso vergeblichen Verwünschungen als unwirksamen Waffen angriffen.**)

Die Sage, die sowol mit dem Boden, den wir betreten, als auch mit dem Ziele unsers Ausfluges verbunden ist, versetzte uns aber in eine noch weit entrücktere Zeit als die des ersten Einfalls der Sarazenen auf Kreta. Die Stadt Aptera leitet nämlich ihre Benennung von dem Wettstreite her, der zwischen den Musen und den Sirenen in einem unweit des Meeres gelegenen Orte, Namens Mouseion, vorgefallen sein soll, in welchem Kampfe die Sirenen, nachdem sie von den Musen in der Musik besiegt waren, die Federn aus ihren Flügeln verloren und aus Verzweiflung, dadurch weiß geworden zu sein, sich ins Meer stürzten, weshalb die benachbarte Stadt Aptera — die Unbeflügelte — und die drei Inselchen in der Sudabai als Darstellung der drei Sirenen — „Leucae", die Weißen heißen.***)

Pashley erwähnt, daß dieser Wettstreit zwischen den beflügelten, vogelartigen Göttinnen und den Musen auf zwei antiken Kunstwerken dargestellt ist. Winckelmann in seinen „Monumenti antichi inediti" hat die eine dieser Darstellungen als Fragment herausgegeben, die andere, welche die siegreichen Musen im Moment vorstellt, wo sie die überwundenen Sirenen ihrer Flügel berauben, ist in Millingen's „Ancient unedited Monuments", II, 28, in Kupfer gestochen und illustrirt worden.

Ein in Ruinen verfallener Thurm, der eine unweit des Marinehospitals liegende Anhöhe krönt, erinnerte uns an die primitive Küstenwache, die der Sudabai als Feuerwarte diente, bevor die größte der Leucaeinseln mit einem Leuchtthurm versehen war. Diese Küstenwachen, die Boschini in seinen Illustrationen über Kreta †) aufs naivste als kleine feuerspeiende Krater darstellt, sind gegenwärtig um die ganze Insel noch in Thätigkeit. Ihr Zweck ist nicht nur den Seefahrern als Signal zu dienen, sondern in Friedenszeiten das Schmuggeln und während der auf Kreta oft sich wiederholenden Aufstände das Landen von Freiwilligen und Ausschiffen von Kriegsmunition zu verhindern.

Wir gelangten, bald nachdem wir den verfallenen Wachthurm zurückgelassen hatten, an eine üppig fließende Quelle, über welche hochwüchsige Feigenbäume ihre silbergrauen Aeste ausbreiteten, auf welchen junge Blätter und Früchte wie im Wettstreit gleichzeitig hervorsprossen. Der Wasserlauf, der diesen Brunnen nährt, bildet die Grenzlinie zwischen den Provinzen von Canea und Apokorona und gewährt dem Wanderer und den erschöpften Lastthieren bei schattiger Rast den labendsten Trunk.

Je weiter wir ritten, desto mannichfaltiger wurden die Naturbilder, die sich unsern Blicken entfalteten. Die Sudabai, auf deren spiegelglatter Oberfläche die zum Trocknen

---

*) Der Name „Candia" ist eine moderne verderbte Ableitung des arabischen Wortes Khandax, d. h. Laufgraben, Schanze, eine Benennung, welche die Sarazenen ihrer Festung auf Kreta gaben.

**) Vgl. Gibbon, „Geschichte des Untergangs des Römischen Reichs", VII, 52.

***) Stephanus von Byzanz und Suidas.

†) „Il regno tutto di Candia delineato" (Venedig 1651).

aufgespannten Segel großer, vor Anker liegender Schiffe sich wie kolossale, schwarze Fledermäuse ausnahmen, verlor zwar ihren majestätischen Charakter, zeigte sich dagegen, während wir den starken Krümmungen unsers an den nordwestlichen Abdachungen des imposanten Berges Malaxa*) sich windenden Weges verfolgten, unter der Form verschiedener malerisch umrahmter Landseen, bis wir nach etwa zwei Stunden die Höhe der größten Leucae- oder Sudabaiinsel erreichten. Dieses weiße Felseneiland, welches während des ganzen Rittes sich sehr bemerklich machte, dürfen wir nicht mit Schweigen übergehen. Es diente im 16. Jahrhundert den Seeräubern als Aufenthalt und Zufluchtsort, wurde bei einem nächtlichen Einfall von den Osmanen eingenommen, ausgeplündert und in einen Aschenhaufen verwandelt. Canea und die Umgebung entging einem ähnlichen Schicksal nur durch den Muth und die Entschlossenheit des dortigen Rectors Luca Michiele, welcher die Türken mit einer kleinen Schar corsischen Fußvolkes und einigen Abtheilungen der einheimischen Milizen nach den Schiffen zurückwarf. Die Venetianer beschlossen nach diesem Einfall, die Insel der Sudabai zu befestigen, und behielten sie infolge dessen, wie auch Spina-Longa und die fast nicht einzunehmende Festung Grabusa bis zum Jahre 1715, also über 40 Jahre, nachdem sie Kreta an die Türken verloren hatten. Nachdem wir die Sudabai hinter uns gelassen und einen Bergrücken erstiegen hatten, gewahrten wir die in zartem Frühlingsschmucke grünende Ebene von Apokorona; die Weißen Berge**), die sie gegen Süden begrenzen und deren schöne Contouren von keinem Nebelhauch getrübt, sich auf dem dunkelblauen Aether klar abzeichneten, waren noch ganz mit Schnee bedeckt und erhöhten die Reize dieses Panorama.

Das alte venetianische Steinpflaster, welches uns bisher über die Höhen begleitet hatte, verschwand zugleich mit jeder Spur eines Weges, sodaß wir uns der Führung eines aus Tuzla mitgenommenen Bauers anvertrauen mußten. Der einzuschlagenden Richtung scheinbar unkundig, ließ er uns bald rechts, bald links querfeldein reiten, dann blieb er wie verdutzt vor einer hohen Feldmauer stehen, bis das Räthsel seines geheimnißvollen Zauderns sich zu unserm Erstaunen damit löste, daß er, seinem winzigen Esel ziegenartige Gewandtheit zumuthend, denselben über oder vielmehr auf die Mauer hinaufbrachte, ein Kunststück, welches zum Nachahmen weder leicht noch angenehm sich erwies, indem diese Feldmauern***) oftmals nachgeben und dann in gefahrdrohenden Trümmern Roß und Reiter auf den Fersen folgen. Dieses unerfreuliche, steeplechaseähnliche Umherirren hatte bereits zwei Stunden gedauert, und schon verzweifelten wir an unser Ziel zu gelangen, als der Anblick einiger elender Bauten und ein lautes Hunde-

---

*) Dieser Berg zählt zu den bedeutendsten Höhen auf Kreta, und im December- oder Januarmonat sind seine Gipfel nicht selten während einiger Tage mit einer Schneeschicht bedeckt. Pashley erkennt in dem heutigen Berge Malaxa den alterthümlichen „Mons Berekynthos", den Diodorus Siculus als im District der „Apteraner" gelegen erwähnt.

Dieser Berg entspricht durch seine Gestaltung den geologischen Bedingungen, die für Erz- und Eisenadern erforderlich sind, und darf wol als Sitz der Daktylen und der Metallurgie angenommen werden, wenn man a priori der Behauptung: „Kreta sei das Vaterland der frühesten Eisengewinnung und Bearbeitung" — folglich „die Wiege der idaischen Daktylen", jener Entdecker des Eisens und des Kupfers — gewesen, volle Geltung einräumt. Pashley, I, 58, und Diodorus Siculus, V. 64.

**) Die Weißen oder Sphakiotischen Berge, d. h. τὰ ἄσπρα oder auch τὰ Σφακιανὰ βουνά, der heutigen Kreter sind die von Strabo oft erwähnten „Λευκὰ ὄρη".

***) Die kretische Feldmauer besteht wie der italienische „muro a secco" aus großen und kleinen Steinen und Felsenstücken, die in rauhester Form, ohne allen Cement in ziemlicher Höhe und Breite übereinander aufgethürmt sind.

gebell uns bekundete, daß wir das Kloster oder richtiger gesagt das Metochi *) des Paleo-kastron bald erreichen würden.

Kaum ertönte der Hufschlag unserer Pferde auf dem ausgetretenen Pflaster des Meier-hofes, als einige ärmlich gekleidete Frauen uns begrüßen kamen; die älteste, deren gelbliche, flächsene Perrüke mir fast den Athem versetzte, gab sich sofort als die Mutter des Priesters des Metochi zu erkennen, drückte uns aber gleichzeitig ihr Bedauern über die Abwesenheit ihres Sohnes aus, der Geschäfte halber nach dem benachbarten Dorfe Stylos hatte gehen müssen; was der guten Frau noch größern Verdruß machte, war, daß sie uns wegen der strengen Fastenzeit nicht nach Herzenslust bewirthen konnte; wir beruhigten, so gut es ging, das alte Mütterchen mit der Versicherung, daß wir mit einem Imbiß versehen wären und sie nur bäten, sich unserer Pferde anzunehmen, während wir die Ruinen des Paleo-kastron besichtigten, was wir auch ohne fernern Zeitverlust zu thun uns anschickten.

Buondelmonti, der die Insel Kreta vor vier und einem halben Jahrhundert bereiste, war der erste moderne Schriftsteller, der Aptera besuchte; er erwähnt aber irrigerweise diese Punkte als den Sitz der alten Stadt Minoa. Domenico Negri pflichtet dieser Meinung Buondelmonti's bei und war der erste, der diesen Irrthum in seinem geographischen Werke, welches 1557 zu Basel veröffentlicht wurde, durch den Druck beurkundete. Der alte venetianische Geograph Cofuaro bemerkt indessen, Minoa läge zwischen Cydonia und Aptera. Weder Thevet noch Belon — zwei der frühesten französischen Reisenden auf Kreta — sprechen von den Ruinen von Aptera, während Tournefort, der es thut, sie der Besichtigung nicht werthzuhalten scheint. Pococke, der Engländer, besuchte und beschrieb diese Stätte ausführlich, stimmt aber mit Tournefort und den ältern Schriftstellern überein, daß sie der Sitz von Minoa gewesen sein muß. Selbst Hoeck, auf Ptolemäus sich stützend und von d'Anville verleitet, gibt die Sudabai auf seiner Karte als den ehemaligen Amphimalae Sinus — Ἀμφιμαλῆς κόλπος — an, versetzt Aptera in die westliche Provinz von Kissamos und schließt fälschlich, daß in dem Paleo-kastron, welchen wir jetzt beschreiben, der Sitz der alten Stadt Amphimala zu erkennen sei. Dem tiefforschenden Pashley ward es vorbehalten, diesen seit Jahrhunderten von sämmtlichen Schriftstellern bestätigten Irrthum zu rectificiren und Apteras wirklichen Sitz zu bestimmen, was jener englische Gelehrte in seinem Werke über Kreta (Bd. 1, Kap. 4) mit so logischen, unwiderlegbaren Gründen thut, daß man, wie Spratt, Perrot und alle seine Nachfolger, seiner wissenschaftlichen Lösung dieser archäologischen Frage nicht weniger Bewunderung als Glauben schenken muß.

Aptera erstreckte sich über die abgeplattete Höhe eines bedeutenden, fast isolirt stehenden Berges und beherrscht somit eine herrliche, weit über Land und Meer schweifende Aussicht; die Ringmauern dieser alten Stadt sind in Bruchstücken von mehrern hundert Fuß lang noch heutzutage sichtbar und müssen, ihrer Bauart nach zu urtheilen, vor der römischen Eroberung der Insel errichtet worden sein. Das Metochi, wo wir unsere Pferde gelassen, liegt fast im Centrum des ehemaligen Sitzes von Aptera, und von

*) „Μετόχι": ein Filial, d. h. eine Meierei, die einem großen Kloster angehört und sammt Ländereien einem Priester verpachtet oder zum Verwalten anvertraut ist; mit diesen Meiereien, die auf Kreta unzählig sind, ist, wenn sie nämlich einem Kloster angehören, immer eine Hülfskirche, zuweilen auch ein kleines Kloster verbunden, das indessen den europäischen Begriffen eines Klosters wenig entspricht, indem der Obere desselben sich hierzulande damit begnügt, täglich eine Messe und gewisse Gebetsformeln — die er zu lesen nicht im Stande ist — abzuleiern und mit einem Troß darbender Menschen jedes Geschlechts und Alters, in Gleichgültigkeit und Weltvergessenheit vegetirend, „den lieben Gott einen guten Mann sein läßt".

diesem Mittelpunkte ausgehend, stießen wir nach jeder Richtung hin auf Trümmer von marmornen Säulen, Knäufen und Basreliefs, auf Ruinen von ansehnlichen, öffentlichen und auch kleinern Gebäuden. Das Interessanteste, was indessen diese Stätte bietet, was aber die Urgründung von Aptera in eine weit entrücktere nebelhafte Mythenzeit versetzt, sind gewisse Ueberbleibsel einer kolossalen, unzweifelhaft Cyklopischen Mauer, die etwa eine Viertelstunde nördlich von dem Metochi mit einer Dauerhaftigkeit, die Jahrtausenden getrotzt hat und noch trotzen wird, aufrecht steht.

Diese Mauer, deren Bau Riesenkräfte erfordert zu haben scheint, ist aus gewaltigen, vieleckigen, fest zusammengefügten Steinblöcken gebildet und erstreckt sich bei einer Breite von 6 Fuß und einer zwischen 3—12 Fuß wechselnden Höhe, ungefähr eine halbe Miglie an der nordöstlichen Seite der ehemaligen Stadt.

Zu den erwähnenswerthen Ruinen von Aptera gehören die eines Theaters, von welchem indessen wegen der Erdsenkungen und Einfälle man leider nur noch eine Hälfte sieht; ein bedeutender Bau, der aus mehrern über und ebenfalls unter dem Erdboden errichteten Gewölben besteht, ist dagegen vorzüglich erhalten. Die Wände dieser Schwibbogen sind mit einer Schichte sehr harten Cements bekleidet, und wo der Zahn der Zeit ihn abgenagt hat, zeigt sich eine schöne regelmäßige Maurerarbeit aus Ziegelsteinen, die wiederum eine aus kleinen und größern Steinen geformte Masse bedeckt.

Diese Gewölbe müssen allem Anscheine nach Cisternen gewesen sein, denn am Eingange derselben ist noch jetzt eine irdene Röhre und an dem andern Ende die Mündung einer kleinen Wasserleitung sichtbar. Ich erinnere mich, in Hippo ganz ähnliche Bauten aus der Zeit, wo die römischen Kaiser blühten, gesehen zu haben, und da diese bekanntlich ihre Städte nie an Wassermangel leiden ließen, so ist es anzunehmen, daß Aptera ihren römischen Erobern die Construction dieser ungeheuern Cisternen verdankte.

Pashley hatte, bevor er diese Stätte besuchte, von einer hier vorhandenen Inschrift sprechen hören; es gelang ihm auch, sie in der Grundmauer eines modernen Gebäudes eingeschaltet ausfindig zu machen, doch konnte der englische Reisende, erst nachdem der Schutt, der drei Fuß hoch davorlag, weggeräumt worden war, eine Abschrift davon nehmen; er veröffentlicht sie in seinem Werke über Kreta mit so ausführlichen Commentaren, daß ich mich darauf beschränken werde, zu erwähnen, daß jene Inschrift heute wie vor 41 Jahren bis auf die drei ersten Zeilen mit Schutt und Dünger bedeckt ist.

Die Ausgrabungen, die Pashley damals in Aptera unternehmen durfte, förderten ans Tageslicht eine kleine elegante, geflügelte Statue eines jugendlichen Gottes *); drei scherzende Amor mit Fackeln in der Hand sind auf dem Basrelief des Piedestals dieser Statue dargestellt; aus diesem classischen Kunstwerk kann man auf die alterthümlichen Schätze schließen, die Aptera — wie übrigens der Sitz jeder antiken Stadt auf Kreta — verborgen hält. Die türkische Regierung hat in letzter Zeit hiervon Wind bekommen, und während sie nicht das Allergeringste thut, um selbst in den Besitz der gewiß vorhandenen Kunstwerke zu gelangen, untersagt sie jetzt den europäischen Reisenden so streng jede Ausgrabung, daß die Kunstschätze, die Kapitän Spratt vor etwa siebzehn Jahren auf Kreta ans Tageslicht förderte, wol die letzten sein könnten, die man von der Vergangenheit dieser Insel kennen wird, wenn ihre fernern Schicksale durch politische Umwälzungen nicht unverhofft einer civilisirten Macht anheimfallen.

Von unserm Heimritt wollten die Bewohnerinnen des Metochi nichts wissen; die Priestermutter mit ihrer gelben Perrüke ließ, trotz strenger Fasten, es sich nicht nehmen, uns gastlich zu bewirthen; sie führte uns mittels einer außerhalb des Metochigebäudes

---

*) Diese Statue, der leider der Kopf fehlt, wurde damals mit andern Kunstschätzen nach England geschickt.

angebrachten Treppe in einen Raum, der ihr, ihrem Sohne und seiner Familie zugleich als Küche, Wohn-, Eß- und Schlafstätte diente.

Außer den längs den Wänden laufenden Bänken, welche in den kretischen Wohnungen nachts zum Schlafen, am Tage zum Sitzen benutzt werden, standen hier (in diesem patriarchalischen Raume) drei alte Stühle um einen winzigen Tisch, auf welchem eine aus Schafskäse, gekochten Eiern, Brot, Misithra *) und Wein bestehende „Collation" unser harrte. Sämmtliche Frauen leisteten uns Gesellschaft bei dem bukolischen Mahle, ohne jedoch irgendetwas zu genießen, sondern Baumwolle spinnend, webend oder abhaspelnd, während das alte Mütterchen, stets darauf bedacht, das gemeinschaftliche Trinkgefäß mit rubinfarbigem Rebensaft zu füllen, gemüthlich fortplauderte. Sie erzählte uns unter anderm, zwölf Jahre seien verflossen, seitdem ein Fremder das Paleo-kastron von Aptera besucht habe, und daß das Metochi, welches dem großen Kloster des heiligen Johannes des Theologen zu Patmos gehöre, der türkischen Regierung jährlich 8000 Piaster (etwa 460 Thlr. preuß.) zahlen müsse, was ihrem Sohne, dem die Pflicht obläge, jene Summe aus den Producten der Ländereien zu gewinnen, oftmals große Sorge machte.

Die gute Alte begnügte sich nicht damit, uns nach besten Kräften zu bewirthen, sondern beschenkte mich auch mit einer unversehrten, reizenden kleinen Lampe von Terracotta; der Anblick dieser eleganten Antiquität veranlaßte mich, nach Münzen, Gemmen u. dgl. zu fragen, was zur Folge hatte, daß einige der Frauen, Mädchen und Kinder mir sofort eine Auswahl von griechischen, römischen und venetianischen alten Münzen zum Ankauf brachten. Die guten Leute machten aber so unverschämte Forderungen, daß ich mich darauf beschränkte, einige der werthesten silbernen griechischen Exemplare zu nehmen und eine Gemme von keiner vorzüglichen Arbeit, dagegen von selten schöner Farbe fahren ließ, weil ihre Eigenthümerin zwei türkische Pfunde (12 preuß. Thlr.) dafür verlangte. **)

Ein lautes Hühnergeschrei und Lämmergeblöke war mir, während ich die Münzen betrachtete, nicht entgangen, und als Luigi melden kam, die Pferde seien gesattelt, erfuhr ich, er habe einen wahren Kampf mit der Priestermutter bestehen müssen, indem diese untröstlich, daß sie wegen der Abwesenheit ihres Sohnes, des einzigen männlichen Bewohners des Metochi, kein Lamm uns zu Ehren hatte schlachten können, durchaus ein Lamm oder wenigstens ein Paar Hühner auf seinem Pferde habe verstecken wollen, mit denen er mich in Khalepa überraschen sollte.

Wiewol ich bei meinem Besuche in der Kapelle des heiligen Johannes des Theologen nicht ermangelt hatte, „den Armen" mein Scherflein zu opfern, so kam mir ein großes Foulardtuch, welches ich für solche Eventualität bei mir hatte, als sehr gelegenes Geschenk für die gastliche Priestermutter. ***) Freudig, wie ein junges Mädchen hüpfte die Alte einher, erst sich selbst, dann ihren Töchtern, ihren Enkeln und allen Frauen der

*) Misithra, so nennt das Volk hier die italienische „Ricotta", eine Art süßer, frischer Schafskäse.

**) Die Münzen, die Pashley hier fand, dienten dazu, ihn in seiner Ansicht, dies sei Apteras Sitz gewesen, zu bestätigen; einige trugen die vier ersten Buchstaben des Namens der Stadt, andere einen Zeuskopf, eine Leier, eine Biene, als Andeutung für den köstlichen Honig dieser Gegend, und andere einen Bogen als Sinnbild der „apteraner" Bogenschützen, die bekanntlich unter den Lacedämoniern kämpften.

Die Münzen, die ich im Metochi des heiligen Johannes kaufte, hatten ähnliche Darstellungen, und Hr. Fiosello, Director des Museo Borbonico zu Neapel, genehmigte sie mit Dank für seine Sammlung.

***) Kein Geschenk erfreut sowol die Kreter als auch ihre Frauen mehr als ein seidenes Tuch; es ist für sie ein unerreichbares Kleinod, mit welchem sie großen Staat machen.

Reihe nach das Tuch um den Kopf legend, ohne Worte finden zu können, ihre Bewunderung und Dankbarkeit auszudrücken. Gern hätten wir noch in der Gesellschaft dieser Leute auf jenem weltverlorenen Flecken verweilt, wo, bei idyllischer Ruhe, die verdünnte Bergluft Wohlbehagen verbreitete, wo ein durch classische Erinnerungen geweihter Boden so reichlichen Stoff zum Denken bot, wo der Anblick eines herrlichen Panorama über Land und Meer, Berge und Thäler erhebend auf die Stimmung wirkte, und wo dem Auge so ansprechende patriarchalische Sittenbilder vorgeführt wurden. Doch die späte Tagesstunde zwang uns zum Aufbruch, und wir schieden von den gastlichen Bewohnern des Metochi des heiligen Johannes, um nicht auf der schlechten Strecke Weges von der Dunkelheit überrascht zu werden. Das wiederholte Vorbeireiten eines Zaptiés *), welches uns auf dem Ritte nach Aptera aufgefallen war, erneuerte sich auf unserm Heimwege; es befremdete mich, doch wenig ahnte ich, daß dieser Ritt mit den ersten Symptomen jener tragischen Ereignisse verbunden sei, denen das kretische Volk bald zum Opfer fallen sollte.

*) Eines berittenen Polizisten.

Chronik der Gegenwart.

Nekrologe.

Am 17. Jan. 1874 starb in Paris **Matthias Rybinski**, bekannt als polnischer General und letzter Oberbefehlshaber der polnischen Armee im Jahre 1832. Er trat im Jahre 1806 als lemberger Student in französische Dienste. Im Generalstabe des Generals Suchet absolvirte er seine praktische militärische Schule und machte dann in der Armee des neuen Herzogthums Warschau unter dem Fürsten Poniatowski die Feldzüge von 1809, 1812 und 1813 mit. Den Ehrennamen eines „polnischen Oudinot" erwarb er sich durch seine seltene persönliche Tapferkeit. Namentlich bei Smolensk und Meschaisk zeichnete er sich durch große Bravour ehrenvoll aus. In der Schlacht bei Leipzig gerieth er in Gefangenschaft und wurde später vom Großfürsten Konstantin der königlich polnischen Armee und zwar dem ersten Linienregimente zugetheilt; er diente in ihm bis zum Jahre 1830 als Oberst. Als damals die polnische Insurrection ausbrach, ging er mit seinem Regiment von Msszozonow, seinem Standquartier, zu den Insurgenten über und stellte sich der neuen Regierung zur Verfügung. Bei den Kämpfen von Grochow, Bialalenski und andern betheiligte er sich mit Lebhaftigkeit und wurde im Sommer des Jahres 1831 zum Generalissimus des polnischen Heeres ernannt, und zwar an Stelle Malachowski's. Bekannt ist, daß mit dem Uebergange auf preußisches Gebiet und der Waffenstreckung bei Szczulowo die polnische Insurrection ihr Ende fand. Rybinski ging im Februar des Jahres 1832 nach Frankreich, wo er sein Leben beschlossen hat.

Dr. **Gustav Rose**, der weithin bekannte treffliche Mineraloge, hat am 15. Juli 1873 sein thätiges Leben in Berlin beschlossen. Als Sohn des Assessors des Obermedicinalcollegiums in Berlin, Valentin Rose, am 28. März 1798 geboren, empfing er in seiner Vaterstadt Berlin den ersten gelehrten Unterricht, ging dann nach Schlesien, wo er die praktische bergmännische Laufbahn begann, und studirte seit dem Herbst des Jahres 1816 in Berlin. Vier Jahre darauf promovirte er daselbst. Zusammen mit seinem ihm sehr geistesverwandten Bruder Heinrich (gestorben am 27. Jan. 1864) verbrachte er das Jahr 1821 in Stockholm als Schüler des hochberühmten Berzelius, und erhielt, in die Heimat zurückgekehrt, ein Jahr später das Amt eines Custos der Mineraliensammlung der Universität zu Berlin. Bereits im Jahre 1826 wurde er zum außerordentlichen, und 1839 zum ordentlichen Professor der Mineralogie daselbst ernannt. Seine Aufnahme in die Akademie erfolgte im Jahre 1834. Im Jahre 1856 wurde er Director des Mineralogischen Museums der Universität, und verwaltete seither dieses Amt mit voller Hingebung und ausdauernder Liebe. Rose hat sich als wissenschaftlicher Schriftsteller, abgesehen von vielen in verschiedenen Zeitschriften zerstreuten gelehrten Abhandlungen und Berichten von oft großem wissenschaftlichem Werthe, namentlich durch die nachstehend genannten Werke einen bedeutenden Namen gemacht: „Die Elemente der Krystallographie" (2. Aufl., Berlin 1838), ein vortreffliches Lehrbuch für den ersten Un-

terricht in der Mineralogie; Bericht über den mineralogisch-geognostischen Theil der von ihm im Jahre 1829 gemeinsam mit dem großen Alexander von Humboldt und Ehrenberg unternommenen „Reise nach dem Ural, dem Altai und dem Kaspischen Meere" (2 Bde., Berlin 1837—42); ein ausgezeichnet geschriebener Aufsatz „Ueber das Krystallisationssystem des Quarzes" (Berlin 1846); „Das krystallochemische Mineralsystem" (Leipzig 1852), und endlich — last, not least — „Die Beschreibung und Eintheilung der Meteoriten" (Berlin 1863). Besondere Erwähnung verdient hier noch unter den oben bereits angezogenen kleinern, in Zeitschriften zerstreuten Arbeiten Rose's Abhandlung „Ueber Feldspat, Albit, Labrador und Anorthit", welche in Gilbert's „Annalen der Physik" im Jahre 1823 erschien und in der gelehrten Welt ein gewisses Aufsehen erregte. Rose hinterläßt zwei Söhne, Valentin, welcher Custos an der königlichen Bibliothek in Berlin ist und sich durch Arbeiten über Aristoteles, Vitruv u. a. einen geachteten Namen als Philologe gemacht hat, und Edmund, welcher als praktischer Arzt und Docent der Chirurgie in Berlin zu den anerkannten Autoritäten in seinem Fache gehört. Besonderes Verdienst hat er sich durch seine chirurgischen und ophthalmologischen Arbeiten erworben.

Der wackere Dichter Eduard Kauffer ist zu Neuschönefeld bei Leipzig am Abend des 14. April 1874 plötzlich infolge eines Herzschlages aus diesem Leben geschieden, nachdem er an einem heftigen Gelenkrheumatismus längere Zeit hindurch daniedergelegen hatte. Er wurde am 8. Jan. 1824 zu Wehrsdorf bei Bautzen geboren, genoß in dieser Stadt den Gymnasialunterricht und bezog im Jahre 1844, um Theologie zu studiren, die leipziger Universität. Bald erkannte er, daß das von ihm gewählte Studium der Theologie seinem innern Berufe nicht entsprach, und wendete sich ausschließlich der literarischen Production zu. Namentlich war es die Lyrik, zu welcher er sich gedrängt fühlte. Auf diesem Gebiete hat er viel Vortreffliches geleistet. Seine Lieder und Gedichte bekunden Tiefe und Wärme der Empfindung und Adel und Reinheit der Gesinnung. In der Form sind seine oft höchst melodischen Poesien sehr correct und einschmeichelnd. Ein tiefreligiöser Zug gehört zu ihren hauptsächlichsten Charakterzügen. Namentlich seine „Jesushymnen" (1854; 2. Aufl., 1862), eine Sammlung altkirchlicher Gedichte, legen von einem im besten Sinne des Wortes frommen Gemüthe Zeugniß ab. Im Jahre 1848 nahm er an den politischen Ereignissen regen Antheil, lebte alsdann mehrere Jahre in Dresden und Chemnitz literarisch thätig, nachdem er zuvor in Nürnberg die „Fränkischen Blätter" redigirt hatte, und kehrte in den funfziger Jahren wieder nach Leipzig zurück, um sehr bald darauf sich in dem nahe gelegenen Neuschönefeld ein stilles Heim zu gründen. In Zurückgezogenheit und einer überaus glücklichen Ehe lebte er hier bis an sein Ende; das Glück seiner Häuslichkeit, welche zu den schönsten gehörte, die man finden kann, wurde nur durch öftere Krankheitsfälle getrübt. Unter seinen literarischen Arbeiten nennen wir hier noch mit Auszeichnung seine Novellensammlung „Am heimischen Herde". Er hat noch einiges Novellistische veröffentlicht. An der „Europa" war er längere Zeit durch feste Arbeiten betheiligt, wie er denn überhaupt zu mehrern in Leipzig erscheinenden Zeitschriften in näherer Beziehung stand. In allen diesen Stellungen bekundete er eine seltene Tüchtigkeit und unbeirrte Gewissenhaftigkeit. Im „Leipziger Tageblatt" pflegten an den hohen Festtagen des Jahres und bei andern feierlichen Gelegenheiten Gedichte aus der Feder des nunmehr Verstorbenen zum Abdruck zu kommen, welche fast ausnahmlos eine würde- und weihevolle Stimmung documentirten. In Eduard Kauffer ist eine wahrhaft poetische Kraft zu früh dahingegangen.

Am 24. Dec. 1873 verschied in Berlin der Professor Heinrich Gustav Hotho, unter den deutschen Kunsthistorikern und Aesthetikern einer der ausgezeichnetsten. Er wurde am 22. Mai 1802 zu Berlin geboren. Nachdem er anfangs eine auf den Kaufmannsstand gerichtete Erziehung genossen, kam er auf das Joachimsthalsche Gymnasium. Nach beendetem Maturitätsexamen bezog er die Universität zu Berlin, wo er sich dem Studium der Rechte widmete. Alsbald ging er von diesem Studium zu dem der Philosophie über. Seine Richtung auf das Schöne, namentlich soweit es einen Ausdruck in der Kunst findet, erhielt auf einer Reise nach London, Paris und den Niederlanden reichliche Nah-

rung, und so entschied er sich für die akademische Laufbahn, und zwar in dem Fache der Kunstgeschichte und Aesthetik. Er promovirte im Jahre 1826 zum Doctor und habilitirte sich ein Jahr darauf in Berlin. Im Jahre 1828 wurde ihm das Lehramt der allgemeinen Literaturgeschichte an der Kriegsschule übertragen und schon 1829 bestieg er als Professor den Lehrstuhl der Aesthetik an der dortigen Universität. Im Jahre 1830 aber erhielt er die Stellung eines Directorialassistenten der Gemäldegalerie im königlichen Museum. Vom Jahre 1859 ab war er Director der Kupferstichsammlung desselben. Neben dieser amtlichen Stellung nahm ihn seine Universitätsthätigkeit sehr in Anspruch. Die Themata, über welche er vorwiegend las, waren literarischer Natur und zwar deutsch-literarischer; so gehörten Lessing, Goethe, Schiller, die Romantiker u. s. w. zu den Hauptgegenständen seiner Vorlesungen. Unter den bildenden Künsten war es besonders die Malerei, welche er mit Vorliebe behandelte. In der Reihe seiner literarischen Werke müssen in erster Linie seine Bearbeitung und Herausgabe der Hegel'schen „Vorlesungen über Aesthetik" (3 Bde., Berlin 1835—38), seine „Vorstudien für Leben und Kunst" (Stuttgart 1835), seine leider unvollendet hinterlassene „Geschichte der deutschen und niederländischen Malerei" (1840—43), „Die Malerschule Hubert's van Eyck nebst deutschen Vorgängern und Zeitgenossen" (2 Bde., Berlin 1855—58) und „Die Meisterwerke der Malerei vom Ende des 3. und Anfang des 18. Jahrhunderts in photo- und photolithographischen Nachbildungen" (Berlin 1865) genannt werden. Durch seine Texte zu dem „Eyck-Album" (Berlin 1861) und zum „Dürer-Album" (Berlin 1863) hat er sich ein Verdienst um diese beiden Maler erworben, welches nicht genug geschätzt werden kann. In mehrern Journalen entfaltete der geistvolle Gelehrte eine rege schriftstellerische Thätigkeit. Das „Morgenblatt" bereicherte er schon in frühen Jahren durch werthvolle Beiträge, durch welche er sich in die Literatur einführte. Vom Jahre 1827 an betheiligte er sich auch längere Zeit hindurch an den „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik". Hotho nimmt als Kunsthistoriker einen hohen Rang ein. Seine Arbeiten sind durch Klarheit der Darstellung und philosophische Tiefe, durch Fülle des Wissens und Feinheit der Auffassung der dargestellten Kunstrichtungen vor andern ausgezeichnet.

Am 2. Juni 1873 starb in Breslau der ordentliche Professor der Philosophie an der dortigen Universität Christlieb Julius Braniß. Er wurde daselbst am 18. Sept. des Jahres 1792 geboren, studirte während der Jahre 1810—16 zu Berlin und Breslau Philosophie und Philologie und erwarb durch die Preisschrift: „Die Logik in ihrem Verhältniß zur Philosophie" (Berlin 1823), sich einen geachteten Namen. „Ueber Schleiermacher's Glaubenslehre" ist der Titel einer weitern Arbeit aus Braniß' Feder, welche ebenfalls Anerkennung fand. Im Jahre 1825 habilitirte er sich an der breslauer Universität, wurde Ostern des nächsten Jahres zum außerordentlichen und im Sommer des Jahres 1833 zum ordentlichen Professor derselben ernannt und wirkte seitdem segensreich und unermüdlich in dieser von ihm mit Liebe und Hingebung gepflegten Stellung. In seinem „Grundriß der Logik" (Breslau 1830) hat er seine philosophische Ansicht selbständig, aber unter Anlehnung an Fichte, Schelling und Hegel entwickelt, sowie auch in seinem „System der Metaphysik" (Breslau 1834). Seine „Geschichte der Philosophie seit Kant", welche er im Jahre 1842 veröffentlichte, verdient alle Anerkennung wegen der Gründlichkeit ihres Inhalts und der Klarheit ihrer Darstellung. Die Schrift „Die wissenschaftliche Aufgabe der Gegenwart als leitende Idee im akademischen Studium" (Breslau 1848) ging aus Vorträgen über hodegetische Gegenstände hervor und muß als ein Werk von großem praktischen Werthe bezeichnet werden. Unter seinen übrigen Werken erwähnen wir hier schließlich noch: „Ueber die Würde der Philosophie und ihr Recht im Leben der Zeit" (Berlin 1854), eine Schrift, welche in gemeinverständlicher Form einen allgemein interessirenden Gegenstand behandelt, und „Ueber atomistische und dynamische Naturauffassung" (Berlin 1854), ein Werk von hoher Bedeutung.

In Venedig schied am 19. Juli 1873 Victor Euphémion Philarète Chasles aus dem Leben. Als scharfsinniger und rastlos thätiger Kritiker hat sich Chasles unter den französischen Publicisten einen ehrenvollen Platz erobert. Er wurde am 8. Oct. 1798 zu Meinvilliers bei Chartres als Sohn eines pensionirten Gymnasiallehrers

geboren. Sein Vater hatte während der Zeit der Revolution mit Enthusiasmus die Idee der Republik verfochten. Die ersten Eindrücke seiner Kindheit waren durchaus Jakobinische; erst 15 Jahre alt, wurde er, nachdem ihn sein Vater nach den Principien der Rousseau'schen Lehre erzogen hatte, zu einem durchaus den Grundsätzen Robespierre's huldigenden Buchdrucker in Paris in die Lehre gegeben. Unglückliche Complicationen brachten den kaum den Knabenjahren entwachsenen Chasles sogar in das Staatsgefängniß; denn die inzwischen zur Geltung gekommene Restauration ließ den Lehrmeister des noch völlig Unerfahrenen verhaften, und zwar, wie es hieß, „wegen der Theilnahme an einer Verschwörung gegen die Sicherheit des Staates". Der Lehrling mußte als mit verdächtigt dem Meister ins Gefängniß folgen. Zwei Monate hindurch saß Chasles im Kerker, und nur die Protection des einflußreichen und menschenfreundlichen Châteaubriand befreite ihn aus demselben. Nunmehr wandte er sich, nicht ohne Verbitterung und Haß gegen die Zustände seines Vaterlandes, nach dem freien England, wo er in einer sehr angesehenen Buchdruckerei eine gute Stellung fand. Mit unermüdlichem Eifer und wirklicher Liebe zur Sache war er in seinen dortigen Pflichten mehr als sechs Jahre thätig und bereicherte seine Kenntnisse daselbst sehr bedeutend. Nach einer sehr instructiven Reise durch Deutschland kehrte er in seine französische Heimat zurück. Im Jahre 1827 errang er zugleich mit dem ihm kürzlich im Tode vorangegangenen Saint-Marc Girardin den von der Französischen Akademie für die beste Arbeit über die Entwickelung der französischen Sprache und Literatur des 16. Jahrhunderts ausgeschriebenen Preis. „Tableau de la marche et des progrès de la langue et de la littérature françaises depuis le commencement du XVIe siècle jusqu'en 1610" ist der Titel, unter welchem seine gekrönte Preisschrift bald darauf im Buchhandel erschien. Das „Journal des Débats" fand von dieser Zeit an in ihm einen überaus thätigen und regsamen Mitarbeiter. Bis an sein Ende ist er in einer nahen Beziehung zu diesem wichtigen und einflußreichen Blatte geblieben. Die literarische Thätigkeit Chasles', in dem seine Zeitgenossen allgemein den geistreichen und originellen Schriftsteller ehrten, ist eine sehr mannichfache. Seine Productivität muß eine in hohem Grade ausgiebige genannt werden; denn er schrieb Novellen, Erzählungen, Romane, Reisebeschreibungen, ethnographische, sociale und politische Schilderungen, vor allem aber Kritiken und Aufsätze über Themata des Lebens und der Literatur. Ueber die Geschichte Englands hat er mehrere Arbeiten von Werth veröffentlicht. Die „Revue des deux Mondes", die „Revue de Paris" und andere Zeitschriften fanden in ihm einen immer thätigen und niemals um Stoff verlegenen Mitarbeiter. Aus der deutschen und englischen Literatur lieferte er mehrere Uebersetzungen und verfaßte zahlreiche Vorreden zu Werken verschiedener Art. Jean Paul's „Titan" ließ er in einer Uebersetzung ins Französische in vier Bänden (Paris 1834—35) erscheinen. Nach der Meinung einiger soll indessen diese unter seiner Firma in die Welt gegangene Uebertragung gar nicht von ihm stammen. Gesammelte Aufsätze kamen von ihm unter dem Titel „Etudes de littérature comparée" in elf Bänden (Paris 1847—54) heraus und fanden allgemeine Verbreitung. Seit dem Jahre 1837 war er Conservator an der Bibliothèque Mazarine, seit dem Jahre 1841 Professor der Literatur des Auslandes am Collége de France. Jedenfalls gehörte die Feder Chasles' zu den gewandtesten unter denjenigen, welche sich unter den Journalisten Frankreichs in diesem Jahrhundert hervorgethan haben.

Am 8. Febr. 1874 starb auf den Iberischen Inseln, wo er die verlorene Gesundheit wiederzufinden hoffte, der französische Geschichtschreiber und Philosoph Jules Michelet. Am 21. Aug. 1798 zu Paris geboren, absolvirte er nach dem üblichen Gymnasialcursus sein Abiturientenexamen und widmete sich dann als Student der Philologie und Philosophie eifrig dem Studium. Im Jahre 1830 wurde er zum Chef der Historischen Abtheilung im Reichsarchiv ernannt. Fast zu derselben Zeit fungirte er als Guizot's Stellvertreter an der Sorbonne. Im Jahre 1838 wurde er in die Akademie moralischer und politischer Wissenschaften aufgenommen und als Professor der Geschichte am Collége de France angestellt. Seine Broschüren „Des Jésuites" (1843), eine Schrift, an welcher Quinet großen Antheil hatte, ferner „Du prêtre, de la femme et de la famille" (1844), „Du peuple" (1846) u. a. verdanken ihre Existenz in erster Linie den Anre-

gungen, die er in seinem geistigen Zusammenleben mit der studirenden Jugend empfing, welche ihn sehr verehrte und zu der er vom Katheder herab sich oft in hohem Grade enthusiastisch über Fragen der Politik und der Gesellschaft vernehmen ließ, sodaß er das Auditorium nicht selten zum Kampfplatze freiheitlicher Bestrebungen gegen den Klerus und Jesuitismus, gegen die Ultramontanen und Reactionäre machte. Als das Revolutionsjahr 1848 hereingebrochen war, wurde Michelet's Katheder geradezu zur Tribüne, und alles was er lehrte trug die Farbe des rothen Republikanismus. Die Regierung schloß daher im Jahre 1851 seinen Lehrcursus. Als er nach den Ereignissen vom 2. December 1851 den Huldigungseid verweigerte, wurde er seiner Stellung als Archivar entsetzt. Von nun an lebte der eifrige Kämpfer theils in der Bretagne, theils in Paris. Neben ernsten Geschichtsstudien beschäftigte er sich mit mancherlei literarischen Versuchen auf dem Gebiete der Naturgeschichte und Philosophie. Aus diesen Beschäftigungen gingen unter andern Werken hervor: „L'oiseau" (1856), „L'insecte" (1857), „L'amour" (1858), „La femme" (1859), „La sorcière" (1863) und mehrere kleinere Aufsätze. Alle diese Schriften fanden ein zahlreiches Lesepublikum. Den bei weitem größten Theil seiner Zeit widmete er jedoch seinem umfangreichen, geistvollen und sehr gelehrten Werke: „Histoire de France" (16 Bde., Paris 1833—66), und dessen Fortsetzung: „Histoire de la révolution française" (7 Bde., 1847—53), wie auch seinen übrigen historischen Arbeiten. Unter seinen sonstigen geschichtlichen Werken nennen wir hier noch „Précis de l'histoire moderne" (Paris 1833), ein Werk, welches eine ungemein große Verbreitung in Frankreich gefunden hat; „Histoire romaine républicaine" (3. Aufl., 2 Bde., 1843); „Introduction à l'histoire universelle" (3. Aufl., 1844). Michelet war ein Geist von seltenem Reichthum. Gleich witzig und scharf wie phantasie- und gemüthvoll, gleich überschwenglich und begeisterungsfähig wie sarkastisch und zur Polemik geneigt war er ein Talent, welches durch seine Vielseitigkeit frappirte. Sein Stil ist, je nach den betreffenden Werken, sehr mannichfach, bald einfach und ernst, bald bilderreich und getragen, bald beißend und ironisch, bald diplomatisch und pointirt, stets aber elegant und von Blitzen der Genialität durchleuchtet. Frankreich hat in ihm einen seiner bedeutendsten Geister verloren.

Wie aus Canstatt in Würtemberg gemeldet wird, ist dort der Professor Gustav Bläser aus Berlin, einer der hervorragendsten Schüler Rauch's, am 20. April 1874 gestorben. Er hoffte Heilung von einem schmerzhaften Leiden durch die dortigen Mineralquellen zu finden, allein seine Tage waren gezählt, und schneller als man erwartet, ereilte ihn der Tod. Bläser war der Sohn eines kölner Kaufmanns und erblickte gelegentlich eines Besuches seiner Aeltern in Düsseldorf am 9. Mai des großen Jahres 1813 das Licht der Welt. Mengelberg war sein erster Lehrer im Zeichnen. Vierzehn Jahre alt, kam er zum Holzbildhauer Stephan in Köln in die Lehre, da er mehr Lust zur Plastik als zum Zeichnen verrieth. Bereits nach drei Jahren ging er indessen von der Holzbildhauerei zur Steinbildhauerei über und trat als Gehülfe beim Bildhauer Scholl in Mainz ein, wo er sich sehr in der Kunst vervollkommnete, da sein Meister gerade mit der Restauration des dortigen Domes beschäftigt war und somit der Schüler Stoff zum Lernen in Fülle fand. Einundzwanzigjährig, ging Bläser nach Berlin zu dem berühmten Rauch. Das erste Werk von allgemeiner Bedeutung, welches der junge Künstler unter der Leitung und auf Anregung dieses seines großen Lehrers anfertigte, ist die Statue der Kaiserin von Rußland, die damals gerade in dem Lustlager in Kalisch weilte. Diese Statue fertigte er elfmal in Bronze für den russischen und preußischen Hof an, da sie den allgemeinsten Beifall fand. Sieben Jahre hindurch arbeitete er unter den Augen Rauch's. An fast allen Arbeiten, die der Meister in dieser Zeit unter dem Meißel hatte, nahm Bläser thätigen und oft nicht unbedeutenden Antheil. An der Concurrenz für das in Bonn 1843 errichtete Beethoven-Denkmal betheiligte er sich mit einem Modell, welches prämiirt wurde. Der Verein der Kunstfreunde erwarb und verloste dasselbe. Im Jahre 1844 entwarf er das Modell zu einem auf dem Dönhofsplatze in Berlin aufzuführenden großartigen Brunnen, der die Verherrlichung Preußens in den Figuren seiner Regenten, Provinzen, Hauptströme u. s. w. zum Gegenstande hat, leider aber nicht zur Ausführung gelangte. Im Jahre 1845 verweilte er in Rom, wo er die Antike mit Erfolg studirte

und neue Anregungen zu künstlerischen Werken suchte und fand. Er kehrte von dort wol früher, als er beabsichtigte, nach Berlin zurück, da ihm der Auftrag geworden war, daselbst eine der acht Schloßbrückengruppen auszuführen. Es ist dies eine der schönsten Gruppen jener Brücke, die den kämpfenden Streiter schützende Minerva. Unter den sehr zahlreichen sonstigen Arbeiten des Meisters nennen wir hier noch diejenigen, welche er für Berlin und Umgebung schuf, so den Propheten Daniel für die Schloßkuppel, eine Borussia für das Neue Museum, die Statuen und den plastischen Reliefschmuck bei dem Borsig'schen Fabrikgebäude, die Statue des Jeremias, Daniel und Karl's des Großen für die Friedenskirche zu Potsdam und die Marmorhermen der vier großen italienischen Dichter für Charlottenhof. Für andere Städte schuf Bläser ferner noch die Kolossalstatue des Matthäus für eine Kirche zu Helsingfors in Finnland, die große Reiterstatue Friedrich Wilhelm's IV. auf der Rheinbrücke zu Köln und andere Bildwerke. Eine große Reihe von Büsten und sonstigen kleinern Bildwerken ist ebenfalls zu nennen. Als unvollendet hinterläßt der Künstler das für Köln bestimmte Reiterstandbild Friedrich Wilhelm's III., welches übrigens bis zum Gusse vorgeschritten ist. Bläser's Name wird in den Jahrbüchern der deutschen Kunst stets als ein ruhmreicher glänzen.

Am 1. Mai 1874 starb zu Florenz der als Patriot und Schriftsteller in weitern Kreisen rühmlich bekannte Niccolo Tommaséo. Zu Sebenico in Dalmatien erblickte er im Jahre 1802 das Licht der Welt und widmete sich als funfzehnjähriger Jüngling, mit guten Vorkenntnissen ausgestattet, zu Padua dem Studium der Rechtswissenschaft. Seine Vorbildung soll er einem Mönche, seinem Oheim, verdanken. Zur philosophischen Welt- und Lebensanschauung von vornherein geneigt, vertauschte er sehr bald das Studium der Jurisprudenz mit dem der Philosophie, wahrscheinlich infolge seines freundschaftlichen Verkehrs mit Rosmini, dem in Zukunft so berühmt gewordenen Philosophen. Daneben trieb er literarhistorische Studien. Seit dem Jahre 1822 lebte er in verschiedenen Städten Oberitaliens und arbeitete mehrere bedeutendere philosophische und literarhistorische Werke aus. Im Jahre 1827 nahm er seinen Wohnsitz in Florenz, wo er bis zum Jahre 1834 verweilte. Er betheiligte sich daselbst als Mitarbeiter an der „Antologia" mit Eifer, indem er Artikel über ästhetische, historische, philosophische Themata für dieselbe schrieb. Er verließ im Jahre 1834, nachdem die „Antologia" ihr Erscheinen hatte einstellen müssen, Florenz und ging nach Frankreich. Mit schwerem Herzen schied er aus der „Stadt der Blumen", wo er sich im Verkehr mit Männern wie Forti, Capponi, Viesseux u. a. sehr glücklich gefühlt hatte. Er lebte nun mehrere Jahre hindurch in Paris, dann in der Bretagne und den Pyrenäen. Die Romane „Il duca d'Atene" (Paris 1836) und „Fede e bellezza" (4. Aufl., Mailand 1852) und viele kritische Arbeiten sowie sehr eingehende Studien über Dante stammen aus dieser Zeit. Auch eine Sammlung von Schriften der Kirchenväter gab er heraus (Nantes 1838). Im Jahre 1839 kehrte er von Corsica, wo er sich längere Zeit aufgehalten hatte, nach Italien zurück. Er nahm sein Domicil in Venedig. In das öffentliche Leben trat er hier zuerst gelegentlich des wegen der Lombardisch-Venetianischen Eisenbahn entbrannten Streites, den er durch Wort und Schrift entscheiden half. Beim Ausbruch der revolutionären Bewegung in den venetianischen Provinzen gegen Ende des Jahres 1847 schrieb er eine Petition an das kaiserliche Ministerium in Wien, welche für eine gerechtere Auslegung des Preßgesetzes eintrat. Bekanntlich wurde Tommaséo zugleich mit seinem oft genannten Freunde Manin am 18. Jan. 1848 verhaftet. Im März befreite das Volk beide. Als im Frühling die österreichische Regierung weichen mußte, und Venedig sich zur Republik erklärt hatte, wurde Tommaséo zum Minister des öffentlichen Unterrichts ernannt. Er kämpfte als solcher gegen die Verbindung Venedigs mit Piemont. Als die Fusion dennoch zu Stande kam, trat er mit der gesammten provisorischen Regierung ab. Die Augustereignisse brachten Manin an die Spitze der venetianischen Republik. In seinem Auftrage ging Tommaséo nach Frankreich, um die dortige Regierung für Venedig zu stimmen. Im Frühling des Jahres 1849 kehrte er von Paris unverrichteter Sache nach Venedig zurück, wo die Dinge schlecht standen. Im August 1849 capitulirte Venedig. Tommaséo mußte mit 39 andern Männern die Stadt vor der Besitznahme derselben durch die Oesterreicher verlassen. Er lebte nun bis zum Jahre 1854 auf Korfu.

Dort traf ihn im Jahre 1851 infolge einer Krankheit das Unglück, zu erblinden. Er verließ im Jahre 1854 Korfu und blieb bis zum Jahre 1859 in Turin. Von der Offerte der sardinischen Regierung, ein Lehramt an der Universität zu Turin zu übernehmen, machte er keinen Gebrauch. Er verlegte im Jahre 1859 seinen Wohnsitz nach Florenz, wo er bis an sein Lebensende verblieb. Ohne Amt und lediglich der Wissenschaft lebend, wies er alle ihm zutheil gewordenen Anträge zu ehrenvollen Anstellungen consequent zurück und beharrte in Zurückgezogenheit. Wir completiren das Register der Werke Tommaséo's noch durch Aufzählung der folgenden: „Dell' educazione" (Lugano 1836), „Nuovi scritti" (4 Bde., Venedig 1839—40), „Dizionario estetico" (2 Aufl., Mailand 1852), „Studi critici" (2 Bde., Venedig 1843), „Nuovo Dizionario dei sinonimi della lingua italiana" (Florenz 1832), „Le secondo esiglio" (3 Bde., Mailand 1862), „Nuovi studi su Dante" (Turin 1865), „Della pena di morte" (Florenz 1865), „Lettere di Pasquale de' Paoli" (Florenz 1846), „Le lettere di Santa-Caterina di Siena" (4 Bde., Florenz 1860) und „Canti popolari toscani, corsici, illirici, greci" (2 Bde., Venedig 1843). Tommaséo gehörte zu den gelehrtesten und talentvollsten Schriftstellern des neuern Italiens und ist unter ihnen namentlich, was Vielseitigkeit der schriftstellerischen Thätigkeit betrifft, nahezu unerreicht. Als Charakter genoß er die allgemeinste Achtung.

In Loschwitz bei Dresden starb am 6. Oct. 1873 Friedrich Wieck, der Vater und Lehrer der weltberühmten Clara Schumann, als Lehrer des Klavierspiels und Kunstverständiger weitbekannt. Ein Nekrolog von M. Vogel im „Leipziger Tageblatt" läßt sich über den Verewigten also vernehmen: „Ein gut Stück musikalischer Tradition ist mit dem Greise begraben worden, denn welche musikalische Größe seiner Zeit hätte er nicht gekannt, mit welcher nicht Meinungen ausgetauscht? Er sah die Glanzzeiten eines Beethoven, Schubert, Weber, Schumann, Mendelssohn und stand diesen Musikheroen im Leben mehr oder weniger nahe, ja er muß sogar als ein Zeitgenosse Mozart's und Haydn's betrachtet werden, wenn er auch mit ersterm nur noch 5, mit letzterm 24 Jahre zusammen lebte. Wie groß muß die Summe der Erfahrungen eines solchen Mannes sein, wie überreich, wenn, wie hier noch angenommen werden muß, er allen bedeutendern Fragen und Entscheidungen auf musikalischem Gebiete stets das regste Interesse entgegengebracht hat!" Friedrich Wieck wurde am 18. Aug. 1785 zu Pretsch, einem Städtchen bei Wittenberg, geboren. Seine Aeltern lebten in fast dürftigen Verhältnissen. Dennoch besuchte er, durch wohlhabende Gönner unterstützt und einem heißen Triebe nach Wissen folgend, das Gymnasium zu Torgau, wo er neben seinen Schulstudien sich viel mit Musik befaßte. Die erste tiefer greifende Anregung zur Musik empfing er wol durch eine Reihe von Klavierstunden, welche ihm in Torgau der kurmainzische Hofmechaniker und Hofmusiker Johann Peter Milchmayer ertheilte, da er gerade in jener Stadt anwesend war. Im Jahre 1803 verließ Wieck Torgau und bezog die Universität Wittenberg, um daselbst Theologie zu studiren. Bereits in Wittenberg zerfiel er innerlich mit dem gewählten Beruf der Theologie, und als er später an verschiedenen Orten als Hauslehrer fungirte, kam der Entschluß in ihm zur Reife, Musiker zu werden. Infolge eines Augenleidens ging er, um ärztliche Hülfe zu suchen, nach Leipzig. Hier rief er ein Leihinstitut für Musikalien und Pianoforte ins Leben. Nachdem er hierdurch seine Finanzen allmählich etwas verbessert hatte, beschäftigte er sich fast ausschließlich mit der Klavierpädagogik, ertheilte aber auch im Gesange Unterricht. Im Jahre 1853 gab er eine kleine Schrift unter dem Titel: „Klavier und Gesang, Didaktisches und Polemisches", in Leipzig heraus. Auf die musikalische Entwickelung Schumann's hat Wieck einen unverkennbar großen Einfluß geübt, und somit hat er gerechten Anspruch auf einen Theil des Ruhmes, den Schumann und seine Frau, Clara, errangen; denn beiden stand er stets anregend, rathend und fördernd zur Seite und half ihnen das erringen, was sie errungen haben. Die „Neue Zeitschrift für Musik", welche Robert Schumann leitet, ist zum Theil Wieck's Werk. Im Jahre 1840 siedelte Wieck von Leipzig nach Dresden über und lebte dort bis an sein Ende, musikalisch wirkend. Im Sommer suchte er meistens in dem hübschen Loschwitz Erfrischung, wo er denn auch infolge eines Schlagflusses starb.

In der Nähe von Darking starb infolge eines Sturzes vom Pferde am 19. Juli 1873 Samuel Wilberforce. Er war im Jahre 1805 geboren, studirte in Oxford und promovirte daselbst im Jahre 1829. Nachdem er Pfarrer zu Brighstone und Archidiakonus von Surrey gewesen, wurde er im Jahre 1845 Bischof von Oxford; später hatte er dieselbe hohe Stelle in Winchester inne. Als theologischer Schriftsteller hat er sich nicht nur in England, sondern in der gesammten civilisirten Welt einen leuchtenden Namen gemacht. Er war überaus productiv und zeichnete sich ebenso sehr durch Schärfe der Dialektik wie durch Glanz der Darstellung aus. Eine gewisse Neigung zu katholischen Tendenzen läßt sich in seinen Schriften nicht verkennen, weshalb er denn auch mannichfache Anfeindungen von seiten der streng anglikanischen Kirche zu erdulden hatte. Man erwartete eine Zeit hindurch sogar seinen offenen Uebertritt zur katholischen Kirche. Er blieb indessen der anglikanischen Lehre getreu. Unter seinen zahlreichen Schriften nennen wir hier nur die nachstehend verzeichneten als besonders beachtenswerth: „Agathor" „Eucharistica", „Notebook of a country clergyman", „Sermons of miscellaneous subjects", „Times of secession", „Times of revival" und „Life of William Wilberforce". Das letztgenannte Werk ist dem Andenken des Vaters des Verfassers gewidmet und entwirft in prägnanten Zügen ein klares und strahlendes Bild dieses herrlichen Menschenfreundes, der sich bekanntlich namentlich um die Abschaffung der Negersklaverei in hervorragender Weise verdient gemacht hat und zu den ausgezeichnetsten Männern Englands im vorigen Jahrhundert gehörte. Samuel Wilberforce war seit dem Novembermonat 1847 Großalmosenier der Königin von England und verwaltete dieses hohe Amt mit seltener Umsicht und Klugheit, mit der größten Hingebung und Humanität, wie denn auch nach dieser Seite hin sein Andenken in England ein fortdauernd gesegnetes bleiben wird. Eine nicht gewöhnliche Rednergabe bewies er im Hause der Lords, im geistlichen Parlament der Diöcese von Canterbury und bei andern Gelegenheiten, besonders bei öffentlichen Meetings für religiöse Zwecke. Die hochkirchliche Partei Englands hat in Samuel Wilberforce einen ihrer hervorragendsten Vertreter verloren.

Am 10. März 1874 endete zu Petersburg das Leben eines Mannes, welcher für Rußland eine gewisse Bedeutung hatte: Moritz Hermann Jacobi schloß für immer die Augen. Er wurde am 21. Sept. des Jahres 1801 zu Potsdam als der Sohn eines Kaufmanns geboren. Nach genossener Vorbildnng widmete er sich dem Baufache und lebte als Baumeister in Königsberg. Im Jahre 1835 folgte er einem Rufe als Professor der Civilbaukunst nach Dorpat, bis er im Jahre 1837 nach Petersburg ging; er wurde daselbst zwei Jahre später Adjunct, dann außerordentliches und im Jahre 1847 ordentliches Mitglied der Akademie der Wissenschaften, endlich russischer Staatsrath. In der wissenschaftlichen Welt ist Jacobi namentlich durch seine Erfindung der Galvanoplastik und die Anwendung des Elektromagnetismus zur Bewegung von Maschinen bekannt geworden. Großes Aufsehen erregten auch seine im Jahre 1850 in Gemeinschaft mit Augeraud gemachten Versuche mit dem galvanischen Kohlenlicht. Zu seinen vorzüglichsten Schriften gehören „Die Galvanoplastik" (Petersburg 1840) und „Mémoire sur l'application de l'électro-magnétisme au mouvement des machines" (Petersburg 1835). Eine größere Anzahl von gelehrten Abhandlungen in den Memoiren der Petersburger Akademie trugen dazu bei, seinen Namen schneller bekannt zu machen.

Politische Revue.

24. Juni 1874.

Wenn der Syllabus und die Encyclica noch einen Zweifel übrigließen, daß die neue römische Kirche sich in offenen Widerspruch gegen die ganze moderne Bildung und das moderne Staatswesen gesetzt hat, so hat die letzte Versammlung des „Vereins deutscher Katholiken" in Mainz, welche 27 Resolutionen erließ, die weitgehenden ultramontanen Tendenzen mit zweifellosester Klarheit offenbart. Diese Resolutionen sind wichtiger

als die Declamationen gegen „Borussianismus" und „Nationalismus", in denen sich verschiedene Redner ergingen; sie enthalten das Programm der ultramontanen Partei allerdings mit einer Schärfe ausgesprochen, daß es die staatsmännischen Führer derselben in solcher Weise nicht unterschreiben würden; sie erklären sich gegen die Verfassung des Deutschen Reiches, welche weder der persönlichen Freiheit noch der Selbständigkeit der Staaten, Stände und Corporationen gebührenden Schutz gewähre, gegen die auswärtige Politik des Deutschen Reiches, gegen die Entchristlichung des öffentlichen Unterrichts; sie stellen den Satz auf, daß die von Jesus Christus dem Papste und den Bischöfen übertragene Gewalt des Lehr-, Priester- und Hirtenamts durch kein Staatsgesetz aufgehoben oder beschränkt werden könne. Im Einklange aber mit den am weitesten vorgeschrittenen Parteien der Linken klagen sie die sogenannte nationale Partei an, daß sie die wesentlichen Rechte des deutschen Volkes und der Volksvertretung preisgebe, und verwerfen die maßlose Entwickelung des Militarismus als unvereinbar mit dem natürlichen Rechte, der bürgerlichen Freiheit und dem geistigen und materiellen Wohle des deutschen Volkes.

Es gewinnt indeß den Anschein, als ob die hochgehenden Wogen der **ultramontanen Agitation** sich beruhigen würden und als ob die bevorstehende Zusammenkunft der Bischöfe in Fulda mehr zur Versöhnung als zur Verschärfung des Conflicts beitragen werde. Das energische Vorgehen der preußischen Regierung hat doch im Heerlager der Prälaten Bestürzung verbreitet; die katholische Bevölkerung hat im ganzen den Verhaftungen derselben ruhig zugesehen, kleine Aufläufe in den rheinischen Städten und an dem westpreußischen Bischofssitze abgerechnet; auch die Entscheidung, welche den Erzbischof von Posen seines Amtes entsetzt, vermochte bei der polnischen Bevölkerung keine tiefer gehende Aufregung hervorzurufen; ja die polnischen politischen Organe gedenken, nach ihren neuesten Erklärungen, ihre nationale Sache nicht länger mit derjenigen der Bischöfe zu identificiren; sie wollen nicht auf diese eine Nummer eines Spiels, das ihnen als gewagt erscheint, den Gewinn und Verlust ihrer nationalen Bestrebungen setzen. Wol bewegt sich der polnische Klerus selbst noch in correcter Opposition; das posener Domkapitel verweigert es, den erzbischöflichen Stuhl, den es nicht als erledigt betrachten kann, durch ein Vicariat verwalten zu lassen, und die praktischen Schwierigkeiten, die sich dem Sedisvacanzgesetz entgegenstellen, würden bei einer ausdauernden Opposition von seiten des niedern Klerus allerdings sich als kaum überwindlich zeigen. Doch die Thatsache, daß viele der angesehensten Bischöfe von dem Staate in Haft gehalten werden, deren Zahl sich durch die Verhaftung des Bischofs von der Marwitz in Kulm noch vermehrt, konnte nicht ohne Eindruck auf die Gemüther der kirchlichen Gewalthaber bleiben, welche ein Märtyrerthum wohl standhaft ertragen, doch gewiß nicht eifrig aufsuchen — und so scheint ein Compromiß, mindestens eine Annäherung bei Gelegenheit der bevorstehenden fuldaer Zusammenkunft in der Luft zu liegen.

Inzwischen haben die Gesetze über die Verwaltung erledigter katholischer Bisthümer und wegen Declaration und Ergänzung des Gesetzes vom 11. Mai 1873 über die Vorbildung und Anstellung der Geistlichen durch Publication am 20. und 21. Mai Gesetzeskraft erlangt und diese starke legislative Wehr wird den Anprall der ultramontanen Fractionen aufhalten. Durch den Tod Hermann von Mallinckrodt's hat die Centrumspartei eins ihrer bedeutendsten Mitglieder verloren; nicht mit so scharfsinniger Dialektik begabt wie Windthorst, der gegen jeden Grund einen schlagfertigen Gegengrund ins Feld zu stellen weiß und oft mit großer Gewandtheit dem Gegner die Waffen aus der Hand reißt, um sie gegen ihn zu kehren, hatte er jene innerlich vibrirende Beredsamkeit, welche der Ausdruck starker, mit voller und fanatischer Hingebung erfaßter Ueberzeugungen ist, und war dabei durch seine langjährige höhere Beamtenstellung in Preußen, die er erst 1872 aufgegeben hatte, doch auch mit den administrativen Grundlagen des Staatswesens vertraut und vor jenen rein phantastischen Auffassungen gesichert, welche bisweilen den ungeschulten Klerikalen verhängnißvoll werden. Seine Erbitterung über die Feindseligkeiten, welche nach seiner Ansicht die Kirche zu erdulden hatte, trug ihn freilich oft über das Maß parlamentarischer Debatten hinaus, und namentlich waren seine Angriffe gegen den Fürsten Bismarck bisweilen von äußerster Heftigkeit.

So zeigen sich wenig Lichtpunkte für die ultramontane Bewegung, auch der Pyrrhussieg in der bairischen Kammer, die Abstimmung zu Gunsten des Jesuiten Grafen Fugger und seines Aufenthaltsrechts, errungen mit jener melancholischen Majorität, wie sie fast nur in der bairischen Kammer vorkommen kann, wo die Abwesenheit zweier Abgeordneten den Schwerpunkt der ganzen Kammer zu verrücken vermag, sodaß selbst die Majoritäten von Versailles den münchener gegenüber imponirend erscheinen — selbst dieser Pyrrhussieg vermag das Vertrauen der Klerikalen nicht zu heben; denn sie haben ihn nur durch die Abstimmung einzelner Abgeordneten errungen, die nicht zu ihrer Partei gehören, aber im guten Glauben waren, ein bestehendes Recht zu schützen, und die sonst wesentlich im Sinne der Reichspartei gestimmt haben.

Auch der allgemeine politische Horizont hat sich für die Hoffnungen dieser Partei umwölkt. Die internationale Friedenspolitik, welche der Kaiser von Rußland bei seiner Anwesenheit in England und Deutschland immer von neuem vertritt, ist Umtrieben wenig günstig, welche nur auf die Verwirrung und die Krisen der Staaten ihre Hoffnung gründen können, und die Anarchie in den gesetzgebenden Kreisen in Paris, welche trotz des Revanchegeschreis in den Kasernen und den Zeitungen jede imponirende Stellung dem Auslande gegenüber unmöglich macht, vertagt auch die zweifelhaften Aussichten, durch einen französischen Krieg, mit Hülfe des allerkatholischesten Frankreich, die deutschen Regierungen zu stürzen oder zu neuen Concordaten zu zwingen, in immer unbestimmtere Ferne.

In Oesterreich erregt die Dimission des Kriegsministers von Kuhn und seine Ersetzung durch den bisherigen Statthalter von Böhmen, General von Koller, großes Aufsehen. Schon zweimal hatte Kuhn seinen Abschied gefordert, das zweite mal, als der Generalstab vom Kriegsministerium getrennt und ein unabhängiger Generalstabschef eingesetzt wurde; doch der Kaiser erklärte dem Kriegsminister, daß zur Durchführung der von ihm in die Hand genommenen Heeresorganisation noch kein geeigneter Stellvertreter vorhanden sei. Nachdem Kuhn während der Delegationsverhandlungen die Geschäfte geleitet hatte, erhielt er am 14. Juni plötzlich seine Entlassung. Kuhn hatte ein tüchtiges Organisationstalent bewährt und, was für die Durchführung einer Militärorganisation am wichtigsten ist, das bereitwillige Entgegenkommen der Volksvertreter für sich. Es ist kein Geheimniß, daß die alte Militärpartei, an deren Spitze der Erzherzog Albrecht steht, sowol schon früher die Ursache war, daß der Kriegsminister seine Dimissionsgesuche einreichte, als auch jetzt, daß sie angenommen wurden.

Baron Koller, der seit dem 26. Dec. 1871 und zwar zum zweiten mal die Statthalterschaft in Böhmen bekleidete, hat sich dort durch die Energie, mit welcher er den czechischen Umtrieben entgegentrat, um den Zusammenhalt der Monarchie verdient gemacht; er hat die Patriotisch-Oekonomische Gesellschaft aufgelöst, gegen die Wahlagitationen in Kollin eine militärische Expedition geschickt und hat die gleiche Energie auch bei andern Gelegenheiten wie bei der großen Ueberschwemmung durch persönliches hülfreiches Einschreiten bewährt. Ungern vermißt man den Baron Koller als Statthalter Böhmens auf einem so wichtigen Posten, wo er ganz an seinem Platze war, um das czechische Junkerthum zu bändigen; doch seine Berufung zum Kriegsminister wird von den Liberalen keineswegs mit freudiger Zustimmung aufgenommen, und Befürchtungen werden rege, daß durch den Austritt Kuhn's das cisleithanische Cabinet an der Kraft zur Durchführung seiner Reformbestrebungen eine beträchtliche Einbuße erlitten habe.

Ist doch noch so vieles, was der Reichstag in Angriff genommen, halb vollendet, während anderes ohne den Ernst der Ausführung ohnmächtig bleiben muß. Dies gilt besonders von den kirchenpolitischen Gesetzen. Ueber das Gesetz über die Errichtung und Beaufsichtigung klösterlicher Genossenschaften ist bisher in dem Herrenhause nicht verhandelt worden, und es ist wenig Aussicht vorhanden, daß die Amendements des Abgeordnetenhauses in der nächsten Session die Zustimmung des Herrenhauses oder diejenige der Regierung finden. Ebenso wenig Aussicht, Rechtskraft zu erlangen, hat das vom Cultusminister angekündigte Gesetz zur Regelung des theologischen Studiums, gegen welches die Curie bereits indirect einen entschiedenen Protest einlegte, indem sie dem Domkapitular und Professor Hille in Leitmeritz, der in einer Folge von Artikeln in der

„Presse" das gänzlich Ungenügende des bisherigen theologischen Studiums in Oesterreich nachwies und eine durchgreifende Reform desselben verlangte, zum Widerruf nöthigte. Dagegen sind die schon erledigten Kirchengesetze im „Reichsgesetzblatt" publicirt worden: das Gesetz zur Regelung der äußern Rechtsverhältnisse der katholischen Kirche, das Gesetz über die Beitragsleistung des Pfründenvermögens zum Religionsfonds und dasjenige über die Bildung und Anerkennung von Religionsgesellschaften. Das letztere hat im Augenblick keine durchgreifende Bedeutung, da die Altkatholiken keine neue Religionsgesellschaft bilden wollen; bei dem zweiten fällt das praktische Ergebniß wenig ins Gewicht, da es sich nur um eine Million Gulden Beitragsleistung handelt. Das bei weitem wichtigste ist das erste, welches das Concordat von 1855 ausdrücklich aufhebt und neue Bestimmungen über das staatliche Hoheitsrecht über die katholische Kirche, die Rechte und Pflichten der Bischöfe, das Verfahren bei der Sedisvacanz u. s. w. festsetzt. In einer Hinsicht übereinstimmend mit dem preußischen Kirchengesetze, ist es bei den Bischöfen in Oesterreich nicht auf denselben Widerstand gestoßen, sondern sie haben sich diesen Bestimmungen, wenn auch widerstrebend, doch ohne offene Opposition gefügt. Den Schlußstein der kirchenpolitischen Gesetzgebung sahen Oesterreichs Liberalen in der Civilehe; doch während das cisleithanische Cabinet keine auf dieselbe bezügliche Gesetze vorgelegt hat, ergriff jenseit der Leitha das Abgeordnetenhaus hierin die Initiative und verlangte, daß noch vor Jahresende Gesetzentwürfe über die Einführung der obligatorischen Civilehe, die Führung der Civilstandsregister durch die Gemeindebehörden sowie über die dadurch nothwendigen Aenderungen des Eherechts vorgebracht und erledigt würden. Auch ist es kein Zweifel, daß in Ungarn diese Gesetzentwürfe nicht blos die parlamentarische Mehrheit gewinnen, sondern auch die königliche Sanction finden werden. Ohne Einwirkung auf die cisleithanische Reichshälfte wird dies unmöglich bleiben können, sodaß auch für diese die Civilehe nur eine Frage der Zeit ist. Ueberhaupt stellt die nächste Reichstagssession wohl ein energischeres Auftreten der Abgeordneten in Aussicht. Die Misstimmung über die geringen Ergebnisse der letztern ist allgemein verbreitet; hierzu kommt der finanzielle Nothstand, dem die Regierung bisher rathlos gegenübersteht, wie auch die liberalen Zugeständnisse in Ungarn, dem man bewilligt, was man dem weit intelligentern Culturlande Altösterreich verweigert, jene Misstimmung vermehren. Der Kampf um die Unabhängigkeit des Staats von der Kirche wird daher in der nächsten Session ohne Zweifel mit größerer Heftigkeit entbrennen.

Mit dem neuen Ministerium, das in der Nationalversammlung ebenso wenig einen festen Boden hat wie das Ministerium Broglie, ist die Krisis in Frankreich nur noch acuter geworden, und alles drängt darauf hin, das hohle Schema des Septennats mit einem greifbaren Inhalt zu erfüllen oder zu zerschlagen, um eine Staatsform, die sich in bestimmten Umrissen abzeichnet, an die Stelle treten zu lassen. Es zeigt sich jetzt, daß, wie wir immer behauptet haben, die einzigen lebensfähigen Parteien in Frankreich die Republikaner und Bonapartisten sind, weil sie beide die Grundlagen des modernen Staates festhalten, während das Abenteuer der Lilienfahne nur eine geringe Zahl begeisterter Kreuzritter verlocken kann, und die Orléans ebenso wenig einen breiten Boden in der Volksstimmung haben. Die Frage ist: „Ob Republik, ob Kaiserthum?" Und die Schlägereien auf dem Bahnhofe von Saint-Lazare, die Tumulte daselbst, die Herausforderungen zwischen den Republikanern und Bonapartisten dienen wenigstens zur Illustration für die Thatsache, daß die Republikaner ihre Hauptgegner in den Anhängern des 2. December sehen, die zwar in der Nationalversammlung nur wenig vertreten, desto mächtiger aber im Lande selbst, in den Präfecturen, vielleicht auch in der Armee sind. Das Kaiserthum verstand zu organisiren, und diese Organisationen sind noch immer über ganz Frankreich wie ein unzerreißbares Netz ausgebreitet.

Die Wahl des Bonapartisten Philipp de Bourgoing im Departement der Nièvre in die Nationalversammlung hat auf einmal die Besorgnisse vor einem Siege des Bonapartismus in Frankreich wieder zu einer lange Zeit nicht gekannten Höhe gesteigert. Bourgoing, der sich anfangs für einen Anhänger des Septennats ausgab, machte in seinem Dankschreiben an die Wähler kein Hehl daraus, daß er dem Kaiserthum mit Leib und Seele angehöre; er sagte ihnen, sie hätten nicht den frühern Wohlstand vergessen, und

das Resultat der Wahl sei das glänzende Zeugniß der tiefen Wurzeln, welche das Kaiserthum im Lande, besonders unter den so treuen und ergebenen Landbevölkerungen bewahrt habe. Man fragt sich nun in Frankreich, ob das Septennat und der Bonapartismus vielleicht dieselben geheimen Wurzeln haben, ob nicht doch Mac-Mahon, der seine glänzende Stellung dem Kaiserthum verdankt, ein versteckter Anhänger Napoleon's sei; man besinnt sich auf des Finanzministers Magne unverhohlenen Bonapartismus und auf die vielfachen Ersetzungen republikanischer Beamten und Maires durch bonapartistische; das Mistrauen gegen den Träger des Septennats ist auf einmal wach gerufen, und charakteristisch ist nur, daß eine einzige Wahl eine so tiefgehende Wirkung ausüben konnte. Der Feuereifer des Hasses, mit welchem Gambetta den Imperialismus verfolgt, entlud sich in der Nationalversammlung in der Bezeichnung „Elende", die er den Bonapartisten zuschleuderte und welche die hauptsächliche Veranlassung der Tumultscenen von Saint-Lazare gewesen ist. Interessant ist es, daß Gambetta als Herold der demokratischen Republik doch für dieselbe die Feinheit aristokratischer Formen in Anspruch nimmt und keineswegs dem Sansculottenthum das Wort redet. In der Grabrede, die er dem Grafen Alton-Shée, einem Parteigenossen, hielt, hob er hervor, daß die Republik, die ihm und seinen Anhängern endlich doch einmal zu gründen gelingen werde, allen denjenigen ihre Arme öffne, welche ihr mit redlichem Willen nahen, insbesondere aber den Söhnen der Aristokratie, die sich offen und ehrlich der Sache der Freiheit anschlössen. „In einer großen Gesellschaft gleich der unserigen", sagte er, „ist für jedermann Raum vorhanden, hauptsächlich für die, in denen wir mehr als in andern die Vertreter der Vergangenheit, ihrer Ueberlieferungen in Bezug auf Eleganz, Geist und Würde sehen. Die alte Aristokratie, aus der Alton-Shée hervorgegangen war, gehört Frankreich an, und sie kann dem Lande noch nützlich sein. Wenn sie, wie Alton-Shée, den Verstand hat, sich dem neuen Frankreich, dem Frankreich der Arbeit und der Wissenschaft, beizugesellen, so wird sie durch ihren stolzen Patriotismus und ihren edeln Takt, ihm jene auserlesene Eleganz und Distinction verleihen, die der französischen Republik in der modernen Zeit den Platz anweisen werden, welchen der Freistaat von Athen im Alterthume einnahm. Ein sehr geistreicher Mann, der mit Alton-Shée befreundet war, als dieser sich noch glänzenden Jugendvergnügungen hingab, hatte ihn «den letzten Athener» genannt." Daß Gambetta nicht zu den letzten Athenern gehöre, stellten seine erwähnten Angriffe auf die Anhänger des zweiten Kaiserreiches außer Zweifel. Der Minister Fourtou suchte am 12. Juni in der Nationalversammlung in Erwiderung auf die Interpellation des Deputirten Bethmont wegen der Vorgänge von Saint-Lazare das Benehmen der Polizeibeamten gegen die Vertreter der Volkssouveränetät mit den bedauernswerthen Aeußerungen zu rechtfertigen, welche Gambetta in der Kammer gethan. Die Anklage Bethmont's, daß die Regierung gemeinschaftliche Sache mit den Bonapartisten mache, wurde übrigens von der Versammlung nicht aufrecht gehalten, denn sie beschloß auf die Interpellation mit 377 gegen 326 Stimmen die einfache Tagesordnung.

Das herausfordernde Auftreten der Bonapartisten hatte zunächst eine Annäherung der beiden Centren zufolge; die Orléanisten besonders näherten sich den Republikanern und der Name des Herzogs von Audiffret-Pasquier, der durch eine so vernichtende Kritik des Kaiserthums sich einen Ruf als Parlamentsredner verschafft hatte, begann in einem eigenthümlichen Lustre zu strahlen; man glaubte in ihm den Ministerpräsidenten der nächsten Zukunft zu sehen. Doch bei den unberechenbaren Schwankungen des versailler Parteilebens, die mit den Schwankungen des Curszettels eine bedenkliche Aehnlichkeit haben, folgte der Annäherung der beiden Centren alsbald wieder eine Entfremdung, und erst die Abstimmung, welche für den Périer'schen Antrag vom 15. Juni die Dringlichkeit annahm, zeigte, daß sich doch insoweit eine Verschmelzung derselben gebildet hatte, um für die Befestigung der conservativen Republik die Mehrheit der Versammlung zu gewinnen. Freilich war diese Mehrheit eine so geringe, daß sie tags darauf in Zweifel gezogen werden konnte, indem fünf Deputirte, unter ihnen der Kriegsminister de Cissey, am 16. Juni erklärten, sie hätten nicht für, sondern gegen die Dringlichkeit des Antrags gestimmt. Der Marquis von Franclieu beantragte deshalb, die Abstimmung vom Tage vorher für ungültig zu erklären. Der Präsident der Nationalversammlung aber erwiderte, daß die Versammlung zwar ihre Beschlüsse abändern, eine einmal verificirte Abstimmung aber nicht für ungültig erklärt werden könne. So hätte sich Frankreich für

die conservative Republik nur mittels eines Formfehlers bei Zählung der Stimmen entschieden. An so schwachem Faden hängt das Geschick eines großen Staates.

Doch wozu eine Abstimmung über die conservative Republik, fragt man sich verwundert. Hat Frankreich nicht das Septennat angenommen, und was ist denn das Septennat nach allen staatsrechtlichen Begriffen anders als eine Republik unter der siebenjährigen Präsidentschaft Mac-Mahon's! Hat nicht auch das Deutsche Reich seinen neuen Gesandten, Fürsten Hohenlohe, bei der französischen Republik beglaubigt? Was will denn jene beinahe die Hälfte der Versammlung ausmachende Minderheit, welche gegen die Republik stimmt? Soll das Septennat nicht blos die Dauer der Gewalt des Präsidenten, sondern eine neue Verfassungs- und Staatsform bezeichnen?

In dieses Labyrinth der französischen Staatswirren einen Faden zu finden, ist schwer für Unbetheiligte, welche nicht in die Geheimnisse eines Parteienkampfes eingeweiht sind, in welchem der Ausspruch Talleyrand's: daß die Sprache nur dazu gemacht sei, unsere Gedanken zu verbergen, von allen ohne Ausnahme als selbstverständlich angenommen wird. Es ist fraglos, daß niemand das Septennat ernstlich nimmt außer dem Marschall selbst. Der größte Politiker des heutigen Frankreichs hat inzwischen die ganze Lage der Dinge mit gewohnter Schärfe beleuchtet und läßt uns hinter die Coulissen der Bühne sehen, auf welchen sich so anscheinend unbeschreibliche Dinge begaben. Der Expräsident Thiers empfing am 24. Mai 25 republikanische Abgeordnete der Gironde, welche ihm eine Adresse mit der Anerkennung der von ihm der Republik und der Freiheit geleisteten Dienste, und ein Medaillon im Namen ihres Departements überreichten. Die Antwort von Thiers charakterisirte die jüngste Geschichte Frankreichs mit einer Präcision, wie man sie von einem so namhaften Staatsmanne und Historiker erwarten durfte. Er weist die Vorwürfe zurück, daß er das Land nicht auf die Bahnen der Monarchie geführt habe. Wann hätte er die Monarchie proclamiren sollen? In Bordeaux mitten unter den für die Republik verbundenen Bevölkerungen des Südens, oder bei dem Antritt seiner Regierung, oder als Paris der Anarchie entrissen werden sollte, oder als mit Einem Schlage 500 Millionen aufgebracht werden mußten, um die Preußen nur einige Stunden weit von Paris zu entfernen? Immer sei es unmöglich gewesen; nur mit der Republik, in ihrem Sinne, mit der Beruhigung, welche ihre loyale Annahme in den Volksmassen erzeugt hat, seien zwei Jahre unverhoffter Ruhe zu erreichen, sei jene wundergleiche Anleihe zu machen möglich gewesen. Und was Thiers von der Tribüne der Versammlung oft genug behauptet hatte, daß die Republik die einzig mögliche Regierungsform sei, das wiederholt er hier, indem er sein einziges Verdienst in dieser Erkenntniß sieht. Als schlagenden Beweis dafür führt er an, daß auch die Männer, die nach ihm kamen, um die Monarchie herzustellen, sie nicht hergestellt haben, obgleich sie es wollten, weil sie es nicht konnten, indem die Volksmassen der Republik zugethan sind, die monarchischen Parteien zwar die Monarchie wollen, aber nicht die nämliche. Thiers plaidirt für die Regierung, welche alle Parteien in eine einzige umgestaltet, die aus der Allgemeinheit der guten Bürger besteht, welche, wie auch ihr Urtheil und ihre Meinungen sein mögen, sich vereinigen, um Frankreich zu organisiren und sozusagen einer bessern Zukunft entgegenzuführen — für die Regierung der conservativen Republik. Von der Nationalversammlung meint er, daß sie sich auflösen müsse, wenn sie keine feste und homogene Majorität mehr finden könne. Ihr Mandat sei zwar auf keine bestimmte Dauer beschränkt, doch man habe sich auf ihre Vernunft, ihre Redlichkeit, ihr Zartgefühl verlassen, um die Ausdehnung ihrer Aufgabe und die Zeit zu bestimmen, die sie zu deren Vollbringung nöthig hat. „Sobald sie keine Majorität mehr bilden kann, so hat sie nicht mehr die Mittel zu regieren, und wenn sie es nicht mehr kann, so hat sie nicht das Recht, es zu wollen."

Die sibyllinische Weisheit des erfahrensten französischen Staatsmannes, die sich in solchem Lapidarstil auszudrücken versteht, hat in Frankreich Aufsehen erregt, und ist auf die Annäherung der Centren nicht ohne Einfluß geblieben. Die äußerste Rechte freilich macht keinen Unterschied zwischen Thiers und Gambetta, und sieht in dem letztern nur eine Folie für den erstern, wie sie etwa der heißblütige Ajax dem greisen gerenischen Nestor gewährt.

In der Nationalversammlung haben inzwischen die wichtigsten Verhandlungen über den Grundstein der Verfassung, das Wahlrecht, stattgefunden. Wenn die Versammlung in

Bezug auf dasselbe von den Grundlagen des demokratischen Staatswesens abweicht, welche selbst das zweite Kaiserreich respectirt hat, so stellt sie sich außerhalb der geschichtlichen Entwickelung und unterschreibt ihr eigenes Todesurtheil. Das hat Louis Blanc am 4. Juni in einer glänzenden Rede, welche den stürmischen Beifall der Linken erhielt, dargelegt. Er nannte das allgemeine Stimmrecht das beste Werkzeug der Ordnung; es verhindere die Zuflucht zur Gewalt; es sei nicht blos eine Function; es sei ein Recht und eine Pflicht. „Zeigen Sie Ihre Titel", ruft Louis Blanc der Versammlung zu, „Sie sind die Mandatare, welche ihre Auftraggeber verleugnen. Welche wunderbare Umkehrung der Rollen!" Gleichwol wurde die zweite Lesung des allgemeinen Wahlgesetzes beschlossen. Vor demselben berieth die Versammlung das Municipalgesetz; auch bei dieser Berathung erhoben sich die Vertreter der Linken energisch gegen die Einschränkungen des Wahlrechts und die Bestimmung, welche das vierundzwanzigste Jahr festsetzt, erhielt nicht die Majorität der Versammlung; des einundzwanzigste Lebensjahr wurde als Norm angenommen.

Mitten in den Hetzereien und Balgereien der Parteien, die selbst bis in die Couloirs der Nationalversammlung hinein ein unwürdiges Schauspiel geben, nehmen die Todesurtheile der Communards von 1871 ihren Fortgang; die meisten werden in contumaciam verurtheilt, einige hingerichtet. So bekämpft man mit Fanatismus eine unterlegene Partei. Und damit doch in diesen auf- und abwogenden Parteikämpfen noch ein Punkt der Einheit sichtbar bleibe, wird ein Gesetz des Kriegsministers General Cissey, betreffend die Armirung der Befestigungen an der französischen Ostgrenze, als dringlich von allen Parteien anerkannt. Das Gefühl für die nationale und militärische Ehre erweist sich auf einmal als ein gemeinsames Band; man braucht aus solcher Uebereinstimmung durchaus nicht auf die Heftigkeit französischer Revanchegelüste zu schließen; es liegt in solchem Beschluß nur eine Satisfaction, welche sich die Vertreter des französischen Volkes bei der maßlosen Zersplitterung ihrer Interessen geben, ein Zeugniß dafür, daß noch ein Rest von nationaler Fühlung vorhanden ist. Selbst die Aufregung, welche die Publicisten durch die falschen erneuerten Nachrichten von der in Aussicht stehenden spanischen Thronfolge hohenzollernscher oder preußischer Prinzen brachten, konnten nach den Lehren von Sedan und Paris keine weitreichenden agitatorischen Wirkungen hervorrufen.

In Spanien ist, nach der Entsetzung von Bilbao und der Niederlage der Karlisten, die Frage nach der künftigen Regierungsform wieder eine sehr lebhafte geworden. Daß eine Partei daran denke, die hohenzollernsche Thronfolge wieder in Betracht zu ziehen, oder vielmehr, dem Prinzen Friedrich Karl von Preußen die spanische Krone anzubieten, wird in der That von Madrid aus berichtet. Die Anwesenheit des Grafen Hatzfeld in Madrid, der als Nachfolger des Barons Canitz das Terrain daselbst recognoscirt, soll als Beweis dafür dienen, daß solche Combinationen auch in Deutschland Anklang finden würden. Dennoch ist in Wahrheit von spanisch-preußischen Beziehungen nur insoweit die Rede, als Graf Hatzfeld wegen der Handelsverhältnisse und eines künftigen regelmäßigen diplomatischen Verkehrs die Sicherheit der jetzigen Lage prüft. Ein weit mehr in Betracht kommender Throncandidat ist Alfonso, der Sohn Isabella's II.; er hat im Heere einen beträchtlichen Anhang und vor allem ist der greise General Concha bereit, sein Schwert für das gute Recht dieses Prinzen in die Wagschale zu werfen. Doch die Thronbesteigung Alfonso's bliebe immer eine Restauration im schlechten Sinne des Wortes und würde Revanchemaßregeln gegen die Republikaner, die Männer der Septemberrevolution, zur Folge haben. Weniger wäre das zu befürchten, wenn die Infantin Luise Fernanda von Bourbon, Isabella's Schwester, die Gemahlin des Herzogs von Montpensier, den Thron bestiege, die sich schon während der letzten Zeit der Regierung ihrer Schwester für ein liberaleres System verwendet hatte. Doch würde dann der Herzog von Montpensier Regent von Spanien werden. Nimmt man zu diesen verschiedenen monarchischen Schattirungen noch die Unionisten, die für ein einiges Spanien unter dem Könige von Portugal begeistert sind, und die Karlisten hinzu, erwägt man die republikanischen Fractionen, die Einheitsrepublikaner, die Föderativrepublikaner, die Socialdemokraten, so kann man von den künftigen Cortes, wenn sie Serrano zusammenberufen haben sollte, sich wol dieselbe Zersplitterung des Parteienkampfes, dieselben tumultuarischen Scenen

versprechen, welche die Versammlung von Versailles von Tag zu Tag mehr in den Augen des eigenen Landes wie in denjenigen Europas discreditiren.

Ueberhaupt fordert die Stellung Serrano's und diejenige Mac-Mahon's zu interessanten Parallelen auf. Serrano, Dictator auf eigene Hand, herrscht in Spanien ohne Rechtstitel; aber man läßt sich diese Dictatur als eine Nothwendigkeit des Augenblicks gefallen; er wird die Versammlung zusammenberufen, welche dem spanischen Staat eine definitive Verfassung geben soll. Mac-Mahon ist von einer Versammlung zum Präsidenten auf sieben Jahre gewählt, ein Dictator mit legalem Titel, der immer mehr davon absieht, sich als einen verantwortlichen Träger einer widerruflichen Gewalt zu betrachten, und als monarchischer Machthaber sein Ministerium selbst ohne Rücksicht auf parlamentarische Majoritäten wählt. Beide stehen im Verdacht, die Rolle des Generals Monk für ihr Vaterland übernehmen zu wollen und nur die Generalstatthalter einer kommenden Dynastie zu sein. Vielleicht ist dieser Verdacht bei beiden unbegründet, und eine Stellung von monarchischer Bedeutung einzunehmen mag beiden willkommener sein, als Dynastien die Stätte zu bereiten.

Serrano hat inzwischen die spanische Armee neu organisirt; dennoch scheint es den Generalen wie Concha noch immer angebracht, Entscheidungskämpfe längere Zeit vorzubereiten, die Truppenmacht zu denselben wesentlich zu verstärken und vorher genügend einzuüben. Sie haben sich überzeugt, daß mit resultatlosen Scharmützeln und Gefechten nichts auszurichten ist und daß nur eine neue siegreiche Entscheidung, wie diejenige vor Bilbao, der Sache der Karlisten den Todesstoß zu geben vermag. Freilich würde dazu gehören, daß, wie Gneisenau es einmal ausgedrückt hat, der geschlagene Feind mit dem letzten Athem von Roß und Mann verfolgt werde, und daß man ihn nicht wie nach dem Kampf von Bilbao ruhig seines Weges ziehen lasse.

Die strategischen Plane des spanischen Hauptquartiers zu ergründen, muß dem Kriegshistoriker der Zukunft überlassen bleiben; wie es scheint, sucht man sich zum Kampfe bei Estella vorzubereiten, wo die Karlisten eine noch stärkere und befestigtere Stellung als diejenige bei Bilbao behaupten, und es daher einer bedeutenden Uebermacht bedarf, um einen ähnlichen Erfolg zu erringen. Die strategische Operationsbasis der Concha'schen Armee ist der Ebro; hier waren die Regimenter anfangs zwischen Miranda und Lodosa aufgestellt, rückten aber immer näher zusammen, sodaß sich später der linke Flügel auf Logroño, der rechte, auf dem Martinez Campos den Oberbefehl übernommen hatte, auf Tafalla stützte. Von Lodosa aus wird der erste Angriff gegen Los Arcos, das noch in den Händen der Karlisten ist, gerichtet werden. Inzwischen wird eine neue Brigade gebildet; es gilt 36000 Rekruten — eine Zahl, die natürlich wol nur auf dem Papier der Regierungsblätter steht — zu organisiren, und die Lücken auszufüllen, welche in das Heer durch andauernde Krankheiten gerissen worden. Die Administration und das Medicinalwesen der spanischen Armee scheinen noch nicht genügende Bürgschaften für einen normalen Gesundheitszustand derselben zu bieten.

Die Seefestung San-Sebastian, von den Karlisten hart bedrängt, ist inzwischen von General Loma entsetzt worden. Die wenngleich mit Vorsicht aufzunehmenden Nachrichten über Aufstände in der baskischen Provinz und Meutereien im Heerlager des Don Carlos würden beweisen, daß die Sache des Prätendenten durch die Niederlage vor Bilbao einen schwer zu verwindenden Schlag erhalten hat. Don Carlos mag noch so viele Unteroffiziere erschießen lassen, er wird abfallende Truppen und Bevölkerungen mit tyrannischer Gewalt nicht an seine Fahne fesseln können. Wenn die Regierungstruppen näher rücken, wird die Desertion unter den karlistischen Bataillonen, deren Zahl die Bulletins der Partei mit lächerlicher Uebertreibung auf 101 angeben, zunehmen, um so mehr, als die Deserteurs bei der Armee Serrano's eine bedingungslose Aufnahme finden.

Den Hauptschlag hat inzwischen die karlistische Erhebung auf dem andern östlichen Kriegstheater, in Catalonien und Valencia, erlitten, wo Don Alfonso das Obercommando führt. Während Saballs im nördlichen Catalonien, unbekümmert um diese Oberbefehlshaberschaft, allerlei abenteuerliche Kriegsthaten ausführte, oft aber, wie am 27. Mai bei Figueras, das er mit 2000 Mann durch einen Handstreich nehmen wollte, auch unverrichteter Sache sich zurückziehen mußte, während in der Provinz Tarragona zahlreiche Scharmützel mit wechselndem Erfolg stattfanden, überschritt Don Alfonso Anfang Juni

bei Flix den Ebro, um den Krieg nach Valencia und mehr in das Herz Spaniens hinüberzuspielen. Hier aber erlebte er bei Alcora mit seinen 12000 Mann eine vollständige Niederlage, und auch der Sohn des Infanten, Henri de Bourbon, ist in dem Kampfe gefallen. An diesem Misgeschick, das die karlistische Sache jetzt auf den Schlachtfeldern trifft, werden die diplomatischen Verhandlungen Tristany's mit Rom wenig ändern; wohl aber berechtigen sie den Minister Ulloa in seinen Sendschreiben an die auswärtigen Cabinete die Sache der Karlisten als diejenige eines religiösen Fanatismus zu bezeichnen und die Sympathie der europäischen Regierungen für die spanische wach zu rufen, welche ja mit der Anarchie der rothen Socialisten und dem Aufstande der Klerikalen im Kampfe begriffen ist, ein Kampf, wie ihn das deutsche und italienische Cabinet mehr oder weniger ja auch gezwungen sind zu führen. Ulloa verlangt daher die moralische Unterstützung der europäischen Mächte durch Anerkennung der jetzt thatsächlich bestehenden spanischen Regierung, eine Anerkennung, die bisher nur Nordamerika und die Schweiz durch das Unterhalten directer officieller Beziehungen Spanien zutheil werden lassen.

Eigenthümlich waren die Vorgänge im Parlamente Italiens. Das Abgeordnetenhaus, welches am 6. Juni geschlossen wurde, hat dem noch längs forttagenden Senat zwar eine Menge Gesetze zur Prüfung und Abänderung hinterlassen; aber noch mehrere von durchgreifender ökonomischer Wichtigkeit, wie die Eisenbahnangelegenheit, sind unerledigt geblieben und eine latente Krisis ist in die Ferien mit hinübergenommen worden. Trotz der elf Gesetzentwürfe Minghetti's bleibt die Finanzfrage ungelöst und der elfte führte zu einem Bruch zwischen Regierung und Volksvertretung, der allerdings nur durch eine Cabinetskrisis oder durch Auflösung der Kammer entschieden werden konnte. Zum dritten male verfuhr das italienische Abgeordnetenhaus in der parlamentarisch unerhörten Weise, ein Gesetz im Princip anzunehmen, die einzelnen Artikel desselben zu berathen und mit Modificationen anzunehmen und dann in Bausch und Bogen zu verwerfen. So erging es dem elften und letzten Finanzgesetz Minghetti's, welches die Ungültigkeit nicht registrirter Acte im Interesse einer Registrirungssteuer verlangte und das mit einer Mehrheit von elf Stimmen im Princip und in den wichtigsten Artikeln angenommen und dann in geheimer Abstimmung mit 166 gegen 165 Stimmen verworfen wurde; ähnlich, wie es schon früher den Gesetzen über Forstverwaltung und Volksunterricht ergangen. Wie für die Nationalversammlung in Versailles und für die bairische Kammer, ist auch für die italienische die fast unberechenbare Unsicherheit der Majoritäten charakteristisch. Minghetti ist bisjetzt Ministerpräsident geblieben, und der Senat hat die vorgelegten Finanzgesetzentwürfe, besonders die Abschaffung der Briefportofreiheit, die Eisenbahnbilletsteuer und die Einführung des Tabacksmonopols in Sicilien, gegen welche im Abgeordnetenhause die Vertreter Siciliens und die äußerste Linke Front machten, angenommen. Die Landesvertheidigungsfrage schien dem General Menabrea so wichtig, daß er am 5. Juni auf sofortige Berathung der Vorlage bestand, indem die Alpen- und Küstenvertheidigung Italiens eine gänzlich ungenügende sei. General Cialdini protestirte dagegen aus Rücksichten auf die Finanzlage und besonders auf das Kammervotum vom 24. Mai, welches der Regierung die zur Ausführung des Gesetzentwurfes nöthigen Mittel verkürzte; er schlägt die Tagesordnung vor und Wiederaufnahme des Gesetzentwurfs; wenn die Regierung über die zu seiner Ausführung nöthigen Mittel verfüge. Dann sollten die Befestigungsarbeiten so beschleunigt werden, daß die jetzt verlorene Zeit wieder eingebracht werde. Auch Minghetti erklärte sich für die Cialdini'sche Tagesordnung und fügte hinzu, daß das Ministerium seine bestimmt vorgezeichneten Plane zur Herstellung des finanziellen Gleichgewichts habe und diese gewiß ausführen werde, wenn ihm das Vertrauen des Königs und der Landesvertretung zur Seite stehe. Donnernder Beifall folgte dieser Rede, und die Tagesordnung Cialdini's wurde angenommen.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen.

Aus dem Briefwechsel Friedrich Wilhelm's IV. mit Bunsen. Von Leopold von Ranke (Leipzig, Duncker u. Humblot, 1873).

Wol selten hat ein Fürst so verschiedenartige Beurtheilungen erlebt wie König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, und noch immer ist, was in seinem Wesen als räthselhaft und widerspruchsvoll erscheint, nicht vollständig aufgeklärt. Einen wichtigen Beitrag zur Kenntniß dieses merkwürdigen Charakters liefert sein Briefwechsel mit Bunsen, welchen Leopold von Ranke neuerdings herausgegeben hat und welcher die Memoiren Bunsen's und die darin enthaltenen Mittheilungen zur Charakteristik des Königs wesentlich ergänzt. Gerade seinem Freunde Bunsen gegenüber liebte es der Fürst, sich über diejenigen Gedankengänge auszusprechen, in welche er sich am eifrigsten zu vertiefen pflegte. Und diese Aussprache geschah mit ungezwungenster Hingebung, ohne jede diplomatische Reserve, mit jener Genialität, wie sie dem Fürsten auch im Umgange eigen war, springend und blitzend, keinen Einfall verschmähend, der sich ihm darbot, dann auch wieder weitschichtige Systeme aufbauend, besonders Organisationen auf kirchlichem Gebiete.

Ein Romantiker auf dem Throne der Hohenzollern kann als eine Anomalie betrachtet werden; denn die Fürsten dieses Hauses hatten sich als Meister praktischer Politik erwiesen, ein scharfes Auge auf die Welthändel gerichtet, um dann energisch einzuschreiten, wenn es an der Zeit war, zu Nutz und Frommen ihres Staates und zur Vermehrung seiner Macht; sie verstanden zu verwalten und zu organisiren, Schlachten zu schlagen und Siege zu erfechten; aber ihr Sinn war den unmittelbarsten Interessen der Gegenwart zugewendet; sie waren weder Träumer noch Systematiker. Einer dieser Fürsten, der ein Jahrhundert vor Friedrich Wilhelm IV. auf dem preußischen Thron saß, hatte gelehrte Neigungen und künstlerische Begabungen mit diesem gemein, aber die Richtung derselben stand im schärfsten Gegensatze gegen diejenige, welche König Friedrich Wilhelm IV. einschlug. Wie dieser ein Anhänger der deutschen Romantik, so war Friedrich der Große ein Jünger der französischen Aufklärung, deren nüchterner Geist selbst seine Verse durchwehte, während die Prosa Friedrich Wilhelm's IV. in dem ganzen Farbenschmuck der romantischen Schule prangte und die blendenden Lichter und Irrlichter derselben nicht verleugnete. Friedrich II., der die großen Geister des Alterthums würdigte, hatte keinen Sinn für die Gedankenkreise des Mittelalters, in denen Friedrich Wilhelm IV. mit vollkommener Hingebung aufging. Zu den geistigen Vorzügen beider sonst so entgegengesetzter Fürsten gehörte übrigens eine witzige Ader, die bei Friedrich den Großen sich als trockener Sach- und Schlagwitz, bei Friedrich Wilhelm IV. als Phantasiewitz, als origineller, drolliger Einfall zeigte. Der Hauptunterschied der beiden Monarchen bestand aber wol darin, daß bei Friedrich dem Großen alle Eigenschaften des Geistes und Cha-

rakters ausgeglichen waren und so eine mächtige und durchgreifende Wirkung hervorgerufen wurde, während bei Friedrich Wilhelm IV. eine oscillirende geistige Unruhe das Uebergewicht der Phantasie doppelt empfindlich machte und der Reichthum an Gesichtspunkten das Zusammenfassen zu einer energischen That, zu einem sichern Ergreifen des Augenblicks erschwerte. Hamletnaturen mochten in Deutschland in der Mitte des 18. Jahrhunderts und unter der Herrschaft des französischen Geistes nicht gedeihen, wie sie überhaupt dem Franzosenthum unverständlich sind; in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts konnten sie selbst eine deutsche Fürstenkrone tragen.

In der That sind die Eigenthümlichkeiten König Friedrich Wilhelm's IV. nur zu begreifen als Frucht einer Bildungsepoche, welche den Befreiungskriegen folgte. Es war die Einkehr des deutschen Geistes in sich selbst, welche nach den weltgeschichtlichen Thaten dieser Kriege und bei der Unfruchtbarkeit derselben für die äußere politische Gestaltung zu einer Sammlung der Gemüther, zu einer Abwendung von den ungenügenden Staatsformen und andern Verhältnissen führte. Der Gegensatz des deutschen Geistes gegen das Franzosenthum wurde scharf herausgekehrt; man sang mit Moritz Arndt Kraftlieder gegen die Franzosen; man turnte mit Jahn auf der Hasenheide, man schwärmte mit der Burschenschaft für die Herrlichkeit des alten Deutschen Reiches. Was die romantische Schule schon jahrzehntelang vorbereitet hatte, fand auf einmal volles Verständniß. Die mondbeglänzte Zaubernacht des Mittelalters mit ihren Sagen und Märchen wurde heraufbeschworen und bot Ersatz für eine geistverlassene Gegenwart; die Götter und Helden der Vorzeit, die Riesen und Zwerge, Nixen, Elfen und Feen bevölkern die Phantasie mit grotesken und anmuthigen Bildern; die altdeutsche Kunst, deren Schönheit schon Tieck und Wackenroder verkündigt hatten, fand auf einmal den Antheil der Forscher und der Menge; das mittelalterliche Staatswesen mit seiner Gliederung und seinen kirchlichen Sanctionen wurde das Ideal der Staatsphilosophen, und eine Wiedergeburt des modernen Staates als christlich-germanischer Staat die große Losung der Zeit.

In diesen Gedankenkreisen ein Zögling der Savigny und Niebuhr und ihrer Restaurationspolitik, der alterthümelnden Kunstrichtung mit Begeisterung hingegeben, war Friedrich Wilhelm IV. aufgewachsen. Diese gärenden Tendenzen hatten, solange sein Vater regierte, im Staate selbst keinen Boden; sie waren in vieler Hinsicht oppositionell gegen die damals herrschende Hegel'sche Philosophie, deren conservativer Geist gänzlich verschiedener Art war; sie berührten sich nur mit der kirchlichen Gesinnung des Königs, der liturgische Reformen mit unermüdlicher Ausdauer durchsetzte, aber dabei, seinem ganzen Naturell gemäß, durchaus praktisch verfuhr, ohne irgendwelchen romantischen Stimmungen Raum zu geben. Er war gleichsam nur auf die geistliche Uniformirung bedacht, da er die Kirche gern in derselben saubern Ordnung sehen wollte, in der sich der ganze Staat und besonders das Heerwesen befand. Abgesehen von diesen kirchlichen Tendenzen, welche Friedrich Wilhelm IV. später nicht mit verstandesmäßiger Nüchternheit, sondern mit der vollen Ueberschwenglichkeit des Gemüthes erfaßte, hatte die damalige preußische Regierung nichts mit den Bestrebungen der Staatsromantiker gemein; ja sie trat gegen die burschenschaftlichen Bündlereien, welche nur der jugendliche Ausdruck und Ausbruch des deutsch-romantischen Geistes waren, mit aller Schärfe und Strenge der Staatsraison auf.

Bis in diese Zeit führen uns die neuerdings veröffentlichten Briefe Friedrich Wilhelm's; der gefeierte Historiker, der sie herausgegeben hat, nennt sie eine Gabe von hohem Werthe. „Noch ist die Zeit nicht gekommen", sagt er in dem Vorwort, „eine kritische Geschichte Friedrich Wilhelm's IV. zu schreiben; aber man darf mit Mittheilungen hervortreten, welche das Andenken dieses Fürsten, das von den Antipathien, die er bei seinen Lebzeiten erweckte, vielfach verdunkelt ist, in ein helleres Licht stellen und sein Thun und Lassen verständlich machen." Der Briefwechsel mit Christian Karl Josias Bunsen,

der von 1830—57 dauerte, enthält diese wichtigen Mittheilungen. Er ist nicht vollständig; die umfangreichen Eingaben, Schreiben und Berichte Bunsen's fehlen; auch die Briefe des Königs, fast ohne Ausnahme eigenhändig und jeder charakteristisch, konnten mit Rücksicht auf die Nähe der Zeiten und die darin berührten Persönlichkeiten, nicht ohne Lücken mitgetheilt werden. Ueber die Briefe selbst sagt Ranke in dem Vorwort: „Es sind nicht diplomatische Actenstücke: welche mit allseitiger Umsicht erwogen worden, es sind Briefe, d. h. momentane Ergüsse der Stimmungen und der Anschauungen, wie sie einem Freunde gegenüber aus vollem Herzen hervorquollen. Nicht jede Aeußerung würde man als definitives Urtheil betrachten dürfen; man darf das Wort sozusagen nicht allezeit beim Worte nehmen. Es wird kaum Briefe geben, welche unumwundener und beweglicher den innersten Gedanken ausdrücken, als die vorliegenden Friedrich Wilhelm's IV.; allenthalben tragen sie das Gepräge seines Geistes, seiner Gesinnung und zugleich der Eindrücke des Moments; sie verbinden Tiefe und Humor; sie zeugen von einer unvergleichlichen Gabe des Ausdrucks und der Sprache. Es würde ein Verlust für die Literatur sein, wenn sie unbekannt blieben; noch einen größern aber würde damit die Geschichte erleiden. Bei der ersten Lektüre der Briefe des Königs fühlt man sich durch den innern Zusammenhang seiner Gedanken und durch das Hervortreten von Ansichten und Tendenzen, die man bei ihm nicht voraussetzt, überrascht. Je mehr man sich in dieselben vertieft, um so deutlicher erhebt sich vor dem geistigen Auge die historische Gestalt dieses Fürsten; sie vergegenwärtigen die Ziele, die er verfolgte, die Gegensätze, mit denen er zu kämpfen hatte, das Eigenthümliche seiner Stellung in der Geschichte überhaupt; man lernt den Umfang seiner Ideen und die darauf gegründeten Intentionen kennen; er spricht sie in dem Moment der Handlung mit einer Wahrheitsliebe aus, die nichts verhehlt."

Die ersten Mittheilungen reichen in das 4. Jahrzehnt unsers Jahrhunderts zurück. Bunsen, welcher der Gesandtschaft in Rom zugetheilt war, hatte sich bei dem Kronprinzen durch Ueberreichung eines ältern Rafael'schen Madonnenbildes 1827 eingeführt und ihm 1828 in Rom als Cicerone gedient, wozu er durch seine ausgezeichneten archäologischen und Kunstkenntnisse besonders berufen war; das Wohlgefallen an Bunsen's Persönlichkeit, sowie die Gleichartigkeit der politischen und religiösen Anschauungen gab diesen Beziehungen von Hause aus Wärme und Festigkeit. Gleich die zweite briefliche Mittheilung des Kronprinzen ist charakteristisch für die Richtung desselben, er sieht die Politik in der religiösen Beleuchtung. Frankreichs Zustand erscheint ihm, ein Jahr nach der Julirevolution, nicht „tenable". Der politische Wahnsinn, das Ziehen am Joch der Ungläubigen von soviel wirklich gläubigen Protestanten, bricht ihm das Herz.

Wie sich der Kronprinz zu den kölner Wirren stellte, ist in heutiger Zeit von doppeltem Interesse. Er hatte Sympathien für die katholische Kirche, die mit seiner Vorliebe für das Mittelalter, für die Selbständigkeit großer Corporationen und mit seiner kirchlichen Gesinnung überhaupt zusammenhingen, und ein vollständiger Bruch mit der Kirche, vor dem sich die gegenwärtige preußische Regierung nicht gescheut hat, wäre ihm eine Unmöglichkeit gewesen. Schon damals verfolgte er eine vermittelnde Tendenz ebenso wie Bunsen, der es dadurch mit dem berliner Cabinet verdarb und deshalb seiner Stellung in Rom enthoben wurde. Die Verhaftung des Erzbischofs Droste-Vischering war dem Kronprinzen schmerzlich, weil er den Bruch zwischen Staat und Kirche für verderblich hielt; er war aufgebracht über die preußischen Staatsmänner und nannte „die Führung der römisch-kirchlichen Angelegenheit so schlecht, so elend, so rathlos, so ohne Verständniß, als es nur irgend zu denken ist"; er beklagt sich fortwährend über die Ungeschicklichkeit der berliner Faiseurs. Doch so lag die Sache damals keineswegs, daß eine Verständigung durch die diplomatische Gewandtheit der berliner Staatsmänner hätte erzielt werden können, wenn sie nicht ihr Princip opfern wollten. Schon damals zeigte sich die

Kirche so hartnäckig wie heutigentags; der Papst wollte vor Freilassung des Erzbischofs überhaupt von gar keinen Verhandlungen etwas wissen. Ranke nimmt, im Hinblick auf unsere jetzigen Verhältnisse, die Partei der Regierung und knüpft an die Darstellung derselben die folgende Betrachtung: „Die historische Bedeutung dieses Ereignisses liegt darin, daß sich eine Vereinbarung der Staatsgewalt eines protestantischen Königs mit den Tendenzen der Hierarchie unvereinbar zeigt. Das Princip des Staates, wie es von Friedrich dem Großen am einleuchtendsten ausgesprochen war, und das Princip der Kirche, treten einander in unversöhnlichem Widerspruch entgegen. Wenn man den Blick über die momentanen Beziehungen hinaus auf das Vorangegangene und die spätern Ereignisse richtet, so wird man inne, wieviel in diesem Wiederausbruch des Gegensatzes zwischen Staat und Kirche lag, der an sich durch keine Theorie auszugleichen, sondern nur durch gegenseitige Anerkennung und praktische Nachgiebigkeit zurückzuhalten ist. Indem der römische Staat die Rücksichten von sich warf, welche ihm die Erinnerung an die Epoche der Restauration auflegen konnte, und sein Princip einseitig und starr hervorkehrte, lenkte er in eine Bahn ein, die ihn Schritt für Schritt in schneidendem Widerspruch mit den vorwaltenden Ueberzeugungen gebracht und ihm die Sympathien der Nation entrissen hat. Das klerikale Selbstgefühl ist zwar dadurch bis zu einer schwindelnden Höhe erhoben, aber eben auf diesem Wege auch die weltliche Gewalt des Papstthums zu Grunde gerichtet worden und der Kirchenstaat verloren gegangen."

Der Phantasie des Kronprinzen, der es nicht an einem gewissen organisatorischen Schwung fehlte, schwebte damals das Ideal einer Kirchenverfassung vor, welche die beiden protestantischen Confessionen nicht durch eine liturgische Vereinigung, sondern durch die Verfassung verschmelzen sollte. Und diese Verfassung sollte diejenige der apostolischen Kirche sein in ihrer Anwendung auf die Zustände des modernen Staates. Eine jede Kirche sollte ein selbständiges Ganzes, eine Einheit sein, die Kirchengewalt in den Händen des Bischofs, der Presbyter und Diakonen liegen. Die königlichen Behörden, durch welche der König die Bande der äußern Ordnung um die Kirche schlingt, sollten selbst einen kirchlichen Charakter haben, die Bischöfe an dem Orte der alten Sitze der Kirche sollten als Bezeichnung des durch sie zu übernehmenden königlichen Amtes den Namen von Metropolitanen, die Consistorien den von Metropolitankapiteln erhalten; er theilt schon die Landeskirche in zehn solcher Metropolitanbisthümer und läßt an die Stelle des geistlichen Ministers und Ministeriums den Fürsterzbischof von Magdeburg treten und das Primatialconsistorium daselbst leiten. Dieser Vorrang sollte nur ein staatlicher, aber kein kirchlicher sein. Sobald sie die Central- und Provinzialsynode eröffnet hätten, sollten sie von dem Präsidentenstuhl herabsteigen und der Vorsitzende der Synode in freier Wahl gewählt werden. Der Souverän sollte keine Kirchengewalt haben, nur die Bestätigung der Acte derselben von seiten der Generalsynode, welche letztere auch den einzigen Ausdruck der Gesammtkirche bilden sollte.

Der Prinz nannte diesen bis ins einzelne Detail ausgearbeiteten Vorschlag einen „Sommernachtstraum", und in der That hatte die Mischung von Einrichtungen aus der Zeit des apostolischen Urchristenthums mit mittelalterlichen hierarchischen Namen und Titeln etwas Phantastisches. Auch griff der Plan noch über die Vereinigung der beiden protestantischen Kirchen hinaus; offenbar blickt mehrfach der Gedanke durch, eine einheitliche christliche Kirche zu schaffen, aus welcher nur der Unglaube ausscheidet. Doch diese mit so warmer Begeisterung verfolgten Gedankengänge fanden gerade in jener Epoche nicht das Echo, das sie suchten. Wenn man Sommernachtsträume träumte, so waren sie damals gewiß nicht kirchlicher Art, und nicht Bischöfe und Synoden tauchten aus dem Gloriengewölk reformatorischer Phantasien hervor. So tolerant der Prinz in mancher Hinsicht sich gegen den Unglauben erwies, aus seiner Kirche wollte er ihn unter allen Umständen

verbannt wissen. So erklärte er es für die wichtigste Pflicht des Bischofs, bei neuen Anstellungen von Pfarrern und Diakonen „bei seiner Verantwortung am Jüngsten Tage" dafür zu sorgen, daß kein Wolf in den Schafstall, kein Irrlehrer, kein Anrüchiger in die heiligen Aemter komme. Rationalismus und Pantheismus sollten aus dieser Kirche feierlichst verbannt sein — welche Sympathien durfte diese orthodoxe Musterkirche in einer Zeit finden, die gerade von Rationalismus und Pantheismus bis in ihr innerstes Wesen zersetzt war?

Intolerant war aber Friedrich Wilhelm IV. durchaus nicht; die Kirche wollte er allerdings aus Einem Gusse sehen, aber der Staat sollte den Andersgläubigen volle Freiheit und gleiche Rechte garantiren, der Fürst ein Gesetz erlassen, daß jeder mündige Unterthan, dessen Ueberzeugung es nicht gestatte, als Mitglied jener Kirche aufzutreten, volle Freiheit habe, „ohne Kränkung seiner bürgerlichen Ehre und ohne Schaden für Amt, Aussichten und Auszeichnungen aus der Landeskirche auszutreten und mit Gleichgesinnten sich in Kirchengesellschaften zu vereinigen, wie das Allgemeine Landrecht solche schon erlaubt, und sich officiell Rationalisten, Pantheisten, Denkgläubige, Philister oder wie sie wollen zu nennen und sich Statuten, Symbole, Gesetze zu geben, die der Bestätigung des Ministers des Innern unterliegen. Jedoch muß der Unterschied von andern geduldeten Sekten festgehalten werden, daß ihre Kinder nicht eo ipso diesen Gesellschaften angehören, sondern erst mündig freie Wahl haben". Im ganzen athmete nach dieser Seite hin der Sommernachtstraum des Kronprinzen eine größere Toleranz, als später die Regierung des Königs, besonders den Freien Gemeinden gegenüber, bewährte.

Inzwischen hatte Friedrich Wilhelm am 7. Juni 1840 den preußischen Thron bestiegen; an die Verwirklichung solcher Sommernachtsträume durfte er zunächst nicht denken; es erforderten viele reale Verhältnisse dringend seine ganze Aufmerksamkeit. Die öffentliche Meinung war durch den Thronwechsel politisch erregt; sie verlangte die Verwirklichung jener auf Reichsstände bezüglichen Verheißung Friedrich Wilhelm's III., eine constitutionelle Verfassung, welche einem intelligenten Staate wie Preußen nicht länger vorenthalten werden durfte, nachdem die süddeutschen Staaten bereits jahrzehntelang in dem Besitz derselben gewesen waren. Je mehr sich der König der Verwirklichung dieser abgeneigt erwies, auf desto größere Antipathien stießen seine theologischen Tendenzen bei der antikirchlichen Strömung der Zeit. Wenn er in Preußen die neuen Bischofssitze nicht begründen konnte, mit denen er die Organisation ihrer widerspruchsvollen, neuen apostolischen Kirche in seinem Phantasieplan krönen wollte: so suchte er dafür Ersatz in der Begründung eines Bisthums in Jerusalem, wobei ihm Bunsen's Rathschläge und Vermittelung von großem Nutzen waren. Es gelang ihm die Anglikanische Kirche für diesen Plan zu interessiren, sodaß sie die protestantische in Jerusalem gleichsam unter ihre Fittiche nahm. Der König hatte zunächst dabei praktische Tendenzen; er beabsichtigte, durch Errichtung des Bisthums in Jerusalem die diplomatisch-politischen Bemühungen zu krönen, welche darauf ausgingen, den Evangelischen im Orient eine anerkannte Existenz zu schaffen und das Aergerniß bei Türken, Juden und Christen des Orients zu vermeiden, welches das gleichzeitige Auftreten vieler getrennter, protestantischer Kirchen oder Sekten geben mußte. Er schreibt dies an Bunsen, aber er verhehlt auch nicht, daß ihm in tiefinnerster Seele noch andere Hoffnungen vorschwebten, Hoffnungen von weitreichender Tragweite; die Wiederherstellung des jüdischen Volkes und die Vereinigung der Kirche im katholischen Apostolat, Hoffnungen, die er freilich! nicht als praktische zu erreichende Zwecke hinstellen durfte. Dies Bisthum zu Jerusalem war eins jener Bisthümer, wie er es gern in seinen eigenen Staaten gegründet hätte; in solcher Weise, aber noch dazu auf heiligem Boden errichtet, erschien es als ein hinüberleuchtendes Muster, an welchem sich Herz und Sinn des Königs erquickten. Doch wie wenig kam die Zeitströmung dieser kirchlichen Romantik

entgegen! Der Monarch selbst hatte das Bewußtsein hiervon; er selbst mahnt Bunsen behutsam zu gehen und sorgfältig alles zu vermeiden, was einen Staub von Misgunst und des Misverständnisses aufrühren könnte! Bunsen hatte in einer Note an Palmerston die vielleicht erst zu stiftende Kirche von Bethlehem erwähnt! Da schreibt ihm der König: „Verhindern Sie um Gottes willen jede Veröffentlichung dieses so nahen Projects, welches sonst ein Haken werden wird, an welchem der böse Wille (und der wird mächtig arbeiten) die heilige Sache selbst angreift, um sie vor dem entkirchlichten deutschen Publikum als eine Narrenspossse im Dreck herumzuziehen." Und in einem andern Briefe sagt er: „Es ist schlechte Zeit in Deutschland, die Feinde aller Ordnung haben ein Schibboleth im Zeughause, um Vornehme und Pöbel gegen das heilige, herrliche Werk aufzuhetzen, nämlich die Lüge, Sie intriguirten für mich in England, um die englische Kirchenverfassung in Preußen einzuführen." So scharf erfaßte der König bereits den Widerspruch zwischen seinen Bestrebungen und denjenigen des Publikums, und so geneigt war er schon damals, in den Gegnern seines Bisthums in Jerusalem die „Feinde aller Ordnung" zu erblicken. Es ist dies charakteristisch für die Politik der „Richtungen", die vorzugsweise als die vormärzliche bezeichnet werden muß. „Richtung" und „Gesinnung" wurde das Schibboleth des Tages, und wegen „Richtungen" und „Gesinnungen" schritt die Polizei ein und fanden Maßregelungen von seiten der Regierung statt. Wer damals für eine constitutionelle Verfassung war, galt für einen Feind aller Ordnung. Viele freilich, die sich in späterer Zeit als eifrige Constitutionelle geberdeten, setzten sich damals diesem Vorwurf nicht aus.

Die politische Frage trat immer dringlicher an den König heran. Sein Ideal war eine Volksvertretung mit umfassender, ständischer Gliederung; gegen eine Repräsentation des Volkes hegte er die entschiedenste Abneigung.

Bunsen erschien hierin anfangs mit dem Könige einverstanden; er ging auf alle Restaurationstendenzen ein; verherrlichte die Wiedererrichtung des Schwanenordens, durch welchen nach seiner Ansicht, in der großartigen Organisation der Wohlthätigkeit, eine geistige Centralgewalt gegenüber der Macht Roms geschaffen wurde, interessirte sich außerdem lebhaft für eine ägyptische Unternehmung und die Aufführung einer Aeschyläischen Trilogie; kurz der König und sein Freund waren in lauter zeitfremden Kirchen- und Kunstinteressen befangen, während selbst die Provinzialstände immer lauter eine allgemeine Verfassung, Oeffentlichkeit ihrer Satzungen und Oeffentlichkeit und Mündlichkeit der Rechtspflege verlangten. Bunsen aber theilte dem Könige einen Entwurf reichsständischer Verfassung mit, der von den Ministern indeß unpraktisch befunden wurde. Der Grundgedanke derselben war der des Königs, die Reichsstände sollten einen Abschluß, die definitive Form der Verfassung jenseit der Provinzialstände sein, durch die Provinziallandtage und aus ihnen, ohne Volkswahlen. Um das conservative Element zu verstärken, solle ein besonderes Herrenhaus gebildet und der ritterschaftliche Besitz in den Händen des landsässigen Adels befestigt werden. Die Bewilligung neuer Steuern und die Anerkennung neuer Schulden, Mitwirkung auf die Gesetze, welche Personen und Eigenthum betreffen, sowie das Beschwerderecht sollte den Ständen zustehen.

Der Grundgedanke des Verfassungsplans war es, der sich in Europa schrankenlos entwickelnden Demokratie einen unzerstörbaren, weil auf Wirklichkeiten ruhenden Damm entgegenzusetzen. Hierin berührte sich Bunsen mit den Anschauungen des Königs, der ebenfalls stets den Gegensatz betonte, in dem er sich zu den Ideen von 1789 befand. Der Plan des Königs wich von demjenigen Bunsen's darin ab, daß er eine große, nicht periodische Versammlung der Landtage einführen wollte, dagegen eine periodische Einberufung des Ausschusses, sodaß der große Landtag nur die wichtigsten Epochen des Staatslebens bezeichnen soll, während die Ausschußtage sich mit den gewöhnlichen, allgemeinen Gegenständen beschäftigen sollten. Das Patent vom 3. Febr. 1847 gab

Preußen diese Verfassung und schuf den Vereinigten Landtag, dem nur eine kurze Dauer beschieden sein sollte. Der König hielt fest an dem „Nichtperiodischen" der Versammlung, welche übrigens aus einer Herren- und Ständecurie bestand und das Zweikammersystem ziemlich unorganisch und in verworrenen Formen zum Ausdruck brachte, und schien geneigt, den Schwerpunkt sachlicher Verhandlungen in die Ausschüsse zu verlegen. Die Rede, mit welcher der König am 1. April den ersten Vereinigten Landtag eröffnete, drückte mit schlagender Prägnanz die Abneigung desselben gegen die constitutionellen Formen aus, gegen das Blatt Papier, das sich wie eine zweite Vorsehung zwischen Fürst und Volk drängt, betonte die ganze Machtfülle des Königthums von Gottes Gnaden und forderte im Namen der göttlichen Ordnung Gehorsam. Die bereits numerisch starke liberale Partei des Vereinigten Landtags trat gegen diese Anschauungen in die entschiedenste Opposition. Das Ideal ständischer Verfassung war nicht im Einklange mit derjenigen Constitution, welche die Mehrheit der Abgeordneten in Preußen verlangte. Im Grunde enthielt jene Verfassung nur ein einziges Zugeständniß an die Volksmeinung, das Recht des Vereinigten Landtags zur Bewilligung der directen Steuern.

Bunsen war von dieser Eröffnungsrede entzückt. „Ich habe Friedrich Wilhelm IV. dabei gesehen mit Bewunderung und mit Rührung. Welch ein Augenblick in der Geschichte und welch eine Rede!" Die Geschichte kann indeß den Vereinigten Landtag nur als einen ganz verfehlten Versuch bezeichnen, die überlebte ständische Gliederung auf das Verfassungswesen der Neuzeit zu übertragen, als einen Versuch, der von den Zeitereignissen bald überholt wurde. Damals traten von England aus an den König auch die ersten Mahnungen heran, die deutsche Verfassung unter der Führung Preußens umzubilden. Ein derartiger Vorschlag ging von dem Prinzen Albert aus. In der Erwiderung an Bunsen erklärte der König das Aufgeben gewisser Souveränetätsrechte der deutschen Könige, Groß- und Kleinherzoge, Fürsten, Fürstchen und Städte für eine utopie inréalisable und sprach sich mit gewohnter Energie gegen den modernen Constitutionalismus aus. Es sei unmöglich für einen echten Freund „teutscher Freiheit" und der „Freiheit Teutschlands", sich für denselben zu erklären. In Preußen müsse der König Feldhauptmann in Krieg und Frieden sein, er wolle oder wolle nicht, oder er höre auf König von Preußen zu sein. Auf die Aufforderung, sich an die Spitze des Fortschritts zu stellen, erwiderte er: „Wahrlich, das will ich im Sinne Deutschlands, das Banner deutscher Unabhängigkeit, Ehre und Macht, das Banner der alten Rechtsinstitutionen unsers deutschen Volkes, das Banner deutscher Freiheit, aber nicht das der liberalen Dummheiten, die gar nichts, nichts und noch einmal nichts als ein kurzer Uebergangszustand in den Radicalismus sind."

Kaum war indeß eines Jahres Frist vergangen, so hatten diese „liberalen Dummheiten", so sehr der König ihnen widerstreben mochte, auch in Preußen den Sieg davongetragen. Einen Vorgeschmack der kommenden Ereignisse gab dem Monarchen die neuenburger Verwickelung. Die Jesuitenfrage war Anlaß für die Stiftung des schweizer Sonderbundes geworden; das Einschreiten der Tagsatzung gegen denselben stellte die Cantonalsouveränetät in Frage, welche Neuenburg selbst für sich stets in Anspruch nahm und in welcher König Friedrich Wilhelm IV. die Bedingung seiner Souveränetät sah. Er hielt sich für compromittirt, wenn sein feierlicher Bestätigungsact der neuenburger Beschlüsse und Erklärungen, seine Neutralitätserklärung des Landes unbeachtet bliebe; er suchte eine diplomatische Intervention ins Werk zu setzen; doch England stand auf seiten der schweizer Radicalen. Der ganze Feuereifer Friedrich Wilhelm's IV. in Betreff dieser neuenburger Angelegenheit, die ihn in höchste Aufregung und tiefste Bekümmerniß versetzte, wäre unerklärlich, wenn der König nicht in den schweizer Wirren die Vorläufer einer großen politischen Bewegung gesehen hätte; er war einer der wenigen, die damals diesen Zusammenhang

mit der bald darauf folgenden europäischen Revolution vorausahnten, er hatte den Instinct der Antipathie. „In der Schweiz", rief er aus, „handelt es sich für die Großmächte ganz und gar nicht um Recht oder Unrecht in der Eidgenossenschaft, gar nicht um Jesuiten und Protestanten, gar nicht um die Frage, ob die Verfassung von 1815 von diesen und jenen gefährdet oder falsch interpretirt wird, gar nicht um Verhütung des Bürgerkrieges an sich — sondern allein darum, ob die Seuche des Radicalismus, d. h. einer Sekte, welche wissentlich von Christenthum, von Gott, von jedem Rechte, das besteht, von göttlichen und menschlichen Gesetzen abgefallen, los und ledig ist, ob diese Sekte die Herrschaft in der Schweiz durch Mord, Blut und Thränen erringen und so ganz Europa gefährden soll oder nicht.... Für mich ist es jedes Beweises entbehrlich, daß der Sieg der gott- und rechtlosen Sekte, deren Anhang sich mit jedem Tage (wie der Koth auf der Gasse beim Regen) und namentlich in Deutschland und Deutschlands Städten mehrt, daß dieser Sieg — sag' ich — einen mächtigen Herd des Verderbens für Deutschland, Italien, Frankreich abgeben wird, einen Herd der Ansteckung, dessen Wirksamkeit unberechenbar und erschrecklich sein wird." Der Sonderbund wurde inzwischen niedergeworfen und Neuenburg dafür, daß es sich von dem Kriege der Cantone gegen den Sonderbund ausgeschlossen hatte, mit einer Geldstrafe belegt. Immerhin blieb dies eine Niederlage für den König, der die europäischen Mächte vergeblich beschworen hatte zu interveniren. „Es galt vor der Welt zu bekennen, daß ich ein Herz für meine gebundene Fürstenpflicht, ein Herz für so viel Liebe, Vertrauen und Treue, ein Herz für den Angst- und Hülferuf der Meinigen habe. Ich habe meine Pflicht gethan." Immer heftiger ereiferte sich der König gegen den Radicalismus. „Sie müssen mir zugeben", schreibt er am 8. Dec. 1847 an Bunsen, „daß es für die Nachbarn ein ander Ding um die Unreinlichkeit eines Ortes ist, wenn diese Unreinlichkeit in den Grenzen der Schweinerei bleibt, oder wenn die Geltung derselben so wird, daß jedermann weiß, das Dulden des qualificirten Schmuzes müsse nothwendigerweise die Pest erzeugen." In demselben Briefe nennt er „die liberalen Deutschen" meistens ohne Ausnahme „constitutions- und majoritätsanbetende Schöpfe oder Intriguants."

Diese wachsende Erhitzung, die sich in der Wahl derber Ausdrücke behagte, hing mit der Schwüle der ganzen europäischen Atmosphäre zusammen, in welche alsbald wie ein zündender Blitz die pariser Februarrevolution einschlug. Der König sah in derselben zunächst eine Gefahr für den europäischen Frieden heraufsteigen, er schrieb am 9. März an Bunsen, daß die Aufrechthaltung des Friedens jetzt in die Hände der Großmächte gelegt sei und daß nur ihre Allianz dem rasenden Frankreich imponiren und die gesellschaftliche Ordnung vor dem Umsturz bewahren könne. Die französische Republik von 1848 zeigte sich indeß durchaus nicht kriegerisch; im Gegentheil ließ ihr poetischer Apostel Lamartine die Friedenstaube mit dem Oelzweig fliegen. Wohl aber kam die Revolution selbst in Berlin, wo der König schon bedeutende Zugeständnisse an das constitutionelle Wesen gemacht hatte, infolge von Misverständnissen und der maßlos erhitzten Parteistimmung, zum Ausbruche. Dem Könige war der Gedanke unerträglich, mit seinem eigenen Volk im Kampfe zu liegen; er lenkte, bei noch unentschiedenem Straßenkampfe, zur Versöhnung ein. Der Briefwechsel zwischen ihm und Bunsen enthält kein Blatt aus jenen verhängnißvollen Tagen, in denen der König von den Meinungen, die er so lange bekämpft hatte, von dem dithyrambischen Zuge der Stimmung selbst elektrisirt war und bei seinem Umritt in Berlin mit der Reichsfahne die Führerschaft der neuen deutschen Bewegung anzutreten versprach, die er mit seinen frühern Theorien preußischer Feldhauptmannschaft wohl oder übel zu verschmelzen suchte. Nur am 19. Mai entwirft er eine Charakteristik der Märzrevolution, die er auf eine große Verschwörung zurückführte und die infamste Revolte nannte, die jemals eine Stadt entehrt hat. Nachweisbar seien mindestens 10000 Mann

des allergräßlichsten Gesindels seit Wochen in die Stadt gestürmt, darunter der Abschaum von Franzosen (galiciens), Polen und Süddeutschen, namentlich Manheimer, aber auch sehr truppirte Leute, angeblich Milaneser, Grafen, Kaufherren u. s. f." Wie Bunsen den Zustand in Paris nach der Februarrevolution als ein Pandämonium bezeichnete, so König Friedrich Wilhelm den Zustand in Berlin zur Zeit der Märzrevolution. Diese Schilderungen stehen indeß in Widerspruch mit den Zugeständnissen, welche er der Bewegung selbst in den Märztagen gemacht hatte. Der Liberalismus, dessen er auch seinen Freund Bunsen's wegen seines Unglaubens an Verschwörungen schuldig erklärt, erscheint ihm eine Krankheit gerade wie die Rückenmarksdürre. Von den verschiedenen Symptonen derselben, die er an dieser Stelle anführt, bietet doch nur das letzte ein tertium comparationis dar, daß sich die Beine hochheben, ohne gehen zu können. Bunsen antwortete in männlicher, fester Weise, mit unumwundener Freimüthigkeit. Sehr schön ist die folgende Stelle eines Schreibens vom 11. Aug. 1848: „Ew. Majestät waren und sind noch zum Vermittler der alten und neuen Zeit berufen. Maß und Form bestimmt aber die göttliche Vorsehung. Das Vergangene gehört uns nicht mehr, das Zukünftige ist uns verborgen, an das Gegenwärtige sind wir alle gewiesen, am meisten die Könige dieser Zeit, vor allen Ew. Majestät. Das Alte ist untergegangen, weil manchen Formen die Wirklichkeit fehlte und mancher Wirklichkeit die Form, nach welcher sie naturgemäß strebte. Keine Thränen und Klagen bringen es zurück. Eine Regierung muß sich in solchen Augenblicken der Krise an die Wirklichkeit halten. Wirklichkeit ist, wo politische Kraft lebt. Neuer Wein fordert neue Schläuche. Das Gute im Alten will ausleben in neuer Form, weil das Gute in der göttlichen Weltordnung gegründet ist. Das halte ich für einen Theil des wahren fürstlichen Glaubens."

Solche Aeußerungen blieben nicht ohne Wirkung auf den König, der für allgemeine höhere Standpunkte ausnehmend empfänglich war. Die fortschreitende Bewegung hatte ihn genöthigt, sein christlich-germanisches Staatsideal fallen zu lassen und eine Versammlung auf breitester Grundlage zur Vereinbarung einer preußischen Verfassung zusammenzuberufen. Hier mußten die von ihm gehaßten Liberalen gegen die noch verhaßtern Demokraten Front machen. Der König überwand jetzt seine Antipathien gegen Constitutionen und faßte den Entschluß, ein constitutioneller König zu sein; „aber nie werde er sein Haupt der Demokratie beugen", wie er in einem Briefe an Bunsen hinzufügte. Er erkundigte sich überdies über das Verhältniß des Souveräns zum parlamentarischen Kriegsminister in England. Bunsen veranlaßte den Prinzen Albert zu einer Erklärung hierüber. Dieser entwickelte, wie hoch auch immer die königliche Prärogative in Militärsachen angeschlagen werde, so gelte doch auch hier das allgemeine constitutionelle Princip, daß der Souverän allein befiehlt, daß aber für jeden Befehlsact jemand verantwortlich sein muß. Diesem Anspruch wollte Friedrich Wilhelm nicht nachgeben. Daß er dies nicht gethan, daß er dem Königthum seine unmittelbare Autorität über das Heerwesen gesichert, sowie daß er das finanzielle Bestehen des Staates von der Fluctuation der Parteien unabhängig gemacht: darin will Leopold Ranke die beiden Grundpfeiler der Monarchie in dem constitutionellen Preußen erblicken.

Ebenso bedeutsam waren die Beziehungen des Königs zur deutschen Frage. Ranke, welcher den Blick überhaupt auf das Constante in der Politik des Königs zu richten sucht, meint, daß die Wirkungen derselben für den preußischen Staat und für Deutschland als überaus bedeutend hervortreten, daß der heutige Zustand großentheils darauf beruhe, und ist noch in Betreff der deutschen Frage der Ansicht, daß Friedrich Wilhelm IV., indem er die Kaiserkrone, unter den Bedingungen und Umständen, unter denen sie ihm angeboten wurde, ablehnte, doch die Erwerbung derselben in andern Formen unter einer veränderten

Weltlage möglich erhalten und selbst angebahnt habe. „Sein Grundgedanke, einen Bundesstaat zu Stande zu bringen, unabhängig von Oesterreich, aber nicht feindselig gegen diese Macht, hat sich nach den großen Kämpfen, die seitdem ausgefochten worden sind, zuletzt realisirt. Er beherrscht gegenwärtig die Situation von Deutschland und Europa."

Freilich, die Ablehnung der Kaiserkrone von seiten des Königs war in eine herbe Form gekleidet, der Ausdruck seiner Antipathien gegen das frankfurter Parlament, welches Ranke sehr treffend bezeichnet als eine Akademie der Wissenschaften in Bezug auf die nationalen Anliegen in der Form einer Staatsgewalt, thatsächlich ohne Macht, aber inwiefern sie ihren Beruf auf das Princip der Nationalsouveränetät gründete, von alles umfassendem Anspruch. Bunsen war für die Annahme der Kaiserkrone; der König schrieb ihm, daß er von den Eindrücken der Revolution überwältigt sei. Die frankfurter Patrioten aber wollten die Souveränetät deutscher Nation dadurch befestigen, daß sie dem Narren, dem Preußenkönige, ein Hundehalsband anschnallten, das ihn unauflöslich an die Volkssouveränetät fesselte, der Revolution von 1848 leibeigen mache. Das sei des Pudels Kern! Und seinen Bescheid an die geradezu „inqualificabeln" Deputirten der Paulskirche erläutert er privatim dahin: „Ich kann euch weder Ja, noch Nein antworten. Man nimmt nur an, und schlägt nur aus eine Sache, die geboten werden kann — und ihr da habt gar nichts zu bieten; das mach' ich mit meinesgleichen ab; jedoch zum Abschied die Wahrheit: Gegen Demokraten helfen nur Soldaten! Adieu!" In demselben Schreiben erwähnt der König, daß die achtundvierziger Deutschthümelei im großen und ganzen in Preußen keine Wurzeln geschlagen habe, daß seine Preußen diesseit der Weser, sowie jenseit seine Marken, Ravensberger, Mindener, Klever, Mörser und Gelderer in der überwiegendsten Masse schwarz-weiß sind und Deutschland höchstens als Acquisition, aber keineswegs als Gegenstand gelten lassen, in welchem sie aufgehen sollten. In einem spätern Schreiben erklärt er mit gleicher Gesinnung, daß er die Gefahr, sich wohlfeil zu entehren, indem er die herrliche Schöpfung Gottes durch die Geschichte „Preußen" unwiederbringlich auflöse aus Gehorsam gegen eine Versammlung, welche die angestammten höchsten Obrigkeiten für nichts achte, für moralisch weit größer halte als die Gefahr, einen Kampf auf Tod und Leben mit der Revolution von 1848 einzugehen. Gleichwol waren die Tendenzen, denen er bei seinem berliner Umritt einen Ausdruck gegeben, keineswegs in ihm erloschen, er hatte ihnen nur eine andere Farbe gegeben als damals, wo der Widerschein der revolutionären Bewegung auf sie fiel. „Ich habe jetzt nun zwei Ambitionen", schreibt er an Bunsen, „1) die, jetzt wenn irgend möglich und sobald als irgend möglich durch die Könige und Fürsten gewählt, an Erzherzog Johann's Stelle provisorischer Statthalter von Deutschland zu werden und Ordnung zu machen; 2) dann aber Erzfeldherr Deutschlands zu werden, um Ordnung zu erhalten." Ein deutscher Reichserzfeldherr neben Oesterreich war wol eine Unmöglichkeit; aber das deutsche Feldherrenthum des preußischen Königs hat die Geschichte bestätigt. So schwebten dem Bewußtsein des Königs wol die Angelpunkte der großen geschichtlichen Krisis vor, die Ahnungen der Zukunft; aber es war ein Aufleuchten und Aufblitzen aus dem Dunkel einer romantischen Weltanschauung, welcher das Alte mit mehr als conservativer Begeisterung umfaßte, und daher das Neue nicht aus ihm herauszuarbeiten wußte, weil dies nur auf Kosten der Pietät und nur durch Ausmerzung des Bestehenden geschehen konnte. Daher Bunsen's beständige und energische Warnungen. „Was uns beiden in Beziehung auf die Vorzeit im Herzen lebt", schreibt er einmal, „muß eben die Schatzkammer sein, aus der wir das Gold holen; allein ausprägen müssen wir es für den Umlauf nach Zeit und Sitte. Auch kann das wol geschehen, ohne daß man es macht, wie nach Goethe Bahrdt mit dem Evangelium. Und mischt ein tücht'ges Kupfer drein u. s. w. Dergleichen Zusatz findet sich auch und die schwere Menge im Mittelalter, und den muß man eben ausschei-

den, wenn auch dabei schönes Gepräge, wie der Prägschatz, in die Brüche geht. Die alten Schlacken müssen heraus und die Münzform der historischen Schule muß aufgegeben werden, denn sie ist dem neuen Geschlechte, mit welchem man zu thun hat, nur als Metternich u. Comp. bekannt."

Bei aller der Vergangenheit zugewendeten Romantik des Königs lebte doch auch in ihm eine Werdelust für künftige Gestaltungen; aber gegen die Träger der Reform hegte er eine unverhohlene Antipathie. Der Septemberaufstand in Frankfurt hatte ihm das ganze frankfurter Wesen verhaßter gemacht als alle Beschlüsse des Parlaments; in seinem oft grandiosen Bilderstil hatte er darüber an Bunsen geschrieben: „Dieses ist eins von den Wettern, bei dessen Blitzen man die Wahrheit der Situation weit besser begreift, als bei hellem Sonnenschein des deutschen Tages, über dessen Fahlheit ich Sie hier oft habe seufzen hören. Halten Sie dem Dinge in Frankfurt die Fackel vor das Antlitz und schaudern Sie nicht zusammen vor dem beleuchteten cadaverösen Anblick. Reden Sie aber also, daß Ihre Leser bei der beleuchteten Verwesung zusammenschaudern." Die Fackel des Aufstandes beleuchtete ihm das ganze Parlament; darum seine Abneigung vor diesem Pandämonium, darum seine Weigerung, die mit dem Ludergeruch der Revolution von 1848 überschwenglich verunehrte Krone" anzunehmen, während er von der Krone, welche die Ottonen, die Hohenstaufen, die Habsburger getragen, meinte, daß sie auch einen Hohenzollern mit tausendjährigem Glanze ehre.

Für die ganze Bewegung von 1848 war es eine hochwichtige Frage, wie sich Oesterreich zu dem neuen Deutschland stelle; es war dies eine fast unlösbare Schwierigkeit, und dieser Gordische Knoten ist erst 1866 mit dem Schwerte durchhauen worden. Auch hier schwankte der König zwischen seiner Ehrfurcht vor dem historisch bewährten habsburgischen Kaiserthume und dem politischen Instinct, der auch die Lösungen der Zukunft schon vorausahnte. Er meinte in Oesterreich den besten Bundesgenossen gegen die Revolution zu haben, mit Oesterreich zum zweiten mal Europa zu retten. Den deutschen Verfassungsplanen Oesterreichs, welche besonders eine erhöhte Machtstellung der vier Königreiche verlangten, trat er auf Bunsen's Rath nach langem Schwanken entgegen. Seine Ansicht über Preußens Stellung zu Oesterreich sprach er dahin aus: „Er könne, wolle und werde der Thatsache, daß Oesterreich der mächtigste Staat Deutschlands sei und bei jeder Veränderung der Verfassung des Deutschen Bundes ein Recht auf den ersten Platz habe, nimmermehr zuwiderhandeln. Aber, fügte er hinzu, „mein Recht als zweitmächtigster Staat kenne ich wohl; es würde von selbst erwachen und durch mich wachend geführt werden, sobald Oesterreich durch nie vorherzusehende, höchst unwahrscheinliche Umstände aufhört, der erste Staat Deutschlands zu sein." Eine Reorganisation Deutschlands auf Grundlage eines engern, unter Preußens Leitung stehenden Bundes erschien dem Könige als das wünschenswerthe Ziel, dem er zustrebte; aber gerade diese Bestrebungen, die von Radowitz und Bunsen lebhaft unterstützt wurden, stießen auf den wachsenden Widerstand Oesterreichs. Der Dreikönigsbund, die Union, die erfurter Versammlung verlangten freiwillige Machtentäußerung der Fürsten, auf deren Zustimmung sie berechnet waren, und diese hatte der König selbst ja früher für eine nicht zu verwirklichende Utopie erklärt. Doch in blassen schematischen Linien war hier schon vorgezeichnet, was der Norddeutsche Bund später in volle Wirklichkeit hinüberführen sollte. Man möchte sagen, in die Dunkelheit der Zeit schrieb der König mit phosphorescirenden Zügen die politischen Organisationen der Zukunft; aber dem plötzlichen Aufleuchten folgte ebenso rasches Verlöschen. Oesterreich, stark durch den Bund mit Rußland und die Bändigung des ungarischen Aufstandes, trat immer übermüthiger den preußischen Reformen entgegen; die Fürsten neigten sich der Erneuerung des alten Bundes zu. England hielt zu Dänemark, von welchem

der König, ohne gerade den Krieg zu wollen, doch die eventuelle Losreißung Schleswig-Holsteins verlangte, und mitten in dieser Ungunst aller Umstände faßte der König auf einmal den Entschluß, Oesterreich gegenüber an das Schwert zu appelliren. Die Armee wurde mobil gemacht; doch auch hier versagte die etwas eingerostete militärische Organisation, und der auf die Spitze getriebene Conflict führte zu der politischen Niederlage von Olmütz; nicht blos die Politik von Radowitz und Bunsen, die ganze deutsche Reform war damit kläglich gescheitert.

Der Rückschlag auf das Gemüth des Königs blieb nicht aus. Von jetzt ab entbehrte seine Regierung jedes hochgehenden Schwunges. Trotz der Demüthigungen des 18. März, trotz des principiellen Hasses, den der König gegen die Revolution hegte, war doch das Bedeutsame seines Wesens gerade mit den Brandfackeln derselben am glänzendsten beleuchtet worden, war er doch von ihrer Strömung nicht weniger getragen als seine eifrigsten Widersacher. Jetzt folgten mattere Jahre, die sich auch in dem Briefwechsel mit Bunsen spiegeln. Die Verfassung, die er dem preußischen Volke gab, hielt er selbst für schlecht; sie verursachte ihm „Bauchkneipen". Die Verfassungstreue, die er gelobt hatte, und an der er festhalten wollte, konnte seine Ueberzeugung nicht ändern, daß der Ausdruck des modernen Constitutionalismus in der Verfassungsurkunde Preußens Tod werden müsse. „Man hüte sich also im Auslande", schreibt er an Bunsen, „meine Gelöbnißtreue über den Inhalt der Verfassung hinauszudeuten. Was ich im Gegentheil irgend vermag, um auf constitutionellem Wege mit den Vertretern beider Kammern die Verfassung zum Bessern zu ändern und zu wandeln, werde ich redlich und con amore, ja mit gewaltigstem Ernst als ein König von Gottes Gnaden versuchen und thun. Mit dieser Erklärung war einer Epoche der Revisionen und einer kleinlichen Restauration Thür und Thor geöffnet. Was bei dem Könige noch aus höherer Weltanschauung hervorging, wurde bei einem großen Theil seiner Organe kleinliche Unfreiheit. Gegen Napoleon III. machte Friedrich Wilhelm IV. entschieden Front; in seinen Gedanken und Planen zeichnete sich das Jahr 1870 bereits ab, nur daß der von Frankreich drohende Schlag ohne Quadrupleallianz durch Deutschlands eigene Macht abgewehrt wurde. Die orientalische Frage, der neuenburger Conflict und die Organisation der evangelischen Kirche beschäftigten in seinen letzten Regierungsjahren den König, dessen Gemüth durch körperliches Leiden immer mehr verdunkelt wurde, bis die Regentschaft seines Bruders, des Prinzen von Preußen, ihm die Last der Regierungsgeschäfte abnehmen mußte. Die Flamme eines reichen, geistigen Lebens verzehrte sich in sich selbst, die körperliche Zerstörung hatte Stumpfheit und Oede des Geistes zur Folge, bis der Tod die Erlösung brachte.

Ein phantasie- und geistvoller Monarch, durch die Ideale der historischen Schule und einseitige theologische Richtung der Zeit entfremdet, in ihre wildesten Bewegungen hineingerissen, durch sein Widerstreben sie immer mehr entzündend, unbewußt und wider Willen vielfach von ihr mit fortgezogen, hielt er doch mit staatsmännischem Instinct für die Zukunft wichtige Positionen fest, und in seinen Willensregungen, die oft resultatlos verliefen, war doch immer jener starke sieghafte Wille latent, der jetzt ein Deutsches Reich begründet hat. Der Briefwechsel mit Bunsen und die Erläuterungen Ranke's werfen ein neues Licht auf die bedeutsame Erscheinung dieses Königs; sein markig genialer Stil drückt sein Wollen und Denken mit großer Prägnanz aus, und wie eine wehmüthige Beleuchtung schwebt es um diesen Romantiker auf dem Throne der Hohenzollern, der ebenso unglücklich und erfolglos in allen seinen Bestrebungen war, wie sein Nachfolger glücklich, ruhmvoll und siegreich.

Die Pflanzenriesen unserer Erde.

Typische und landschaftliche Ansicht derselben, ihr Natur- und Culturleben, ihre Beziehungen zu dem Menschen, geschichtliche Ueberblicke.*)

Von

Franz Engel.

I.

Wenn auch die nüchterne, zersetzende Zeit alles Märchen-, Wunder- und Gigantenthum seines übernatürlichen Wesens und phantastischen Schmuckes erbarmungslos entkleidet: so gibt es dennoch, ob auch nicht in Götter- und Menschengestalt, doch mitten im Leben unter uns, nämlich in der herrlichen, wunderreichen Pflanzenwelt ein Riesenthum in wirklich körperlicher Gestalt und voll unverwüstlicher Lebenskraft, das dem staunenden Geiste keine zersetzende Kritik nehmen kann, ja, auch nicht nehmen will, indem uns die Wissenschaft an Stelle der entrissenen, zertrümmerten Welt der Märchen und Täuschungen mit Fleiß und Eifer in die wirkliche, uns umgebende Wunderwelt immer weiter und tiefer einzuführen trachtet.

Hat sich die kindliche Einbildungskraft schon erwärmt an den anziehenden Gestalten der Sage und Dichtung, so werden nunmehr die Wißbegierde und das gesteigerte Verlangen nach Erweiterung des Gesichtskreises und Aneignung nützlicher Kenntnisse, welche an die Stelle der kindlichen Neugierde und Märchenlust getreten sind, uns um so mehr interessiren für die lebendigen riesenhaften Mitbewohner unserer Erde. So möge, wer Gefallen daran findet, dieser Riesenschau beiwohnen, und, da wir nun einmal nicht alle verschiedenen Klimagürtel, Höhen und Tiefen unsers Planeten persönlich durchstreifen können, so lassen wir die Pflanzenriesen aus allen Breiten und Höhen unserer Erde selbst an uns vorübergehen.

Bei dieser Uebersicht soll eine feste Ordnung innegehalten, mit den riesenhaften Entwickelungen der niedrigsten, d. h. der einfachsten Vegetation begonnen und, stufenweise aufsteigend, mit den der höchsten, d. h. der zusammengesetztesten Sippen des Gewächsreiches abgeschlossen werden. Schließlich sei dann noch ein Blick geworfen in die großen Katakomben der Erde, in das urzeitliche Grab der längstversunkenen Pflanzenwelt.

*) Quellen: A. von Humboldt, „Ansichten der Natur", „Kosmos"; H. R. Göppert, „Riesen des Pflanzenreiches"; M. J. Schleiden, „Die Pflanze"; F. von Müller, „Waldriesen Australiens"; R. von Schlagintweit, „Riesenbäume Californiens"; R. Hartmann, „Reisen in Afrika"; R. Burton und Ch. Thyrwhitt-Drake, „Reisen in Syrien"; F. Appun, „Unter den Tropen"; F. Engel, „Die Palmen"; R. Schomburgk, „Reisen im britischen Guyana"; Boll, „Mecklenburg"; F. D. Hooker, Hochstetter, Mc. Henry, Klenke u. a.

Die ganze Fülle der Gewächse wird nach dem einen oder dem andern, doch jetzt immer nach einem natürlichen System, deren es viele gibt, da fast jeder Botaniker sein eigenes System aufstellt, je nach der Uebereinstimmung besonderer Merkmale und Eigenschaften, nach der Aehnlichkeit in Form und Anordnungsweise der wesentlichsten Theile untereinander in eine Anzahl von Familien, Gattungen und Arten zerlegt, welche wieder nach allgemeinen Uebereinstimmungen in weitere Gruppen und schließlich in drei große Abtheilungen untergebracht werden. Die erste große Abtheilung umfaßt die am einfachsten organisirten Pflanzen, die theils nur aus ganz gleichförmigen Zellen bestehen, theils auch einen zusammengesetztern Bau aus verschiedenartigem Zellgewebe zeigen; sie alle aber tragen keine sichtbaren Blüten, sondern mehr oder minder verborgene und geschlechtlose Fortpflanzungsorgane; sie werden daher verborgen blühende oder blütelose Pflanzen, Kryptogamen, und nach ihrer Keimungsweise ohne Samenläppchen oder Kotyledonen auch Samenlappenlose, Akotyledonen, genannt. Zu ihnen gehören die Algen, Flechten, Pilze, Schafthalme, Laub- und Lebermoose, Armleuchter-, Bärlapp- und Farrngewächse. Die beiden andern großen Abtheilungen umfassen alle Pflanzen mit sichtbaren, geschlechtlichen Fortpflanzungsorganen, welche in der großen Mehrzahl von mehr oder minder vollständigen Blumenhüllen eingeschlossen werden; sie heißen daher offenbar blühende Pflanzen, Phanerogamen. Die eine dieser Abtheilungen, welche den Akotyledonen als Uebergangsstufe zu den höchst organisirten Pflanzen folgt, zeigt einen zusammengesetzten Bau aus verschiedenartigem Zellgewebe, doch ein einseitiges, nur in die Länge oder Höhe unbegrenztes, in die Dicke aber begrenztes Wachsthum; die Keimlinge liegen immer in einem Samenläppchen dütenartig eingewickelt, und diese Keimungsart der jungen Pflanzen gibt der Abtheilung den Namen Einsamenlappige, Monokotyledonen; die Pflanzen dieser Abtheilung können sehr hoch und baumartig aufwachsen, und machen dann durch ihren schlanken, cylindrischen, gleichförmigen Wuchs einen meist großartigen Eindruck, erreichen aber infolge der eigenthümlichen innern Wachsthumsvorgänge, deren Auseinandersetzung hier zu weit führen würde — mit wenigen Ausnahmen — nur einen geringen Umfang, der zu ihrer Höhe nicht im Verhältnisse steht. Die dritte, die zahl- und artenreichste Abtheilung umfaßt die Pflanzen mit den zusammengesetztesten Organen, mit unbegrenztem, gleichmäßig in die Länge oder Höhe und in die Dicke strebendem Wachsthum. Die jungen Pflanzen keimen mit zwei, bei einigen Gruppen auch mit mehrern Samenläppchen, und daher führt diese Abtheilung den Namen Zwei- oder Vielsamenlappige, Dikotyledonen oder Palikotydonen; zu ihr gehören fast alle holzigen Gewächse unserer Breitenzone, namentlich unsere Wald- und Gartenbäume, wie auch die Mehrzahl unserer Stauden- und Sommergewächse. Die holzartigen Monokotyledonen dagegen wachsen größtentheils unter der heißen, senkrechten Sonne, und vertreten, wie z. B. die Palmen, die schönsten, erhabensten Formen des Pflanzenreiches.

1) Akotyledonen.

So entwickelt sich der Pflanzenwuchs und schreitet stufenweise in allmählichen Uebergängen von den einfachsten zu den höchsten, zusammengesetztesten Formen fort. Auf der niedrigsten, aber an wunderbaren Formen ungemein reichen Stufe der Algenfamilie nehmen wir nun gerade die riesenhaftesten Dimensionen, neben den mikroskopisch kleinsten Organismen ungeheuere Dimensionen wahr. Die Alge, welche die Hefe bildet, eine Conferve, ist ungefähr 0,001486 Linien; die Schneealge, Protococcus nivalis, welche den Schnee der Polarländer, wie der Alpengipfel mit ihrem röthlichen Teppich überzieht, etwa 0,00500 Linien groß, während Sargassum und andere verwandte Arten, welche zum Theil die großen schwimmenden Inseln des Atlantischen Oceans bilden, gegen und über

1000 Fuß Länge erreichen. Ein einziger Kubikzoll Hefe besteht schon aus ungefähr 1152 Mill. Pflänzchen, während eine einzige Pflanze des Fucus fuscesceus an ihrem Hauptstamme die Dicke eines Menschenschenkels und dabei eine Länge von 25—30 Fuß hat. „Ein Taucher", sagt Schleiden, „an den Küsten der Insel Sitka sieht etwa folgendes Bild. Urwaldartig drängt sich Pflanze an Pflanze. Die kleinen Conferven und Ectocarpeen überziehen den Boden mit einem grünen Sammtteppich, auf dem der Meersalat mit seinem breiten Laube die größern Kräuter vertritt; dazwischen glänzen die mächtigen Blätter der mantelförmig gefalteten Irideen in prachtvollem Rosenroth oder Scharlach; mannichfaltige Tangarten bekleiden die Klippen mit dunkler Olivenfarbe, zwischen denen dann wieder die prachtvolle Meerrose mit ihrem zarten Farbenspiel hervorleuchtet; gelb, grün und roth schillernd, bald als Riesenfächer sich ausbreitend, bald als mehrere Fuß lange und breite Blätter im Strome schwankend, bilden die seltsam netzförmig durchbrochenen Thalassiophyllen und Agaren die größern Büsche des Waldes; als dessen Bäume erscheinen dann die oft 30 Fuß langen, breiten Bändern gleich wallenden Laminarien, wechselnd mit den buschig verzweigten Macrochstisarten mit ihren birnengroßen Blasen; dann zeigen sich die langgestielten Alarien, deren Stamm, sonderbar von einem manschettenähnlichen Blattbüschel umfaßt, sich nach oben in das riesenförmige, oft 50 Fuß lange Blatt ausbreitet. Aber alles überragend heben sich dazwischen die merkwürdigen Nereocysten hervor; aus korallenähnlicher Wurzel steigt der fadendünne Stiel bis zu einer Länge von 70 Fuß auf, allmählich keulenförmig bis zu einer mächtigen Blase anschwellend; auf dieser schwankt dann ein dichter Büschel schmaler, bis 30 Fuß langer Blätter. Man könnte sie die Palmen des Meeres nennen, und diese ganze mächtige Pflanze ist das Product weniger Monate; denn alljährlich stirbt sie ab und erzeugt sich aufs neue aus ihrem Samen."

Die eigenthümliche, bald gallertartig weiche, bald knorpelig derbe Beschaffenheit aller Theile, die seltsame Vereinigung runder, langgestreckter und wiederum flach ausgebreiteter Organe, die prachtvollen intensiven Farben von grün, olive, gelb, rosa und purpur, zuweilen regenbogenähnlich auf derselben blattähnlichen Fläche verbunden, geben dieser Vegetation durchaus den Charakter des Ungewöhnlichen, Märchenhaften.

Ohne diese Meergewächse würde bald kein Leben mehr in der Tiefe des Meeres möglich sein; sie zersetzen, indem sie Sauerstoff ausathmen, die aus den verwesenden Leichen der Fische, Mollusken u. s. w. entstehenden schädlichen Stoffe, ja, sie sind selbst das Gras und die Weide für zahllose Seethiere. Was im Haushalte der Natur die Pilze auf dem festen, wasserfreien Boden, das sind die Algen in der Region des Wassers; wie jene in die äußersten, lichtlosen Tiefen der Höhlen und Schachte hinabsteigen, um noch hier ein vegetabilisches Leben zu erwecken, so sind diese den Gewässern der Erde zur Begleitung gegeben, damit sie hier den letzten Abfluß des organisch pflanzlichen Nahrungsstoffes aufsammeln und ihn von neuem in den Kreis vegetabilischer Gestaltungen verweben sollen. Darum gleicht die ganze Pflanze mit ihren Zellen und Schläuchen einer gemauerten Cisterne, einer Vorrathskammer, welche den letzten Rest des höhern organischen Lebens aufnimmt und dem Verlangenden wiedergibt; darum ist der Alge kein Theil des neptunischen Reiches verschlossen; ihre einzelnen Arten folgen dem Wasser bis hinab in die Tiefen des Meeres und der Landgewässer sowie hinauf bis in die Region des ewigen Eises. Nicht ohne Ordnung aber sind sie durch die Gewässer vertheilt; auch hier gelten klimatische Grenzen wie an der Erdoberfläche, und auch das Licht, das immer schwächer und nur bis zu wenigen hundert Fuß Tiefe hinabdringt, bedingt eine wechselvolle Reihe in der Vertheilung der verschiedenen Arten. Zu oberst sind die grünen, grasfarbigen; dann nehmen sie eine Olivenfarbe, grün ins Braune an; zu unterst folgen die violetten und karminrothen, oft von wunderbarer Farbenpracht, und dabei von einer Zartheit, daß sie,

auf untergeschobenem Papier im Wasser schwebend, aufgefangen, aufgetrocknet und gepreßt wie die zarteste Malerei erscheinen.

In unsern Bächen und Pfützen oft nur wie feiner Schlamm oder als grüne, fadigschleimige Massen an die Oberfläche steigend, füllen sie unsere Landseen bereits als Tangwiesen aus und bewohnen das Meer in solcher Größe und Ausdehnung, daß sie den täuschenden Anblick von Inseln und ausgedehntem Flachlande gewähren, und das Meer sogar nach ihnen benannt wird, wie das Sargassomeer im Atlantischen Ocean, westlich und südlich von den Canarischen Inseln, das aus abgerissenen, wahrscheinlich weit von Asien um das Cap von Südafrika herbeigeschwemmten Algen, Sargassum bacciferum, besteht und einen weit größern Raum als Deutschland, gegen 40000 Quadratmeilen, bedeckt. Columbus glaubte in diesen schwimmenden Tangwiesen bereits das ersehnte Ziel, das Festland des gesuchten Indiens zu erblicken. Auch in der Nordsee erreicht der Seiltang, Scytosiphon filum, eine Länge von 30—40 Fuß; in den südlichen Meeren aber der birntragende Tang, Macrocystis pyrifera, eine Länge von 500, 1000 bis 1500 Fuß, obgleich sein Stamm nur die Dicke eines Fingers, die obern Zweige nur die eines Bindfadens zeigen. Zuweilen wurden Seefahrer, besonders zwischen 27—38° nördl. Br., 15 Tage lang in solchen schwimmenden Tangwiesen aufgehalten, die zum Theil so dicht waren, daß man sich mit eisernen Werkzeugen den Weg zu bahnen genöthigt war.

Auch bei Florida liegen große Tangwiesen im Meere, an manchen Stellen in so dichten Massen, daß eine Durchfahrt mit Segelschiffen ganz unmöglich ist. Der Sargassotang lebt auf der Oberfläche des Meeres, wie manche Moose auf stehenden süßen Gewässern; er hat lange Stiele, Blätter und Früchte, aber keine Wurzeln; er kommt nicht, abgerissen, aus der Tiefe hervor. Ein und derselbe Stiel trägt schwärzliche, fast abgestorbene Blätter neben neuen Blättern, Zweigen und Körnern, die immer neu hervorwachsen; so bildet sich ununterbrochen eine immense schwimmende Vegetation. An manchen Stellen zeigt diese oceanische Wiese eine schöne grüne, an andern eine rostgelbe Farbe; das ganze Labyrinth von Stielen und Blättern ist wie ein Filz durcheinandergeschlungen. Dies dichte Gewebe aber durchzieht eine Menge anderer Seekräuter mit ihren Fäden und Bändern, die allerdings vom Boden losgerissen und vom Golfstrom herangetrieben sind; alle Größen, alle Formen und Farben mischen sich durcheinander; den Grundton bildet das Olivengrün, aus welchem lebendig rothe und rosige, goldgelbe und alle spielenden Regenbogenfarben hervortreten; weiter drängen sich scharlachrothe Massen zusammen, sodaß auf weite Strecken hinaus eine blutrothe Flut das Meer zu durchströmen scheint; neben riesigen, über 100 Fuß langen Laminarien schwimmen mikroskopisch kleine Algen, Protococcus atlanticus, von denen kaum hundert Pflänzchen einen Quadratcentimeter bedecken. Auf dieser schwimmenden Vegetation bewegt sich eine Menge seltsamer Mollusken, Cavolinen und Aeoliden, von länglicher Form und mit prangenden Farben; Krebse, Krabben und Muscheln nähren sich mit ihnen von den Blättern, den rothen Beeren (tropische Trauben), den Blasen, Säckchen- und Taschengebilden der Krautinseln, wieder den Fischen Nahrung bietend, welche man noch aus einer Tiefe von 240 Faden heraufgeholt hat.

Das Thierleben in diesen submarinen Wäldern überhaupt übertrifft noch jenes in den Wäldern des Festlandes an Mannichfaltigkeit und reicher Fülle. Seesterne beleben den Boden; an den Stämmen haften die Muscheln und Balanen; zwischen dem Laube jagen die Raubfische ihrer schwächern Beute nach; auf den dichtgedrängten Blättern der schwimmenden Inseln ruht, behaglich im Sonnenscheine sich wärmend, die glänzende Meerotter; Walrosse und Seekühe, Rytinen und Meerweibchen leben von der Vegetation der Tange.

Auch der Mensch hat nicht versäumt, seinen Antheil an der submarinen Pflanzenwelt zu nehmen, und die Benutzung des Tanges ist für die Bewohner aller Küsten von

großer Bedeutung. Der handförmige und der eßbare Tang, Halymenia palmata und H. edulis, welcher, befeuchtet, nach Veilchen riecht, sowie der Zuckertang, Laminaria saccharina, sind in vielen Ländern Europas ein Nahrungsmittel der Menschen, namentlich auch ein sehr gutes Futter für Schafe und Ziegen. Das sogenannte Irländische Moos, Sphaerococcus crispus, oder Carraghen und der Mehltang, Sph. conferoides, sind bedeutende Handelsartikel geworden und werden oft anstatt des Salep, des Arrowroots oder Isländischen Mooses für Brustkranke und Kinder als leichtverdauliches Nahrungsmittel verordnet. Der Pfeffertang, Laminaria pinnatifida, der sich durch einen pfefferartigen Beigeschmack auszeichnet, wird in Schottland als Salat, die Laminaria digitata als Gemüse verspeist; noch mehrere andere Laminarien werden von den Bewohnern der Faröerinseln, wie auch von dem ärmern Volke in Irland, Schottland, Island und Dänemark, auch an der Westküste von Nordamerika und an der Küste von Neuholland genossen. An den ostindischen Meeresufern vertreten diese Stelle mehrere Arten von Sphaerococcus, unter welchen besonders an dem Sphaerococcus lichenoides ein vorzüglicher Wohlgeschmack gerühmt wird; diese Meeralgen sollen auch das vorzügliche Baumaterial für die eßbaren Schwalbennester liefern. Die großen Tanghügel, welche jeder Sturm an den Westküsten von Europa aufwirft, werden an der Nordküste von Frankreich von den Landwirthen sogar mit bedeutenden Kosten als sehr werthvolle Düngesubstanz viele Meilen weit landeinwärts gefahren. Der bei weitem wichtigste Nutzen dieser Pflanzen gründet sich aber auf die Jodine, einen merkwürdigen Elementarstoff, den sie enthalten, der besonders in medicinischer Hinsicht außerordentlich wichtig geworden ist. Die Tange sammeln und bewahren gleichsam bei ihrer Ernährung die Jodineverbindungen des Seewassers auf, welche bei ihrer sehr geringen Menge aus dem Seewasser unmöglich ohne die ungeheuersten Kosten darzustellen wären, nun aber in nicht unbeträchtlicher Menge in der Asche der Tange wiedergefunden werden.

Einem andern riesenhaften und von keiner Vegetation nur annähernd erreichten schnellen Wachsthum begegnen wir ebenfalls in einer Sippe der niedrigsten Gewächse, bei den Pilzen. Der ganze Aufbau dieses Gewächses vollzieht sich in einer einzigen feuchtwarmen Sommernacht; wo am Abend vorher noch keine Spur von ihr zu sehen war, steht am andern Morgen die ganze Gesellschaft dieser sonderbaren Gestalten fertig da in Hut und Stock. Aber so zauberhaft fast diese Wachsthumskraft erscheint, so schnell auch ist sie erschöpft; sobald sie das Gerüst binnen wenigen Stunden aufgebaut hat, rührt sie sich nicht weiter. Die allergrößte Zahl der Pilze lebt überhaupt nicht über vierzehn Tage; die größern verholzen, die mittlern zerfließen, die kleinern vertrocknen.

Die Pilze erscheinen noch sonderbarer und abnormer gestaltet als die oben betrachteten Algengewächse. Es ist schwer, in dem Pilze überhaupt ein Gebilde des Pflanzenreichs zu erkennen; ja, ohne wissenschaftliche Darstellung läßt sich kaum sagen, was ein Pilz sei. Das, was im gewöhnlichen Leben als Pilz angesehen wird: der dicke, fleischige Stiel und die fleischige, oft sehr schön gefärbte und verschieden gezeichnete Scheibe mit den parallel gestellten Blättchen auf der untern Fläche, sind nur die Fructificationsorgane des Pilzes. Das Pilzgewächs selbst tritt aus dem Samen (Spore) in dünnen, fadenförmigen, meist verästelten Zellen (Flocken) hervor, welche, sich stark verflechtend und verzweigend, das sogenannte Pilzgewebe (Mycelium) bilden; aus ihm entwickeln sich Hut, Stiel und Lamellen. Das Mycelium bleibt im Boden oder dem Brutbette des Pilzes versteckt oder verschwindet ganz.

Die von allen übrigen Pflanzen abweichenden physiologischen Vorgänge im Pilze, besonders sein reicher Stickstoffgehalt, seine bedeutende Ausscheidung von Kohlensäure, Aufnahme von Sauerstoff, die abweichende Zellsubstanz, der mangelnde Gegensatz von

Wurzel, Stengel, Blatt und Blüte, seine lange Zeit unbekannte Fortpflanzungsweise und andere Gründe veranlaßten frühere Forscher, die Pilze als ein besonderes Naturreich zwischen Thier und Pflanze einzureihen.

Gleichwie die Algen mit ihren faden- und schlauchartigen Stämmen und Zweigen von riesenhafter Länge submarine Wälder bilden, so flicht auch der Pilz seine dünnen, fadenförmigen Zellenäste zu einem Gewebe zusammen, das oft in bedeutender Ausdehnung seine Brutstätten durchzieht, die Erde, die Poren der Gesteine, die Holzwandungen durchdringt und ganze Gebäude untergräbt, wenn seinem Wachsthum nicht zur rechten Zeit Einhalt geschieht. Gleichfalls sehen wir die Hutpilze von den mikroskopisch kleinsten Schimmelpilzen bis zu mehrern Fuß hohen Stielen mit verhältnißmäßig gleich großen Scheiben aufwachsen, bis sie endlich in dem Riesenpilz von Doncaster in Yorkshire, der sich in einem Tunnel befindet, einen Durchmesser von über 16 Fuß erreichen. Dieser Pilz ist bisjetzt der Riesenkönig unter allen bekannten Hutpilzen.

Die Pilze sind sämmtlich Schmarotzergewächse; sie suchen ihre Brutlager meistens auf in faulenden oder erkrankten Organismen; andererseits aber rufen sie auch durch ihr Eindringen in fremde Körper deren Erkrankung hervor. Zu ihrer Entwickelung bedürfen sie einer feuchten und ziemlich hohen Temparatur, viele auch der Dunkelheit. Daher leben die meisten Pilze in den feuchten Wäldern der wärmern Erdstriche und verschwinden fast ganz gegen die Pole hin. Die gewaltigen Eingriffe des Pilzes in das gesammte organische Leben sind bekannt. Die Schimmel-, Schwamm-, Rost-, Brand-, Mehlthaubildung verdankt den Pilzen ihr Dasein; Mutterkorn, Kartoffel-, Trauben- und andere Pflanzenkrankheiten, Thier- und Menschenseuchen schreiben ihren Ursprung auf Pilzbildungen zurück; überall in und auf lebenden Pflanzen und Thieren nisten sich Pilze ein, der Mensch beherbergt sie im Ohre, in der Mundhöhle, auf dem Kopfe, zwischen den Haaren; der Weichselzopf rührt ebenfalls von dicht mit den Haaren verflochtenen Pilzfäden her; ja, die heutige medicinische Wissenschaft schreibt fast jeder Krankheit des Menschen, jeder Menschen wegraffenden Epidemie einen ihr eigenen Pilz zu.

So zerstörend einerseits, so fördernd doch auch greift andererseits die Pilzbildung in den Haushalt der Natur ein. Nur die Gegenwart der niedern Pflanzenorganismen, die man unter den verschiedensten Namen beschrieben, bald zu den Algen, in neuerer Zeit lieber zu den Pilzen gerechnet hat, leitet den allbekannten, doch wunderbaren Gärungsproceß ein; ohne die Gegenwart der Hefenalge oder des Gärungspilzes (die feste Bestimmung bleibt einstweilen wohl noch unentschieden), ist die ganze Bier- und Weinbereitung, eine Zersetzung und Umwandlung des organischen Stoffes nicht möglich.

Der beträchtliche Stickstoffgehalt der Pilze macht eine große Anzahl derselben zu einem werthvollen Nahrungsmittel, das sich seinem Werthe nach dem Fleische anschließt; da sie aber meistens auf faulenden Substanzen wachsen, wirken sie häufig giftig. Die Morcheln, Champignons, Trüffeln sind unsern Feinschmeckern unentbehrlich, aber doch mehr noch eine Delicatesse als ein allgemeines Nahrungsmittel; ein allgemeineres Bekanntwerden mit den Pilzen, die erweiterte Kenntniß von denselben und Beseitigung des Vorurtheils gegen dieselben würde eine große Anzahl eßbarer Pilze zu einem allgemeinen Volksnahrungsmittel nutzbar machen. Hingegen sind durch den Genuß giftiger Pilze schon viele und sogar berühmte Personen umgekommen, so die Frau und drei Kinder des Tragöden Euripides, Papst Clemens VII. und Kaiser Karl VI.

Die Edeln des Kryptogamenreiches, die Farrn *), welche ihrem Baue nach, als Ge-

*) Auch Farn, Farren, Farrne u. s. w. geschrieben; über die richtige Schreibart dieses Wortes herrschen noch die verschiedensten Ansichten.

fäßpflanzen, bereits den höhern Gewächsen angehören, aber zufolge ihrer Fortpflanzungsart und als blütelose Pflanzen noch auf einer niedern Entwickelungsstufe, in der untersten Abtheilung des Gewächsreiches stehen, finden wir unter den Tropen als hochstämmige, palmenähnliche Pflanzengebilde wieder, während wir sie in unserer nordischen Heimat nur als Kräuter, in der Mehrzahl als einen stammlosen Blätterschopf kennen. Die Blätter oder Wedel der baumartigen Farrn stimmen in Bau und Form ganz mit denjenigen unserer Krautfarrn überein; aber die Stämme (Rhizome, Wurzelstämme), welche bei uns selten, und dann nur wenige Zoll über den Boden emporragen, erheben sich dort 30, 45, ja, auf der Norfolk-Insel sogar 70 Fuß hoch. Eine anmuthigere, schönere Erscheinung als der Baumfarrn kann in der Pflanzenwelt kaum gedacht werden; selbst die Palme zieht das Auge nicht mächtiger an. Beide, Palmen- und Farrnbaum, tragen einen ähnlichen Typus; der Stamm des letztern ist minder schlank, kürzer, geschuppt und größtentheils behaart; sein Laub aber ist zarter, locker gewebt, durchscheinend und an den Rändern zierlich ausgezackt. Nur ausnahmsweise, meistens infolge einer Beschädigung der Gipfelknospe, kommt eine gabelige (dichotome) Verzweigung des Stammes vor, wo dann jeder Gabelast auf seinem Gipfel seinen eigenen Schopf von Wedeln trägt. Der Stamm ist im Verhältniß zu seiner Höhe wenig dick; sein Durchmesser beträgt in der Regel nur einige Zoll; die jüngern Stämme oder die jüngern Theile des alten Stammes sind in einen Filz von seidenweichen Haaren oder in einen sammtwolligen Flaum gekleidet; die Rinde ist roth- oder dunkelbraun, auch glänzend schwarz wie das tiefste Ebenholz, und von den Narben der abgefallenen Blätter spiralig getüpfelt; den Gipfel umwölbt ein dichter Schopf von 40—50 großen, bis 30 Fuß langen, vielfach gefiederten, bald aufrecht gestellten, bald horizontal geneigten Wedeln, welche letztere oft gleich einer leichten, schwebenden, gleichsam von den Lüften getragenen, durchsichtigen Laubglocke bis zum Fuße der tragenden Stammsäule symmetrisch niederfallen.

Diese Riesenfarrn bewohnen fast ausschließlich die Tropen; aber unter jener senkrechten Sonne suchen sie ein gemäßigtes Klima; da nun die Milderung der Hitze blos eine Folge der Höhe ist, so darf man Gebirge, welche 3—5000 Fuß über dem Meere erhaben sind, als den Hauptsitz der hochstämmigen Farrn nennen. Das grelle Sonnenlicht fliehend, ziehen sie sich in den dunkeln Schatten der Wälder zurück, wo sie neben dem wohlthätigen Chinabaum ihre dünnen filzartig verflochtenen Wurzelfasern in das von Feuchtigkeit gesättigte Moos und den Humus der dunkeln, frischen Waldschluchten einnisteln, die glückliche Region der Erde bezeichnend, in welcher ewige Milde des Frühlings herrscht. Unter hohen Palmen, breiten Pisang-, Arum- und Schilfrohrblättern, unter hängenden und schwebenden Bromelien- und Orchideengärten, großblätterigen Schlingfarrn und blutrothen Melastömengebüschen, bauen sie ihre schönen Formen auf, während funkelnde Kolibris das stille träumerische Dunkel durchschwirren, hier und da ein melodischer Ruf das mystische Tönen des Waldes durchdringt, und fallende, durch moosumflochtenes Gestein und braunes Wurzelgitter sickernde Tropfen die leichtgehobenen Wedel sanft auf- und niederneigen.

Ausnahmsweise, wie in Guyana, steigt der Farrnbaum aus der kühlen Gebirgszone selbst bis zur Küstenregion hinunter, wo er im Mündungsgebiete des Essequibo, Demerara u. s. w., nur 10 Fuß über dem Seespiegel, kleine üppige Wälder, sogenannte Helechales, bildet; doch weicht er nicht vom Ufer der Flüsse und geht nur so weit landeinwärts, wie Ebbe und Flut das Land wechselweise überschwemmen und trocken legen. Es ersetzt also das fließende Wasser die stärkern Niederschläge des Hochgebirges, und es scheint nicht so sehr die hohe Temperatur, als vielmehr der Mangel an Niederschlag und Bodenfeuchtigkeit während der langen Dauer der trockenen Jahreszeit den Farrnbaum aus dem Hochwalde der heißen Niederungen zu vertreiben. Doch nicht allein als Zierde des Waldes

lenkt der Baumfarrn das Auge auf sich, sondern sein Stamm ist seiner Dauerhaftigkeit und Festigkeit wegen von den Landleuten vielfach begehrt; die Gefäße der alten Stämme werden steinhart und widerstehen fast unverweslich den zersetzenden Einflüssen der starken Luft- und Bodenfeuchtigkeit; daher finden sie eine vielfache Verwendung als Pfahlwerk und Pfeiler zum Tragen des Dachgerüstes der leichten, hüttenähnlichen Wohnhäuser, welche der erste Ansiedler und Bahnbrecher der Cultur auf dem frisch gerodeten Waldboden zur Aufnahme seiner kümmerlichen Existenz aufrichtet.

2) Monokotyledonen.

Die Natur, einst mächtig in der Hervorbringung riesiger Gestalten auf der untersten Stufe des Gewächsreiches, ließ dieselben, vorwärts strebend nach höherer Entwickelung der Organismen, hinter sich, um sich mit voller Kraft der Erweiterung und Veredlung der Pflanzengebilde zuzuwenden; mächtige Schachtelhalme, Lykopodien u. s. w. deckt das Grab, von deren Formen heute nur noch winzig kleine Nachkömmlinge reden; statt ihrer aber erheben sich riesige Gestalten einer höhern Stufe des Gewächsreiches, denen sie mit ihren zerfallenden Trümmern den Boden bereiteten. Zu dem Lebenden wendet sich unser Blick, und so schreiten wir über das Grab aus fernen Zeiten den Riesenpflanzen zu, welche gegenwärtig unsere Erde trägt, und gelangen nun zu den höhern Gebilden des Pflanzenreiches, den Blüteträgern, und zwar zu jenen, welche die Mittelstufe einnehmen zwischen der untersten und der höchsten Abtheilung des Gewächsreiches, zu den Monokotyledonen.

Schlank und aufrecht wachsen die Stämme der baumartigen Gruppen dieser Abtheilung in der Regel rasch, mit kraft- und saftvollem, ungestümem Triebe empor; aber schon in der frühesten Jugend findet das peripherische Wachsthum des Stammes seinen festen Abschluß, sodaß derselbe vor seiner Streckung in die Länge oder Höhe immer schon seinen vollen Umfang erreicht hat; nur bei wenigen Arten findet ausnahmsweise zugleich mit dem unbegrenzten Höhenwachsthume auch eine unbegrenzte Zunahme des Stammumfanges statt; der Grund dieser scheinbaren Abweichung liegt in der eigenthümlichen, ungewöhnlich mächtigen Streckung der geschlossenen Gefäßbündel.

Am anschaulichsten tritt uns der charakteristische Monokotylenwuchs, die schnelle, kraftvolle, gleichmäßig schlanke und säulenartige Streckung des Stammes in den baumartigen Gräsern entgegen. Das Bambusrohr, das in seiner amerikanischen und asiatischen Heimat 50—60 und 80 Fuß hoch wird, wächst selbst in unsern Gewächshäusern vom Hervorsprossen in zehn bis zwölf Tagen 10—12 Fuß, also täglich einen Fuß hoch. Bambusgebüsche bilden schattige Bogengänge in beiden Indien; der glatte, oft geneigte, hinschwebende Stamm der Tropengräser übertrifft die Höhe unserer Erlen und Eichen. Schon in Italien fängt im Arundo Donax diese Form an sich vom Boden zu erheben und durch Höhe und Masse den Naturcharakter des Landes zu bestimmen. Mit schlankem, firnisglattem und kieselhart umrindetem Halmstamme von wenigen Zoll im Durchmesser sprossen die Grasbäume dichtgedrängt aus dem kriechenden Rhizom auf und schütten in luftiger Höhe die zarten, beweglichen, im leisesten Hauche der Lüfte erzitternden Graslaubbüschel an den sanftgeneigten Halmzweigen wolken- und flockenartig auseinander. Immer gleich anziehend wirkt das Bild dieser leichten, beweglichen Gestalten, ob sie nun, gesellschaftlich vereint, schwebend wogende Wiesen bilden, oder als Einzelwesen ihre anmuthigen Glieder im Spiele der Lüfte bewegen; sie gehören zu den schönsten Ornamenten der tropischen Pflanzenwelt.

Die Tropengräser erheben sich aber nicht allein baumartig, sie ranken und klettern auch an fremden Stützen weitverzweigt und riesenlang gestreckt in die Höhe. Die Chusquea scandens auf den Cordilleren Venezuelas und Neugranadas schlingt sich um mäch-

tige, mit dem reichsten parasitischen Pflanzenwuchs beladene Waldbäume; die Unentwirrbarkeit ihres umschlingenden Zweignetzes macht auch eine annähernde Längenbestimmung ihrer ausgeworfenen Fangarme unmöglich. Durch das Labyrinth dieses zähen, festen Halmgeflechts, durch welches der Mensch auch mit dem schärfsten Eisen nur unendlich mühsam und langsam einen Durchgang öffnet, bricht sich das größte amerikanische Rüsselthier, der Tapir, mit dem kräftigen Nacken mühelos seine Bahn; es nährt sich hauptsächlich von den Blättern dieses Grases und hat in dem wilden, unentwirrbaren Gehege seine bestimmten ausgetretenen Pfade, auf denen es sein unentbehrliches Bad in dem fließenden Gewässer der Thalschlucht aufsucht oder leichtfüßig dem nachstellenden Jäger enteilt, um wiederum in dem Flusse Schutz zu suchen, wo es eben gerade am ehesten von seinen Nachstellern überlistet wird.

Das ostindische Bambusrohr, Bambusa arundinacea, und der Grasbaum, Panicum arborescens, in Hindostan, werden unter allen baumartigen Gräsern am höchsten; beide fehlen der Neuen Welt; dieser wiederum gehört ausschließlich die 50—60 Fuß hohe Guadua wie die rankende Chusquea; so häufig wie die Bambusa in Ostindien blüht, daß man in Mysore und Orissa die Samenkörner wie Reis, mit Honig gemischt, genießt, so selten blüht die Guadua in Südamerika. Die ersten zarten Schößlinge der Bambusa liefern die bekannten Spazierstöcke, welche unter dem Namen Bambusrohr wol allbekannt, aber gerade nicht allbeliebt geworden sind; fälschlich führen auch viele zu Spazierstöcken verwendete junge rohrartige Palmenstämmchen denselben Namen. Die kleinen Ringe, welche man ringsum auf den Knoten des Stockes bemerkt, sind die Narben der abgelösten schmalen, spitz zulaufenden Blätter; und die Rinne, welche von jedem Absatz oder Knoten aufwärts geht, ist der Eindruck, welchen ein aus dem Winkel dieses Blattes aufgewachsener Seitentrieb oder Ast hervorgebracht hat. Diese zahlreichen Aeste entspringen aus allen Gelenkknoten bis zur Spitze hinauf, sind lang, etwas zurückgebogen, abstehend.

Die kieselhaltige äußere Rinde gibt dem hohlen dünnen Holzringe des Stammes eine große Härte und Festigkeit; in beiden Erdhälften, wo das Baumgras wächst, wird der Rohrstamm deshalb allgemein zum Häuser- und Brückenbau, zu Masten, Segelstangen, Wasserröhren, Gefäßen u. s. w. verwendet; aus den Zweigen verfertigt man Möbel und allerlei Hausgeräth, und gespalten dienen sie zu Flechtwerk, Matten, Rollvorhängen, Regen- und Sonnenschirmen, Stricken, Hüten u. dgl. m. Die am Rande scharfen und zugespitzten Blätter werden zum Dachdecken und Verpacken von Waaren benutzt, und in China zerstampft man sie zu einer Masse, aus welcher eine Art Papier verfertigt wird. Die jungen Schossen gleichen, wenn sie aus der Erde kommen, unserm Spargel und sollen auch, gleich diesem, ein wohlschmeckendes Gemüse geben. Während das Rohr noch jung ist, schwitzt aus den Knoten ein süßer Milchsaft hervor, aus welchem der bei vielen Völkern hochgeschätzte Tabaschir entsteht; eine Substanz aus Kieselerde mit etwas Kalk und Kali. Sie wird im Morgenlande als ein krampfstillendes, adstringirend tonisches Mittel bei Verschleimung, Blutspeien, Schwindsucht und ähnlichen Leiden angewendet und war früher auch in Europa in Gebrauch.

Entgegengesetzt dem Ausdrucke biegsamer Schlankheit und fröhlicher Leichtigkeit und Beweglichkeit, gewähren die Aloëgewächse mit ihrem gedrungenen Wuchse und den schwerfälligen, dickfleischigen, straffen Blättern den Anblick ernster, unbeweglicher Ruhe und Festigkeit. Die Stämme, wenn solche vorhanden, sind selten getheilt oder verzweigt, eng geringelt und schlangenartig gewunden; die massiven, lang zugespitzten Blätter sitzen auf dem Gipfel strahlenartig zusammengehäuft; sie werden, wie bei der amerikanischen Agave, gegen 6 Fuß lang und bis zu 8, 12 und mehr Pfund schwer. Dennoch ist es nicht das kolossale Blatt oder die schwere Wucht der ganzen Pflanze, die wir hier ins Auge fassen, sondern vielmehr die riesenhafte Entwickelung der Inflorescenz, des Blütenstandes. Der Blü-

tenschaft steigt wie ein verzweigter Baumstamm 20—30 Fuß hoch aus der Mitte der dicht umeinander geschrobenen Blätter auf und verzweigt sich oben in viele, candelaberartig gestellte Aeste, deren Enden die trichterförmigen, grünlichgelben, wohlriechenden Blüten tragen; sein Wuchs ist vollkommen schlank und aufrecht; bei seinem Emporsprossen steht die Pflanze in einem Alter von 8—20 Jahren und in der höchsten Kraft- und Saftfülle; aber nach vollendeter Entwickelung dieses ersten und einzigen Blütenschaftes ist auch die Lebensaufgabe der Pflanze erfüllt; sie zeitigt und reift ihre einmalige Frucht und schließt mit der Hinterlassenschaft ihres Samens ihr individuelles Leben ab.

In den Ländern, wo sie, gewöhnlich an dürren, sandigen und unfruchtbaren Orten, wild wächst, gewährt sie mannichfachen Nutzen. Die aus dem Blattfleische herausgezogenen zähen Bastfasern dienen statt des Hanfes, und man verfertigt aus denselben Kleidungsstücke, Säcke, Tücher, Netze, Stricke und hauptsächlich Schuhzeug, sogenannte Alpargátas. Früher wurde in Mexico aus ebendiesen Fäden auch das Papier, auf dem die alten Handschriften in Hieroglyphen geschrieben sind, bereitet. Besonders hoch schätzt man dort die Agave auch wegen des schleimigen, säuerlich schmeckenden, zuckerreichen Saftes, welcher zu der Zeit, wo der Blütenschaft hervorkommen will, in Menge vorhanden ist, und durch Abschneiden der innern, hellgrünen, aufrecht stehenden und meist zusammengewickelten Blätter, des sogenannten Pflanzenherzens, gewonnen wird. Aus diesem aufgefangenen Safte entsteht nach vollendeter Gärung ein ciderartiges, wohlschmeckendes, belebendes und magenstärkendes Getränk, welches trotz seines fauligen Geruches allgemein getrunken und Pulque genannt wird. Aus dem Pulque bereitet man auch durch Destillation einen sehr berauschenden Branntwein, der Mexical heißt. Eine kräftige Agavepflanze gibt nicht selten mehrere Monate hindurch täglich 3—400 Kubikzoll Saft, hat jedoch nach diesem Verlust keine Kraft mehr und verdorrt. Sonst wird der rohe Saft auch gegen verschiedene Krankheiten und vorzüglich als Reinigungsmittel bei Wunden gebraucht. Aus ihrer Heimat Mexico, wo sie Maguey de Cucui oder Cucuiza genannt wird, wurde die Agave im Jahre 1561 nach Europa gebracht, wo sie seitdem im südlichen Spanien, in Portugal und Sicilien verwildert ist; ihre Vermehrung geschieht durch Seitentriebe.

Die hochstämmigen Aloëgewächse bilden keine Gebüsche wie andere gesellschaftlich lebende Pflanzen; sie bedecken gemeinsam in großer Anzahl, aber immer in einiger Entfernung einzeln voneinander gestellt, die trockenen, schatten- und wasserlosen Ebenen und untersten Berghänge und contrastiren durch ihre starre, unbewegliche, schwerfällige Ruhe eigenthümlich gegen den heißen, vibrirenden, glutroth durchhauchten Lichtglanz dieser Tropenwüsten; sie tragen fast einen melancholischen Charakter in die sonst so feurige, farbenreiche Landschaft. Im allgemeinen ist ihnen keine hervorragende Stamm- und Kronenbildung eigen; jedoch scheint eine Art bestimmt zu sein, der Trieb- und Wachsthumskraft der ganzen Gattung durch riesenhafte Dimensionen sowol des Stammes wie namentlich aber des Kronaufsatzes Ausdruck zu geben: der berühmte Kookerboom der Hottentotten und Kaffern, Aloe dichotoma, hatte nach Patterson bis zum Jahre 1790 einen Stamm von 20 Fuß Höhe und eine Krone von 400 Fuß im Umfang erreicht. Es wäre interessant zu erfahren, ob und wieviel dieser merkwürdige Aloëbaum seitdem, in nun bald 100 Jahren, an Umfang zugenommen hat.

Zu derselben, physiognomisch so gleich charakterisirten Pflanzengruppe gehört auch die Gattung der Drachenbäume, unter welchen der durch A. von Humboldt beschriebene Drachenbaum zu Orotava auf Teneriffa eine geschichtliche Berühmtheit erlangt hat und überhaupt als einer der größten Baumriesen der Erde bekannt geworden ist. Diese Bäume machen zugleich eine scheinbare Ausnahme von der Stammbildung der Monokotyledonen, da ihr Stamm ebensowol in die Dicke als in die Höhe wächst; diese hervortretende Abweichung hat aber nichts mit dem Stammwuchs der Dikotyledonen gemein, sondern

beruht in der riesenhaften Entwickelung der geschlossenen Gefäßbündel. Der Drachenbaum der Canarischen Inseln, Dracaena Draco, treibt einen Stamm, der bis zum fünfundzwanzigsten Jahre vollkommen einfach bleibt, obwol er bis dahin oft schon eine Höhe von 50—60 Fuß erreicht. Hierauf treibt er zum ersten male aus der Spitze eine Blütenrispe, was nun in der Folge jährlich stattfindet, wobei er aber nach drei- bis viermaligem Blühen sich gabelig in zwei Aeste spaltet, die auch blühen und nach 3—4 Jahren sich wieder ebenso spalten, sodaß der Baum im höhern Alter wegen der vielfachen gabeligen Verästelungen und den immer nur an der Spitze mit stachelspitzigen, aloëähnlichen Blättern belaubten Aesten ein ganz eigenthümliches, von den jüngern Stämmen verschiedenes Ansehen gewinnt. Er erreicht nächst dem Baobab, den wir später kennen lernen werden, unter allen bekannten Bäumen das höchste Alter, ja, nach neuern Anschauungen über das schnelle Wachsthum des Baobab übertrifft er wahrscheinlich das Alter desselben noch bedeutend. Der Riesenbaum von Orotava dürfte, sehr wahrscheinlichen Berechnungen gemäß, ein Alter erreicht haben, das weit über jenes der ägyptischen Pyramiden hinausfällt. Eine genaue Schätzung des Alters der baumartigen Monokotyledonen ist ungleich schwerer und unsicherer als bei den Dikotyledonen, da jene nicht die concentrischen Jahresringe im Innern des Stammes zeigen, aus deren Zahl man das Alter ablesen kann.

A. von Humboldt schätzte den Riesenbaum nach seiner Messung 4—6000 Jahre alt; seinen Besuch bei dem ehrwürdigen Naturdenkmal theilt er mit folgenden Worten mit: „Orotava, das alte Taoro der Guanchen, liegt am steilen Abhange eines Hügels; wir besuchten mehrere Gärten, in denen die Obstbäume des nördlichen Europa neben Orangen, Granatbäumen und Dattelpalmen stehen; obgleich wir den Drachenbaum in Hrn. Franqui's Garten aus Reiseberichten kannten, so setzte uns seine ungeheuere Dicke dennoch in Erstaunen. Man behauptet, der Stamm dieses Baumes, der in mehrern sehr alten Urkunden erwähnt wird, weil er als Grenzmarke eines Feldes diente, sei schon im 15. Jahrhundert so ungeheuer dick gewesen wie jetzt. Seine Höhe schätzten wir auf 50—60 Fuß; sein Umfang nahe über den Wurzeln beträgt 45 Fuß. Weiter oben konnten wir nicht messen, aber Sir George Staunton hat gefunden, daß 10 Fuß über dem Boden der Stamm noch 12 englische Fuß im Durchmesser hat, was gut mit Borde's Angabe übereinstimmt, der den mittlern Umfang zu 33 Fuß 8 Zoll angibt. Der Stamm theilt sich in viele Aeste, die kronleuchterartig aufwärts ragen und an den Spitzen Blätterbüschel tragen, ähnlich der Yucca im Thale von Mexico. Durch diese Theilung in Aeste unterscheidet sich sein Habitus wesentlich von dem der Palmen."

Die Sage geht, daß der canarische Riesenbaum von den Guanchen (wie die Esche zu Ephesus von den Helenen, die von Xerxes geschmückte Platane in Lydien oder der heilige Banyanenfeigenbaum auf Ceylon) verehrt wurde, und daß er 1402, als französische Abenteurer, die Béthencourts, die Glücklichen Inseln eroberten, so dick und hohl gefunden ward wie in seinen letzten Lebensjahren. Man behauptet, daß im 15. Jahrhundert, in den frühesten Zeiten der normännischen und spanischen Eroberung, in dem hohlen Baumstamm an einem dort aufgerichteten kleinen Altar Messe gelesen wurde. Bedenkt man, daß die Dracäna überall langsam wächst, so kann man auf das hohe Alter des Baumes von Orotava schließen. Leider ist dies Monument riesenhafter Lebensgestalten der Zeit verfallen; schon oft von Stürmen beschädigt, deren Gewalt ihm am 21. Juli 1819 eine ganze Seite seiner Krone nahm, ward es im Herbst 1867 fast ganz zertrümmert. Sein Bild ist uns in dem Atlas zur amerikanischen Reise A. von Humboldt's bewahrt*), welcher ihn nach einer schon im Jahre 1776 von F. d'Ozonne angefertigten Zeichnung abbilden ließ; noch ein anderer schöner und großer englischer Kupferstich stellte den Baum nach

*) „Vues des Cordillères et Monuments des peuples indigènes de l'Amérique", Pl. LXIX.

seiner Verwüstung im Jahre 1819 überaus naturgetreu dar. Noch in der ersten Hälfte unsers Jahrhunderts trug der Drachenbaum in Hrn. Franqui's Garten in jedem Jahre Blüten und Früchte. „Sein Anblick", sagt Humboldt, „mahnt lebhaft an die ewige Jugend der Natur (Aristoteles, «De longit. vitae», Kap. 6), die eine unerschöpfliche Quelle von Bewegung und Leben ist."

Der Drachenbaum wird auf den Canarischen Inseln, auf Madeira und Porto-Santo seit den ältesten Zeiten cultivirt, und Leopold von Buch, ein genauer Beobachter, hat ihn auf Teneriffa bei Igueste selbst wild gefunden. Sein ursprüngliches Vaterland ist daher nicht Ostindien, wie man lange geglaubt hat, und seine Erscheinung widerspricht der Behauptung derer nicht, welche die Guanchen als ein völlig isolirtes, atlantisches Stammvolk, ohne Verkehr mit den asiatischen und afrikanischen Nationen, betrachten. Die Gestalt des Drachenbaumes kommt verschiedenen Arten der Gattung Dracaena am Cap der guten Hoffnung, auf Bourbon, in China und Neuseeland zu; in der Neuen Welt vertritt die Yucca die Stelle derselben. Der rothe, harzige, adstringirende Saft des Drachenbaumes, der theils von selbst hervortritt, theils durch Einschnitte gewonnen wird, stellt, erhärtet, eine der bessern Sorten des Drachenbluts dar, kommt aber jetzt nur noch selten in Handel, da diese Substanz gegenwärtig größtentheils von einigen ostindischen Palmen (Calamus Draco, Drachenrotang) und verschiedenen amerikanischen Pflanzen, unter denen sich einige Lianen befinden, gewonnen wird. In Laguna verfertigt man in Nonnenklöstern Zahnstocher, die mit dem Saft des Drachenbluts gefärbt sind und die das Zahnfleisch conserviren sollen.

In der Mitte zwischen der zierlichen Leichtigkeit und Beweglichkeit der baumartigen Gras- und Farrnform und der starren, schweren Aloë- und Lilien- oder Dracänenform steht die hoheitsvolle Form der von den Dichtern besungenen, vom Alterthum gepriesenen, vom Cultus geheiligten Palme. Gleich jenen erhebt sich diese Pflanzengestalt vom stammlosen Blattschopf bis zur schlanken, mehrere hundert Fuß hohen, von einem mächtigen Laubaufsatze gekrönten Stammsäule. Ihre vollendete Erscheinung, gleichsam durch einen noch rohen, halb mislungenen Versuch der Natur in den Cycadeen vorgebildet, bedingt eigentlich die imponirende Schönheit der Tropenwelt. Unter allen Typen des Pflanzenreiches haben die Völker der Erde zu allen Zeiten und einstimmig ihr den ersten Preis zuerkannt. „Könige der Gräser" nennt der Indier Amarhishina die Palmengewächse; der Perser Cazvini vergleicht in seinem Buche: „Merkwürdigkeiten der Welt und Wunder der Schöpfung", ihr Leben und Erscheinen mit dem des Menschen; Odysseus besingt und bewundert des Phäakenkönigs Alkinoos Tochter Nausikaa als ein Palmengesproß; Linné, der Schöpfer der Botanik und systematischen Naturwissenschaft überhaupt, ruft voller Bewunderung für sie aus: „Der Mensch lebt naturgemäß innerhalb der Tropen und nährt sich von den Früchten der Palme; er existirt in andern Weltgegenden und behilft sich daselbst mit Korn und Fleisch" (wogegen freilich manches einzuwenden ist) und nennt sie „Fürsten der Pflanzen"; mit diesem Vergleiche will er auf ihre außerordentlichen Eigenschaften, ihre hervorragende Schönheit und Nutzbarkeit hinweisen. Ueberdies aber behauptet die Palmenfamilie eine vollkommene Ausschließlichkeit in dem Pflanzenstaate wie das Geschlecht der Fürsten in dem Menschenstaate; unter sich eng verbunden, hat sie keine ihr unmittelbar nahe stehenden Verwandten. Finden sich auch ferner stehende Vettern unter den niedern Klassen der großen Pflanzenabtheilung, zu der sie gehören, so trennt sie doch ein exclusiver Typus, ein abgeschlossenes vornehmes Alleinstehen äußerlich von jeder intimen Annäherung; je mehr sich diese vornehme Abgeschlossenheit auch geltend macht in dem Landschaftsbilde, je isolirter die Palme ihre stolze Laubkrone in den Farben-

duft des Tropenäther taucht, desto eindrucksvoller wirkt der Adel ihrer Erscheinung, der sie erhebt über alle Glieder des Pflanzenstaates.

„In Tracht und Physiognomie der Palmen", sagt Humboldt, „liegt überhaupt ein großer, schwer mit Worten auszudrückender Charakter, besonders durch die Richtung der Blätter selbst hervorgerufen. Die Theile derselben, die Fiederblättchen, sind theils kammartig in einer Fläche dicht aneinandergereiht, mit steifem Zellgewebe, daher der herrliche Abglanz der Sonne auf der obern Blattfläche; bald erscheint das Laub schilfartig, von dünnern, biegsamen Elementen gewebt und nach der Spitze hin gekräuselt. Den Ausdruck hoher Majestät gewährt den Palmen außer dem Stamme hauptsächlich die Richtung der Blätter; je anstrebender, je spitzer der Winkel ist, den sie mit dem Stamme nach oben machen, desto großartiger und erhabener ist die Form. Welchen verschiedenen Anblick gewähren die herabhängenden Blätter der Palma de Covija am Orinoco, ja, selbst der Cocos- und der Dattelpalme und die himmelanstrebenden Zweige der Jagua und Pirijao! Alle Schönheiten der Form hat die Natur in der Jaguapalme, welche die Granitfelsen in den Katarakten des Atures und Maypure bekränzen, zusammengehäuft. Ihre schlanken, glatten Stämme erheben sich 60—70 Fuß hoch, sodaß sie über das Dickicht des Laubholzes wie ein Säulengang hervorragen. Diese luftigen Gipfel contrastiren wunderbar mit den dichtbelaubten Ceibaarten, mit dem Walde von Laurineen und Balsambäumen, welche sie umgeben. Ihre Blätter, kaum 7—8 an der Zahl, streben fast senkrecht 14—16 Fuß aufwärts. Die Spitzen des Laubes sind federbuschartig gekräuselt. Die Blättchen haben ein grasartig dünnes Gewebe und flattern luftig und leicht um die sich langsam wiegenden Blattstiele."

Die Palmenheimat liegt zwischen den beiden Wendekreisen; sie erstreckt sich noch einige Grade über dieselbe hinaus, nach jeder Seite des Aequators etwa bis zum 36. Breitengrade; unter der scheitelrechten Sonne liegt die Zone des üppigsten Palmenwachsthums. Amerika überbietet alle bekannten Theile der Erde an Pracht und Fülle der Pflanzenwelt und schließt auch die größte Zahl und die erhabensten Formen der Palmen ein; etliche dieser majestätischen Gestalten erheben sich thurmhoch, bis zur zwiefachen Höhe des königlichen Schlosses zu Berlin.

Erzeugt die Neue Welt auf dem Festlande die größte Zahl und Formenmächtigkeit der Palmen, so bringt dagegen die Alte Welt auf dem Inselgebiete die riesigsten Palmenfrüchte hervor. Die sogenannte doppelte Cocosnuß, welche die doppelte Größe der Cocosnuß erreicht, bis 4 Fuß im Umfange wächst, ist nächst dem Baumkürbis Amerikas überhaupt die größte Frucht einer baumartigen Pflanze. Die Mutterpflanze derselben, Lodoicea Sechellarum, bewohnt die kleine Felseninselgruppe der Sechellen; nur auf diese Inseln beschränkt, wächst sie auf unter Brotfrucht-, Muskatnuß- und Zimmtbaumwaldungen, und hebt ihre dichte, von 20 Fuß langen fächerförmigen Blättern zusammengesetzte Laubkrone auf einem 80—90 Fuß hohen Stamme über prächtige Baumfarrn und duftende Schilfgräser empor.

Die Stämme der Palmen*) sind bald unförmlich dick, bald rohrartig schwach, bald nach oben, bald nach unten, bald in der Mitte bauchartig anschwellend, bald glatt wie abgedrechselt, bald schuppig, bald dicht besetzt mit fußlangen, schwarzglänzenden Stacheln, bald umwunden mit einem zarten Netz von braunen Fasern. Seltsam erscheinen sie, wenn sie, durch hoch am Stamme entspringende Wurzeln über den Erdboden gehoben, gleichsam vielfüßig dastehen oder ihren Ursprung in wulstartig sie umwuchernde Wurzel-

*) Die Bezeichnung Baum und Stamm ist bei den Palmen botanisch unrichtig; auch die höchste Palme ist nur ein scheinbarer Baum, ihr Stamm physiologisch dem Grashalme oder Lilienstengel verwandter als dem Baumstamme; die eigenthümliche Anordnung des verholzten Gewebes in Stammform wird Stock oder Stockstamm (Candex) genannt.

fasern verstecken. Die großen Blätter sind gefiedert oder fächerförmig getheilt; die starken Blattstiele, welche man schon in Genua von der Dattelpalme als Spazierstöcke benutzt, sind bald glatt, bald scharf gezahnt. Das Grün der Blätter ist bald dunkelglänzend, bald auf der untern Seite silberfarben weiß. Bei Palmen mit gefiedertem Laube entspringen die Blattstiele entweder aus dem dürren, rauhen, holzigen Theile des Schaftes, oder auf dem rauhen Theile des Stammes ist ein grasgrüner, glatter, dünnerer Schaft wie Säule auf Säule aufgesetzt, aus dem die Blätter hervortreten. In der Fächerpalme ruht die blätterreiche Krone auf einer Lage dürren Laubes, ein Umstand, der dem Gewächse einen ernsten melancholischen Charakter gewährt. In einigen Schirmpalmen besteht die Krone aus wenigen, sich an schlanken langen Stielen erhebenden Fächern. Alle Palmenblätter haben ein festes, zähes Gewebe; sie erreichen bei manchen Arten eine Riesengröße, oft 50 Fuß Länge und 8 Fuß Breite, also die Höhe und Länge mancher Windmühle oder des Windmühlenflügels und eines kleinen Dorfkirchthurms; das Gewicht eines einzigen solchen Riesenblattes nimmt alle Tragkraft eines starken Mannes in Anspruch.

Die Blütenzweige schieben sich aus den Winkeln der eng umeinandergestellten Blätter hervor; sie sind dicht übersäet mit unzähligen kleinen weißen, gelben, grünlichen oder röthlichen Blumen; die einzelne kleine Blüte ist unansehnlich, doch die Zusammenhäufung und Anordnung derselben zu großen Blütensträußen ruft einen malerischen Effect hervor. Ströme süßen Duftes entquellen dieser Blumenfülle; ein einziger Kolben oder Blütenstrauß trägt viele Tausende von Blumen; ein Dattelkolben bis 12000, die Mandelpalme des Magdalenenstromes bis zu 207000, die Saguspalme bis 208000; es blühen aber mehrere, zwei, sechs bis acht Kolben zu gleicher Zeit, sodaß eine einzige Palme oft über eine Million Blumen gleichzeitig erschließt.

Freilich kommt nur ein geringer Theil dieser Blumen zur wirlichen Fruchterzeugung; die meisten sind männlich, und nur eine geringe Minderzahl der weiblichen kommt zur vollen Ausbildung. Dennoch beugt sich der reifende Kolben unter der Last der Früchte; die Fruchttraube der Scheelea trägt etwa 900—1000 hühnereigroße Früchte und wiegt bis zu 120 Pfund; an einer einzigen Traube der Sagopalme des Orinoco kann man über 8000 Früchte zählen. In Gestalt und Farbe der Früchte herrscht große Mannichfaltigkeit. Die Lepidocaryen, die Sagopalme sind mit eierförmigen Früchten geziert, deren schuppige, braune, glatte Oberfläche ihnen das Ansehen junger schöner Tannenzapfen gibt. Welcher Abstand von der ungeheuern dreikantigen Cocosnuß zu der Beere der Dattel und den kleinen kirschen- und kirschsteinähnlichen Steinfrüchten der Kohlpalmen. Keine Palmenfrucht kommt aber an Schönheit den Früchten der Pirijao von San-Fernando de Atabapo gleich; eierförmige, goldfarbige und zur Hälfte purpurrothe Aepfel hängen traubenartig zusammengedrängt von dem Gipfel der majestätischen Stämme herab.

Bis zur vollen Entwickelung der Blume sind die Blütenkolben von einer oder mehrern dütenförmigen, holzigen oder lederartigen Hüllen, den sogenannten Blütenscheiden, eingeschlossen; bei wenigen stehen diese zusammengerollten Scheiden senkrecht; bei den meisten hängen sie bald glatt, bald feindlich rauh abwärts, oft von blendender Weiße, die weit in die Ferne glänzt. Je nach der Größe des Blütenstandes erreichen die Scheiden oft eine bedeutende Länge; bei der Oreodoxa oleracea wird die Scheide gegen 8 Fuß lang; die Landleute verwenden sie vielfach zu wirthschaftlichen Zwecken, als Wasser- und Futtertrog, als Aufbewahrungsbehälter der Mais- und Reisvorräthe, ja, als Wiegen für die kleinen zum Leben erwachten farbigen Erdenbürger. Wenn die Knospen sich öffnen, widersteht die schützende Hülle nicht länger dem Drange der gehüteten Blumen nach Licht und Freiheit und spaltet plötzlich, wie einige gehört haben wollen, oft mit lautem Schalle auseinander. Ein ganzer Blumengarten entsteigt duftend dem geöffneten Schose, willkommen

geheißen vom goldenen Lichte und Schwärmen summender und funkelnder Insekten, welche der weihrauchartig aufsteigende Blütenstaub naschlustig herbeigelockt.

Zu den größten Palmen gehört die merkwürdige Wachspalme, Ceroxylon andicola, von welcher Humboldt zuerst Kunde gab; sie wird über 180 Fuß hoch. Eine andere, einsam auf den Cordilleren Venezuelas lebende und nach unserm großen Tonmeister Beethoven genannte Wachspalme erreicht dieselbe Höhe; die erstere überkleidet den Stamm mit einem dünnen, äußern Wachsüberzug, die andere sondert diesen Stoff in dem Innern des Stammes ab. Unerreicht aber an Schönheit und Erhabenheit des kühn emporstrebenden Wuchses und der vollkommenen Abrundung aller Formen bleibt die königliche Chaguaramapalme, Oreodoxa oleracea und O. regia; sie mißt von der Wurzel bis zum Blattaufsatze 200 Fuß Länge; die Blattkrone hat einen Durchmesser von 50—60 Fuß, der Radius oder das einzelne Blatt also eine Länge von 25—30 Fuß, während der Durchmesser über der Wurzel nur zwei, in der Mitte des Stammes aber nur etwas über einen Fuß beträgt. Die Blattkuppel dieser Riesenpalme würde also den Hahn manches klein- und großstädtischen Kirchthurmes unter ihre schützenden Schwingen nehmen.

Es gibt aber auch kletternde Palmen, deren Stamm so dünn und schwank ist, daß er nicht selbständig auf eigenen Füßen stehen kann; er lehnt sich an die dickstämmigen Nachbarn an und hebt sich an ihren Zweigen empor, und so, mit seinen rebenartigen, gestachelten Fangarmen weit um sich greifend, durchzieht er das Walddickicht in einer Länge von 5—600 Fuß. Zu diesen kletternden Palmen gehören unter andern die südamerikanischen Desmoncus- und die asiatischen Calamusarten, welche letztere das dünne spanische Rohr liefern, das eine vielseitige Verwendung zu Stuhl-, Korb- und andern Geflechten findet, für die Gewerbe ein unentbehrliches Rohmaterial geworden ist, auch diesem und jenem meiner Leser auf dem dornigen Pfade durch Schule und Haus als ein unbeliebter Protector strenger Zucht und Ordnung begegnet sein mag.

Kein Vegetationsgebilde im großen Haushalte der Natur kann sich an allgemeiner Nutzbarkeit mit der Palme vergleichen; alle ihre Theile sind verwendbar und werden verwendet, wo dem Menschen die Hülfsmittel der Cultur und Industrie noch vorenthalten sind; in Haus, Hof und Feld, in der Bekleidung, in Speise und Trank, im Handel und Verkehr, in der einfachsten Existenz wie im behaglichen Wohlstand und Luxus, überall begegnen wir den roher oder künstlicher verarbeiteten Erzeugnissen der Palme. Die Aufzählung aller dieser Verarbeitungs- und Verwendungsarten würde zu weit in die statistischen und gewerblichen Details hineinführen; es genüge zur Kenntniß und zum Verständniß ihres vollen Werthes die Thatsache, daß sie fast alle jene Eigenschaften und Erzeugnisse, welche der Mensch aus dem großen, weiten Pflanzenreiche zusammenrafft, in der einen oder andern Form und Verbindung in sich selbst besitzt und ausbildet. Ohne sie wäre vielleicht die erste Menschenexistenz nicht möglich gewesen; an ihren Brüsten ist der ursprünglich in dem warmen und für das warme Klima geschaffene Mensch gleichsam groß gesäugt; alle Bedürfnisse der ersten einfachsten, unbeschützten Existenz finden in der Verwendbarkeit aller ihrer Organe ausreichende Befriedigung; sie reicht dem nackten Dasein die erste Nahrung, hüllt es in Gewandung ein, überdacht seine Schlafstätte; Früchte, Mark und Blätter enthalten fast alle Nährstoffe in einfachster Zusammensetzung; sie erzeugen Mehl, Zucker, Fett, Eiweiß und sogar Salz. So ist es möglich, daß auf den niedern Stufen der Gesittung die ganze Existenz des Menschen an einen einzigen solchen Lebensbaum gefesselt sein kann. „Weit berühmt", sagt A. von Humboldt, „sind die Vorzüge der Fächerpalme, Mauritia. Sie allein ernährt am Ausflusse des Orinoco die unbezwungene Nation der Guaraunen. Als sie zahlreicher und zusammengedrängt waren, erhoben sie nicht blos ihre Hütten auf abgehauenen Palmenpfosten, die ein horizontales Tafelwerk als Fußboden trugen; sie spannten auch (so geht die Sage) Hängematten, aus

den Blattstielen der Mauritia gewebt, künstlich von Stamm zu Stamm, um in der Regenzeit, wenn das Delta überschwemmt ist, nach Art der Affen auf den Bäumen zu leben. Diese schwebenden Hütten wurden theilweise mit Letten bedeckt. Auf der feuchten Unterlage schürten die Weiber zu häuslichem Bedürfniß Feuer an. Wer bei Nacht auf dem Flusse vorüberfuhr, sah die Flammen reihenweise auflodern, hoch in der Luft, von dem Boden getrennt. Aber nicht blos sichere Wohnung, auch mannichfache Speise gewährt die Mauritia. Ehe auf der männlichen Palme die zarte Blütenscheide ausbricht, und nur in dieser Periode der Pflanzenmetamorphose, enthält das Mark des Stammes ein sagoartiges Mehl, welches, wie das Mehl der Jatrophawurzel, in dünnen brotähnlichen Scheiben gedörrt wird. Der gegorene Saft des Baumes ist der süße, berauschende Palmwein der Guaraunen. Die engschuppigen Früchte, welche röthlichen Tannenzapfen gleichen, geben, wie Pisang und fast alle Früchte der Tropenwelt, eine verschiedenartige Nahrung, je nachdem man sie nach völliger Entwickelung ihres Zuckerstoffes, oder früher, im mehlreichen Zustande, genießt. So finden wir auf der untersten Stufe menschlicher Geistesbildung (gleich dem Insekt, das auf einzelne Blütentheile beschränkt ist), die Existenz eines ganzen Völkerstammes an fast einen einzigen Baum gefesselt."

Aber nicht allein Hüterin und Erhalterin des leiblichen Daseins, die Palme ward zugleich Lehrerin und Bildnerin der Gesittung des aufwachsenden Menschengeschlechts. Unter den Palmen Asiens und in den Ländern, welchen die Palmenheimat umgrenzen, stand die Wiege der ältesten Menschengesittung; denn ihre allseitigen segensreichen Eigenschaften, die Verschmelzung des Guten und Nützlichen und Schönen in ihrer Gestalt haben in dem dankbaren Menschen frühzeitig die zarten Regungen kindlicher Verehrung erweckt und seinen Geist zum Anschauen und Betrachten der in ihr wirkenden geheimnißvollen Kräfte angeregt.

Unter natürlichen Wachsthumsverhältnissen lebt die Palme einsam, ungesellig oder zu kleinen Gruppen vereinigt, sodaß ihre Erscheinung nicht hervortritt, sondern mehr zurücktritt in dem wilden Waldwuchse; nur die Cultur schafft künstliche Palmenhaine und wirkliche Palmenlandschaften. Aber nichts Erhabeneres kann die Culturlandschaft hervorbringen als den Palmenhain; wie ein Gotteshaus nimmt dieser den Eintretenden auf mit tiefem Schweigen, feierlicher Ruhe; schlank empor streben die Stammsäulen, vollkommen gleichmäßig die eine wie die andere; auf der zugespitzten Säule ruhen in schwindelnder Höhe die kuppelförmigen, buschigen Laubkronen; alle einzelnen Laubkuppeln fügen sich wellenförmig in ein einziges Laubgewölbe zusammen, das, von einem schlanken, ebenmäßigen Stammgerüste getragen, leicht auf dessen Spitzen schwebt und wiederglänzt im heißen Gold der Sonnenstrahlen. Gedämpftes Licht füllt die stillen Hallen, aber nicht das Licht einer stockenden, lichtarmen Dämmerung, sondern das Licht der ewigen Vesta, die ihre blendende Glut mystisch in dem durchsichtigen, weichdämpfenden Schos der Edelkrystalle birgt. Der Mittag treibt über das Meer landeinwärts ein leichtes Wehen der lauen Lüfte; leise beugen sich dem sanften Hauche die elastischen Säulen; flüsternde Stimmen regen sich in der schwebenden Laubwolke; ein träumerischer Märchenton zittert durch die Mittagsschwüle; die überschwengliche Lichtfülle der Tropenmittagsonne schwimmt im heißen blendenden Glanze auf dem glattgedehnten Meeresspiegel und dem grünen Firnisse der Palmenkuppeln; es neigt sich der lichtquellende Feuerball tiefer und tiefer zum Horizont; stärker weht die Brise über das rauschende Meer, und auf den elastischen, schwankenden Säulen hebt und senkt sich das wogende Laubdach der Säulenhallen; wie ein Ton der Orgel rauscht und raunt es unter dem flüsternden Gewölbe; fallende Früchte sausen hin und wieder durch die tönende Dämmerung, schnellen elastisch vom Boden auf, springen dumpfen Schalles weiter, bis die Wucht des Falles erlahmt und wieder jeder ungewöhnliche Ton verstummt. Nur der Kolibri schwirrt und surrt im schwimmenden Geschmeide seines Gefieders aus und ein durch das bewegliche Laubgewölbe; sonst findet kein Vogel

in dem ast- und zweiglosen Blattbaume dauernd Sitz und Nest. So wirkt die Palmenlandschaft; aber die Wirkung äußert sich mehr feierlich erhebend als vertraulich zu dem Menschen redend; sie athmet jene Zurückhaltung gebietende Hoheit, welche alles über das Gewöhnliche Emporgehobene zur Schau trägt.

Wirksamer aber, als aus der Gesellschaft, tritt aus dem Individuum der Palme volle Gestalt und Gewalt hervor. Wenn sie einsam steht und so ihre ganze Individualität zur Geltung kommt; wenn sie, unbeeinträchtigt durch alle störende und hemmende Umgebung, in voller Freiheit, ganz nach eigenem Triebe ihre schönen Formen baut; wenn sie, abgeschlossen aus dem chaotischen Lebensdrange der Pflanzenwelt, wie eine auserwählte Erscheinung, welche einst der kindliche Glaube jugendlicher Völker mit dem Geiste Gottes belebte, emporstrebt zu dem reinen feurigen Lichtstrahle, der sie aus dem Keime erweckt; wenn allein nur ihre Gestalt sich aus dem malerischen Farbeneffecte der Tropenatmosphäre in unverwischbaren Umrissen abhebt, alle Pflanzenumgebung gleichfalls in ehrfurchtsvoller Scheu zurücktritt, oder, wenn sie von steiler, kahler Felshöhe, wo keine als nur ihre Wurzel Eingang findet, einsam niederblickt in das stromdurchrauschte Thal, still und unbeweglich oder leicht hin- und wiederwiegend hinablauscht zu der Meeresbrandung am Fuß der schroffen Felswand, die sie emporhebt wie auf einem Altar, zu der leichten Aetherbläue, fest gegen Sturm und Regen und Meeresbrandung, von der Luft leise durchrauscht und auf- und ab- und hin- und herbewegt, dann, ja dann hebt der Palme Anblick die Menschenseele zur Andacht empor!

Der Trieb der monokotylen Gewächse, baumartig in die Höhe zu wachsen, findet sich nicht allein bei den voraufgegangenen Pflanzengruppen mit einem, dem echten Holzstamme ähnlichen, ausdauernden Stammgebilde, sondern auch bei wirklichen Stauden- und Blattpflanzen, deren Blätter unmittelbar aus der Wurzel oder dem Wurzelstocke, aus keinem oberirdischen Stamme hervortreiben. Dennoch bilden sie durch eine eigenthümliche Vegetationsweise einen gemeinschaftlichen Träger, der die großen Blätter, zu einem Schopfe zusammengestellt, auf seinem erhabenen Gipfel frei in den Lüften wiegt. Das sind die Pisanggewächse, die Musaceen der Botaniker, zu welchen neben den schönen, anziehenden Helikonien, Strelitzien und Uranien vor allen die eigentliche Musa, die Bananenpflanze gehört. Ein unter der Erde fortkriechender Wurzelstock dieser Blattpflanzen treibt aus seitlichen Augen einen 15—20 Fuß langen Schaft in die Höhe, der nur aus den übereinandergerollten, scheidenförmigen Blattstielen besteht, während die bis 10 Fuß langen und 2 Fuß breiten sammtartig glänzenden Blattflächen sich frei an der Spitze ihrer rollenförmig aufgewickelten Blattstiele auseinanderfalten. Nur die Mittelrippe dieser Riesenblätter ist derb und dick, die ausgebreitete, fein rippige Blattfläche zu beiden Seiten derselben aber so zart, daß sie vom Winde leicht zerrissen wird, wodurch das Blatt ein eigenthümlich gefiedertes Ansehen erhält.

Zwischen den Blättern hervor drängt sich der reiche Blütenbüschel, der nach drei Monaten, oder zwischen dem neunten bis funfzehnten Monate nach dem Aufsprossen der Pflanze 100—120 reife Früchte, etwa in der Größe und Form einer Schlangengurke, gebildet hat. Der Fruchtbüschel neigt sich bogenförmig durch den Blattschopf zum Boden nieder und beugt die ganze Pflanze durch ihr Gewicht etwas nach einer Seite hinüber; seine Länge beträgt bis 3 Fuß, der Durchmesser seines Umfanges $1\frac{1}{2}$—2 Fuß, das Gesammtgewicht bis über 100 Pfd. Derselbe Raum, welcher im Stande ist, 1000 Pfd. Kartoffeln zu tragen, bringt 44000 Bananen hervor, und wenn wir den Nahrungsstoff selbst in Rechnung bringen, den diese Frucht enthält, so kann, nach A. von Humboldt's bekanntem Rechenexempel, eine Fläche, die mit Weizen bestellt einen Menschen ernährt, mit Bananen bepflanzt 25 Menschen ihren Unterhalt gewähren. Nichts fällt einem

Europäer, der in der heißen Zone landet, mehr auf als das winzige Fleckchen Culturland und eine Hütte, das eine ganze Familie ernährt.

Mit der ersten und einmaligen reichen Fruchtspende ist allerdings auch die Aufgabe der Bananenpflanze erfüllt, nach vollendeter Fruchtreife Dauer und Kraft ihres Lebens erschöpft; neben der absterbenden Mutterpflanze wachsen aber bereits aus derselben Wurzel die Tochterpflanzen auf, erfüllt von gleichem Trieb und Drange nach gleich gehäufter Frucht. Zahlreiche Varietäten sind durch die Cultur erzeugt und beständig geworden; die nutzbarste Art bleibt aber die — wahrscheinliche — Stammart, der Bananen-Pisang, Musa sapientum. Auch die Banane ist, gleich der Palme, verwerthbar in allen ihren einzelnen Theilen. Der Schaft wird den Zugochsen als Futter vorgeschnitten; seine äußern trockenen Häute kommen als Binde- und Packmaterial, namentlich für Zucker- und Tabacktransporte, sehr in Betracht; dem Landmann, Jäger, Hirten und Reisenden liefert das Blatt, nachdem es einigemal langsam durch die Glut eines Kohlenfeuers gezogen ist, ein weiches geschmeidiges Packpapier. Die frischen, seidenzarten Blattstücke kühlen und erfrischen die wundgescheuerte Haut der Lastthiere; in einem Büschel trockener Blattstücke verwahrt der Arriero die mitgeführten Bananen, und während er in der Herberge die Schalen abzieht und in wenigen Minuten sein Brot bereitet, frißt ihm Maulthier und Esel die Schalen aus der Hand, damit nichts von dem Segen der Brotpflanze verloren gehe.

Zur Staffage jeder Tropenlandschaft gehört, wie der Farrn- und Palmenbaum, vorzüglich als dritte Form die baumartige Bananenpflanze; sie ist, wie die Palme, vielleicht das erste Geschenk der Natur an den erwachenden Menschen und somit auch sie der Gegenstand der allerältesten Cultur. „Pisanggewächse sind der Schmuck feuchter Gegenden. Auf ihrer Frucht beruht die Nahrung fast aller Bewohner des heißen Erdgürtels; wie die mehlreichen Cerealien oder Getreidearten des Nordens, so begleiten Pisangstämme den Menschen seit der frühesten Zeit seiner Cultur. Semitische Sagen setzen die ursprüngliche Heimat dieser nährenden Pflanze an den Euphrat, andere mit mehr Wahrscheinlichkeit an den Fuß des Himalajagebirges in Indien. Nach griechischen Sagen waren die Gefilde von Enna das glückliche Vaterland der Cerealien. Wenn die siculischen Früchte der Ceres, durch die Cultur über die nördliche Erde verbreitet, einförmige, weitgedehnte Grasfluren bildend, wenig den Anblick der Natur verschönern, so vervielfacht dagegen der sich ansiedelnde Tropenbewohner durch Pisangpflanzungen eine der herrlichsten und edelsten Gestalten.“ Wol hat also die Banane in jeder Beziehung ein Anrecht an die klangvollen Namen Musa sapientum und Musa paradisiaca, welche sie selbst der bilderlosen und zu keiner Schwärmerei aufgelegten Wissenschaft durch ihre eindrucksvolle Erscheinung und segensreiche Bestimmung abgerungen hat. Kaum eine andere Pflanzenform trägt einen so mild freundlichen und zugleich ernst idealen Ausdruck wie sie. Jede winzige Hütte, über deren Dach sie ihre großen Blätter breitet, wird der verkörperte Ton einer innern, ideal gestalteten Gedankenwelt. Sie ist die Verkörperung des Schöpfungsdranges und der Lebensglut des Südens, und die sinnlich-bildliche Vorstellung des Paradieses gelingt nicht ohne den warmen Lebenshauch, der über dem Blatte der Banane schwebt. Sie ist das Hauptmotiv jeder Tropenlandschaft, und ebenso innig, wie sie die materielle Existenz des Menschen an sich fesselt, ist sie mit seiner Seele verwachsen.

3) Dikotyledonen. a) Nadelhölzer.

Auch dieser Stufe organischer Bildungen entreißt sich die Natur, weiter strebt sie nach höherer Gestaltung, ihren höhern Zielen und geplanten Vorbildern nach; so großartig und vollendet auch die Form in der Pflanzengruppe der Monokotyledonen erreicht ist, daß diese das Auge sogar vielfach mehr anspricht, als der Habitus einer höhern Pflanzenstufe, so blieb doch der Organismus derselben noch immer auf einer beschränkten,

der höhern Entwickelung fähigen Stufe stehen; auch die königlichen Palmen, die herrlichen Musengewächse sind Nachklänge, Ueberlieferungen einer dahingeschwundenen Generation, einer überwundenen, vergangenen Schöpfungsperiode, und es entsteht aus dem beschränkten, unvollkommenen Werke der Organismus der Dikotyledonen, der in seinem anatomischen Baue und seinen physiologischen Vorgängen und Verrichtungen mit einem vollkommenern, bisjetzt dem vollkommensten Mechanismus arbeitet. Uebergehend nun von den Riesengebilden der vorigen zu denen dieser dritten großen Abtheilung, den Di- oder Polykotyledonen des Pflanzenreiches, kehren wir zugleich auch aus den fernen fremden Zonen, die uns bis hierher festgehalten, zu unserer nordischen Heimat, der Welt unserer eigenen Umgebung zurück. Immer stufenweise aufwärts schreitend, begegnen wir hier zunächst den Zapfenträgern, den Nadelhölzern, welche nach ihrer eigenthümlichen Tracht und Anlage eine ausschließliche Stellung einnehmen und gleichsam als Vermittelungsglieder, als Uebergangsstufe, obwol den Polykotyledonen angehörend, doch zwischen diesen und den Monokotyledonen stehen. Die Tannen, Thuya und Cypressen bilden eine nordische Form, welche in den Tropen seltener ist; aber ihr ewig frisches Grün erheitert auch unsere öden Winterlandschaften; „es verkündet gleichsam den Polarvölkern, daß, wenn Schnee und Eis den Boden bedecken, das innere Leben der Pflanzen, wie das Prometheische Feuer, nie auf unserm Planeten erlischt". Jenen warmen Lebenshauch und alle umstrickenden Reize, welche die Sonne des Südens über die ewige Sommerlandschaft breitet, ersetzt uns die innig-sinnige Weise, die uns aus dem ernsten, prunklos-anmuthigen Wesen unserer Auen und Wälder zu Herzen spricht. Wahrlich, was uns der Tannenbaum erzählt, die Sagen und Bardenklänge, welche durch die Wipfel unserer Eichen rauschen, üben kaum einen geringern Zauber auf die Seele aus als jener sinnberauschende Duft und Schimmer, der auf Palmen und Bananen liegt.

So weit, wie die Lebenszonen der voraufgegangenen Pflanzensippen und die Heimat unserer Nadelhölzer auseinanderliegen, so groß ist auch der physiognomische Contrast zwischen diesen und jenen Formen. Wie in den Pisanggewächsen die höchste Ausdehnung, so ist in den Nadelhölzern die höchste Zusammenziehung der Blattgefäße; spitz und starr, fast stechend, düster und glanzlos, einer zwergartigen, dicht zusammengedrängten Binsenvegetation gleich, streckt die Tanne ihre Wirtelzweige aus; voll- und weichgerundet, seiden- und sammtartig, saftstrotzend, glanzvoll zurückspiegelnd die Fülle des Lichts, breiten Palme und Pisang die Fläche ihres Blattes aus; nur einige wenige Coniferen tragen ein blattartiges Nadellaub (Dammara, Salisburia). Neben der Höhe des Stammes geben Länge, Breite und Stellung der Blätter und Früchte, anstrebende oder horizontale, fast schirmartig ausgebreitete Verzweigung, Abstufung der Farbe von frischem oder mit Silbergrau gemischtem Grün zu Schwärzlich-Braun den Nadelhölzern einen eigenthümlichen physiognomischen Charakter. Sie erwecken nicht Freude und Wohlbehagen; auf empfindsame Menschen, die ihres Anblicks ungewohnt sind, wirkt die Eintönigkeit und Gleichförmigkeit ihrer Wälder fast beängstigend. „Ich bin Augenzeuge von dem sonderbar beängstigenden Eindruck gewesen", erzählt Humboldt, „den auf der Reise von einem Hafen an der Südsee durch Mexico nach Europa der erste Anblick eines Tannenwaldes auf einen unserer Begleiter machte, welcher, in Quito unter dem Aequator geboren, nie Nadelhölzer und Folia acerosa gesehen. Die Bäume schienen ihm blattlos, und er glaubte, da wir gegen den kalten Norden reisten, in der höchsten Zusammenziehung der Organe schon den verarmenden Einfluß des Pols zu erkennen. Der Reisende war ein trefflicher junger Mann, welchen wenige Jahre später in dem Unabhängigkeitskriege der spanischen Colonien edle und heiße Liebe zur Freiheit einem gewaltsamen, ihn nicht entehrenden Tode entgegenführte."

Exclusiv, wie die Palmen unter den Monokotyledonen, sind die Tannen unter den Dikotyledonen; aber jenen entgegengesetzt, scharen sie sich gesellig zusammen und meiden

die Nähe des Aequators. Nur Pinusarten kommen — und nicht selten — in den tropischen Antillen, wie in dem tropischen Gebirgstheile von Mexico vor; aber dieselben übersteigen nicht die Landenge von Panama. In einer weiten Strecke von fast 400 geographischen Meilen, vom Isthmus von Panama bis 12° südl. Br. sah A. von Humboldt keine andern Formen von Nadelholz als einen taxusartigen, 60 Fuß hohen Podocarpus und eine Ephedra americana. Auf den Inseln Cuba und Haïti steigt der Pinus occidentalis sogar bis zum Litorale herab und ist mit Palmen und Mahagonibäumen gemengt zu sehen. Die Stämme dieser Fichten, durch den Golfstrom an die Azorischen Inseln getrieben, gehören zu den Hauptzeichen, welche dem großen Entdecker die Existenz unbekannter Länder im Westen verkündigten; Columbus erwähnt auch eines Tannenwäldchens schon in dem Tagebuche seiner ersten Reise bei Cayo de Moya im Nordosten der Insel Cuba; die Vermischung von Tannen und Palmen hatte seine Gefährten in hohes Erstaunen gesetzt.

Die Zahl der Arten der Nadelhölzer ist sehr gering, es gibt vielleicht kaum 500; aber desto größer ist die Zahl der Individuen, da sie fast alle überaus gesellig wachsen, Wälder bildend, und sich überdies dabei gegen die Laubhölzer und auch unter sich sehr intolerant verhalten. Der nördlichen und südlichen Hemisphäre sind zugleich gemein Taxus, Guetum, Ephedra und Podocarpus; den höchsten Wuchs erreichen sie in der gemäßigten nördlichen Zone, ausgenommen die Araucarien in Brasilien, Chili, Neuholland, den Norfolk-Inseln und Neucaledonien; die riesenhaftesten Formen gehören den Geschlechtern Pinus, Araucaria, Dacrydium und Sequoia an; unter den Bäumen erreichen die Nadelhölzer überhaupt, nur von einer Art der Myrtenfamilie überragt, den größten Höhenwuchs. Während die Formen von Nadelholz dem Bereiche des Aequators fast ganz, der südlichen Hemisphäre mit einigen Ausnahmen, die jetzt bekannten Arten des Genus Pinus dieser aber gänzlich fehlen, schließt in den arktischen, fast sommerlosen Regionen aller Baum- und Strauchwuchs mit den Nadelhölzern ab.

Der imposanteste Baum unserer europäischen Nadelhölzer ist die Weißtanne, Pinus Picea; die Krone keiner Palme überragt ihre schlanke und spitz emporstrebende Gipfelpyramide. „Ich habe selbst", berichtet H. R. Göppert, „in Schlesien eine von 200 Fuß Höhe gekannt; sie modert jetzt schon seit Jahren in der Umgegend von Reinerz. Die Urwälder des Böhmerwaldes haben noch viele von gleicher Höhe aufzuweisen. Die größte jemals beobachtete hatte dabei 25—30 Fuß Umfang." Hochstetter unterwarf die Trümmer einer Weißtanne seiner Messung, welche 200 Fuß Länge und 30 Fuß Umfang ergab, und deren Holzmenge man auf 30 Klaftern Brennholz schätzte. Auch Fichten, Pinus Abies, von 16—20 Fuß Umfang und 6—700jährigen Alters sind nicht selten im Böhmerwalde, im übrigen Deutschland dagegen in solcher Stärke nur noch ausnahmsweise vorhanden, gegenwärtig meist sorgfältig gepflegt als Zeugen vergangener Waldherrlichkeit. „Es liegt in den besondern Verhältnissen der Gegenwart", schreibt der Forstinspector Schael, „in den gesteigerten Ansprüchen an den Wald und in der Abnahme der Bodenkraft, daß Riesenbäume, wie wir sie aus der Vorzeit bekommen haben, jetzt wol schwerlich mehr herangezogen werden, und unsere Enkel und Urenkel dürften wol kaum eine Erbschaft machen, wie die ist, die uns die Voraltern hinterlassen haben." Eine derartige Erbschaft von 261 Stück 250—500 Jahre alter Tannen, Abies pectinata, birgt ebenfalls das olbernhauer Staatsrevier im sächsischen Erzgebirge, wo dieselben unter Buchen aufgewachsen sind; ihr Höhenwuchs ist gleich 0, bedeutend aber der Stärkewuchs. Ein vielbesuchter Baum ist die Königstanne; bei einer Höhe von 1,4 Meter beträgt ihr Durchmesser 2,07 Meter; ihre Scheitelhöhe 47,4, Richthöhe 25,6, höchste Höhe 54,2; sie hat einen Schaftinhalt von 57,43 und einen Reisiggehalt von 14,36 Festmeter, zusammen also 71,79 Festmeter Inhalt, gleich 35 Faden; es ist zweifelhaft, ob

Deutschland noch viele derartige Bäume aufzuweisen hat. Lärchen, Pinus Larix, kommen in den Alpen auch häufig von 150—170 Fuß Höhe und 3—4 Fuß Durchmesser vor; besonders in Wallis sollen sie noch von 8—10 Fuß Stärke gefunden werden.

Die Hauptzierden der Haine des südlichen Europa, der bevorzugten Länder unter dem anmuthigen Himmel des Mittelmeerbeckens, bilden die Cypressen, Cupressus fastigiata, welche bei mäßigem Umfange ein sehr hohes Alter erreichen. Griesebach nennt uns als die berühmtesten Cypressen die auf dem Berge Athos im Klosterhofe von Haja-Leona, welche bei Erbauung des Klosters im Jahre 859 gepflanzt, mithin das erste Tausend Jahre hinter sich haben sollen und 4 Fuß über dem Boden einen Umfang von 12—15 Fuß besitzen. Ein noch höheres Alter schreibt man der Cypresse zu Somma in der Lombardei zu, wegen deren Erhaltung Napoleon, der gerade nicht Gefühle der Ehrfurcht gegen Naturwunder hegte, die Simplonstraße doch einen Umweg nehmen ließ.

Die asiatischen Nadelhölzer, namentlich am Himalaja, obgleich ausgezeichnet durch mächtige Dicke und Höhe des Stammes, wie durch die Länge der Nadeln, übertreffen doch nicht den Höhenwuchs der europäischen, sind ihnen aber hinsichtlich des Umfanges überlegen. Die Hauptzierde des Himalajagebirges ist die, der Ceder von Libanon nahe verwandte Deodvara (im Sanskrit dêwa-darû, ein Götterbauholz), Cedrus Deodara; sie wird 12—13 Fuß dick und nach Stoliczka bis zu 150 Fuß hoch und 38 Fuß im Umfang angetroffen; in Nepal steigt sie 11000 Fuß über den Seespiegel auf. Vor mehr als 2000 Jahren gab die Deodvaraceder am Behutstrome (Hydaspes) das Material zu Nearch's Flotte her.

Die älteste der, von religiösem Nimbus umgebenen Cedern des Libanon, deren nur noch wenige erhalten sind, hat angeblich einen Umfang von 35—45 Fuß; weit blickt sie in die graue Vergangenheit, auf die einstige Größe und Herrlichkeit der Gottesstadt Jerusalem hinab, ob sie auch nicht, wie die Sage geht, die Pracht und Herrlichkeit des Königs Salomo gesehen haben mag. R. Hooker schätzt ihr Alter gleichwol auf 2500 Jahre, so schwierig sich auch die Messungen der Cedern wegen der vielen Beschädigungen, welche sie erlitten haben, und der dadurch veranlaßten Auswüchse mit Genauigkeit ausführen lassen. Sehr verschieden lauten die Angaben über die Zahl der noch vorhandenen Cedern des Libanon, wie über ihre Größe und Stärke, und ebenso abweichend sind die Schilderungen der Eindrücke, welche diese biblisch geheiligten Patriarchen hervorrufen, je nach der Stimmung und Betrachtungsweise des Besuchers. Der Reverend Tristram schildert in seinem „Land of Israel“, wie die Vögel auf den Gipfeln der Cedern sitzen „außer Schußweite“. „Wo in aller Welt“, heißt es dagegen in dem neuesten im Jahre 1872 über Syrien erschienenen Buche von Richard Burton und Charles Thyrdhitt-Drake, „kaufte er denn sein Pulver? Wir wenigstens konnten mit Steinen hinüberwerfen!“ Ida Pfeiffer sah 1842 „20 sehr alte, davon 5 vorzüglich große und schöne Bäume, die schon in den Tagen König Salomo's existirt haben sollen“. „Wir zählten“, heißt es dagegen wieder in jenem Buche, „auf sieben verschiedenen Hügeln, von denen die vier größern in Kreuzesgestalt gruppirt sind, 9 alte Stämme, die von fern wie ein Stück Kiefernschonung aussahen und sich nahebei so elend machen, daß sie ein englischer Landedelmann in seinem Park nicht dulden würde. Mancher Kirchhof bei uns daheim hat wahrhaftig Taxusbäume, welche an stattlichem Aussehen diese Cedern übertreffen und wahrscheinlich viel ältern Datums sind.“ „Im Allgemeinen“, so lauten die Schilderungen dieser jüngsten, etwas nüchtern-kritischen Augenzeugen weiter, „ist die Libanonceder ein schlecht belaubter, nicht gut gewachsener, häßlicher Baum, durchaus nicht pittoresk, ausgenommen vielleicht von oben gesehen. Alle ältern Exemplare sind zerzaust, verstümmelt und abgeschält, der Zweige beraubt und durch Feuer angesengt, und Alles hauptsächlich durch die Eingeborenen. Wir selbst sahen, daß sie mit Splittern von diesen «Bäumen

des Herrn» ihren Kalk brannten und ihren Kaffee kochten. Es existirt zwar ein alter Mann, welcher den Titel «Wakil el Arz» (Wächter der Cedern) führt; aber er wäre der erste, der für ein Trinkgeld die Hand anlegte, um seine Schützlinge umzuhauen."

„Der Boden, wo die Cedern wachsen, besteht aus schneeweißem Kalk, welcher zum Theil von einem dunkeln Humus aus Cedernadeln und Detritus bedeckt ist. Der größte, im Nordosten gelegene Hügel trägt eine kleine elende Kapelle, in welcher eine Sardinenbüchse das heilige Sakrament enthielt. Jetzt ist diesem Uebelstande durch die Frömmigkeit englischer Katholiken gesteuert. Die ältesten Cederstämme stehen auf dem südöstlichen Hügel. Nachwuchs existirt nicht, da die Ziegen, jetzt ein ständiger Schaden in Syrien, alles beim ersten Aufkeimen abfressen. Außerdem sind Coniferen, wie die Familie der Orangen, Aristokraten; sie dulden kein plebejisches Unterholz und gemeines Gras unter sich."

Nicht weniger abweichend voneinander ist die Zahlenangabe der verschiedenen Reisenden; 1550 waren es 25; ebenso viele sah Fuhrer 1565 und andere Reisende 1575. Der Missionar Daadini fand im Jahre 1600 noch 23; 1657 Thevenot 22; 1696 Maundrell 16; 1737 Pococke 15; 1786 erklärt Volney, es gäbe nur 4—5, die überhaupt Beachtung verdienten; 1810 erwähnt Burkhardt wieder 11 oder 12 der ältesten und bestaussehendsten Cedern, außerdem 25 große, ungefähr 50 von Mittelgröße und über 300 kleine und junge; 1818 zählte Mr. Richardson 7; 1832 Lamartine ebenso viele; van de Velde fand 12 alte, welche nach der Ansicht der Maroniten von den Aposteln selbst gepflanzt wurden, und außerdem einen Nachwuchs von 400 jüngern. Ida Pfeiffer sah 1842 „20 sehr alte"; Dr. Stanley und Mr. Porter fanden ein Dutzend „Patriarchen"; Richard Burton und Charles Thyrwhitt-Drake 9 alte Stämme.

Die Cedern des Libanon stehen im höchsten Theile des Gebirges, unter 36° 2½′ östl. L. von Greenwich und 34° 14′ nördl. Br., ungefähr in der Mitte einer geraden Linie, welche Tarabulus (Tripolis) an der Küste mit Baalbek verbindet. Den Cedern kommen an Höhe gleich die Nepalcypresse, Cupressus torulosa, wie die der nordamerikanischen Weymouthskiefer sehr nahe stehende und sehr verbreitete Pinus excelsa; ebenso die Tannen von Japan und die merkwürdige Schirmtanne wie auch die Chomora-Steineibe, Podocarpus cupressina, des tropischen Asiens.

Mächtiger noch als die bisher genannten Nadelhölzer, erhebt sich die Norfolktanne, Araucaria excelsa, Australiens; bei einem Stammdurchmesser von 10—12 Fuß strebt sie bis zu 220 Fuß in die Höhe. Danach folgen die 200 Fuß hohen Maorifichten Neuseelands, die Kaurifichten oder Dammararten, merkwürdig durch blattartig ausgebreitete Nadeln wie durch die Erzeugung des echten Dammarharzes; ferner die Araucarien von der Moretonbai und in Neucaledonien mit 150 Fuß Höhe; die Rimu-Harzeibe, Dacrydium cupressinum, aus Neuseeland, über 200 Fuß hoch.

Denselben Riesenwuchs erreichen die beiden Araucarien auf der Südhälfte des Westcontinents: Araucaria brasiliensis, zwischen 15° und 25° südl. Br., und Araucaria imbricata, zwischen 35° und 50° südl. Br., auf den Abhängen der Andeskette in Chili und im obern und mittlern Theile Westpatagoniens; beide sind 224—244 Fuß hohe Bäume, unter deren ausgespreizten schattenlosen, von dreieckig-spitzen, stechenden Blattnadeln dicht besetzten Zweigen der ungebändigte braune Mann seinen Jagd- und Kriegsbogen spannt. Die letztere bietet in ihrem Samen ein ergiebiges Nahrungsmittel; die Zapfen, von der Größe eines Kindeskopfes, enthalten an 2—300 mandelgroße und mandelartig schmeckende Samen, die auch für den stärksten Esser zur täglichen Nahrung ausreichen; häufig schon hat diese Riesentanne die Bewohner jener Gegenden vor Hungersnoth bewahrt.

Auch an Umfang überragen die amerikanischen Nadelhölzer die der andern Inseln und Continente. Die mexicanische Cypresse, Taxodium distichum, vorzugsweise der berühmte

Baum von Oaxaca, erreicht bei einer Höhe nicht über 120 Fuß einen Umfang von 117 Fuß 10 Zoll pariser Maß; schon Ferdinand Cortez, der mit seinem freilich nicht zahlreichen Heere unter dem Schatten des Baumes ein Obdach suchte, gedenkt seiner. Für die Eingeborenen ist er ein Gegenstand höchster Verehrung. In Mexico gedeiht dieser, zu großer Dicke anschwellende Baum, dessen aztekischer Name Ahuahete Wassertrommel bedeutet, auf der Hochebene, zwischen 5400 und 7200 Fuß über dem Seespiegel und erfreut das Auge durch das zarte, freundlich grüne, aber — für die Tropengegenden ungewöhnlich — abfallende Laub, während er in den Vereinigten Staaten von Nordamerika in die sumpfigen Ebenen Louisianas hinabsteigt und an den Ufern des Red-River und Mississippi die furchtbaren, verrufenen Cypressensümpfe bildet.

„Riesenstämme von ungeheuerer Mächtigkeit, von 30—37 Fuß Durchmesser über dem Boden, drängen sich aneinander, ihre Zweige ineinander flechtend und am hellsten Tage ein düsteres Dämmerlicht verbreitend. Die Wurzeln bieten dabei die so auffallende Erscheinung von holzigen Auswüchsen, welche bald konisch und abgerundet, bald tafelförmig bis zu 3—4½ Fuß Höhe über der Erde hervorragen. Reisende haben diese Wurzelauswüchse, da, wo sie sehr häufig sind, mit den Grabtafeln eines Judenkirchhofes verglichen. Der Boden besteht nur aus halbverfaulten übereinandergethürmten Blöcken und dazwischen aus einem unergründlichen tiefen flüssigen Schlamm, in welchem sich gefräßige Aligators und die beißende Schildkröte umherwälzen, die alleinigen Herren dieser unter der Glut der fast tropischen Sonne qualmenden Hölle; so im hohen Sommer, während im Frühling sich brausend die trüben, schlammigen Fluten der austretenden Ströme in meilenweiter Ausdehnung durch diese feindselige Vegetation ergießen. Solche Wälder nehmen auch in der frischesten Belaubung den Charakter der schauerlichsten und abschreckendsten Wildheit an, und besonders ist es diese Cypresse, welche mit ihrer feinen, aber dichten Belaubung zur Bildung der ausgedehnten Sumpfmoore Veranlassung gegeben hat; sie hindert den Einfluß der Sonne und den erfrischenden Luftwechsel und verlangsamt so die Zersetzung der aufgehäuften Pflanzenleichen, welche jeglichen Abfluß des flachen und gefällosen Bodens hemmen, aber begierig die Feuchtigkeit einsaugen. Durch die fortwährende Zunahme der Vegetationsreste erhebt sich der Boden, und oft liegt eine solche wasserdurchtränkte, halb flüssige Masse zuletzt weit über dem Niveau der umgebenden Ebene, ohne daß jetzt noch die Sonne im Stande wäre, auch wenn Stürme das schützende Dach entfernen, den Sumpf auszutrocknen oder auch nur sein Fortwachsen zu beschränken. Ein solcher Sumpf erhebt sich bis zu 12 Fuß über die umgebende Ebene in Virginien zwischen den Städten Suffolk und Weldon, von den Einwohnern «the great dismal», der große Unselige, genannt, der nicht unbeträchtlichen Flüssen den Ursprung gibt und sie mit Wasser versorgt."

Die Nadelhölzer Obercaliforniens, die erst nach und nach zu unserer Kenntniß gelangten, nämlich: Pinus Sabiniana, von 220 Fuß Höhe, einem Stammumfange von 28 Fuß; Pinus Lambertiana, Abies amabilis, grandis, nobilis von 210—220 Fuß Höhe, Pinus Douglasii von 230 Fuß Höhe und 54 Fuß Umfang bei 3 Fuß Höhe über dem Boden; Pinus trigona von 282 Fuß Höhe und 36—42 Fuß Umfang bei 6 Fuß über dem Boden, bis 180 Fuß Höhe ohne alle Verzweigung, wurden lange Zeit für die höchsten Coniferen, ein naher Verwandter der obigen mexicanischen Cypressen aber, ebenfalls ein Bewohner Californiens, Taxodium sempervirens, 300 Fuß hoch, für den höchsten Baum der Erde überhaupt gehalten. Da nun gelangte um das Jahr 1850 durch Lobb, einen englischen Reisenden, die Kunde von noch höhern Bäumen als jene mit Recht schon bewunderten Riesen nach Europa, Bewohnern eines einsamen Haines derselben Halbinsel Californien. Ihre Entdeckung erregte das Staunen der ganzen civilisirten Welt, und doch sollte ihnen der letzte Ruhm endgültig anerkannter Riesenkönige noch

nicht verbleiben, sondern derselbe ihnen, wie weiter unter berichtet werden wird, von einem Baume des kleinsten, in allen seinen Lebenserscheinungen von der übrigen Welt abweichenden Continents streitig gemacht werden.

Der erste Enthusiasmus gab diesem californischen Riesenbaum den Namen Wellingtonia, und suchte mit diesem berühmten Namen zugleich den Baum, und mit der Uebertragung seines Namens auf dieses ehrwürdige Naturmonument den seinerzeit hochgepriesenen Träger desselben neu zu verherrlichen. Jedoch der gegenwärtig fast allgemein von den Botanikern angenommene und zutreffender befundene Name ist Sequoia*) gigantea, der Name eines nicht ganz vollblütigen Cherokeeindianers. Wir folgen nun weiter dem Berichte R. von Schlagintweit's. Der Baum wurde zuerst von einem Jäger, Namens A. T. Davd, gefunden; man hielt seine Mittheilungen einfach für eine „Jagdgeschichte"; um die ungläubigen Arbeiter von der Wahrheit seiner Angaben zu überzeugen, nahm er seine Zuflucht zu einer List; er gab vor, sie zu einem erlegten riesigen Bären zu führen, führte sie aber in Wirklichkeit zu jenen Bäumen und rief triumphirend: „Hier ist der Bär!"

Die Sequoias, den Cedern am nächsten stehend und mit dem Rothholz, Sequoia sempervirens, sehr nahe verwandt, haben ungemein kleine Zapfen, nahezu rund und kaum von mittlerer Apfelgröße. Die Rinde hingegen ist kolossal, weitaus dicker als die aller andern Bäume, häufig 1½, bisweilen 2 Fuß dick. J. D. Whitney zählte an einem im Calaveras-Grove umgehauenen Riesenstamm 1300 Jahresringe; unzweifelhaft haben einzelne ein Alter von 2000 Jahren; jedoch für die Annahme eines Alters von 3000 Jahren fehlt jeder Beweis.

Die Verbreitung, sowol die horizontale wie die verticale, ist sehr beschränkt; soweit bisjetzt bekannt, erstreckt sich dieselbe nur zwischen 36° und 38° 15′ nördl. Br., zwischen dem Südarme des Tuleflusses im Tulare County und dem Nordarme des Stanislausflusses im Calaveras County; ebenso nur zwischen 4500—7200 Fuß über dem Seespiegel; je nördlicher, desto höher liegt der Verbreitungsgürtel.

Die Sequoias werden niemals als abgegrenzte selbständige Baumgruppen angetroffen, sondern sie stehen immer zerstreut zwischen andern Nadelhölzern jeglichen Alters, Haine bildend, Groves, die gewöhnlich auf einen kleinen Umkreis beschränkt sind; eine größere von mehrern englischen Meilen bestandene Fläche findet sich nur auf den Abhängen des Bergrückens zwischen den Knigs- und Kavnahflüssen. Ganz alleinstehend, weit von seinesgleichen getrennt, ist nur ein einziger Baum gefunden worden.

Bisjetzt kennt man acht verschiedene Sequoiahaine mit mehrern tausend Bäumen zusammen; am besten ist der Calaveras- und Mariposahain erforscht; der erstere, nahe bei dem rechten Ufer des Nordarmes des Stanislausflusses, in einer Höhe von 4759 Fuß über dem Meere, enthält 90—100 Bäume, deren Höhe zwischen 150—325 Fuß beträgt. Viele haben allgemein bekannte und gebrauchte Namen; der Keystone State ist von den bisjetzt noch lebenden Bäumen der höchste, überhaupt der höchste Baum der Vereinigten Staaten, 325 Fuß hoch (nach Göppert gibt es, wie wir gleich sehen werden, noch höhere Bäume); umgefallene Bäume lassen auf eine Höhe von 400 Fuß und darüber schließen. So hoch auch diese Riesenbäume sind, dennoch kommen ihrer Höhe in Californien einzelne Exemplare des ihnen nahe verwandten Rothholzes ziemlich nahe; bei Santa-Cruz steht ein solcher Baum von 275 Fuß Höhe.

Im Jahre 1854 beraubte ein unternehmender Yankee einen Baum vom Boden bis zu einer Höhe von 116 Fuß seiner Rinde, stellte diese in verschiedenen Städten Amerikas gegen Eintritt aus und verkaufte sie schließlich dem Krystallpalast zu Sydenham bei

*) Der übereinstimmende Gattungscharakter mit Sequoia rechtfertigt das Auseinanderreißen dieser und das Aufstellen einer neuen Gattung nicht.

London, wo sie während einer Feuersbrunst ihren Untergang fand. Der Baum ist bis heute noch nicht abgestorben. In demselben Calaveras wurde ein anderer Baum gefällt, der einen Durchmesser von 24 Fuß hatte; fünf Leute waren 22 Tage lang mit dieser Arbeit beschäftigt, die, nach dem gewöhnlichen Preise von 3 Doll. Gold für einen Arbeiter in Californien, über 400 Thlr. preuß. Cour., kostete. Der Baum wurde durch eine Unmasse Löcher mittels großer Bohrer zum Fall gebracht; auf dem geglätteten Stumpf wurde ein Tanzpavillon errichtet; auch Theatervorstellungen wurden in diesem Pavillon gegeben, eine Zeit lang sogar ein Zeitungscomptoir errichtet, aus dem das „Rig Tree Bulletin" hervorging. Auf einen Durchschnitt des gefallenen Baumes gelangt man mittels einer Treppe.

Der Mariposahain ist allein vor Verwüstung in Schutz genommen; er wurde durch ein Staatsgesetz für einen öffentlichen Park erklärt; jede Beschädigung wird mit einer Geldstrafe bis zu 500 Doll. oder 6 Monaten Gefängniß bestraft; für die Aufrechthaltung der Ordnung ist ein amtlich bestellter Wächter eingesetzt. Der Hain liegt 5400—5600 Fuß über dem Meere; auf einem Raume von zwei englischen Meilen finden sich 5—600 Bäume, unter welchen nicht die höchsten, aber wol die umfangreichsten vertreten sind, Exemplare von 20—27, ja 30—33 Fuß Durchmesser. Der ehemals größte Baum ist nur noch in Ueberresten vorhanden, aus welchen zu schließen ist, daß er weit höher als 300 Fuß gewesen; er soll bei der Entdeckung des Mariposahaines entwurzelt am Boden gelegen und in Flammen gestanden haben, die ununterbrochen 4 Monate lang an ihm gezehrt, ihn aber nicht vollständig aufgezehrt haben. Fast alle Bäume haben an den untern Theilen mehr oder minder durch Feuer gelitten; manche sind bis zu 10 und 15 Fuß hoch angebrannt, bei einigen wahre Gemächer ausgehöhlt, sodaß der Baum auf mächtigen, stehen gebliebenen Säulen ruht, durch welche man bequem hindurchreiten kann, und zwischen welchen 10—12 Personen gemächliches Unterkommen finden. Durch ein zu Boden gefallenes Stück, das im Innern vollständig ausgebrannt, reitet man wie durch einen Cylinder hindurch.

H. R. Göppert macht folgende Mittheilungen: Der einsame, unter 38° nördl. Br. und 120° westl. L. in 4000 Fuß Höhe gelegene Hain der Grafschaft Calaveras wird seit seiner Auffindung mit Recht der Mammuthshain genannt; daselbst stehen die 250—450 Fuß hohen Könige der Wälder Californiens etwa im Umkreise einer Meile an Zahl 80—90 in einzelnen Gruppen zu 2—3 auf einem feuchten, von einem Bache bewässerten Grunde, selbst von den Goldgräbern wohl beachtet. Der eine heißt bei ihnen das „Minencabinet" wegen einer 17 Fuß breiten Höhlung im Stamme; die „drei Schwestern" sind aus Einer Wurzel entsprungen; der „alte Junggeselle", von Stürmen zerzaust, führt ein einsames Leben; die „Familie" besteht aus einem „Aelternpaare" mit „24 Kindern"; die „Reitschule", ein umgestürzter hohler Stamm, in dessen Höhlung man 75 Fuß weit hineinreiten kann. Der größte liegt am Boden, der „Vater des Waldes". Er mißt über der Wurzel 110 Fuß im Umfang, Höhe oder Länge 450 Fuß. Das Innere ist ausgebrannt. Man geht 180 Fuß lang wie in einem hohen gewölbten Gange und steigt zu einem Astknoten heraus. An einer Stelle wächst einer dieser Riesen auf einem andern ebenso starken, aber ganz in die Erde versunkenen Stamm.

Der größte Baum von allen, eine neue Wellingtonia oder Sequoia gigantea, ist bei Visalia im südlichen Californien entdeckt worden. Ihr Stamm mißt 40 Fuß 4 Zoll im Durchmesser; er übertrifft somit noch um 7 Fuß den Durchmesser der bisher bekannten größten Exemplare, die auf der Sierra Nevada an den Quellen des Stanislaus und San-Antonio wachsen. Ein Abschnitt einer solchen Mammuthskiefer ist in Cincinnati ausgestellt; er ist nur 14 Fuß hoch, hat aber 76 Fuß im Umfange. Dieser Abschnitt stammt aus dem Walde bei Mariposa; sein Transport in einzelnen Sectionen bis

zur Eisenbahnstation Stockton fand auf drei Riesenwagen statt, die von 34 Ochsen gezogen wurden.

Glücklicherweise ist das Verschwinden des californischen Riesenbaumes trotz des vandalischen Treibens der Speculanten und Zerstörungssüchtigen nicht so bald zu besorgen, da man in neuester Zeit nach W. Hopp noch 8—9 solcher Mammuthhaine entdeckt, die etwa 1200 solcher patriarchalischer Exemplare enthalten, und die amerikanische Regierung es sich angelegen sein läßt, diese Wunder der Vegetation zu retten. Die Rinde der Bäume ist an 15—20 Zoll dick, dunkelbraun; das Holz weiß und selbst bei den ausgewachsenen Exemplaren mit so weiten Jahresringen, daß jene 30 bis 40 Fuß dicken Bäume kaum ein höheres Alter als etwa 1500 Jahre beanspruchen können; keineswegs 3000 Jahre.

Nur einer einzigen lebenden Conifere, dem Taxus oder Eibenbaum, kann mit großer Wahrscheinlichkeit ein solches Alter zugeschrieben werden. „Nach vielfachen, in Schlesien an acht verschiedenen Orten in der Ebene und im Gebirge von mir gemachten Beobachtungen", schreibt Göppert, „nimmt der Taxus alljährlich nur eine pariser Linie an Dicke zu, eigentlich soviel nur in den ersten 50 Jahren, später sogar etwas weniger. In England verhält er sich ähnlich; Stämme von 58—60 Fuß Umfang und also 2—3000 Linien Durchmesser, wie auf dem Kirchhofe zu Braburn in Kent und zu Fotheringall in Schottland sich befinden, können daher sehr wohl 2500—3000 Jahre alt sein." Auch Decandolle findet, daß unter allen europäischen Baumarten die Taxusstämme das höchste Alter erreichen; für die beiden obengenannten Stämme ergeben sich nach seiner Schätzung 30 und 26 Jahrhunderte; für den Eibenbaum von Crovhurst in Surray und Rippon in Yorkshire $14\frac{1}{2}$ und 12 Jahrhunderte. Endlicher erinnert, daß ein anderer Taxus, auf dem Kirchhofe zu Grasford in Nordwales, der unter den Aesten 49 Fuß im Umkreise mißt, über 14 Jahrhunderte alt ist, und einer in Derbyshire auf 2096 Jahre geschätzt wird. Zu den stärksten Eiben in Deutschland gehört ein Stamm im Fürstensteiner Grunde in Schlesien von 7 Fuß und einer zu Somsdorf unweit Tharand von $12\frac{1}{2}$ Fuß Umfang, denen man also wol ein Alter von 5—900 Jahren zuschreiben könnte.

So arm auch die Nadelhölzer an Arten sind und so eintönig daher ihre Massengesellschaft die Landschaft gestaltet, so wetteifern doch die Individuen der meisten dieser Arten an kühnem und stolzem Wuchs, an Kraft und Großartigkeit mit den imposantesten Gestalten des Pflanzenreiches; und so wechsellos gleichförmig auch ihre Wälder ausgedehnte Landstrecken überziehen, zeigen sie doch bei ihrem allgemein übereinstimmenden Charakter wesentliche Verschiedenheit in ihren einzelnen Zügen. Mit geraden säulenförmigen, untereinander parallelen Stämmen, mit kegelförmigen, von quirlartig gestellten Aesten getragenen Kronen bauen sich die Fichtenwälder auf; die Kiefernwälder ruhen auf knorrig gebogenen Stämmen, deren Linien sich überall in der Perspective kreuzen, einen flachen Laubschirm tragend, eine Form, die am reinsten und edelsten von der Pinie dargestellt wird. Hier die Nadelbelaubung lang und schlaff, dort kurz und straff; jene büschelförmig, rebenartig herabfallend von den horizontal ausgebreiteten und niedergesenkten Hauptästen, diese eng und knapp, bürstenartig den Zweigen eingefügt; ringsumher macht das fahle Graugrün des immergrünen Baumes den Eindruck des Winters nur noch trüber und melancholischer, weiterhin lügt sein heiterer, frischer Glanz durch die Schneedecke noch einen Sommer in die erstorbene Natur und in die Brust des Menschen.

Den herrlichen, vielgestaltigen und vielfach schattirten Blätterschmuck des Laubholzes kann uns freilich das Nadelholz nicht ersetzen; sein Nutzen steht aber jenem des Laubholzes vollkommen gleich. Die Kiefer zunächst scheint von der Natur bestimmt, die unfrucht-

baren Heiden und Sandwüsten für die menschliche Gesellschaft nutzbar zu machen. Eigentlich der Ebene angehörend, bewaldet sie im südlichen Deutschland häufig Berge und kommt daselbst in der Ebene selten vor; wie ihre Wälder in meilenweiter Ausdehnung die Mark Brandenburg bedecken, wiederholen sie sich in üppiger Entwickelung in den Kiefernheiden (Pine barrens) Nordamerikas; hier wie dort einen kieseligen Boden liebend, ziehen sie sich in einem breiten, viele hundert englische Meilen langen Gürtel an der Küste von Virginien und Nordcarolina herab und bilden durch ihre Masse einen scharf hervortretenden Zug in der Physiognomie des ganzen Landes.

Die Benutzung des Kiefernholzes zur Feuerung ist unter allen Nadelhölzern die vortheilhafteste, weil es die meiste Heizkraft besitzt und sich roh und verkohlt zum Buchenholz wie 832 : 1000 verhält, wenn es aber recht harzig ist, ein noch günstigeres Verhältniß darbietet und überall, wo es mehr auf schnelle als anhaltende Wirkung ankommt, unübertrefflich ist. Ebenso dient es als Bauholz gleich allen andern Tannenholzarten. Aus den für die Theerbereitung sehr ergiebigen Wurzeln und dem untern Stammende macht man zum Feueranmachen die Kienspäne, deren Verkauf im harten Winter die Noth der Armuth lindern hilft, und aus dem Harze wird Pech, Terpentin, Kolophonium, Kienruß und Terpentinöl gewonnen. Die Rinde enthält Gerbstoff, und die innern feinen Lagen derselben benutzt der Lappländer zu Band; die zarten Triebe werden auch anstatt des Hopfens angewendet.

Im südlichen Europa liefert die Pinie in ihren eirunden Zapfen die harten, runden Zirbelnüsse, deren Kerne einen mandelartigen Geschmack haben und gegessen werden; sie enthalten Oel, das aber, wie die Nüsse, leicht ranzig wird. Auch die Riesenfichte (Pinus Lambertiana) Californiens trägt an den herabhängenden Zweigspitzen kegelförmige, 16 Zoll lange Zapfen mit eßbaren Nüssen, die geröstet süß und angenehm schmecken; das ambraartige süße Harz des Baumes wird statt des Zuckers gebraucht. Die Weihrauchkiefer in Virginien und Canada schwitzt ein angenehm riechendes Harz aus; die Weymouthskiefer liefert ein besonders festes, kostbares Bauholz.

Sehr vielseitig wird das Cedernholz benutzt; es genießt wegen seiner Dauerhaftigkeit, der schönen braunrothen Farbe und des Wohlgeruches in seiner Heimat, auf den Bergen Syriens, dem Libanon und Taurus seit den ältesten Zeiten eines hohen Ruhmes. Als Bauholz ausgezeichnet, wird es auch zu feinern Arbeiten, namentlich zu Bleistiften, Pfeifenröhren, kleinen Kästchen u. dgl., auch zum Räuchern verwerthet. Das Cedernharz diente ehemals zum Einbalsamiren der Todten. Durch Einschnitte in den Stamm gewinnt man auch das Cederngummi, das dem Mastix ähnlich ist. Durch Auströpfeln des Holzes am Feuer erhält man das Cedernöl, Cedrium, mit dem die Alten ihre Bücher bestrichen (Cedrati libri), um sie gegen Insekten und Moder zu bewahren. Die Nadeln, welche von 1½ Zoll Länge in Büscheln stehen, schwitzen einen süßen Stoff (Cedernmanna) aus, der früher als Heilmittel benutzt wurde.

Die würzigen Eigenschaften theilt mit der Ceder der Wachholder. Unser gemeiner Wachholder, Juniperus communis, der als ein baumartiger krüppeliger Strauch an Bergen und trockenen Orten in unserm Deutschland meistens ein geduldetes Dasein fristet, hat sehr nahe Vettern, die zu dicken und hohen Bäumen emporwachsen. Die bermudische Ceder, Juniperus bermudiana, ein schöner dichtästiger Baum auf den Bermudasinseln, wird so stark, daß aus seinem Stamme Boote geschnitten werden. Das Holz ist sehr dauerhaft und wohlriechend. Juniperus drupacea, in Syrien, ist ein Baum von der Höhe der Cypresse. Juniperus lycia, ein baumartiger Strauch in Spanien, in der Levante, in Syrien, liefert eine Art Gummiharz, welches zum Rauchen dient; Juniperus phoenicea, ein kleiner Strauch im Orient, gibt ein Harz, welches schon von den Alten unter dem Namen Arkeydos erwähnt, wie Weihrauch benutzt wird. Auch unser gemeiner Wachhol-

der hat seine Verdienste; sein sehr hartes Holz eignet sich zu mancherlei Arbeiten und nimmt eine schöne Politur an; die Beeren finden in Destillationen und anderweitig mehrfache Verwendung; gewisse heikle Dienste aber vollzieht er noch mit durchgreifenderer Wirkung als selbst das übel berüchtigte Bambusrohr. Ein unverwüstliches und zu Tischlerarbeiten sehr geschätztes Holz liefert vor allem der Eibenbaum, der in den europäischen Ländern zwischen dem 46° bis 60° nördl. Br. verbreitet ist.

Besser aber als alle detaillirte Beschreibung seiner Verdienste erzählt das Schiff das Lob unsers Tannenbaumes, an dessen schlanken, riß- und knorrlosen, biegsam-zähfesten, hoch aufgerichteten Stammsäulen es seine Schwingen ausspannt, und vom Sturm erfaßt, die rollenden Wogen durchschneidet, durch alle Fernen der Erde, von Zone zu Zone, von Volk zu Volk die höchste Mission der Menschheit tragend: Cultur und Bildung, sittlichen und materiellen, menschenwürdigen Wohlstand und veredelnden Lebensgenuß.

Den physiognomischen Contrast, welchen die spitze, zusammengezogene Nadelblattform mit der breiten, ausgedehnten Blattform der Monokotyledonen darbietet, finden wir ebenso ausgeprägt wieder in der Nebeneinanderstellung jener Typen größter Zusammenziehung in der Blattform mit den größten Blattträgern der Dikotyledonen, den Wasserrosen, den Nymphäaceen und Nelumboneen. Auch hier sehen wir, wie bei den Musen-, Palmen- und Pothosgewächsen, auf langen fleischigen, saftigen Blattstielen das ausgedehnteste zellige Gewebe der Blattfläche, und die größte gleichmäßig-kreisförmige Ausdehnung der Blattfläche überhaupt in der Wasserrose Guyanas, der Victoria regia. Die Entdeckung derselben durch Sir Robert Schomburgk im Flusse Berbice in Britisch-Guyana hatte in allen Kreisen der gebildeten Welt dasselbe Aufsehen hervorgerufen, wie später die Entdeckung der californischen Landriesen. Dort, auf der Oberfläche der durchwärmten, ruhig fließenden tropischen Gewässer liegen die runden Riesenblätter dieser prachtvollen Wasserpflanze gleich schwimmenden Inseln ausgebreitet, von einem mannichfachen beweglichen Leben aufgesucht, von den kleinen, in schillerndes Gefieder gekleideten Ufervögeln, welche zwischen den herniederhängenden Zweigen des nahen Ufergebüsches und den Blattinseln hurtig auf- und niederflattern, den funkelnden Käfern, den leichten Libellen, den metallisch glänzenden Fliegen und Mücken und dem ganzen Heere der kriechenden und fliegenden Insekten, das in den großen Blumensternen nach Nektar und Ambrosia nascht oder sich in dem warmen Wasserdunste sonnt und sein kurzes Leben vertändelt; oder große Wasservögel, der arglistige Reiher, der Taucher, die bunte muntere Ente ruhen auf der schwimmenden Blattwiese, die Beute erspähend, welche durch die schattigen Schlupfwinkel des Blumen- und Blattarchipels rastlos hin- und herrudert.

„Als viele trübe Gedanken noch meinen Geist beschäftigten“, erzählt Sir Robert seine Entdeckungsgeschichte, „kamen wir an eine Stelle, wo sich der Fluß mit einem mal ausbreitete und an seinem östlichen Ufer ein spiegelglattes Bassin bildete, während sich die Strömung am entgegengesetzten Ende hinzog. Ein Gegenstand, den ich am südlichen Ende des Bassins bemerkte, zog meine besondere Aufmerksamkeit auf sich, und da ich wegen der großen Entfernung nicht darüber einig werden konnte, was es eigentlich sei, so trieb ich meine Bootsmannschaft an, stärker zu rudern, und bald hielten wir dem Gegenstande unserer Neugier, einem wahren Wunder der Pflanzenwelt, gegenüber. Alle Mühseligkeiten waren vergessen; ich war Botaniker und ich fühlte mich in dieser Entdeckung reichlich für alle Entbehrungen belohnt. Ein riesiges, fast kreisrundes Blatt von 5—6 Fuß Durchmesser, in der Form eines Präsentirtellers, mit einem 3—5 Zoll hohen, aufrecht stehenden, oberhalb hellgrünen und unterhalb karmoisinrothen Rande, ruht auf dem Wasser; mit diesem wunderbaren Blatte stimmten die üppigen Blüten völlig überein, die aus vielen hundert Blumenblättern bestanden, welche von dem reinsten Weiß

in vielfachen Abstufungen in das Rosa und Fleischfarbene übergingen. Oeffnen sich die 14 Zoll im Durchmesser großen Blüten, deren man 20—30 auf einem kleinen Raume sehen kann, so sind sie weiß, in der Mitte fleischfarben, das, je älter die Blume wird, sich immer mehr verbreitet, bis es gewöhnlich den folgenden Tag die ganze Blume bedeckt. Ein lieblicher Geruch erhöht die Schönheit derselben nur noch mehr. Das spiegelglatte Wasser war ganz von ihnen bedeckt, und ich ruderte von der einen zur andern und fand immer wieder etwas Neues zu bewundern. Wir trafen diese herrliche Blume später noch häufig an, und je weiter wir vordrangen, um so riesenhafter wurden sie; eine der größern maßen wir und fanden ihr Blatt 6 Fuß 5 Zoll im Durchmesser, den Rand 5½ Zoll und die Blume selbst 15 Zoll in der Quere. Die Blume wird vielfach von einem Käfer heimgesucht, der den innern Theil der Scheibe fast gänzlich zerstört, und von dem wir oft 20—30 in einer Blume zählten."

Gleich vielen andern herrlichen Pflanzengebilden einer fremden Zone, haben Kunst und Wissenschaft auch diese Wasserrosenkönigin Guyanas in unsern Gewächshäusern heimisch gemacht, und unter dem Schutze des Glasdaches und einer künstlichen tropischen Atmosphäre entfaltet sie ihre Riesenblätter und Blumen fast ebenso vollkommen wie in ihrer eigenen Heimat, wo sie, eine ungefesselte Nymphe, unter rauschenden Palmen und zartlaubigen Mimosen aus dem warmen Grunde des Wassers an das heiße Licht der Tropensonne steigt.

Wie die Victoria regia den Typus der größten flachen Ausdehnung in der Blattform darstellt, so kommt die riesenhafteste Entwickelung der Blume in einer parasitischen Pflanze auf Java und Sumatra, welche der Gattung der Cytineen angehört, Rafflesia Arnoldi, zum Vorschein. Die Blume dieser Schmarotzerpflanze, von Dr. Arnold im Jahre 1818 in Sumatra entdeckt, ist stengellos, von großen blattartigen Schuppen umgeben, sie riecht pilzartig thierisch nach Rindfleisch, und hat fast 3 Fuß Durchmesser. Die größte Baumfrucht bringt der Totumabaum, Crescentia cujete, in Südamerika hervor; die größte bisjetzt bekannte Riesenfrucht aber erzeugt der Flaschenkürbis, die Calabasse, über den ganzen Tropengürtel verbreitet. Wo nun die erste Ansiedelung auf dem entwaldeten, eroberten Boden in entlegener, verkehrsloser Wildniß entstehen mag, wächst zugleich mit Haus und Hof auch der Totumabaum auf, und breitet die Calabasse ihre weit umhergreifenden Ranken über die eben aufgebrochene Erde; beide reichen in ihren gespaltenen und ausgehöhlten harten Schalen dem menschlichen Haushalte in seinem Entstehen die ersten Hülfen, das nothwendigste Geräth dar: Krüge, Flaschen, Schüsseln, Fässer, Büchsen, Schalen, Näpfe, Löffel, Pulverhörner und was sonst Trockenes und Nasses will aufgefangen, gesammelt und aufgehoben sein. Und selbst in den bevölkerten Gegenden und an den belebten Landstraßen, in Stadt und Land, wo Wohlstand und Bequemlichkeit, Fayence und Töpfergeschirre längst Eingang gefunden, wird dieser älteste und treueste Hausfreund doch nicht aus Haus und Hof verwiesen; denn der Eingeborene des Landes hängt mit Liebe und Achtung an diesen natürlichen Erzeugnissen seiner Heimat, und nimmt den warmen und kühlen Trunk lieber aus Napf und Schale, welche die ihn umgebende Natur ihm in die Hand drückt, als aus Glas und Porzellan der fremden, ihm fern stehenden Welt. Immer auch führt der Reiter oder Fußwanderer am Sattel- oder Hüftgurte ein Totumaschälchen mit sich, um auf beschwerlichem, sonnigem Wege das frische Quellwasser zu schöpfen und die trockene Zunge zu netzen; und häufig bewahrt der junge Bursche in ihr ein Angebinde lieber Hand, welche kunstfertig verschlungene Namenszüge oder zierliche Arabesken in die harte Rinde geschnitten und bunt mit Gold und Farben ausgelegt hat.

Cuba und die Cubaner.

II.

1) Die Sklaverei.

Die Negerimportation von der Westküste Afrikas nach Cuba begann im 16. Jahrhundert unter Isabella der Katholischen. Im Jahre 1772 belief sich die Anzahl der Sklaven auf 138000, gegenwärtig beträgt sie ungefähr eine halbe Million. Nur die Neger von reinem Blut gelten aber als dem schweren Ackerbau, namentlich dem Zuckerbau, in Cuba völlig gewachsen. Die Mulatten, Quadronen, Mestizen werden mit jeder Generation schwächlicher. Die Pflanzer hatten daher das dringliche Bedürfniß nach stets frischer Zufuhr aus Afrika. Arbeitstüchtige Neger stiegen inzwischen gewaltig im Preise; im Jahre 1830 war der Preis pro Kopf 250 Doll., 1850 schon 500 Doll. und gegenwärtig 1200—2000 Doll.

Spanien machte sich dagegen bereits im Jahre 1815 auf dem Wiener Congreß anheischig, den Sklavenhandel abzuschaffen. Im Jahre 1817 nahm Spanien ferner von England eine Vergütigung von 400000 Pfd. St. an, indem es sich abermals dazu anheischig machte. Trotzdem wurde die Sklaveneinfuhr in Cuba fortgesetzt; dieses blieb sogar der Markt, welcher die Südstaaten der Union mit Sklaven versah. Bis in die neueste Zeit fand die Einfuhr der Sklaven mit der offenen Genehmigung des Generalkapitäns statt, welcher dafür eine Gebühr von einem Dublon pro Kopf erhob. In letzter Zeit konnten die Neger jedoch nur eingeschmuggelt werden, wozu der breite Gürtel der Cayos mit seinem unermessenen Labyrinth von Meeresarmen so günstig war. Es war ein sehr gewinnbringendes Geschäft, an welchem sich nicht nur Spanier, sondern Leute aus allen Nationen, namentlich auch Engländer und Amerikaner betheiligten. Man behauptet, daß ein volles Drittel der gegenwärtig auf den Plantagen arbeitenden Neger aus Afrika gebürtig ist. Um die Einfuhr geheimzuhalten, werden die Sklaven, wenn sie alt und undiensttüchtig geworden sind, von ihrem Herrn „getödtet und begraben", d. h. beiseitegehalten, während sie neu importirte Neger an ihre Stelle treten lassen. Kommt eine neue Ladung Neger an, so ersuchen die Eigenthümer den Capitan de Partido, eine Zeit lang zu verreisen, indem sie ihm ein Reisegeld von 4—5000 Doll. zustellen. Während seiner Abwesenheit wird die Landung bewerkstelligt, und sollte die höhere Behörde dann die Sache erfahren und den Capitan zur Rede stellen, so entschuldigt er sich damit, daß er zur Zeit der Landung unglücklicherweise gerade verreist war.

Die frische Zufuhr war auch aus dem Grunde erforderlich, weil die natürliche Vermehrung der Sklaven in sehr langsamer Weise vor sich ging. Man gab sich die größte

Mühe, die Fruchtbarkeit der Sklavenmütter zu fördern, gab Belohnungen für jedes Kind, befreite während mehrerer Monate vor und nach der Entbindung die Mutter von allen schweren Arbeiten und gewährte vielfachen Comfort. Dennoch wurde unter drei Geburten kaum ein Kind von einer Mutter großgezogen; das Kind wurde von der Mutter mit förmlichem Haß behandelt. Auch verstanden viele Negerinnen sich trotz ihres Umgangs mit den Männern kinderlos zu erhalten.

Die Negersklaverei ist in Cuba die Basis der ganzen Oekonomie, der landwirthschaftlichen und commerziellen, wie sie es unter Anerkennung der Gesetze des Landes seit drei Jahrhunderten gewesen ist. Die Negerarbeit ist dem Pflanzer auch durch keine andere Arbeit zu ersetzen, weil der Neger die Hitze, sowol die im Felde, wie die noch größere in der Zuckersiederei, besser verträgt, als irgendein anderer Arbeiter, und weil er überhaupt größere Körperkraft besitzt. Obgleich von Natur träge, kann er bei geeigneter Behandlung, bei geschickter Anwendung von Belohnung und Bestrafung doch leicht zu großer Anstrengung vermocht werden. Wenn er einmal im Gange ist, arbeitet er mit wahrer Lust. Schwere Arbeit wird ihm leicht. Die Schwierigkeit ist ihn zu regelmäßiger, stetiger Arbeit anzuhalten. Auf den größern Plantagen ist es hauptsächlich die Gewohnheit, die ihn dazu zwingt. Der Negersklave leistet ohne Frage durchschnittlich mehr als zwei freie Arbeiter, ist überhaupt ein so tüchtiger und so williger Arbeiter, wie der Pflanzer sich nur wünschen kann. Dabei ist selbstverständlich die Arbeit des Negersklaven die billigste; der Sklave kostet seinem Herrn nur die Unterhaltungskosten, welche sich bei einem arbeitskräftigen Neger auf ungefähr 50 Doll. jährlich belaufen. Der gegenwärtige Gesammtgeldwerth der Sklaven in Cuba wird von den Sklavenhaltern auf 3500 Mill. Doll. veranschlagt; jedoch gewiß zu hoch; in Wirklichkeit wird er jedoch 1000—1200 Mill. Doll. betragen.

Die Arbeit in den Zuckeringenios ist eine schwere. Während der Erntezeit währt die tägliche Arbeit 16—18 Stunden, Sonntags nicht ausgenommen. Wenn ein importirter Sklave sich fünf Jahre am Leben erhält, so gilt dies schon für lange. Doch ist die Arbeit durch Anwendung von Maschinerie sehr erleichtert worden, und die Maschinerie wird fortwährend verbessert. Einige Pflanzer wenden allerdings schwere Zwangsmittel an, Prügelstrafe, Ketten, einsame, unterirdische Einkerkerung. Der Mayoral oder Aufseher, gewöhnlich ein großer starker Mann in weißem Leinwandanzuge, steht fortwährend hinter den arbeitenden Sklaven mit einer langen, vielknotigen Peitsche, und es fallen fortwährend leichte Hiebe hier und da auf die nackten Rücken, eben zur Erinnerung, daß Zeit Geld ist. Die gewöhnliche Prügelstrafe ist Veinte cinco, 25 Hiebe. Der Sträfling wird kopfunter auf eine schräge Leiter mit Händen und Füßen festgebunden, und der Mayoral und sein stämmiger Gehülfe bringen ihm je ein Dutzend mit ihrer knotigen Peitsche bei, worauf der Rücken mit Salz und Rum eingerieben wird. Doch wird in den größern Plantagen sehr selten Prügelstrafe ertheilt; es ist nur die Furcht vor der Strafe, zumeist aber, wie schon bemerkt, die Gewohnheit, welche zur Arbeit zwingt. Ueberhaupt ist in sehr vielen Plantagen und auch in den Ingenios, die Erntezeit ausgenommen, auch die Arbeit keineswegs übermäßig schwer. Die Hausdomestiken haben es gewöhnlich sehr gut. Manche Herren gestatten ihren Sklaven, in der Stadt Geschäfte auf eigene Rechnung zu treiben; nur müssen sie einen Theil ihres Verdienstes ihrem Herrn abtreten. Viele Wasserträger, Fuhrleute, Hausdienstboten in der Stadt sind solche Sklaven. Immer sind die Sklaven sehr gut genährt, und in materieller Hinsicht ist ihr sorgenfreies Leben gar wol dem sorgenvollen, kümmerlichen und nicht minder mühevollen Leben des europäischen Arbeiters vorzuziehen. Die Neger sehen fett und feist, glatt und blank aus und sind immer guter Dinge. Ihr munteres Wesen sticht sehr ab gegen das trübe, niedergeschlagene Aussehen des chinesischen Kuli, welcher dem Gesetze nach von seinem Herrn nicht geprügelt

werden darf. In ihrem Benehmen dem Herrn gegenüber sind sie keineswegs unterwürfig oder knechtisch. Wenn der Herr nach längerer Abwesenheit auf der Plantage erscheint, so drängen sie sich mit einer gewissen kindischen Zudringlichkeit jauchzend um ihn her und erflehen oder vielmehr fordern seinen Segen.

Die Neger gehen bei der Arbeit halb nackt. Des Abends versammeln sie sich in saubern Leinwandanzügen; die Weiber mit bunten Taschentüchern um den Kopf, die Männer in Strohhüten mit breitem Rand. Die häufigen Festtage gewähren häufige Erholung, wo dann beim Klang des Banjo und Tumba (eine Art Tamburin), begleitet von Schnurren, Guiros (Kratzen), Gesang, in der Stadt in ihren eigenen Cabildos (Tanzsalons) die Lanza oder Danza criolla aufgeführt wird. Während des Carnevals entwickeln sie eine tobende Lustbarkeit, und es werden ihnen dann die größten Freiheiten gestattet. Doch dürfen weder Neger noch andere Farbige sich auf Bällen oder bei andern Lustbarkeiten der Weißen sehen lassen; im Theater werden in der obersten Galerie einige hintere Bänke für die Schwarzen und Farbigen beiseitegesetzt.

Es gibt in Cuba gegen 300000 freie Neger und Farbige. Dieselben oder ihre Voraltern haben sich entweder mit den Ersparnissen vieler Jahre losgekauft, oder es ist ihnen von einem gütigen Herrn die Freiheit testamentarisch geschenkt worden. Sie treiben meistentheils einen Kleinhandel in den Städten. Viele sind Musiker, wofür sie, das Pianoforte etwa ausgenommen, eine natürliche Anlage haben. Allein die Mehrzahl hat ihrem Hang zur Trägheit nachgegeben und ist in Elend verfallen, was sie dann zum Betteln geführt hat, ein Geschäft, welches sie, sobald sie darin Meister geworden sind, ebenso einträglich wie bequem finden. Es gibt in den Städten eine große Menge von Bettlern, meistens Neger; besonders sieht man sie an Sonn- und Festtagen. Sie geberden sich fast ebenso großartig wie die Bettler in Spanien. Mildthätigkeit, „gute Werke" ist ja ein leitendes Princip der katholischen Religion. Die Bettler sind überaus ungestüm, ja unverschämt; sie fordern die Almosen förmlich. In Santiago bettelt ein alter, blinder Neger mit dem Spitznamen Carrapatam Bunga, gekleidet in einen saubern Anzug von braunem Holland mit einem feinen Panamahute, die Cigarre im Munde, einen großen Sack auf dem Rücken für die in Naturalien ertheilten Almosen, einen langen Stab in der Hand. Dieser alte Bettler ist der Besitzer einer kleinen Plantage und von Sklaven, welche sie bestellen. Er gewann die Summe, um die er die Plantage erkaufte, in der havanaer Lotterie, blieb aber dessenungeachtet bei seinem einträglichen Bettlerhandwerk. Unter den Bettlern in Santiago befindet sich sogar ein Dichter, Roblijo, ein früherer Negersklave, welcher sich seine Freiheit mit dem Erlös aus einem Bande von ihm verfaßter Gedichte, die seine Freunde für ihn herausgaben, erkaufte.

Aus den Reihen der freien Neger tüchtige landwirthschaftliche Arbeiter zu erlangen, dazu haben die Pflanzer keinesfalls Aussicht, weder von den Negern allein noch in Gemeinschaft mit Kulis oder Europäern. Der freie Neger hält sich nicht nur für dem Weißen und dem Chinesen gleich, sondern für viel besser, was er als landwirthschaftlicher Arbeiter, insofern es ihm eben beliebt, im tropischen Klima auch wirklich ist. Der freie Neger arbeitet im Felde nur für sich selbst. Sich als landwirthschaftlichen Arbeiter für andere zu verdingen, hält er für eine Entwürdigung.

Wenn man die Verhältnisse in den andern westindischen Inseln in Vergleich zieht, so erscheint es wahrscheinlich, daß dem Neger, wenn er einmal vollständige Freiheit erlangt hat, mit der Zeit Cuba, wie San-Domingo und das übrige Westindien, als Erbtheil zufällt. Alle übrigen Rassen verkommen nach und nach in diesem Klima, der Neger allein gedeiht.

Die Einführung der Kulis hat bisher einen keineswegs günstigen Erfolg gehabt; doch

berechtigt das bisherige Ergebniß noch nicht zu einem entscheidenden Urtheil, inwiefern durch die Kulis schließlich entsprechende freie Arbeit geliefert werden könnte. Die Kulis sind bisher wesentlich nicht als freie Arbeiter, sondern als Sklaven behandelt worden. Es gibt gegen 60000 chinesische Kulis in Cuba, welche seit zwölf Jahen importirt worden sind. Bei dem bisherigen Verfahren wird einerseits nicht Sorge getragen, daß der Chinese sich ganz freiwillig anwirbt, noch auch daß die Greuel der Passage vermieden werden, noch auch andererseits, daß dem Chinesen die Contractstipulationen, unter denen er sich bei seiner Ankunft in Cuba verdingt, gehörig garantirt werden.

Dem Pflanzer scheint es gar nicht in den Sinn zu kommen, den Chinesen anders als einen Sklaven zu behandeln. Wenn er nach dem Baraccoon geht, um einen neuangekommenen Kuli zu heuern, sagt er nicht, er gehe, einen zu miethen, sondern einen zu kaufen. Der Kuli wird der Discretion des Pflanzers überlassen, wird gleich in seinem Contract betrogen, bald ganz wie ein Sklave behandelt und der Prügelstrafe unterworfen. Seine höhere Intelligenz, sein empfindlicheres, wärmeres Temperament empört sich gegen eine Behandlung, die der Negersklave sich bereitwillig gefallen läßt, und sein scheinbar phlegmatisches Wesen sucht in gewaltsamster Weise Rache durch Mordbrand, Mord, Selbstmord. Es finden im Jahre wol gegen 50 Hinrichtungen von Chinesen statt wegen solcher Verbrechen. Häufig werden die Kulis flüchtig, wobei ihnen ihre große Verschlagenheit und ihre Geschicklichkeit, sich zu verkleiden und zu verstellen, sehr behülflich ist, indem es sehr schwer hält, ihre Identität zu beweisen. Kulis verdingen sich nacheinander wol bei acht oder zehn verschiedenen Pflanzern, indem sie bei allen ausgerissen sind. Es treibt sich daher eine große Anzahl von Kuli auf dem Lande herum. Mit falschen Papieren versehen, die sie von den käuflichen Behörden leicht erlangen, arbeiten sie bereitwillig in einigen Plantagen, wo ihr Dienst nach völlig freien Principien regulirt wird. Sie arbeiten hier nach der Feldstrecke nur in den Stunden, in denen es ihnen selbst beliebt, und in Rotten unter Capitanen oder Aufsehern ihres Volksstammes, die für ihre gute Aufführung haften, und werden theils in baarem Gelde, theils in Naturalien bezahlt. Manche erhalten auch einige Ruthen Land, wo sie ihr eigenes Gemüse bauen mit Saat, welche sie aus ihrer Heimat mitbringen oder beziehen. Man muß ihnen aber nicht nur alle Freiheit, sondern auch alle Freiheiten erlauben, Opium zu rauchen, Glücksspiele miteinander zu spielen, einander zu beschwindeln und, da sie keine Weiber bei sich haben, einander auf die scheußlichste Weise zu misbrauchen. Unter allen Umständen bleibt ihre Leistung aber weit hinter der Arbeit der Negersklaven zurück. Sie besitzen geringe Körperkraft und strengen sich nicht sehr an. Diese Kulis sind überhaupt ein schwächliches, lasterhaftes, spitzbübisches Gesindel; es ist wahrscheinlich der bloße Auswurf der großen Städte in China, welcher sie liefert. Um gute landwirthschaftliche Arbeiter zu erlangen, müßte man sich vermuthlich an die landwirthschaftliche Bevölkerung im Innern Chinas wenden. Dagegen besitzt der Kuli mannichfache Geschicklichkeit als Kleinhändler, Handwerker oder zu derlei Hantierung. Sobald er sich daher irgend die Mittel erworben hat, bleibt er gewiß nicht länger Trabajador in dem heißen Zuckerfelde, sondern begibt sich nach der Stadt und wird Kaufmann, indem er mit seiner Waare durch die Straßen der Stadt zieht, oder wird Koch in einem Hotel oder dergleichen.

Es gibt einige, jedoch nur kleine Plantagen, welche von weißen Arbeitern, hauptsächlich Spaniern, bestellt werden. Dieselben verkaufen ihren Ertrag an Zuckerrohr an die großen Ingenios. Es gibt bisjetzt nur eine einzige Plantage, welche ausschließlich von weißen Arbeitern bestellt wird, die auch ihr eigenes Batey haben. Spanier aus den arbeitenden Klassen gehen jedoch meistentheils nach Argentinien. Auch hat die große Mehrzahl der Pflanzer gar nicht die Mittel, freie Arbeit zu bezahlen.

Die Emancipation der Negersklaven ist von allen Parteien in Cuba, namentlich auch von den Sklavenhaltern selbst, längst ausdrücklich als nothwendig anerkannt worden: es fragt sich nur, wie dieselbe zu bewerkstelligen sei. Man weist in Cuba darauf hin, wie in allen Ländern ringsumher die Emancipation das Verderben herbeigeführt habe. Zu der langen, langen Reihe von hochtragischen Ereignissen, welche die edle Erklärung der Menschenrechte durch die Französische Revolution zur Folge hatte, gehört auch, daß Frankreich seine Colonie San-Domingo verlor, wo denn eine Negerrepublik oder ein Kaiserthum begründet wurde, welches seit Jahren in die schauderhafteste afrikanische Wildheit, zuweilen selbst in Kannibalismus verfallen ist. Das Werk der Emancipation fortsetzend, zahlte England seinen westindischen Pflanzern 20 Mill. Pfd. St. als Entschädigung für ihre Sklaven. Allein mit jener großen Summe wird den Pflanzern nur der Werth ihrer Sklaven bezahlt, kein Ersatz gewährt für die Plantagen, welche ohne die Sklaven fast allen Werth verloren. Die emancipirten Neger ließen sich ohne feste Ansiedelung auf dem dünn bewohnten Lande nieder, befriedigten mit dem geringfügigsten Anbau ihre kärglichen Bedürfnisse und überließen sich dem unbedingten Müßiggange. In den Südstaaten der Nordamerikanischen Union bedurfte es eines furchtbaren Bürgerkrieges, um die Emancipation ins Werk zu setzen, welche den Weißen Ruin, den Negern keine Wohlfahrt brachte.

Das weite Innere Cubas, gegenwärtig unangebaut, eignet sich ganz besonders dazu, daß die emancipirten Neger sich hier in derselben ungebundenen Weise niederlassen und im Müßiggange leben wie in Jamaica. Sie würden dann bald die Uebermacht über die Einwohner europäischer Abkunft erlangen, zumal die gegenwärtigen reichen Sklavenbesitzer, fast sämmtlich eingewanderte Spanier, bald das Land verlassen würden. Die Creolen würden den Negern dann keinen langen Widerstand zu leisten vermögen, Cuba würde den Negern anheimfallen und ein zweites San-Domingo werden. Unter allen Umständen ist die Aussicht, die Sklaven durch freie Arbeiter zu ersetzen, eine sehr unsichere, dagegen ist es gewiß, daß die Emancipation nur durch die schwersten Opfer zu erkaufen sein wird.

Die mit Prim, Topete und Serrano zur Herrschaft gelangende Progressistenpartei in Spanien hatte längst gelobt, die Sklaverei in allen spanischen Colonien abzuschaffen. Im Jahre 1870 wurde also das von Señor Moret y Prendergast, dem damaligen Colonialminister, zu dem Behufe eingebrachte Gesetz angenommen. Dasselbe erklärte jeden Sklaven, der am Tage der glorreichen Septemberrevolution 1868 sein sechzigstes Jahr erreicht hatte, und den ganzen „vientre", alle von dem Tage an geborenen Sklavenkinder frei, verpflichtete die Besitzer der Sklaven, alle nach dem Tage der Revolution geborenen Sklavenkinder auf ihre Kosten bis zum 18. Jahre großzuziehen und für solche Versorgung von denselben nur die Arbeit, welche sie bis zum 18. Jahre zu leisten vermögen, zu verlangen, nach welchem Zeitpunkte jene Sklavenkinder nach eigenem Belieben über sich zu verfügen hätten. Wer nun angenommen hätte, daß jetzt die Sklaverei in Cuba aufgehoben sei, würde sich gar sehr geirrt haben. So groß ist der Einfluß, welchen die Volontärs in Cuba besitzen, daß sie zwei Jahre lang die Veröffentlichung des Gesetzes in Cuba zu hintertreiben vermochten. Als es dennoch im Jahre 1872 in Cuba veröffentlicht wurde, blieb seine Ausführung den Sklavenbesitzern überlassen. Was nun zunächst die Lossprechung der Sechzigjährigen belangte, so fand sich, daß sehr wenige Sklaven ihren Geburtstag anzugeben vermochten. Es konnte also bei keinem Sklaven ein Lebensalter von sechzig Jahren nachgewiesen werden, welcher noch irgend arbeitsfähig war. Wer dagegen das Alter erreicht hatte, in dem er nichts mehr zu leisten vermochte und nach der bisherigen Ordnung der Dinge von seinem Herrn ohne Arbeitsleistung ernährt werden mußte, bei dem berief sich der Herr auf das neue Gesetz und war damit seiner Bürde enthoben. Die Lossprechung der Neugeburten aber hatte den Erfolg, daß die Geburten sich häuften, und daß die Sklavinnen ihre Säuglinge mit Sorgfalt warteten.

Inzwischen hatten auch die Sklavenbesitzer selbst ihr Abolitionsprogramm veröffentlicht. In einer am 11. Juli 1870 gehaltenen Versammlung der Sklavenbesitzer wurde ein Ausschuß (Junta Delegada) unter dem Vorsitze des Don Julian de Zulueta behufs Untersuchung der Frage bestellt; derselbe gab in seiner Adresse an die Sklavenbesitzer die folgenden Erklärungen: Das Sklavensystem sei nicht länger zu vertheidigen, seine Abschaffung nur eine Frage der Zeit. Es sei nie die Absicht der Sklavenbesitzer gewesen, die Sklaverei in ihrem gegenwärtigen Zustande auf die Dauer fortbestehen zu lassen. Sie seien jetzt mehr als je bereit zur Modification des Systems, nachdem die spanische Regierung die unmittelbare Aufhebung der Sklaverei in Portorico verfügt hat. Die unmittelbare Aufhebung der Sklaverei in Cuba würde vollständigen Ruin verursachen. Dank der Intelligenz, Industrie und Energie der Pflanzer sei der westliche Theil der Insel in einem kurzen Zeitraume zu einer sonst in Westindien unerhörten Wohlfahrt gelangt, ungeachtet des grausamen Bürgerkrieges, welcher seit dem Jahre 1868 die beiden östlichen Departements der Insel verwüstet hat. Die cubaner Eigenthümer können keiner Maßnahme zustimmen, welche ihre gegenwärtige Wohlfahrt zu zerstören oder auch nur zu gefährden drohe. Sie erklären sich entschlossen, sich jeder solchen Maßnahme zu widersetzen um ihrer selbst willen, um ihrer Sklaven, ihrer Heimat, der ganzen Welt willen. Denn der plötzliche Sturz einer Industrie, welche die Welt mit einem Fünftel ihres Zuckerbedarfs versieht, würde nothwendig die ganze Welt berühren. Die unmittelbare Aufhebung der Sklaverei wird eine enorme Anzahl von Sklaven ihrer Beschäftigung berauben und ihrem eigenen Belieben überliefern, welche, von Natur träge und bei ihren Gewohnheiten und der Beschaffenheit des Landes keinem Mangel ausgesetzt, weder arbeiten will, noch zu arbeiten nöthig hat, weder in fester Wohnung sich niederzulassen, noch die Bande der Familie zu beachten braucht. Die unmittelbare Emancipation würde die schwarze Bevölkerung in ihre ursprüngliche afrikanische Wildheit zurückversetzen; die ärgsten Greuel, welche San-Domingo verheerten, Jamaica und die Südstaaten der Union gefährden, würden sich auf hiesiger Insel wiederholen und sich den Verwüstungen der Insurrection anschließen, deren Streiter bereits gegenwärtig großentheils aus Negern bestehen. Es ist also nothwendig, so fährt der Bericht fort, die Abolition auf eine solche Weise zu Wege zu bringen, daß der Production kein Eintrag geschieht, für die ausscheidende Sklaverei den Ersatz freier Arbeit zu verschaffen. Zu diesem Zwecke fordert das Comité alle Pflanzer und Sklavenbesitzer auf, sich für jeden Sklaven, den sie gegenwärtig besitzen, eine jährliche Abgabe von 10 Doll. aufzulegen und damit einen Fonds von 3 Mill. Doll. zu bilden, welcher jährlich zur Einführung freier Arbeiter aus Europa, Indien, China, Aegypten und andern Ländern zu verwenden ist. Würden solche freie Arbeiter allmählich in die Plantagen eingeführt, so würden die hohe Löhnung, das geregelte Leben, der Wohlstand dieser freien Arbeiter den Wetteifer der trägen Neger anregen, wobei die Neger durch strenge Gesetze gegen Landstreicherei, Gaunerei und unberechtigte Niederlassung verhindert werden müßten, der Insel beschwerlich und zur Last zu fallen. Auf diese Weise wäre zu erwarten, daß man in wenig Jahren das ganze gegenwärtige Betriebssystem, den ganzen gegenwärtigen Zustand vollständig umgestalten könnte; die Sklaverei würde aufhören, und die Production, welche gegenwärtig im westlichen Departement solche glänzende Resultate liefert, würde anstatt in Verfall zu gerathen, sich bald nach dem Innern und dem Osten ausbreiten, sodaß die Bevölkerung Cubas bald 8—10 Millionen erreichen könne.

Mit diesem Programm der Sklavenhalter ist es schwerlich ernstlich gemeint. Wie vielleicht mit der zweideutigen Phrase im Eingang ihres Berichtes, die Abolition sei eine Sache der Zeit, angedeutet werden soll, wird wol nur beabsichtigt, Zeit zu gewinnen. Die hier vorgeschlagene Einführung freier Arbeit würde eine sehr allmähliche sein, eine Sache vieler Jahre. Unter gegenwärtigen Umständen scheint sie geradezu unausführ-

bar. Im Besitz ihrer Sklaven, im Besitz der Macht im Lande fahren sie mittlerweile fort, solche Plane allmählicher Abolition vorzubringen, welche, wie sie wohl wissen, unausführbar sind, und mittlerweile beziehen sie jährlich ihren Gewinn von Millionen Dollars, bis die Katastrophe kommt, welche das ganze Gebäude zu Boden wirft.

2) Die Cubaner.

Die Cubaner oder Creolen, die in Cuba geborenen Einwohner unvermischt europäischer, größtentheils spanischer Abkunft, zählen an 600000 Personen, welche an 200000 arbeits- und waffenfähige Männer liefern können.

Es scheint, daß die leibliche Beschaffenheit der Spanier sich auf ihre cubanische Nachkommenschaft nicht vererbt; bereits in der zweiten Generation tritt physische Entartung ein. Besonders ist dies bei den Männern der Fall, die man beim ersten Blick von den eingewanderten Spaniern unterscheiden kann. Sie sind kurz von Wuchs, mager, von sehr gebräuntem Teint, aber sehr blassem Gesicht, mit langer, vorstehender Nase, unter der ein kräftiger schwarzer Schnurrbart oder Imperial sich ausbreitet. Das kurzgeschnittene Kopfhaar, die starken Augenbrauen sind schwarz, das Auge von tiefem Schwarz und Glanz.

So scheinen sie auch alle Dinge in einem besondern Glanze zu sehen. Ihr leichter Sinn ist (im gemeinen Leben wenigstens) ganz der Gegenwart zugewandt. Sie haben eine unverbrüchliche Zuversicht zu sich selbst. Sie sind überaus mildthätig und freigebig. Ihre Höflichkeit und Zuvorkommenheit, ihre Gastfreundlichkeit ist unvergleichlich. Lobt man irgendeine Sache, die ein Cubaner besitzt, so wird er gleich versichern, daß es einem zu Gebote stehe „es para usted“. Fragt man einen Cubaner, wo er wohne, so antwortet er: „in Ihrem Hause, in solcher Straße, solcher Nummer“; und ebenso adressirt er seinen Brief „su casa“, „von Ihrem Hause“.

Der Cubaner ist dem Luxus und rauschenden Vergnügungen sehr ergeben. In der Saison folgen sich die Bälle, die Diners, die Soiréen in ununterbrochener Reihe. Der Carneval wird mit ausgelassener Lustigkeit begangen, wobei die Neger, denen dann die größte Freiheit gewährt wird, den Ton angeben. Wenn auch nicht gerade von Witz und Humor, sprudelt er doch von Unsinn und Narretei über. Die Comparsa, der bacchantische Maskenzug, streift dann abendlich durch die Straßen, die Gesichter statt der Masken bunt angestrichen, die Männer in Frauenhemden, begleitet von Musikbanden, bei denen neben Geigen und Blaseinstrumenten blecherne Kratzen besonders den Ton angeben. Die Musiker sind sämmtlich Neger in elegantem Anzuge. Die Comparsa begibt sich ohne Umstände in jedes Haus, wo aufgetischt werden muß und sie dann ihre Tänze aufführt, ein wirres Durcheinander von Musik, Kratzen, Singen, Rauchen, Trinken, Tanzen, Toben. In der Piaza der Stadt, wo die Masse des Volkes sich versammelt, stehen Reihen von sauber gedeckten, mit bunten Lampen erleuchteten Tischen mit Stühlen, wo Negerinnen warme Getränke, Café noir, eine mit Yamwurzeln, Pisang, Kürbisschnitzeln und Geflügel bereitete Suppe um verdoppelte Preise verkaufen. Zugleich sind die Kaffeehäuser und sonstige öffentliche Wirthschaften die Nacht über voll, sämmtlich aufs festlichste herausgeputzt. Die höhern Klassen haben ihren Bal masqué in der Philharmonischen Gesellschaft, im Literarischen Lyceum, wo sich denn der Reichthum in blendender Pracht entwickelt.

Der beliebteste Tanz ist der nationale, die Danza criolla oder Lanza, eine Art Quadrille, combinirt mit langsamem Walzer, welche mit einem eigenthümlichen theils gleitenden, theils kurz hüpfenden Pas und mit eigenthümlichen Neigungen, Beugungen und Schwenkungen des Körpers getanzt wird. Die Mulatten gelten besonders als Meister in diesem Tanze. Wesentlich ist dabei auch die eigenthümliche, von den heimischen Componisten

geschriebene Musik. Das Clarionet ist darin das leitende Instrument, wobei Guiro und Trommel dem kurz abgestoßenen Pas Tempo geben. Das Guiro ist eine hohle Blechröhre, versehen mit Querfurchen, welche mit einem dicken Draht gestrichen wird und einen hohlen, kratzenden Ton gibt; ursprünglich, wie auch jetzt noch auf dem Lande, wurde das Guiro aus der harten Nuß gemacht, nach welcher das Instrument benannt ist. Besonders populär sind die Lanza-Weisen des cubanischen Strauß und Gungl, des Negers Lino Boxa, welcher, was bei den Negern übrigens selten, auch ein Claviervirtuose ist.

Der Tanz bringt uns zur Señorita, der weltberühmten Schönheit. Ja, dieses Weib ist schön, monona, wie lucero de la mañana! Dieser Adel der Form, diese Zierlichkeit der Gliedmaßen, dieses reiche Haar, dieses große, schwarze Auge, diese ojitos de cocuyo! Man sieht weiße Frauen sonst selten, namentlich in den Städten, da sie den Tag größtentheils in tiefer Zurückgezogenheit zu Hause zubringen und überhaupt wegen der großen Anzahl der spanischen Einwanderer, die keine Weiber mitbringen, die Minderzahl der Bevölkerung bilden. In der Stadt gehen anständige weiße Frauen nie zu Fuße aus; man sieht sie nur in ihren Wagen, ihren Logen in der Oper oder hinter den Eisenstäben ihrer Fenster, wo sie, gleich Gefangenen, herausschauen. Fremde Damen, die, mit der hiesigen Sitte unbekannt, ohne männliche Begleitung durch die Straßen gehen, werden bald mit Neugierde angeschaut und entgehen selten der Beleidigung. Die Gesellschaft ist eine vorwiegend männliche. Die große Mehrzahl der Männer ist fast ausschließlich auf das Café oder den Club (Casino) angewiesen, woher denn die große Anzahl brillanter Kaffeehäuser rührt. Eine Loge in der Oper, eine Spazierfahrt im Prado, ein Ball, immer in Begleitung ihres Gemahls oder Vaters, sind die einzigen Vergnügungen, welche die wohlhabende Dame haben kann. Man beobachtet die Señoritas am vortheilhaftesten im Theater, wenn das magische Wetterleuchten des Auges mit den Blitzen der Juwelen um die Wette spielt. Ob ihr Teint aber von Natur so blendend weiß ist, wie er scheint, läßt sich wenigstens bezweifeln, nachdem man weiß, daß sie sich den Tag über eine Salbe von Cascarilla auflegen, welche von gepulverten Eierschalen und Rum gemacht wird und die sie des Abends mit Rum, dessen sie sich überhaupt meistens statt des Wassers zum Waschen bedienen, abwaschen. Den ganzen Morgen über ruft die Cascarillara, eine Negerin, welche diese Waare feilbietet, ihr Cascarilla durch die Straßen der Stadt aus. Man sagt, daß jährlich für mehr als 100000 Doll. an Cascarilla verbraucht wird. Den größten Theil des Tages bringen die Damen damit zu, daß sie sich in ihren Schaukelstühlen wiegen und sich fächeln. Sie sind gewöhnlich ohne Erziehung; man sieht sie selten lesen; sie wissen nichts von Büchern und Autoren. Dennoch ist ihre Unterhaltung sehr angenehm. Sie haben viel liebenswürdige Plauderei, viel Zuvorkommenheit, eine hübsche Ausdrucksweise, wobei das ausdrucksvolle Auge, das anmuthige Fächerspiel sehr behülflich sind. Doch gibt es allerdings Damen, die in den Vereinigten Staaten oder Europa erzogen sind und beträchtliche Bildung besitzen, französisch oder englisch sprechen. Damen, die jene beiden Sprachen verstehen, sind jedoch selten.

Beim Hausbau wird besonders auf das Klima, die drückende Hitze, den heftigen Regen, die Gefahr vor Erdbeben, Rücksicht genommen. Die Häuser sind meistens einstöckig, mit starken römischen Ziegeln gedeckt. Die Wände sind gewöhnlich von Mamposteria (Mörtel und Lattenwerk), ausgenommen in den Städten, wie Havana und Matanzas, wo die Häuser meistens massive Steinmauern haben. Der bunte Anstrich der Häuser zeugt nicht eben von zartem Geschmack, welcher bei dem Farbenglanz der Natur mehr mildere, neutrale Färbung der Häuser verlangt, während im farbenmatten Norden eine höhere Färbung derselben angemessen sein dürfte. Hier in Cuba kommt man vom blendenden Hellweiß des einen Hauses zum schreienden Himmelblau des zweiten und gar zum fieberhaften Hochgelb des dritten. Die bunte Bemalung der Eisengitter, welche allein,

ohne Anwendung von Glasscheiben, die Fenster verschließen, ist jedoch erforderlich, um ihnen das Gefängnißartige zu benehmen. Die Fenster und Thüren haben immer eine sehr große Höhe, um der Luft einen freien Durchzug zu gestatten. Am eigenthümlichsten cubanisch ist die Einrichtung der Wohnungen der Pflanzer auf dem Lande oder in den Landstädten. In der Mitte der geräumigen Sala (Empfangzimmer) liegt ein Teppich auf den Marmorfliesen der Flur; hier stehen der Tisch, ein Dutzend Schaukelstühle und einige Schemel, das gesammte Mobiliar. Die Zimmer haben keine Decke, sodaß man die Balken sieht; in der Mitte hängt ein mächtiger Kronleuchter. Die Wände sind weiß getüncht und kahl. Kamin oder Ofen gibt es nicht, da man nie einheizt; die Küche ist ein besonderes Gebäude im Hofe. In den Schlafzimmern sind die weißgetünchten Wände mit colorirten Heiligenbildern behangen. In einer Ecke steht ein, wie ein Altar zugerichteter Tisch mit einer weißen, mit Spitzen besetzten Decke, vergoldeten Leuchtern, Blumenvasen und einer hölzernen Statuette des Ortsschutzheiligen, blank bemalt und vergoldet; vor der Statuette brennt Tag und Nacht eine Lampe. Auch stehen hier ein paar Porzellanschalen mit Weihwasser. Die Gärten in den Plantagen sind gemeiniglich gar kümmerlich und verkommen. Liebe zum Landleben findet sich weder bei Spaniern noch Creolen.

Die Lebensweise in der Familie eines Pflanzers ist ungefähr folgende: Des Morgens 6 Uhr bringt ein schwarzer Diener eine Tasse schwarzen Kaffee und eine Cigarette, dann eine Tasse Kaffee mit Milch oder Chocolade und einen Kuchen oder eine Semmel. Um 11 Uhr ist Frühstück, ein Mahl, das aus einer langen Reihe von Gerichten besteht, wie: erst Eier mit Pisangschnitzeln, in Butter gebraten, dann gekochter Reis mit Stockfisch (bacalao) und Tomatosauce, dann Serenca mit Congoi, d. i. Maisgrütze mit Reis und rothen Bohnen, dann Sambambia oder Amis oder Chimbobo, verschiedene Arten von Gemüse, dann eine Schüssel, enthaltend eine Mischung von Yamwurzeln, Kürbis, weißen Bohnen, Kohl, Wurst und Speck, dann Braten, Fisch, Geflügel, dann Catalan-Claret, Obst, Preserven und zum Schluß Café noir und eine Cigarette. Hierauf folgt das Geschäft. Von 2—3 Uhr nachmittags ist Siesta, worauf man ein warmes Bad nimmt. Um 6 Uhr speist man zu Mittag, eine Wiederholung des Frühstücks. Des Abends ist gewöhnlich Tertulia, indem die Nachbarn, Herren und Damen in vollem Anzuge, sich unter der Veranda versammeln und zusammen rauchen und plaudern.

Die Creolen haben gewöhnlich eine viel bessere Erziehung als die Spanier, namentlich die der arbeitenden Klassen. Es fehlt in den Städten nicht an guten Privatschulen. Die Kinder der Pflanzer gehen gewöhnlich nicht zur Schule, sondern werden zu Hause von Privatlehrern unterrichtet, wofür die Pflanzer keine Kosten scheuen. Höhere Bildung darf man freilich von den cubanischen Pflanzern nicht erwarten; die schönen Künste werden wenig cultivirt und begünstigt, ausgenommen die Musik, für die die Creolen enthusiastisch eingenommen sind. Unter der untern Masse der Creolen herrscht crasser Aberglaube. Der Glaube an Hexerei ist allgemein; als einen guten Talisman dagegen betrachtet man eine Mischung von rohem Senf, Glaspulver und Schwefel. Die Hexen und Hexenmeister, heißt es, versammeln sich nachts an geheimnißvoller Stelle und tanzen nackt um eine Maja oder Zauberschlange. Der Aberglaube ist mitunter Veranlassung schwerer Verbrechen.

Trotz der zahlreichen Verluste, der schrecklichen Verheerungen der letzten Jahre ist der Wohlstand in Cuba noch viel beträchtlicher als im Mutterlande und würde wol bald eine fast beispiellose Höhe erreichen, wenn seine gegenwärtigen Hauptquellen, die Sklaverei, zumal das Monopol der Sklaverei, fortbestehen könnten. Der Luxus, der Aufwand ist denn auch, wie wir gesehen, ein in Westindien sonst beispielloser. Ungeachtet dieses hohen und weitverbreiteten Wohlstandes ist die große Mehrzahl der Plantagen, unter den 1200 an 1000, theils wegen der eben durch diesen Wohlstand veranlaßten Verschwendung,

theils wegen mangelhaften Betriebes, theils wegen der schweren Abgaben und der Erpressungen der spanischen Behörden, theils wegen der durch den Bürgerkrieg verursachten Verluste schwer verschuldet, und zwar sowol bei den neuyorker Correspondenten der Pflanzer wie bei den großen Pflanzern, meistens Spaniern, die in Havana als Bankiers etablirt sind. Die Gelder werden meistens unter höchst wucherischen Bedingungen vorgestreckt, und jene 150 Peninsulares, welche zugleich die großen Plantagenbesitzer und die leitenden Kaufleute und Bankiers in Havana sind, üben überhaupt eine finanzielle Tyrannei über die 1200 ärmern cubanischen Pflanzer aus.

Es besteht ein glühender, tief eingewurzelter Haß und Groll zwischen den cubanischen Creolen und den Peninsulares oder eingewanderten Spaniern. Der Creole hält sich allein für berechtigt, die balsamische Luft seiner Heimat zu athmen. Er verlangt sehnsüchtig nach dem Tage, an welchem er sich der Spanier und aller andern Ausländer, die hierher kommen, „um dem Lande das Lebensblut auszusaugen", entledigt hat. Der Peninsulare hingegen glaubt ein besonderes Vorrecht zu besitzen, die Reichthümer dieser „par excellence spanischen Insel", wie man sie in Spanien zu nennen pflegte, auszubeuten, und blickt mit Geringschätzung auf den Creolen, bei dem er immer die Spur des Negerblutes argwöhnt, obgleich doch bekannt ist, daß das unvermischte europäische Blut sich, wenngleich der Teint noch so gebräunt ist, in dem reinen Weiß des Auges und dem reinen Hellroth der Fingernägel kundgibt, wie es auch bei dem völlig weißen Octaron nicht eintritt. Es ist ein eigenthümlicher Umstand dieser Nationalhaß zwischen Menschen derselben Nation, derselben Abkunft, derselben Sprache, derselben Sitte, oft zwischen Vater und Sohn, zwischen Mann und Weib. Die ganze Gesellschaft ist davon untergraben.

Während die Peninsulares Negreros, Anhänger der Sklaverei, sind, zeigen sich die Creolen vielleicht schon, weil sie gewöhnlich Negerinnen zu Ammen haben, den Negern mehr zugethan und zur Abolition der Sklaverei geneigt. Besonders sind die Creolen fast sämmtlich im Herzen Anhänger der Insurrection, und ist es diese geheime Insurrection, welche die Gefahr der offenen wesentlich erhöht. Der Creole verläßt sich dabei auf seine List und Verstellungskunst, wie der Spanier auf seine militärische Ueberlegenheit. Der Creole stellt sich gegen die Spanier in Havana ganz freundschaftlich und loyal, während er fortwährend die Insurrection im Felde unterstützt. Inzwischen wartet er auf eine günstige Gelegenheit, um offen für die Insurrection aufzutreten. Eine solche erwartet er besonders von dem Sturm, welcher bei Lösung der Sklavereifrage ausbrechen muß.

3) Peninsulares und Insurrectos.

Als Spanien seine Colonien auf dem Festlande Amerikas verloren hatte, hing es mit verdoppelter Liebe an den Antillen und war besonders stolz auf den Besitz Cubas, dieser, wenn auch zunächst durch die Sklaverei und das Monopol derselben, reichen Colonie. Vorzugsweise legt wol der spanische Stolz dem Besitz Cubas einen hohen Werth bei; wenn jedoch die Spanier behaupten, daß Cuba dem Mutterlande keinen materiellen Gewinn bringe und stets mehr gekostet, als eingebracht habe, so ist dies keineswegs richtig; vielmehr hat Spanien vom Besitz Cubas manche nicht unerhebliche indirecte Vortheile. Es gewährt Stellen für Beamte, welche dort in kurzer Frist gewöhnlich viel Geld erwerben. Vermittels seiner Differentialzölle und sonstiger restrictiver Maßregeln gewährt es der Industrie, dem Handel und der Seeschiffahrt Spaniens erheblichen Vorschub.

Die Unzufriedenheit mit der rathlosen und räuberischen Regierung Spaniens war aber schon in früherer Zeit in Cuba, sowol bei Peninsularen oder spanischen Ansiedlern wie bei den Creolen ebenso groß, wie in den festländischen Colonien. Cuba war

zu lange vom Mutterlande tyrannisirt worden, die spanischen Beamten waren zu bestechlich, zu raubgierig, zu stolz. Die Generalkapitäne hatten eine fast unumschränkte Macht; sie waren gewöhnlich nur mit Rücksicht auf Einfluß, nicht auf Verdienst oder Talent gewählt. Ein einziger Generalkapitän von Cuba aus der ganzen Reihe derselben steht in ehrenvollem Andenken, Tacon, welcher in kurzer Frist viel Gutes stiftete, den Verbrechen strenges Gericht zutheil werden ließ, dem Eigenthum, der Person Sicherheit brachte. Tacon's Zeit ausgenommen, verübten die Beamten nicht nur Erpressung und Unterschleif in unverschämter Weise; sowol sie wie die Offiziere des Militärs begingen unbestraft den unerhörtesten Misbrauch der Gewalt. Mädchen wurden von ihnen verführt, entführt, vergewaltigt. Leute wurden in willkürlicher Weise unter ganz unbegründeter Anklage verhaftet und monate=, ja jahrelang eingekerkert, wenn sie sich nicht loskaufen konnten. Es ist noch in neuester Zeit in Santiago vorgekommen, daß Leute, keines Verbrechens überwiesen, jahrelange Gefängnißstrafe erlitten, gleich überführten Verbrechern. Die Rechtspflege war überhaupt eine Posse, zu oft eine grausam tragische. Freiheit, Leben war nur zu oft in die Hand eines eigenwilligen, tyrannischen Gouverneurs gegeben, der über das furchtbare unterirdische Verließ eines Morro zu verfügen hatte.

Die finanziellen Verhältnisse der Regierung Cubas entsprechen ganz der übrigen Wirthschaft der Regierung. Während Cuba früher immer an einen großen Ueberfluß an baarem Gelde gewöhnt war, wird es jetzt von Papiergeld überschwemmt in der Form von Banknoten von 1000 Dollars bis 5 Cents an Werth; Zettel, die ganz wie die vereinsstaatlichen Greenbacks aussehen und auch auf Platten, die man aus Neuyork bezieht, gedruckt werden. Die spanische Bank in Havana, eine bloße Privatanstalt, verfiel in ernstliche Schwierigkeiten, indem sie der madrider Regierung zur Zeit der mexicanischen, chileschen, peruvanischen Kriege beträchtliche Summen vorstreckte, wofür ihr gestattet wurde, Zettel zu einem beliebigen, ja sogar unbekannten Belaufe auszugeben! Infolge dieses außerordentlichen Verfahrens trat eine solche Entwerthung des Umlaufmittels, ein solches Verschwinden des baaren Geldes ein, daß spanische Münze auf 25 Proc. Prämie und der auswärtige Curs auf 50 Proc. stieg. Um das Land von dieser Papierlast zu befreien oder doch wenigstens der entsetzlichen Entwerthung der Umlaufsmittel einigermaßen Einhalt zu thun, entwarf die madrider Regierung den Plan einer Anleihe, welche mittels Ausgabe von Schatzkammerobligationen zum Betrage von 60 Millionen Dollars beschaffen werden sollte. Zu diesem Behufe erhielt die cubaner Schatzkammer von der madrider Regierung Vollmacht und machte also einen Versuch mit der Ausgabe von 20 Mill. Dollars als einem Drittheil der ausgeworfenen Summe; allein die madrider Regierung hatte unterlassen, eine Garantie für die Zahlung einzusetzen, und die ganze Operation schlug fehl.

Seit fünf Jahren, seit der spanischen Septemberrevolution 1868, hat die spanische Regierung in Cuba fast alle Macht aus der Hand verloren. Der Sturz der Königin Isabella stellte zeitweilig zwischen den beiden feindlichen Parteien in Cuba, der spanischen und cubanischen, den Frieden her. Beide Parteien hatten mit der Revolution sympathisirt, sie mit ihren Geldmitteln unterstützt. Man hegte die Hoffnung, daß die Versöhnung hergestellt werden könne durch Einführung von Reformen, besonders durch die Aufrichtung der Autonomie Cubas. Allein Cuba erkannte bald, daß Madrid gar nicht daran dachte, diese Autonomie zu gewähren. Die Constitution von 1868 verfügte, daß die Philippinen und Antillen nicht länger Colonien, sondern fortan integrale Theile Spaniens, Provinzen seien. Die Cubaner sollten also fortan Spanier und als solche in den Cortes zu Madrid vertreten sein; wie andere Spanier sollten sie unbeschränkte Preßfreiheit, Versammlungsrecht, Associationsrecht, Wahlrecht haben. Allein dies waren lauter Dinge, die den unmittelbaren Interessen beider Parteien fern lagen. Es hieß, daß auch die Sklaven jener

Rechte theilhaft werden sollten. Der bloße Gedanke versetzte die Peninsulares in die äußerste Aufregung.

Nachdem nach dem Ende des Bürgerkrieges in den Vereinigten Staaten die spanischen Antillen das Monopol der Sklavenarbeit und somit für die Erzeugung des Zuckers, ihres Stapelartikels, Vortheile, mit denen kein Nachbarland zu concurriren vermochte, erlangt hatten, gewann damit die Partei der Peninsulares oder, wie sie auch von ihren Gegnern genannt wird, der Negreros (Sklavenhändler), für welche Sklaverei und spanische Herrschaft gleichbedeutende Begriffe sind, die Herrschaft im Lande. Die Peninsulares oder spanischen Einwanderer, deren Anzahl an 150000 beträgt, sind größtentheils in Havana und den andern großen Städten wohnhaft. Zu ihnen gehören und an ihrer Spitze stehen die 150 großen Plantagenbesitzer, die angesehensten Kaufleute und Bankiers, die Mitglieder des Casino Español an der Isabellenpromenade in Havana. Zu ihnen gehört auch eine große Anzahl, in Havana die Mehrheit, der Ladenbesitzer, Commis, Ladendiener, Handwerker, Miethkutscher, Bootsleute, Wasserträger, Lastträger. Die spanischen Arbeiter wurden von der hohen Löhnung hierher gezogen, die ein europäischer Arbeiter hier erhält, z. B. ein Bootsmann, um von der Anlände nach einem Schiffe im Hafen überzusetzen, bekommt 1 Doll., und so alles nach Verhältniß. Diese Arbeiter kommen gewöhnlich jung und ledigen Standes hierher und beabsichtigen auch gar nicht, sich hier zu verheirathen und ansässig zu machen. Die Peninsulares sind der großen Mehrzahl nach aus den nördlichen Provinzen Spaniens, Galicien, Asturien, den baskischen Provinzen, Catalonien, Aragon, gehören mithin zu dem rüstigsten Theil des spanischen Volks.

Die Peninsulares besitzen den bei weitem größten Theil des Grundeigenthums und des beweglichen Vermögens im Lande; sie haben fast den ganzen Handel von Havana in Händen. Aber nicht nur durch ihre Geldmittel, sondern auch durch ihre Energie und Entschlossenheit bilden sie in den Städten, namentlich in Havana, den einflußreichsten Theil der Bevölkerung.

Aus den Arbeiterklassen der Peninsulares rekrutirt sich die Mannschaft der Volontärs, welche die Hauptstärke der Partei der Peninsulares bildet; ihre Offiziere sind die reichen Mitglieder des Casino Español, Sklavenhalter, Kaufleute, welche von dem spanischen Prohibitivzoll großen Vortheil ziehen. Die Mannschaft uniformirt sich dem Namen nach selbst, in Wirklichkeit aber auf Kosten des Casino, die Regierung liefert die Waffen. Die Offiziere equipiren sich selbst. Die Uniform ist eine blau- und weißgestreifte Bluse, weiße Drillhosen, Panamahut mit einer Cocarde von Karmoisinroth und Silbertresse. Sie bilden ein trefflich bewaffnetes und ausgerüstetes, sehr kriegerisch aussehendes Corps von 60000 Mann, von denen 11000 Mann in Havana stehen. Die Voluntarios wurden ursprünglich zur Bekämpfung der Insurrection gebildet, allein sie überlassen dieses Geschäft den regulären Truppen und beschränken sich auf einen die Autoritäten und die Bevölkerung tyrannisirenden Polizeidienst in den Städten. Sie halten sämmtliche die Städte beherrschenden Forts besetzt und den Generalkapitän und sämmtliche Militär-, Marine- und Civilbehörden unter ihrer Controle. Die Bataillone dieses sich selbst organisirenden Corps, der Rath ihrer Obersten, an deren Spitze das Casino Español, bilden also einen Staat im Staate, dessen Hauptaufgabe die Aufrechthaltung der Sklaverei ist. Die Freiwilligen haben hinlänglich bewiesen, daß sie sowol die Macht wie den Muth besitzen, daß sie vor keiner Gewaltthat und keinem Greuel zurückschrecken, um ihre Stellung sowol gegen die spanische Regierung wie gegen die cubanischen Patrioten zu behaupten. Sie haben thatsächlich eine Insurrection durchgeführt.

Die Partei der Peninsulares tritt zwar als Freundin der Regierung auf, kann aber jeden Augenblick ihre Feindin werden. Sie steht zu der Regierung nur so lange, als diese den Statusquo in der Sklaverei aufrecht erhält. Sobald die Regierung mit der

Abschaffung derselben vorgehen sollte, dürften die Peninsulares sich mit den Cubanern gegen Spanien verbinden. Eigentliche Anhänger hat die spanische Regierung in Cuba durchaus nicht. Besonders seit der Verkündigung der Republik in Spanien verloren die Peninsulares fast alle Loyalität für Spanien, indem sie erkannten, daß sie nur durch ihre eigenen Anstrengungen ihre bisherige Stellung behaupten können. Die Peninsulares haben weder Neigung noch Vertrauen zur spanischen Republik. Die leitenden Persönlichkeiten in Cuba lachten einfach über die Idee, daß Castelar und seine demokratischen Freunde in Spanien zur Herrschaft gelangen würden. Die Peninsulares glaubten jedoch, daß man auch dann in Madrid weder Macht noch Neigung habe, sich in die innern Angelegenheiten Cubas einzumischen. Sie meinten, daß auch unter Castelar die Sklaverei so unangefochten bleiben werde wie unter den vorigen Regierungen. Freilich sehen die Peninsulares recht wohl ein, daß die Sklaverei auf die Länge nicht fortbestehen kann; es gilt nur, das nutzbringende Institut so lange aufrecht zu halten wie möglich. Wenn dann das Ende kommt, sind sie entschlossen, das Land zu verlassen.

Die dem spanischen Regiment gegnerische Partei, die Patrioten, wie sie sich selbst nennen, oder die Insurrectos, wie sie von ihren Gegnern genannt werden, die nationale Partei, besteht aus den Cubanern, welche die Unabhängigkeit Cubas erstreben unter der Losung: „Cuba für die Cubaner." Der erste „Grito de independencia" brach aus am 10. Oct. 1868 bei Yara im Bezirk von Bayamo zu La Demajagua, einem Ingenio des Don Carlos Manuel Cespides, eines angesehenen Pflanzers und ausgezeichneten Advocaten. An der Spitze einer Bande von 147 Mann, bewaffnet mit 49 Jagdflinten, einigen Pistolen und Macheten, erhob dieser an jenem Tage die Fahne der Unabhängigkeit. Zwei Tage darauf hatte Cespides bereits über ein Freicorps von 400 Mann zu verfügen. Alsbald bestanden auch die Insurrectos bei Yara ihr erstes Gefecht mit den spanischen Truppen. Dann drang der verheerende Zug der Insurrectos in das centrale Departement vor. Hier zurückgeschlagen, zogen sie sich wieder in die Montes Desicatos des östlichen Departements zurück, wo sie bisjetzt standgehalten haben.

Die insurgirte Mannschaft besteht zur kleinern Hälfte aus weißen Creolen, zur größern Hälfte aus Negern und Farbigen. Die Insurrection erklärt die Neger und Farbigen für frei, die Sklaverei für den Fluch und die Schande Cubas. Die Farbigen sind jedoch nur selten Cimarrones, aus den Plantagen entflohene Sklaven, es sind theils freie Farbige, theils Sklaven, welche die Insurrectos mit Gewalt aus den Plantagen entführt haben. Die Sklaven werden gewöhnlich bald der Anstrengungen und Entbehrungen, welche ihr neues Leben mit sich bringt, müde; sie sehnen sich wieder nach Hause zurück, werden vom Heimweh ergriffen, geben sich deshalb bei der ersten Gelegenheit den Truppen gefangen und bitten, wieder an ihre Arbeit geschickt zu werden.

Die Insurrectos sind nach Angabe ihrer Anhänger an 15000 Mann stark, nach spanischen Angaben zwischen 3—8000 Mann. Sie tragen gewöhnlich einen Anzug von weißem Canevas und sind mit Jagdflinten, Spießen, Pistolen und Macheten bewaffnet. Sie führen mitunter Kanonen, welche sie aus ausgehöhlten Stämmen von hartem Holz, mit starken eisernen Reifen gebunden, machen. Sie führen eine Fahne, welche auf weißem Grunde ein Quadrat von republikanischem Roth mit einem silbernen Stern in der Mitte enthält. Sie sind sämmtlich zu Pferde oder zu Maulesel beritten. Uebrigens scheinen sie recht wohl mit Geldmitteln versehen. Sie bauen an kleinen Stellen Yamwurzel und Pisang und haben wilde Waldfrüchte in Menge. In der Gebirgswaldung fehlt es nicht an Wild, namentlich Wildschwein und kleinem Rothwild. Eine große Ratte, welche in Menge vorhanden ist und ein äußerst zartes Fleisch hat, gewährt ihnen eine besonders beliebte Speise. Die gesammte Creolenbevölkerung unterstützt sie im geheimen. Um gute Bezahlung verkaufen ihnen die Kaufleute in den Städten alles, was sie nur nöthig haben.

Die Insurrection hat geheime Comités in Santiago, Manzanillo, Puerto-Principe, welche mit Key-West, mit Jamaica und andern Plätzen, wo cubanische Flüchtlinge sich angesiedelt haben, Verbindung unterhalten und Waffen, Munition, Proviant und auch Zuzug von Mitkämpfern in das Land schmuggeln. In dieser geheimen Insurrection und ihren Operationen liegt die Hauptgefahr. Wenn sich eine sichere Gelegenheit darböte, der Regierung einen verderblichen Streich zu versetzen, eine gute, sichere Gelegenheit, so würde sich die Creolenbevölkerung in Masse erheben, und die Insurrectos könnten dann ein Heer von 150000 Mann ins Feld stellen.

Der Krieg ist im buchstäblichen Sinne ein Guerrilla-, d. i. ein kleiner Krieg und zwar ein sehr kleiner. Die Operationen der Insurrectos beschränken sich hauptsächlich darauf, das Land zu verheeren, die Plantagen zu plündern, zu sengen und zu brennen. Sich mit den Truppen in ein Gefecht einzulassen, gehört keineswegs zu ihrem Operationsplan. Sie haben weder Hauptquartier noch feste Plätze außer ihren unzugänglich dichten Wäldern. Die große Schwierigkeit ist zuvörderst, sie ausfindig zu machen, zumal da sie bei der allgemeinen Sympathie des Volks von den Bewegungen der Truppen stets rechtzeitig unterrichtet sind. Des Sommers genießen sie ohnehin der Ruhe, da während der heißen Zeit den spanischen Truppen nicht möglich ist, ins Feld zu ziehen. Die Truppen werden beim Beginn des Winterfeldzuges auf der Eisenbahn oder mit dem Dampfboot nach dem der Insurrection nächsten Platze gebracht, worauf sie in mehrern Colonnen in die Wälder eindringen, indem sie sich den Weg durch das Dickicht bahnen. Haben die Truppen eine Abtheilung der Insurrectos ausfindig gemacht, was gewöhnlich dadurch geschieht, daß diese ihnen mit einigen Schüssen aus ihrem Hinterhalt ihre Anwesenheit kundthun lassen, so feuern sie, ohne zu zielen, wild in das Dickicht, bis das Aufhören des feindlichen Feuers ihnen anzeigt, daß der Feind sich in einen noch verborgenern Hinterhalt geflüchtet hat, worauf die Truppen Victoria rufen und mit einigen erbeuteten Maulefeln oder nackten Negerkindern als Trophäen heimwärts ziehen. Oft aber wandern die Truppen wochenlang umher, ohne einen Feind zu hören oder zu sehen. Eine Stadt haben die Insurgenten während der ganzen Dauer des Krieges nur einmal eingenommen, nämlich Holguin am Ostrande der großen südlichen Tiefebene, und auch dieses hielten sie nur einige Stunden lang. Die Volontärs reichen vollkommen hin, die Insurrectos von den Städten fern zu halten.

Die Insurrectos beabsichtigen zunächst nur Zeit zu gewinnen, indem sie hoffen, daß sie die spanische Armee ermüden können, besonders während durch den spanischen Bürgerkrieg die Absendung von Verstärkung verhindert wird. Auch sind in den letzten Jahren Verstärkungen nur in geringer Zahl angekommen und unter ihnen viele schlechte Subjecte. Die commandirenden Offiziere haben wenig oder keine Lust zur Sache und geben ihren Posten so bald wie möglich wieder auf. Es gebricht daher ihrem Verfahren an Energie und Umsicht.

So klein aber der Krieg ist, so groß sind die Verheerungen, die er angerichtet, so entsetzlich die Greuel, welche die entfesselten Leidenschaften in ihrer Wuth verübt haben. Die Spanier waren anfänglich höchst bestürzt über die Ausbreitung, welche die Rebellion im Jahre 1869 erreichte, und meinten, daß sie nicht zu schnell und zu streng gegen sie auftreten konnten. Im Gebiet der fünf Städte des Centraldepartements, der Städte Villa-Clara, Sagua, Cienfuegos, Remedios, Trinidad, fanden die schrecklichsten Hinrichtungen statt. Die Spanier erschossen ohne weitern Proceß nicht nur alle Rebellen, welche sie mit den Waffen in der Hand ergriffen, sondern auch viele von den unbewaffneten Flüchtlingen, welche die Furcht vor beiden Parteien in die Wälder getrieben hatte, und auch viele Menschen, welche ruhig zu Hause geblieben waren, jedoch der Sympathie mit den Rebellen verdächtig oder aus sonst einem Grunde, z. B. weil sie anstatt Sklaven

freie Arbeiter beschäftigt hatten, misliebig waren. Die Insurrectos nahmen ihrerseits schreckliche Rache. Wenn ein Gefangener, namentlich wenn es ein Offizier war, ihnen in die Hände fiel, banden sie ihm kopfabwärts an einen Baum und machten ein langsames Feuer unter ihm an. Auf beiden Seiten wurden alle Gefangenen wenigstens erschossen oder auch, um Pulver und Blei zu sparen, mit der langen Machete umgebracht. Bei den Detachements der Truppen befanden sich eigene Macheteros, welche auf Befehl des Offiziers den Gefangenen mit der Geschicklichkeit eines Scharfrichters den Kopf abhieben. Die Erschlagenen blieben unbegraben liegen. Die Geier, welche in Cuba überall umherschwärmen und wegen ihrer Nützlichkeit für die Reinigung der Landoberfläche ein vom Gesetz geschütztes Leben führen, mästeten sich von den Leichen. Die Weiber wurden noch schlimmer behandelt als die Männer; sie wurden getödtet, vorher jedoch den zügellosen Soldaten, Offizieren und Gemeinen zum schändlichsten Misbrauch überliefert. Soldaten drangen in Häuser ein, in welche eine Anzahl junger Frauenzimmer sich geflüchtet hatte, und jedes Weib wurde erst geschändet, dann getödtet. Andererseits ist es jedoch wiederholt vorgekommen, daß Frauen, deren Gatten vor ihren Augen gemordet wurden, sich mit den Offizieren, die sie zu Witwen gemacht hatten, befreundeten und fortan mit ihnen lebten; unter ihnen gab es jedoch manche Delilas, welche den Insurgenten als Spione dienten und ihre neuen Geliebten in den Hinterhalt lockten. Hochgepriesen wird in Cuba das Mädchen von Las Tunas; diese schöne Jungfrau, stark bewaffnet und zu Pferde, verrichtete mit der größten Unerschrockenheit und Unermüdlichkeit bei den Insurgenten Vorpostendienst. Sie fiel den Spaniern zweimal in die Hände, ihre Reize aber bezwangen die Offiziere, sie entließen sie wieder; allein sie wurde zum dritten mal gefangen genommen, und der Offizier, der diesmal den Befehl hatte, überlieferte sie erst der Brutalität der Soldaten und dann dem Geschick der Jeanne d'Arc, dem Feuertode. Durch solche Greuel wurde im Centraldepartement von Cuba die „Ordnung" wiederhergestellt.

In den unabsehbaren Savannen und dem dichten Gestrüpp der großen Ebene, in den undurchdringlichen Wäldern der Ostprovinz vermochte die Insurrection beharrlichen Widerstand zu leisten. Verwüstung, Noth und Elend hat sich demnach durch dieselbe ausgebreitet. Die im letzten Jahrzehnt rasch aufblühenden Hafenstädte Manzanillo und Guantanamo sind in Verfall gerathen. Die schönen Cafetals in den Yateras und Calderones bei Guantanamo, welche die aus Haïti flüchtigen französischen Ansiedler am Ende des vorigen Jahrhunderts gründeten, jene reizenden Anlagen in dem anmuthigsten Bezirke Cubas, sind größtentheils (jedenfalls über 150 derselben) niedergebrannt worden. Der Verlust an der beweglichen Habe blos in jenen Cafetals berechnet sich auf über eine Million Francs. Santiago hat an Einwohnern etwas zugenommen, weil sich viele Pflanzer und sonstige Leute vom Lande des Schutzes halber hierher flüchteten. Nur kleine Stellen können unter dem unmittelbaren Schutze des Militärs angebaut werden. Der Pflanzer ist dann genöthigt, eine Garnison, gewöhnlich 60 Mann, bei sich einzuquartieren und auf seine eigenen Kosten zu beköstigen. Sonst muß er seine sämmtliche bewegliche Habe wegfahren und von seinem Hause Dach, Thüren und Fenster abheben, damit es den Rebellen nicht Obdach und Schutz gewähre. Neutralität im insurgirten Lande ist nicht möglich. Den loyalen Pflanzern wurden die Plantagen von den Insurrectos zerstört, die Sklaven in die Freicorps einverleibt; den insurgirten wird kriegsgerichtlicher Proceß gemacht, sie werden erschossen, oder es wird ihnen wenigstens ihr Gut confiscirt. Was die Truppen und die Insurrectos noch übriglassen, suchen die Bandoleros aufzuraffen, ein Raubgesindel schlimmster Art, welches bald die eine, bald die andere Fahne erhebt und Krieg auf eigene Rechnung gegen jedermann führt. Sie sind es besonders, die das Land so unsicher machen, daß ein Reisender sich nicht wenige Meilen aus der Stadt wagen darf

ohne eine Bedeckung von 60 Mann Soldaten. Die Bandoleros werden von beiden Parteien, wenn sie in die Hände derselben gerathen, ohne weiteres erschossen.

So klein der Krieg ist, so beläuft sich doch die Zahl der darin Umgekommenen auf über 160000, auf der Seite der Insurgenten meistens durch Hinrichtungen. Es sind seit Ausbruch der Insurrection 80000 Mann spanische Truppen hierher gekommen, von denen die Mehrzahl Fieber, Cholera und sonstigen Krankheiten, welche Strapazen, schlechte Kost, schlechtes Quartier und die Ungunst des tropischen Klimas erzeugen, erlag.

Die Kriegführung ist aber jedenfalls auf beiden Seiten eine äußerst lässige, besonders die Kampffähigkeit der Insurrectos ohne alle Bedeutung. Bei einigermaßen energischen Maßnahmen hätte die Insurrection wol längst unterdrückt werden können. Die Eisenbahn und Telegraphenlinie von Havana nach Puerto-Principe wird von einer Linie von kleinen hölzernen Thürmen flankirt, welche je von einem Detachement Truppen von 5—50 Mann besetzt sind. Es zeigt sich, welche geringe kriegerische Kühnheit die Insurgenten besitzen, wenn sie ungeachtet der Schwäche jener Deckungslinie niemals einen Versuch gemacht, die Eisenbahn- oder auch nur die Telegraphenverbindung zu unterbrechen. In neuester Zeit hat die Armee sich hauptsächlich darauf beschränkt, gewisse Trochas oder Cordons um die Insurrection zu ziehen, namentlich eine Trocha, welche sich von Moron quer durch das Land nach der Südküste zieht, womit denn gewissermaßen anerkannt ist, daß die Armee sich für unfähig hält, das Innere des östlichen Departements zu beherrschen.

Infolge dieser schrecklichen Zustände hat sich eine große Anzahl von Cubanern nach Neuorleans, Neuyork, Centralamerika, Jamaica geflüchtet. In Jamaica allein befinden sich 2000 cubanische Flüchtlinge, die sich größtentheils dort angesiedelt haben. Diese Flüchtlinge haben an ihren neuen Aufenthaltsorten cubanische Clubs gegründet, die sich die Unterstützung der Insurrection zur Aufgabe machen. Die Spanier haben wiederholt bei den englischen Behörden Beschwerde geführt, daß der cubanische Club in Kingston in Jamaica Waffen, Munition und sonstige Kriegscontrebande in die insurgirten Bezirke Cubas einführe; die Engländer haben dies jedoch immer in Abrede gestellt.

Nach Neuyork flüchtete sich gleich im Anfange der Insurrection eine große Anzahl von Cubanern, welche als cubanische „Laborantes", wie sie sich nannten, Juntas bildeten, um geheime Expeditionen nach Cuba auszurüsten und anderweitig für ihre kriegerischen Landsleute zu Hause zu arbeiten, namentlich Fonds zur Unterstützung der Kranken und Verwundeten zu beschaffen. Die cubanischen Damen betheiligten sich dabei mit dem größten Eifer. Sie veranstalteten unter anderm Bazars, zu welchen sie Handarbeiten lieferten; der dem Namen nach zum Besten der Verwundeten und Kranken bestimmte Ertrag wurde zum großen Theile zum Ankauf von Waffen und Munition verwandt. Ferner wurden zu ähnlichem Behufe Concerte gegeben und im Bowery-Theater ein Drama, dessen Stoff der cubanischen Insurrection entnommen war, aufgeführt. Wenn dann in den Concerten eine schöne Cubanerin, als Freiheit gekleidet, die cubanische Fahne in der Hand, die Hymne „Del desterrado" des Heredio oder ein Gedicht des Placide oder eines sonstigen cubanischen Dichters vortrug, und wenn dann vom Pianoforte die Danza criolla ertönte, da erhob sich in Begeisterung die ganze Versammlung der Cubaner, die Señoras schwenkten die Taschentücher und die geliebten Melodien erstarben unter dem stürmischen Rufe: „Viva Cuba libre!" „Muerte à España!"

Gleichzeitig wurden in Cooper's Institut, in Steinway Hall und andern Plätzen Meetings gehalten, in welchen die amerikanischen Sympathisers sich in Masse versammelten und die Redner auf die Nothwendigkeit hinwiesen, die Cubaner als kriegführende Macht anzuerkennen; der Unabhängigkeitskampf der Cubaner, so sprachen die Redner, sei derselben Art wie die amerikanische Revolution von 1776; derselbe beanspruche die Sympathie aller Freunde des volksthümlichen Fortschritts und verdiene allen Beistand, welchen

andere Nationen zu gewähren vermöchten; die Unbilden, gegen welche die Cubaner sich erhoben, erweckten die Entrüstung eines jeden Menschen, wie Besteuerung ohne Repräsentation, gewaltsame Aufrechthaltung der Sklaverei, die Ausschließung aller Einheimischen der Insel von öffentlichen Aemtern, die Verweigerung des Rechtes Waffen zu tragen und aller übrigen geheiligten Rechte des Bürgers.

Schon aus der Lage Cubas geht hervor, daß die Insel innerhalb des unmittelbaren verkehr- und gesellschaftlichen Lebenskreises der Vereinigten Staaten liegt. Neuyork ist in vier Tagen, Neuorleans in zwei Tagen mit dem Dampfboot zu erreichen. Viele der angesehensten Pflanzer, Kaufleute und Bankiers in Cuba sind Amerikaner, so auch fast sämmtliche Ingenieurs (Werkmeister) in den Ingenios. Alle Winter kommen Amerikaner in großer Zahl dorthin, um Geschäfte zu machen, zum Vergnügen oder auch um in der balsamischen Luft der Insel ihre Gesundheit herzustellen und dem rauhen Norden zu entgehen. Viele junge Leute beiderlei Geschlechts werden in Amerika erzogen. Junge Cubaner pflegen überhaupt mit einer gewissen Geringschätzung von ihrer Heimat zu sprechen, wie sie auch über dieselbe gewöhnlich sehr wenig unterrichtet sind; nach den Vereinigten Staaten zu kommen, ist gewöhnlich ihr sehnlicher Wunsch. Seiner Heimat die politischen und socialen Vorzüge der Amerikaner zu verschaffen, erstrebt jeder Cubaner. Alle Fremden sind in Cuba willkommen, außer den Spaniern; die Amerikaner sind aber vor allem beliebt.

Im Verkehrsleben fällt es jedenfalls sehr ins Gewicht, daß 75 Proc. des wichtigsten Stapelartikels der Ausfuhr, des Zuckers, nach den Vereinigten Staaten gehen. Freilich würde sich der gegenseitige Handelsverkehr noch viel bedeutender entwickeln, wenn die wichtigsten Ausfuhrartikel der Vereinigten Staaten, wie Weizen und sonstige Cerealien, welche in Cuba einen glänzenden Markt finden würden, nicht durch die hohen spanischen Prohibitivzölle ausgeschlossen wären. Aus demselben Grunde ist denn wieder der cubanische Kaffee, welcher in Amerika einen guten Abnehmer finden könnte, dort mit Prohibitivzoll belegt zu Gunsten Brasiliens, welches den Staaten ihre Cerealien abkauft.

Während des Bestandes der nordamerikanischen Sklavenstaaten war diesen der Besitz Cubas eine Lebensfrage. Nach der Abschaffung der Sklaverei im englischen Westindien blieb Cuba der Hauptmarkt, von dem die Union hinsichtlich ihres Bedarfs an Sklaven abhängig war. Daher die Versuche, Cuba zu kaufen, und, als diese mislangen, die wiederholten Flibustierexpeditionen. Präsident Buchanan sagte im Jahre 1860: die Umstände, ein unverkennbares Geschick erheischen, daß die Vereinigten Staaten den Besitz Cubas erlangen. Er wünschte nicht, offene Gewalt anzuwenden, und billigte keineswegs Flibustierunternehmungen; sein Plan war, Cuba zu kaufen; sollte Spanien jedoch den Verkauf verweigern, so sah er nicht ab, wie ein Conflict zwischen den beiden Ländern zu vermeiden sei. Spanien weigerte sich natürlich, auf eine solche Idee einzugehen. Prim wagte es jedoch im Jahre 1869, einem amerikanischen Verkaufsantrage Gehör zu schenken. Man bot 75 Mill. Doll. Allein der Antrag ging nicht direct von der amerikanischen Regierung aus, sondern von einer Gesellschaft von amerikanischen Sympathisers, welche Cuba für die Cubaner kaufen wollten und sich auf Kosten der emancipirten Insel bezahlt zu machen gedachten. Die Unterhandlungen zerschlugen sich. Neuerdings haben manche angesehene Cubaner, wie Don Juan Poey, die Idee des Ankaufs Cubas durch die Vereinigten Staaten wieder angeregt, als das geeignetste Mittel, das Land den Verwüstungen zu entreißen, denen es zu erliegen droht. Allein die Vereinigten Staaten sind neuerdings nicht zu diesem Ankauf bereit. Grant und die republikanische Partei wünschen vorderhand die Erwerbung Cubas keineswegs, und haben auch die besonders günstige Gelegenheit, die sich in jüngster Zeit bot, gern unbenutzt vorübergehen lassen. Denn Grant und die republikanische Partei haben vorläufig noch genug

zu thun mit den gegenwärtigen Südstaaten; die Erwerbung Cubas würde aber nur einen neuen, äußerst schwierig zu behandelnden Südstaat hinzufügen.

Es ist jedoch durchaus nicht anzunehmen, daß die Vereinigten Staaten der Aussicht auf Erwerbung Cubas und des übrigen Westindiens entsagt haben. Eine amerikanische Gesellschaft hat neuerdings die Samana-Bai in San-Domingo mit Genehmigung der Vereinigten-Staatenregierung gekauft. Key West an der äußersten Südspitze Floridas ist stark befestigt worden. Im Besitz von Havana und Key West würden die Vereinigten Staaten die Einfahrt zum Golf von Mexico vollständig beherrschen.

Chronik der Gegenwart.

Nekrologe.

Der am 13. Oct. 1873 in Berlin verstorbene ausgezeichnete Geograph Theodor Emil von Sydow erblickte am 15. Juli 1812 zu Freiberg das Licht der Welt. Sein Vater, der als dramatischer und belletristischer Schriftsteller bekannte preußische Major Friedrich von Sydow (geb. den 23. Mai 1780 zu Langensalza, gest. den 10. Dec. 1845 zu Sondershausen) erzog ihn mit großer Fürsorge, zuerst im Aelternhause zu Erfurt, dann auf dem dortigen Gymnasium. Zum Militärstand bestimmt, wurde er im Jahre 1826 als Hospitant in die Divisionsschule aufgenommen. Er war hier unter den Schülern einer der eifrigsten und am schnellsten fortschreitenden. Im Jahre 1830 wurde er Lieutenant, allein bereits drei Jahre darauf verließ er den praktischen Dienst bei der Armee und folgte einen Rufe als Lehrer der Geographie und Kriegswissenschaft an der Schule der achten Division. Von nun an lediglich sich der Theorie widmend, wählte er die Geographie zu seinem Hauptlehrgegenstande und concentrirte sich immer mehr auf dieselbe. Im Jahre 1838 begann er seine vortrefflichen „Wandkarten" herauszugeben, wodurch er die wissenschaftliche Anwendung der Geographie im praktischen Lehrfache sehr förderte. In der Lehr- und Gelehrtenwelt machten diese Karten Aufsehen. Im Jahre 1843 wurde er als Mitglied der Militär-Examinationscommission nach Berlin beordert. Hier sah er sich in seinem Streben nach Vervollkommnung seines Wissens sehr unterstützt durch die ausgezeichnetsten Männer der Naturkunde; denn Alexander von Humboldt u. a., auch Ritter interessirten sich für seine Ziele und traten ihm helfend und fördernd an die Seite. Im Jahre 1849 übernahm er den geographischen Unterricht des Prinzen Albrecht und wurde dann als Lehrer der Geographie an der Kriegsschule, der jetzigen Kriegsakademie, angestellt. Nachdem er im Jahre 1852 zum Hauptmann avancirt war, nahm er, um ausschließlich seinen Studien leben zu können, schon drei Jahre darauf seinen Abschied und verlegte seinen Wohnort nach Gotha, wohin ihn auch wol die geographischen Unternehmungen von Bernhard Perthes, an denen er sich eifrig betheiligte, zogen. Sein Ruf als Geograph gründet sich außer auf seine selbstschaffende Thätigkeit auf dem Gebiete der Geographie auch besonders auf die alljährlich von ihm erscheinenden kritischen Berichte „Ueber den kartographischen Standpunkt Europas", welche seit dem Jahre 1856 in den Petermann'schen „Mittheilungen" erschienen. Im Jahre 1860 trat er wiederum in die preußische Armee ein. Als Major im Generalstabe begann er abermals seine militär-geographischen Vorträge an der Kriegsakademie. Daß die preußische Armee im Jahre 1866 mit so trefflichem kartographischen Material ausgerüstet ins Feld ziehen konnte, war zu einem nicht geringen Theil ein Verdienst von Sydow's. Als Anerkennung hierfür wurde er bald darauf zum Oberstlieutenant befördert. Mit dem Range eines Regimentscommandeurs geehrt, übernahm er, als im Jahre 1867 bei dem Generalstabe eine eigene geographisch-statistische Abtheilung ins Leben trat, die Leitung derselben und bewies in der Ausübung dieser Function eine seltene Befähigung, was auch allgemein anerkannt

wurde. Wir nennen unter den Werken des Verstorbenen die folgenden; an Wandkarten: Erdkarte in 12, Europa in 9, Asien in 12, Afrika in 6, Amerika in 10, Australien in 6, Deutschland in 9 Sectionen; ferner: „Karte von Thüringen und dem Harz" (Gotha 1841), „Methodischer Handatlas für das wissenschaftliche Studium der Erdkunde" (4. Aufl., Gotha 1867), „Schulatlas" (Gotha 1867), aus welchem Auszüge als der „Oro-hydrographische Atlas", der „Orographische Atlas" und der „Hydrotopische Atlas" existiren; ferner den „Hydrographischen Atlas" und den „Gradnetz-Atlas". Außer Beiträgen zu Fachzeitschriften und Sammelwerken sind noch Sydow's Werke: „Der Grundriß der allgemeinen Geographie" (Gotha 1862) und die „Uebersicht der wichtigsten Karten Europas" (Berlin 1864) zu nennen. Die öffentliche Meinung hat das einstimmige Urtheil gefällt, daß die Welt in Sydow einen der hervorragendsten Geographen der Neuzeit verloren hat.

Am 22. Sept. 1873 starb zu Freiberg einer der ausgezeichnetsten Mineralogen Deutschlands, Johann August Friedrich Breithaupt. Er wurde am 16. Oct. 1791 zu Propstzella im Saalfeldischen geboren, besuchte das saalfelder Gymnasium und widmete sich alsdann dem Berg- und Hüttenwesen. Von den untersten Stufen an machte er den praktischen Dienst des Bergbaues durch und begann erst nach den so vollendeten Lehrjahren die theoretischen Studien der Berg- und Hüttenkunde. Im Herbste des Jahres 1809 ging er zu diesem Zwecke nach Jena und Ostern 1811 nach Freiberg. Hier war es besonders der bekannte Werner, welcher sich des rüstigen und strebsamen jungen Mannes mit Rath und That eifrig annahm. Im Jahre 1813 wurde Breithaupt auf Empfehlung dieses seines Beschützers Lehrer an der Bergschule und Hülfslehrer an der Bergakademie zu Freiberg. Diesen Aemtern widmete er fortan seine ganze Kraft und erzielte damit die schönsten Resultate. Im Jahre 1827 wurde er daselbst zum Professor für Oryktognosie ernannt. Ein literarisches Verdienst erwarb er sich durch die Fortsetzung des größern Hoffmann'schen „Handbuchs der Mineralogie", eine anerkennungswerthe Arbeit, die er auf Anregung Werner's übernahm. Er fügte dem genannten Werke fünf Abtheilungen neu hinzu und vermehrte dadurch dessen Werth wesentlich. Einige Mineralspecies wurden von ihm zuerst bestimmt, eingeführt und erklärt. Seine Schrift „Ueber die Echtheit der Krystalle" (Freiberg 1816), bekundete gründliche Forschungen, welche allgemein anerkannt wurden. Seine „Vollständige Charakteristik des Mineralsystems" (Freiberg 1820) wurde ebenfalls gut aufgenommen. Als ein besonderes Verdienst wird es Breithaupt angerechnet, daß er in die krystallographische Nomenclatur viele zweckmäßige und später allgemein angenommene Ausdrücke eingeführt hat. In seiner Progressionstheorie förderte er die Wissenschaft wesentlich; als seine bedeutendste Leistung muß indessen wol angesehen werden, daß er fast alle Mineralien einer Untersuchung und Analyse unterzogen hat. Hierbei fand er, daß die Krystallisationsgesetze viel mannichfaltiger sind, als man bisher angenommen hatte, und entdeckte eine große Anzahl von Mineralspecien, welche man früher nicht kannte. Die Summe seiner wissenschaftlichen Forschungen hat Breithaupt in seinem „Vollständigen Handbuch der Mineralogie" (Bd. 1—3, Dresden 1836—47) gezogen. Als Vorläufer desselben verdient seine „Uebersicht des Mineralsystems" (Dresden 1830) besonders rühmliche Erwähnung. „Die Paragenesis der Mineralien" (Freiberg 1849), ein äußerst praktisches Buch, ferner die Schrift „Die Bergstadt Freiberg" (Freiberg 1825), welche einen bedeutenden topographischen Werth hat, und endlich eine große Anzahl von wissenschaftlichen Aufsätzen und Mittheilungen in verschiedenen Zeit- und Fachschriften dürfen bei einer Würdigung des wissenschaftlichen Wirkens von Johann August Friedrich Breithaupt nicht vergessen werden.

Ein Mann, welcher auf die letzten politischen Ereignisse im Kurfürstenthum Hessen einen großen Einfluß geübt hat, ist aus dem Leben geschieden. Konrad Abée, der letzte hessische Justizminister, ist am 8. Nov. 1873 zu Marburg gestorben. Im Jahre 1866 hatte er außer dem Portefeuille der Justiz auch das des Aeußern inne und stand dem Ministerium des kurfürstlichen Hauses vor. Sohn unbemittelter Aeltern, war er anfänglich Schreiber bei einem Amtsgericht, bezog später, durch einen menschenfreundlichen Beamten in Hofgeismar unterstützt, die Universität Marburg und studirte daselbst die

Rechte. Nach absolvirtem Maturitätsexamen erwarb er sich schnell die nöthigen Rechtskenntnisse, bestand die Examina und wurde dann Secretär im Justizministerium. Durch seine administrative Gewandtheit, seine politische und religiöse Meinungsrichtung und seine loyale Gesinnung wurde er bald zum Generalsecretär im Staatsministerium und vortragenden Rathe im kurfürstlichen Cabinet ernannt und schloß sich eng an die Partei der Absolutisten an. Im Jahre 1848 mußte er seine Stellung aufgeben. Er wurde nunmehr als Obergerichtsrath nach Rinteln versetzt. Nachdem Hassenpflug zurückgekehrt und die alten Zustände im Kurfürstenthum Hessen wiederhergestellt worden, wurde Abée zum Präsidenten des Oberappellationsgerichts ernannt. Er schied aus diesem Amte indessen später aus, um seine Fähigkeiten unmittelbar der Verwaltung der höchsten Aemter im Staate zu widmen, d. h. denen eines Ministers. Seit dem Jahre 1859 hatte er ohne Unterbrechung die einflußreichsten Staatsämter innegehabt und ihnen seine ganze Kraft gewidmet. Sowol als Vertreter Hessens am Bundestage wie als Minister des Aeußern und der Justiz, sowol als Verfechter des althessischen Particularismus wie als persönlicher Anhänger des Kurfürsten hat er in der Geschichte Hessens eine Rolle gespielt, welche, je nach den Standpunkten des Beurtheilers, Lob oder Tadel in reichem Maße geerntet hat. Abée verfocht auch die Sache der renitenten niederhessischen Pastoren. Die Summe seines Wirkens ist, daß er die Tendenzen Hassenpflug's und Vilmar's fortsetzte.

Breton de los Herreros, welcher unter den spanischen Dichtern eine hervorragende und mannichfach ausgezeichnete Stellung einnahm, ist im November 1873 zu den Todten gegangen. Er erblickte am 19. Dec. 1800 zu Quel in der Provinz Logroño das Licht der Welt und empfing in Madrid seine Vorbildung. Während der Jahre 1814—22 stand er als Freiwilliger im Dienst. Darauf war er als Finanzbeamter thätig, dann als Secretär bei der Intendanz von Bativa und später bei derjenigen von Valencia. Von den Ideen des Liberalismus bis zum Enthusiasmus erfüllt, fand er es im Widerspruch mit seinen Ueberzeugungen, der Regierung nach der Restauration zu dienen, und zog sich vom öffentlichen Leben zurück. Er widmete sich nun mit Eifer der dramatischen Poesie. Im Jahre 1834 ward ihm die Ehre zutheil, daß er, ohne sich darum beworben zu haben, wieder in Madrid angestellt wurde. Als Bibliothekar der Nationalbibliothek scheint er sich an seinem Platze befunden und wohl gefühlt zu haben. Als indessen ein Gedicht, welches er zu Espartero's Ehren verfaßt hatte, Anstoß erregte, wurde er im Jahre 1840 seiner Stellung entsetzt. Zuvor, und zwar im Jahre 1837, war ihm dagegen schon die Ehre zutheil geworden, zum wirklichen Mitgliede der königlich spanischen Akademie ernannt zu werden. Er hat eine große Productivität auf dem Gebiete der dramatischen Poesie entwickelt und die spanische Bühne mit einer Menge von Lustspielen und ernsten Stücken bereichert. Sowol eigene Dramen wie Uebersetzungen und Bearbeitungen fremder Stücke hat er zahlreich geliefert und meistens mit denselben Glück gemacht. Außerdem publicirte er: „Poesias sueltas" (Madrid 1831; Paris 1840); die satirischen Gedichte „Contra el furor filarmónico" (Madrid 1838), „Contra los hombres en defensa de la mugeres" (Madrid 1829), „El carnaval" (Madrid 1833), „Contra la manía contagiosa de escribir para el publico" (Madrid 1833), „La hipocresia" (Madrid 1834) u. a. m. Eine Sammlung seiner Poesien erschien in fünf Bänden in Madrid (1850—52).

Am 24. Juli 1873 starb zu München der Professor an der königlichen Akademie der Künste und königliche Oberbaurath Georg Friedrich Ziebland. Geboren am 7. Febr. 1800 zu Regensburg, erhielt er durch Johann Maria Quaglio in München eine gute Vorbildung und trat im Jahre 1812 als Schüler in die dortige Akademie, wo er namentlich unter Fischer's Leitung eifrig seinen Studien lebte. Im Jahre 1824, also erst nach zwölfjährigem Cursus, verließ er dieses Institut, als die Direction desselben schon in die Hände von Gärtner übergegangen war. Alsdann ging er nach Italien, um daselbst seine Studien, namentlich an den dortigen Basiliken, fortzusetzen, da er bereits damals vom Könige Ludwig, der durch mehrere Programmarbeiten Ziebland's auf ihn aufmerksam geworden war, den geheimen Auftrag hatte, eine solche in München zu erbauen. Der König unterstützte ihn bei dieser Reise mit erheblichen Geldzuschüssen. Ziebland verweilte, mit Studien eifrig beschäftigt, während der Jahre 1827—29 in Italien.

Pompeji war der Hauptgegenstand seiner Studien, da er nach dem Muster der dortigen Decorationen einen Wandschmuck für die dem Könige Ludwig gehörende Villa Malta in Rom zu entwerfen hatte. Derselbe wurde übrigens nicht von ihm, sondern später unter Martin Wagner's Leitung ausgeführt. Im Herbst des Jahres 1829 in die Heimat zurückgekehrt, wurde Ziebland der Bausection des Ministeriums zugetheilt; auch ernannte ihn der König zum Mitgliede des Baukunstausschusses in München. Im Jahre 1831 erbaute er das Local der Steuerkatastercommission in prächtigem Rundbogenstil, dann das Denkmal zu Aibling in altdeutschem Stil, wie er auch den Plan zu dem ehernen Baldachin entwarf, welcher in der Fürstengruft der Theatinerkirche zu Sanct-Cajetan in München die Särge des Königs Maximilian I. und der Königin Karoline überdacht. Unter Ziebland's Leitung wurde dieses in luxuriösem Rundbogenstil entworfene Werk in den Jahren 1842—43 in der königlichen Erzgießerei ausgeführt. Im Jahre 1848 brachte Ziebland die dem heiligen Bonifacius geweihte Basilika, zu welcher am 12. Oct. 1835 bereits der Grundstein gelegt worden, zur Vollendung. Nachdem Ohlmüller gestorben war, wurde Ziebland mit der Weiterführung des Baues der Mariahilfkirche in der Vorstadt Au beauftragt. Er vollendete diesen Bau mit Umsicht und Einsicht; auch wurde ihm die artistische Beaufsichtigung und Bewahrung der Burg Hohenschwangau anvertraut. Dieselbe wurde durch umfangreiche Bauten, welche er leitete, bedeutend erweitert und verschönert. Das künstlerische München verliert in Georg Friedrich Ziebland einen seiner bedeutendsten und edelsten Vertreter, der durch seine monumentalen Schöpfungen seinen Namen dauernd mit demjenigen der bairischen Hauptstadt verknüpft hat und in den Annalen der Baukunst fortleben wird als ein seltenes Talent.

Der französische Dichter Pierre Antoine Lebrun starb am 27. Mai 1873 zu Paris. Er wurde daselbst am 29. Nov. 1785 geboren und zeigte bereits in seinen Knabenjahren dichterische Beanlagung. Die Schlacht bei Austerlitz feierte er in Odenform und widmete das Gedicht der Großen Armee. Diese patriotische Dichtung wurde mit einer Pension von 1200 Frs. belohnt. Andere Oden Lebrun's feiern ebenfalls die Thaten des Kaiserreiches, wie beispielsweise diejenige auf den Tod des Kaisers, welche im Jahre 1822 erschien. Alle diese Klänge zum Lobe des großen Napoleon ließ er indeß erst nach dem Sturze desselben ertönen, sodaß man ihm den Vorwurf der unterwürfigen Schmeichelei, welcher andere Poeten der damaligen Zeit mit Recht trifft, nicht machen kann. Das überschwengliche Lob des Kaisers, namentlich in der Ode auf dessen Tod, veranlaßte indessen, daß der Dichter bei der machthabenden Obrigkeit immer mehr in Ungnade fiel. Er hatte in Havre die Stelle eines Steuereinnehmers inne, diese wurde ihm genommen, dann auch das obenerwähnte Jahresgehalt von 1200 Frs. ihm entzogen. Im Jahre 1820 ließ Lebrun, nachdem er sich bereits früher als Dramendichter, wenngleich ohne besonders günstigen Erfolg versucht hatte, auf dem Théâtre français seine Tragödie „Marie Stuart" aufführen, mit welcher er sich von dem früher von ihm angewandten classischen Stile emancipirte. Noch jetzt hat sich diese Tragödie auf dem Repertoire des französischen Theaters erhalten. Sie hat mannichfache Anklänge an unsers Schiller gleichnamiges Drama und wurde von den Vertretern der romantischen Schule mit lebhaftem Enthusiasmus begrüßt. Im Jahre 1825 trat der Dichter mit seinem „Cid d'Andalusie" vor das Publikum; drei Jahre später veröffentlichte er sein Gedicht: „Voyage de Grèce", welches mit großem Lobe aufgenommen wurde und von vielen Beurtheilern als das Beste bezeichnet wird, was Lebrun geschrieben hat. Nach der Julirevolution trat er wieder in den Staatsdienst ein. Bis zum Jahre 1848 war er Director der königlichen Druckerei und hatte, dank der Gunst Ludwig Philipp's, in der Pairskammer einen Sitz. Im Jahre 1853 wurde er durch ein kaiserliches Decret in den Senat berufen. Frankreich verliert in Pierre Antoine Lebrun, dessen Gesammtwerke in drei Bänden im Jahre 1844 zu Paris erschienen, einen Dichter von wahrhaftem Talent und respectabler Gesinnung.

Ende September 1873 starb der Generalsuperintendent Dr. Wilhelm Hoffmann in Berlin nach mehrmonatlichen Leiden. Er wurde am 30. Oct. 1806 zu Lemberg geboren, bekleidete, nachdem er seine Gymnasial- und Universitätsstudien absolvirt hatte, ver-

schiedene geistliche Aemter in Würtemberg, war während der Jahre 1839—50 mit der Inspection über die Missionsanstalt zu Kassel betraut und hielt seit dem Jahre 1843 zugleich als Professor der Theologie Vorlesungen an der dortigen Universität. Im Jahre 1850 finden wir ihn als Ephorus des theologischen Stiftes in Tübingen, wo er zwei Jahre hindurch in dieser Stellung thätig war. Alsdann wurde er als Hof- und Domprediger nach Berlin berufen und leistete diesem Rufe Folge. Seit dem Jahre 1853 war er daselbst auch als Mitglied des Oberkirchenraths, Ephorus des Domcandidatenstifts und Generalsuperintendent der Kurmark unausgesetzt und mit ganzer Hingebung an diese Aemter thätig. Hoffmann war ein bedeutender Kanzelredner. Als Schriftsteller hat er sich besonders durch seine Aufsätze über Missonswesen und Missionsgeschichte, durch seine kirchenpolitischen Werke und mehrere Predigtsammlungen einen vielgenannten Namen gemacht.

Am 8. Jan. 1874 starb der Dr. theol. und Oberbibliothekar der Universität zu Würzburg, **Ruland**. Er war am 25. Nov. 1809 geboren und wurde am 26. Mai 1832 zum Priester geweiht. Zuerst als Pfarrer zu Arnstein thätig, folgte er später einem Rufe an die Universität zu Würzburg. Im Jahre 1847 wurde er zum Mitgliede der Kammer der Abgeordneten gewählt und gehörte ihr bis an sein Ende mit nur kurzer Unterbrechung an. Er wirkte in dieser Stellung mit Thatkraft und Intelligenz. Als Mensch wie als Gelehrter erfreute er sich einer seltenen Achtung. Sein Charakter war ein fester und entschiedener; seine sittlichen Anschauungen waren streng. Selbst seine politischen Gegner achteten ihn. Er erlag nach kurzer Krankheit der Cholera. In ihm verliert München einen pflichtgetreuen und intelligenten Geistlichen von hervorragender Bedeutung, der in seinen Kreisen sicher noch auf lange Zeit hinaus auf das schmerzlichste vermißt werden wird. Seine Anhänger sind sehr zahlreich.

Am 6. Aug. 1873 starb auf seinem Landsitze zu Bougival bei Paris **Camille Hyacinthe Odilon Barrot**, einer der hervorragendsten unter den französischen Staatsmännern der Gegenwart. Er wurde am 19. Juli 1791 zu Villefort im Departement Lozère geboren und hatte vor der Revolution vom Jahre 1830 als Advocat am pariser Cassationshofe eine bedeutende Stellung inne. Seit dem Jahre 1827 war er Mitglied, dann Präsident des vielgenannten und mächtigen Vereins „Aide-toi et le ciel t'aidera". In der Julirevolution nahm er hervorragenden Antheil an den Berathungen der Volkspartei, gehörte indessen zu den Gemäßigten; keinenfalls wollte er den Umsturz der Ordnung und des Thrones. Als dieser dennoch eintrat, hieß er ihn weder gut noch vertheidigte er ihn. Nach dem Sturze der alten Dynastie war er für die Einsetzung eines neuen Königshauses und die Beseitigung der Republik lebhaft bestrebt. Der neue Bürgerkönig machte ihn zum Seinepräfecten. Er hatte dieses Amt indessen nur sechs Monate inne. In der Kammer verdoppelte er nunmehr seine Thätigkeit und betheiligte sich als Deputirter bald von Paris, bald von den Departements Eure, Niederrhein und Aisne mit Eifer an den Verhandlungen, bis er sich im Jahre 1848 durch den 24. Febr. zum Minister erhoben, allein schon nach wenigen Stunden wieder aus seinem Amte gerissen und die Republik erklärt sah. Dennoch ließ sich Barrot nicht zurückschrecken, vielmehr verstärkte er als Mitglied der Constituirenden und der Gesetzgebenden Nationalversammlung seine parlamentarische Opposition und warb neue Anhänger. Beim ersten von Louis Napoleon gebildeten Ministerium (20. Dec. 1848) erhielt er das Portefeuille der Justiz. Am 31. Oct. 1849 trat er aus dem Ministerium aus. Der Staatsstreich vom 2. Dec. 1851 bewog ihn, ganz vom Schauplatze der politischen Begebenheiten abzutreten. Seitdem lebte er zurückgezogen den Wissenschaften, verfolgte aber, wenn auch selbst passiv, stets mit höchstem Interesse die Entwickelung des französischen Staatslebens, bis ihn der Tod abrief.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die neueste Geschichte Spaniens.

Von

Wilhelm Lauser.

II.

Die revolutionären Vorbereitungen waren namentlich im Süden des Landes bereits so weit gediehen, daß die Erhebung mit guten Aussichten auf Erfolg schon im August 1868 hätte in Scene gesetzt werden können. Allein die Führer aller drei verbundenen Parteien mußten den getroffenen Abmachungen gemäß den Ungestüm ihrer Anhänger bis zu dem Augenblicke zurückhalten, da alle zugleich den Schauplatz betreten und die ganze Macht, die hinter ihnen stand, einsetzen konnten. Die Königin selbst hätte sich fast in die Höhle des Löwen begeben. Sie befand sich um diese Zeit in Zaraus im Seebade. Da man unbestimmte Kenntniß davon hatte, daß die Marine durch gewisse, in ihrem Bereiche gemachte Ersparnisse verstimmt war, und man auch davon unterrichtet war, daß der Herzog von Montpensier nicht blos auf dem Schiffe Villa de Madrid, mit dem er in der Bucht von Lissabon vor Anker lag, sondern auch sonst in der Flotte Anhänger für sich zu werben gesucht hatte, so beschloß Isabella, die Anwesenheit der Panzerfregatte Zaragoza und einiger anderer Schiffe zu benutzen, durch ihr persönliches Erscheinen Eindruck auf die Seeleute zu machen und sie durch ihre vielbewährte Kunst der Schmeichelei wieder für sich zu gewinnen. Einigen Unionisten andererseits war der Gedanke gekommen, die Königin bei einer Musterung der Flotte zu entführen, sie zur Entlassung des Ministeriums, zur Berufung Prim's und der Unionisten in die Regierung, vielleicht gar zur Abdankung zu zwingen. Der Commandant der Zaragoza wenigstens, Malcampo, scheint zum Aeußersten entschlossen gewesen zu sein. Ihn, sein Offiziercorps und selbst die Zöglinge hatte die Königin zum Essen an Bord eingeladen. Allein vielleicht wurde dieselbe noch in letzter Stunde gewarnt. Als sie schon ein Kanonenboot bestiegen hatte, fand sie auf einmal das Meer zu hoch, kehrte um, vertagte den Besuch und gab ihn schließlich ganz auf. Malcampo aber versicherte hernach seinen Freunden, er sei entschlossen gewesen, die Königin nicht mehr fortzulassen, ja dieselbe, wenn sie Widerstand geleistet hätte, eher aufzuhängen. Man braucht dies bei dem derben Seemann zwar nicht wörtlich zu nehmen, aber es kennzeichnet doch den Geist, der bei einem großen Theil der Flotte herrschte.

Schwerer hielt es, die Ungeduld der Republikaner von Cadix und Jerez zu bemeistern, die im Vertrauen auf ihre insgeheim bewaffneten Landsleute und das von ihnen seit längerm bearbeitete Regiment Cantabria schon am 9. Aug. losschlagen wollten. Der

Befehlshaber des letztern, General Primo de Rivera, machte wol mit Recht geltend, daß diese Kräfte lange nicht ausreichend seien, und der Hafencommandant Topete, der sich nur mit Mühe und nur in der Hoffnung, der Herzog von Montpensier werde unverweilt Isabella auf dem Throne nachfolgen, zur Betheiligung an der Revolution hatte bewegen lassen, mistraute diesen volksthümlichen Elementen und wollte sogar nicht zugeben, daß man Prim nach Cadix rufe, bevor die unionistischen Generale da seien. Prim, sagte er, ohne die unionistischen Generale, wäre ein Hinderniß in den ersten Augenblicken; sein Genosse, Brigadier Peralta, äußerte sich noch deutlicher, General Prim könne nicht auf hinreichende Unterstützung in dieser Provinz rechnen, und diejenigen, die in Sevilla zur Theilnahme bereit seien, wie General Izquierdo, würden sich weigern, mit Prim an der Spitze sich zu betheiligen; und Lopez de Ayala hatte die Unvorsichtigkeit, vor Zeugen die wahre Herzensmeinung vieler seiner Genossen von der Liberalen Union auszudrücken, Prim sei ein Taugenichts.

Am 8. Sept. fuhr der Dampfer Buenaventura mit Lopez de Ayala an Bord unter Kapitän Lagier, der sein Leben der Revolution geweiht hatte, aus Cadix nach den Canarischen Inseln, wohin schon zwei Tage zuvor ein englisches Boot mit vertrauten Freunden Prim's abgegangen war, um die Generale Serrano, Dulce, Bedoya, Caballero de Rodas abzuholen. Prim selbst, der nicht auch nach den Canarien gehen wollte, schiffte sich mit seinen Freunden und Parteigenossen Sagasta und Zorrilla am 12. Sept. mit der Mallpost nach Gibraltar ein, wo er am 16. morgens anlangen sollte. Da der Rathschlag Topete's und anderer, Prim solle ruhig in Gibraltar warten, bis die unionistischen Generale in Cadix angelangt seien, den Freunden desselben verdächtig schien, so schickten ihm dieselben einen eigenen Dampfer entgegen, mit welchem er noch, wol nicht zu angenehmer Ueberraschung Topete's, am 17. nachmittags bei der Fregatte Zaragoza anlangte. Uebrigens war in der That auch keine Zeit mehr zu verlieren. Der Civilstatthalter, der schon seit einiger Zeit Wind von den geheimnißvollen Vorgängen auf der Flotte hatte, war am Abend zuvor von der vollen Gefahr in Kenntniß gesetzt worden, und traf in Gemeinschaft mit dem Befehlshaber der Besatzung Anstalt, sich der Person Topete's zu bemächtigen. Dieser erließ nun aber als Antwort auf die Einladung zum Besuch des Statthalters den folgenden Aufruf an die Einwohnerschaft von Cadix:

Gaditaner! Ein Seemann, der euch große Auszeichnungen verdankt, darunter diejenige, euch vor der Kammer vertreten zu haben, richtet seine Stimme an euch, um euch ein sehr ernstes Ereigniß zu erklären. Dies ist die feindliche Haltung der Flotte gegenüber der unglücklichen Regierung, welche die Geschicke der Nation lenkt. Erwartet von meiner Feder keine schönen Worte. Bereitet euch lediglich vor, Wahrheiten zu hören. Unser unglückliches Land ist seit Jahren der furchtbarsten Dictatur unterworfen, unser Grundgesetz zerrissen; die Volksvertretung gefälscht; die Bande, welche das Volk mit den Thron verknüpfen und die constitutionelle Monarchie bilden sollen, gesprengt.

Es ist nicht nothwendig, diese Wahrheiten zu verkündigen; sie sind in aller Erinnerung. Sonst würde ich an das Recht der Gesetzgebung erinnern, das die Regierung für sich allein ausgeübt, indem sie ihr Unrecht durch die cynische Forderung nachträglicher Genehmigungen von fälschlich so genannten Cortes erschwerte, denen sie nicht einmal die Verhandlung über jedes der Decrete gestattete, die ihnen als Ganzes vorgelegt wurden; denn selbst dem Knechtsinne ihrer Parteigänger mistraut sie in Bezug auf die Prüfung ihrer Handlungen. Daß meine Worte nicht übertrieben sind, das beweisen die Gesetze über die Verwaltung, die öffentliche Ordnung und die Presse. Uebrigens genügt es, euch an Eins zu erinnern, das die unbedingte Verleugnung jeder freisinnigen Lehre ist, das Gesetz über den öffentlichen Unterricht.

Um von der Politik auf die Volkswirthschaft überzugehen, so sind in frischem Gedächtnisse die Emissionen, die Anleihen, die Erschwerung aller Steuern. Wer trägt hieran die Schuld? Ihr wißt es und mit euch beklagt es die Kriegsflotte, die Stütze der Handelsflotte und die Sicherheit des Handels, eine Körperschaft, die noch vor kurzem als der Ruhm des Landes gepriesen wurde, und die jetzt ihre Zeughäuser leer, ihre Arbeiter im Elend, alle ihre Mitglieder niedergeschlagen

sieht, in so traurigem Rahmen ein lebendiges Bild der Moralität der Regierung. Uebel von solcher Schwere verlangen entsprechende Abhülfe; einer der beiden Theile ihres Eides ist verletzt mit der Schande des andern; zur Vertheidigung beider auszuziehen ist nicht blos erlaubt, sondern geboten.

Nachdem ich die Beweggründe meines Handelns und desjenigen meiner Gefährten dargelegt, werde ich euch unsere Absichten sagen. Wir wollen, daß die gesetzlichen Gewalten, Volk und Thron, in dem Kreise thätig seien, den die Verfassung ihnen anweist, indem wir die schon erloschene Eintracht, das schon zwischen ihnen zerrissene Band wiederherstellen. Wir wollen, daß constituirende Cortes, indem sie ihr ehrliches Wissen anwenden und die durch eine schlimme Erfahrung hinreichend wiederholten Lehren benützen, alles verfügen, was zur Wiederherstellung der wahren constitutionellen Monarchie führen kann. Wir wollen, daß die Rechte des Bürgers von den Regierungen vollkommen geachtet seien, indem sie als heilig anerkannt werden, was sie an sich sind. Wir wollen, daß die Finanzverwaltung auf sittliche und aufgeklärte Weise geführt werde, indem Uebelstände geändert, Beschränkungen aufgehoben, der Ausübung jedes erlaubten Gewerbes Freiheit, und ein weites Feld der individuellen Thätigkeit und dem Talent gelassen werde.

Dies sind in Kürze meine Bestrebungen und diejenigen meiner Gefährten. Wollt ihr dieselben unterstützen, ohne Unterschied der Parteien, kleine Meinungsunterschiede vergessend, welche für das Land verderblich sind? Wenn ihr es thut, werdet ihr das Glück des Vaterlandes schaffen. Ist keine Möglichkeit, die Mitwirkung aller zu erlangen? Nun, so thue wenigstens jeder, der Kraft dazu hat, das Gute. Unsere Absichten entspringen nicht besonderer Vorliebe für eine bestimmte Partei; wir gehören keiner an; wir erkennen ihnen allen guten Willen zu, da wir glauben, daß alle für das Wohl des Vaterlandes begeistert sind, und dieses ist ja das Banner, das die Flotte aufpflanzt.

Niemand fürchte, daß diese That Entfremdung von andern Körperschaften oder Verlangen nach Vortheilen bedeute; wenn wir bescheidenen Seeleute uns heute erheben, indem wir uns auf einen Posten stellen, der Würdigern zukäme, so thun wir es aus dringenden Beweggründen; es mögen uns zu Hülfe kommen, es mögen das aufgehißte Banner ergreifen die andern militärischen Körperschaften, die Männer des Staates, das Volk; von allen verlangen wir nur Eins: einen Ehrenplatz im Kampfe, um die Fahne zu vertheidigen, bis sie feststeht; diese und die Befriedigung unsers Gewissens sind die einzigen Belohnungen, nach denen wir streben.

Da die großen Erschütterungen begleitet zu sein pflegen von Katastrophen, die ihren Glanz beflecken, zum sichern Vortheil der Feinde, so glaube ich mit meinen Gefährten der Sache der Freiheit einen Dienst zu erweisen, indem wir bereit sind, in ihrer Vertheidigung jeder Ausschreitung zu wehren. Freiheit ohne Ordnung, ohne Achtung für die Personen und Sachen, ist etwas Undenkbares. Ich glaube, Gaditaner, euerer Liebe würdig zu sein, indem ich mich in die Vorhut stelle bei dem Kampfe, der heute beginnt und den ihr mit euerm bekannten Muthe führen werdet. Euch bin ich schuldig, meine Haltung, ihren Beweggrund und ihr Ziel zu erklären; an euch allein wende ich mich; zum Lande sollen diejenigen sprechen, die hierzu berufen sind.

Hafen von Cadix, an Bord der Zaragoza, 17. Sept. 1868. Juan B. Topete.

Die Unklarheit in diesem Aufrufe rührt offenbar nicht blos von der ungeschickten Feder Topete's, auch nicht blos davon her, daß dieser Seemann von einem bis dahin fleckenreinen Rufe sich nicht ganz sicher fühlte, als er in die Bahn der Prim und O'Donnell trat; es war offenbar auch seine Absicht, durch keine bestimmte Erklärung dem Willen der Generale und Staatsmänner vorzugreifen, die er stündlich von den Canarischen Inseln erwartete. Darum besonders sprach er nichts von dem Sturze der Königin, wenn er auch durchblicken ließ, daß ein bloßer Wechsel des Ministeriums nicht diejenigen Aenderungen der Lage herbeiführen könnte, die er wollte.

In entschiedenerm Tone war bereits der Aufruf gehalten, den Prim demjenigen Topete's folgen ließ, und in dem er sich nicht blos an die Gaditaner, sondern an alle Spanier wandte:

Spanier! Zu den Waffen! Bürger, zu den Waffen! Wir haben bereits genug gelitten; die Geduld der Völker hat ihre Grenze in der Erniedrigung, und die spanische Nation, die, wenn sie auch manchmal unglücklich war, doch nie aufgehört hat, groß zu sein, kann nicht fortfahren, immer nur mit Ergebung ihre Leiden zu ertragen, ohne in Erniedrigung zu verfallen.

Es hat denn die Stunde für die Revolution geschlagen, ein zwar gefährliches, aber dringend nöthiges Mittel, wenn das Heil des Vaterlandes dasselbe verlangt. Grundsätze, hinreichend freisinnig, um den Bedürfnissen der Gegenwart zu genügen, und Männer, hinreichend einsichtsvoll, um die Bestrebungen der Zukunft zu ahnen und zu achten, hätten leicht, ohne gewaltsame Erschütterungen, die Umwandlung unsers Landes bewirken können; aber die fortdauernde Willkürlichkeit, die Verstocktheit im Bösen und die um sich greifende Unsittlichkeit, die, vom Gipfel herabsteigend, schon in die Gesellschaftseinrichtungen einzusickern beginnt, die, nachdem sie die Regierung des Staates vergiftet hat, die Verwaltung in einen Tummelplatz der Gewinnsucht, die Politik in einen Markt und die Rechtspflege in eine Staffel zu erstaunlichem Emporsteigen verwandelte: sie haben unglücklicherweise bewirkt, daß so heilsame Zugeständnisse zu spät kommen und unmöglich sind, und haben den Sturm so angeschwellt, daß er bei seinem Ausbruche heute in seinem Laufe die Dämme mitreißen wird, welche bisjetzt ein unüberwindliches Hinderniß für die langsame, aber fortschreitende Entwickelung, die das Leben der Völker ausmacht, waren, und welche Spanien von der allgemeinen Bewegung der gesitteten Nationen der Erde getrennt haben.

Zu den Waffen, Bürger, zu den Waffen!

Der Kriegsruf sei heute der einzige Ruf aller guten Spanier. Die Liberalen alle sollen während der Schlacht ihre alten Meinungsverschiedenheiten schweigen lassen und auf den Altären des Vaterlandes das Opfer schmerzlicher Erinnerungen bringen. Mit Einem Wort, innerhalb der großen liberalen Gemeinschaft gebe es nur noch einen Vorsatz, den Kampf, ein einziges Ziel, den Sieg, ein einziges Banner, die Wiedergeburt des Vaterlandes!

Inmitten der Verwirrung die Hindernisse zerstören, welche systematisch dem Wohl der Völker entgegengestellt werden, ist die Aufgabe der bewaffneten Revolution; aber inmitten der Ruhe und Ueberlegung aufbauen, ist das Ziel, nach welchem die Nationen streben müssen, die mit ihrem Muth ihre Souveränetät erobern wollen: und dieser wissen sie sich würdig zu machen, indem sie dieselbe mit ihrer Klugheit behaupten. Zerstören wir also rasch, was die Zeit und der Fortschritt allmählich umbilden sollten; aber ohne uns unmittelbar an Lösungen zu wagen, welche zufällige Umstände in der Zukunft unausführbar machen können, und ohne Fragen vorzugreifen, welche uns im Kampfe schwächen und die Souveränetät der Nation beeinträchtigen würden. Und wenn die Ruhe wieder kommt und die Ueberlegung an die Stelle der Gewalt tritt, so werden die Parteien ohne Gefahr ihre Banner entfalten können; und das Volk, im Gebrauch seiner Souveränetät, wird sich constituiren können, wie es für gut findet, indem es hierfür in der allgemeinen Abstimmung alle Bürgschaften sucht, die es für die Eroberung seiner Freiheiten und für den Genuß seiner Rechte nöthig glaubt.

Die Generale Serrano und Dulce sollten sich wie ich unter den trefflichen Seeleuten befinden, die, vom Wohle des Vaterlandes angetrieben, die Bewegung an der Spitze der nationalen Flotte begannen; aber ein Zwischenfall zur See, ohne Zweifel, hat zu ihrem und meinem Leide ihre Ankunft verzögert. So spreche ich denn zu euch, nicht blos in meinem Namen, sondern auch im Namen so ausgezeichneter Generale.

Spanier, Soldaten und Bürger! Das Vaterland bedarf unserer Anstrengungen! Verschließen wir uns nicht dem Rufe des Vaterlandes, dem Schmerzensrufe unserer Aeltern, Gattinnen, Söhne und Brüder. Eilen wir zum Kampfe, ohne uns bei den Waffen aufzuhalten, über die wir verfügen können, denn alle sind gut, wenn sie die Ehre des Vaterlandes führt, und laßt uns von neuem unsere geschmähten Freiheiten erobern; laßt uns den sprichwörtlichen Stolz unsers alten Charakters wiedergewinnen; laßt uns nochmals die Bewunderung und Achtung der fremden Völker erringen, und laßt uns mit Einem Worte würdige Söhne des edeln Spaniens sein! Spanier! Es lebe die Freiheit! Es lebe die nationale Souveränetät!

Hafen von Cadix, an Bord der Kriegsfregatte La Zaragoza, 18. Sept. 1868.

Juan Prim.

Dies war eher die Sprache eines in Pronunciamientos geübten Mannes. Die Entthronung der Königin war hier bereits ziemlich deutlich als Ziel der Erhebung hingestellt; doch war nicht von dem Sturze der Dynastie die Rede. Auch dieser Aufruf sollte, obwol sich Prim, kecker als Topete, herausnahm, nicht blos in seinem Namen, sondern auch in demjenigen der erwarteten Generale zu sprechen, eben zunächst nur dem ersten Bedürfniß der öffentlichen Meinung genügen, ohne den Entschlüssen der vereinigten Führer der Revolution vorzugreifen.

Am 18. Sept. in der Frühe fuhr das Geschwader unter dem Befehl des Brigadier Topete im Hafen von Cadix in Schlachtordnung auf, die Villa de Madrid, die Zaragoza, die Tetuan, der Vulcano und neun andere Schiffe. Bald ertönte der Hafen von dem Donner der Schiffskanonen und von den Hochrufen auf die Freiheit, welche die Mannschaften ausbrachten; eine ungeheuere Menschenmenge wurde auf den Terrassen, Thürmen und Balkonen der Stadt sichtbar. Die Verkündigung des Belagerungszustandes durch den Militärstatthalter machte keinen Eindruck mehr auf die Bevölkerung, und die Gruppen, die sich in den Straßen zusammengerottet, lachten über den amtlichen Maueranschlag, in dem gesagt wurde, die Erhebung gehe nur von einzelnen Mitgliedern der Flotte aus. Inzwischen hatten Mitverschworene die Telegraphenverbindung mit San-Fernando abgeschnitten, damit der Statthalter keine Truppenverstärkung von dort an sich ziehen konnte. Gegen Abend verließen die bewaffneten Bürger und Bauern aus der Umgegend, die schon seit einigen Tagen bereit waren, ihre Verstecke; Oberst Merelo übernahm den Befehl über das Regiment Cantabria; die Zollbeamten und Landjäger schlossen sich an; man befreite die politischen Gefangenen und verbarg seine Freude und Siegeszuversicht nicht mehr, nachdem aus dem Hafen die Nachricht gekommen, daß Topete und Prim mit Tagesanbruch ans Land steigen werden. Inzwischen hatte sich auch San-Fernando, seit den ersten constituirenden Cortes die Wiege der spanischen Freiheiten genannt, der liberalen Bewegung angeschlossen; General Primo de Rivera stellte sich an die Spitze der dortigen Flotteninfanterie und Arsenalarbeiter; alle Brücken wurden abgebrochen, um den Zuzug von Regierungstruppen aus Sevilla zu verhindern, und auf alle Fälle eine Batterie mit schwerem Geschütz in Bereitschaft gesetzt, und die Bevölkerung, welche den aufständischen Soldaten zujubelte, mit Waffen versehen.

Um 6 Uhr morgens am 19. Sept. landeten Prim und Topete in Cadix unter den Zurufen der begeisterten Volksmenge und unter den Klängen der Riego-Hymne. Der Militärstatthalter dankte in Topete's Hände ab, und die Artillerie, die sich wenigstens für den Augenblick der Bewegung nicht anschließen wollte, zog nach La Carraca ab. Gegen Mittag endlich kam der Dampfer Buenaventura in Sicht. Da ausgemacht war, daß derselbe nur bei Nacht einlaufen sollte, und da man am Bord noch nichts von dem bereits Vorgefallenen wußte, so hielt sich derselbe noch längere Zeit auf hoher See, bis der Vulcano, dasselbe Schiff, das dereinst die verbannten Generale nach den Canarischen Inseln gebracht hatte, die Kunde hinaustrug. Unter festlicher Beleuchtung fuhren nunmehr die Generale herein, begrüßt vom General Prim und Brigadier Topete, den neugebildeten Behörden des Platzes und der jubelnden Menge. Nach kurzer Berathung erließen die Generale jetzt folgenden gemeinschaftlichen Aufruf:

Spanier, die Stadt Cadix, welche die Waffen ergriffen hat mit ihrer ganzen Provinz, mit der in ihrem Hafen ankernden Flotte, und mit der ganzen Flottenabtheilung von Carraca, erklärt feierlich, daß sie der Regierung von Madrid ihren Gehorsam verweigert, sicher, die getreuen Dolmetschin der Bürger zu sein, welche, in der langen Uebung der Geduld, nicht das Gefühl der Würde verloren haben, und entschlossen, die Waffen nicht niederzulegen, bis die Nation ihre Souveränetät wiedererlange, ihren Willen kundgebe und ausführe.

Wird ein Spanier so gleichgültig gegen das Unglück seines Landes sein, daß er uns nach den Ursachen eines so schweren Ereignisses früge? Wenn wir eine ausführliche Untersuchung unserer Leiden anstellen wollten, so wäre es schwieriger, vor den Augen der Welt und vor der Geschichte die Sanftmuth zu rechtfertigen, womit wir dieselben ertragen haben, als den äußersten Entschluß, denselben ein Ende zu machen.

Das Grundgesetz mit Füßen getreten, und immer eher in eine Falle als einen Schutz für die Bürger verwandelt; das Abstimmungsrecht durch Drohung und Bestechung gefälscht, die persönliche Sicherheit nicht vom eigentlichen Rechte, sondern von dem unverantwortlichen Willen beliebiger Behörden abhängig, die Gemeindefreiheit erstorben, die Verwaltung und die Finanzen die Beute der Unsittlichkeit und Agiotage, der Unterricht geknechtet, die Presse stumm und das all-

gemeine Stillschweigen nur unterbrochen durch die häufigen Nachrichten von plötzlich neu entstandenen Vermögen, von dem neuen Geschäft, von der neuen königlichen Verordnung, die darauf angelegt war, den Staatsschatz zu berauben, von leichtfertig verschleuderten castilianischen Adelsbriefen, von dem hohen Preise mit Einem Worte, zu welchem die Schande und das Laster, sich zu verkaufen, gelangt sind. Dies ist das Spanien von heute. Spanier, wer haßt dasselbe so sehr, daß er auszurufen wagte: „So muß es immer bleiben"?

Nein, das wird nicht sein. Des Aergernisses ist genug. Von diesen Mauern aus, die stets unserer Freiheit und Unabhängigkeit treu waren, auf jedes Parteiinteresse verzichtend, einzig bedacht auf das allgemeine Wohl, rufen wir euch alle auf, theilzunehmen an dem Ruhm, dasselbe zu verwirklichen. Unsere heldenmüthige Flotte, welche immer unsern innern Streitigkeiten fern geblieben ist, zeigt, indem sie zuerst den Ruf des Protestes erhebt, ganz klar, daß es nicht eine Partei ist, die sich beklagt, sondern daß die Schmerzensschreie aus dem Herzen der Nation selbst kommen. Wir wollen den politischen Parteien keine Schranken bestimmen. Unser Unternehmen ist höher und einfacher. Wir kämpfen für das Dasein und die Ehre. Wir wollen, daß eine gemeine, für alle geschaffene Gesetzlichkeit die Achtung aller beständig in sich schließe. Wir wollen, daß derjenige, welcher die Aufgabe hat, die Verfassung zu achten und ihr Achtung zu verschaffen, nicht ihr unversöhnlicher Feind sei. Wir wollen, daß wir die Ursachen, welche die Beschlüsse an höchster Stelle beeinflussen, laut vor unsern Müttern, unsern Gattinnen, unsern Töchtern nennen können; wir wollen das Leben der Ehre und Freiheit führen.

Wir wollen, daß eine provisorische Regierung, welche alle lebendigen Kräfte des Landes vertritt, die Ordnung sichere, bis das allgemeine Stimmrecht die Grundlage unserer gesellschaftlichen und politischen Wiedergeburt legt. Wir zählen, um unsern unerschütterlichen Vorsatz auszuführen, auf die Mitwirkung aller Freisinnigen, die gegenüber der gemeinsamen Gefahr einmüthig zusammenhalten; auf die Unterstützung der besitzenden Klassen, welche nicht wünschen werden, daß die Frucht ihres Schweißes fort und fort die endlose Zahl von Börsenspielern und Günstlingen bereichere; auf die Freunde der Ordnung, welche diese auf die festesten Grundlagen der Sittlichkeit und des Rechtes gegründet sehen wollen; auf die begeisterten Anhänger der persönlichen Freiheiten, deren Bestrebungen wir unter den Schutz des Gesetzes stellen werden; auf die Unterstützung der Diener des Altars, die mehr als andere darauf bedacht sein müssen, die Quellen des Lasters, des bösen Beispiels im Ursprunge zu verschließen; auf das ganze Volk, und schließlich auf die Billigung ganz Europas, denn es ist nicht möglich, daß in dem Rathe der Nationen beschlossen wäre oder beschlossen würde, Spanien müsse in der Erniedrigung leben.

Wir weisen den Namen zurück, den uns schon unsere Feinde geben: Rebellen sind die beständigen Verletzer aller Gesetze, in welcher Stellung dieselben sich auch befinden mögen; nur treue Diener ihres Vaterlandes sind diejenigen, welche mit Verachtung aller Nebenrücksichten den Gesetzen die verlorene Achtung wieder verschaffen.

Spanier, eilt alle zu den Waffen, das einzige Mittel, das Blutvergießen zu sparen, und vergeßt nicht, daß die Bevölkerung in diesen Umständen, in welchen die Reihe an sie kommt, sich selbst zu regieren, alle ihre Instincte und Eigenschaften mit unverlöschlichen Zügen in die Geschichte geschrieben hinterläßt. Seid, wie immer, tapfer und hochherzig. Die einzige Hoffnung unserer Feinde sind bereits die Ausschreitungen, welche sie von uns zu sehen wünschen. Nehmen wir ihnen die Hoffnung vom ersten Augenblick an, indem wir durch unsere Haltung zeigen, daß wir immer der Freiheit würdig waren, die man uns so ungerechterweise entrissen hat. Eilt zu den Waffen, nicht mit dem stets verhängnißvollen Triebe der Rache; nicht mit der stets schwachen Wuth des Zornes, sondern mit dem feierlichen und ausdrucksvollen Ernste, mit dem die Gerechtigkeit ihr Schwert erfaßt.

Es lebe Spanien mit Ehren!

Cadix, 19. Sept. 1868.

Herzog de la Torre. Juan Prim. Domingo Dulce. Francisco Serrano. Bedoya. Ramon Nouvilas. Rafael Primo de Rivera. Antonio Caballero de Rodas. Juan Topete.

Wie man sich erzählt, hatte Topete sich lange gesträubt, diesen Aufruf zu unterzeichnen, welcher der ganzen Bewegung mit einem mal einen sehr radicalen Charakter gab. Die Berufung an die Geistlichkeit dürfte ein Zugeständniß an den nach der Väter Art frommen Brigadier gewesen sein. Die übrigen Generale hatten sich dem Eindrucke gefügt, den die Kundgebungen der frei gewordenen Bevölkerungen machen mußten. Und wenn sie auch in dem Aufrufe ziemlich unzweideutig auf Isabella's Sturz loszielten, so dachten

sie wol damals noch nicht, daß sie sich bis zur Absetzung der ganzen bourbonischen Dynastie werden drängen lassen müssen; die meisten unter ihnen dachten noch an die Möglichkeit der Thronerhebung des ältesten Sohnes Isabella's II., Don Alfonso's, mit der Regentschaft des Herzogs von Montpensier. Es ist auch kaum zweifelhaft, daß, wenn der letztere in diesem Augenblick, statt seine Ränke vom fernen Lissabon aus zu spinnen, jetzt auf dem Platz erschienen wäre, diese Lösung viel Anklang gefunden hätte.

Inzwischen bestrebten sich die Generale, die von ihnen unternommene Revolution nach ihrem Sinne zu leiten und eine Ordnung anzubahnen, die ihrer gemeinschaftlichen Uebereinkunft entsprach. In einigem Widerspruch mit der Verkündigung des Grundsatzes der nationalen Souveränetät setzten sie zunächst in Cadix noch am 19. Sept. einen Ausschuß ein, was Prim in einer Ansprache an die Bevölkerung folgendermaßen ankündigte:

Bis der Augenblick kommt, da Spanien durch eine frei gewählte Versammlung über seine Geschicke entscheidet, ist es nöthig, sich zu organisiren, um den Kampf fortzusetzen und die Bevölkerungen nicht jeder Autorität verwaist zu lassen. Dies ist mein Beweggrund, einen provisorischen Ausschuß zu ernennen, um die dringendsten Dienste zu besorgen, die Stadt zu verwalten, und im Verein mit den Bezirksausschüssen die Provinz zu organisiren. Männer, ergraut im Dienste der Freiheit, Jünglinge, voll von Glauben und Begeisterung für die Gedanken, welche die Gesittung unserer Tage bilden; unabhängige Bürger, welche in den gefährlichen Augenblicken der Revolution Dienste jeder Art geleistet haben, mit Einem Worte, Vertreter aller Schattirungen der öffentlichen Meinung und umgeben von der Liebe ihrer Heimatgenossen bilden einen Ausschuß, der euch zu regieren hat. Der Brigadier D. Juan Topete führt den Vorsitz in demselben. Sein Name allein ist, abgesehen von der Achtbarkeit und den Verdiensten der Ausschußmitglieder, eine Bürgschaft des Erfolges. . . .

Allein um wie viel leichter es ist, eine revolutionäre Bewegung einzuleiten, als nach ihrem Beginne zu beherrschen, sollten die Generale schon am folgenden Tage inne werden, da ihnen aus Sevilla der folgende Aufruf des dort gebildeten Revolutionsausschusses zukam, der einen Riesenschritt im Gange der Revolution bezeichnete und so recht das volksthümliche Programm derselben wurde:

Spanier, der Revolutionsausschuß von Sevilla würde gegen seine oberste Pflicht handeln, wenn er nicht sein Wort an alle Bewohner dieser Provinz und an die ganze Nation richtete, um ihnen die Grundsätze darzulegen, welche er aufrecht halten und vertheidigen will als Grundlage der Wiedergeburt dieses unglücklichen Landes, dessen Begeisterung so viele Jahrhunderte der Tyrannei nicht abschwächen und dessen Mannhaftigkeit so viele Jahre der Erniedrigung nicht mindern konnten: 1) die Sanction des allgemeinen und freien Stimmrechtes, als Grundlage der Gesetzlichkeit aller Gewalten und einzig wahrer Ausdruck des nationalen Willens; 2) die unbeschränkte Preßfreiheit, mit alleiniger Gültigkeit des Strafgesetzes für die Vergehen der Injurie und Verleumdung; 3) die praktische und unmittelbare Sanction aller übrigen Freiheiten, derjenigen des Unterrichtes, des Cultus, des Handels und Gewerbes u. s. w. und die vorsichtige und freisinnige Reform der Zollgesetze, bis der Zustand des Landes die vollständige Handelsfreiheit gestattet; 4) die Abschaffung der Todesstrafe und die Einführung des Pönitentiar-Strafsystems; 5) wirksamer Schutz der persönlichen Sicherheit, sowie unbedingte Unverletzlichkeit der Wohnung und des Briefgeheimnisses; 6) die Abschaffung der Bastardverfassung, die uns regiert hat, und aller aus derselben geflossenen organischen Gesetze und ihre vorläufige Ersetzung durch die von den constituirenden Cortes 1856 beschlossenen, mit Unterdrückung des Artikels über die Staatsreligion, des auf die Dynastie und die Thronfolgeordnung bezüglichen Paragraphen, und alles dessen, was nicht mit der Grundlage des allgemeinen Stimmrechtes und den andern in diesem Manifest enthaltenen sich verträgt; 7) die Abschaffung der Aushebung für Heer und Flotte, und Einrichtung des Heeres und der Flotte auf der Grundlage freiwilliger Rekrutirung und mit den entsprechenden Bürgschaften für die Ehrbarkeit des Standes; 8) Gleichheit in der Vertheilung der öffentlichen Lasten; 9) Aufhebung der Salz- und Tabacksteuer, der Brücken- und Verzehrungssteuern; 10) Einheit des Landrechtes und Abschaffung aller Sonderrechte, auch der kirchlichen; 11) Constituirende Cortes auf Grund des allgemeinen Stimmrechtes, damit sie eine Verfassung beschließen in Uebereinstimmung mit den Bedürfnissen der Zeit.

Es lebe die Freiheit! Nieder mit der Dynastie! Es lebe die nationale Souveränetät!

Wie San-Fernando, so schlossen sich ohne Zögern La Carraca, Sevilla, Jerez, Puerto-Real und San-Lúcar de Barrameda der Bewegung an. In Sevilla, dem wichtigsten Platze Andalusiens, war General Izquierdo der Leiter des militärischen Pronunciamientos. Die Königin hatte diesen Mann wie wenige andere mit Gunstbezeigungen und Auszeichnungen überhäuft und ihm zuletzt noch, Ende Juni, den wichtigen Posten eines zweiten Chefs des Generalkapitanats von Andalusien übertragen. Als er von Madrid dahin abreiste, sprachen ihm beim Abschiede die Generale Dulce und Córdoba zum ersten mal von Politik, und er sagte ihnen zu, daß, wenn es wirklich zu einer nationalen Bewegung komme, er an ihrer Seite zum Dienste des Vaterlandes sich finden werde; doch wollte er sich nicht auf einen bestimmten Tag verpflichten, noch etwas Schriftliches von sich geben, noch mit Mittelspersonen zu schaffen haben. Dasselbe erklärte er Mitte Juli dem Brigadier Peralta, der ihm eröffnete, daß er in Sevilla die Vorbereitungen für die nationale Erhebung treffe, und ihm zugleich alles Nähere über die bevorstehende Erhebung der Flotte und die Ankunft der Generale mittheilte. Ende August stand er mit den Obersten verschiedener Regimenter bereit, sich an der Spitze der ganzen Besatzung von Sevilla zu erheben. Izquierdo hatte sein ganzes Leben lang nichts von Politik gewollt und nichts verstanden; und da wir uns gegen die Annahme der allgemeinen Vermuthung sträuben, er habe sich lediglich durch die Thaler Montpensier's vom Wege der Pflicht ablenken lassen, so bleibt als Beweggrund seines Handelns hauptsächlich nur die Kameradschaft mit den verschworenen Generalen übrig. Anerkennen muß man immerhin die Entschlossenheit, die er an den Tag legte, nachdem er einmal sein Wort gegeben hatte. Generalkapitän Vasallo, sein Vorgesetzter, hatte am 19. Juli sichere Anzeichen erhalten, daß unter seinen Truppen revolutionäre Umtriebe im Gange seien. Er behielt den ihm verdächtigen Izquierdo beharrlich an seiner Seite, sodaß dieser nur mit größter Vorsicht und Mühe die unerlaßlichsten Vorbereitungen zur Erhebung treffen konnte. Als gegen Abend Vasallo die bestimmte Nachricht erhielt, die Regimenter seien im Begriff sich zu erheben, fragte er Izquierdo, was an der Sache sei; dieser antwortete, er wisse nicht, wolle jedoch in den Kasernen nachsehen. Vasallo erklärte, er gehe mit; Izquierdo, der dem alten Herrn nicht unmittelbar Gewalt anthun wollte, sagte ihm nun ins Ohr, er wolle allein gehen, Vasallo solle ihn nicht zurückzuhalten versuchen, denn er habe in seiner Tasche einen vierläufigen geladenen Revolver, mit welchem er sich Bahn schaffen würde. Vasallo blieb bestürzt auf dem Platze, während Izquierdo ein Regiment nach dem andern besuchte und bis auf die Artillerie, in deren Schutz sich Vasallo begeben hatte, um sich vereinigte. Dann forderte er Vasallo im Namen des Vaterlandes auf, ihm den Oberbefehl zu übergeben und auch die Artillerie ihrer Pflicht zu entbinden. Vasallo fügte sich ohne weiteres Sträuben.

Nach Mitternacht war die Erhebung Sevillas zur Thatsache geworden, ohne Blutvergießen und ohne Störung der Ordnung. Die Erhebung hatte bis dahin einen durchaus militärischen Charakter. Izquierdo widerstand auch anfangs mit Entschiedenheit dem Ansinnen, die Bürger zu bewaffnen. Aber diese, längst durch die geheime Presse und die geheimen Verbindungen vorbereitet, waren nicht gesonnen, nur die Staffage zu dem Pronunciamiento der Generale zu bilden. Während die Massen auf den Straßen ihren unbefangenen Jubel äußerten und sich mit den Soldaten verbrüderten, ließen sich die theils progressistisch, theils demokratisch, theils schon entschieden republikanisch gesinnten Volksführer auf dem Rathhause durch keine militärische Einschüchterung abhalten, selbständig den Revolutionsausschuß zu bilden und jenes Programm aufzustellen, das mit einem mal die Bewegung von Cadix aus dem Gleise eines gewöhnlichen Pronunciamientos in die Bahn einer großen und volksthümlichen Revolution leitete.

Die Nachricht von dem vollständigen Gelingen der Erhebung in Sevilla erfüllte die

in Cadix vereinigten Generale mit großer Freude und Unternehmungslust. Noch an demselben Tage wurde im Kriegsrathe beschlossen, Serrano solle mit den Besatzungen von Cadix und Sevilla bis Despeñaperros vorrücken, Prim inzwischen mit der Zaragoza und Villa de Madrid nach Ceuta und Algeciras fahren, die dortigen Besatzungen aufnehmen und dann sämmtliche Hafenplätze von Malaga an bis hinauf nach Barcelona besuchen und für die Erhebung gewinnen. Prim war hierzu der rechte Mann, da er in Valencia von früher Verbindungen hatte und bei den Cataloniern als Landsmann beliebt war. Möglich ist übrigens, daß die unionistischen Generale ihn von dem Schauplatz, auf welchem sie Lorbern zu erringen hofften, gern entfernten.

Inzwischen nahmen die Pronunciamientos ihren raschen Fortgang, und zwar stellten die Revolutionsausschüsse fast überall dasselbe Programm auf wie zu Sevilla. Cordova, Huelva, Ferrol erhoben sich noch am 20. Juli; drei Fregatten, die in letzterm Hafen lagen, und die Besatzung schlossen sich an. In Jerez genügte das Erscheinen Prim's, um, unter großer Begeisterung, die Erhebung zu glücklichem Ende zu führen; ebenso in Malaga. Nur in Granada gelang es dem Militär, das wenigstens zum größern Theil nichts von dem Pronunciamiento wissen wollte, nach einem Kampf von vier bis fünf Stunden, in welchem einige Bürger fielen, die Bewegung für einige Zeit niederzuhalten. Algeciras, San-Roque, Lucena schlossen sich an und setzten sich mit den Revolutionsausschüssen der aufständischen Städte in Verbindung. So konnte Serrano in einem Tagesbefehl den Sevillanern am 22. ankündigen: „Morgen werde ich in Euerer Mitte sein, und wir werden mit den vereinigten Elementen, über die ich verfüge, den Marsch nach Madrid unternehmen, um die provisorische Regierung einzusetzen, und auf diese Art und in kurzem unser edles Unternehmen krönen."

Für Isabella II. und ihren Hof, die sich um diese Zeit im Seebade zu San-Sebastian befanden, war der 17. Sept. eine furchtbare Ueberraschung. Man hatte sich soeben noch mit allerlei sonderbaren hochfliegenden Planen getragen. Die klerikale Partei, welche Isabella schon lange, die Kaiserin Eugenie und durch sie den Tuilerienhof, seitdem Napoleon III. körperlich und moralisch hinfällig geworden, beherrschte, hatte den ganzen Sommer hindurch am Zustandekommen eines engen Bündnisses zwischen dem madrider und dem pariser Hofe gearbeitet, welches eben in diesen Tagen durch eine Zusammenkunft der beiden besiegelt werden sollte. Napoleon III., welcher nicht in Unkenntniß über die revolutionären Vorbereitungen in Spanien war, ja bereits vor Jahresfrist auf die Anfrage eines Emissars, welche Haltung er derselben gegenüber zu beobachten gedenke, geantwortet hatte, er habe gegen den Sturz Isabella's II. dann um so weniger einzuwenden, wenn, dem Grundsatze der Nationalität entsprechend, die Iberische Union durch den freien Willen der Bevölkerungen verwirklicht würde, Napoleon III., welcher sich auch sonst wol nur geringen Nutzen von der Annäherung an Madrid versprechen mochte, hatte dem Andringen seiner Gemahlin lange Widerstand geleistet. Als er sich mit dieser jedoch in Biarritz, nahe bei San-Sebastian befand, glaubte er eine Einladung der Königin nach Biarritz nicht mehr umgehen zu können. Isabella hatte schon alle Vorbereitungen hierzu getroffen und sich in einem Schreiben, dessen Ueberbringer Graf von Ezpeleta war, angekündigt, da kam dieser mit einer Antwort zurück, welche die Königin sehr betroffen machte. Es hieß in derselben nämlich, die Königin allein könne richtig beurtheilen, ob es bei dem gegenwärtigen Zustande der öffentlichen Angelegenheiten in Spanien rathsam sei oder nicht, daß die königliche Familie die spanische Grenze verlasse. Gleich darauf kamen mit dem paris-madrider Schnellzuge Nachrichten an, die bestätigten, daß man in Biarritz über den Stand der Dinge nur zu genau unterrichtet war. Die nach Madrid Reisenden erzählten, man wisse in Frankreich, daß die Flotte in Cadix sich empört habe und daß die Generale Dulce und Serrano dort eingetroffen seien. Abends liefen noch Briefe von vertrauten

Personen ein, in welchen angezeigt wurde, Topete wolle mit den Fregatten ein Pronunciamiento machen, bevor noch die Königin nach Madrid zurückkehre. Am 18. kam, ohne nähere Angaben, die Nachricht von der Erhebung von Cadix an. Gonzalez Bravo erklärte auf dieselbe der Königin, da er nicht General sei, so könne er nicht zu Pferde steigen, um sich an die Spitze der Truppen zu stellen; es bleibe ihm somit nichts übrig, als abzudanken. Die Königin berief, nachdem sie einige Zeit geschwankt und sich mit Gonzalez Bravo, Roncali und Balda berathen hatte, den General José de la Concha, der schon seit einigen Monaten nach dem Ministerportefeuille getrachtet hatte, und beauftragte ihn mit der Bildung eines neuen Cabinets. Concha nahm an und fuhr unmittelbar darauf nach Madrid. Die Angst, in welcher er die Königin und den Hof zurückließ, wuchs, da man einen ganzen Tag ohne Nachricht von ihm blieb. Auf eine telegraphische Anfrage des Marquis de Roncali kam keine Antwort, weil die Verbindung unterbrochen war. Falsche Gerüchte waren verbreitet, Concha habe von Burgos nicht weiter reisen können. Endlich, um 10 Uhr nachts den 20., kam die amtliche Depesche, Concha sei in Madrid angekommen, aber nicht die sehnlich erwünschte Auskunft, ob die Königin sich nach der Hauptstadt begeben solle. Es war zwar alles zu ihrer Abreise vorbereitet, aber man verzögerte dieselbe immer noch, da neue wiederholte Anfragen unbeantwortet blieben. Endlich kam, mit großer Verspätung, die Meldung, die Königin könne nach Madrid reisen. Allein da zwischen der Aufgabe und der Ankunft dieses Telegramms viel Zeit verflossen war, so fragte Roncali nochmals an, ob die Königin wirklich reisen solle; Concha antwortete mit Ja; zugleich trafen mehrere andere Depeschen ein, in welchen es hieß, es sei alles ruhig, die Erhebung beschränke sich auf Cadix und Sevilla, General Novaliches sei auf dem Marsche nach Andalusien; die Generale von den Canarischen Inseln seien nicht an der Spitze der Erhebung.

Ob Concha dies alles wol selbst geglaubt hat? Thatsache ist, daß die amtliche „Gaceta de Madrid“, nachdem sie vom 18. Sept. an täglich nur die eintönige Meldung gebracht hatte: „Ihre Majestäten und die königliche Familie fahren in San-Sebastian in ihrem so wichtigen Wohlbefinden fort“, erst am 23. eine Anspielung auf die großen Ereignisse brachte mit einem Schreiben des Kriegsministers an die Militärbehörde von Granada, in welchem dieser die Anerkennung dafür ausgedrückt wird, daß sie rasch und thatkräftig diejenigen niedergeworfen habe, welche mit den Waffen in der Hand die öffentliche Ordnung stören wollten. Am folgenden Tage freilich wurde bereits zugegeben, es seien verschiedene telegraphische Depeschen eingelaufen, welche das Auftreten einzelner Banden auf dem Lande melden; Malaga, wo ein Theil des Heeres seiner Pflicht untreu geworden sei, werde bald wieder unterworfen sein; die wichtigsten Operationen aber finden in der Richtung von Cordova und Sevilla statt u. s. f. Uebrigens ist Concha, wenn er vielleicht auch selbst nicht mehr großes Vertrauen hatte, die königliche Sache retten zu können, doch nicht unthätig geblieben.

Eine der ersten Handlungen des neuen Ministerpräsidenten war, Spanien in vier große Militärbezirke abzutheilen: Aragonien, Catalonien, Navarra unter dem Grafen von Cheste, Neucastilien und Valencia unter Manuel de la Concha, Altcastilien, Asturien, Galicien und die baskischen Provinzen unter Eusebio Calonge, Estremadura und Andalusien unter Manuel Pavia, Marquis von Novaliches. Am 20. Sept. verließ letzterer mit seinem Generalstabe Madrid, um sein Heer zu organisiren. Am 29. hatte er beisammen zwei Divisionen, beziehungsweise ungefähr 16 Bataillone Infanterie, eine Division oder 14 Schwadronen Cavalerie, eine Brigade Artillerie mit 32 Geschützen, gegenüber den 20 Bataillonen Infanterie, 8 Schwadronen Cavalerie, 24 gezogenen Geschützen, den unregelmäßigen Freiwilligen und Bataillonen der Flotteninfanterie, die Serrano in Cordova vereinigt hatte. Während Novaliches inmitten der feindlich gesinnten Bevölkerung Anda-

lusiens keine Kunde über Stellung und Stärke seines Gegners erhielt, konnte dieser, durch alle denkbaren Umstände begünstigt, mit voller Sicherheit seine Vorbereitungen zum Kampfe treffen.

Am 27. Sept. schickte Serrano durch seinen vertrauten Freund, Adelardo Lopez de Ayala, folgendes Schreiben an „Se. Exc. Hrn. Marquis von Novaliches, Generalkapitän der nationalen Heere":

Bevor ein trauriges Ereigniß den Kampf zwischen zwei brüderlichen Heeren unvermeidlich macht, bevor der erste Schuß fällt, welcher sicher einen Widerhall des Schreckens und Schmerzes in allen Herzen erwecken wird, wende ich mich mit diesem Briefe an Sie, zur Entlastung meines Gewissens und ewigen Rechtfertigung der Waffen, die das Vaterland mir anvertraut hat. Ich vermuthe bereits, daß in diesen Umständen auf amtlichem Wege zu Ihrer Kenntniß alles gekommen sei, was Ihr Urtheil über den wahren Stand der Dinge zu klären vermag. Ohne Zweifel wissen Sie, daß dem Rufe des Protestes, welchen die ganze Flotte einstimmig erhoben hat, unmittelbar die Festungen von Cadix, Ceuta, Santoña, Jaca, Badajoz, Coruña, Ferrol, Vigo und Tarifa, und die Städte Sevilla, Malaga, Cordova, Huelva und Santander mit allen Besatzungen und allen Streitkräften des Campo von Gibraltar und viele andere Bevölkerungen geantwortet haben, die, wie ich wol versichern darf, die Waffen zum nämlichen Zwecke schon ergriffen haben oder noch ergreifen werden. Schwer ist es, zu erkennen, wie man am besten dem Lande diene, wenn dieses schweigt oder nur furchtsam und theilweise seine Wünsche äußert; aber heute spricht dasselbe mit so klarer und feierlicher Stimme, daß unmöglich den Augen irgendjemandes der Pfad des Patriotismus dunkel erscheinen kann. Besonders über Einen Punkt ist kein Zweifel zulässig; dies ist die Unmöglichkeit, das Bestehende oder vielmehr das, was gestern bestand, aufrecht zu erhalten.

Ich bin sicher, daß Ihnen selbst diese Wahrheit einleuchte, und in diesem Falle werden Sie mit mir übereinstimmen, daß die Pflicht des Heeres in diesem Augenblick so einfach ist als erhaben; sie besteht allein darin, das allgemeine Verlangen zu achten und das Leben, die Ehre, das Vermögen der Bürger zu vertheidigen, bis die Nation frei über ihre Geschicke entscheidet.

Dasselbe von diesem Pfade abzulenken, heißt es in ein Werkzeug des Unterganges und Verderbens verwandeln. Zum Glück sind die Leidenschaften bisjetzt gezügelt durch das unbeschränkte Vertrauen, welches das Land in seinen Sieg setzt; aber beim ersten Versuch von Widerstand, bei der Kunde vom ersten Kampfe werden sie wüthend und furchtbar losbrechen, und der erste, der diese hervorruft, wird verantwortlich sein vor Gott und der Geschichte für das Blut, das fließt, und für alles Unglück, das folgt. Gegenüber den Feinden erheischt die kriegerische Ehre Tollkühnheit; aber in dem gegenwärtigen Falle wissen Sie so gut wie ich, daß die Ehre allein darin besteht, den Frieden und das Glück der Brüder zu sichern. Im Namen der Menschlichkeit und des Gewissens lade ich Sie ein, mir die Bahn, die ich betreten, frei zu lassen, sich den Truppen unter meinem Befehle anzuschließen, und diejenigen, welche Ihr Gefolge sind, nicht des Ruhmes zu berauben, mit allen übrigen zur Sicherung der Ehre und Freiheit ihres Vaterlandes beizutragen. Die Folgen der fortgesetzten Irrthümer, die wir alle erduldet und beklagt haben, bringen heute Unwillen und Bedauern hervor; vermeiden wir, daß sie Entsetzen hervorbringen! Letzter und trauriger Dienst, den wir demjenigen, was heute durch unwiderruflichen Beschluß der Vorsehung zusammenstürzt, erweisen können! Ihr eigenes Urtheil wird meine Gründe unterstützen; Ihre Vaterlandsliebe Ihnen das Beste rathen.

Mein Abgesandter, Don Adelardo Lopez de Ayala, hat den Auftrag, Ihnen dieses Schreiben einzuhändigen und Sie der hohen Achtung und ununterbrochenen Freundschaft zu versichern, mit welcher . . . . Francesco Serrano.

Die Antwort hierauf lautete:

Sr. Exc. Hrn. Herzog de la Torre, Generalkapitän der nationalen Heere.

Das Schreiben ist mir zugekommen, welches Sie mir durch Ihren Abgesandten, Don Adelardo Lopez Ayala, heute, den 26., schickten, obgleich dasselbe durch Irrthum das Datum vom 27. trägt. Es erfüllt mich mit tiefem Schmerz, zu erfahren, daß Sie sich an der Spitze der Bewegung dieser Stadt befinden, und ich bin sicher, daß Sie bei der Abfassung Ihres Schreibens und vor Empfang meiner Antwort geahnt haben werden, wie diese ausfallen mußten.

Die verfassungsmäßige Regierung Ihrer Maj. der Königin Donna Isabella II. hat mir den Oberbefehl über dieses Heer anvertraut, das, wie ich sicher bin, seine Pflichten erfüllen wird, so

schmerzlich es ihm sein mag, die Bajonnete mit denjenigen zu kreuzen, welche gestern noch seine Kameraden waren; dies kann allein vermieden werden, wenn die bestehende gesetzliche Ordnung der Dinge anerkannt wird, um von unserm unglücklichen Vaterlande größere Heimsuchungen abzunehmen. Die Königin, ihre verfassungsmäßige Regierung werden dies mit Freuden begrüßen, und das Volk, welches blos nach Frieden, Freiheit und Gerechtigkeit strebt, würde seine Brust der Hoffnung eröffnen, befreit von dem Leide, das heute auf ihm lastet.

Wenn, was durchaus unwahrscheinlich ist, das Geschick dieses Ergebniß nicht begünstigte, so würde uns doch, diese herrlichen Truppen und mich, immer der gerechte Stolz erfüllen, den Kampf nicht hervorgerufen zu haben, und die Geschichte, immer streng gegen diejenigen, welche das Zeichen zum Bürgerkriege geben würde, für uns ein ruhmvolles Blatt aufbewahren.

Der nämliche Abgesandte hat den Auftrag, Ihnen diese Antwort zu überbringen, welche Sie als den einmüthigen Ausdruck der Gesinnung aller Klassen des Heeres betrachten dürfen, das ich die Ehre habe zu befehligen, ohne daß Sie deshalb an der hohen Achtung und ununterbrochenen Freundschaft zweifeln dürfen, womit ....

Generalquartier von Montoro, 26. Sept. 1868. Novaliches.

Auf dringende Weisungen von Madrid beschloß Novaliches den Angriff nicht länger zu verschieben. Seine Truppen sollten am folgenden Tage sich in Carpio aufstellen, einer Ortschaft am linken Ufer des Guadalquivir, fünf Meilen von Cordova. Das Bataillon, welches noch in der Nacht die Brücke von Alcolea besetzen sollte, fand diese bereits in den Händen eines überlegenen Feindes; zwei Bataillone unter Brigadier de Lacy überschritten indeß auf der Brücke von Montoro den Guadalquivir und besetzen Villafranca am rechten Ufer, zwei Meilen unterhalb jener Brücke von Alcolea. An diesem Ufer des Guadalquivir erstrecken sich die Abhänge der Sierra Morena bis an den Fluß, während das linke Ufer eben ist, mit Ausnahme einiger Hügel, welche die Brücke von Alcolea beherrschen. Verschiedene Bäche kommen von der Sierra Morena zum Guadalquivir, besonders der Guadalmellado, dessen Mündung sich oberhalb der Brücke befindet. Diese selbst, aus schwarzem Marmor gebaut, besteht aus 19 Bogen und ist 200 Klafter lang; sie bildet gegen die Strömung des Flusses einen Winkel, sodaß sie von Artillerie nicht bestrichen werden kann. Etwas unterhalb führt die Eisenbahn hinüber. Bei Alcolea ist das rechte Ufer gleichfalls eben, die Heerstraße und die Eisenbahn gehen, fast dem Flusse parallel, bis Cordova.

Der erste Plan von Novaliches war offenbar, mit seiner Hauptmacht die Alcoleabrücke von vorn und auf der Seite der Eisenbahnbrücke anzugreifen, um hierher Serrano's Streitkräfte zu ziehen und sie von dem Hang der Sierra Morena wegzulocken, von wo Brigadier de Lacy sich auf dem linken Flügel des Feindes werfen sollte.

De Lacy verließ am 28. mit Tagesanbruch Villafranca, marschirte auf den Gebirgshöhen hin, überschritt die vom Feinde nicht besetzte Brücke des Guadalmellado und noch zwei ausgetrocknete Bäche und stand mit einem mal der Vorhut des liberalen Heeres gegenüber, welche aus der ersten Brigade der ersten Division, vier Geschützen und zwei Schwadronen unter dem Befehl des Generals Caballero de Rodas bestand. Letzterer benachrichtigte de Lacy durch einen Offizier, er habe die Weisung, nicht Feuer zu geben, bevor er angegriffen würde. De Lacy ging hierauf über den letzten der ausgetrockneten Bäche wieder zurück, besetzte die Höhen, die den vom Feinde eingenommenen gegenüberlagen, und schickte einen Adjutanten an Novaliches ab, um diesen von seiner Lage zu benachrichtigen. Statt anzugreifen, wie seine Leute erwartet hatten, blieben diese nun fünf Stunden unthätig in ihrer Stellung. De Lacy wußte nicht, daß Novaliches, ohne Zweifel in Kenntniß von den günstigen Stellungen des Feindes auf dem rechten Ufer, ihm General Echevarria mit vier Compagnien zur Verstärkung nachgeschickt hatte, und so sah er von seiner Höhe mit Staunen, wie die Mannschaften von Novaliches, der das Eintreffen Echevarria's bei de Lacy abwarten wollte, ganz ruhig blieben, Cavalerie und Artillerie abstiegen, während

im feindlichen Lager eine außerordentliche Bewegung herrschte, ein Eisenbahnzug um den andern aus Cadix, Sevilla, Cordova dem liberalen Heer Verstärkungen zuführte, und die Rufe: „Es lebe Serrano! Es lebe die Freiheit!“ verbunden mit den Klängen der Riego-Hymne die Ankunft des Herzogs de la Torre ankündigten.

Dieser machte nochmals einen Versuch, den Kampf zu vermeiden. Er lud durch einen Adjutanten den Brigadier de Lacy zu einer Besprechung ein, grüßte diesen, als er sich einfand, aufs freundschaftlichste und sagte ihm: „Brigadier, Sie haben mir meinen Schlachtplan gegeben, Sie nehmen eine sehr schwierige Stellung zwischen zwei Bächen und meinem Heere ein. Ich könnte, an der Spitze meiner 18 Bataillone, 24 Geschütze und 800 Reiter, mich auf Sie stürzen und ohne Zweifel Sie mit Ihren Streitkräften gefangen nehmen; aber da es mir widersteht, spanisches Blut zu vergießen, so lade ich Sie ein, sich mit uns zu verbinden, die wir die Wünsche des Volkes vertreten. Die ganze Nation steht in Waffen gegen die Regierung der Königin Isabella, die alle heldenhaften Anstrengungen von Ihnen nicht im Stande sein werden zu retten. Deshalb lade ich Sie ein, sich mit uns zu verbinden.“ De Lacy, dem Serrano für alle Fälle die Freiheit ließ, mit seinen Truppen zu bleiben oder sich zurückzuziehen, da er selbst keinenfalls die Feindseligkeiten beginnen wollte, sandte einen Adjutanten an Novaliches, um ihn von der Unterredung mit Serrano zu benachrichtigen.

Indeß traf General Echevarria ein, der sich zwar sogleich von der gefährlichen Lage der Truppen Rechenschaft ablegte, aber doch unverzüglich einen Offizier an den Herzog de la Torre mit der Meldung abschickte, er werde seine Stellungen trotz der Uebermacht, durch welche dieselben vertheidigt seien, angreifen; und er lasse ihm dies sagen, um das ritterliche Verfahren zu erwidern, das er gegenüber dem Brigadier de Lacy beobachtet habe, Serrano gab anfangs den Befehl, ohne die Offensive zu ergreifen, einfach Echevarria's Angriff zurückzuweisen; aber das Bewußtsein der Verantwortlichkeit seiner Stellung siegte denn doch über die Großmuth gegenüber dem Feinde, und er beschloß, Echevarria zu schlagen, bevor ihm Novaliches zu Hülfe kommen könnte. So griff er denn mit einer ganzen Division die vier Bataillone des königlichen Heeres an. Diese widerstanden bis zum Abende, obwol sie nicht weniger als 45 Offiziere, 270 Mann, theils todt, theils verwundet und ein halbes Bataillon verloren, das gefangen genommen wurde.

Novaliches hätte, da der Tag schon weit vorgerückt war, den Kampf lieber auf den folgenden Tag verschoben, aber als er das Feuer zwischen der Brigade Echevarria's und Serrano's Truppen hörte, suchte er sich der Brücke zu nähern und schickte inzwischen durch eine Untiefe des Guadalquivir Echevarria ein Bataillon zur Unterstützung. Ein Viertel vor 3 Uhr stand Novaliches der Brücke gegenüber. Im Vordertreffen hatte er die ganze Artillerie, unter dem Schutze der in Colonnen aufgestellten Bataillone der 2. Infanteriedivision, auf den beiden Flügeln die Cavalerie, bereit zum Chargiren, wenn das revolutionäre Heer die Brücke überschritte; den weittreffenden Krupp'schen Geschützen des königlichen Heeres konnten die Liberalen nicht antworten, die zudem nicht über hinreichende Munition verfügten. So beschloß Novaliches die Brücke mit dem Bajonnet zu nehmen; er bildete aus seiner Infanterie vier Angriffscolonnen, die in jeder Weise von der Artillerie und Infanterie unterstützt werden sollten. Schon begann die Nacht herabzusinken, als die Angriffscolonnen gegen die Brücke vorrückten; doch war diese selbst, zum Nachtheil der Angreifenden, durch eine in der Nähe brennende Pächterei ziemlich beleuchtet. Die Brücke wurde vertheidigt von einer Compagnie Jäger und einem Bataillon Infanterie und einigen Geschützen auf den Höhen zur Rechten der Brücke. Als die Angreifenden im gewöhnlichen Schritt und mit geschultertem Gewehr bis auf 40 Meter sich genähert hatten, riefen ihnen die Aufständischen, in der Meinung, dieselben wollten mit ihnen gemeinschaftliche Sache machen, zu: „Es lebe die Freiheit!“ Allein diese antworteten: „Es lebe die

Königin; wir wollen nach Cordova schlafen gehen!" Auf ein heftiges Feuer, das sie nun empfingen, schwankten sie etwas, bis Novaliches sich an ihre Spitze stellte, und umgeben von seinem Generalstabe unter dem Rufe: „Es lebe die Königin!" den zweiten Sturm gegen die Brücke befehligte. Aber auch dieser scheiterte an dem heftigen Gewehrfeuer der Vertheidiger; Novaliches wurde schwer an der untern Kinnlade, ihm zur Seite General Sartorius am Bein verwundet.

Dies entschied die Schlacht. Das königliche Heer hatte keinen Befehlshaber mehr. General Paredes, dem der Oberbefehl zugekommen wäre, zögerte, denselben zu übernehmen. Noch unterhielt die erste Colonne bis über 8 Uhr ein lebhaftes Gewehrfeuer mit dem Feinde; die Artillerie warf dann und wann noch ein Geschoß in sein Lager, aber kein Theil machte eine ernste Anstrengung, den andern aus seiner Stellung zu vertreiben. Um 8½ Uhr hörte das Feuer ganz auf; General Paredes übernahm jetzt den Befehl über das königliche Heer, aber nur, um dasselbe nach Carpio zurückzuführen, von wo es am Morgen ausmarschirt war. General Echevarria, der indeß seine Stellung mit seiner Division gehalten hatte, traf, als es ganz Nacht geworden war, alle Vorbereitungen, um andern Tags den Kampf fortzusetzen. Allein um Mitternacht erhielt er von Paredes den Befehl, sich der Rückbewegung des königlichen Heeres anzuschließen.

Die Liberalen, welche in der Nacht eifrig gearbeitet hatten, eine Batterie von 60 Kanonen aus Sevilla und Cadix mit bedeutender Mannschaft aufzustellen, waren sehr überrascht, als sie am Morgen keinen Feind mehr erblickten. Dies war die „glorreiche" Schlacht von Alcolea, von ihrem Anfang bis zu ihrem Ende kennzeichnend für die Kämpfe in den spanischen Bürgerkriegen. Das königliche Heer hatte an Todten und Verwundeten verloren 690 Mann, 61 Offiziere, 4 Chefs, 2 Generale, das liberale Heer 800 Mann mit den Offizieren. Am 2. Oct. gelang es Serrano, nachdem derselbe dem ganzen Heer von Novaliches dieselben Auszeichnungen versprochen hatte wie seinem eigenen, wie er sagte, „nicht blos um seiner Tapferkeit zu huldigen, sondern auch, entsprechend seinem eigenen Wunsche, die Einheit im Heere herzustellen und dasselbe zur Stütze der Ordnung und Grundlage aller Freiheiten zu machen", von General Paredes eine vollkommene Capitulation durchzusetzen, nach welcher dessen Heer die Garnisonen in Andalusien bezog, während das liberale Heer nach Madrid weiter marschirte.

Vor der Wirkung und Bedeutung der Schlacht von Alcolea, welche den Aufständischen den ganzen Süden des Landes und den Weg nach der Hauptstadt auslieferte, verschwanden kleine Erfolge, welche treu gebliebene Generale hier und dort, wie Calonge in Santander, Aparicio in Alicante, Rentero in Alcoy davontrugen. Graf von Cheste, dem der militärische Oberbefehl über Aragonien und Catalonien übergeben worden war, traf in diesen beiden Ländern, namentlich aber in der Hauptstadt Barcelona bereits eine Stimmung an, die von Anfang jeden gütlichen Versuch, die Bevölkerungen im Gehorsam zu erhalten, als eitel erscheinen ließ. Eine Ansprache, die er am 23. an die Catalonier erließ und in der er von seiner Liebe und Freundschaft zu ihnen sprach und sie beschwor, in der Liebe zu dem „Throne der Peres, Jaimes, Alfonsos, Isabellas und Fernandos" treu zu verharren, wurde öffentlich verspottet. Concha's Stellung selbst in Madrid war um nichts besser. Während er von der Königin um Rathschläge, von den nach den Provinzen geschickten Generalen um Verstärkungen bestürmt wurde, und nicht wußte, wie er allen Nothwendigkeiten der Lage genügen sollte, fühlte er zu gleicher Zeit, daß der Boden, auf dem er stand, sich mehr und mehr einsenkte. Die Thätigkeit des geheimen Revolutionsausschusses der Hauptstadt war weder für ihn noch seine Polizei ein Geheimniß; aber beide trauten sich nicht mehr die Kraft zu, einzuschreiten. Ein thatkräftiges Zugreifen war auch dadurch noch erschwert, daß der Revolutionsausschuß, auf die Nachrichten von Cadix, statt die Bevölkerung vorwärts zu drängen, dieselbe zur Geduld

und Ordnung mahnte. „Seid bereit für den Kampf", so rief derselben das geheime Blatt „Boletin de la revolucion" zu, „aber ruft denselben nicht herbei. Wahrscheinlich wird es nicht nöthig sein, zu kämpfen, weil die Soldaten in unserer Mitte auch Liberale sind und nur auf eine günstige Gelegenheit warten, um sich mit dem Volk und ihren Waffengefährten zu vereinigen. Erwartet also diesen Augenblick, der nicht fern ist. Bald wird die Morgenröthe unsers Sieges leuchten, welcher der Sieg des Rechtes, der Gerechtigkeit und der Freiheit ist, und nicht, wie die Feinde unserer heiligen Revolution verbreiten, der Tag der Plünderung und Brandstiftung. Wenn der Ausschuß glaubt, ihr sollt euere friedliche Haltung mit einer entschlossenern vertauschen, so wird er euch zur rechten Zeit benachrichtigen."

Der Revolutionsausschuß sah diesen Augenblick früher gekommen, als er gedacht. Schon am folgenden Tage konnte er mittheilen, er habe Abstand genommen von seinem ursprünglichen Beschlusse, die telegraphischen Verbindungen mit den Provinzen zu unterbrechen, weil die Nachrichten, die von allen Seiten einlaufen, allzu günstig seien. Und am Abend desselben Tages konnte er folgenden Beschluß ausgeben: „In Erwägung, daß jeder Widerstand gegen die Revolution unnütz ist, daß auch die pflichttreuesten und ergebensten Militärs sich weigern müssen, das Blut ihrer Gefährten und Mitbürger zu vergießen, wenn dieselben, getrieben von der Liebe zu ihrem Vaterlande, sich erheben, um eine verhaßte, unmoralische und tyrannische Regierung zu stürzen, beschließt der Revolutionsausschuß von Madrid Folgendes: Es wird als Verräther am Vaterlande betrachtet und behandelt jeder Militär jeden Grades, welcher Feuer auf das Volk oder Heer zu geben befiehlt. Es lebe die Flotte, es lebe das Heer, es lebe die nationale Souveränetät! Nieder mit allem Bestehenden!" Was unter dem letztern zu begreifen sei, zeigte ein Aufruf der „Letzten Stunde", der offenbar unter dem Eindrucke des Gerüchtes entstanden war, Isabella II. wolle den Thron für ihr Haus retten, indem sie zu Gunsten ihres Sohnes Alfonso abdanke, und sie werde hiervon nur noch durch ihre unmittelbarste Umgebung, ihren Beichtvater, den Finsterling Pater Claret, die fromme Betrügerin Nonne Patrocinio und durch ihren Günstling Marfori zurückgehalten. Jener Aufruf lautete:

Wir haben gute Gründe, um zu versichern, daß in diesen Augenblicken einige Mitglieder der Partei der Moderados sich bemühen, die Frucht der Revolution zu vernichten, welche mit ebenso viel Ruhm als Glück begonnen worden, indem sie unterhandeln über die Abdankung der Königin zu Gunsten ihres Sohnes, des Prinzen Don Alfonso, unter der Regentschaft einer zu diesem Zwecke sich eignenden Persönlichkeit. Der Ausschuß glaubt eine ebenso gebieterische als vaterländische Pflicht zu erfüllen, indem er sich beeilt, feierlich zu erklären, daß er die Anstrengungen der Revolution in jeder Beziehung für gescheitert ansehen würde, wenn man irgendeine Lösung annähme, die nicht als unerlaßliche Grundlage den Sturz Donna Isabella's II. und ihrer ganzen Nachkommenschaft anerkennte. Der Revolutionsausschuß.

Nachdem auch Malaga in den Ruf „Nieder mit den Bourbonen!" eingestimmt, und eine Stadt um die andere mit mehr oder weniger bedeutenden Abänderungen das sevillaner Programm angenommen hatte, war schon ziemlich klar, daß nicht blos eine glückliche Schlacht Isabella nicht mehr hätte retten können, sondern daß auch die aufständischen Generale, selbst beim besten Willen, der Revolution nicht mehr bei einem willkürlich bestimmten Punkte hätten halt gebieten können. Es nützte bereits nichts mehr, daß z. B. Topete in folgender Ansprache an die Flotte, die übrigens für die besondern persönlichen Beweggründe dieses Mannes sehr bezeichnend ist, das revolutionäre Ziel neuerdings möglichst nahe zu stecken suchte:

Die nationale Flotte wird, wie die Cortes, die das Volk frei wählt, die Grundlagen für das Grundgesetz schaffen, und wenn die heute natürlich aufgeregte Halbinsel wieder ruhig ist, begeisterter und glorreicher wiederum an ihre wohlthätige und civilisatorische Aufgabe gehen, auf den

Meeren die Beschützerin des Handels zu sein und innerhalb wie außerhalb der Besitzungen Spaniens die bürgerlichen Rechte und die Ehre und den Glanz unsers Banners aufrecht zu erhalten. Fürchtet nicht, daß persönliche Belohnungen von einem unserer Genossen, die die Bewegung begonnen haben, angenommen werden. Die geringste würde den reinen Glanz unserer ehrlichen und edeln Haltung beflecken.

Wenn die Nationalvertretung gebildet sein wird, so wird sie ohne Zweifel die unüberlegten Reformen aufheben, welche unter dem Titel „Ersparnisse" die geduldige Marine betroffen haben, einzig und ausschließlich aber nur dazu führen konnten, in nicht ferner Zukunft dieselbe zu vernichten, und mit ihrem Verfall den Untergang des Vaterlandes herbeizuführen.

Cadix, 27. Sept. 1868. Juan Bentisto Topete.

Inzwischen war die Königin in San-Sebastian geblieben, rathlos, ob sie nach Madrid aufbrechen solle oder nicht. Gonzalez Bravo rieth davon ab, die übrige Umgebung der Königin rieth dazu; die Königin selbst erklärte: „Ich will nach meiner Hauptstadt zurückkehren und mich als Mann zeigen." Aber obwol sie schon einmal mit ihren Kindern und ihrem Mann den Eisenbahnzug bestiegen hatte, so ließ sie sich doch wieder durch das Ausbleiben von Nachrichten aus Madrid und durch Gerüchte, Burgos, Valladolid, Santander hätten sich empört, zurückhalten. Da Concha überdies Kenntniß von dem Plane erhalten haben wollte, die Königin unterwegs oder bei der Ankunft in Madrid zu ermorden, so rieth er ihr von jetzt an, noch mit der Abreise zu warten, bis er ihr den unzweifelhaften Sieg von Novaliches melden könne. Damals machten auch die beiden Brüder Concha, José und Manuel, namentlich aber der letztere, kein Geheimniß mehr daraus, daß die Persönlichkeit der Königin selbst ganz unhaltbar geworden sei gegenüber dem entschiedenen Willen der Demokraten, Progressisten und Unionisten, es lieber auf den blutigsten Bürgerkrieg ankommen, als die Königin auf den Thron zurückkehren zu lassen. Der reiche madrider Bankier Salamanca, der ziemlich deutlich durchblicken ließ, daß er die Meinung der Conchas ausdrücke, kam nach San-Sebastian, um der Königin als einziges Rettungsmittel vorzuschlagen, sie solle zu Gunsten des Prinzen von Asturien abdanken, zu dessen Anerkennung Prim und Serrano unschwer gezwungen werden könnten. Diese Behauptung Salamanca's mag allzu kühn gewesen sein, aber jedenfalls waren es sehr schlechte Rathgeber, welche die Königin abhielten, irgendwelche Zugeständnisse zu machen, ja überhaupt nur irgendetwas zu thun. Daß Isabella am Ende von dem Vorschlage nichts hören wollte, Marfori zu entfernen und ohne denselben wieder unter ihrem Volke zu erscheinen, begreift sich aus mehr als einem Grunde, und namentlich deswegen, weil sie hiermit, wie sie selbst gesagt haben soll, vor aller Welt ihren Fehler bekannt hätte. Aber daß sie Salamanca's Vorschlag so gar ungnädig aufnahm, bewies nur, wie vollständig sie sich noch immer über ihre Lage täuschte und wie wenig sie auch noch in diesen letzten Augenblicken fähig war, den großen Interessen ihres Thrones und Hauses ein persönliches Opfer zu bringen.

Noch zeigte sich der Königin, die mit ihrer Familie die Nächte schlaflos verbrachte, ein schwacher Hoffnungsschimmer, als die Nachricht kam, General Calonge habe den Aufstand in Santander bewältigt und die madrider Bevölkerung verhalte sich unter den Befehlen der Conchas ruhig. Mit gespanntester Aufmerksamkeit wartete man nur noch auf Nachrichten vom Heere des Generals Novaliches; nach den beruhigenden Versicherungen José Concha's durfte man mit Sicherheit eine Siegesbotschaft erwarten. Da, um 2 Uhr morgens, am 29. Sept., lief beim Marquis de Roncali, der in seiner Eigenschaft als Minister des Auswärtigen bei der Königin verblieben war, folgende niederschmetternde Nachricht von Concha ein: „Ich muß Ihnen leider melden, daß unsere Truppen bei der Brücke von Alcolea zurückgeworfen worden sind und sich nach Carpio zurückgezogen haben. Der Oberbefehlshaber verwundet. Almeria in Empörung. Die Colonne des Brigadier Nanneti in Bejar zurückgeworfen. Ein Theil der Provinz Almeria und andere Punkte

empört. Allgemeine Lage sehr ernst." Weder ein Rath, noch ein Anerbieten fernerer Dienste, noch eine Erklärung der Ergebenheit für die Königin war beigefügt. Die unglückliche Fürstin sollte ganz die Bitterkeit der Buße dafür durchkosten, daß sie durch ihren Undank und ihre Launen sich alle wahren Freunde entfremdet und daß sie sich schließlich nur noch mit Menschen umgeben hatte, die der gemeine Egoismus allein an sie fesselte.

Um 10 Uhr morgens theilte Marquis von Roncali der Königin die verhängnißvolle Nachricht mit; bald darauf frug Graf von Xiquena aus Madrid an, ob die Königin daran denke, über die Grenze zu gehen. Die Antwort lautete zwar noch entschieden genug, die Königin werde in Spanien bleiben, solange noch ein einziger Soldat da sei, ihren Thron zu vertheidigen; aber als die Nachrichten von den neuesten Vorgängen in Madrid, die wir später schildern werden, ankamen, sank allen der Muth. Und kein einziger Staatsmann war an der Seite der Königin, um sie zu berathen. Von Stunde zu Stunde wuchs die Angst; um 10 Uhr in der Nacht kam an den Alcalden von San-Sebastian die Anfrage des madrider Revolutionsausschusses, warum San-Sebastian sich nicht der Erhebung der ganzen Nation anschließe. Jeden Augenblick erwartete man, die Eisenbahn werde aufständische Truppen herbeiführen oder die Schiffe im Hafen eine Demonstration machen; auf eine Anfrage an den Generalkapitän der Provinz in Vittoria kam die Antwort, dort sei alles ruhig, aber sonst folgen alle Bevölkerungen der madrider Bewegung.

Bereits war es 12 Uhr, als man nach Erschöpfung aller Mittel und in völliger Ermangelung von Nachrichten beschloß, andern Tages, den 30. Sept., 2 Uhr nachmittags, die Reise nach Frankreich zu unternehmen. Eine so vorgerückte Tagesstunde wurde gewählt, weil man die Möglichkeit eines glücklichen Zwischenfalles immer noch nicht ausschließen wollte. Allein um 2 Uhr morgens meldete sich der Generalcommandant von San-Sebastian, Brigadier Acevedo, der mit den Aufständischen im Einverständniß war, bei der Königin, um ihr die Nothwendigkeit vorzustellen, unverzüglich abzureisen, weil die Bevölkerung von San-Sebastian sich zu erheben im Begriffe und er selbst nicht sicher sei, ob nicht seine Truppe gemeinschaftliche Sache mit derselben mache. Trotzdem, und trotz der Angst um ihre Kinder, wartete die Königin immer noch; sie harrte immer noch auf Auskunft und Rath von den Generalen Concha. Endlich beschloß sie, gedrängt von Acevedo, um 10 Uhr abzufahren. In der That war sie erst um 11 Uhr dazu bereit, nachdem sie die traurige Gewißheit hatte, von aller Welt verlassen zu sein.

Außer dem Pater Claret, der ihr, hörbar für die umstehenden Neugierigen, Muth zusprach, außer Marfori, bei dessen Anblick die Zuschauer in entrüstetes Murren ausbrachen, außer ihrem Gemahl, dessen Unbedeutendheit nie greller zu Tage trat als in diesem Augenblicke der Noth, dem Infanten Sebastian und seiner Gemahlin und ihren Kindern, die, zum größern Theil ohne Bewußtsein dessen, was vorging, munter lachten, begleitete niemand die Königin über die Grenze als der Provinzabgeordnete Aguirre, der Königin als Republikaner bekannt. So verließ Isabella San-Sebastian, die erste Stadt, die sie einst als Königin ausgerufen hatte. In Biarritz fand eine kurze Begegnung mit Napoleon III. und seiner Gemahlin statt, während der paris-madrider Zug vorüberfuhr, aus welchen Pereats auf Isabella und Marfori herausschallten, und kurz darauf fuhr die Exkönigin in Pau und in jenem Stammschlosse der Bourbonen ein, von dem einst ihr großer Ahn, Heinrich IV., ausgezogen war. Von dort aus und noch an demselben Tage richtete Isabella an die Spanier den folgenden Aufruf:

An die Spanier!

Eine Verschwörung, für welche es kaum ein Beispiel gibt bei irgendeinem Volke Europas, hat Spanien in die Schrecken der Anarchie versetzt. See- und Landheere, welchen die Nation

edelmüthige Sorge zuwandte, und deren Dienste ich mit Vergnügen belohnte, haben ruhmvolle Ueberlieferungen vergessen, heilige Eide gebrochen, kehren sich gegen das Vaterland und bringen über dasselbe Tage der Trauer und des Elendes. Der Ruf, den die Empörer im Hafen von Cadix ausgestoßen, und den in verschiedenen Provinzen ein Theil des Heeres wiederholt, hallt in den Herzen der ungeheuern Mehrheit der Spanier wider, wie das Rauschen vor einem Sturm, in welchem die Interessen der Religion, Gesetzmäßigkeit und Recht, Unabhängigkeit und Ehre Spaniens auf dem Spiele sind.

Die traurige Reihe von Abtrünnigkeiten, die Handlungen unglaublichen Treubruches, die in kurzer Zeit vollbracht worden sind, betrüben noch mehr meinen spanischen Stolz, als sie meine königliche Würde beleidigen; selbst der Wahnsinn der größten Feinde der Autorität kann den Gedanken nicht fassen, daß die Staatsgewalt, die einen so hohen Ursprung hat, durch die äußere Gewalt, durch den blinden Einfluß verführter Bataillone sich übertragen, ändern und unterdrücken lasse. Wenn die Städte und Landbevölkerungen, dem ersten gewaltsamen Drucke weichend, sich für den Augenblick dem Joch der Empörer unterwerfen, so wird gar bald das öffentliche Gefühl, in seinem Edelsten und Innersten verletzt, erwachen, und der Welt zeigen, daß, dank dem Himmel, die Verdunkelungen der Vernunft und Ehre in Spanien sehr rasch vorübergehen.

Bis dieser Augenblick eintritt, habe ich als rechtmäßige Königin Spaniens nach vorausgegangener Prüfung und reiflicher Berathschlagung für gut befunden, auf dem Gebiete eines erhabenen Verbündeten die nöthige Sicherheit zu suchen, um in so schwieriger Lage zu handeln, wie es meiner königlichen Stellung und meiner Pflicht entspricht, unverletzt meinen Kindern meine Rechte zu hinterlassen, die durch das Gesetz geschützt, von der Nation anerkannt und beschworen, und im Feuer von 35 Jahren voll Opfern, Wechselfällen und Liebe gestärkt worden sind. Indem ich ein fremdes Land betrete, Herz und Augen auf mein und meiner Kinder Vaterland gerichtet, beeile ich mich, ausführlichen und feierlichen Einspruch zu erheben vor Gott und den Menschen, daß die Uebermacht, der ich nachgebe, indem ich mein Königreich verlasse, in nichts die Fülle meiner Rechte beschädige, schwäche oder gefährde, und daß dieselbe auch nicht irgendwie durch die Handlungen der Revolutionsregierung berührt werden können, und noch weniger durch die Beschlüsse der Versammlungen, welche sich nothwendig bilden werden unter dem Einflusse der demagogischen Leidenschaften, mit offenbarer Vergewaltigung der Gewissen und Ueberzeugungen.

Für den religiösen Glauben und für die Unabhängigkeit Spaniens haben unsere Vorfahren einen langen und glücklichen Kampf geführt. An die Größe und Herrlichkeit der vergangenen Jahrhunderte das wahrhaft Gute und Fruchtbare der neuern Zeiten zu knüpfen, daran hat das gegenwärtige Geschlecht ohne Rast gearbeitet. Die Revolution, die Feindin der Ueberlieferungen und des berechtigten Fortschrittes, bekämpft alle Grundsätze, welche die lebendige Kraft, den Geist, die Lebensfähigkeit der spanischen Nation ausmachen; die Freiheit in ihrer ganzen Ausdehnung und in allen ihren Kundgebungen greift die katholische Einheit und die Monarchie und die gesetzliche Ausübung der Staatsgewalten an, stört die Familie, richtet die Heiligkeit des häuslichen Herdes zu Grunde und tödtet die Tugend und die Vaterlandsliebe.

Wenn ihr glaubt, daß die Krone von Spanien, getragen von einer Königin, welche das Glück gehabt hat, ihren Namen mit der politischen und gesellschaftlichen Wiedergeburt des Staates zu verknüpfen, das Symbol jener schützenden Grundsätze ist, so bleibt treu, wie ich hoffe, euerm Eid und Glauben; laßt, wie ein Unglück, den Revolutionswirbel vorübergehen, in welchem heute die Undankbarkeit, die Falschheit und der Ehrgeiz sich bewegen, und lebt in der Sicherheit, daß ich auch im Unglück dieses Symbol unverletzt bewahren werde, ohne welches es für Spanien keine wohlthuende Erinnerung, keine tröstliche Hoffnung gibt. Der wahnsinnige Hochmuth einzelner weniger bewegt und verwirrt für den Augenblick die ganze Nation; er bringt die Verwirrung in die Gemüther und die Anarchie in die Gesellschaft.

Auch gegen jene wenigen hege ich keinen Haß in meinem Herzen. Durch die Berührung mit einem so kleinlichen Gefühl würde dasjenige der lebhaftesten Zuneigung, das mir die Treuen einflößen, die ihr Leben gewagt und ihr Blut vergossen haben in Vertheidigung des Thrones und der öffentlichen Ordnung, und die Spanier alle, welche mit Trauer und Schrecken das Schauspiel eines siegreichen Aufstandes, eine betrübende Episode in dem Gange unserer Civilisation, ansehen, ohne Zweifel einen großen Theil seiner Kraft verlieren. In dem edeln Lande, von welchem ich meine Stimme an euch richte, und überall werde ich ohne Entmuthigung das Unglück meines geliebten Spaniens ertragen, das mein eigenes Unglück ist.

Wenn mich nicht unter andern erhabenen Beispielen dasjenige des achtungswerthesten und großherzigen Herrschers aufrichtete, der gleichfalls von Bedrängnissen und Bitterkeiten heimgesucht ist, so würde ich Kraft schöpfen aus dem Vertrauen, das ich in die Treue meiner Unterthanen

setze, und aus der Gerechtigkeit meiner Sache, und vor allem aus der Macht desjenigen, in dessen Hand das Los der Reiche ist. Eine Monarchie von 15 Jahrhunderten voll Kämpfen, Siegen, Patriotismus und Größe kann nicht in 14 Tagen voll Eidbrüchen, Bestechung und Verrath zu Grunde gehen. Haben wir Vertrauen auf die Zukunft: der Ruhm des spanischen Volkes war immer derjenige seiner Könige; das Unglück der Könige spiegelt sich immer im Volke wider. In der schönen patriotischen Aufgabe, das Recht, die Legitimität und die Ehre aufrecht zu erhalten wird euer Geist und euer Bemühen stets auf die Entschlossenheit und die mütterliche Liebe euerer Königin zählen können.

Schloß von Pau, 30. Sept. 1868. Isabella.

Selbst Anhänger Isabella's geben zu, daß dieser Aufruf aus der Verbannung durchaus nicht auf der Höhe der Umstände, in denen er erlassen worden, sich befindet. Vom schriftstellerischen Standpunkte schon sehr schwach, ist dieses Schriftstück vom politischen kaum mehr als ein Gemengsel von Redensarten, um das göttliche Recht gegenüber der nationalen Souveränetät zu vertheidigen. „Wohl mochte das Herz der Königin", so schreibt ein Anhänger derselben, „betrübt sein bei dem Anblicke, den das Land bot, indem dasselbe Männern zujubelte, welche, groß geworden durch die Gunst Isabella's II., das Vertrauen der Regierung misbrauchten, um sich zu verschwören, und die Gefühle der Ritterlichkeit vergaßen, die das spanische Volk stets ausgezeichnet haben; wohl mochte es sehr schmerzlich sein für die Frau, welche die Geschicke des Landes während 35 Jahren gelenkt hatte, zu sehen, daß man sie für alles Schlimme verantwortlich mache und ihr keinen Theil an dem zugestand, was sich von ihrer Herrschaft Großes aufzeigen ließ; wahr ist, daß diejenigen, welche sich gegen sie verschworen, nicht den Freimuth hatten, zu sagen: «Manchmal ist Isabella II. gerecht gewesen, denn sie hat unsere Dienste würdig belohnt», aber es kann nicht geleugnet werden, daß die Königin schlechte Rathgeber in der Verbannung hatte. Dieser Protest aus Pau bestätigte, was die Führer der Revolution dem Volke sagten, um dasselbe zur Empörung hinzureißen; denn, indem derselbe die Sprache der absoluten Könige führt, enthält er nicht ein Wort des Wunsches, dem Volke Antheil an der Regierung des Staates zu geben, nichts darüber, daß die Freiheit nicht an bestimmte Parteien gefesselt ist, nichts von Wohlwollen für so viele, die in gutem Glauben, aus Liebe zum Vaterlande an der Bewegung theilnahmen, nichts, um die rasche Abreise Isabella's aus Spanien zu erklären, nichts über die Haltung der Regierung und Behörden seit der Schlacht von Alcolea, nichts, was den Treuen ein Trost, den Gleichgültigen wenigstens eine Bürgschaft hätte sein können."

Freilich muß man zugeben, daß auch ein noch so vernünftiges Wort der Königin in Spanien nach dem Siegesjubel von Alcolea schwerlich mehr eine Stätte gefunden hätte. Mit Blitzesschnelle verbreitete sich die Nachricht vom Siege der Liberalen durch ganz Spanien, die treu gebliebenen Behörden entmuthigend, die revolutionären mit Zuversicht erfüllend. Am mächtigsten äußerte sich der Widerhall der Ereignisse natürlich in der Hauptstadt. José de la Concha, der offenbar der Meinung war, der Königin könne nicht mehr geholfen werden, namentlich weil sie sich nicht helfen lassen wollte, vereinigte noch in der Nacht auf den 29. den Kriegsrath seiner Generale, aber nur, um demselben mitzutheilen, ein weiterer Kampf sei unmöglich, er wolle das Heer aus Andalusien nach Madrid kommen lassen, selbst nach San-Sebastian reisen, um seine Gewalt niederzulegen, und den Oberbefehl über die Truppen von Madrid seinem Bruder Manuel de la Concha überlassen. Zugleich richtete er ein Telegramm an die Generale in den Provinzen, er habe den Oberbefehl niedergelegt, ein jeder solle thun, was er für gut finde. Die bourbonische Herrschaft war eben faul geworden bis ins Mark; sie brach jetzt vollends wie von selber zusammen, und das Tröstliche dabei war, daß wenigstens kein Blut mehr um eine ganz verlorene Sache vergossen werden mußte.

In Madrid konnte sich so die Revolution, wenngleich unter dem Jubel der höchsten

Begeisterung, so doch auch ohne alle Störung der Ordnung vollziehen. Am frühen Morgen schon füllte die Menge die öffentlichen Plätze, besonders die Puerta del Sol; der allgemeine Ruf war nach Waffen. Der von Manuel Concha zum Generalkapitän von Madrid ernannte General Ros de Olano sprach mehrmals von einem Balkon des Ministeriums des Innern, beruhigend und zur Ordnung mahnend, zu dem Volke, das ihm Beifall zurief. Vom Mittag an waren sämmtliche Fenster mit den nationalen Farben geschmückt; die Menge durchzog die Straßen, Hochrufe auf die nationale Souveränetät, das Heer, die Flotte, die Freiheit ausbringend und die königlichen Wappen abreißend, und Bilder der Königin zerstörend und mit den Soldaten sich verbrüdernd. Den Mitgliedern des madrider Revolutionsausschusses, Madoz, Cantero, Roberts, José Olózaga, Rivero, die sich bei den Brüdern Concha einfanden, um dieselben zur Niederlegung ihrer Gewalten aufzufordern, antwortete José, er habe bereits seine Entlassung gegeben, Manuel, er habe nur die Absicht, die Ordnung zu erhalten, bis die Sieger eintreffen, und er bitte, ihn hierin zu unterstützen. Mit großer Befriedigung theilte der Revolutionsausschuß dieses Ergebniß der Bevölkerung mit, indem er zugleich daran erinnerte, daß heute der fünfunddreißigste Jahrestag des Todes Ferdinand's VII. sei. Die Provinzen wurden von dem Vorgefallenen durch folgenden Aufruf des Revolutionsausschusses in Kenntniß gesetzt:

An die Revolutionsausschüsse.

Das Volk von Madrid hat soeben den heiligen Ruf der Freiheit und „Nieder mit den Bourbonen!" erhoben, und das Heer, ohne eine einzige Ausnahme, verbrüdert sich überall mit demselben. Der Jubel und das Vertrauen ist allgemein. Ein provisorischer Ausschuß, hervorgegangen aus dem Schose der Revolution und zusammengesetzt aus den drei Elementen derselben, hat soeben die Bewaffnung der freiwilligen Nationalmiliz und die Wahl eines neuen endgültigen Ausschusses, der morgen gebildet sein wird, durch das allgemeine Stimmrecht beschlossen.

Spanier! Stimmt alle ein in den Ruf der Stadt, welche die Residenz der Bourbonen war und von heute an das Heiligthum der Freiheit sein wird.

Sehr bemerkenswerth war noch folgende, an die Madrider selbst gerichtete Erklärung des Revolutionsausschusses:

Der provisorische Revolutionsausschuß von Madrid schließt sich einstimmig dem allgemeinen Rufe des Volkes an, welcher proclamirt hat: die Souveränetät der Nation, die Absetzung Donna Isabella's von Bourbon vom Throne Spaniens und die Unfähigkeit aller Bourbonen, denselben einzunehmen.

Unter den Unterschriften sind besonders bemerkenswerth: Pascual Madoz, Nicolas Rivero, Juan Lorenzana, Estanislao Figueras, Laureano Figuerola, Vega de Armijo, Romero Robledo, José Olózaga, Rojo Arias, Eduardo Chao, Adolfo Joaristi, Garcia Lopez, Antonio Maria de Orense. Der Ruf „Nieder mit den Bourbonen!" war jetzt schon allgemein geworden. In Madrid war es namentlich der Progressist Madoz, der diese Losung ausgab, um von vornherein dem Herzog von Montpensier den Weg zu versperren.

Alsbald liefen aus halb Spanien Beitrittserklärungen ein. Es würde uns zu weit führen, wenn wir erzählen wollten, wie noch Valencia, Barcelona, Saragossa und die andern bedeutenden Städte des Landes sich der Bewegung anschlossen. Ueberall wurden Revolutionsausschüsse gewählt, die in fast gleichlautenden Programmen die Wünsche des Volkes formulirten und über die Aufrechthaltung der öffentlichen Ordnung wachten.

Am Nachmittag des 3. Sept. hielt Serrano seinen feierlichen Einzug in Madrid, unter den Jubelrufen einer ungeheuern Volksmenge, die er in einer Anrede vom Balkon des Ministeriums des Innern ermahnte, einig zu bleiben, um nicht die Früchte der Revolution wieder zu verlieren. Nach ihm sprach noch der Progressist Sagasta und der

Republikaner Sorni im gleichen Sinne. Der madrider Revolutionsausschuß machte bekannt, er erkenne den Generalkapitän Herzog de la Torre als Chefgeneral des spanischen Heeres an; derselbe forderte ihn auch zu gleicher Zeit auf, das Ministerium zu bilden. Das hierauf bezügliche Decret des provisorischen Regierungsausschusses erschien am 4. Sept. in der Amtszeitung, zugleich mit der Erklärung Serrano's, daß er die Mission, eine provisorische Regierung zu bilden, die bis zum Zusammentritt der constituirenden Cortes regieren solle, übernehme und den Cortes selbst Rechenschaft darüber erstatten werde.

Am 7. Sept. hielt Prim seinen Einzug in der Hauptstadt. Seine Parteigenossen, die ihn gegen Serrano nicht in den Schatten gestellt sehen wollten, hatten dafür gesorgt, daß sein Einzug einem Triumphzuge glich, wie schon seine Reise durch die Städte Cataloniens. Unmittelbar nach seiner Ankunft ernannte Serrano die provisorische Regierung, in welcher er sich selbst den Vorsitz vorbehielt: Kriegsminister Generallieutenant Juan Prim, Marquis de los Castillejos; Minister der auswärtigen Angelegenheiten Juan Alvarez de Lorenzana; Justizminister Antonio Romero Ortiz; Marineminister Flottenbrigadier Juan Topete; Finanzminister Laureano Figuerola; Minister des Innern Práxedes Mateo Sagasta; Handelsminister Manuel Ruiz Zorrilla; Colonialminister Adelardo Lopez de Ayala.

Das Himalaya-Künlüngebirge,
der Grenzwall Indiens gegen Centralasien.

Von

Emil Schlagintweit.

I.

Der glückliche Krieg mit Nepal hatte im Jahre 1816 in den Landschaften Kamaon und Garvhal den ersten Ländererwerb der Ostindischen Compagnie im mittlern Himalaya zur Folge; sie hatte sich hierdurch trennend eingeschoben zwischen die zwei Hauptstaaten im Himalaya, Nepal und Kaschmir, und wurde jetzt auch Grenznachbar des Himmlischen Reiches, das seit dem 18. Jahrhundert Tibet zu einem Nebenlande seines Hauptbesitzes gemacht hatte. Neue Gebietstheile fügte die Compagnie hinzu im Jahre 1846, als die Herrschaft der Sikhs gebrochen war; damals stand ihr der ganze Westen offen und alles Land zu beiden Seiten des Indus bis zu seiner Biegung gegen Süden konnte erworben werden; die Sieger begnügten sich jedoch auf dem Nordabhange des Himalaya mit der kleinen Provinz Spiti und überantworteten den Rest im Vertrage von Amritsar an Kaschmir. Etwas früher, 1835, im östlichen Himalaya, erfolgte durch Kauf gegen eine Leibrente der Erwerb eines kleinen Gebietes in Sikkim, um in Darbschiling eine Gesundheitsstation für Kranke zu gewinnen; im Jahre 1849 wurde die Leibrente wegen Treubruches des Radscha eingezogen und das Gebiet etwas erweitert. Oestlich davon kamen 1841 mit der Besitznahme von Assam die Vorberge oder Duars an England; etwas Zuwachs an solchen Vorbergen brachte 1864 der Krieg, zu dem Bhutan in seinem Uebermuthe herausgefordert hatte; die Einverleibung eines Antheiles von den Duars von 450 Quadratmeilen wurde im Vertrage vom 8. April 1866 anerkannt.

Noch in die Zeit vor Erwerbung der ersten Besitzung am Südabhange des Himalaya fällt die Erforschung des Nordabhanges des Gebirges durch Kundschafter. Seither ist der Zutritt freigegeben worden in Kaschmir, das sich bei seinem durch die Sikhskriege begründeten Abhängigkeitsverhältnisse gefallen lassen mußte, als englischer Vasall behandelt zu werden; hier konnte sogar eine sorgfältige trigonometrische Landesvermessung durch englische Offiziere vorgenommen werden, die dabei auch Höhenbestimmungen und Winkelmessungen für zahlreiche Hochgipfel weit jenseit der Grenze des Reiches ausführten. Dagegen war es nothwendig geworden, für die übrigen Theile des Gebirges den Kundschafterdienst auszubilden, da Europäer hier noch jetzt jedesmal zurückgewiesen werden, sobald sie sich über der Grenze blicken lassen, mögen sie von Indien aus, oder wie die

französischen Missionare und der Handelsagent Cooper von China aus, die innern Theile von Tibet betreten wollen.

Bleiben bei dieser Unzugänglichkeit des östlichen Himalaya und der Gegenden nördlich davon auch noch große Lücken auszufüllen, so haben doch die zahlreichen Landesaufnahmen der Engländer, die Reisen der Schlagintweit, Forsyth, Hayward und Shaw über den westlichen Künlün, von Richthofen's wie des Russen Prschewalski im westlichen China und über den östlichen Künlün, die eingehenden sprachlichen Forschungen des Missionars Jäschke über das Tibetische und die Erkundigungen der englischen Residenten in Kathmandu, Nepal und Le, im kaschmirischen Tibet, wie der Mitglieder der Gesandtschaften nach Sikkim, Bhutan und Kaschgar und der ständigen geistlichen russischen Mission in Peking in den letzten Jahrzehnten über das Gebirgssystem am Südrande Centralasiens über seine Bevölkerung und Verwaltung reiche Details beigebracht. Unter der englischen Verwaltung einzelner Theile des Gebirges tritt auch die Wichtigkeit des Südabhanges für Cultur und Colonisation hervor, wie der Einfluß der Kämme und Pässe quer über das Gebirgsland als Hindernisse oder Vermittler des Handelsverkehrs wie des Zuges der Völker nach und von Centralasien.

Zwei Fragen in der Gegenwart sind es insbesondere, für welche dem Gebirgswall im Norden des englischen Reiches in Indien eine entscheidende Wichtigkeit zukömmt: die des Handels mit Centralasien und China, und sodann die Frage nach der Möglichkeit oder Unmöglichkeit eines Angriffes auf Indien von Centralasien her. Zu Anfang dieses Jahrhunderts nur in Regierungskreisen erwogen, dann in wissenschaftliche Werke nebenbei hereingezogen, bilden diese Fragen jetzt den Gegenstand zahlreicher Bücher und Schriften und kehren in der Tagespresse ständig wieder. Die verschiedensten englischen, französischen und russischen Handelsgesellschaften in Europa und Asien sind bemüht, über das Gebirge oder mit Umgehung desselben neue Handelswege nach dem Innern von China aufzusuchen; eifrig werden im Auftrage der englischen wie russischen Regierung alle Landwege von und nach China wie Indien erforscht. Es handelt sich somit, die Bedeutung dieses Grenzwalles als Durchzugsland einmal in der Richtung gegen China und dann in der Richtung gegen die russischen Besitzungen in Centralasien darzulegen; dies soll nun im Folgenden versucht werden.*)

1) Orographische Verhältnisse.

Drei Gebirgsketten vereinigen sich, um das große Gebirgsland im Norden Indiens zu bilden: der Himalaya, der Karakorum und der Künlün; als allgemeine Bezeichnung für die von ihnen bedeckten Theile Asiens hat sich nach dem Vorschlage meiner Brüder der Name Hochasien eingebürgert; Hochasien bedeckt einen Flächenraum von rund 60000 deutschen Quadratmeilen = 3,3 Mill. Kilometer, oder eine Fläche nahezu so groß als Europa ohne die nordöstlichen Reiche. Seine Längenentwickelung läßt sich schwer bestimmen; im Osten schließen sich noch Gebirgszüge von ziemlicher Mächtigkeit an, welche zu Höhen von 4600 Meter und mehr ansteigen; im Westen setzt sich die wasserscheidende Kette im Hindukusch fort, und manche Ausläufer der Hauptmasse können hier noch

*) Ich habe versucht, die Arbeiten meiner Brüder bis zur Gegenwart fortzuführen. Der Mangel eigener Anschauung ist durch fleißige Collectaneen ersetzt, zu welchen die amtlichen Publicationen der indischen Behörden die meisten Beiträge lieferten; sie wurden mir mit einer Bereitwilligkeit zur Verfügung gestellt, für die ich hier wiederholt meinen Dank ausspreche. Viel Belehrung verdanke ich den zahlreichen Zeichnungen meiner Brüder. In manchen Fragen bin ich zu Ergebnissen geführt worden, abweichend von den bisherigen; die Beweise müssen einem andern Ort vorbehalten sein.

dem Hauptgebirge zugezählt oder davon weggetrennt werden. Die Bergketten nehmen jedoch eine andere Richtung an im Westen unterm 73.° östl. L., wo sie scharf nach SW. abfallen, im Osten unterm 97.° östl. L. von Greenwich, wo sie nach Süden abweichen. Ihre Länge kommt der Entfernung zwischen Griechenland und Spanien gleich.

Der Himâlaya (mit der Aussprache Himálaya, nicht Himaláya), „Aufenthalt des Schnees", ist die südlichste der drei Gebirgsketten Hochasiens. Sein Name ist ihm gegeben von den alten sanskritredenden Indiern und ist übergegangen in die davon abgeleiteten modernen Prakritdialekte. Zahlreiche Sagen und Erzählungen in den ältern heiligen Schriften der Hindus sind in die Schneeregion dieses Gebirges verlegt; dem gebildeten Indier ist sein Name deswegen auch da noch geläufig, wo seine weithin leuchtenden Gipfel nicht mehr sichtbar sind. Bei den Bewohnern im Gebirge ist diese für die ganze Gebirgsmasse geltende Bezeichnung weniger gekannt und üblich; sie nennen die Gebirgskämme mit andern Namen, die sich aber in ihrer Bedeutung sämmtlich gleich dem Worte Himalaya, auf ewigen Schnee, Berg oder Paß, zurückführen lassen, seien sie für das Gebirge im ganzen oder für einen kleinern Theil gemeint; die Sprache dieser Bezeichnungen ist im Süden ein verderbtes Hindi oder Reste der Aboriginersprachen, im Norden Tibetisch. Der Himalaya hat seine höchste Erhebung unter dem 87° östl. L. von Greenwich, und fällt von da nach Osten rascher und mehr ab als nach dem Westen, wo die Felsenmassen durch die nach SW. streichenden Ketten der afghanischen Gebirge getragen sich höher aufthürmen konnten. Das Gebirge besteht aus einer Reihe von Parallelketten mehr oder weniger gleicher Richtung, unter sich verbunden durch Seitenkämme, von den Gebirgsknoten sich abzweigend und durch Gipfel ungewöhnlicher Höhe gekrönt. Es gehört zu den Eigenthümlichkeiten des Himalaya, daß seine Hochgipfel nicht in der Kette liegen, zu welcher sie gehören, sondern etwas seitlich davon, gruppenförmig beisammenstehen, was Verchère dadurch erklärt, daß spätere vulkanische Ausbrüche nicht auf, sondern zwischen den alten vulkanischen Linien erfolgten, mithin da, wo die Erdkruste dünner und leichter zu durchbrechen war. Die Richtung der Parallelkämme geht östlich der höchsten Erhebung genau von West nach Ost, während sie westlich davon gegen Nordwesten umbiegt; hier haben auch die Verzweigungen eine größere Ausdehnung als im Osten und gliedern das Gebirge mannichfaltiger. Während der Himalaya in seinem östlichen und mittlern Theile mit dem Bau des menschlichen Körpers verglichen wird, wobei der Hauptkamm der Wirbelsäule entspricht und die Abzweigungen von den Gipfelgruppen den Rippen, weil die Ausläufer hier regelmäßig umbiegen, wenn sie an die vordere Kette der Vorberge gelangen, so trifft dieser Vergleich für den Westen nicht mehr zu; dieser zeigt dagegen größere Aehnlichkeit mit den Alpen.

Ueber den Aufbau des Gebirges in seinem Durchschnitte von Süd nach Nord sei im einzelnen Folgendes bemerkt. Den Bergketten ist eine mit Geröll angefüllte und von Grundwasser wie vom Wasser der zahlreichen durchfließenden Gebirgsbäche bis fast an die Oberfläche getränkte Thalmulde, die Tarai (Tarayani im Sanskrit) vorgelagert. Die größte Breite hatte diese Niederung längs Nepal, der größten Erhebung gegenüber; sie erreicht hier bis zu 50 Kilometer, nimmt aber nach beiden Seiten hin ab. An den äußersten Enden fehlt die Tarai; im Osten findet sie ihr Ende bei Goalpara infolge des bessern Abflusses der Gewässer in das nahe Flußbett des mächtigen Brahmaputra und der geringern Menge atmosphärischer Niederschläge; im Westen erstreckt sich das Salzgebirge von den Vorbergen von Kabul her bis an den Dschilum. Die Tarai ist gegen die indische Tiefebene sanft geneigt; ihr folgt ein mit Sal- und andern Bäumen dicht bestandenes Hügelland, Bhabar (Bhaver) genannt, aus Geröllablagerungen gebildet, das anfangs 10 und mehr Meter an Höhe per Kilometer Entfernung zunimmt, dann aber auf gleiche Breite nur mehr 2—3 Meter gewinnt und schließlich in eine Ebene

übergeht, bis eine Sandsteinkette von circa 1000 Meter Höhe es seiner Breite nach durchsetzt; jenseit derselben breiten sich in einer Thalmulde von durchschnittlich 750 Meter mittlerer Höhe die schmalen, der Hauptkette des Gebirges parallel laufenden Thäler des Duns oder Mari aus, von 8—16 Kilometer Breite, 30—60 Kilometer Länge, die tiefer hinab wie die Bhabarregion mit Bergabsturzstücken angefüllt sind, der Porosität des Untergrundes wegen Quellwasser Mangel haben; die Thalsohle bewässert ein kleiner Bach. Dicht hinter der Sandsteinkette und den Duns, denen im Osten Bhutan vorgelagert, den Duars entsprechen, fängt das Hauptgebirge an. Die auslaufenden Kämme steigen rasch an; per Kilometer Entfernung ist eine Steigung von durchschnittlich 140 Meter zu überwinden, und wenn nicht ausnahmsweise wie in Tassisudon, Kathmandu und Kaschmir, große ehemalige Süßwasserbecken durch Ablaufen des Wassers trocken gelegt wurden, sodaß man hier Thäler mit einer breiten Thalsohle hat, so stellt sich der Himalaya vom Fuße bis zur südlichen Hauptkette als eine Folge dar von vielfach verzweigten stark geneigten Kämmen, zwischen denen in schmalen vielfach schluchtartigen, weil von der Gewalt des Wassers tief ausgewaschenen Ruinen die Flüsse und Ströme sich hindurchwinden. Der Culturboden liegt nur im westlichen Himalaya häufiger am Flusse, in centralen Theile liegen die Felder auf Terrassen bald nur 20 Meter, bald bedeutend höher über dem Flusse im Niveau des alten Seebodens, den die fortschreitende Erosion trocken gelegt hatte.

Der Charakter ändert sich jenseit der südlichen Hauptkette. Die neuern Reisen im chinesischen Tibet haben dargethan, daß der Himalaya in zwei unter sich parallelen Ketten von ungewöhnlich hohen Schneebergen gipfelt, einer südlichen und nördlichen. Die zahlreichen hohen Bergspitzen östlich des Satledsch, deren Höhe von weiter Entfernung her mittels trigonometrischer Messung bestimmt werden konnte, liegen sämmtlich in der südlichen Hauptkette, die nördliche Hauptkette hat dagegen noch geringe Beachtung gefunden und trigonometrische Messungen ihrer Gipfel konnten noch nicht vorgenommen werden, weil sie von einem Terrain, das englischen Beamten zugänglich ist, nicht sichtbar sind. Die Thalsohle zwischen beiden Hauptketten liegt am höchsten im mittlern Himalaya, wo das von ihnen eingeschlossene Land den Charakter eines welligen Hochthales annimmt; sie dacht sich ab nach Westen wie Osten, sodaß die Enden der Himalayathäler von einer mittlern Höhe von 1600 Meter und darunter haben. Erst die nördliche Hauptkette bildet die Wasserscheide zwischen dem Ganges und Tsangpotschu, dem Hauptstrome Tibets und dem mächtigsten Zuflusse des Brahmaputra, oder nach anderer Ansicht seinem Quellfluß. „Eine Reihe von Hochthälern trennt die beiden Ketten, und durch diese fließen in ihrem Oberlauf der Dschilum, Tschenab, Bias, Spiti, Baspa, Ganges und zahlreiche Zuflüsse des Ganges wie Brahmaputra in der Richtung der Achse des Himalaya, bis sie die südliche Hauptkette durchbrechen, um in die Hauptströme der Ebenen Indiens zu fallen. Der Indus, Satledsch und Tsangpo bilden eine fortgesetzte Mulde in derselben Achsenrichtung und scheiden den Himalaya vom Karakorum und den Gangribergen." So berichtet Saunders; es herrscht aber noch keine Uebereinstimmung über das Nordende, und manche nehmen Anstand, die Kette südlich des Indus und Tsangpo als nördliche Grenzkette gelten zu lassen, weil so mächtige in ihrem mittlern Laufe nach Süden gerichtete Flüsse wie der Satledsch und der Indus mit seinen Quellflüssen jenseit derselben entspringen; nach ihnen müßte der im Folgenden zu besprechende Karakorum als nördliche Hauptkette zu betrachten sein, ja noch weiter geht R. Shaw, der nicht blos diesen, sondern sogar noch den Künlün beseitigen will und den ganzen Gebirgswall am Südrande Centralasiens dem Himalaya zuweist. Hingegen hat Saunders hervorgehoben, daß man eine Bergkette nicht für identisch mit Wasserscheide halten darf, weil eine auch nur geringe Anschwellung des Bodens ein Ablaufen der Gewässer nach verschiedener Richtung

hin bewirken kann; B. B. Hodgson, einer der besten Kenner des Himalaya, hat schon 1855 darauf hingewiesen, daß solche Theorien für den Himalaya um so weniger anzuerkennen sind, als auch die von seiner nördlichen Achse am weitesten entfernten Flüsse weitaus den größten Theil ihrer Wassermenge vom Südabhange des Himalaya erhalten, und daß man sich hüten möge, an Alexander von Humboldt's so wissenschaftlich begründetem System der Gebirgsketten Centralasiens zu rütteln, solange das „Dach der Welt", die Hochplateaux der Pamir, der Wissenschaft nicht zugänglich sind. Endlich ist nicht zu übersehen, daß der Südabhang des Himalaya in Vegetation wie Klima völlig verschieden ist vom Gebirgslande jenseit der nördlichen Hauptkette, und daß sich dieser Unterschied jedem Reisenden schon beim Uebertritt der südlichen Hauptkette sehr stark bemerkbar macht.

In geologischer Beziehung „zeigen alle Gipfel und Erhöhungen dieser Ketten dieselbe Anordnung, nämlich eine in hohem Grade krystallinische oder porphyrische Verschiedenheit vulkanischer Gesteine, die allmählich übergehen in andere weniger krystallinische, wie Trachyt, Feldspat und Grünstein, und schließlich überdeckt sind von Asche, Agglomeraten, Lateriten und compactem azoischem Schiefer". Untersuchungen im westlichen Himalaya führten Verchère, dem diese Mittheilungen entnommen sind, zu der Ueberzeugung, daß diese Anordnung durch eine Reihe von Vulkanen bewirkt wurde, die parallel der gegenwärtigen Hauptrichtung von NW. nach SO. fortliefen; „sie scheinen zum Beginn der Steinkohlenformation erloschen zu sein', und jedenfalls hat es im westlichen Himalaya regelmäßige Vulkane nicht mehr gegeben, seitdem die großen silurischen Vulkane nicht mehr thätig sind". Im einzelnen ergibt sich folgender Querdurchschnitt: Tertiäre Gesteine bilden von der Ebene an die untern Schichten bis zu Höhen von 1000 Meter; auf die tertiären Schichten folgt Gneis, zuweilen mit einigen dem Granit ähnlichen Adern, krystallinische Gesteine treten als Gneis und Glimmerschiefer, Hornblende u. s. w. meist erst im mittlern Himalaya in einiger Entfernung vom Rande auf; nach diesen krystallinischen Schiefern folgt östlich des Satledsch, dessen Lauf mit einer sehr wichtigen geologischen Grenze zusammenfällt, eine sehr versteinerungsreiche sedimentarische Schicht der silurischen Formation, während westlich davon Gesteine der plutonischen und metamorphischen Gruppe dem Gebirge einen ganz andern Charakter geben. Das Salzgebirge im Westen, das dem Hauptgebirge im Westen an Stelle einer Tarai vorgelagert ist, besteht aus ausgedehnten Lagern der Steinkohlen, triassischen, oolithischen und tertiären Formation.

Eine Eintheilung dieses über 24 Längengrade sich erstreckenden Gebirges ist oft unternommen worden, ist aber sehr verschieden ausgefallen; die Dreitheilung ist vorherrschend und die von Ritter vorgeschlagene Abgrenzung dieser drei Abschnitte entspricht den Hebungsverhältnissen und dem Unterschiede in der Bevölkerung. Wir unterscheiden demnach 1) Westhimalaya vom Indusdurchbruche bis zum Satledschdurchbruche; 2) Mittelhimalaya von da bis zum Arun, dem östlichsten und Hauptquellfluß der Kosi; 3) Osthimalaya bis zu den östlichen Quellen des Brahmaputra und dem Scheidegebirge im Osten Assams.*) Die höchsten Gipfel liegen im Mittelhimalaya; hier erheben sich Gaurisenkhar zu 8837 Meter, Kandschindschinga zu 8579 Meter über dem Meere, und erreichen mit andern Gipfeln in Hochasien die größte Höhe unter allen Bergen der Erde. Wir kennen noch nicht im entferntesten die Zahl aller Gipfel und selbst die Liste der Bergspitzen über 6000 Meter Höhe ist mit der bisher bekannten Zahl von 120 noch nicht abgeschlossen, da in der wasserscheidenden Kette nördlich von Nepal noch keine Messungen gemacht sind. Oberst Waugh gebührt das Verdienst von den Stationen der nordöstlichen, am Fuße des Himalaya verlaufenden trigonometrischen Basis aus, die ersten

*) Die Viertheilung meines Bruders Robert s. in Petermann's „Mittheilungen", 1865, S. 364; die Zweitheilung Richard's in „Researches into the Physical History of Mankind".

trigonometrischen Höhenmessungen ausgeführt zu haben; diese Arbeit wurde mit einer Genauigkeit bis zu einer Viertelssecunde in der Bestimmung der Breite, bis zu einer halben Secunde hinsichtlich der Länge und bis zu 3 Meter in der Höhe ausgeführt, obgleich das Areal eines des größten Dreiecks 4416 Quadratkilometer (80 Quadratmeilen) bei einer Länge von 243 Kilometer der Dreiecksseite betrug. Welch große Zahl von Berggipfeln seither bestimmt wurde, zeigt ein Verzeichniß der Messungen westlich vom $80\frac{1}{2}°$ östl. L. von Greenwich, welches an Gipfeln über 5000 Meter Höhe 450 aufzählt.

Der Abfall der nördlichen Hauptkette gegen Tibet ist viel weniger steil als jener der Kette auf der indischen Seite; der durchschnittlich ein Grad breite Raum bis zu den Thälern der großen Flüsse, welche den Himalaya von den Gebirgen des Karakorum trennt, wird durch zahlreiche in jeder Richtung sich kreuzende Ausläufer der Hauptkette ausgefüllt, deren mittlere Hebungslinie jedoch der Hauptkette parallel läuft. Ein riesiger Süßwassersee bedeckte einst die weite Thalfläche, welche jetzt vom Oberlauf des Satledsch und seiner Nebenflüsse durchschnitten wird. Durch das Fortschreiten der Erosion senkte sich allmählich sein Niveau an der Ausflußstelle; Schlamm, Sand und Gerölle von den Abhängen der seitliche Bergen füllten den Seeboden aus und erhöhten ihn; nur das Flußbett des Satledsch und seiner Nebenflüsse blieb wassergefüllt, und diese schnitten sich nun wieder aufs neue in den leicht zu bewältigenden Geröllboden ein, in welchem festes Gestein nirgends bis an die Oberfläche heraufreicht, sodaß ihr Flußbett 300 und mehr Meter tiefer liegt als der obere Theil des Thalbodens. Wenig gewellt ist der obere Theil dieses Plateau und das Terrain gegen Osten am obern Tsangpo jenseit der Wasserscheide; erst im spätern Laufe des Flusses werden die Seitenthäler kürzer und steiler.

Von dem Gebirgsstocke, der sich jenseit des Himalaya erhebt, von diesem durch das Thal des Indus, das Satledschbecken und das Thal des Tsangpo getrennt, ist nur der westlichste auf kaschmirischem Gebiete liegende Theil vermessen und genau bekannt; von dem östlich sich daran anschließenden Gebiete konnte im letzten Jahrzehnt der Grenzstrich durch indische zum Kundschafter- und Vermessungsdienste herangebildete Unterthanen der Engländer erforscht werden.

Aehnlich wie im Himalaya lagert der wasserscheidenden Kette, dieser parallel laufend, südlich ein Gebirgswall war, die Kailas- oder Gangrikette. Dieses Gebirge streicht nahe dem Indus und begleitet sein nördliches Ufer vom Ursprung bis zur Biegung nach Süden; es besteht aus metamorphischen Gesteinen und wird vom Schayck- wie Schigarflusse durchsetzt. Seine höchste Erhebung hat diese Kette im Westen, wo der Rakipuschi 7788, der Haramosch 7399,5 Meter erreichen. Namen gebend und seit Jahrtausenden von den Indiern mit Ehrfurcht und Scheu genannt, ja selbst den alten Geographen bekannt, ist das östlichste Ende dieser Kette. Hier erhebt sich nahe den großen Seen Rakustal und Mansaraua, denen nach indischer Anschauung die großen ihr Land bewässernden Ströme entfließen, die Kailasgruppe, 1872 zu 6727,7 Meter Höhe bestimmt. Kailâsa, „Sitz des Berggipfels", der Wohnort der Götter des Reichthums Kuvera und Siva, des großen schöpferischen und im Schaffen zerstörenden Gottes, wie anderer wunderbaren Gestalten der mythischen Dichtung war den Indiern das Gebirge jenseit des Himalaya; dieser Name blieb bei den Geographen dem ganzen dem Laufe des Indus folgenden Gebirge unter Ersetzung des Sanskritnamens durch den tibetischen, den Anwohnern geläufigern Namen Gangri, „Gletscherberg". Im chinesischen Tibet heißt der östliche Theil Tschomorang, „Selbstherrin"; für den Zweig zwischen Satledsch und Indus steht auf Karten vielfach der Name Transsatledschkette.

Diese Gangrikette bildet den Südrand der Hochthäler und Küstensteppen, die sich über das nördliche Tibet bis zum Künlün ausdehnen; von der Hauptkette, dem Karakorum,

ist sie überall durch Thalsenkungen getrennt. Ueber ihren weitern Verlauf im Osten haben wir nur die Mittheilung „einer Gabelung des Karakorum in zwei nahezu gleich hohe Zweige; diese umgeben gegen Norden und Süden eine verhältnißmäßig nicht sehr bedeutende Depression, deren Richtung der Wasserscheide des Gebirges parallel ist"; der südliche Kamm ist als die Fortsetzung der Gangrikette zu betrachten.

Die Wasserscheide zwischen Indien und Hochasien bildet die nördliche Hauptkette, der eigentliche Karakorum. Der Name ist türkisch und bedeutet schwarzes Gebirge; er ist von meinen Brüdern verallgemeinert worden vom Namen des Hauptpasses an seinem nordwestlichen Ende, um für die langgestreckte, durch den Mangel an Schnee auffallende Gebirgskette, welche den Nordrand Tibets ausfüllt, einen Namen zu finden. Den Anwohnern des Gebirges sind seine Ketten und Gipfel von untergeordneter Bedeutung, dagegen drängen sich ihnen als das größte Hinderniß ständigen Aufenthalts in seinen höhern Theilen und regen Verkehrs mit dem Norden die breiten Hochsteppen auf seinem Süd- wie Nordabhange auf, und hiervon scheint auch der von Hodgson beigebrachte Gesammtname der Tibeter für das ihr Land im Norden abschließende Gebirge gebildet zu sein. Dieser Name lautet Nyen tschen Thangla „Steppenpaß der großen Wildniß"; eine Abkürzung ist Thangla, Steppenpaß, bei Hue Tantla, das Jäschke zwar von einem Schriftkundigen als Dangsla, Paß von Dang, erklärt wurde, was jedoch nicht als die Orthographie, sondern als Deutung und Umschreibung des Namens gelten kann, weil im westlichen Tibet thang auch die Bedeutung von dang, „klar", hat. Thang in dieser Aussprache oder als tan, tam kehrt in vielen Ortsbezeichnungen für diese Gegend wieder; am bekanntesten ist davon Tschangthang, „Nordsteppe", womit die an Ladak grenzenden Hochebenen bezeichnet werden, welcher Name aber in Kaschmir vielfach für das ganze chinesische Tibet gebraucht wird. Ausschließlich für das westliche Ende des Gebirges gilt der türkische Name Mustagh, „Schneegebirge".

Eine zusammenhängende Gebirgskette bildet der Karakorum nicht; in seinem Grundcharakter besteht er aus Hochplateaux mit aufgesetzten Gipfeln und Bergreihen. Die Hochplateaux aus offenen welligen Ebenen bestehend liegen allerdings zwischen enormen Bergen, fallen aber mit ihrer Achse nicht zusammen. „Einige der Thäler zeigen eine Höhe der Thalsohlen, wie sie nirgends sich wieder findet. Ausschließlich als Plateau, d. h. mit sehr kleinen Thälern und ohne bestimmtes Vorherrschen der einen oder andern Richtung derselben, zeigt sich vorzugsweise jener Theil Hochasiens, welcher nahe dem westlichen Ende des Künlün diese Kette mit der Hauptkette des Karakorum verbindet." (H. von Schlagintweit.) „Das Plateau nahe seiner südwestlichen Abdachung ist 4500—5100 Meter hoch und ist ein dürrer Strich von horizontalem Alluvialboden mit losen Steinen bedeckt; mehr nach dem Norden ist es ein Labyrinth wilder Thäler." (Verchère.) „Shaw hat ganz recht, wenn er sagt, der Karakorum sei gar keine Kette." (Walker.) „Ein Mann, der auf der Wasserscheide entlang gehen wollte, mußte die sonderbarsten Curven beschreiben, indem er abwechselnd nach allen Richtungen der Windrose sich wenden und oft wieder rückwärts gehen mußte." (Shaw.)

Vom Tschangtschenmo östlich von Le bis zu 75° östl. L. von Greenwich läuft die Linie der Wasserscheide im allgemeinen W. 35° N.; westlich des Tschangtschenmo wird die Abweichung von der westöstlichen Richtung geringer. Die höchsten bisjetzt bekannt gewordenen Erhebungen liegen am Westende der Bergreihen; hier erreicht der Dapsang 8616 Meter über dem Meere und ist sohin der zweite höchste Berg der Erde. Die Berggipfel bestehen aus glattem steilen Granit, aufgesetzt auf Schiefer und Glimmer, welcher auf Dolomit und Kalk lagert; über die geologische Beschaffenheit der Plateaux bemerkt Verchère: „Ohne Zweifel sind diese Hochplateaux in Ursprung, Alles und Aeußern ähnlich dem Satledschbecken, den Rong- wie Tschangthangebenen; die Schichten sind hori-

zontal, und man kann sie deswegen nicht anders betrachten denn als eine Anhäufung von Trümmern, herabgeschwemmt von den Bergen in die großen Mulden zwischen ihren Ketten, und sie sind daher später entstanden als die große letzte Hebung der Himalayagipfel."

Der Künlün ist das nördlichste der Gebirgssysteme Hochasiens; er liegt bereits außerhalb Tibets: im Westen in Turkestan, im Osten in der Mongolei; es ist ein westlicher und ein östlicher Künlün zu unterscheiden. Nach den chinesischen Geographen, deren Angaben bisjetzt die einzigen sind, die wir über die Ländermassen zwischen 81 und 90° östl. L. von Greenwich haben, wo die beiden Ketten sich nähern, besteht zwischen ihnen kein Zusammenhang; nimmt man dagegen mit Hayward am Karakaschfluß unter 78½° östl. L. von Greenwich das Ende des westlichen Künlün an, so gibt man der Hauptkette eine viel zu kurze Längenentwickelung. Der westliche Künlün ist, soweit wir ihn kennen, mit dem Karakorum innig verbunden; die zwischen den Kämmen des letztern zu Hochebenen ausgefüllten Thäler neigen sich sanft gegen die Thalsohlen der vom Karakorum nach Norden abfließenden und den Künlün an mehrern Stellen durchbrechenden Strömen; jenseit derselben erfolgt der Anstieg zur Hauptkette in kurzen von den Gipfeln sich steil herabsenkenden Querthälern. Der östliche Künlün stellt sich als nördliches Randgebirge dar den breiten Steppen zwischen Kukunor und dem Hauptthale Tibets; 19 Tagreisen durch eine gänzlich verödete Gegend von circa 800 Kilometer Breite sind erforderlich, um vom Südabhange der Kette zur ersten tibetischen Niederlassung zu gelangen. Die höchste Erhebung wird dem westlichen Künlün zukommen; hier ist die durchschnittliche Höhe der Kämme über 6000 Meter und die höchsten Gipfel schätzt man zu 6850 Meter; auch der Ostkünlün erreicht beträchtliche Höhen; nach Prshewalski thürmen sich auf dem ungeheuern Plateau riesige Gebirge auf, so die Schuga- und Gurbunaidschikette, welche beide die Schneelinie erreichen. Die Richtung der Hauptkämme ist von West nach Ost. Der Abfall der Gebirge nach Norden ist im Osten nicht steil; von der Schugakette sagt Prshewalski: „Sowol Anstieg als Abstieg sind so sanft, daß man eine Eisenbahn darauf anlegen könnte"; im Westen gelangt man rasch von Höhen von 4500 Meter in solche von 2000 und weniger.

Das Klima ist im ganzen Himalaya, den schmalen Strich von Sikkim ausgenommen, das von den tropischen Seewinden erreicht wird, ein continentales; je größer die Entfernung von der See und je zahlreicher, länger und höher die von den einzelnen Massivs ausgehenden Querkämme sind, desto geringer wird der atmosphärische Niederschlag. Die Abnahme der Lufttemperatur mit der Höhe beträgt nach den Beobachtungen meines Bruders im Durchschnitt auf 100 Meter $^1/_{10}$° C. (Hodgson hatte sie aus weniger zahlreichen Beobachtungsstationen auf 300 Meter 0,8° C. berechnet) und die Jahrestemperatur kommt in den englischen Hauptgesundheitsstationen, die sämmtlich in der Höhe der üppigsten Vegetation bis 2100 Meter im Durchschnitte liegen — nur Dardschiling ist fast an 1000 Meter höher — folgenden Orten in Europa gleich: Dardschiling 12,4° C. = Meran; Kathmandu, Hauptstadt von Nepal, 16,5° = Neapel; Almora 17,4° = Palermo; Simla 14,3° = Madrid; Srinager, Hauptstadt von Kaschmir, 13,8° = Konstantinopel oder etwas höher als Pau. Die Zeit von December bis März ist die gesündeste; im Osten sind zwar diese Monate wegen der starken Bevölkerung, des dichten Regens und in höhern Lagen des Schnees die wenigst angenehmen, dagegen haben die mittlern und westlichen Theile des Gebirges einen überaus milden Winter bei meist klarem Himmel; in Srinager ergibt das Mittel für den kältesten Monat Januar, + 4,5° C., in Simla + 7,3 und die Wintertemperatur 5,8 beziehungsweise 8,3°, was in beiden Fällen etwas höher ist als die Wintertemperaturen von Venedig und Pau.

Mit Ausnahme des heißesten Monats (Juli mit 22,8° C.) kann ein Europäer in Höhen von 12—1500 Meter den ganzen Tag auf dem Marsche zubringen, nur darf er sich der Besonnung nicht ohne einen schützenden Hut aussetzen. Das Tagesmittel schwankt in der Zeit der größten Hitze von 21—24° C.; die höchste in Kathmandu beobachtete Wärme war 27° C. Die Regenmenge ist ausnehmend groß in Sikkim, nimmt aber ab, je weiter man nach Nordwesten vordringt und je mehr man sich der Region des ewigen Schnees nähert. Die durchschnittliche Regenmenge im Jahre beträgt in Centimetern: in Rangbi-Sikkim (1525 Meter über dem Meere) 432, Dardschiling 328, Kathmandu 152, Simla 177, in Marri, an der Westgrenze Kaschmirs, 2121 Meter über dem Meere, 162. Den höhern Regionen fehlt der sehr geringen Feuchtigkeit wegen der schöne Anblick des Alpenglühens. Schnee fällt verhältnißmäßig sehr wenig; als Mittelwerth für die Schneegrenze berechneten meine Brüder die Schneegrenze zu 5484 Meter auf dem Südabhange, während sie Renou zu 3956 Meter bestimmt, wonach sie wie in andern Ländern der Erde zusammenfiele „mit derjenigen Höhe, in welcher die wärmere Hälfte des Jahres eine Mitteltemperatur gleich der des schmelzenden Eises hat". Im Winter fällt Schnee nicht mehr in Höhen unter 1200 Meter. Dem tibetischen Klima ähnlich werden die Verhältnisse im Zwischenraume zwischen den beiden Hauptketten; große Trockenheit zeichnet diese Regionen aus.

Zu einer lebhaften Controverse hatte die Frage nach der Existenz von Gletschern Anlaß gegeben. Man hatte anfangs geglaubt, es gebe keine Gletscher, und noch auf Generalstabskarten von 1850 waren sie nicht zu sehen; sie sind aber zahlreich zwischen der südlichen und nördlichen Hauptkette, und kommen im Westen selbst auf dem Südabhange der ersten Hauptkette vor; einzelne Gletscher scheinen bis zu 4000 Meter Höhe herabzureichen, es liegen hierüber jedoch erst vereinzelte Beobachtungen vor.

Für das westliche Tibet beschreibt mein Bruder Hermann die einzelnen Jahreszeiten in mittlerer Höhe von 3400 Meter wie folgt: Im Winter fällt Schnee auf allen Kämmen und mittelhohen Abhängen, den Thälern über 3000 Meter Höhe ist Schnee nicht mehr sicher, eine trockene Kälte gehört hier nicht zu den Seltenheiten und schädigt regelmäßig die Obstbäume. Wochenlang ist der Himmel vollkommen unbedeckt. Die Flüsse sind bis zu 2100 Meter herab eisbedeckt, wo immer ihr Gefälle nicht groß ist. Als die niedrigste Lufttemperatur zu Le in 3513 Meter Höhe läßt sich — 18—20° C. annehmen. Der Frühling behält lange niedrige Temperaturen, weil der Boden ohne schützende Schneedecke sehr viel Wärme verloren hat; die Vegetation wird hierdurch verzögert, das Mittel des März für Lufttemperatur erhebt sich nicht viel über 0° C. Im April und Mai macht sich das Nahen des Sommers kräftig bemerkbar; die Besonnung hat im Sommer um so größere Wirkung, als nicht wie in den Alpen vorherrschend grüne Fluren oder Gehölz- und Strauchgebiete den Strahlen der Sonne ausgesetzt sind, sondern weite Flächen nackter Felsen und fliegenden Sandes. Im Juli und August, den heißesten Sommermonaten, kommen Lufttemperaturen von mehr als 27° C. im vollen Schatten vor. Wolkenbildung ist selten; Regen kommt im Sommer in der Regel nur bisweilen vor, doch sind auch Ausnahmen verzeichnet, wie z. B. 1870, wo Dr. Cayley in Le „fortgesetzt Regen hatte, sodaß man beinahe von einer Regenzeit sprechen kann; Schnee fiel fast täglich während der größern Hälfte von August und im September, die Pässe waren in dieser Zeit oft tagelang unpassirbar". Die relative Feuchtigkeit ist nicht so gering, als früher angenommen war; sie beträgt im Terrain der ständig bewohnten Orte 30—50 Proc. und in den Mittagsstunden durchschnittlich 20—25 Proc. Für die Herbsttemperatur ist die große Wärme des September hervorzuheben; sein Mittel ist in den Alpen gleich jenem für Mai, hier aber jenem des Juni. Im October und November nimmt die Temperatur rasch ab, fällt erst auf dem Südabhange des Himalayakammes häufig.

Sehr groß wird die Trockenheit auf den Hochsteppen im Norden Tibets, doch liegen hierüber erst sehr vereinzelte Beobachtungen vor. Hinsichtlich der Tagestemperatur stimmen für den westlichen Künlün alle Berichte darin überein, daß sie sehr großen Schwankungen unterworfen ist; im Frühjahre wie Herbst sind die Morgen bei — 10° C. im Juni, — 4° C. im Juli und — 20° Ende October empfindlich kalt; Mittags steigt das Thermometer im Sommer auf 24° C. im Schatten und die Reisenden klagen über heftige Hitze. Sehr kalt sind hier die Winter; Prshewalski notirt auf dem östlichen Künlin in den Monaten December und Januar — 31° C. Dagegen ist die Zunahme der Temperatur wie der Feuchtigkeit unerwartet groß im äußersten Westen Tibets in Balti, wo begünstigt durch den Einschnitt des nach Süden gerichteten Industhales und die bedeutende Höhenabnahme die Summe des atmosphärischen Niederschlages zu 254 Millimeter angenommen werden kann.

Die Höhe der Schneegrenze berechnen meine Brüder zu 5600 für den Himalaya-nordabhang, 5800 für den Karakorum, 4800 Meter für den Künlün. Die größten Gletscher der Erde trägt der westliche Karakorum auf seinem Südabhang; der Baltoro ist 58 Kilometer, der Biafo bildet mit einem andern, am entgegengesetzten Abhange befindlichen Gletscher einen zusammenhängenden Eisstrom von 93 Kilometer Länge, der in fast gerader Linie verläuft; er endet bei 3009 Meter Höhe, was bisjetzt zugleich die größte Tiefe ist, bis zu welcher Gletscher in Tibet herabreichen.

Der Himalaya fällt auf durch den Mangel an Seen; selbst kleine Wasserbecken sind selten, und finden sich, wenn wir von den unbedeutenden Pfützen ähnlichen Wasseransammlungen in der Nähe der Päße oder den Aufstauungen durch Gletscher absehen, fast nur in dem Zwischenraume zwischen der südlichen und nördlichen Hauptkette, wo das Gefälle noch gering ist. Der östlichste bisher bekannt gewordene dieser Seen ist der bei 4266 Meter am Wege von Sikkun nach Digartschi liegende Tschomto-dong von 800 Quadratkilometer Umfang. Noch größer aber, bisjetzt nur den Namen nach bekannt, ist der nordwestlich davon am obern Ende des Dingri Hochebeue gelegene Palgu. Im äußern Himalaya liegt bei 1950 Meter der kleine Gebirgssee von Nainital; im weltberühmten Thale von Kaschmir liegt der Wularsee, bei 1562 Meter. Der Mangel an Seen hängt zusammen mit dem starken Gefälle und der bedeutenden Erosion der Flüsse, die sich hier unter der ungewöhnlich großen Verminderung ihrer Wasserfälle in den verschiedenen Jahreszeiten und bei dem hohen Wasserstande im Frühjahre durchschnittlich 350—360 Meter tief in theils festes Gestein, theils Alluvialboden eingegraben haben, und hierdurch, wie zahllose Seebecken beweisen, die Seen entleert und in den Hauptthälern alle Wasserfälle beseitigt haben.

Tibet war in der Tertiär- und Diluvialperiode bei entsprechendem Wasserreichthum von einer noch größern Zahl von Seen bedeckt als der Himalaya; das geringere Gefälle der Thalsohlen begünstigte das Vorkommen zahlreicherer Senkungen und Stufen, und allerorts läßt sich noch das Vorhandensein und die Höhe wichtiger Seebecken an den Ablagerungen verfolgen. Die Entleerung der Seen hat wie allerwärts in der fortschreitenden Erosion der Flüsse ihren Grund; was von den frühern Seen noch übrigblieb, ist verhältnißmäßig wenig. Die europäischen Niederschläge in ihrer Umgebung halten der Verdunstung nur mehr im Osten das Gleichgewicht; im Westen haben sie durch allmähliches Eintrocknen an Wasser verloren, sind salzig geworden und gewinnen in dem Maße an Salzgehalt, als ihr Umfang abnimmt. Vom östlichen Tibet kennen wir genau nur die rechte Thalseite des Tsangpo bis unterhalb Lhassa; hier liegen bis zur Wasserscheide gegen den Satledsch einige größere und kleinere Süßwasserbecken in den Thälern seitlich des Hauptflusses; der größte und merkwürdigste findet sich einige Tagereisen vor Lhassa: es

ist dies der 4113 Meter unter dem Meere liegende Süßwassersee Dschang dog thso (wol mit der Schreibart Byangbrog, „See mit Weidegrund im Innern"), häufig auch Tschamdok oder Yamdok geschrieben. Er hat einen Umfang von 116 Quadratkilometer, die Breite der Wasserfläche ist aber bei fast quadratischer Gestalt nur 6—7 Kilometer, weil sein Inneres von einer großen bewohnten Insel eingenommen war, „die sich in abgerundeten Hügeln 600—1000 Meter über den Wasserspiegel erhebt und bis oben hinauf mit Gras bewachsen ist". Der See liegt nahe der Wasserscheide, hat aber keinen Ausfluß gegen den Tsangpo; man glaubte der Monas empfange seinen nördlichsten Quellfluß aus ihm, doch ist dies noch eine offene Frage. Südlich davon und auf dem Nordabhange der wasserscheidenden Kette des Himalaya liegt der Ramtschosee, wol der einzige, der bisher von einem Europäer mit Schlittschuhen befahren wurde. Der englische Gesandte Turner erlustigte sich hier im October 1783. Im Quellgebiet des Satledsch, auf der nach Westen sich abdachenden Hälfte Tibets liegt der Salzsee Khangtschu, „Wasser der wilden Pferde" (nicht Kongkyu oder Gunkjudtschu) (bei 4722 Meter, und 6 Meter tiefer die an Heiligkeit und Ehrwürdigkeit den Bergen der Kailasgruppe gleichen Süßwasserseen: Mapang (Mutterschos) oder Mansarauer im Parbatiadialekt, eine Abkürzung des vollständigern Sanskritnamens Mânasasarovara, „Mânasa, der schönste der Seen", und Lang thso oder Ratus tal (aus Sanskrit Râkschasa tâla), der seinen Namen Legenden über den mythologischen Helden Râvana verdankt. Diese Seen gelten auch den Buddhisten heilig, sind jährlich das Ziel vieler frommen Pilger; große Feste finden an ihren Ufern in jedem sechsten Jahre statt; die Wege dahin sind dann mit Pilgern und Händlern aus Indien, Tibet und Turkestan dicht bedeckt und aus dem sonst stillen Thale entwickelt sich ein überaus lebhafter Verkehr; das nächste mal entfällt das Fest auf 1876. — Die Region der tibetischen Salzseen liegt westlicher in den kaschmirischen Landschaften Ruptschu und Jangkong zu beiden Seiten des Landes. Der größte dieser Seen, den der Tibeter als „den" See bezeichnet, ist in Pangkong; er besteht aus drei unter sich verbundenen, aber nicht in einem Niveau, sondern übereinanderliegenden Hauptseen, hinter deren letzten sich noch mehrere Wasserflächen zeigen; hiervon wie von ihrer Form und Charakter sind die Namen hergenommen: Tpomongalari, zu 4244 Meter Höhe trigonometrisch bestimmt, der eigentliche vorderste See, „der vorderste"*); Thso Nyag, „der eingeschnittene", heißt der mittlere; Tso Rum, „der stürmische", heißt der hintere. Rum und Nyag sind durch eine über einen halben Kilometer breite Wasserrinne miteinander verbunden, und sind nur wenig, wenn überhaupt, salzig; denn im stark geneigten Abfluß des Nyag nach dem Ogalari fing Godwin Austen (1863) mit der Flugangel prächtige Lachsforellen. In Ruptschu ist der größte dieser Seen Thomoriri; zahlreiche kleinere haben sich in den Seitenthälern erhalten. Reich an Salzlachen und Salzseen ist das Steppengebiet im Norden Hochasiens; bisher sind aber nur jene verhältnißmäßig kleinen beschrieben worden, welche am Wege von Le nach Yarkand liegen; die Ergebnisse der Reise eines indischen Kundschafters im Jahre 1872 nach dem „Himmelssee" Nam tho oder Tengri Nor, sind noch nicht veröffentlicht.

Zahllose Bäche, Flüsse und Ströme haben auf dem Himalaya ihren Ursprung; statt einer ermüdenden Aufzählung von Namen sei Folgendes hervorgehoben: Jenseit des Himalaya, in Tibet, entspringen und durchkriechen das Gebirge im Westen der Indus, in der Mitte der Satledsch, im Osten der Brahmaputra. Zwischen der südlichen und nördlichen Hauptkette nehmen alle übrigen Hauptströme des indischen Tieflandes ihren Ursprung. Hodgson hat dabei darauf aufmerksam gemacht, daß ihre am Sudaschang der vordersten

*) Die meinem Bruder an Ort und Stelle von einem ungebildeten Tibeter mitgetheilte Schreibweise entspricht genau der Aussprache, beweist sich aber aus sprachlichen Gründen unrichtig.

Hauptkette entspringenden Zuflüsse durch die Parallelkette der Vorberge von ihrem ursprünglich nach Süden gerichteten Laufe abgelenkt werden und sich infolge davon noch innerhalb des Gebirges mit dem Hauptquellflusse vereinigen. Hierdurch wird die Zahl der als große Ströme aus dem Gebirge austretenden Flüsse auf 13 beschränkt oder auf 16, wenn die vorgenannten in Tibet entspringenden drei Flüsse mitgerechnet werden; die übrigen zahlreichen Flüsse zweiten Ranges, welche neben ihnen das indische Tiefland bewässern, kommen sämmtlich nur aus den regenreichern Vorbergen. — Der Hauptfluß des Längenthals Tibets ist gegen Osten der Tsangpo; die indischen Geographen betrachten ihn als den Quellfluß des Brahmaputra, meine Brüder und andere als den Hauptzufluß desselben, während sein Oberlauf eine nordsüdliche Richtung habe. Hoffentlich gelingt es dem indischen Vermessungsamte, eine Aufnahme des untern Tsangpo und des mittlern Brahmaputra zu ermöglichen; einleitende Schritte hierzu sind für 1874 geschehen. Dem Karakorum (Thangla) entströmen auf beiden Seiten bedeutende Flüsse; auf dem Südabhange führen sie dem Indus Wasser zu, die nach dem Norden abfließenden bewässern Turkestan (Dschiti schahar) und vereinigen sich zu dem im Lobsee endenden Tarimstrome. Vor dem östlichen Künlün breitet sich in der Tschaidam-Hochebene eine breite Sumpfniederung aus; der Lauf der dortigen Flüsse ist noch nicht erforscht.

2) Producte.

Der Himalaya ist arm an edeln Metallen; die Goldwäschen von Kaschmir sind wenig ergiebig, die im Norden Assams vermutheten Goldseifen sind bisjetzt ebenfalls ohne Bedeutung geblieben. Reiche Lager an Eisen und Kupfer hat Nepal und das westliche Kaschmir; der Maharadscha ist in beiden Fällen Eigenthümer und eifersüchtiger Wächter der Minen. Tibets reiche Goldlager in den Steppen nördlich der Kailasgruppe waren nach Professor Schiern's Untersuchungen schon den Schriftstellern des Alterthums bekannt und hatten zur Sage von den goldgrabenden Ameisen Anlaß gegeben. Der Bergbau ist ein Raubbau; das Gold kommt sehr unrein in die Hände der nepalischen Händler. An Steinsalz hat das chinesische Tibet höchst ergiebige Lager; es wird grobkörnig und stark verunreinigt in den Handel gebracht. Sehr gesucht ist von den indischen Händlern der tibetische Borax; hiervon hat auch das kaschmirische Tibet reiche Lager; der Hauptfundort ist hier Puga in Roug, nördlich vom Tromoririsee. — Zahlreich sind heiße Quellen; sie bilden meist den Gegenstand abergläubischer Verehrung und vereinigen im westlichen Himalaya zeitweise Tausende von gläubigen Pilgern an ihrem Ursprunge; Heilanstalten sind an keiner angebracht, die chemische Untersuchung ihrer Bestandtheile ist hier ein Gegenstand eifriger Fürsorge der Regierung des Pendschab.

In der Flora sind folgende Vegetationszonen zu unterscheiden: die tropische und subtropische; die Wald- und Culturregion; die Gras- und Weideregion.

1) Die tropische und subtropische Zone gehört ausschließlich dem Himalaya an und reicht bis zu 1200 Meter hinan. Ihre dichten dunkelgrünen Waldungen bestehen im fernsten Osten aus mächtigen Palmen, Feigenbäumen (F. indica und F. religiosa), dem Baumwoll- und Rhododendronbaum, dem werthvollen Sal (Shorea robusta) und andern; sie sind mit Unterholz stark vermischt, worunter Farrnkräuter und Bambus hervorragen. Im Westen werden diese tropischen Pflanzen selten, dagegen wird Pinus longifolia häufig, Eichen und Walnüsse gesellen sich hinzu. Im Osten ist der von Hodgson und Hookes noch als reich an werthvollem Bauholz befundene Gürtel der Bhabar-Vorberge in den Bengalen zunächst liegenden Theilen schon so vollständig ausgenutzt, daß das Forstdepartement seit 1872 Versuche machte, den seines dauerhaften Holzes wegen so geschätzten Teakbaum anzupflanzen; gelingt die Pflanzung, dann ist der Himalaya um eine der besten Holzarten der Erde bereichert. Der starken Ausdünstung wegen ist diese Region im Osten

ungesund und dient nur Stämmen von sehr geringer Bildungsstufe zum Aufenthalt; dichter bevölkert sind die Dhuns. In Lichtungen, die im Osten mit seiner üppigen Vegetation mittels Abbrennen der in Cultur zu nehmenden Fläche hergestellt werden, wird in Sikkim und Nepal hauptsächlich Reis gezogen, dann Baumwolle und Zucker; je westlicher, desto vorherrschender wird der Anbau von Mais, Gerste und Hirse. Im Sommer 1872 wurden in Sikkim bei Pankabari auf dem Wege von Behar dahin in Höhen von 500 Meter die ersten Ipecacuanapflanzen in den Boden gebracht; gelingt der Versuch, dann ist ein wichtiges Medicament mehr aus Südamerika nach Südasien verpflanzt. Wo die Eingeborenen Pflanzungen der nützlichen tropischen Gewächse im Stande halten, wie z. B. im Thale von Nayakot in Nepal mit einer mittlern Höhe von 750 Meter, macht diese Region den angenehmen Eindruck gut unterhaltener und sorgsam gepflegter Haine und Wälder; wo die Natur aber sich selbst überlassen wird, erinnert sie an einen von Unkraut überwucherten, verwilderten Garten.

2) Von 1200—3000 Meter reicht die Wald- und Culturregion. Hier gedeihen alle Bäume, Sträucher und Straucharten der gemäßigten Zone Europas und Amerikas; es finden sich aber auch viele chinesische, japanesische und malaiische Pflanzen, insbesondere sucht der Südrand dieses Gürtels an Mannichfaltigkeit und Ueppigkeit des Wachsthums seinesgleichen. Die wildwachsenden Pflanzen fanden darunter die größte Beachtung, bis es in den letzten Jahrzehnten gelang, die Culturpflanzen um neue wichtige Arten zu bereichern. Hart am untern Rande tritt eine neue Bambusart auf, welche Hodgson für sehr geeignet zur Verpflanzung nach Europa hält *); sie gilt im centralen Himalaya als ein Zeichen, daß man sich über den ungesunden Strich Landes in den Vorbergen erhoben hat. Laubwald hat nur der Osten; die für Deutschlands Mittelgebirge und die Voralpen charakteristische Buche fehlt; der Westen zeigt Laubbäume nur in kleinern Gruppen, die ausgedehnten Wälder bestehen hier aus Coniferen von 13 Arten; eine große Zierde der Landschaft sind Cedernwälder. In Sikkim sind die Vorberge bis zur Kuppe mit Eichen, Magnolien, Kastanien, Lorbern und Walnuß bewaldet; in den höhern Theilen drängen sich baumförmige Rhododendron, Birken, Eschen, Erlen, Pappeln noch bei 3000 Meter in die dichten Coniferenwälder ein, die von fünf auch im westlichen Himalaya vorkommenden und außerdem sechs neuen Arten, worunter Abies Brunoniana und A. Webbiana am häufigsten, gebildet sind. Im englischen Besitzthum des Himalaya wurden die Wälder zu Eisenbahnzwecken ihres werthvollen Bauholzes der Salbäume (Shorea robusta) theilweise schon vollständig beraubt, ja der nördliche Theil oder Garvhal war schon 1862 nahezu waldlos geworden, was nicht überrascht, wenn man in Reiseberichten dieser Zeit liest, daß die Unternehmer die schönsten Stämme Hunderte von Metern über die steilsten Erosionsufer hinabwerfen lassen, sodaß sie unten häufig zu Splittern verkleinert ankommen. Es war höchste Zeit, daß 1864 eine Centralforststelle geschaffen wurde, welche 1866 begann die ihr nöthigen sachkundigen Personen theilweise aus Deutschland heranzuziehen; bei dem Aufschwunge, den das Geschäft mit Setzlingen und Samen neuerdings im nahen waldreichen Audh genommen hat, ist zu hoffen, daß die Erwartungen der Techniker sich erfüllen und daß selbst die heruntergekommenen Districte, wie Garvhal, wieder aufgeforstet werden können. Laubbäume erreichen im regenreichen Osten mit Nadelholz vermischt vereinzelt noch Höhen von 4000 Meter, im Westen aber sind hochstäm-

*) Die Frage der Acclimatisation von Producten des Himalaya ist meines Wissens in den Alpen praktisch noch niemals versucht worden; es dürfte dies aber im Laufe der Zeit Anlaß zu voraussichtlich dankbaren Unternehmungen des thätigen Consorzio Agrario in Trient und anderer Gesellschaften sein, da das gesegnete Trentino und die Südabhänge der Alpen lohnende Standorte für solche Pflanzen werden können.

mige Laubbäume bei 2800 Meter schon eine große Seltenheit; Nadelholz ist im Osten noch bei 4000, im Westen bei 3300 Meter häufig, verschwindet aber überall wenige hundert Meter höher, sodaß als mittlere oberste Baumgrenze 3600 Meter angenommen werden kann. Ueber die Nadelhölzer reichen zahlreiche alpine Sträucher von Lonicera, Zwerg-Juniperus, Rhododendron und im Osten auch Weiden je nach der nördlichen (westlichen) oder südlichen (östlichen) Lage in Höhen von 4100—4900 Meter hinauf.

Die Cultur der Obstbäume lohnt noch bei 2800 Meter; Walnüsse reifen bis zu 3000 Meter. Im mittlern und östlichen Himalaya sind alle Fruchtsorten mit weichem saftreichem Fleische, wie Pfirsiche und Aprikosen, unmöglich; bei der Heftigkeit des Regens und dem Mangel an Sonnenschein zur Zeit der Reife rösten sie statt zu reifen. Dagegen ist der Westen ihr Standort; hier begegnet man auch der Weinrebe bis zu Höhen von 2800 Meter; die Trauben werden nicht gekeltert, sondern getrocknet. Eine große Bedeutung haben die in Kangra seit 1862 in Höhen von 950—1350 Meter, in Sikkim bei Rangbi und Nanklan seit 1864 bei 12—1500 Meter gemachten Versuche, die Cinchonapflanze zu acclimatisiren. Die Versuche führten jahrelang zu keinem bestimmten Ergebnisse, ja vor wenigen Jahren sprach man sogar davon, die Pflanzungen wieder aufzulassen; inzwischen machte aber Dr. King sehr befriedigende Beobachtungen, und die Pflanzungen, welche 1869 in Kangra schon 25, in Sikkim 28 Hektaren bedeckten, wurden inzwischen vermehrt, sodaß 1872 in Sikkim, obgleich kein Baum gefällt wurde, 17667 Kilo trockene Rinde durch das Ausputzen nnd Ausdünnen der Anlagen gewonnen wurden. Die meisten Setzlinge sind von der Species Cinchona succirubra, jetzt werden C. calisaya und in höhern Lagen C. condeminea in immer größerer Zahl ausgepflanzt.

Dem Getreide sind Höhen zwischen 12—1800 Meter am meisten zusagend, durch das Klima unmöglich wird Getreidebau erst bei 3200 Meter. Weizen, Gerste und die übrigen europäischen Arten finden wenig Beachtung; in den untern Lagen ist Reis — meist Herbst-, seltener Frühjahrsreis — die beliebteste Frucht, in der obern Hirse, Mais, Sorghum, Buchweizen. Im Gebiete des Reisbau erzielt man zwei Ernten wie im nördlichen Indien, eine Herbsternte an Reis und eine Frühjahrsernte aus andern Cerealien. Die außerordentliche Fruchtbarkeit des Bodens, der in den mittlern Lagen mit einer Humusschicht von einem Meter und mehr bedeckt ist, und in den höhern Regionen durch Terrassen wie bei unsern Weinbergen vor Abschwemmung geschützt ist, wird noch nicht im entferntesten ausgenutzt; mit Bewässerung wird in den dichten bevölkerten Theilen nachgeholfen, aber Düngung ist gänzlich unbekannt.

Mit außerordentlichem Erfolge wurde von den Engländern der Anbau der Theestaude eingeführt. Im Jahre 1823 wurde der Theestrauch wildwachsend in Assam entdeckt; 1834 bildete sich die erste Theecompagnie. Der unermüdliche Forscher Hodgson hatte bereits in Kathmandu (Nepal) Versuche damit angestellt, und berichtete 1835 überaus günstig über seine Erfolge; 1840 wurde die erste Pflanzung in Kamaon, 1841 in Sikkim angelegt, auf der londoner Ausstellung von 1862 war bereits Thee aus 153 Localitäten beigebracht und nach den beigegebenen statistischen Ausweisen berechnete sich die Zahl der Theestauden damals nach Millionen. Um diese Zeit begann sich die Speculation der Theecultur zu bemächtigen; davon ausgehend, daß längs des ganzen Himalaya auf einer Länge von 1600 Kilometer Thee versuchsweise mit Erfolg gepflanzt worden war, hielt man jede Oertlichkeit hierfür geeignet und gab sich der Hoffnung hin, von hier aus die ganze Welt mit Thee versehen zu können. Ein wahres Theefieber ergriff insbesondere die Pensionisten, die sich seit den mancherlei Comforts, welche Simla bot, vielfach in den Himalaya zurückziehen, statt nach Europa, dann die Beamten. Hunderttausende von Mark an Ersparnissen wurden in den allerorts sich bildenden Theegesellschaften auf Actien angelegt; aber fast alle Gesellschaften machten bankrott, und die wenigen, welche

den „Krach" überdauerten, fangen erst jetzt an, Zinsen vom Kapital zu bezahlen. Die Ursache lag theils im Klima, das im äußersten Westen zu trocken ist, dann in der Schwierigkeit, entsprechende Arbeiter in genügender Anzahl zu gewinnen; die Cultur erfordert stete Aufsicht und viele Mühe, sie rentirt deswegen besser für einen kleinen, oder mittelgroßen Besitz, als für einen großen. In der Zeit der Erregung und höchsten gespannten Erwartungen begegnet man selbst in der Regierungspresse schwerwiegenden Täuschungen; so ist im Berichte der Nordwestprovinzen für 1862—63 die Zahl der den Anbau der Theestaude allein östlich von 80° östl. L. von Greenwich lohnenden Hektaren auf anderthalb Millionen geschätzt, während sie jetzt nach den inzwischen gewonnenen Erfahrungen zu 300000 angenommen wird. Zu sorglos gewährte damals die Regierung den Unternehmern Rechte am Grund und Boden; wiederholt wurde über angeblich ödes Land und infolge davon der Krone zu freier Verfügung stehend, über den Kopf der Besitzer verfügt und zahllose Zwistigkeiten entstanden, in welchen die Eingeborenen geradezu regelmäßig verkürzt wurden; die Pflanzer erfreuen sich deswegen noch jetzt geringer Unterstützung von seiten der ortsangesessenen Bevölkerung. Die Ansichten über die Zukunft des Theebaues sind noch immer getheilt; aber man darf wol als feststehend annehmen, daß der Himalaya zwar sich außerordentlich gut dazu eignet, daß er aber stets nur einen kleinen Bruchtheil des gesammten Consums liefern wird, solange ihm nicht durch Colonisation eine ungleich größere Zahl von Arbeitskräften zugeführt wird. Gegenwärtig hat der Theebau seinen Hauptsitz in Dardschiling, er beschäftigt hier rund 10000 Menschen. Thee gedeiht auch in Kangra bis zu Höhen von 1800—2000 Meter vortrefflich, und die Ausfuhr von Thee erwerthete allein aus dem Hafen von Kalkutta 1872 25 Mill. Mark bei einem Quantum von 7,7 Mill. Kilo. *)

In Tibet ist wie in jedem Gebirgslande mit gemäßigtem Klima der Ackerbau von untergeordneter Bedeutung, das Haupteigenthum des Landwirthes besteht in Wiesen; Viehzucht ist die einträglichste Beschäftigung. Im allgemeinen gleicht Tibet dem obern Engadin oder den Umgebungen der Tauern. Absolute Waldlosigkeit; von den Schneelagern bis ins Thal gelbe, purpurrothe und braune Tinten, Quadratmeilen kahler Felsen ohne jegliche Färbung von Grün, in den Steppen Wüste in Form von Hochthälern, dies ist der vorherrschende Charakter der Landschaft. Frisches Grün, fette Weiden und fruchtbarer Ackerboden findet sich nur in den Thalsohlen der weitern Hauptthäler und ist im übrigen Tibet so selten, daß eine nicht geringe Zahl der Namen für die oft meilenweit auseinander liegenden Ortschaften von der Lage mitten oder bei einem Flecken Rasen oder Ackerfelde genommen ist. Einzelne hohe Bäume und Haine können in den Thalsohlen nur ausnahmsweise noch bei 3700 Meter cultivirt werden; Sträucher ersetzen sonst die Waldungen und reichen nur unter außergewöhnlichen Verhältnissen über 4600 Meter hinauf. An Bauholz mangelt es in hohem Grade; die geringe Zahl breiter Holzbrücken und ihre Herstellung in Erosionsschluchten für Fußgänger aus eisernen Ketten oder Seilen, wobei Aeste den Boden bilden oder wobei die Reisenden in einem Seile sitzend, das an einem Querholze befestigt wird, über das Laufseil gezogen werden, erklärt sich hierdurch hinlänglich. Als Brennholz dient vornehmlich Ginster und andere grobfaserige Gewächse, wie eine Lavendelart, welche im Sommer gesammelt und auf die Hausdächer gelegt wird; in den Hochsteppen brennt man trockenen Mist der Hausthiere wie der wilden Thiere, welche davon an ihren Trinkplätzen bedeutende Quantitäten ablagern. Die Cultur der Obstbäume lohnt nur im äußersten Theile von Westtibet und

---

*) Vgl. Prichard, „The Administration of India" (London 1869), I, 135; „Annals of Indian Administration", IX und XIV, sub „Tea".

im Osten in den südlichern Lagen des chinesischen Tibet; Aprikosen und Korinthen bilden im Westen getrocknet einen sehr werthvollen Exportartikel.

Unter den Ackerbaufrüchten sind Gerste und verschiedene Hülsenfrüchte die einträglichste Cultur; Korn und Weizen gedeiht im Thale des Tsangpo noch bei 4000 Meter, reift hier aber selbst in tiefern Lagen erst Ende September. Reis lohnt im westlichsten, gegen Südwesten geöffneten Balti. Jede Cultur erfordert Bewässerung; sie ist deswegen auf die Thalsohle und die untern Abhänge der Berge beschränkt; ein Kreis von Wiesen und Feldern mit einzelnen Bäumen bestanden, umgibt jedes Dorf. Luzerne gibt noch bei 4300 Meter guten Ertrag, und könnte auf viel größern Flächen gebaut werden, als es bisjetzt geschieht.

3) Die Gras- und Weideregion ist im Himalaya in den tiefern Lagen noch reichlich durchsetzt von Strauchgewächsen. Dieser Theil des Gebirges erinnert zwar in der Landschaft und in den Farbentönen vielfach an die Alpen, aber der Himalaya und besonders die Region zwischen den zwei Hauptkämmen ist auffallend arm an Gramineen selbst im Osten, wo des größern Niederschlages wegen die Vegetation noch üppig emporschießt. Vollständig erstirbt das vegetabilische Leben erst in sehr großen Höhen, noch bei 6000 Meter wurden Phanerogamen gesammelt. In Tibet bieten noch Höhen von 5000 Meter einiges Futter für die Heerden; der Graswuchs ist hier jedoch schon so spärlich, daß selbst kleine Karavanen kaum in den besten Monaten Futter für eine Nacht vorfinden. Gänzlich entbehren der Himalaya wie Tibet der Belebtheit unserer Alpen und der Ruhepunkte, welche diese in ihren Heuschuppen und Alphütten gewähren. Die niedrigern Triften werden in Sommerdörfern ausgenützt, Heu macht man nicht; die höhern Weiden werden von Wanderstämmen betrieben; diese führen Zelte mit sich und die einzige Spur vorübergehenden menschlichen Aufenthaltes ist stellenweise eine Windmauer aus Steinen aufgethürmt, hinter welcher das Zelt aufgeschlagen wird.

Ueber die Thierwelt läßt sich noch kein Ueberblick gewinnen, solange Bhutan und das chinesische Tibet verschlossen sind; nach den wenigen Beobachtungen, welche Blanford 1870 im unabhängigen Sikkim machen konnte, erstreckt sich das Verbreitungsgebiet malaiischer Arten bis an Nepal heran. Im äußern Himalaya sind im Osten Tiger und Elefanten häufig; sie versteigen sich hier vereinzelt wol zu Höhen von 3000 Meter, sie lassen sich aber westlich des Arunflusses als Wanderthiere nur mehr selten sehen. Von hier ab tritt ein Bär (Ursus Himalayanus) von kleiner Statur auf, und eine Art Leoparde (Macroceloides), sie meiden jedoch schon die häufiger begangenen Hauptthäler. An jagdbaren Thieren ist das Gebirge nur im Osten reich; im Westen finden Liebhaber des Sports wenig. Hirsche, Rehe und Gemsen fehlen dem Himalaya ganz, Hirsche halten sich nur im untern Theile auf; an Geflügel, insbesondere Fasanen, ist kein Mangel. Das werthvollste Jagdthier der Hochregionen ist der Moschusbock, welcher jedoch westlich sehr spärlich wird. In Tibet sind Säugethiere und Vögel noch in höhern Lagen zahlreich ungeachtet der spärlichen Vegetation, weil weite Strecken unbewohnbar sind und die Thiere über weite Strecken sich ihr Futter suchen können. Das Moschusthier wird im Osten gejagt; Kyang (Equus hemionus) und Yak (Bos oder Poëphagus grunicus) sind im wilden Zustande, in welchem die Yaks Dong genannt werden, zahlreich schon im mittlern Tibet, ihre eigentliche Heimat sind aber die Hochsteppen im Norden; nach Prshewalski streifen Millionen dieser großen Vierfüßler im nördlichen Tibet herum, die Reisenden nach Turkestan begegnen regelmäßig Trupps derselben. Das kolossale Bergschaf (Ovis Polii) hat seine Heimat erst auf den Pamirplateaux, verirrt sich aber zuweilen auf die tibetischen Hochsteppen, wie einzelne aufgefundene Hörner beweisen. Standorte haben dagegen hier Ovis Argali von der Größe eines Hirsches und Pseudois Nahoos, Hodgs., ein Schaf von der Größe eines Rehes. Unter den kleinern Thieren

sind Antilopen von der Hodgsonianspecies zahlreich; Ginsterdickicht gibt noch in Höhen von 4500 Meter eine ergiebige Jagd an Berghasen (Lepus pallipes Hodgs.).

Unter den Hausthieren beansprucht die größte Bedeutung Rind und Schaf. Im untern Himalaya herrscht die indische Zebukuh mit ihrem Fettrücken vor; Höhen von 15—1800 Meter sind der Viehzucht nicht günstig; in Nepal wie in Bisser leiden die Thiere viel von Blutegeln, deren Biß eine ansteckende Krankheit verursachen soll. In Tibet ist am geschätztesten eine Kreuzung der gewöhnlichen Hauskuh (Ba) mit gezähmtem Yakstier; das Product heißt Dzo (im Parbatiadialekt Tschubu), und die Kreuzung von Dzo, Stier mit Kuh, Tol; die Dzoweibchen sind unfruchtbar. Nach den Schätzungen Cunningham's ist die Zahl der Rinder im westlichen Tibet sehr gering und erreicht nur ein Drittheil der Zahl der Bewohner. Für das chinesische Tibet fehlen alle Anhaltspunkte; hier befassen sich aber einzelne Wanderstämme ausschließlich mit Viehzucht, und nach der Größe der Heerden zu schließen, mit welchen sie in den englischen Theilen des Hochgebirges überwintern, ist die Zahl der Thiere bei diesen Stämmen eine sehr bedeutende. Die Pferde sind klein, aber kräftig gebaut und ausdauernd. Esel oder Maulthiere werden von den Karavanenführern gehalten; Kamele (zweihöckerige) kamen bisher vom Norden herüber, es ist aber Aussicht, daß Povindahs, angezogen von den Vortheilen und der Sicherheit des Handels, durch den Himalaya vom Pendschab hierher übersiedeln und das indische Kamel als nützliches Transportthier einbürgern. Schafzucht bildet einen sehr einträglichen Erwerbszweig in Nepal, wo die Seitenthäler bis zu 450 Meter herab damit betrieben werden; die Species ist Ovis Barual Hodgs. In Tibet ist das gewöhnliche Schaf das Huniya genannte; eine bessere Rasse ist im Westen das zierliche feinwollige Purikschaf. Schafe sind hier auch die Transportthiere, und man rechnet zwölf Thiere auf jede Haushaltung. Die Schur wird ohne jegliche Schonung für das Thier vorgenommen und wird mit höchst unnützer Thierquälerei verbunden. Die Ziege liefert in der kurzen Wolle, Paschm, unter der darüber weit vorstehenden Decke langer Haare das für die Shawlfabrikation so wichtige Material; ihre Zahl ist in Ladak zwei Fünftheile der Schafe. Hunde sind in ganz Tibet überaus zahlreich und fallen jedem Reisenden auf, weil man sie in Himalaya sehr selten sieht; sie sind zum Bewachen der Heerden und der Karavanenzüge von Schafen unentbehrlich, in manchen Dörfern hält jedes Haus deren mehrere. Seltener ist die Katze; Hühner trifft man in Tibet erst, seitdem vor etwa 25 Jahren die Engländer und der Maharadscha von Kaschmir ihre Einfuhr aus dem Himalaya förderten.

3) Die Bewohner.

Zahl und Dichtigkeit. Die Größe der Bevölkerung ist durch genaue Zählung, erhoben im englischen Besitze im Himalaya, und durch annähernd richtige Schätzung festgestellt in den englischen Vasallenstaaten; auf sehr unsichern Angaben beruhen dagegen die Angaben aus den übrigen Ländern. In der folgenden Aufzählung sind die englischen Besitzungen mit einem Stern (*), die Vasallenstaaten mit einem Kreuz (†) ausgezeichnet; in den Noten sind die Quellen angegeben, welchen die Zahlen entnommen wurden; die Aufzählung geht von Ost nach West:

Land oder District.	Areal in		Einwohnerzahl.	Dichtigkeit in	
	deutschen Quadratmeilen.	Quadratkilometer.		deutschen Quadratmeilen.	Quadratkilometer.
I. Im Himalaya.					
1) Subhimalaya, Stämme östlich von Bhutan; ungeordnete Staatswesen [1])	940	51777	30000	32	—
2) Bhutan [2])	470	25888	20000	42	—
3) Sikkim [3])	119	6585	7000	58	1
4) * Eastern Duars (District Goalpara)	87	4820	37047	426	8
5) * Western Duars (District Dschalpaiguri)	88	4867	90680	1030	19
6) * Dardschiling, District, oder Britisch-Sikkim:					
a) Hill Territory [4])	45	2485	46727	1028	15
b) Tarai	13	709	47985	3691	67
7) Nepal [5])	2540	139850	2,000000	787	13
8) Der Kamaon Himalaya [6]) in den englischen Nordwestprovinzen:					
a) * Kamaon	282	15533	430300	1525	27
b) * Garchal	259	14239	309947	1198	28
c) * Tarai	30	1685	185647	6188	110
d) * Dera Dun	44	2417	116981	2658	49
e) † Garvhal (Rajagebiet)	136	7507	200000	1470	26
9) Districte im Panjab [7]):					
a) * Simla	0,7	46	33995	—	—
b) † 20 Simla-Gebirgsstaaten (Hill States)	(235)	(12944)	(556500)	2346	43

[1]) „Bengal Adm. Report for 1871—2", I, 13; II, 12; III, [illegible] die Bevölkerung berechnet unter Annahme einer Dichtigkeit um ein Viertel kleiner als in Bhutan.

[2]) „Bengal Adm. Report for 1871—2", III, 1, 11; Schätzung von Ashley (Edinburgh 1863). Pemberton, „Report on Bhutan", S. 151 (1839), berechnet 931 Quadratmeilen und 145000 Einwohner; im Ergänzungsheft Nr. 35 zu den „Geographischen Mittheilungen" setzen Behm und Wagner für Bhutan 894 Quadratmeilen und 900000 Einwohner an. Beim Uebergang an England zählten die Duars auf 45 Quadratmeilen, worunter nur 2 Quadratmeilen in Cultur genommen waren, 12564 Einwohner; nach dieser Erhebung erscheint selbst Pemberton's Annahme zu hoch, weil die Hochgebirgsthäler überall sehr spärlich bewohnt sind. Die Arealdifferenz hat ihren Grund in Zurechnung des Gebietes der Subhimalayastämme zu Bhutan.

[3]) Ebend., III, 1, 11: „Said to be, probably more".

[4]) Ziffer 4 mit 6 aus H. Beverley: „Report on the Census of Bengal 1872" (Kalkutta 1872).

[5]) Uebereinstimmend so angegeben in englischen und deutschen Werken; ungeachtet der hohen Dichtigkeit in der Culturoase Kathmandu (s. unten) doch wol zu hoch.

[6]) „North West Provinces. Adm. Report for 1871—2", II, 3 fg.

[7]) „Panjab. Adm. Report for 1871—2", II, 3 fg.; „Annals of Indian Admin.", XV, 506.

Land oder District.	Areal in deutschen Quadratmeilen.	Areal in Quadratkilometer.	Einwohnerzahl.	Dichtigkeit in deutschen Quadratmeilen.	Dichtigkeit in Quadratkilometer.
1) Sarmur	—	—	100000	—	—
2) Kahlur (Bilaspur)	—	—	60000	—	—
3) Bassahir (Bisser)	—	—	90000	—	—
4) Hindur (Nalagarh)	—	—	70000	—	—
5) Keonthal	—	—	50000	—	—
6) Maler Kotla	—	—	46200	—	—
7) Baghat	—	—	10000	—	—
8) Baghal	—	—	22000	—	—
9) Dschubbal	—	—	40000	—	—
10) Kumharsain	—	—	10000	—	—
11) Bhadschdschi	—	—	19000	—	—
12) Mailog	—	—	9000	—	—
13) Balsan	—	—	6000	—	—
14) Dhami	—	—	5500	—	—
15) Kuthar	—	—	4000	—	—
16) Kunhiar	—	—	2500	—	—
17) Mangal	—	—	800	—	—
18) Bidscha	—	—	800	—	—
19) Darkuti	—	—	700	—	—
20) Tarotsch	—	—	10000	—	—
c) †Trans-Satledschstaaten:					
1) Mandi	51	2796	139259	2730	40
2) Suket	20	1087	44652	2232	41
d) †Tschamba	151	8325	110000	728	13
e) *Kangra, District (Kangra, Kulu, Lahol, Spiti einschließend)	423	23274	743882	1758	32
f) *Huschiarpur, nördlicher Theil (Anandpur, Una, Amb) circa	23	1294	200000	8695	153
10) Kaschmir, Himalayalandschaften	1176	64722	1,520757	1293	23
Sa. für Himalaya	7965	412850	6,871359	973	17
II. Tibet.					
1) Chinesischer Antheil [1])	47035	2,588881	5,000000	163	1,8
2) Kaschmirischer Antheil [2])	1881	103555	150000	83	1,5
3) Kandschutgebiet nordwestlich des Indus, die Thäler Gilgit, Hinza, Nagar und Yassin umfassend [3])	423	23299	21000	55	1
Sa. für Tibet	49439	2,715735	5,171000	103	1,8
Sa. für Hochasien	56504	3,128585	12,042359	213	3,8

[1]) Nach dem Statistischen Comité zu Kalkutta, „Annals of Indian Administration", XV, 159, in Behm und Wagner, „Die Bevölkerung der Erde" (Gotha 1874), S. 41, ist das Areal zu 30654 Quadratmeilen, die Bewohner zu 6,000000 angesetzt.

[2]) Areal entnommen Cunningham, „Ladak", S. 18—35. Die Bevölkerung wird S. 288 für das eigentliche Ladak von 1410 Quadratmeilen 1847 zu 125000 Personen berechnet; da die übrigen Landestheile am untern Indus meist so unwirthlich sind wie die Thäler zwischen der südlichen und nördlichen Himalayakette, so wurde für den Rest der 470 Quadratmeilen mit Anwendung der Durchschnittszahlen für Lahol und Spiti eine Bevölkerung von 25000 angesetzt.

[3]) Das Areal entnommen Montgommerie's Berechnung in „General Report etc. of the Great Trigonometrical Survey Rurki", 1870, S. 62, para 67; auf die Quadratmeile sind bei der Großartigkeit der Gletscherwelt 55 Personen gerechnet, da selbst Hauptorte wie Gilgit nach Hayward nur 200 Häuser zählen. Vgl. „Geographische Mittheilungen" (1871), S. 474.

Zur Würdigung vorstehender Ziffern ist Folgendes hervorzuheben. Im Himalaya sind am dichtesten bevölkert die Regionen zwischen 1400—2400 Meter; hier liegen die Dörfer enge beieinander und sind volkreich. An dem Wachsthum von Simla, dieser Oase englischen Besitzthums mitten unter Vasallenstaaten, läßt sich ahnen, welcher Zukunft der Himalaya durch entsprechende Colonisation entgegengeführt werden kann. Die Stadt Simla, der Sitz der Behörden, Hotels und sonstiger den zahlreichen Sommergästen dienender Anstalten, zählt nur 7037 Einwohner; die Christen nur 934 im ganzen Districte; dagegen ist die Gegend übersäet mit Theepflanzungen, Meiereien und Villen der Engländer, ja für letztere ist der Raum schon zu eng und bis Rampur hinauf stehen sie zu beiden Seiten des Satledschthales. Ein anderes Beispiel, das zugleich zeigt, wie dicht sich die ackerbautreibenden Klassen in die günstigsten Lagen der Culturregion zusammendrängen, ist das Thal von Kathmandu. Hodgson nimmt die Ausdehnung des Thales zu 16 englischen Meilen nach Breite und Länge an und schätzt die „sehr dichte" Bevölkerung zu 350000 Seelen. Hieraus berechnet sich nach Abrechnung von 50000 Menschen als muthmaßliche Einwohnerzahl von Kathmandu die Dichtigkeit zu 4545 per Quadratkilometer und zu 25000 auf die deutsche Quadratmeile. Und dies für ein Thal mit einer so mangelhaften Verbindung, daß Lastthiere in keiner Richtung durchgehends verwendbar sind, geschweige denn Karren! Zur Vergleichung mit den Alpen sei erwähnt, daß das Durchschnittsmittel für den ganzen Himalaya gleichkommt der Dichtigkeit in Vorarlberg (Bezirk Bludenz) und den Thälern Ampezzo, Val di Non, im Südabhange der Alpen; in den englischen Bezirken hat sich aber die Bevölkerung schon auf die Höhe der Bewohner um Bozen (42) gehoben und die Vorberge im Westen sind so dicht und dichter bewohnt als die weltbekannten Bergamaskischen Alpen (138) zwischen Como und Gardasee. Selbst der unwirthlichste Theil des Gebirges, der Raum zwischen seinen zwei Hauptketten, ist nahezu noch so dicht bevölkert wie die asiatische Türkei; nach Harcourt berechnet sich die Bevölkerung für Kulu, Lahol und Spiti zu 6,1 resp. 357 per Quadratkilometer oder Quadratmeile, nach Cunningham's sehr niedrigen Schätzungen von 1847 ist dagegen die Dichtigkeit für Lahol 0,8 resp. 45, für Spiti 0,28 resp. 16. Viel spärlicher ist die Bevölkerung im Kaukasus, das gleich dem Himalaya „als das Land einer zwar reichen und vielseitigen, doch einer seinem ganzen Culturstande entsprechenden primitiven Urproduction" bezeichnet wird*); der Durchschnitt für die ganze Statthalterschaft ist 612 Einwohner auf die deutsche Quadratmeile, von den innern Theilen ist keiner so stark bevölkert als der Himalaya.

Tibet ist nach seiner Gesammtgröße beurtheilt sehr spärlich bevölkert, in seinen Hauptthälern aber nicht weniger dicht bewohnt als die innern Cantone der Schweiz, ungeachtet ihre Thalsohle um tausend und mehr Meter höher liegt; die Dörfer liegen hier nahe beieinander, und selbst solche aus 100 Häusern bestehend sind nicht selten.

Ethnographische Uebersicht. Die Bevölkerung des Himalaya ist keine einheitliche. Von Norden drangen Tibeter vom mongolischen Volksstamme ein; von Süden zogen sich Stämme des Dravidavolks herauf, das noch jetzt große Strecken Vorderindiens bewohnt theils unvermischt, theils gemengt mit spätern Einwanderern; ihnen folgten Indogermanen vom Ariesstamme, die den Fuß des Gebirges im Westen schon um 1500 v. Chr. erreicht hatten und von hier nach dem östlichen Hindostan und den darauf ausmündenden Thälern des Gebirges sich wandten. Nur das Gebiet des Brahmaputra blieb von diesen Fremdlingen unberührt. Als die ersten Ansiedler werden von Hodgson, Cunningham und andern tibetische Völker betrachtet; auch ohne die Unterstützung durch die Namen der Bäche, die in den Seitenthälern selbst im westlichen Tibet noch tibetisch sind, würde diese Ansicht sich aus der

*) Vgl. F. Mathäi in der „Russischen Revue", I, 231 und II, 580.

allgemeinen Erwägung rechtfertigen lassen, daß der Drang der nördlichen Völker nach saftigen Weidegründen naturgemäß ein viel größerer sein mußte, als das Bedürfniß für die Bewohner der indischen Ebene mit ihrem üppigen Wachsthum. Uebrigens besteht Aussicht, für diese Frage noch bestimmtere Beweise zu erhalten. Das Thal von Kaschmir, einst ein großer See, war vom Wasser schon vor Ankunft der Menschen entleert worden, lief später wieder an, und nach indischer Anschauung soll Kasyapa, nach muselmanischer Kaschaf, der Minister Salomo's, die Wasser wieder haben ablaufen lassen durch Bewirkung des Einschnittes bei Baramula, während er durch die Gewalt der Wasser, nach andern durch vulkanische Kraft bewirkt wurde. In den obern lacustrinen Ablagerungen nun fanden Verchère und Godwin Austen zahlreiche Fragmente von Töpfergeschirr, Ziegenknochen, verkohltem Holze und auch eine der als Geld noch jetzt cursirenden Cowrymuschel; das Thal war hiernach schon in der Zeit seiner ersten Trockenlegung bewohnt, und kann uns bei dem Eifer, mit welchem den Spuren der vorhistorischen Bevölkerung nachgegangen wird, wichtige Aufschlüsse über die ältesten Bewohner des Gebirges bringen.

Unter der gegenwärtigen Bevölkerung sind als Nachkommen der ältesten Ansiedler die von Hogdson auseinandergefallene Stämme („broken tribes") genannten Völkerschaften zu betrachten, welche die ungesunden Schluchten und Thäler bewohnen, weil ihnen der Culturgrund, den sie nicht einnahmen und wovon sie einzelne sehr deutliche Erinnerungen bewahrt haben, von den stärkern Rassen entzogen wurde; aus spätern Nachschüben sind die jetzt herrschenden Geschlechter emporgewachsen, und da dies Hindus sind, so haben diese, nicht die Tibeter, in Sprache, Religion und Cultur die Oberhand erhalten. Hogdson berechnet das Jahr 1300 v. Chr. als die Zeit der Einwanderung tibetischer Hirtenvölker in den mittlern Himalaya; im Westen hat diese Einwanderung noch früher stattfinden müssen, da wir um diese Zeit hier schon Arier seßhaft finden. Geographisch ordnen sich die Stämme durchgehends so, daß die herrschende Rasse die Mitte, die Tibeter den Norden und die zahlreichen auseinandergefallenen Abtheilungen den Südrand des Gebirges einnehmen und noch die Tarai bevölkern. Von Ost nach West bildet das Arun-Kosi-Quellgebiet die Grenze der tibetanischen Staaten, das der Gandak jene des Hinduvolkes der Napalesen; längs des Satledsch ergossen sich wieder größere Massen Tibeter nach Süden, sein Thal sowie jene des Tschenab und Dschilum wurden zugleich die Wege, durch welche Kaschmir von Indien her besiedelt wurde. Wie bestimmend diese Linien für die Einwanderung waren, zeigt sich besonders in der Sprache und in Annahme oder Verwerfung der Kastenordnung.

In den Subhimalayastaaten spricht jeder Stamm seinen eigenen Dialekt; die Bhutanesen sprechen tibetisch; östlich des Tista, in Sikkim, fügt man die Leptscha- und Limbudialekte, und in der Sikkim-Tarai-Dhimal, Bodo oder Metschi und Kutsch (Kotsch) letztere ein in den angrenzenden Districten Nordbengalens verbreiteter und bereits halb hinduisirter Volksstamm. Nepal kann an Reichhaltigkeit der noch erhaltenen Dialekte mit dem Kaukasus verglichen werden. Hier finden wir im Osten bis zur Dudhkosi-Limbu oder Kiranta und nördlich davon Gurung mit Murmi. Wo die subtropische und die mittlere Culturregion sich berühren, sitzen die kriegerischen Magar und Khas. Der Gorkhas, welche letztere im Staate die herrschende Rasse sind, daher ihre Sprache, das Khas oder Parbatia Bhascha, die Umgangs-, Hof- und Amtssprache in ganz Nepal wurde, auch von Magas und Gurung, von denen besonders erstere treue Anhänger der Gorkhas sind, angenommen ist. Parbatia, d. i. „Hochländer", auch Paharia genannt, ist ein Dialekt des Hindi. Andere Dialekte der indogermanischen Sprachengruppe sind das Dahari oder Dorhi, Danwar und Paskya, ferner das Taru; die Träger der erstern drei sitzen mit den Newar, die das Newari, Brahmo oder Pahri sprechen in Centraltibet westlich der Dudhkosi, die Taru dagegen bevölkern hier und im Westen die Tarai, waren aber im

Mittelalter der Schrecken der umliegenden indischen Landschaften gewesen und sind ohne Zweifel Ansiedler aus der indischen Ebene. Als wahre Wilde in Sitte und Sprache, dabei klein und schwächlich wegen ungenügender Nahrung bezeichnet Hodgson die Tschepang, Hayu, Kurumbha und andere scheue Bewohner der abgelegenen Thäler nordwestlich von Kathmandu; ihre Sprachen gehören wie alle übrigen nicht als indische bezeichneten der tibetischen Gruppe an. Westlich von Nepal sind alle Dialekte im Grundstock Hindi; tibetische Ausdrücke werden erst in den höchsten Lagen zahlreich. Palpa, Thaskya, Lunwar und Sarpa sind die Dialekte von Kamaon und Garvhal, Miltschan heißt der Dialekt von Kanaur; Hundisi und Tibarskad sind die Sprachen in Hangrang und Spiti, letztere ist vornehmlich aus tibetischen Ausdrücken gebildet. In Kaschmir haben wir das Kaschmiri, das in den Brâhmanas noch der Reinheit wegen gepriesen wird, in welcher sich hier das Sanskrit länger als im übrigen Indien erhalten hat, und das Daghra, ein dem Pandschabi nahe verwandter Dialekt, welcher jetzt die Umgangssprache bildet und das Kaschmiri auch bei Hof verdrängt hat. Die tibetischen Provinzen sind reich an Volksdialekten, der große Unterschied in der Sprache zwischen Laut und Lautbezeichnung, der Mangel an grammatischen und orthographischen Kenntnissen, und der Hang gelehrt zu sein, welcher zu willkürlichen Veränderungen der Schreibweise führte, bewirkte, daß es in ganz Tibet kaum einen gibt, der im Gebrauche der Casus oder in der Orthographie taktfest wäre. Jäschke unterscheidet folgende Dialekte. Westtibet zeichnet sich aus durch Festhalten der alten und vollen Aussprache vieler Laute; auch in den tibetisirten Thälern des Himalaya läßt man die Worte noch in deutlicher Accentuation hören, hier sind jedoch viele Hindiworte aufgenommen. Centraltibet mit den Hauptsitzen einheimischer Cultur und der Hauptstadt Lhassa hat eine verfeinernde, verweichlichende, die Consonanten verflüchtigende Aussprache und zeigt die größte Abweichung zwischen Laut und Lautbezeichnung. Das östlichste Tibet, Khams, hat die Aussprache vieler sonst verlorenen Consonanten erhalten.

Scheidung nach Kasten kennen die Tibeter nicht, sie ist allen Ländern buddhistischer Religion durch den Glauben untersagt. Die Kastenordnung ist dagegen mit Strenge aufrecht erhalten in Nepal; die Brahmanen, obgleich stark mit Aboriginerblut vermischt, genießen ungeschmälert die Rechte, welche die alten Rechtsbücher ihnen einräumen. In Kamaon sondern sich die höhern Klassen der Brahmanen und Radschput kastenartig ab und sind so anspruchsvoll wie die Träger ihrer Namen in der Ebene; Heirathen mit niedriger erachteten Kasten werden ängstlich gemieden. In Kaschmir hatte die lange Herrschaft des Buddhismus dem Kastenwesen ein Ende gemacht, und in den Kämpfen, welche dem vorübergehenden Einbruche der Ghazneviden folgten, ist das Heer aus den untersten wie höchsten Kasten zusammengesetzt. Später erhielt die indische Schreiberkaste, so schon im 9. Jahrhundert, Einfluß, die Sikhkönige begünstigten die Brahmanen und jetzt erfreuen sie sich wieder großen Ansehens.

Das Aeußere der Himalayabewohner ist im Durchschnitt Folgendes: Kopf und Gesicht breiter als beim Indier, jedoch selten der Backenknochen breiter als an den Schläfen, Stirn meist hoch, aber nach hinten gekrümmt, nicht steil, Kinn mangelhaft, Mund groß und vorspringend, aber die Zähne vertical gestellt und die Lippen nicht aufgeworfen; das Zahnfleisch, insbesondere das obere, merkwürdig dick. Augen weit auseinanderstehend, aber nicht so weit als beim Tibeter, liegen in derseben Ebene mit den Backen und sind mehr oder weniger schief stehend. Nase pyramidal, genügend lang und abstehend, am Sattel ausgenommen, der oft so tief liegt, daß die Augen fast ineinander laufen; sie ist dick besonders an der Spitze und mit weiten runden Nasenlöchern ausgestattet. Kopfhaar üppig und gerade, Bart gering, ebenso wenig Haare am Körper. Der Körperbau ist mus-

kulös und kräftig, Statur jedoch eher klein.*) Der Thorax ist breit, die Gliedmaßen derb, wie die jährlich von den indischen Polizeibehörden gemachten Messungen der Größe ihrer Polizisten vollkommen bestätigen; die durchschnittliche Größe ist bei Männern 162 Centimeter oder um 12—30 Centimeter niedriger als die Größe der Hindostani und Pendschabi, 1,51 Centimeter bei Frauen; das durchschnittliche Gewicht 32 Jahre alter Männer ist 52,4 Kilogramm im Westen, 57,15 Kilogramm im Osten. Landschaftlich besteht mancherlei Unterschied; so sind die Bewohner der subtropischen Region verweichlichter und den Aboriginern Indiens sehr ähnlich, während die Bewohner der höhern Regionen Tibeter im Aeußern und Sitte sind; ebenso sind die Kaschmiri schwächlicher, als man von einem Gebirgsvolk erwartet.

Unter den Körperformen der Tibeter sind von meinem Bruder Hermann hervorgehoben: Schädelentwickelung gut, Stirn nieder, aber breit, Volumen des Gehirnraumes günstig; Backenknochen breit, Kinn schmal; Nasensattel sehr flach und tief, sodaß er im Profil über die Wölbung des Auges sehr wenig hervortritt und oft gar nicht zu sehen ist; Augen schiefstehend, Haar dunkel und struppig. Breite Brust, starke durch die Bewegung in den Bergen geförderte Muskeln, volle Oberarme und Unterschenkel, während diese Muskeln bei den Indiern sehr wenig entwickelt sind. Hände und Füße klein, Statur viel geringer als im mittlern Europa. Tibeter und Himalayabewohner zeigen sohin im Aeußern große Aehnlichkeit, selbst wo die Sprachen grundverschieden sind.

Der Charakter ist bei allen Bewohnern Hochasiens gut; sie zeichnen sich durch geraden Sinn aus und sind mit lebhaftem natürlichem Verstande ausgestattet. Wie die Indier und alle Orientalen sind sie kriechend gegen Höhere, anmaßend gegen niedriger Gestellte; an Aberglauben grenzt die Furcht vor der Macht ihrer Priester, Schaden abwehren zu können. Die Kleidung ist mehr indisch im Süden, dagegen durch dicke wollene Stoffe dem tibetischen Klima angepaßt. In hohem Grade auffallend ist in Tibet der zerlumpte und geflickte Zustand aller Kleider; in Bhutan trägt hierzu die schlechte Wirthschaft der Regierung bei, welche Wohlhabende aussaugt; sonst ist dies durch die enormen Gaben bewirkt, welche an die Priester gegeben werden, und die rasche Abnutzung der Kleider auf den Reisen über rauhe Gebirgspfade in Hochregionen; ungewohnt ist demjenigen, der aus Indien kommt, der Gebrauch gestrickter Socken, da Stricken dort unbekannt ist.

Der Beschäftigung nach sind nur die Bewohner der fruchtbaren Landstriche in Himalaya und in Tibet Ackerbauer und Viehzüchter; weite Strecken Tibets entbehren einer seßhaften Bevölkerung und werden nur von nomadisirenden Hirtenvölkern besucht, selbst der seßhafte Tibeter liebt Handelsunternehmungen und ganze Dörfer ziehen im Sommer aus, um Salz, Borax, Rhabarber u. dgl. zu suchen und als Träger oder Führer von Lastthieren den Karavanen Dienste zu leisten. Industrie und städtische Beschäftigung ist von sehr untergeordneter Bedeutung; an Städten über 5000 Einwohnern sind bekannt: im englischen Himalaya: Almora 6151, Dera Dun 6847, Simla 7037, Anandpur 6859; in Nepal: Kathmandu 50000. In Kaschmir hat Srinager nach Hügel 40000, nach Cunningham 80000, nach Lejean 120000 und nach Moorcroft sogar 240000 Einwohner; Cunningham's Schätzungen sind sonst so zuverlässig, daß sie auch hier den Vorzug verdienen. Lhassa hatte nach der Zählung von 1854 und nach den Erkundigungen der Pandits (1866) eine Bevölkerung von 15000 Civilisten, 1500 Militärs und eine bedeutende Klosterbevölkerung, da das einzige berühmte Kloster Debang 7700 Mönche beherbergt. Digartsche hat an 9000 Einwohner an Civil, eine Besatzung von 500 Mann,

*) Benutzt sind Hodgson, „Colonisation", S. 129 fg.; Prichard, „Researches into the Physical History of Mankind", deutsche Ausgabe, III, II, 215, und zahlreiche (47) Messungen, Gesichtsmasken wie Notizen meiner Brüder.

die Mönche ungezählt; bedeutende Städte müssen längs der Straße nach Szetschuan sein, da Klöster mit einer Bevölkerung von 3500 Mönchen (in Lithang) erwähnt werden; Näheres ist nicht bekannt. Im kaschmirischen Westtibet hält Le, das große Handelsemporium, bald 4000, bald 10000 Einwohner, je nach der Jahreszeit und dem Andrange der Karavanen.

Die tibetische Bevölkerung ist gleich jener des Himalaya aus sehr verschiedenen Elementen zusammengesetzt, es sind hier auch Türken und Chinesen vertreten; die Nachrichten über die einzelnen Nationen und Stämme sind aber noch zu lückenhaft, um zu mehr als zu allgemeinen Gruppen zu gelangen; im Folgenden ist sich deswegen auf den Himalaya beschränkt.

Bei indischen Völkern ergibt sich als nächstliegendes Classificationsmoment zunächst Kaste, und der Census von Berar in Centralindien legt 1867 noch die alte Gliederung in vier Hauptkasten zu Grunde, ist aber genöthigt über ein Sechstheil der Bevölkerung als geächtete Kasten zu zählen. In der Literatur erhielt damals besonders durch die Bemühungen des unermüdlichen W. W. Hunter die Eintheilung in Arier und Nichtarier die allseitigste Anerkennung; aber praktisch stellten sich einer Classificirung der Einwohner in diese zwei Gruppen bei dem Mangel erkennbarer Merkmale so große Schwierigkeiten entgegen, daß die Statistiker diese Grundlagen ebenfalls nicht annehmen konnten. Auf der Eintheilung Rasse (Kriterium Abstammung), Nationalität (Kriterium Sprache) und Religion sowie als Merkmal der Gliederung in jeder Gruppe Kaste oder Beschäftigung ist der Census von 1872 in Bengalen aufgebaut; diese Grundeintheilung erweist sich auch für andere Provinzen als praktisch und ergibt Folgendes, wenn sie für den Himalaya von Ost nach West fortschreitend anzuwenden versucht wird:

1) Europäer, nur im britischen Gebiet.

2) Aboriginer: Akka, Daphla; Dhimal Leptscha, Metsch, Murmi; Tharu, Limbu Kiranti; Kotsch Tschepang, Kasunda.

3) Halbhinduisirte Aboriginer (meist in Nepal): Gurung, Magar, Newar; Dom Rawat.

4) Hindus: 1) Brahmans, Radschput; 2) Zwischenkasten: Khas, Dogra, Kanet, Bhot-Radschput; 3) ackerbautreibende Kasten: Aval, Dun, Seuni, Tscharem (sämmtlich in Nepal); 4) Handwerkerkasten sind sehr wenig geachtet.

5) Mussalmans nur im westlichen Himalaya, zeigen mittelguten indischen Typus.

6) Tibeter: die bessern Klassen in Bhutan und Sikkim durchgehends seßhaft, sonst wandernde Hirtenvölker, wie Tschampa und Kampa, die in Kamaon überwintern.

Die Pflanzenriesen unserer Erde.

Typische und landschaftliche Ansicht derselben, ihr Natur- und Culturleben, ihre Beziehungen zu dem Menschen, geschichtliche Ueberblicke.

Von

Franz Engel.

II.

1) Dikotyledonen. b) Laubhölzer.

Nachdem wir unsere einheimischen und fremden Nadelholzwälder verlassen und im Vorbeigehen die größten Blatt-, Blumen- und Fruchtgebilde, sämmtlich Angehörige der Tropenzone, in Augenschein genommen haben, treten wir nun in die Laubwälder aller Zonen und somit in den letzten Theil unserer Riesenschau ein. Ob der Laubwald, ob der Nadelwald mächtiger anziehe, ist wol kaum als Streitfrage aufzuwerfen; welche Reize auch der eine oder der andere in sich bergen mag, in dem Wald, dem grünen Wald ist doch vor allem der Laubwald besungen. Doch ist es schwer, den Charakter der verschiedenen Waldformationen mit Worten auch nur einigermaßen lebendig und anschaulich wiederzugeben, was dem Landschaftsmaler, dem Zeichnung, Baumschlag, Farbe und Lichteffect zu Gebote steht, so leicht gelingt. Gleichwol sind die Verschiedenheiten auffallend genug für jeden, der mit offenen Sinnen an die Natur hinantritt. Der dichtgedrängte Stand der geselligen Buchen, Linden oder Rüstern, so skizzirt Schleiden den Wald, bildet Wälder mit dunkeln Schatten und vegetationsarmem Boden, während die stolze Eiche, allen Baumwuchs in ihrer unmittelbaren Nähe unterdrückend, auf einem mit Gras und Kräutern freundlich gekleideten Boden sich vereinzelt oder in kleinen Gruppirungen zu den Waldlandschaften vereinigt, die uns Ruisdael's unsterblicher Pinsel so oft vorführt. Anders wirkt der massive Glanz der Magnolienwälder des südlichen Nordamerikas, als die zierliche Schönheit afrikanischer Akazienhaine oder die geisterhafte Durchsichtigkeit nordischer Birken, und vollends die Tropenwelt entwickelt eine Mannichfaltigkeit, deren Schilderung ein unerschöpfliches Thema sein würde; die Zusammensetzung der Wälder ist unter den Tropen so gestaltenreich, daß oft auf einigen hundert Quadratfuß Raum mehr Arten vorkommen, als die ganze europäische Waldflora zählt. So gleichartig und einförmig dagegen auch unsere Laubwälder zusammengesetzt sind, wie anders erquicken und beleben sie dennoch alle unsere Sinne, als der Tannenwald mit seiner gebundenen schwülen Wärme, seinen starren, das Auge ermüdenden, bedrückenden Formen, seinem kahlen, öden, leblosen Gehege; dort breitet sich über uns auf zart geschwungenen Verästelungen in allen möglichen

Nuancen das weite Laubgewölbe, unter uns ein mannichfaltig gewobener Blumen- und Kräuterteppich aus, und überall schiebt sich aus Halm und Strauch das helle, fröhliche Grün des jungen Blattes leicht gefaltet und weich abgerundet aus der gesprengten Winterknospe hervor. Das Auge wird von der Mannichfaltigkeit der Gestalten angenehm angeregt, die vergleichende Betrachtung durch die vielseitigen Lebenserscheinungen erweckt, die Sinne werden durch die Aufsuchung und die Aufnahme verdeckter und versteckter Wahrnehmungen und Eindrücke geschärft; das träumerische Halbdunkel, das unsichtbar die Sinne umflutende Tönen, das geheimnißvolle, verworrene Weben und Schweben, Wechseln und Schwinden auf- und abschwankender Bilder und Gestalten ergreifen und bewegen vorwiegend das Gemüthsleben, die Einbildungskraft.

Daher haben denn auch Sage und Dichtung ihre üppigen Ranken um Wald und Baum, und besonders um einzelne gewisse Bäume des Laubwaldes gesponnen; Eiche, Linde, Esche, Weide, Erle u. a. sind von sangreichen Liedern und Heldensagen umklungen, und zu allen Zeiten, bis zu unsern Tagen hinauf, knüpft die Erinnerung an bedeutende Ereignisse, das Gedächtniß an besondere Vorfälle und Stimmungen, an das Leben und Thaten hervorragender und geliebter Menschen an Laubbäume an. Viele solcher Gedächtnißmale sind thatsächlich längst in die Reihe geschichtlicher Denkmäler getreten. Das deutsche Volksleben ist ganz besonders mit der Eiche verwachsen; obschon sie nicht, wie oft irrthümlich angenommen wird, der eigentlich heilige Baum der Germanen ist, sondern, wie nachgewiesen, die Linde, so hat sie doch nach und nach diese Bedeutung an sich gezogen, den Ruf und Ruhm des alten heiligen Germanenbaumes an sich genommen. Wir wenden uns demnach mit Recht zuerst der Eiche zu.

Die von den Kämpfen und Siegen unsers Volkes widerhallenden Felder Leipzigs führen uns, wie zu manchem unvergänglichen Denkmale großer geschichtlicher Thaten, auch zu manchem lebendigen Zeugen uralter Waldherrlichkeit. „Leipzigs Umgebung", schreibt das „Daheim", „ist besser als ihr Ruf; längs der zahlreichen Bäche und Flüsse, welche im trägen Laufe dort sich vereinigen, ziehen sich liebliche Auen hin, deren frisches Wiesengrün und herrliche Laubwälder an Festtagen scharenweise von den Bewohnern der Stadt durchzogen und in gerechtem Localpatriotismus gelobt werden. Je mehr an andern Orten die Laubwälder verschwinden oder dem Nadelholze Platz machen, um so mehr kann der Leipziger sich der bei seiner Stadt sorgfältig gehegten Eichenwaldungen freuen. Und welche Exemplare weisen die dem Rathe und der Universität gehörigen Forsten auf! Alle aber übertrifft die tausendjährige knorrige Eiche, die sich unfern dem Dorfe Möckern, nicht weit von der Luppe, wie ein Patriarch zwischen den kleinern und doch immer noch mächtigen Gefährten erhebt. Stolz und gerade strebt der kerngesunde Stamm auf, der die ungeheuere Ast- und Blätterkrone trägt, und unwillkürlich berechnet der Geist vor diesem Riesenbaue der Natur die Zeit, welche zur Hervorbringung solcher Masse und Größe erforderlich war; unwillkürlich vergleicht er sie mit seiner eigenen, kurzen Lebensdauer und findet sich ihnen gegenüber so winzig. Man begreift beim Anblick solches Waldriesen, wie die Ehrfurcht, mit der sein Blick erfüllt, in frühern Zeiten die Völker zum Naturcultus stimmen, wie ihn Dryaden bevölkern, und der Druidendienst der Celten sich ausbilden konnte."

Bei Geismar in Hessen stand die heilige Donnereiche unserer heidnischen Vorfahren, die der Apostel Bonifacius fällte. Die mächtigste deutsche Eiche erhob sich noch vor achtzig und einigen Jahren im Dorfe Oppen bei Wehlau in Ostpreußen. Von alters her war sie berühmt, und schon im 16. Jahrhundert tummelten Herzog Albrecht von Preußen und sein Sohn Albrecht Friedrich ihre Rosse in der Höhlung des kolossalen Stammes, der 54 Fuß Umfang hatte. „Nichts erscheint in der Geschichte der Rieseneichen tragischer", bemerkt Göppert, „als das Geschick der Eiche von Oster-Kappeln in Hannover." Wenn

die Eiche von Oster-Kappeln, so erzählten die Bauern der Umgegend, grünt und blüht, dann blüht auch das Welfenhaus auf dem Throne von Hannover; wenn sie aber verdorrt, dann hat auch deren Herrschaft ein Ende. Aengstlich schauten die guten Hannoveraner im Jahre 1849 schon den alten, wettergepeitschten Stumpf der Eiche an, der in 16 Fuß Höhe noch einen Umfang von 28 Fuß hatte und nur einen einzigen Ast trieb; denn später als je grünten in jenem Jahre seine Blätter, und das Geschick der Welfen schien nun wieder gesichert. Aber, als sollte eine Wahrheit in der alten Sage liegen, so erfüllte das Schicksal der Welfen und der Eiche von Oster-Kappeln sich zu einer und derselben Zeit; — als bei Langensalza das Schicksal der Dynastie Hannover besiegelt wurde, stürzte auch ohne äußere Veranlassung der alte, auf des Königs Georg Befehl so sorgsam gehütete Baum in Trümmer zusammen.

Unter den Eichenstämmen ist von den sehr genau gemessenen wol der mächtigste Baum in Europa der bei Saintes im Departement der Charente inférieure, auf dem Wege nach Cozes. Der Baum hat, bei 60 Fuß Höhe, nahe am Boden 27 Fuß 8½ Zoll; 5 Fuß höher noch 21½ Fuß; wo die Hauptzweige anfangen 6 Fuß Durchmesser. In dem abgestorbenen Theile des Stammes ist ein Kämmerchen eingerichtet, 10—12 Fuß weit und 9 Fuß hoch, mit einer halbrunden Bank, im frischen Holz ausgeschnitten. Ein Fenster gibt dem Innern Licht; daher die Wände des durch eine Thür verschlossenen Kämmerchens mit Farrnkräutern und Flechten anmuthig bekleidet sind. Nach der Größe eines kleinen Holzstückes, das man über der Thür ausschnitt, und in dem man 200 Holzringe zählte, war das Alter der Eiche von Saintes auf 1800—2000 Jahre geschätzt. So schwer auch eine genaue Schätzung sein mag, aber weit wird man gewiß nicht fehlgehen, wenn man annimmt, daß der Baum schon zur Zeit vor Christi Geburt aus der kleinen Eichel hervorkeimte.

Eine Eiche, welche zugleich mit gallischen Helmen im Jahre 1809 in den Torfgruben im Departement der Somme beim Dorfe Yseux, 7 Lieues von Abbeville, gefunden wurde, gibt dem Drachenbaum von Orotava in der Dicke nichts nach; nach der Angabe von Trouillée hatte der Stamm der Eiche 14 Fuß Durchmesser.

Bis zum Jahre 1857, berichtet Göppert, erfreute sich Pleischwitz, in der Umgegend von Breslau, einer der größten Eichen; dieselbe maß 2 Fuß über dem Boden 42 Fuß Umfang, also etwa 14—15 Fuß im Durchmesser; in 14½ Fuß Höhe theilte sich ihr Stamm in drei Aeste, von denen der eine im Jahre 1833 abgebrochen wurde und nicht weniger als 14 Klaftern Derbholz und Abraum lieferte. Von den beiden übrigen maß der größere 16½ Fuß, der kleinere 13 Fuß Umfang. Das Innere des Hauptstammes war hohl, aber so geräumig, daß 18 Personen Platz finden konnten. Die Höhe des ganzen Stammes betrug 78 Fuß. Im Juli 1857 zerbrach ihn ein Sturm; das Holz des Stammes befand sich nur noch bis zur Dicke von 2—3 Zoll gesund, sonst nach dem Innern hin überall in kernfaulem Zustande. In den letzten 150 Jahren hatte er nur einen Fuß an Dicke zugenommen; von da ab aber zeigten die gesunden Holzreste einen jährlichen Zuwuchs von 1½—2 Linien, sodaß sich das Alter des ganzen Baumes in der That nicht viel höher als 7—800 Jahre schätzen ließ.

Eine andere, größere Eiche soll noch bei Dodersdorf in Holstein, angeblich von 46 Fuß Umfang, eine andere zu Bamel im Hessen-Darmstädtischen von 45 Fuß vorhanden sein. Die größte bekannte Eiche scheint die Damony-Eiche in Dorsetshire in England gewesen zu sein, insofern ihr ein Umfang von 68 Fuß zugeschrieben wird. Ihre 16 Fuß breite und 20 Fuß hohe Höhlung ward zu Cromwell's Zeiten als eine Schenke für Reisende benutzt. Ein furchtbarer Sturm warf diesen majestätischen Baum 1703 zu Boden; doch verschwand er erst 1753, in welchem Jahre die letzten Reste als Brennmaterial verkauft wurden.

Mit Stolz beherbergt das fruchtbare, an anmuthigen See- und Waldlandschaften reiche mecklenburger Land sieben prachtvolle Eichen im Thiergarten zu Ivenack, unweit Fritz Reuter's Geburtsstadt Stavenhagen. Die stärkste dieser Sieben hat nach genauer Messung der Forstmeister von Glöden und Fahrenheim vom Jahre 1855 in Brusthöhe 30 Fuß und 4 Zoll Umfang und 10 Fuß $3\frac{1}{2}$ Zoll Durchmesser; über der Wurzel beträgt der Umfang 56 Fuß. Der ganze Baum ist 120 Fuß hoch; seine Astspannung beträgt 90—100 Fuß, sein Kubikinhalt bei 80 Quadratfuß Grundfläche und 70 Fuß Richthöhe $80 \times 70 = 5600$ Kubikfuß; seine Hauptstämme sind so stark, wie sonst ansehnliche Eichenstämme; er ist anscheinend noch durch und durch gesund, während die übrigen minder großen Eichen meistens hohl sind und bereits viele Zweige, einige auch die Kronen verloren haben. „Als ich sie", schreibt Ernst Boll in seiner „Mecklenburger Landeskunde", „im Jahre 1857 maß, hatten die drei stärksten 23, 28 und 33 Fuß Rh. im Umfange; das Maß wurde etwa 4 Fuß über dem Erdboden genommen, an Stellen, wo die Wurzelanschwellung des Stammes aufgehört hat, also an der dünnsten abreichbaren Stelle, oberhalb deren er sich wieder etwas verdickte. Die Wurzeln scheinen den Hauptzweigen an Stärke nichts nachzugeben. Die meisten Stämme sind leider im Innern schon mehr oder weniger hohl geworden, nur der stärkste, von 11 Fuß Durchmesser, war bis auf ein kleines Loch dicht über dem Boden noch ganz unversehrt und zeichnete sich zugleich auch durch seine schöne kräftige Belaubung aus." Da Eichen, wie Göppert sagt, von mehr als 20—30 Fuß Umfang bei uns in Deutschland schon zu den größten Seltenheiten gehören, so können die Eichen von Ivenack mit allem Recht unter die Rieseneichen verzeichnet werden und die Bewohner jenes Bodens sich dieser Sieben als eines herrlichen Naturdenkmales ihres Landes rühmen.

Mexico und Nordamerika besitzen eine weit größere Anzahl von Eichenarten, aber keine derselben scheint einen solchen Durchmesser wie unsere deutschen Eichen zu erreichen. Nur bei einer Quercus bicolor bei Genesee gibt man einen Umfang von 27 Fuß an, und bezeichnet dies als etwas Außerordentliches. Die eigentlichen Riesen der Wälder der Vereinigten Staaten sind Nußbäume, Platanen und Pappeln.

Das Holz der Eichen, namentlich der Sommer- und Winter- oder Steineiche, Quercus pedunculatus und robur, gehört zu den besten und härtesten Hölzern; als Brennholz ist sein Werth nicht so groß, desto größer als Bauholz über und unter dem Wasser; im Wasser wird es schwarz und dauert Jahrtausende; unvergleichlich gut ist es zum Schiff- und Maschinenbau. Die Rinde, besonders die der jungen Bäume, dient zum Gerben; diesem Zwecke müssen die Berge unsers Rheinstromes und andere Länder ihren schönsten Schmuck, den dichten Eichenkranz ihrer Bergesgipfel, zum Opfer bringen, da der Eichenwuchs durch regelmäßig wiederholtes Abholzen der jungen Wurzelschößlinge zum häßlichen Knie- und Krüppelstrauchwuchs verunstaltet wird. Die Eicheln liefern bekanntlich eine vortreffliche Mast für Schweine, Wild und Schafe; geröstet verwendet man sie als Kaffeesurrogat, das freilich wol niemand aus Liebhaberei statt der aromatischen Bohne des Tropenlandes zu seinem Morgenvademecum erwählen wird. Eine Eiche des südlichen Europas, besonders Spaniens, die Korkeiche, Quercus Suber, liefert in ihrer dicken schwammigen Rinde, die alle 8—10 Jahre bis auf die Basthaut abgeschält wird, den namentlich zu Flaschenstöpseln verwendeten Kork. In Spanien wächst auch, wie in Kleinasien und Persien, die kleine strauchartige Quercus lusitanica, welche die besten Galläpfel liefert. Auch eßbare Eicheln sammelt der Mensch von der Speiseiche, Quercus esculus, in Südeuropa.

Die von Schildläusen verursachten Auswüchse an Trieben und Blättern der Quercus coccifera in Südeuropa liefern die Kermesbeeren.

An individueller Kraft und Lebensdauer der Eiche nachstehend, bringt die Buche ihren

imposanten, kraftvollen Wuchs besonders in dichtgeschlossenen Wäldern zur vollkommenen Geltung; so umfangreich und ebenmäßig, und dabei so leicht und zwanglos wie sie, wirft kaum ein anderer Waldbaum sein Laubgewölbe aus, und herrlicher als aus ihren Säulen und Rundbögen baut sich kein Walddom auf. Unsere einheimische Buche, Fagus sylvatica, wird gewöhnlich nur 80—90 Fuß hoch bei einem Umfange von 10—14, seltener bis 20 Fuß und einer Lebensdauer von zwei bis vier Jahrhunderten. Nur in dichtgeschlossenen Wäldern, wie etwa im Böhmerwalde, erreicht sie eine Höhe von 120—130 Fuß bei einer Kronenbelaubung von 80—90 Fuß und ein höheres Lebensalter. Bemerkenswerthe Buchen finden sich unter andern noch auf dem Gute Ehrenberg bei Waldheim, Bäume von 16 Fuß im Umfange; bei Neustadt-Eberswalde von 15 Fuß; bei Falkenberg bei Freienwalde von 18 Fuß; im Hochwalde bei Sprottau von 14 Fuß; im Großen Garten bei Dresden von 16 Fuß bei 4 Fuß über dem Boden; bei Dobersdorf in Holstein angeblich von 22 Fuß; bei Dänisch-Neuhof gar von 24 Fuß bei 1 Fuß über dem Boden. Auch in Mecklenburg und auf Rügen werden noch herrliche Buchen gesehen; die eigentliche Wiege dieses schönen Waldbaumes aber sind die dänischen Inseln, wo ihr wunderbar schöner Bau einen mächtigen Eindruck macht.

Ungleich kolossalere Dimensionen als die einheimische erreicht die neuholländische Buche, Fagus Cunninghami, die 200 Fuß hoch und bis 23 Fuß dick wird. Der hohe Werth und Nutzen unserer Rothbuche liegt im Holze, eins der besten Brennhölzer, die es gibt; seine Asche wird von den Hausfrauen immer noch hochgeschätzt zu Wäsche- und Seiflaugen; die Buchmast für die Schweine ist berühmt, und auch ein nußartig schmeckendes gutes Speiseöl liefern die Buchnüsse oder Bucheckern.

Zu den stärksten Bäumen Europas gehört die echte Kastanie, Fagus Castanea, welche schon im mittlern, besonders im südlichen Europa ihre Früchte reift. Unsere Roßkastanie, Aesculus Hippocastanum, auch kurzhin Kastanie genannt, steht zur echten Kastanie in gar keiner Verwandtschaft, wie wir ja ebenfalls die Robinie fälschlich Akazie, die Syringa fälschlich Flieder, den Pfeifenstrauch, Philadelphus, auch Jasmin nennen und so manche falsche Namen führen. Weltberühmt ist der Kastanienbaum von Cento-Cavalli am Aetna, so genannt, weil angeblich in dessen Schatten 100 Pferde lagern könnten; neuern Nachrichten nach bildet er jetzt nur noch eine Gruppe von drei Stämmen, von denen die beiden stärksten im Innern ganz kernfaul sind. Der Umfang des ganzen Baumes soll früher mehr als 180 Fuß betragen haben; da, wo einst der centrale Theil des Baumes gewesen, führt nun ein Hohlweg hindurch, welchen Wind und Regenwetter stets vergrößern, während die Bauern am Stamme selbst häufig Feuer machen. Ein anderer, der ebenfalls berühmte Kastanienbaum de la Nave, unweit von dem letztgenannten, findet sich im „Globus“ (Bd. 1, Lief. 7) abgebildet; derselbe ist nur 18 Fuß dick, also höchstens von 60 Fuß im Umfange, aber ganz gesund. An der Gotthardstraße bei Fasdo im Canton Tessin steht ein Kastanienbaum von 8 Fuß im Durchmesser in einer Bodenhöhe von 2200 Fuß über dem Meeresspiegel.

Zu den stärksten Bäumen der gemäßigten Zone gehört die morgenländische Platane, Platanus orientalis; unter diesen ist am berühmtesten die Platane zu Bujukdereh, drei Stunden von Konstantinopel, angeblich 90 Fuß hoch und von 150 Fuß Umfang, unter deren Schatten, der Sage nach, schon Gottfried von Bouillon geruht hat. Plinius (XII, 3) erzählt von einer Platane in Lycien, in deren Stammaushöhlung, der er die Weite von 80 römischen Fuß gibt, der vormalige Consul Lucinius Mutianus mit 21 Fremden speiste. Aehnliche Verhältnisse zeigen die abendländischen Platanen, Platanus occidentalis, welche nach Michaux zu Orietta am Ufer des Ohio noch 20 Fuß über dem Boden $15^7/_{10}$ Fuß im Durchmesser haben.

Bevor wir aus unsern heimatlichen Wäldern wieder zu fremden Zonen eilen, werfen

wir noch einen Blick auf die Linde, diesen echten altdeutschen volksthümlichen Baum. Rankt gleichsam um die knorrige, feste Eiche das deutsche Epos empor, so schmiegt sich an die weiche, biegsame und doch kraftvolle, dichtlaubige Linde die deutsche Lyrik, das unerschöpfliche, weiche und kraftvolle Gemüthsleben unsers Volkes an. Eine der stärksten Linden maß Göppert im Jahre 1836 bei Schloß Fantasie bei Baireuth, welche 41 Fuß im Umfange hatte, seitdem aber zusammengebrochen ist. Die größte Linde dürfte gegenwärtig die auf dem Kirchhofe zu Kaditz bei Dresden sein, die 27 Ellen Umfang messen soll. Einen Lindenbaum zu Neustadt a. d. Kocher von 32 Fuß Umfang schätzt man auf 7—800 Jahre. In Litauen sind Linden gefällt worden von 82 Fuß Umfang und 815 gezählten Jahresringen.

Von Eschen, Pappeln, Nußbäumen u. a. würden sich gewiß auch Beispiele riesenhaften Baumwuchses anführen lassen; aber es sind anscheinend keine genauern Messungen bekannt, Mittheilungen darüber nur spärlich in die Oeffentlichkeit gedrungen.

Solche massigen Entwickelungen unserer Waldbäume werden selbst von den Riesengeschlechtern der tropischen Urwälder in nicht sehr großer Zahl übertroffen. Dort unter den Tropen der Alten und Neuen Welt ragen durch kolossalen Massenwuchs besonders einzelne Gattungen der sehr verbreiteten Malvenform hervor, welche die Masse der Laubwälder, namentlich das Unterholz der Gebüsche, hauptsächlich und eigenthümlich und sehr fremdartig für uns charakterisirt. Große, handförmig gelappte, gewöhnlich langgestielte Blätter, die bei aller Flächenausbreitung ihres lockern Standes wegen doch keinen dunkeln Schatten geben, sind auf meistens kurzen, dicken, nur an der Spitze zu einer Krone verzweigten, seltener lang verästelten, weithin gekrümmten Stämmen vertheilt. Dieser Form gehören in der Neuen Welt als die riesenhaftesten Vertreter die Baumwollbäume oder Bombaxarten mit ihren tonnenförmigen Stämmen, die in der Mitte zuweilen 15 Fuß dick werden, und in der Alten Welt besonders ein Angehöriger dieser Sippe, der heilige Baobab oder Affenbrotbaum, an, der unförmlich angeschwollene Massen bildet und bis auf die jüngste Zeit überhaupt für den größten und ältesten Riesen der Pflanzenwelt gegolten hat.

Der Bombaxbaum des tropischen Amerika, Bombax Ceiba, wird nicht viel über 60 Fuß hoch, aber so dick, daß mancher aus Einem Stamm ausgehöhlte Kahn an 100 Personen, wie 60—70 Tonnen, je 20 Centner, Waaren fassen und tragen kann. Der dicke, bauchig angeschwollene Stamm ist auf seiner hellen Rinde mit leicht ablösbaren Stacheln besetzt; er ruht eigenthümlich auf einem Gestelle von Fortsätzen, wie auf einem Gewölbe, und ist von bretartigen Wurzelpfeilern aufgestützt; in den Höhlungen dieses Fußgestelles sammelt sich das Regenwasser an und bietet noch lange, wenn der regenlose Sommer alle natürlichen Cisternen und Rinnsale ausgetrocknet hat, dem trockenen Gaumen einen kühlen, wenn auch nicht wohlschmeckenden Trunk. Auf dem kolossalen Stamm ruht eine ebenfalls kolossale, rundlich ausgedehnte Astkrone, welche von handförmig gelappten Blättern dicht überwölbt ist; baumgroße Aeste ragen in horizontaler Lage weit hinaus; unter ihrem Laubgewölbe sollen an tausend Personen Platz finden können; prächtige große dunkelpurpurne Blüten sitzen in großer Menge büschelig an den Enden der Zweige, während das ausgebreitete Astgerüst die große Last eines parasitischen, üppig wuchernden, prangenden Blumengartens trägt.

Die faustgroßen holzigen Samenkapseln streuen nach vollendeter Reife ganze Wolken glänzendweißer seidenartiger Wolle aus; alsdann erscheint der ganze Baum, welcher zu dieser Zeit sein Laub verliert, greisenhaft von weißen Haaren umwallt. Im Vergleich zur Baumwolle ist die Waldwolle grob und kurzhaarig, aber da sie sich nicht zusammenballt, unvergänglich elastisch bleibt und fast keine Feuchtigkeit annimmt, so liefert sie einen

vorzüglichen Stoff zum Ausstopfen von Kissen und Matratzen und wird besonders ihrer trockenen und wärmenden Eigenschaft wegen von rheumatisch Leidenden hochgeschätzt. Die in der Wolle eingehüllten Samenkerne schmecken mandelartig und werden auch hier und da gegessen; die jungen Blätter geben ein schleimiges Gemüse; doch werden alle diese Dinge wenig geachtet und nur aus Näscherei einmal gekostet in einem Lande, das bei geringer Mühe und Arbeit seinen Tisch mit mannichfachem nahrhaftem und wohlschmeckendem Brote deckt.

Hingegen ist der Baum den Anwohnern schiffbarer Ströme von großer Wichtigkeit, da sich der weiche, umfangreiche Stamm vorzüglich zur Anfertigung von Einbäumen oder Canoes eignet. Sicher und ruhig gleitet der Indianer mit seiner Familie und allem Hausgeräthe in diesen ausgehöhlten Baumstämmen über die Fälle und Strudel der Waldströme hinweg, stromauf, stromab, von einer zur andern Uferstelle, und wagt sich der reisende Handelsmann von einer Niederlassung zur andern, um seinen Kram und Flitter gegen werthvolle Jagdbeute und Bodenerzeugnisse einzutauschen.

Verschiedene Baumarten derselben Wälder erreichen ähnliche und größere Dimensionen, einzelne Individuen gelangen zu einem Durchmesser von 20 Fuß und einer Lebensdauer von vielen Jahrhunderten. Der Kopalbaum, Hymenaea Courbaril, eine Caesalpinenart, wird nach Meunier und Wydler bis 20 Fuß dick und vielleicht 1400 Jahre alt; er liefert den Kopal, ein dem Bernstein ähnliches, hartes und klingendes Harz, das oft in großen runden Stücken gefunden wird, in welchen, wie im Bernstein, häufig einheimische Insekten und Wassertropfen eingeschlossen sind; auf Kohlen verbrennend, verbreitet es einen Weihrauchgeruch.

Der Kautschukbaum, Siphonia elastica, ein Angehöriger der Euphorbienfamilie, erreicht bei 60 Fuß Höhe einen annähernd gleichen Umfang; er breitet seine baumdicken Aeste horizontal weit auseinander. Aus seinem Milchsaft wird der Kautschuk gewonnen; die Abzapfung des Saftes geschieht in den 5—6 Monaten der trockenen Jahreszeit durch Einschneiden der Bäume durch schräge und parallele Axthiebe; ein bis zwei Fuß über dem Boden wird eine tiefe Rille in den Stamm geschlagen zum Auffangen des reichlich abfließenden Saftes und Ableiten desselben durch kleine Holzkanäle in die Gefäße. Demnach wird der Saft auf thönerne Gefäße dick aufgestrichen und im Rauche getrocknet, oder er wird in den Gefäßen selbst erhärtet und nachher der dicke Ballen im Rauch getrocknet; dadurch erhält die ursprünglich weiße Masse die bekannte dunkelbraune Kautschukfarbe. An andern Orten wird der Baum sogar gefällt und der Saft in Erdlöchern aufgefangen; ein wahres Raubsystem, das zur Ausrottung des nützlichen Baumes führen muß. Ein einziger Baum gibt zur Zeit 100—150 Pfd. Kautschuk; darauf gönnt man ihm eine vierzehntägige Ruhe, nach welcher man ihm aufs neue zur Ader läßt. Im Jahre 1871—72 wurden aus Columbien 1,084948 Kilogramm im Werthe von 395872 Pesos ausgeführt; die westlichen Theile von Neugranada, die Pacificländer, namentlich Cauca und Panama, liefern das meiste Kautschuk; an den Quellen des Chucunaque sind sehr bedeutende Waldungen von Siphonia entdeckt, die sich aber im Besitze der wilden Indianer befinden. Wenn der ruchlosen Ausbeutung aber kein Zügel angelegt wird, so muß der Baum trotz seines schnellen und fruchtbaren Wachsthums aus den ruinirten Wäldern verschwinden.

Der merkwürdige und in den Reiseberichten vielgenannte Kuhbaum, auch Milchbaum, Palo de vacca und Arbol de leche genannt, Galactodendron utile, nähert sich gleichen Größenverhältnissen. Er theilt mit allen berühmten Größen, wie z. B. mit den Cedern des Libanon, das Los, daß die verschiedensten und entgegengesetztesten Urtheile über ihn gefällt werden. „Die Arbeiter auf den Pflanzungen“, schreibt Alexander von Humboldt über diesen Baum, „und die Maulthiertreiber tunken die Milch mit Arepa und Cassave

aus, und sollen in der Zeit, wo der Baum am meisten Milch gibt, sichtbar zunehmen. Sie glauben an der Dicke und Farbe des Laubes die Bäume zu erkennen, die am meisten Saft geben, wie der Hirte nach äußern Merkmalen eine gute Milchkuh herausfindet." Und er fährt weiter fort: „Ich gestehe, von den vielen merkwürdigen Erscheinungen, die mir im Verlaufe meiner Reise zu Gesicht gekommen, haben wenige auf meine Einbildungskraft einen stärkern Eindruck gemacht als der Anblick des Kuhbaumes. Was hier so gewaltig ergreift, sind ein paar Tropfen Pflanzensaft, die uns die ganze Macht und Fülle der Natur vor das innere Auge führen. An der kahlen Felswand wächst ein Baum mit trockenen, lederartigen Blättern; seine dicken, holzigen Wurzeln dringen kaum in das Gestein. Mehrere Monate im Jahre netzt kein Regen sein Laub; die Zweige scheinen vertrocknet, abgestorben; bohrt man aber den Stamm an, so fließt eine süße, nahrhafte Milch heraus. Bei Sonnenaufgang strömt die vegetabilische Quelle am reichhaltigsten; dann kommen von allen Seiten die Schwarzen und Eingeborenen mit großen Näpfen herbei und fangen die Milch auf, die sofort auf der Oberfläche gelb und dick wird. Die einen trinken die Näpfe unter dem Baum selbst, andere bringen sie den Kindern. Es ist, als sähe man einen Hirten, der die Milch seiner Heerde unter die Seinigen vertheilt."

Von denselben Bäumen, vielleicht auf einem und demselben Boden, auf welchem Alexander von Humboldt jene Eindrücke empfangen und seine Beobachtungen angestellt hat, berichtet ein halbes Jahrhundert später F. Appun, daß kein Mensch ihrer achte, und erklärt alle derartigen pastoralen Schilderungen und Vergleiche für phantastische Träumereien und dichterische Ueberlieferungen. Für ihn hat diese vegetabilische Milch einen unangenehmen, selbst widerwärtigen Geschmack, der nicht im geringsten an den der Kuhmilch erinnere; noch viel weniger besitze sie etwas von den Eigenschaften derselben; selten benutze jemand die Baummilch, da überhaupt gegen Milch Vorurtheil herrsche. Das Letztere allerdings ist wahr; aber die Uebertragung dieses Vorurtheils auf die Milch des Kuhbaumes räumt derselben ja gerade die Eigenschaften der Kuhmilch ein.

Beide Darstellungen, deren jede in Schrift und Wort zahlreiche Anhänger findet, tragen wol nicht ganz den wirklichen Verhältnissen Rechnung. Nach meinen eigenen Erfahrungen und Beobachtungen muß die Benutzung der vegetabilischen Milch, sowol roh wie gekocht, namentlich aber der Genuß derselben im gekochten Zustande und zur Bereitung von Milchspeisen durchaus bestätigt, aber nicht als ein gewöhnliches, alltägliches Nahrungsmittel betrachtet werden; besonders auf Reisen und Karavanenzügen durch weite unbevölkerte Gebiete, wie in dem echten, abgeschiedenen Waldleben macht der Mensch allerdings von dem wohlthätigen Baume wie von dem nahrungspendenden Euter einer Kuh Gebrauch; weniger jedoch wird er in bevölkerten, cultivirten Gegenden berücksichtigt, wo die Quellen einer höher geachteten Nahrung reichlich fließen. Die etwas kleberige, ziemlich dicke, schneeweiße Milch riecht angenehm nach Balsam und hat sowol roh wie gekocht durchaus nichts Scharfes; nur die Klebrigkeit gibt dem Wohlgeschmacke eine unangenehme Beimischung. Bei Zutritt von Luft bilden sich Häute von gelblicher, käseartiger Substanz und vollzieht sich sofort die chemische Zersetzung. Wird sie im Uebermaße genossen, so stellen sich nach dem Genusse des rohen Milchsaftes Verdauungsleiden und der Vergiftung ähnliche Symptome ein; Leichenblässe, Verglasung der Augen und starrer Blick, Schwindel und Ohnmachtsempfindungen, leichtes Zittern der Hände und Lähmung der Denk- und Willenskraft charakterisirt den krankhaften Zustand. Jedoch ist diese Erscheinung unter zwanzig bis dreißig, dieselbe vegetabilische Milch Genießenden nur an einem einzigen Individuum beobachtet worden, und zwar nach einem unmäßigen, massenhaften und hastigen Genusse derselben; nach einem stundenlangen, ohnmachtähnlichen Schlafe war das Uebel vollständig verschwunden. Durch das Kochen scheinen sich auch diese, den unmäßigen Genuß begleitenden schädlichen Eigenschaften zu verlieren; ein mit dieser

vegetabilischen Milch bereiteter Reisbrei schmeckt vorzüglich und gibt dem in animalischer Milch gesottenen Reis nichts nach am Wohlgeschmack.*) Nach Boussingault enthält der Milchsaft: 1) Wachs; 2) Fibrinstoff; 3) ein wenig Zucker; 4) magnesisches Salz, das kein Essigsalz ist, und 5) Wasser. Der Baum trägt bei einer Stammhöhe von etwa 60 Fuß einen pyramidalen Kronaufsatz von 40 Fuß. Seine länglich zugespitzten, lederartigen, den tropischen Ficusarten ähnlichen, saftig dunkelgrünen, zähen Blätter werden 10 Zoll bis 1 Fuß lang; die jungen Blätter sind purpurbraun; in den Achsen der Blätter sitzen die großen braungelben Früchte; die rauhe Rinde des Stammes und der Aeste duldet keine Schmarotzer; mehr als 5000 Fuß über dem Meere steigt der Baum nicht die Cordillere hinan.

Ungeheuere Dimensionen erreicht in denselben Wäldern der Sandbüchsenbaum, Hura crepitans, von den Einwohnern Jabillo genannt; er enthält ebenfalls einen Milchsaft, der aber scharf und giftig wirkt, gleich dem der meisten Angehörigen der Euphorbienfamilie, zu welcher auch er gehört. Der kolossale, stark dornige Stamm wird von 30 Fuß hohen, plankenartigen, keilförmig zulaufenden Wurzelpfeilern aufgestützt, die dem Steuerruder eines Schiffsrumpfes ähneln. Diese schließen unter sich kammerartige Räume ab, in denen der Arriero mit seinem Lastthiere ein geräumiges Nachtlager aufschlagen kann. Etwa 12 Fuß über dem Boden beträgt die Stammspannung zwischen den einzelnen Wurzelstreben noch 20 Fuß, der ganze Umfang des Stammgerüstes über 60 Fuß, unmittelbar über dem Boden aber weit mehr als das Doppelte. Der ganze über 100 Fuß hohe Baum mit seinen Wurzelstreben und Astaufsätzen nimmt für sich allein den Flächenraum eines kleinen Waldes ein; auf seinem Stamme steht, wie auf einem Felsgeschiebe, ein Wald von dicken Astbäumen. In dem Bereiche seiner Kronspannung und seines Schattenumkreises drängt sich um ihn, wie um einen mächtigen Häuptling, eine Schar von Trabanten, unter welchen ebenfalls stattliche Erscheinungen ins Auge fallen; seine, von den mauer- oder wandartigen Stützen getragene Stammasse mit dem schwebenden Walde auf dem Gipfel, und die gesammte, unzählbare Schmarotzervegetation, die sich an ihn hängt, steht als ein Wald im Walde da. Jedoch wächst der leichte, weiche Holzkörper sehr schnell auf, sodaß von dem Umfange desselben sich keine Schlüsse auf ein sehr hohes Alter ziehen lassen.

Die plankenartigen Wurzelpfeiler dienen dem Ansiedler im Walde zu Thüren, Tischplatten, Bänken, Kufen und Planken je nach Zweck und Bestimmung; die dicken Stämme höhlt der Indianer gleich denen des Bombaxbaumes zu Einbäumen aus; das weiche und risselose Holz läßt sich leicht und bequem mit den einfachen Eisenwerkzeugen verarbeiten. Die hellgraue, von stacheligen Höckern durchbrochene Rinde ist im Bruche braunroth und wohlriechend. Lichtgrüne, blutroth geaderte, fast herzförmige Blätter bilden ein dichtes, schönes Laubgewölbe. Die Frucht, eine radförmige, gekerbte, meist dreizehnfächerige Kapsel, hat ganz die Form einer Streusandbüchse und ist auch als solche sehr gut zu verwenden; daher der Name des Baumes; die Kapsel darf aber, soll sie als Streubüchse dienen, nicht vollständig auf dem Baume reifen, da in der Reife die einzelnen Kapselfächer auseinanderspringen.**) Der Baum sucht die Nähe des Wassers, an welchem er besonders gut gedeiht; aber das Wasser in seiner Nähe ist ungesund infolge der darin zersetzten Blätter und anderer Abfälle, und der Genuß desselben legt den Keim zu inter-

---

*) Der Verfasser selbst hat auf seinen Reisen und Wanderungen sich wiederholt an dieser vegetabilischen Milch und dem in ihr gekochten Reis gelabt. (Vgl. „Grenzboten", 1865, Nr. 19—23.

**) Mehrere Jahre lang bewahrte der Verfasser eine solche Streusandbüchse auf seinem Schreibtische; eines Tages zersprang dieselbe plötzlich unter lautem, schußartigem Knalle, und die einzelnen Stücke wurden weit im Zimmer umhergeschleudert.

mittirenden Fiebern; der Same wirkt giftig; der milchige Saft ist besonders den Augen schädlich.

Alexander von Humboldt schreibt über denselben Baum: „Hura crepitans, ein Baum aus der Familie der Euphorbien, wird ungeheuer dick; im Thale von Curiepe zwischen Cap Codera und Carácas maß Bonpland Kufen aus Jabilloholz, die 14 Fuß lang und 8 Fuß breit waren. Diese Kufen aus Einem Stück dienen zur Aufbewahrung des Guarapo oder Zuckerrohrsaftes und der Melasse. Die Samen sind ein starkes Gift*), und die Milch, die aus dem Blütenstengel quillt, wenn man ihn abbricht, hat uns oft Augenschmerz verursacht, wenn zufällig auch nur ein ganz klein wenig davon zwischen die Augenlieder kam.“ F. Appun erklärt, daß der Same nur dem Menschen, nicht aber den Thieren, die ihn aufsuchen, als Affen, Labas und Agutis schädlich sei.

Zu jenen Riesen gesellt sich weiter der Mahagonibaum, Switenia Mahagoni. Der Baum wächst, im Gegensatze zu den voraufgehenden, sehr langsam; erst im Alter von 150—200 Jahren gibt er ein brauchbares Nutzholz. Der Stamm ist an seinem Grunde ebenfalls von hohen, dem Wuchse der tropischen Waldbäume eigenthümlichen Wurzelstreben umgeben; über diesen ist er 4—6 Fuß dick; soll er gefällt werden, so wird erst ein Gerüst von etwa 12 Fuß hoch um den Stamm aufgerichtet; er theilt sich oben in viele massenhafte Aeste und bildet durch seine glänzendgrüne Belaubung eine herrliche Krone. Das gelbröthliche Holz wird mit der Zeit stetig dunkler, bisweilen schön gemasert, nimmt eine treffliche Politur an und wird von den Würmern nicht angegangen.

Der sogenannte amerikanische Cederbaum, Cedrela odorata, erhebt sich bei kolossalem Umfange mit einem 120—150 Fuß hohen gerade aufrechten Stamme, dessen Gipfel eine mächtige, herrliche gefiederte Laubkrone trägt. Das rothbraune, wohlriechende Holz wird von keinem Wurm angebohrt und steht in seinem Vaterlande als das nutzbarste Bauholz hoch in Ansehen. Alles Hausgeräth, die Truhen und Reisekoffer werden aus diesem Holze gearbeitet, dessen Dauer, wie es heißt, ewig ist. Der schöne Baum steht vereinzelt in den dichtgeschlossenen Wäldern.

Gleich mächtig ragt der werthvolle Balsambaum, Capaifera Jacquinii, empor, der Familie der Cassiaceen angehörig, der für manchen Speculanten eine reiche Goldgrube geworden ist. Durch Anbohren oder Anhauen des Stammes erhält man das kostbare, widrig schmeckende und riechende, flüssige Copaiva- oder Canimeharz', das arzneilich und zu der sogenannten Balsammalerei gebraucht wird. Ein einziger großer Baum gibt binnen wenigen Stunden 10—12 Pfd. Balsam, und bei sorgfältiger Behandlung kann derselbe Baum zwei- bis dreimal jährlich angezapft werden.

Der Takamaháka, Icica tacamahaca, ist ein Riesenbaum der Burseraceen; aus der eingekerbten Rinde tritt ein kleberiges Harz aus, das mit heller, leuchtender Flamme brennt und von den Einwohnern als Leuchtmaterial benutzt wird. Der Caraña, Elaphrium graveolens, ein derselben Familie angehöriger Baum, reiht sich mit seinem Umfange den stärksten Baumkolossen an. Aus seiner Rinde, besonders auf den über den Boden hervortretenden Wurzeln, quillt ebenfalls ein kleberiges Harz aus, das aber wohlriechend und von heilkräftiger Wirkung ist. Der Stamm ist gleichsam von dem Harze getränkt, und abgeschlagene Holzsplitter bewahren lange Zeit den erfrischenden Wohlgeruch.

Riesen der Tropenwälder sind fast alle Ficusarten. Der Higuerote, Ficus gigantea,

---

*) Wie der Verfasser an sich selbst erfahren hat. Nach dem Genusse eines sehr kleinen Stückchens des angenehm schmeckenden Samens traten nach kurzer Zeit, fast unmittelbar, heftige, brennende Schmerzen, Brennen auf der Zunge und im Halse und wässerige, schmerzende, sehr erschöpfende Ausleerungen ein; nur unter heftigen Schmerzen, sehr geschwächt und in kaltem Schweiß gebadet, erreichte derselbe die glücklicherweise nahe gelegene Wohnung.

ragt als gebietender Patriarch aus diesem Riesengeschlechte hervor. Sein Umfang beträgt nicht selten 40—60 Fuß, also 12—16 Fuß im Durchmesser, und auf diesem kolossalen Stammfundament trägt er in nicht gar großer Höhe, etwa 30—40 Fuß über dem Boden, eine prachtvolle, regelmäßig gewölbte, gleich hoch und breit ausgespannte Riesenkrone. Sein dichtbelaubtes Schattendach durchdringt kein Strahl der kraftvollen, senkrecht niederglühenden Tropensonne. Daher wird der Higuerote als Schattenbaum auf den Pflanzungen häufig angepflanzt, oder bei neuen Niederlassungen ein solcher schattenspendender Riese gern in die Anlage des Gehöftes hineingezogen; unter seinem weitausgespanntem Schirme finden die frei umherweidenden Hausthiere unter der Sonnenglut der Mittagsstunden, die durchziehenden Maulthierkaravanen, die rastenden Arbeiter auf den Pflanzungen, wie die ruhenden Bataillone der Guerillahäuptlinge ausreichenden Lagerplatz. Ich selbst fand, von einem Gewitter überrascht, in dem hohlen Stamme eines Higuerote mit drei Pferden und zwei Arbeitern ein geräumiges Unterkommen. Thiere und Menschen konnten sich ungehindert bewegen, die Lasten konnten bequem ab- und aufgelegt werden, und man konnte bis zum Abzuge des Gewitters, ohne vom Sattel zu steigen, ohne alle Ungemächlichkeit in dem sichern Zufluchtsorte ausharren. Bei der Rückkehr auf demselben Wege wurde in dem Baume wiederum das Nachtlager aufgeschlagen und neben der Lagerstelle auch die Küche hergerichtet.

Wir können die kolossalen tropischen Baumgestalten, deren Höhe zwischen 90—150 Fuß, deren Dicke zwischen 4—16 und mehr Fuß Durchmesser beträgt, nur flüchtig an uns vorübergehen lassen, um so mehr, als nur allgemeine Aufzeichnungen über dieselben vorliegen, ein specielles, geschichtliches Interesse, Sage und Tradition an dem einzelnen Individium nicht haftet, wie auf unserm, von dem ursprünglichen Gewande der Natur durch die umwandelnde Macht der Cultur entkleideter Boden; da sind die einzelnen Lorberkolosse mit unvergänglichem Holze; die Anakardien, Riesenvettern unserer kleinen boshaften Gartennessel, die aber nichts mit deren giftiger Zunge gemein haben; der Caracolí, der bis zu einer Höhe von über 100 Fuß unverzweigt mit säulengeradem Stamme emporstrebt, und dann erst eine ebenso hohe, weit ausgebreitete Krone auf seiner mächtigen Stammsäule trägt, die ein vorzügliches Bauholz liefert; der Coroutu und Timbouva; der Curucai; der Cuipo aus der schönen und nutzbaren Sterculiaceenfamilie, aus dessen Stamme ebenfalls Fahrzeuge von 12—16 Tonnen Gehalt hergestellt werden u. a. m.

Alle übertrifft aber der Gelbholzbaum, Morus tinctorea und excelsa, die Eiche der Tropenwälder, dessen harter Holzkern, schwer und fest wie Stein und Eisen, das bekannte Gelbholz zum Färben liefert. Er duldet neben sich keine Ebenbürtigkeit; neben ihm erscheinen andere Riesen noch als Zwerge; gebietend ragt er über seine Genossen als Herr der Tropenwälder empor; 150—180 Fuß hoch erhebt er sein waldartiges Laubgewölbe; die schöne dunkelgrüne Färbung seines Blattes macht ihn schon von weitem dem Auge des Kundigen bemerkbar. Um seine Macht und Größe drängt sich ein großer Schwarm von problematischen Existenzen, um sich's bequem und billig unter dem Schatten seines Ruhmes einzurichten. Mannsstarke Lianen umklammern seinen Riesennacken und ziehen sich an den Reifen und Spangen seiner Krone zur Lichthöhe seines Gipfels empor, und an diesen Emporkömmlingen klettern wieder andere, haltlose Pflanzenexistenzen zu ihrer erborgten Höhe hinan, bis oben im höchsten Gipfel ein hundertfältiges Blatt- und Blumenleben seine Farben und Düfte, Glanz und Pracht durcheinanderschüttet.

So ist er der Träger schwebender Pflanzencolonien und hängender Gärten, die, auf die Erde verpflanzt, wol die Fläche eines Morgen Landes bedecken möchten. Aus diesen lachenden Treibbeeten der Sonne und Lüfte fallen, wie Schiffstaue von Raaen und Masten, fadenförmige, über 100 Fuß lange, glatte Luftwurzeln zur Erde nieder, von zarten Moos-

fädchen zierlich umsponnen, und schnurgerade steigt an dem Stammkolosse, der das alles trägt, die Vanille zu den Schwestern in luftiger Höhe hinauf.

Aus dem dichten Pflanzengewirre des waldartigen Geästes schallt der lautkollernde Ruf schwarzer, krähenartiger Vögel mit feuerrother Oberbrust; oder lärmen die sonderbaren lauten Stimmen der Huacharácas durcheinander; schwingen sich kreischend die Scharen grüner Papagaien in beständiger Ruhelosigkeit von Zweig zu Zweig; wiederholt sich eintönig das weithin schallende Brummen des gehaubten Pauxi, oder erhebt der versammelte Chor der Araguatos sein donnernd wirbelndes, Regen verkündendes Geheul. Große, leuchtendblaue Schmetterlinge schweben, vereint mit den funkelnden Kolibris, langsam auf- und niedertanzend, durch das tiefe Schattendunkel; und aus seinem grünen Verstecke späht der Buitre, der größte, wildeste Adler Südamerikas, Harpya destructor, mit seinem scharfen, kühn durchdringenden Auge nach Beute aus, oder läßt, den stolz aufgerichteten Federschopf schüttelnd, seinen widrigen, lauten Schrei erschallen.

Schwer und mühsam gräbt der Holzschläger seine Axt in den eisenfesten Stamm dieses Häuptlings der Wälder ein, und lange Tage arbeitet er an seinem Sturze; wenn endlich der Riese am Boden liegt und sein Leib auseinandergeklüftet ist, befrachtet er mit den Splittern seines Gebäudes die stromauf und stromab fahrenden Flösse und Piroguen, bis sie den Rumpf der Meeressegler füllen und jenseit des Oceans Schätze auf Schätze in den Speichern der reichen Kaufherren anhäufen.

Durch alle diese Kraft- und Massenvegetation schlingen und winden sich, man könnte sagen die Algen des großen grünen Waldlaubmeeres, die Lianen, eine Form schlangenartig gewundener Baumgewächse, welche die größte Längenstreckung des Stammes darbieten. Wie die Macrocystis pyrifera in einer Länge von 500—1500 Fuß aus der Tiefe des Meeres an die Oberfläche steigt, so ziehen sich die bald dicker, bald dünner, bald schlank, bald knorrig gestreckten Lianenstämme 40, 50, ja 100 und Hunderte von Fuß und Ellen blatt- und astlos von Baum zu Baum, von Ast zu Ast aus der Tiefe des Waldgrundes zu den grünen Wipfeln und Gipfeln hinan; gedreht, wie starke Schiffstaue, oder schlangenförmig hin- und hergebogen, oder glatt und eben, wie eine Seidenschnur, bald rund, bald flach und bandartig; fadendünn, arm-, bein- und mannsstark steigen und klettern sie, in die Länge gestreckten Bäumen gleich, übereinander hinweg, werfen Fangarme aus, mittels deren sie sich festhalten und weiter klimmen, ringeln ihre Glieder um fremde Glieder und legen ihre Zweigkrone, des eigenen Haltes entbehrend, auf fremde Stützen, deren Höhe zu ihrem Umfange in gar keinem Verhältniß steht; schwingen sich in weiten Bogen von einem Wipfel zum andern, fallen tief zur Erde herab und schwingen sich wieder zum höchsten Gipfel hinan, wo sie endlich ihre eigene Verzweigung auswerfen und oft dichte Büschel prachtvoller Blumen auf der sonnigen Oberfläche des Waldes wiegen, während unten im dunkeln Waldgrunde nur die blattlosen, undurchdringlich ineinandergeflochtenen Stämme sich dem Auge darbieten und eine Entwirrung und Sichtung aller dieser Stamm-, Zweig-, Blatt- und Blumenverschürzung unmöglich machen. Daher die Schwierigkeit richtiger und zuverlässiger botanischer Untersuchungen und Bestimmungen dieses Pflanzenchaos.

Eine große Anzahl dieser sich windenden Bäume, Bejucos genannt, sowol dicke wie dünne, spröde wie biegsame, sind für den menschlichen Haushalt einer niedern Lebensform von großem Nutzen. Aus der Schnittfläche des Bejuco de Agua träufelt, nein, fließt ein reines, frisches, wohlschmeckendes Wasser aus und erquickt die schmachtende Zunge, wenn in der schwülen, regenlosen Zeit jede Wasserlache im Walde versiegt ist. Der Bejuco Mulatto, welcher unabmeßbar lang von Baum zu Baum sich schwingt, läßt sich mit einigem Kraftaufwande klafterweise aus dem Gezweige herunterziehen, und sein

gleichmäßig dickes, glattes, zähes Stammgewebe, an welchem kein Knoten, kein Auswuchs, keine Unebenheit irgendwelcher Art vorhanden, läßt sich wie eine Waschleine um den Arm wickeln und als solche, als Halfter, Zugstrang, Seil und zu welchem Zwecke sonst gebrauchen; es dorrt und vertrocknet nicht, bricht niemals ein, verliert nie seine Biegsamkeit und widersteht, gleich einer eisernen Kette, jedem Gewicht und jeder Last. Der Bejuco Varillo läßt sich wie ein Knäuel aufwickeln, ist aber so zäh gefasert, daß er nie seine Biegsamkeit verliert; faustgroße, feste, kugelige Knoten durchsetzen sein Fasergewebe in Zwischenräumen von einer und mehrern Ellen, und ein solches schwankes Stück mit dem schweren, harten Knopf am Ende thut seine Dienste gleich dem besten Todtschläger. Der Bejuco Copay enthält einen kreideweißen, dickflüssigen, sehr kleberigen, zähen, harzigen Milchsaft, der sich gleich Theer und Pech zum Kalfatern der Wasserfahrzeuge und zum Eintheeren des Bauholzes, wie landwirthschaftlicher Geräthe verwenden läßt. Auch der Bejuco Lechéro enthält einen gelben Milchsaft; ebenso der Bejuco Murciélago.

So gibt es noch viele andere dieser merkwürdigen Gewächse, welche dem Menschen einer niedern Lebensform den Kampf ums Dasein erleichtern, das Eisen ersetzen, feste Bindemittel liefern, das störrische Hausthier zwingen und bändigen helfen, um das verwitternde Holz einen schützenden Firnis, um die schweren Lasten den Zugstrang legen, zu Netzen, Schlingen, Körben biegsame Flechtruthen liefern, Brücken über die Ströme, Leitern zu Baum und Fels hinaufwerfen, Wasser auf die dürstenden Lippen, Gift in die Wunde des Feindes und des gejagten Wildes träufeln und rettend die Arme ausstrecken, wo der Mensch sich in einen Abgrund verloren, oder von der reißenden Bestie verfolgt, Schutz sucht und findet in den Knoten und Maschen der hängenden Netze.

Der Riese der Lianengewächse ist ein Angehöriger ebenfalls der Ficusfamilie, dieses Riesengeschlechtes der Tropenwälder. Mit kletterndem, des eigenen Haltes entbehrendem Stamme und mit nach allen Seiten hin sich windenden Aesten und Wurzeln wächst Ficus dendroica, den andern Lianen gleich, an fremder Stütze empor; aber während jene sich an ihren Beschützer und Träger anlehnen, umringelt dieser seinen Wohlthäter wie ein Pflanzenreptil mit seinem hundertfach verschlungenen Gliederleibe, zieht fest und fester seine erwürgenden Schlingen zu, schnürt ihm, während er selbst immer mehr erstarkt, nach und nach das Leben ab, erdrückt und erstickt ihn, bis er ihn endlich als Leiche umklammert hält. Mit dem verwitternden Skelet in seinen Würgerarmen biegt, krümmt, senkt und hebt sich dieses Baumreptil der Wälder, seiner Stütze beraubt, in den seltsamsten Windungen auf und ab, hin und her, halb auf der Erde liegend, halb aufrecht stehend, mit seinen durcheinandergeschlungenen Aesten und Wurzeln sich gleichsam selbst zusammenschnürend und tödtend, bis der Knoten nach oben sich lockert, der zu ungeheuerer Dicke angeschwollene Stamm seine kolossalen, wagerecht stehenden Zweige nach allen Seiten entsendet und ein mächtiges Schirmdach von glänzenden, lederartigen Blättern ausbreitet. Mata palo, Baumtödter, nennt ihn das Volk; unheimlich stimmt im dunkeln, schweigsamen Walde der Anblick dieses Monstrums mit dem bleichenden, verwitternden Baumskelet in seiner gierigen Umschlingung, gleichsam noch mit dem Moder seines Opfers seinen üppigen, gefräßigen Polypenleib mästend. Der Umfang seines Stammes mit den über der Erde befindlichen, ineinander verschlungenen kolossalen Wurzeln beträgt mindestens 60 Fuß.

Nicht immer stehen die Größen- und Massenverhältnisse der einzelnen Organe in Uebereinstimmung zueinander; wie bereits vielfältig gesehen, findet sich oft an wenig erhabenen Pflanzenindividuen die größte Blatt- und Blütenentwickelung, ist hier die Stamm-, die Wurzel-, die Fruchtbildung, dort das Wachsthum in die Länge, und weiter das

Wachsthum in die Dicke vorwiegend. So finden wir unter den größten tropischen Baumriesen häufig die zarteste, kleinblätterigste Belaubung, namentlich unter den Angehörigen der Mimosenfamilie. Bei ihnen ist mit dem zarten Fiederblättchen eine schirmartige Verbreitung der Zweige, fast wie bei den italienischen Pinien, gewöhnlich. Die tiefe Himmelsbläue des Tropenklimas, durch die zartgefiederten Blätter schimmernd, ist von überaus malerischem Effect.

Berühmt ist der durch Alexander von Humboldt beschriebene Zamang, Inga Zamang, ein Riesenbaum der schönen Mimosenfamilie. „Hinter dem Dorfe Turméro in Venezuela", schreibt Humboldt, „bemerkt man auf eine Meile weit am Horizont einen Gegenstand, der wie ein runder Hügel aussieht. Es ist aber kein Hügel, sondern ein einziger Baum, der berühmte Zamang del Guayre, bekannt im ganzen Lande wegen der ungeheuern Ausbreitung seiner Aeste, die eine halbkugelige Krone von 576 Fuß im Umfange bilden. Der Zamang ist eine schöne Mimosenart; sein feines, zartes Laub hebt sich angenehm vom blauen Himmel ab, der Stamm ist nur 60 Fuß hoch und hat 9 Fuß im Durchmesser; seine Schönheit und Größe besteht eigentlich nur in der Krone. Die Aeste breiten sich aus wie ein gewaltiger Sonnenschirm, und neigen sich überall dem Boden zu, von dem sie ringsum 12—15 Fuß abstehen. Der Umriß der Krone ist so regelmßig, daß der Durchmesser überall 182—192 Fuß beträgt.*) Schmarotzergewächse bedecken die Zweige und durchbohren die Rinde derselben. Die Bewohner dieser Thäler, besonders die Indianer, halten diesen Baum hoch in Ehren. Seit man ihn kennt, ist er weder dicker geworden, noch hat sich seine Gestalt sonst verändert. Dieser Zamang muß wenigstens so alt sein wie der Drachenbaum bei Orotava. Der Anblick alter Bäume hat etwas Großes, Imponirendes; die Beschädigung dieser Naturdenkmäler wird daher auch in Ländern, denen es an Kunstdenkmälern fehlt, streng bestraft. Ein früherer Eigenthümer des Zamang hat einen Pachter, der es gewagt, einen Zweig davon abzunehmen, gerichtlich verfolgt, und der Pachter wurde zur Strafe gezogen."

Fügen wir hinzu, daß solche Naturdenkmäler gleichsam eine geistige Weihe empfangen durch den Zoll der Ehrfurcht und Bewunderung, den ein großer Mann ihrer Größe und Erhabenheit in eigener Anschauung dargebracht hat; gleichwie eine Stätte, die ein guter Mensch betreten, geheiligt ist für alle Zeit. Vielseitige Eindrücke nahm ich in mir auf, als ich unter demselben Baume stand; von seiner Ehrfurcht gebietenden Erscheinung gebannt, spürte ich zugleich in dem leisen Wehen der zarten Fiederblättchen den Odem des großen Meisters, dessen umfassender Geist uns Großes und Kleines, das Einzelne und das Ganze erkennen, verstehen und harmonisch zusammenzufassen gelehrt hat, wie vor ihm keiner.

In der Umgegend des Baumes gibt es Zamangs, die einen noch dickern und höhern Stamm haben, aber ihre halbkugelige Krone ist nicht so groß; die fast wagerechten Aeste derselben stoßen auf mehr als 150 Fuß Entfernung zusammen; nirgends kann man ein schöneres, dichteres Laubdach sehen.

Alle diese Riesenvegetation der Neuen Welt wird aber noch von dem Pflanzenwachsthum der Alten Welt, sowol an kolossaler Massenentwickelung als an Höhenwuchs übertroffen. Der Baobab oder Affenbrotbaum, Adansonia digitata, eine Bombaxart des tropischen Afrika, wurde bis zur Entdeckung eines siegreichen Rivalen auf der australischen Inselwelt für das mächtigste und älteste Denkmal aller organischen Gebilde der

*) Wenige Tage vor der Anwesenheit des Verfassers hatte ein Bataillon Soldaten in dem Schatten dieser Krone gelagert.

Erde gehalten und als ein einziges Wunder in seiner Art, als der höchste Ausfluß der Schöpfungskraft und Lebensdauer angestaunt.

Ueber das Alter dieses Baumes ist freilich viel gefabelt, weil die ungeheuere Masse seines Stammes in Nichtberücksichtigung seines schnellen Wachsthums zu übertriebenen Schätzungen und Berechnungen Veranlassung gab. Aus der Vergleichung der Dicke solcher Stämme, deren verschiedenes Alter bekannt war, und aus der Tiefe alter Einschnitte, welche mit neuen Holzschichten überzogen sind, berechnete Adanson das Alter des Baumes, und fand für einen Durchmesser von 30 Fuß eine Lebensdauer von 5150 Jahren; er setzt aber vorsichtig hinzu: „le calcul de l'âge de chaque couche n'a pas d'exactitude géométrique". Wie er, so schrieben auch Decandolle, Humboldt, die neuern Botaniker bis zur jüngsten Zeit hinauf dem Baobab ein bis in die graueste Vorzeit hinabreichendes Alter zu, obgleich Humboldt bei seiner Altersvergleichung des Baobab mit dem Drachenbaume auf Orotava bereits wörtlich bemerkt: man muß aber bedenken, daß die Adansonia, wie die Ochrania und alle Gewächse aus der Familie der Bombaceen (und ebenso verhält es sich mit den Platanen) viel schneller wachsen als der Drachenbaum, der sehr langsam zunimmt.

Diese Kenntniß von der Natur des Baumes ist also keineswegs neu, wenn A. Ernst sie vielleicht auch etwas bestimmter gefaßt und genauer geprüft hat, der ganz neuerlich an einer im Garten des bekannten General José Antonio Paëz zu Carácas 1832 gepflanzten Adansonia nach seinen Untersuchungen gefunden haben will, daß dieser Baum täglich durchschnittlich 36 Kubikzoll bildet und in 40 Jahren einen Umfang von 23 preußischen Fuß über der Wurzel erreichen konnte. Nach dieser Annahme würde das Lebensalter auch des kolossalsten Baobab auf eine kurze Spanne Zeit zurückgeführt werden müssen; aber wenn auch die kühnen Schätzungen von Adanson und Perrottet den von ihnen gemessenen Adansonien ein Alter von 5150—6000 Jahren gaben, „was sie freilich in die Zeiten der Pyramidenbauer oder gar in die Zeiten des Menes, d. h. in eine Epoche hinaufrückt, in welcher das südliche Kreuz noch im nördlichen Deutschland sichtbar war", und einer solchen Schätzung die wissenschaftliche Begründung fehlt, so muß doch von Bäumen, die bei ihrer Entdeckung im 15. und 16. Jahrhundert schon in einer Stärke gefunden wurden, welche der gegenwärtigen fast gleichkommt, und die auch in der Tradition der eingeborenen Völker, unter dem Namen tausendjähriger Baum, als uralte Naturdenkmäler fortleben und verehrt werden, auf ein hohes Alter geschlossen werden.

Die älteste Beschreibung des Baobab rührt von dem Venetianer Aloysius Cadamosto aus dem Jahre 1454 her. Er fand an der Mündung des Senegal Stämme, deren Umfang er 17 Klafter, also ungefähr 102 Fuß schätzte, und spricht schon damals vom hohen Alter dieser ungeheuern Bäume und sagt ganz richtig von ihnen: „eminentia altitudinis non quadrat magnitudini." Perrottet berichtet, daß er Affenbrotbäume gesehen, die bei nur 70—80 Fuß Höhe 30 Fuß Durchmesser hatten. Dieselben Dimensionen waren von Adanson in seiner Reise 1748 angegeben worden. Die größten Stämme, welche er selbst gesehen, hatten 25—27 Fuß Durchmesser bei 70 Fuß Höhe, mit einer 170 Fuß breiten Krone; er fügt aber seiner Angabe hinzu, daß andere Reisende Stämme von 30 Fuß Durchmesser gefunden haben. Im Jahre 1749 untersuchte er auf einer der Inseln des Grünen Vorgebirges einen Baobab, der 300 Jahre vorher von zwei englischen Reisenden (Greux im Jahre 1400 und Petiver im Jahre 1549) beobachtet worden war, und fand in dessen Stamme die von jenen Reisenden eingeschnittene Inschrift, von 300 Jahrringen bedeckt, wieder auf. Einen Stamm mit 34 Fuß Durchmesser hat Golberry im Thale der zwei Gagnack gesehen. Eine im Dorfe Grand Galar in Senegambien befindliche Adansonia, deren Stamm nur 15—50 Fuß hoch ist, hat

eine Dicke von 30—34 Fuß, und diese Stärke ist nothwendig zur Stütze der ungeheuern Laubkrone, die nur von solcher riesigen Unterlage getragen werden kann. Der Mittelast steigt bis zu einer Höhe von 60 Fuß senkrecht empor, die Seitenäste strecken sich bis zu einer Länge von 50—60 Fuß wagerecht nach allen Richtungen aus und bilden somit eine Laubkrone, deren Durchmesser über 160 Fuß beträgt und eher einem ganzen Walde als einem einzelnen Baume gleicht. Der innere hohle Raum dient den Negern zu ihren Gemeindeversammlungen, und den Eingang zu diesem Saale haben sie mit Sculpturen verziert, welche aus dem noch frischen Holze geschnitten sind.

Robert Hartmann hat auf seinen Reisen in Ostafrika genaue Beobachtungen über den Baobab angestellt, denen wir die weitern Mittheilungen entnehmen. Bei der außerordentlich weichen, ja, fast schwammigen Beschaffenheit des Baumes erscheint es auffallend, daß der Baum das ungeheuere Gewicht der Blattkrone und der schweren holzigen Früchte zu tragen vermag. Die Natur scheint indeß den Mangel an Stärke durch einen um so dickern Stamm ausgeglichen zu haben. Baines, der ihn in neuester Zeit auch im Zambesidelta von gleichen großartigen Dimensionen beobachtete, erwähnt in dieser Hinsicht als eine merkwürdige Thatsache, daß, wenn das Blätterwerk an einem besondern Aste auf eine seine Haltbarkeit bedrohende Weise zunimmt, der Ast selbst ebenfalls an Dicke wächst, jedoch nicht in gleicher Weise im ganzen Umfange, sondern in verticaler Richtung, sodaß das neue Holz sich genau an der Stelle bildet, wo die größte Kraft erforderlich ist. Wenn aber auch Stämme des Baobab gefunden werden, die bei 34 Fuß Durchmesser über der Erde nicht höher als 60 Fuß sind, die bei einem Umfang von 60, 70, 85 und 95 Fuß nur eine Höhe von 15—30 Fuß haben, so muß dies Misverhältniß von Dicke und Höhe doch nicht für allgemein angenommen werden. Sehr alte Bäume verlieren durch allmähliches Absterben die Krone und fahren fort an Umfang zuzunehmen. Oft genug sieht man am Litorale von Ostafrika 10 Fuß dicke Stämme bis 65 Fuß Höhe erreichen.

Viele Adansonien sind hohl. Die Senegambier begraben, wie Robert Hartmann berichtet, in ihnen ihre Griots oder Barden. Die Herero (Damara) Südwestafrikas glauben, sie seien dem Omumborombonga oder Baobab entstammt. Manchmal sind diese hohlen Baumriesen zu menschlichen Wohnungen, Palaverstätten und Ziegenställen benutzt. In Zweigvertiefungen sammelt sich zur Regenzeit Wasser, welches bei Märschen durch den Wald oftmals nicht geringe Dienste leistet.

Der Baum hat gefingerte Blätter und langgestielte, weiße, fünfblätterige Blüten mit mehrern hundert Staubfäden und sehr langem Griffel. Dieselben verbreiten frisch einen aromatischen Geruch. Der Stammwuchs ist außerordentlich verschiedenartig; am häufigsten tonnenähnlich angeschwollen; manchmal ungeheuer umfangreich, doch gerade emporstrebend; manchmal schief, unsymmetrisch, kantig; oft über der Wurzel in zwei gleiche dicke Stämme getheilt; zuweilen der eine dünner als der andere; bald gleich aufwachsend, bald der eine aufwärts, der andere an der Erde liegend; windbrüchige Bäume kommen sehr häufig vor, sie grünen trotzdem lustig weiter. Die Aeste entspringen entweder mit cylindrisch verdicktem Grunde, oder sie wachsen ohne Verdickung und Verjüngung ganz allmählich fort; entweder sind ihrer nur wenige gewaltige oder eine große Menge dünnerer; bald stehen sie mehr horizontal, bald streben sie mehr nach oben.

Zur trockenen Jahreszeit steht der Baum kahl, blattleer; vom Mai an schmückt er sich mit jungem grünem Laube, und große schneeige Blüten sprießen hervor; so ein Wald im Walde gewährt er den großartigsten Anblick; wahrhaft gewaltig aber ist der Eindruck, wenn mehrere auf einer Anhöhe beisammenstehen.

Die Rinde ist bald glatt, bald rissig, voll Knorren, Masern und Löchern. Die Oberhaut schillert braunviolett, in karmoisinroth und bläulich ziehend; daher ist der arabische Name El Hamrah, die Rothe. Im Sudan schabt man sie unten, oft bis Manns-

höhe, ringsum ab, um den Baum vor der Abnagung der Rinde durch Hausthiere und vor Termiten zu schützen. Dann bilden sich fast schenkeldicke Umwallungen an der Endstelle der Rinde.

Die ovale, 10—15 Zoll lange, 5 Zoll dicke Frucht enthält unter ihrer spröden, von den Kaffern zu Tabacksdosen verarbeiteten, mit grünlichem Flaum bekleideten Schale eine weißliche Pulpa mit vielen nierenförmigen Samen. Die Pulpa schmeckt angenehm süßlich-säuerlich und gilt mit Wasser zerrieben als Erfrischungsmittel, selbst als Heilmittel bei Fieber und Ruhr. Die Samen geben gebrannt und zerstoßen ein leidliches Kaffeesurrogat. Aus den Blättern macht man in Bornu eine schleimige Suppe. Die Rinde soll bisweilen als Fiebermittel benutzt werden.

Der Baobab ist in ganz Afrika vom 13.° nördl. Br. bis zur Transvaalschen Republik und bis zum Nyamisee verbreitet. Ein Verwandter kommt auch in Madagascar vor und findet sich einer sogar in Australien.

Eine räumlich noch viel größere Ausdehnung erlangte durch eigenthümliches Wachsthum von wieder zu Stämmen werdenden Luftwurzeln der indianische Feigenbaum, Ficus indica, der sogenannte heilige Banianenbaum. Der Stamm des Baumes, schreibt H. R. Göppert, theilt sich in keiner bedeutenden Höhe von der Erde in mehrere große Aeste, welche wagerecht herauswachsen; von diesen gehen Zweige (die sogenannten Luftwurzeln) aus, die sich zur Erde senkend dort Wurzel schlagen, an Dicke zunehmen und dann die Stütze für den Mutterast abgeben. Der Hauptstamm wiederholt höher hinauf seine Ausbreitung an Aesten, welche wiederum ihre Luftwurzeln herabsenken, die wurzelnd einen äußern Kreis von stützenden Säulen bilden. So wiederholt sich die Astbildung des Hauptstammes gleichsam aus verschiedenen Stockwerken übereinander, ebenso die Formation eines neuen Säulenkreises um den nächsten äußern Kreis, zwar nicht ganz regelmäßig, doch so, daß endlich ein ganzer Hain von Laubhallen und grünen Bogengängen entsteht, welcher in wahrhaft riesigem Maßstabe weiter wächst. Die höchsten Zweige sollen mitunter die Länge von 200 Fuß erreichen. Ueber das Ganze ragt die Krone des Mutterstammes. Die dichtgestellten Blätter sind 5 Zoll lang, 3½ Zoll breit, von schöner grüner Farbe und wechseln mit den kleinen rothen, jedoch nicht eßbaren Früchten (Feigen).

Die Banianenbäume bilden durch die niederhängenden, wurzelschlagenden Aeste oft undurchdringliche Wälder. Ein solcher Baum bei Patna in Indien hat 60 Hauptstämme und sein Schatten hat um Mittag 1500 Fuß im Umfange. Ein Baum bei Madras, von 28 Fuß Dicke, wird umgeben von einem Kreise von 27 eingewurzelten Nebenstämmen, welche zum Theil 11 Fuß Durchmesser und 30—50 Fuß Höhe haben. Zahllose Wiederholungen in verjüngtem Maßstabe umgeben wieder diesen Kreis. Der größte bekannt gewordene Baum ist der auf einer Insel des Nerbudda, kurz oberhalb Barodsch, welcher „Kabir Bar" genannt wird. Der Strom hat diesem öfters große Stücke seines Gebietes weggerissen und er besteht nicht mehr in seiner frühern Größe. Er erschien einst allein wie ein grüner Hügel und bestand vor der Verwüstung durch Strom und Orkan 1783 aus 1300 Nebenstämmen und 3000 kleinern. Heere von 6—7000 Mann haben öfters in seinen Schattengängen ihr Lager gefunden. Die Sage führt seine Existenz bis auf Alexander's des Großen indische Feldzüge zurück.

Aber trotz der gewaltigen Massenentwickelung des afrikanischen Baobab und des ostindischen Banianenbaumes, trotz der bisher für die höchsten Bäume der Erde gehaltenen amerikanischen Sequoias, hat die Neuzeit auf der großen australischen Insel mit ihren eigenthümlichen, von allen organischen Gebilden der übrigen Festländer und Inseln abweichenden Lebensgestalten den Riesenhäuptling aller Pflanzenriesen entdeckt. Größere

Baumkolosse, sowol an Höhenwuchs wie an Masseninhalt, als Eucalyptus amygdalina, robusta, colossea u. a., Baumarten der Myrtenfamilie, sind bisjetzt nicht bekannt geworden. Ferdinand von Müller hat zuerst diese Riesenbäume ausgemessen; von einem bei Berwick gemessenen Eucalyptus amygdalina sagt er: „Nehmen wir an, daß nur die Hälfte des Holzes, welches ein solcher Baum liefert, zu Planken von 12 englische Zoll Breite und 1 Zoll Dicke geschnitten würde, so würde dies 426720 laufende Fuß geben, genug, um $9^3/_4$ englische Acker damit zu bedecken. Würde dieselbe Quantität Holz zu Eisenbahnschwellen verwendet, eine jede 6 Fuß lang, 6 Zoll breit und 8 Zoll hoch, so würde das Resultat 17780 Schwellen sein. Es bedürfte eines Schiffes von 6000 Tonnen Gehalt, das Holz des Stammes, der Aeste und Zweige des halben Baumes fortzuschaffen, oder 666 Karrenladungen, jede zu $1^1/_2$ Tonnen, gleich 30 Ctrn. Die zu gewinnenden Oele aus den Blättern des ganzen Baumes würde man auf 31 Pfd. berechnen können, die Holzkohle auf 17950 Bushel, den Rohessig auf 227269 Gallonen, den Holztheer auf 31150 Gallonen, die Pottasche auf 51 Ctr.

„Aber wie manches Jahrhundert mag vorübergegangen sein, ehe die ungestörte Natur in ihrem langsamen Wege des Wachsthums ein so mächtiges und wundervolles Gebilde erzeugen konnte!"

Ein in den Bergen Daundenong ranges gefallener Baum hatte, nach D. B. Hayne's Messung, vom Fuß bis zum ersten Ast 295 Fuß, von da an weitere 90 Fuß; die Fortsetzung und Krone fehlte, und war jedenfalls verbrannt oder benutzt worden. Die ganze Länge dieses Baumes bis zum Bruch betrug also 385 Fuß, und an dieser Stelle hatte der Baum noch 3 Fuß Durchmesser und 3 Fuß über dem Boden 41 Fuß Umfang. Man denke sich die Fortsetzung bis zum schlanken Wipfel! Ein noch mächtigerer bei Berwick aufgefundener Waldriese maß 4 Fuß vom Boden 81 Fuß Umfang, sein erster Durchschnitt 26 Fuß Durchmesser und noch 6 Fuß desgleichen in einer Länge von 300 Fuß. Ein anderer gefallener Baum am Black Speer maß volle 480 Fuß Länge. Georg B. Robinson gibt an, daß Eucalyptus amygdalina in der Nähe der Quellen des Yarra- und Latrobaflusses den Umfang von 81 Fuß und die Höhe von 500 Fuß erreiche, während die höchste bisjetzt bekannte californische Sequoia sich nicht über 450 Fuß erhebt. „Einen Anhaltspunkt der Vergleichung hätten wir", fügt derselbe hinzu, „im straßburger Münster, der 460 Fuß hoch ist, oder in der 480 Fuß hohen Pyramide des Cheops, welche, wenn sie in den australischen Gebirgsketten stände, wahrscheinlich von den Eucalyptusbäumen würde überschattet werden."

Schon im Jahre 1851 berichtete F. B. Hooker von kolossalen Eucalypten in Tasmanien, die gegen 300 Fuß, wo nicht darüber hoch sein sollten. Einer hatte 3 Fuß über der Erde 60 Fuß und sogar in einer Höhe von 130 Fuß noch 40 Fuß im Umfange. Der höchste früher bekannte Baum war eine Karry-Eucalyptus, Eucalyptus colossea, die vom Hrn. Pemberton Wallcott in einer der reizenden Schluchten in Westaustralien gemessen und annähernd 400 Fuß hoch gefunden wurde; der Stamm derselben begann erst in einer Höhe von 300 Fuß sich zu verästeln; in seine Höhlung konnten drei Reiter mit zugehörigem Packpferd hineinreiten und ohne abzusteigen darin umkehren.

„Das Auge schweift", sagt Ferdinand von Müller, „an den geraden glatten Stämmen hinauf, oft zu einer Höhe von 200 Fuß und mehr, ehe es den ersten sich abzweigenden Ast erspähen konnte. Unter solchen Riesen schwindeln die Blicke, indem sie deren schwankende Kronen suchen, Kronen, welche die höchsten Bauwerke der Erde überschatten könnten. In einer Tiefe von 100 Fuß lassen sich im Quarzgesteine der Goldfelder noch die zarten Saugwurzeln entdecken, die zwischen Schiefer, Quarz und Eisenstein sich durch die weichen, feuchten, thonhaltigen Stellen schlängeln, um die Nahrung nach oben zu führen und die immergrüne Krone da oben in brennender Sonnenglut frisch zu erhalten." Daß in

Australien dabei, wie Göppert erwähnt, jedes riesige Thier unter solchen kolossalen Formen der Pflanzenwelt fehlt, gehört gewiß auch mit zu den vielen Eigenthümlichkeiten dieses an dergleichen freilich so reichen Theiles der Erde.

„Die Gruppe der Myrtaceen", sagt Schleiden, „bringt theilweise, wo die wirklichen Blätter durch Phyllodien, das sind blattartige Blattstiele, ersetzt sind, oder durch eine eigenthümliche Stellung der Blätter gegen den unangeschwollenen Blattstiel, eine Vertheilung von Streiflicht und Schatten hervor, die wir in unsern Wäldern nicht kennen. Schon die frühesten Reisenden wurden durch die Sonderbarkeit dieses Eindrucks, durch die schattenlosen Wälder Neuhollands, in Erstaunen gesetzt. Die schmalen Blätter der schwach belaubten Eucalypten richten in seltsamer Verdrehung nicht ihre Fläche, sondern ihre Kanten nach oben und unten, und die Blattstiele sind vertical gerichtet, sodaß das Licht, statt auf horizontal gerichtete Flächen zwischen senkrechte hindurchfällt und keinen Schattenwurf findet; die senkrechte Stellung der Blätter auf ihrer Schneide rührt von einer halben Drehung des Blattstieles her; dabei sind auch beide Blattflächen von gleicher Beschaffenheit. Die schattenarmen Wälder Australiens sind noch um so häufiger, als dort die Eucalypten und die Akazien mit nadelartigen Blättern fast die Hälfte der ganzen graugrünen Baumvegetation ausmachen. Dazu bildet eine andere Myrtenart, Melaleuca, zwischen den Bastlagern leicht lösliche Häutchen, die sich nach außen drängen und durch ihre Weiße an unsere Birkenrinde erinnern. Blattlos sind ferner auch die Casuarinen, die mit ihren dünnen, fadenförmigen, gegliederten Aesten, gleich einem Baume mit einem Haarschopfe, den Schatten der schattenarmen Wälder nicht mehren.

„So charakterisiren einförmig, und statt zu erquicken und wohlzuthun, wie unsere Laubwälder, stechend, reizend, unruhig auf die Sinne wirkend, schattenlose Eucalypten, Melaleuken, Leptospermen, Metrosideren, Akazien, in denen Phyllodien die Blätter ersetzen, blattlose Casuarinen, schmalblätterige Cajuputbäume, wunderliche Grasbäume, die auf ihren mehrere Fuß hohen Stämmen einen Büschel riesenmäßigen Grases tragen, aus dessen Mitte sich der 14—20 Fuß hohe Blütenschaft erhebt, die fremdartige Pflanzenwelt von Neuholland, unter welcher sich eine ebenso von allen andern organischen Gebilden abweichende Thierwelt bewegt."

Die große Nutzbarkeit der Eucalypten in allen ihren Theilen bei einer sehr schnellen Massenentwickelung, wie ihre leichte Gewöhnung an fremdes Land und Klima, haben ihre Verpflanzung in andere Erdtheile bereits in großem Maßstabe und sehr erfolgreich nach sich gezogen. Die schwammig-faserige Rinde der Eucalyptus gigantea wird zur Papierfabrikation verwendet; das feste, röthliche, geaderte Holz der Eucalyptus robusta ist unter dem Namen neuholländischer Mahagoni in der Reihe der Nutzhölzer rühmlich bekannt, wie auch alle andern Eucalypten werthvolles Bauholz liefern; selbst die Blätter enthalten Oel in ziemlicher Menge. Mr. Henry schreibt von Frankreich aus: „Man muß sich in der That über die große Menge von australischen Bluegum (Eucalyptus colossea) wundern, welche man in Frankreich und Italien wie auch in Portugal und Algerien überall angepflanzt findet. Man verwendet das Holz des Baumes, das namentlich von Stellmachern sehr gesucht wird, zu allerlei Arten Ackerbaugeräthschaften. Die ungeheuern Wälder von Eucalypten, welche schon in Algerien vorkommen, fangen an, ihren wohlthätigen gesundheitlichen Einfluß in der Vertreibung der Fieber auszuüben. Eine von der französischen Regierung eingesetzte Commission nennt den Bluegum «den Diamanten unter den Waldbäumen», und erklärt, daß die stark riechenden Säfte desselben sehr viele Insektenleben, Eier und vegetabilische Sporen tödten, und daß, wenn die Blätter und Rinde in Sümpfe u. s. w. fallen, das Wasser gereinigt werde. Die Folge davon sei, daß in den Districten, wo der Baum bereits große Verbreitung gefunden, die Fieber so gut wie verschwunden seien. Um so mehr ist der Vandalismus zu beklagen, womit man

in vielen Gegenden Australiens gegen die Eucalyptenwälder vorgeht, ohne für neue Anpflanzungen zu sorgen. Unstreitig würde es aber gewiß nothwendig sein, in Australien ebenso wie in Californien auf Erhaltung solcher, immerhin doch seltener Pflanzenkolosse Rücksicht zu nehmen."

Ueber Alter und Lebensdauer dieser Baumriesen fehlen noch nähere Angaben; genaue Schätzungen sind noch nicht angestellt worden. Die mit Eucalyptus globulus angestellten Culturversuche zeigen ein überaus rasches Wachsthum. Ein aus Samen gezogenes und in einem kalten Hause cultivirtes Exemplar, berichtet H. R. Göppert, hat in der kurzen Zeit von neun Jahren die Höhe von 22 Fuß und 3 Zoll, über der Wurzel die Dicke von 1¾ Zoll erreicht. Im Süden Europas, wo er im Freien gedeiht, soll er schon 2—3 Meter in einem Jahre gewachsen sein. Auf ein vieltausendjähriges Alter lassen diese Erfahrungen nicht schließen.

Schließlich mag noch eines in seiner Art einzigen Phänomens der Pflanzenwelt in Bezug auf Alter wie Größe gedacht werden, des sogenannten tausendjährigen Rosenstockes (Rosa canina) des Domes zu Hildesheim, des ältesten und größten bisjetzt bekannten Strauches. Er steht an der westlichen Außenmauer der cirkelförmigen Domabsis; sein Wurzelstock liegt unter dem mittlern Altare der Gruft in einem steinernen Gewölbe. An der Oberfläche, von der die gegenwärtig in üppiger Vegetation befindlichen 1—2 Zoll starken, bis 20 Fuß hohen und in etwa 30 Fuß Breite sich ausbreitenden Verzweigungen ausgehen, hat er 12 Zoll Durchmesser; unterhalb, wie bei einem Reparaturbau sichtbar ward, soll er sich noch mehr verdicken. Mehrere abgestorbene Zweige befinden sich zwischen den lebenden. Er blüht reichlich und gehört der gemeinen Hundsrose an. Bei unserer Unkenntniß der Altersverhältnisse der Wurzelstöcke überhaupt, denn ein solcher liegt nur vor, entzieht sich die Altersbestimmung jeder auf wissenschaftliche Gründe zu stützenden Schätzung. Nach genauen urkundlichen Nachrichten ist nur der Wurzelstock von achthundertjährigem Alter. Eine Legende setzt den Rosenstrauch mit einem Gelübde des ersten Gründers des Domes, Ludwig's des Frommen, in Verbindung, und eine Urkunde aus dem 11. Jahrhundert meldet, daß, als Bischof Hezilo den damals abgebrannten Dom wieder aufgebaut, er die Wurzeln des Rosenstocks mit einem noch vorhandenen Gewölbe umgeben, auf diesem Gewölbe die Mauer der 1067 wieder eingeweihten Gruftkapelle aufgeführt und an derselben die Zweige des Rosenstocks ausgebreitet habe. Daß der ursprüngliche Stamm jemals durch ein jüngeres Reis ersetzt worden sei, soll sich urkundlich nicht nachweisen lassen.

Die Altersschätzungen der Bäume sind, trotz des sichern, doch vielfach durch innere und äußere Beschädigung verwischten Maßstabes der Jahresringe, immer mit einiger Vorsicht aufzunehmen. Das Alter der Eichen läßt sich mit Sicherheit bis auf 2000 Jahre nachweisen; von der südeuropäischen Ulme weiß man, daß sie 600 Jahre alt wird; an gefällten Linden sind über 800 Jahresringe gezählt worden; die Rothbuche dauert 400 Jahre; in den böhmischen Urwäldern stehen Fichten von siebenhundertjährigem Alter; das Alter der Sequoias hat sich nach den Jahresringen bis auf 1100 Jahre zurückführen lassen; Hooker schätzt die ältesten Cedern, die jetzt noch auf dem Libanon leben, auf 2500 Jahre; unter allen europäischen Baumarten erreichen die Taxusstämme das höchste Alter; man weiß von einem Taxus, daß er über 1400 Jahre alt ist, und schätzt einen andern auf 2100 Jahre; der Wurzelstock der gemeinen Rose wird urkundlich über 800 Jahre alt, seine Lebensdauer ist noch unbekannt; geschichtliche Ueberlieferungen beweisen, daß der Orangenbaum ein Alter von 700 Jahren erreicht, und unter günstigen Verhältnissen, trotz des Alters, seine volle Fruchtbarkeit behält; so wird von einem Orangenbaum gesagt,

daß derselbe 20000 Orangen in einem Jahre getragen habe. Genaue Altersbestimmungen über die südamerikanischen Urwaldriesen sind so gut wie gar nicht vorhanden; Meunier und Wydler schätzen den Kopalbaum vielleicht 1400 Jahre alt; die Buddhisten auf Ceylon verehren in dem Riesenstamm des heiligen Banianenbaumes ein mehr als tausendjähriges Naturdenkmal ihres Landes, und wenn das Alter des afrikanischen Baobab von 5—6000 Jahren heute nicht mehr anerkannt wird, so ist doch sehr wahrscheinlich, daß das Alter des Drachenbaums auf Orotava noch über die Zeit des ägyptischen Pyramidenbaues hinausreiche.

Es stände dem Menschen wohl an, in der Ehrfurcht vor den altehrwürdigen Naturdenkmälern und in der liebevollen Schonung und Erhaltung der Mitbewohner seiner Erde sich selbst ein Ehrendenkmal zu setzen; aber gewinnsüchtig und gefühllos lebt er inmitten aller verfeinernden Cultur doch wie ein Barbar; Ehrfurcht vor Größe und Erhabenheit ist dem Eigennutze fremd. In Deutschland wird wol in einigen Gegenden noch Baum und Wald geschont und zu erhalten gesucht, jedoch geschieht es nicht in ausreichendem Maße und wol selten, wie Göppert rühmend hervorhebt, in so ausgezeichneter Weise, als mit einem dem königlichen Fiscus gehörenden Laubwalde zu Warwiken an der samländischen oder Bernsteinküste in Preußen. Mitten in üppiger Vegetation erheben sich hier noch als Zeugen längstvergangener Zeiten mächtige Eichen und Linden von 12—20 Fuß Umfang, desgleichen Spitzahorn, Weißbuchen und Eschen von 12—16 Fuß, wie sie bei uns meistens schon längst verschwunden sind oder doch wenigstens in solchem Vereine nicht mehr angetroffen werden.

Jedoch das großartigste Beispiel von Bestrebungen, umfangreiche Wälder in ihren Urformen zu erhalten, bietet uns der Böhmerwald dar, dessen staunenswerthe Waldfülle in großer Ausdehnung noch einen Urzustand darbietet, von dem man im übrigen Deutschland kaum etwas weiß. In völlig primitivem Zustande ist vorzugsweise ein auf dem 4298 Fuß hohen Kubany befindlicher Urwald von 7200 preußischen Morgen, von welchem auch ein höchst wesentlicher Theil nach einer Verordnung des Fürsten Adolf von Schwarzenberg möglichst erhalten werden soll, wodurch sich derselbe ein in seiner Art einziges Denkmal gründet, welches sowol die Wissenschaft wie die Volkswirthschaft und die allgemeine Gesinnungstüchtigkeit stets verehren werden. Denn nicht zu oft kann es gesagt werden, daß die Wälder nicht blos wegen ihrer Holzproduction, sondern auch wegen ihrer hohen klimatischen Bedeutung, wegen ihrer Wichtigkeit für die Regelung der Gewässer zur Verhütung der Gefahren von Ueberschwemmungen, womit so viele Länder eben infolge vernachlässigter Waldschonung schrecklich heimgesucht werden, das allgemeinste Interesse verdienen.

Halte denn ein jeder seine Hand zurück von der Waldzerstörung und der Schändung der Ehrfurcht gebietenden Naturdenkmäler, welche als lebende Zeugen unbekannter Zeiten, aus fernen Tagen über geschwundene Völker und vergessene Menschengenerationen hinweg hineinragen in die Gegenwart. Und der, dem die Macht gegeben ist oder gegeben wird, zu schützen und zu schirmen, gründe sich selbst ein ehrenvolles Denkmal in der liebevollen Schonung und Erhaltung jener wenigen erhaltenen Reste alter Waldherrlichkeit, das seinen Namen klangvoller nennen wird, als manches Monument von Erz und Stein. Geheiligt ist das Alter in jeder Gestalt, und sich vor dem Heiligen zu beugen, ziemt dem Menschengeiste.

2) Vorweltliche Flora.

Nachdem wir die Riesengebilde der Pflanzenwelt, die zugleich mit uns, dem Menschen, in die gegenwärtige Lebens- und Bildungsperiode der Erde eingetreten ist, eingehend betrachtet haben, werfen wir nun noch einen flüchtigen Blick auf die Riesengestalten einer

hingeschwundenen, der jetzigen voraufgegangenen Pflanzenwelt. Denn nicht nur auf, auch unter der Oberfläche der Erde finden wir Vertreter eines riesenhaften Pflanzenwuchses, zu deren Betrachtung wir hinabsteigen in die Katakomben einer vergangenen Schöpfungsperiode, von welcher gegenwärtig keine Erscheinung mehr auf Erden redet; unter ihren Trümmern wühlt jetzt der Bergmann im Schacht der Berge, um die Reste organischer Gebilde, nachdem sie viele hunderttausend Jahre im Grabe gelegen, zum Nutzen und Frommen der Menschheit wieder ans Tageslicht zu heben.

Unter dem Einfluß der Wärme in den Erdtiefen und des Druckes der Erdschichten, die auf ihr lasten, ist die untergegangene Vegetation das geworden, was heute der Kohlenbrenner aus der lebenden Baumvegetation künstlich herstellt, nämlich Kohle, als Stein-, Schwarz-, Braunkohle u. s. w. Sämmtliche Kohlenlager, welche die gesammte moderne Industrie unterhält, sind begrabene Wälder, und aus dem erhaltenen, verhärteten Pflanzengewebe, aus der Holzfaser, dem Zellenbau, den Stamm-, Blatt- und Fruchtabdrücken auf die einschließenden Erd- oder Gesteinschichten, sowie aus den Abdrücken und Einschlüssen von thierischen Formen lassen sich die verschütteten und umgewandelten Pflanzenleichen nach so vielen hunderttausend Jahren unter dem Mikroskop und mit Hülfe chemischer Behandlung noch genau botanisch bestimmen, eintheilen und benennen, sowie auch jene Thiere und Insekten, welche einst in ihrem Schatten gelebt und von ihren Säften gezehrt haben.

Die Aufdeckung und Erforschung der untergegangenen Flora zeigt, daß sie in derselben Stufenfolge von den einfachsten zu den höher organisirten Pflanzen aufgetreten ist wie in der gegenwärtigen Vegetationsperiode. Die ältesten Schichten enthalten nur zellige Laubpflanzen des Meeres; so sehen wir, daß der Pflanzenwuchs im Wasser mit der einfachsten und gerade mit derselben Form beginnt, in welcher am häufigsten noch jetzt eine einzelne Zelle die ganze Pflanze vorstellt. Hieran schließen sich in den nachfolgenden Bildungsperioden nach und nach die andern Pflanzengruppen, die ihrer immer höhern Organisation, d. h. ihrem immer mannichfaltigern Lebensprocesse nach, den verwickelter und mannichfaltiger werdenden physikalischen Bedingungen entsprechen. So folgen auf die stengellosen Kryptogamen die mit Stamm und Blättern versehenen; dann mischen sich die Gymnospermen (Nacktsamer: Nadelhölzer und Cycadeen) ein; diesen folgen die Monokotyledonen und endlich erscheinen auch die Dikotyledonen.

Die Vegetation der Vorwelt bietet vorzugsweise solche Gestalten dar, welche durch gleichzeitige Verwandtschaft mit mehrern Familien der jetzigen Welt daran erinnern, daß mit ihr viele Zwischenglieder organischer Entwickelungsstufen untergegangen sind. So stehen, um ein Beispiel anzuführen, die untergegangenen Lepidodendronarten zwischen den Coniferen und den Lycopoditen. Die Steinkohlenformation umfaßt nicht nur kryptogamische Gewächse und phanerogamische Monokotylen (Gräser, Liliengewächse und Palmen), sie enthält auch gymnosperme Dikotyledonen (Coniferen und Cycadeen). Fast 400 Arten sind schon aus der Flora der Steinkohlenperiode bekannt; ihre Hauptbildner sind: die höchst eigenthümlichen Sigillarien (so genannt wegen der einem Siegel ähnlichen, auf gefurchten Stämmen vorhandenen Blattnarben), mit ihren bisher als besondere Pflanzen angesehenen Wurzeln, den Stigmarien, bis zu 60 Fuß Länge; Nadelhölzer, in der Structur ähnlich unsern lebenden Araucarien, mit gefiederten, Palmen ähnlichen Blättern; Calamiten, im Bau des Stammes und der Frucht übereinstimmend mit unsern lebenden Equiseten oder Schachtelhalmen; Lepidodendreen oder Schuppenbäume mit zierlich gebauten schuppenartigen Blattnarben, auf gleiche Weise fast identisch mit den gegenwärtigen Bärlapparten oder Lycopodien; eine Unzahl von Farrnkräutern, theils als Stämme, theils als Wedel, und durch ihre Menge die noch ganz insulare Gestalt des trockenen Landes andeutend; Cycadeen und besonders Palmen.

Calamiten (Schachtelhalme) und Lepidodendreen waren baumartig, mit Stämmen von 1—3 Fuß Durchmesser, also von ungleich größern Dimensionen als unsere gegenwärtig nur krautartigen Schachtelhalme und Bärlapparten, aber doch nur klein und schmächtig im Vergleich zu unsern Waldbäumen; sie erscheinen nur riesig im Vergleich zu ihren jetzigen kleinen Epigonen, aber nicht an und für sich.

Der stärkste Stamm in der Steinkohlenformation, welchen H. R. Göppert im Jahre 1862 bei Volgersdorf in der Grafschaft Glatz gesehen, ist eine mit ihrem untern Stammtheil erhaltene Sigillaria von 16 Fuß Umfang. Die Araucariten scheinen diese Größe nicht erreicht zu haben; ein an 400 Ctr. schweres Exemplar bildete bis zum Jahre 1849 eine Hauptzierde des dresdener Museums, wurde aber in jenem Jahre bei dem Brande desselben zerstört. An der Masse der Kohle sind die Sigillarien am meisten betheiligt; dann folgen in absteigender Reihe die Araucariten, Calamiten, Lepidodendreen, die baum- und krautartigen Farrn. Die nichts weniger als festen, sondern nur mit einer, kaum den sechsten Theil ihres Durchmessers betragenden Holzzone versehenen, sonst parenchymatösen (schwammigen) Stämme der Sigillarien und Lepidodendreen wurden einst überschwemmt, erweicht, durch Druck von Thon und Sandschichten zusammengepreßt und das meist herausgequetschte Innere wie die Rinde in Steinkohle verwandelt, während die festern, daher nicht in gleicher Weise gelösten Nadelhölzer bruchstückweise in die gesammte Masse zerstreut wurden.

Also Riesenbäume im eigentlichen Sinne des Wortes, wie H. R. Göppert weiterhin mittheilt, vegetirten wol nicht in den Urwäldern der Steinkohlenperiode. Einsam und traurig erschienen sie, aus Bäumen bestehend, die durch ihr Ansehen und ihre Formen wenig Mannichfaltigkeit darboten und die keine Blüten und Früchte von glänzender Farbe schmückten. Nur einzelne Insekten und Amphibien repräsentirten die Thierwelt in diesen stillen Hainen; dennoch erlangen sie die höchste Bedeutung durch ihr dichtes Wachsthum und die großartige Rolle, welche ihnen, in Kohle verwandelt, in unserer Zeit zugewiesen worden ist. Die in so unendlich vielen Beziehungen bedeutende Steinkohlenformation Oberschlesiens gewährt auch hierin ein unerschöpfliches Material für instructive Betrachtung. So führt unter anderm die Eisenbahn zwischen Kattowitz und Rybnick auf ihrem höchsten Punkte durch einen Einschnitt, dessen zehn Fuß hohe Wände in mehr als 500 Fuß Länge vorzugsweise durch Sigillarien gebildet werden.

Wirklich mächtigen Bäumen, deren Stämme sich an Massenverhältniß mit den Baumriesen der Jetztzeit vergleichen lassen, begegnen wir aber erst in einer jüngern Vegetationsperiode, in der Tertiärformation. Die Braunkohlenschichten, die in allen Abtheilungen der Tertiärperiode vorhanden sind, zeigen in den frühesten kryptogamische Landpflanzen, einige Palmen, viele Coniferen mit deutlichen Jahresringen und Laubhölzer von mehr oder minder tropischem Charakter. In der mittlern tertiären Periode bemerkt man das völlige Zurücktreten der Palmen und Cycadeen, in der letztern endlich eine große Aehnlichkeit mit der gegenwärtigen Flora. Es erscheinen plötzlich und in Fülle unsere Fichten und Tannen, Cupuliferen, Ahorn und Pappeln. Die Dikotylenstämme der Braunkohle zeichnen sich bisweilen durch riesenmäßige Dicke und hohes Alter aus. Bei Bonn wurde ein Stamm gefunden, in welchem Nöggerath 792 Jahresringe zählte. Die stärksten bisjetzt bekannten Stämme, von 32—36 Fuß Umfang, kamen 1847 in dem Braunkohlenlager bei Sorau in Schlesien zum Vorschein. Das Innere dieser zu den Nadelhölzern gehörenden Bäume (Pinites Protolarix) war hohl, mit erdiger Braunkohle erfüllt; drei Fuß breite Querschnitte von dem wohlerhaltenen Randtheile ließen 1500 concentrische Holzkreise oder sogenannte Jahresringe erkennen, deren im Ganzen gewiß 2500 vorhanden waren. Das Holz ist von schöner brauner Farbe und so gut erhalten, daß sich daraus Fourniere schneiden lassen. Dies gelingt auch mit einem andern, in der

gesammten Braunkohle Norddeutschlands sehr verbreiteten Nadelholze, welches wegen seiner äußerst engen Holzkreise (15—20 auf eine Linie) fast so schwer wie Guajakholz ist. Stämme von 9 Fuß Durchmesser, wie sie vorgekommen sind, würden also, wenn, wie nicht unwahrscheinlich, jene Holzkreise jährlichen Zuwuchs bedeuten, ein fünf- bis sechstausendjähriges Alter erreicht haben.

Der Bernstein, ein Product vorweltlicher Bäume, wie die Kohle, kommt von einer Conifere, die, unserer Weiß- und Rothtanne am nächsten stehend, doch eine eigene Art bildete. Der Bernsteinbaum der Vorwelt (Pinites succifer) hatte einen Harzreichthum, mit dem der unserer jetzigen Coniferen nicht zu vergleichen ist; nicht blos in und auf der Rinde, sondern auch im Holze, zwischen den Holzringen sind große Massen Bernsteinharz, bisweilen weißer und gelber Farbe zugleich, abgelagert.

Wie sich die Laubhölzer der Tertiärzeit in dieser Hinsicht verhalten, deren mit den Laubbäumen der Gegenwart so sehr verwandte, ja oft mit ihnen übereinstimmende Blätter so häufig vorkommen, ist uns gänzlich unbekannt. Wir wissen nicht ob die damals von Italien und Griechenland bis in die arktischen Regionen hinein ergrünenden Platanen, Eichen, Kastanien, Ahorne, Nußbäume u. s. w. zu ebenso kolossalen Dimensionen gelangten, wie sie ihre spätern Nachfolger so oft zu unserer Bewunderung darbieten. Die so beträchtliche Masse der harzigen Hölzer der Braunkohlenlager besteht aus Nadelhölzern, besonders aus cypressenartigen Gewächsen; und nur ein paarmal gelang es, Bruchstücke anderweitigen Holzes darunter zu finden, von denen das eine Eichen, das andere vielleicht Nußbäumen angehörte. Ein sehr bedeutender Harzgehalt befähigte wahrscheinlich die Nadelhölzer, dem der Fossilisation vorangehenden Zersetzungsproceß länger zu widerstehen, während die Laubhölzer ihm unterlagen und uns nur in der Form der erdigen Braunkohle erhalten blieben.

Mit Eintritt der Braunkohlenperiode, der Tertiärformation unserer Erde, weicht der einsame und traurige, farb- und tonlose Charakter, der noch die voraufgehende Steinkohlenperiode beherrscht, bereits einem lebensvollern, bewegtern Stimmungsbilde. Formen und Scenen contrastiren weniger als früher mit unserer Gegenwart. An Stelle der düster monotonen, formenarmen Urwälder drängt sich Ueppigkeit und Gestaltenreichthum des Pflanzenwuchses, dessen Gattungen noch fortleben, ob auch seine Arten größtentheils zu Grunde gegangen sind. Noch muß ein allgemeines Tropenklima, in Deutschland noch unterschiedslose Jahreszeit geherrscht haben, denn in allen Braunkohlenlagern des Nordens und Südens finden sich Abdrücke von Palmen und Lorbern. Freilich auf den höhern Gebirgsrücken weht schon eine kühlere Luft, die Vegetation tritt dort mehr zurück, und auch Eichen-, Kastanien-, Birken- und Pappelwälder finden bereits Luft und Boden für ihr Auftreten bereitet; aber ringsherum grünen auch die Lorber-, Cypressen- und Palmenhaine.

Ein neues Leben ist erwacht, so lautet weiter die anziehende Schilderung jener Schöpfungsperiode von Klenke, die Luft ist frei von dem Nebel früherer Inselküsten, der Continent macht seine eigenen Gesetze von Verdunstung und Niederschlag des atmosphärischen Wassers geltend. Das Meer- und Sumpfleben wird beschränkt; untergegangen sind die thierischen Ungeheuer der letzten Perioden: unförmliche Meerdrachen und Riesensaurier, halb Fisch, halb Krokodil; ungeheuerliche Geschöpfe mit emporgestrecktem, auf langem Schwanenhals getragenen Kopfe, mit kurzem Fischschwanze und Flossenfüßen; abschreckende Riesenleiber, halb Eidechse, halb Fledermaus, mit fürchterlich aufgesperrtem Rachen; andere, weniger abenteuerliche, weniger unschöne und massige Geschöpfe tauchen auf, neben den Riesengestalten treten zierliche Formen, glänzende Farben, fröhliche Stimmen ins Leben; ein mannichfaltiges Thierleben tummelt sich in den stillen Hainen unter schattigen Bäumen. Zum ersten mal durchtönt der Chor der gefiederten Sänger die

tonlose Schöpfung. Säugethiere beleben Land und Wasser, Thal und Wald; eine Unzahl schillernder Insekten und bewegliche Vogelschwärme treiben ihr munteres Spiel in der Luft und dem grünen Verstecke; Nester hangen am Gezweige; im Schilfe der Teiche nistet die Ente und das Wasserhuhn.

In bescheidener Kleinheit treten kryptogamische Gewächse in den Gewässern und auf dem dunkeln Waldboden auf; statt der frühern schlanken, an der Spitze beblätterten Stämme erheben sich horizontal verästelte Bäume; der Einfluß des wirksamen, die Nebel durchdringenden Himmelslichtes macht sich auf die Gestaltung der Vegetation geltend; die Blätter zeigen eine edlere Form in ihrer netzartigen Gefäßverzweigung, die Laubbäume erscheinen nun mit ihren weit höhern Anforderungen an mannichfaltige und verwickelte Lebensbedingungen. Die Pflanzenwelt, welche sich neu aus einer allmählich vergehenden Periode herausentwickelt, wird der Keim der gegenwärtigen Vegetationsperiode. Aber auch das höhere Geschlecht beginnt mit der untern Form seiner Arten; die mannichfaltigen Schönheitsformen unserer heutigen Blütenwelt: Dolden-, Glocken-, Lippen-, Rosen- und andere vielblätterige Blumen sind noch nicht vorhanden; arm und einförmig ist das Blumenleben und nur spärlich sind solche Familien, deren Kronenblätter eine zum Trichter verwachsene Blüte darstellen, wie Haide-, Seifen-, Styrax- und ähnliche Pflanzen. Auffallend ist die große Anzahl von Nadelhölzern; sie enthalten keine unserer heutigen Fichten, Tannen und Kiefern, haben auch andere, weichlichere Lebensbedingungen gehabt, da sie Tropenwärme liebten, gleich den Palmen, während sie heute nur die gemäßigten und kalten Regionen bewohnen; der Bau ihrer Nadeln und Zapfen ist abweichend von denen der gegenwärtigen, unter ihnen nicht vorhandenen Formen. Ihr späterer Untergang hat hauptsächlich die Braunkohle gebildet; aus ihren mächtigen Stämmen quoll in der tropischen Hitze reichlich das Harz hervor, träufelte zur Erde nieder, ballte zu dicken erhärteten Massen zusammen und liegt nun als Bernstein in der Braunkohle aufbewahrt. Das Baltische Meer wühlt an dem alten Waldboden dieser Bernsteinbäume, wirft die vorweltlichen Holzmassen aus, die während der langen Lagerung vom Sauerstoff der Luft chemisch verändert und in Bernsteinsäure — unser jetziges Bernstein — verwandelt wurden. Manches in demselben aufbewahrte Insekt bezeugt wieder, daß zu jener Zeit, als das Harz frisch aus dem Baume tropfte, noch kein Zonenunterschied auf der Erde herrschte, denn die Pflanzen und Thiere im europäischen Bernstein sind ganz dieselben, die sich im amerikanischen finden. Also dort wie hier gleiche Pflanzen, gleiche Thiere, gleiches Klima.

Im schroffen Gegensatze zu diesen zahlreichen Nadelhölzern erscheinen allmählich mit der fortschreitenden Vegetationsentwickelung die Laubhölzer und gestalten das Landschaftsgemälde der Gegenwart immer verwandter. Mächtige Eichenkränze umkränzen die Gebirge; das saftige Laubgewölbe der Linden mischt sich mit weißblinkenden Birken und dem hellen Grün der Buchenwälder; neben den dicht- und dunkellaubigen Walnuß- und Kastanienbäumen entfalten Ahorn und Platanen ihre scharf ausgeschnittenen glänzenden Blätter; aber die schönen Tulpenbäume, Stechpalmen, balsamischen Styraxgebüsche, die Cappernsträuche und indischen Anakardien, die sich zu unsern wilden Obstbäumen, Kreuz- und Weißdorn, Kornelkirschen, Mandeln und Leguminosen gesellten, stehen nicht mehr auf diesen Stellen, da hier kein tropisches Klima mehr ihre zartere Organisation behütet. Der Boden der Waldungen ist hoch bewachsen mit Heidelbeeren, die sandigen Gegenden mit Heidekräutern. Eine Blütenpracht von vielgestaltigen Schmetterlingsblumen, als: Goldregen, Cassien, Mimosen, Erythrinen in üppiger tropischer Ausbildung zieren den Untergrund des in größter Fülle und Tausende von Jahren ununterbrochen wachsenden Pflanzenlebens.

Die Gewässer sind von Berg und Thal geschieden; Fluß- und Teichufer von Weiden

und Ulmen, Haselnuß und Eschen umsäumt, und dazwischen drängen sich Lorber- und Myrtenbäume, so bei Parschlup in Steiermark. Das Wasser trägt auf seinem von zahlreichen Gräsern und Conferven gewebten Mantel strahlende Wasserlilien.

Die Meerbusen und Landseen sind mit Muscheln, Schnecken, Polypen und Wasserinsekten angefüllt. Gigantische Flossensäugethiere, Walfische, Delphine und Robben wälzen sich schnaubend durch die Wellen; ein riesiges Walroß, mit seinem Seekuhrüssel und seinen beiden, nach unten gerichteten Hauzähnen sonnt sich an den seichten Uferstellen und sucht nach Pflanzen und Muscheln; es ist das älteste Säugethier Deutschlands und wurde dort, wo jetzt Rhein und Main zusammenfließen, gefunden. Zu ihnen gesellt sich das Hippotherium, ein schlankes Pferd, und im Gräserdickicht haust ein raubgieriger Riesensalamander, der im öninger Sande als Skelet gefunden wurde.

Das Continentalland mit seinen Urwäldern ist von großen und kleinen, plumpen und behenden, raubgierigen und friedfertigen Landsäugethieren bevölkert. Es taucht die edle Gestalt des wilden Rosses, des Hirsches, des stolzen, gewaltigen Löwen auf; behende Tiger und Leoparden, schleichende Hyänen, kecke Wölfe, Füchse und wilde Hunde contrastiren auffallend mit den plumpen Körpern der Rhinocerosse, Tapire, Stiere, Bären und Mastodonten derselben Landschaft. Das Riesenfaulthier, Megatherium, namentlich in Amerika begraben, 7 Fuß lang und 12 Fuß hoch, hängt träge an den Baumstämmen; das Palaeotherium, halb Schwein, halb Tapir, bald pferde-, bald hundegroß, wühlt den Boden der Waldungen auf; die Mastodonten, eine besondere Art vorweltlicher Elefanten, auch Mammuth genannt, mit ungeheuern Stoßzähnen, herrschen als die Landriesen in den Urwäldern, die damals noch hoch in Sibirien, wo gegenwärtig ewiges Eis liegt, unter tropischen Lüften aufwuchsen. Im Tungusenlande, nahe am Eismeere, wurde ein solches Riesenthier mit Fleisch und Haut im vieltausendjährigen Eise so frisch erhalten gefunden, daß die Eingeborenen das Fleisch verzehrten; es maß 5 Ellen Höhe und 9 Ellen Länge; ein einziger Elfenbeinzahn wog 200 Pfund.

So gestaltete sich damals vor vielen Jahrtausenden während der Braunkohlenbildung das Thier- und Pflanzenleben unserer Erde; für den Menschen war sie wahrscheinlich noch nicht zum Wohnplatz geeignet; die Thier und Pflanzenwelt mußte geographisch vertheilt werden, um ihre Mannichfaltigkeit zu erhöhen, ihre edelsten Formen zu entwickeln; der Continent mußte vergrößert und höher gelegt, das Meer in feste Schranken gewiesen, der Boden gesichert werden für das höchste Gut der Schöpfung — den Menschen.

Aus jenem fernen Vorabend der Gegenwart ragen die ersten Formen der ehrwürdigen Riesendenkmäler unserer heutigen Pflanzenwelt herauf, zu welchen nun der Mensch staunend und ehrfurchtsvoll wie zu den Zeugen seines eigenen, geheimnißvollen Eintrittes in die Welt der Erscheinungen emporblickt.

Chronik der Gegenwart.

Nekrologe.

Domenico Promis ist am 6. Febr. 1874 zu Turin, seiner Geburtsstadt, gestorben. Er folgte seinem Bruder Carlo, dessen Heimgang wir erst kürzlich anzeigten, sehr bald im Tode nach. Mit ihm ist wieder einer jener ausgezeichneten Träger wissenschaftlicher Bestrebungen hingegangen, welche unter König Karl Albert den Namen Turin zu einem oft und rühmlich genannten machten. Promis wurde im zwanzigsten Lebensjahre Kassirer bei der königlichen Münze. Im Jahre 1832 wurde ihm die Direction des königlichen Münzcabinets übertragen, und fünf Jahre darauf wurde er gleichzeitig zum Director der königlichen Privatbibliothek ernannt. „Es ist nicht möglich", heißt es in einem Nekrolog Promis' in der augsburger „Allgemeinen Zeitung", „eine schönere, gewähltere und besser eingerichtete fürstliche Büchersammlung zu sehen als die turiner, die namentlich im Fache der italienischen Geschichte und der schönen Künste höchst bedeutend, auch an Handschriften und Seltenheiten reich ist und mit der berühmten Waffensammlung Turins wetteifert. Domenico Promis lebte und webte in diesen würdigen und behaglichen Räumen, von denen aus er bis zu der Katastrophe des Jahres 1849 in fortwährender Beziehung zum Könige blieb, der bis ans Ende seiner Regierung nicht aufgehört hat, an dieser seiner Schöpfung das lebendigste Interesse zu nehmen." Im Jahre 1833 wurde Promis durch die Ernennung zum Mitgliede der Deputation für vaterländische Geschichte ausgezeichnet. Diese Deputation, welche erst in demselben Jahre ins Leben getreten war, gab seit dem Jahre 1836 die große Quellensammlung der „Monumenta historiae patriae" heraus. Später wurde er zum Vicepräsidenten der Deputation ernannt. Eifrig hat er für dieses Institut gewirkt und in ihm und seinem Gedeihen eine Quelle großer Freude und innerer Genugthuung gefunden. Der Schwerpunkt der literarischen Thätigkeit Promis' lag in seinen numismatischen Studien. Er war ein enragirter Münzensammler und Kundiger der Numismatik schon von früher Jugend an. Seine Sammlungen gingen später in den Besitz des Königs über und wurden durch bedeutende Ankäufe, wie durch den der Gradenigo'schen Sammlung in Venedig, sehr vergrößert. Heute umfaßt das Cabinet ungefähr 35000 Nummern. Im Jahre 1834 erschien eins der Hauptwerke Promis', die „Monete ossidionali del Piemonte", und bald darauf das große Werk „Monete dei Reali di Savoia" in zwei Bänden, geschmückt durch viele Kupfertafeln. Seine Sammlung „Miscellanea di storia italiana" enthält eine große Menge von Aufsätzen verschiedenen Inhalts, die meistens sehr beachtenswerth sind. Zu nennen sind außerdem noch seine Arbeiten über die Münzen der Päpste vor dem Jahre 1000, also von Gregor III. bis Paschalis II., über die Münzen der Insel Chios unter genuesischer Herrschaft, über die der Republik Siena, über den Ursprung der Münze von Genua und seine Beiträge zu der Sammlung „Monumenta historiae patriae". Die letzten Jahre des ausgezeichneten Gelehrten wurden durch mehrere schmerzliche Verluste getrübt. Dem geliebten Bruder Carlo sah er seinen jüngern Sohn folgen, und beider Verlust schmerzte ihn tief. Er folgte ihnen bald. In seinem Amte als Bibliothekar

ist sein älterer Sohn Vincenzo sein Nachfolger, der ebenfalls als tüchtiger Numismatiker bekannt ist. Italien beklagt in dem Dahingegangenen einen seiner hervorragendsten Gelehrten, der auch in den Annalen der internationalen Wissenschaft einen ausgezeichneten Platz einzunehmen würdig ist.

Am 8. April 1874 schied in Kassel der Generalmajor a. D. Heinrich Friedrich von Meibom, Senior der vormals kurhessischen Offiziere, aus dem Leben. Am 26. Dec. 1784 auf dem Gute Thune im Herzogthum Braunschweig geboren, trat er siebzehnjährig als Cadet in eins jener deutschen Regimenter ein, welche damals in holländischen Diensten standen. Als Jérôme Napoleon sich die Krone Westfalens aufs Haupt gesetzt und die im Auslande dienenden Landeskinder zurückgerufen hatte, ging Meibom in die westfälische Armee über. Er machte mit den Westfalen den Krieg von 1812 in Rußland mit und wurde nach seiner Rückkehr im nächsten Jahre Commandeur des 7. Linienregiments, welches neu organisirt wurde. Später, nachdem die Dynastie der Napoleoniden gestürzt worden und auch Jérôme sein improvisirtes Königreich Westfalen räumen mußte, trat Meibom in kurhessische Dienste ein. Er bekleidete zuletzt das Amt eines Commandeurs des Cadettencorps. Im Jahre 1821 war er Bürger der Stadt Kassel geworden. Er beschloß daselbst, nachdem er seit dem Jahre 1847 im Ruhestand gelebt hatte, seine Tage.

Am 12. Aug. 1873 starb zu Stuttgart der Oberbibliothekar Christoph Friedrich von Stälin, ein um das wissenschaftliche Leben Würtembergs vielfach verdienter Mann. Er wurde im Jahre 1805 geboren, studirte Philosophie und Theologie und wurde im Jahre 1828, nachdem er zuvor längere Zeit hindurch freiwillige Dienste an der stuttgarter öffentlichen Bibliothek geleistet hatte, zum Bibliothekar daselbst ernannt. Seit dem Jahre 1846 hatte er die Stelle eines Oberbibliothekars dort inne und bewies in derselben eine seltene Fülle des Wissens und viele praktische Befähigung. Seine ungewöhnlichen antiquarischen Kenntnisse qualificirten ihn auch in hohem Grade zu einem Amte, welches er seit dem Jahre 1830 verwaltete, zu der Inspection über das Münz-, Medaillen- und Antiquitätencabinet. Seit dem Jahre 1862 nahm er auch theil an der Thätigkeit des Rathes der neugegründeten Staatssammlung vaterländischer Kunst- und Alterthumsdenkmale. Als Wappencensor beim Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten und als Mitglied des Statistisch-Typographischen Bureau war er außerdem noch thätig. Die Bearbeitung des geschichtlichen Theiles der Oberamtsbeschreibungen, Aufsätze, Recensionen und andere kleine Schriften, welche in den „Würtembergischen Jahrbüchern" veröffentlicht wurden, legen Zeugniß ab für die seltene Befähigung Stälin's. Einen Namen in weitern Kreisen erwarb er sich indessen erst durch seine „Würtembergische Geschichte", deren erster Band im Jahre 1841 erschien und deren fünften er wenige Wochen vor seinem Ableben noch vollendete. Gründlichkeit und Quellenmäßigkeit des Inhalts, Anschaulichkeit und Präcision der Darstellung sind die Hauptvorzüge dieses vortrefflichen Werks, welches seinem Verfasser eine glänzende Stellung unter den Historikern der Gegenwart eingebracht hat. In Anerkennung seiner vorzüglichen Leistungen machte ihn im Jahre 1845 die juristische Facultät der Universität Tübingen zum Doctor honoris causa. Die Centraldirection für Herausgabe der „Monumenta Germaniae" in Frankfurt a. M. ernannte ihn zum Mitgliede. Von der königlich bairischen Akademie der Wissenschaften in München wurde er in die Historische Commission berufen.

In den ersten Morgenstunden des 1. Jan. 1874 starb im neuen Johannishospital zu Leipzig Karl Sprosse, unter den Künstlern dieser Stadt einer der hervorragendsten, der namentlich als Aquarellmaler Treffliches leistete. „Infolge der empfindsamen Zurückgezogenheit, in welcher er lebte", sagt das „Leipziger Tageblatt" in einem trefflichen Nekrolog Sprosse's aus der Feder M. Jordan's, „war sein Name unter seinen Mitbürgern fast schon vergessen, aber Streben und Verdienst sichern ihm eine ehrenvolle Stelle in der Kunstgenossenschaft, wie seine Persönlichkeit trotz aller Seltsamkeiten und Härten, die ihr anhafteten, den Eindruck einer seltenen Gesinnungsreinheit hinterläßt." Sprosse wurde am 11. Juni 1819 in Leipzig geboren, und bereits in früher Kindheit begleitete ihn die Sorge auf seinen Wegen. Bei tüchtigen Naturanlagen, die schon damals sich äußerten,

gingen ihm die leichten einschmeichelnden Manieren ab, die ihm die Herzen der Menschen hätten gewinnen können. Zu seiner Ausbildung zum Maler reichten ihm einige Gönner, namentlich Friedrich Brauer und Schnorr von Carolsfeld, helfende Hand. Alsdann ging er zu seiner weitern künstlerischen Förderung auf Reisen. Sachsen und die Rheinlande gaben ihm reichliche Gelegenheit zum Studium der Natur. Etwa im Jahre 1840 fand er durch die Vermittelung des bekannten Kunstschriftstellers Dr. Puttrich Beschäftigung. „Auf diese Weise", sagt das oben angezogene Blatt, „wurde ihm der Schwerpunkt seines Talentes klar, der in der Kunstarchitekturmalerei lag. Das Beste, was er geschaffen hat, gehört diesem Gebiete an. Wenn auch Sprosse an malerischem Reiz der Auffassung, an Eleganz des Vortrags von andern übertroffen worden ist: die Treue der Wiedergabe, die Genauigkeit des Studiums, das auf gründlicher Kenntniß der künstlerischen und wissenschaftlichen Hülfsmittel beruhte, und der unermüdliche Fleiß der Durchführung, die nirgends der Phrase oder der Schönfärberei Spielraum ließ, zeichnen seine Leistungen um so vortheilhafter aus, je seltener diese sich ganz an den Gegenstand hingebende Darstellungsweise geworden ist." Sprosse besuchte mehrmals Italien, wo er reiche Anregung und Förderung seines Talents fand. Seine auf Veranlassung dieser Reisen entstandenen italienischen Aquarellbilder werden von der Kunstkritik für seine besten Leistungen gehalten. Auch in Oel, mit der Feder, dem Bleistift und der Radirnadel leistete er Tüchtiges, wenngleich seine eigentliche Bedeutung als Maler ohne Frage in seinen Aquarellen zu suchen ist. Nachdem er jahrelang an einem chronischen Herzleiden gelitten hatte, starb der treffliche, durch die schönsten Gaben des Geistes und Gemüthes ausgezeichnete Künstler plötzlich und unerwartet; das letzte Jahr seines Lebens wurde ihm durch die Pflege, die ihm im leipziger Johannishospital zutheil wurde, in mannichfacher Beziehung versüßt und verschönt, sodaß er auch wieder mit größerer Liebe seiner Kunst lebte. Der Tod schnitt die Hoffnungen schnell ab, die seine Freunde bereits für den geliebten Künstler zu hegen angefangen hatten.

Von Görz ging die Botschaft von dem am 27. Dec. 1873 auf dem Schlosse Strassoldo erfolgten Tode des Grafen Strassoldo, Freiherrn von Graffenberg, ein. Er erlag einer heftigen Rippenfellentzündung gerade in dem Augenblick, als er nach Gratz zurückkehren wollte, von wo aus er vor einigen Monaten vor seinem Tode sich auf sein Schloß begeben hatte, um daselbst für seinen geschwächten Gesundheitszustand Erholung zu suchen. Graf Strassoldo erblickte am 23. März 1800 das Licht der Welt. Er widmete sich nach tüchtigen Studien der Beamtencarrière. Seine frühesten Beamtenjahre, sozusagen seine staatsmännischen Lehrjahre brachte er in den italienischen Provinzen zu und bekundete schon damals ein ungewöhnliches Talent für diplomatische und andere Staatsgeschäfte, sodaß seine später erfolgte Berufung in die k. k. Hofkanzlei sehr erklärlich erschien. Das Bewegungsjahr 1848 fand ihn in Rovigo als Provinzialdelegaten. Als die Revolution ausgestürmt hatte, ward ihm die Auszeichnung zutheil, zum Hofrath beim dalmatischen Landesgubernium ernannt zu werden. Nicht lange darauf ging er als Chef der Civilabtheilung des Generalgouvernements des Lombardisch-Venetianischen Königreichs nach Italien zurück. Nach dem Abgange des Fürsten Karl Schwarzenberg vom Statthalterposten zu Mailand erhielt Graf Strassoldo durch die besondere Gunst des Kaisers diese ausgezeichnete und verantwortungsvolle Charge. Im Jahre 1853 aber finden wir ihn in Steiermark, also in Gratz, als Statthalter wieder. Er war in diesem Amte mit Energie und Einsicht thätig, bis er im Jahre 1865 in den Ruhestand trat. Seitdem hat er an den öffentlichen Angelegenheiten keinen thätigen Antheil gehabt und in Zurückgezogenheit gelebt. In dem Grafen Strassoldo, der, nebenbei bemerkt, ein Schwager Radetzky's war, verliert Oesterreich einen seiner hervorragendsten und beliebtesten Cavaliere.

Der in den kurhessischen Verfassungskämpfen viel genannte Justizrath Heinrich Henkel in Kassel ist am 26. Juni 1873 aus dem Leben geschieden. Er wurde am 9. Jan. 1802 zu Schmalkalden als Sohn eines dortigen Beamten geboren. Im Jahre 1817 bezog er die marburger Universität, um die Rechtswissenschaft zu studiren, und wurde Sprecher der dortigen Burschenschaft. Nach fünfjährigem Studium bestand er seine Prüfungen nicht nur rite, sondern cum laude, wurde Advocat in Kirchheim und im Jahre

1825 Obergerichtsprocurator in Marburg, in welcher Stellung er bis zum November 1830 verblieb, um sich alsdann, seiner Neigung gemäß, für die akademische Laufbahn vorzubereiten. Er hat indessen dieses Ziel nie erreicht, da politische Bestrebungen ihn bald in andere Bahnen lenkten. Die Bewegungen der Julirevolution hatten inzwischen auch Marburg ergriffen; Henkel nahm lebhaften Antheil an ihnen und trat in Wort und Schrift für die Idee der Freiheit ein. Im März 1833 trat er als Abgeordneter für Marburg in den hessischen Landtag. Auch in den beiden folgenden (bis April 1835) hatte er Sitz und hat namentlich an den gesetzgeberischen Leistungen derselben thätig mitgewirkt. In den Landtag von 1836 wurde er nicht wieder gewählt. Inzwischen war er Obergerichtsprocurator in Kassel geworden und hatte sich eine große Praxis erworben, sodaß ihm zum politischen Wirken nur wenig Zeit übrigblieb. Ein Werk von Werth gab er in den Jahren 1839—40 heraus: „Bemerkenswerthe Rechtsfälle und gerichtliche Entscheidungen" (drei Hefte). An dem Streite der hierarchischen Partei mit den Liberalen in Hessen über die Frage der förmlichen Verpflichtung der evangelischen Geistlichen auf die Symbolischen Bücher des 16. Jahrhunderts nahm er zu Gunsten der Liberalen regen Antheil und schrieb mehrere damals Aufsehen machende Broschüren, namentlich gegen den bekannten Vickell. Im Jahre 1845 wählten die Städte des Diemelstromes Henkel wiederum in den Landtag; er trat hier als der eigentliche Führer der Kammermehrheit in der Sache der Vertheidigung der in Kurhessen arg bedrückten Deutschkatholiken auf und bekämpfte namentlich die Angriffe seines frühern Freundes Scheffer, des Verwalters des Ministeriums des Innern. Zum Landtage 1847 wollte die Regierung Henkel und seine Anhänger nicht zulassen, und erst nach erfolgter gerichtlicher Freisprechung Henkel's wurde er und seine Genossen zum Landtage zugelassen. Mit dem Jahre 1848 traten bekanntlich auch in Hessen bessere Zustände ein. „Vor dem Sturme der Adressen und Abordnungen", heißt es in einem Nekrolog Henkel's in der „Allgemeinen Zeitung", „verschwanden die Scheffer und Consorten und ließen den Kurfürsten im Stiche. Henkel gehörte jetzt zu den Männern, die sich um den Thron des Landesherrn scharten, welchem nunmehr, so schien es wenigstens, die Augen aufgegangen waren, sodaß er öffentlich und feierlich Beobachtung der Verfassung und Abhülfe der gerechten Beschwerden seines Volkes gelobte. Henkel war Verfasser der von den Kasselanern am 6. März 1848 dem Kurfürsten überreichten «Centum gravamina nationis hassiacae». Eifrig betheiligte er sich an den Landtagsarbeiten mit den Märzministern, deren Verkehr mit dem Kurfürsten eine kurze Zeit lang, bis Oesterreich wieder zu Kräften kam, leidlich von statten ging." Henkel wurde nunmehr von zwei Wahlbezirken ins Parlament gewählt, kehrte aber bald zum Landtage zurück; denn er war mit dem Parlament sehr unzufrieden und polemisirte heftig gegen die Halbheit in den Maßnahmen desselben. Im Anfange des Jahres 1849 finden wir ihn abermals als Abgeordneten der Stadt Kassel im Parlament, und zwar im Centrum. Nachdem die frankfurter Reichsverfassung gescheitert, ging er nicht mit dem Rumpfparlament nach Stuttgart, sondern als Abgeordneter für Fritzlar zum Volkshause nach Erfurt, wo er die Annahme der Dreikönigsverfassung befürwortete. Er kehrte von dort zum hessischen Landtage zurück und wirkte für die erfurter Reichsverfassung und die kurhessische Landesverfassung. Als Oesterreich und Baiern der Opposition in Hessen durch die Waffen ein Ende machten, wurde Henkel nebst seinen Collegen zu mehrjähriger Festungshaft verurtheilt, aus der er erst im Jahre 1853 entlassen wurde. Während der Reaction hielt sich Henkel ziemlich fern von der Betheiligung am öffentlichen Leben. Als von Preußen her wieder freiere Lüfte zu wehen anfingen, wurde er jedoch noch einmal in den Landtag gewählt. Mit den Ereignissen des Jahres 1866 war er völlig einverstanden und die Annexion Kurhessens durch Preußen betrachtete er als ein Glück, wenn ihm auch der Untergang der Verfassung, für die er so tapfer gefochten, einigermaßen schmerzlich sein mochte. Den Errungenschaften des Jahres 1870—71 brachte er das Gefühl freudigster Sympathie entgegen. Gelegentlich seines funfzigjährigen Dienstjubiläums erhielt Henkel von der Stadt Kassel das Ehrenbürgerrecht; der König schmückte ihn mit dem Rothen Adlerorden. Einige Jahre zuvor war er bereits zum Justizrath ernannt worden.

Revue der bildenden Künste.

Die Weltausstellung in Wien hat uns im Jahre 1873 eine glänzende und beinahe vollständige Uebersicht des modernen Kunstlebens gewährt. Ihrer Ergebnisse ist auch an dieser Stelle kurz gedacht worden. Die bildenden Künste haben seitdem nicht viel Neues producirt, wenigstens nicht viel von Bedeutung; noch immer bilden die Kunstwerke, die im Prater vereinigt waren, namentlich der interessante Wettstreit zwischen französischer und deutscher Kunst, wie er sich hier wieder herausstellte, den Gegenstand der Gespräche und der Erörterung in öffentlichen Blättern.

Auf dem Gebiete der Baukunst wird seit dieser Zeit nirgends so eifrig gearbeitet wie in Wien. Jene großen Unternehmungen, deren Entwürfe und Modelle auf der Weltausstellung Bewunderung geerntet hatten, steigen nach und nach aus dem Boden hervor. Die Kunstakademie und die neue Börse von Theophil Hansen sind bereits weiter vorgeschritten, aber auch die kaiserlichen Museen von Semper und Hasenauer, die Universität von Ferstel, das Rathhaus von Friedrich Schmidt, das Parlamentsgebäude von Hansen sind begonnen. Mit allen gegen vier Stimmen ging die Bewilligung der Summen für das letztgenannte im österreichischen Abgeordnetenhause durch — beschämend genug für den Deutschen Reichstag, der noch immer nicht zu seinem neuen Hause kommen kann und, nachdem die Sache einmal gründlich verfahren worden, nachdem bei der Concurrenz nicht der einzige richtige Schritt gethan worden war, dem Sieger, auch unabhängig von der Wahl des Platzes, die Ausführung des Werkes zu übertragen, immer mehr in die Irre gerieth. Der Reichstag verwarf den einzig möglichen Platz für monumentale Wirkung und Massenentfaltung, den des Kroll'schen Etablissements, und wählte, unter der Führung von August Reichensperger, welcher eine geringe Majorität zu gewinnen wußte, ein ganz unmögliches Terrain hinter dem jetzigen provisorischen Reichstagshause. Der ultramontane Apostel der modernen Gothik wußte, was er wollte: für einen gothischen Bau, der Stockwerk über Stockwerk häuft und seinen monumentalen Ausdruck in Thürmen sucht, wäre ein solcher Platz gut gewesen. Seitdem haben die berliner Architekten, welche der Reichstagscommission als Sachverständige zur Seite stehen, klar bewiesen, daß mit diesem Grundstück nichts zu machen sei, und die Sache kann nun wieder von vorn anfangen. Schlimm genug aber, daß ein Parlament von dieser politischen Bedeutung, dazu berufen, mit der Kraft auch die Intelligenz der Nation zu vertreten, sich fast immer Blößen gibt, wenn es sich um künstlerische Fragen handelt.

Die Bildhauer haben in letzter Zeit vielfach Gelegenheit gefunden, ihr Können bei Concurrenzen für bedeutende Monumente zu bewähren, und jedesmal war der Erfolg dadurch ein höchst erfreulicher, daß stets ein hervorragender und erprobter Meister den Preis gewann. Für das Cornelius-Denkmal in Düsseldorf trug Donndorf in Dresden den Sieg davon; den Auftrag zur Ausführung des Werkes hat er bereits angenommen. Unter den Entwürfen für das Beethoven-Monument in Wien hat derjenige von Zumbusch durchschlagende Wirkung gethan. Nachdem Johannes Schilling in Dresden aus der engern Concurrenz für das Nationaldenkmal auf dem Niederwalde als Sieger hervorgegangen, hat er auf Wunsch des Comité auch diesen Entwurf nochmals umgearbeitet und zwar mit bestem Erfolge. Die Aufgabe, ein Monument von imposanten Verhältnissen zu schaffen, das auch in die Ferne wirkt, bot Schwierigkeiten genug. Schilling hat verstanden, die Sculpturen des mächtig ausgebildeten Sockels zu vereinfachen, und die Hauptfigur, die vor dem Kaiserthrone stehende Germania, mit der Linken auf das Schwert gestützt, in der Rechten die Kaiserkrone emporhaltend, ist schön und großartig.

So ist denn Aussicht vorhanden, daß durch diese Schöpfung die Kriegsthaten der jüngsten Zeit und die Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches eine würdigere Verherrlichung finden werden als durch das Siegesdenkmal auf dem Königsplatze in Berlin. An diesem ist nichts monumental als das kostbare Material, aber die Erfindung, die von Strack herrührt, ist überaus dürftig und hat Berlin um ein neues Experiment im classischen Zopf bereichert. Die nichtssagende Säule, welche aus der umgebenden Halle herauswächst, die stillos-naturalistische Decoration durch die reihenweise in die Cannelirungen gestellten und mit Guirlanden befestigten Kanonenrohre, das kleinlich behandelte Adler-

capitäl und die für das Ganze viel zu große Statue, die es krönt, ergeben einen anspruchsvollen Prunkbau, welchem Charakter und Eigenthümlichkeit ebenso sehr wie die feinere Durchbildung fehlen. Auch die Reliefs vom Unterbau sind von mäßigem Werth, das von Calandrelli gearbeitete ist unter ihnen das beste. Bei der Enthüllung des Siegesdenkmals war die Rückwand der untern Halle mit dem Gemälde von Anton von Werner geschmückt, das in Mosaik ausgeführt werden soll. In der Vela, die er für die Siegesstraße erfunden, durch welche das Heer im Jahre 1871 seinen Einzug hielt, hatte Werner zum ersten mal den Versuch gemacht, Ereignisse und Kriegsthaten der jüngsten Zeit in der Fülle ihrer realen Wucht darzustellen, aber ihnen dabei durch einen gewissen phantastischen Apparat einen Zug des Poetischen und einen größern malerischen Reiz zu verleihen. Es kann fraglich sein, ob jene Art der Darstellung, für eine halb improvisirte Festdecoration unübertrefflich, auch für den monumentalen Zweck geeignet ist. Jedenfalls hatte sich aber Werner auch hier wieder als einen Künstler von kühner Erfindung und seltener Virtuosität gezeigt, der eine hinreißende Wirkung hervorzubringen weiß.

Im übrigen gingen die bedeutendern malerischen Leistungen, welche während der letzten Monate das Interesse der kunstliebenden Kreise erweckten, großentheils von Wien aus. Makart's Katharina Cornaro, welche die Huldigung Venedigs empfängt, gleichzeitig mit der Weltausstellung zuerst im wiener Künstlerhause ausgestellt, hat seitdem eine Rundreise angetreten. Wenn man dies Werk als einen Trumpf bezeichnet, den der Künstler ausgespielt hat, so ist man im Rechte. Der Fortschritt gegen früher ist unverkennbar. Sichtlich lehnt er sich an Paolo Veronese an, dem er den Stil der reichen Composition wie die Grundsätze des Colorits nachbildet, aber dieser Anschluß ist für ihn nur vortheilhaft. Er hat hier eine größere Realität als früher gewonnen, hat widerwärtige Züge, wie sie sonst immer bei ihm auftauchten, vermieden, und mit seiner glänzenden coloristischen Bravour eine zauberhafte Wirkung erreicht. Grenzen, die er nicht zu überschreiten vermag, sind ihm freilich auch hier gesetzt. Echte Individualitäten voll Wille, Bewußtsein und Ursprünglichkeit, echtes, von Empfindung durchdrungenes Leben darzustellen, ist ihm auch hier nicht gelungen. Trotz aller Pracht der Erscheinung stehen seine Gestalten wie Schatten vor uns da.

Während Makart die Bewunderung des Publikums schnell gewonnen hatte, verhielt sich dieses spröde und abwehrend gegen die letzte größere Schöpfung, mit welcher der neue Professor der wiener Akademie, Anselm Feuerbach, auf den Schauplatz trat. Seit einer Reihe von Jahren hatten alle seine Arbeiten den Charakter ruhiger, stimmungsvoller Situationsbilder, gewöhnlich von melancholischer Empfindung beseelt. Mit diesem Werke macht er nach langer Zeit zum ersten mal wieder den Versuch, einen Gegenstand voll dramatischen Lebens und entfesselter Leidenschaft darzustellen. Nicht alles ist ihm auf den ersten Wurf gelungen, die vollständig geschlossene Einheit fehlt dem Bilde, das zu episodenhaft componirt ist; neben Motiven und Gruppen von hoher Schönheit kommen solche vor, die noch nicht zur vollen Klarheit herausgearbeitet sind; aber auch diesem Bilde gegenüber hat man das Gefühl, daß es die Leistung eines immerfort strebenden Künstlers ist, der seine ganze Kraft, seine innerste Empfindung an die Sache setzt, der auch in der Farbe, in der er Ungewöhnliches vermag, nicht blos auf den coloristischen Effect ausgeht, sondern sie als das Mittel poetischen Ausdruckes handhabt. Deutlicher noch trat die ernste, tiefe, ringende Natur Feuerbach's in einem zweiten, kurz darauf vollendeten Werke zu Tage, dem Gastmahl des Agathon. Den Stoff, den er bereits in einem frühern, auf der münchener Ausstellung des Jahres 1869 erschienenen Werke behandelte, hat er jetzt noch einmal ergriffen, in der richtigen Erwägung, daß er desselben damals nicht vollkommen malerisch Herr geworden, daß aber das bereits Geleistete werth sei, von neuem durchgearbeitet zu werden. Er hat die stilvoll angelegte Composition beibehalten, aber passend abgerundet und bereichert, an Stelle des frühern kalten, grauen Tons der Farbe, der ein Misgriff gewesen, hat er ein sattes, harmonisches, kräftiges Colorit gesetzt, und vor allem hat er das bewährt, was das Talent erst zu dem machen kann, was es sein soll: Charakter.

Der diesjährige Salon in Paris scheint ungewöhnlich glänzend zu sein, 2205 Oelgemälde, 188 plastische Arbeiten sind ausgestellt. Seit dem Jahre 1872 hat jeder Sa-

lon den vorhergehenden an Zahl der Einsendungen und an durchschnittlicher Güte der Arbeiten übertroffen, die Production in Frankreich hat seit dem Kriege noch zugenommen. Unter den Bildwerken haben der Narciß von Paul Dubois und die Gruppe Gloria victis von Mercié die höchste Bewunderung gefunden. Unter den Gemälden fesselt namentlich ein malerisches Experiment von seltener Kühnheit des Machwerkes, Bonnat's gekreuzigter Christus, schroff naturalistisch abstoßend, aber von außerordentlicher Lichtwirkung. Daneben werden Machard's Diana, eine poetische Idealfigur, der Einzug Karl Martel's in Poitiers von Puvis de Chavannes, die Kriegsbilder von Detaille, Dupray und Neuville vorzugsweise gerühmt. Auch Genre und Landschaft haben Treffliches geleistet. Unter den Erscheinungen aus dem Auslande hat namentlich der Pole Matejko mit seinem von der Weltausstellung her bekannten Stephan Bathori, der die russischen Abgesandten empfängt, in Paris imponirt.

Seit der Weltausstellung sind überall in den Kreisen, welche Interesse für die bildende Kunst haben, namentlich zwei Fragen lebhaft erörtert worden: die Förderung der Kunst durch den Staat, und die Unterrichts- und Kunsterziehungsfrage. Wenn die französische Kunst damals, kurz nach der tiefsten politischen Demüthigung der Nation, dennoch vor den Augen der gebildeten Welt eine Gediegenheit und einen Glanz entfaltete, welche die Leistungen aller übrigen Völker in Schatten stellten, wenn gerade Deutschland durch Frankreich vielfach beschämt ward, so beruhte dieses Ergebniß nicht sowol auf einem Uebergewicht von Talent und echtem Kunstgefühl auf französischer Seite, als vielmehr auf dem richtigern Verhältniß, welches dort Staat und Gesellschaft der Kunst gegenüber einnehmen, auf einer bessern Organisation der Kunstpflege und des Kunstunterrichts. Von vielen Schriftstellern, welche über die bildende Kunst auf der Weltausstellung berichtet haben, ist das auf das entschiedenste ausgesprochen worden, von keinem schärfer und nachdrücklicher als von R. Eitelberger von Edelberg, in einem Aufsatze, der in der „Zeitschrift für bildende Kunst" erschien. Die deutschen Akademien und Kunstschulen bleiben in ihren Leistungen weit hinter den billigen Anforderungen zurück. Die alte akademische Tradition ist vollständig abgestorben, und wenn da und dort jüngere und lebensfähige Richtungen Wurzel gefaßt, ja selbst Schule gebildet haben, so fehlte es doch überall an der rechten Entschlossenheit der Entwickelung, an dem wahren Zusammenhange zwischen allen einzelnen Bestrebungen. In besten Fällen können angehende Künstler einen tüchtigen Unterricht im Atelier eines einzelnen Meisters, und hier in einer ganz bestimmten Richtung, erhalten. Aber es fehlt meist sowol an einem auf richtige Principien gegründeten Elementarunterricht, als — auf höhern Stufen der Ausbildung — an wahrhaft methodischer und zusammenhängender Unterweisung in dem, was sich in der Kunst lernen läßt. Von dieser regelmäßig entwickelten und sicher geschulten Uebung von Auge und Hand, dieser gediegenern Kenntniß des menschlichen Körpers, der Antike, der ältern Meister, wie in Frankreich, ist bei uns nirgends die Rede.

Die Kunstakademie in Berlin kann nicht leben und nicht sterben; seit dem Tode von Gottfried Schadow (1850) hat sie noch immer keinen Director, der Stellvertreter des Vicedirectors ist ihr officieller Leiter und die frischern, thätigern Kräfte werden in der Lehrerschaft und im Senat durch die Masse altersschwacher und unzureichender Mitglieder erdrückt. Nur diesem Institut zum Trotz wird in Berlin von Einzelnen Gediegenes und Lebensfähiges producirt. Besser steht es freilich in München, wo Piloty wenigstens verstanden hat, Schule zu bilden, wo sein eminentes Lehrtalent ihn schon seit mehr als einem Jahrzehnt als den für die ganze Richtung der Akademie maßgebenden Künstler dastehen ließ, bis er jetzt nach dem Tode von Kaulbach ihr wirklicher Director geworden ist. Aber der Realismus, der hier überwiegt, ist ein sehr äußerlicher und einseitiger. Immerhin mögen einzelne Talente sich hier glücklich ausbilden und in einzelnen Beziehungen trefflichen Unterricht empfangen können, ein höherer Aufschwung, eine Entfaltung der besten künstlerischen Kräfte der Nation, ein ideales künstlerisches Streben ist doch von hier nicht ausgegangen. In Deutschland haben zwar alle möglichen Hauptstädte kleinerer Staaten ihre Akademien, aber gerade diese pflegen von sehr geringem Einfluß auf die Entwickelung der Kunst zu sein, sie arbeiten mit unzureichenden Mitteln und unvollständigen Kräften, sie haben im besten Falle einzelne Künstler unter ihrem Personal, die einen eng um sie selbst gescharten Schülerkreis fördern; im großen und ganzen ziehen

sie jedoch nur eine Generation nach der andern von ungenügend vorgebildeten, halb dilettantischen, in enge Gesichtskreise gebannten, daher sofort der Mittelmäßigkeit preisgegebenen jungen Künstlern heran.

Und hat der deutsche Künstler seine Schule hinter sich, so sieht er meistens sich in der Lage, für den großen Markt produciren zu müssen, auf dem das Mittelmäßige die gangbarste Waare ist, er macht Fabrikarbeit nach einem bestimmten Durchschnittsmaß, alle höhern Impulse verschwinden, er sinkt der Verflachung und der Manier in die Arme. Wo haben wir ein Beispiel von so umfassenden Ankäufen von Bildwerken und Gemälden durch den Staat wie in Frankreich? Ideale Bestrebungen, Versuche, über das Alltägliche hinauszugehen, Leistungen, die ein Aufbieten gesteigerter Kraft beanspruchen, können hier von vornherein einer ehrenvollen Aufnahme eines Ankaufes für öffentliche Gebäude für die Sammlungen des Staates sicher sein. Ein erheblicher Bruchtheil aller hervorragenden Kunstwerke in der französischen Abtheilung der Weltausstellung war durch die Katalognotiz ausgezeichnet: „Gehört dem Staat!" Ebenso lebhaft aber wird von Staats wegen dort die monumentale Kunst gefördert, zunächst die Architektur, dann auch Plastik und Malerei, die sich zu decorativen Zwecken unmittelbar an dieselbe lehnen. Auch die großen Communen schließen sich dem Staate in dieser Hinsicht würdig an. Die Specialausstellung der Stadt Paris, die eine Uebersicht jener Fülle von Unternehmungen bot, welche diese eine Stadt in einem gewissen Zeitraum hatte in das Leben treten lassen — Bauwerke, Schulen, Theater, Kirchen, umfassende Herstellungsbauten, wie die Restauration des Stadthauses, Brunnen monumentalen Charakters, Sculpturen, Wandgemälde, Glasmalereien — gehörte zu den lehrreichsten Partien der Weltausstellung. Die vorhandenen künstlerischen Kräfte werden eben in Frankreich wirklich verwerthet, während sie bei uns der Zersplitterung, dem nutzlosen Verbrauch ihrer Fähigkeiten preisgegeben werden, und daher der Wohlstand, die Entwickelung, die Production des ganzen Volkes unberechenbare Verluste erleiden.

Einiges hat sich allerdings auch bei uns gebessert. Mit dem wachsenden Wohlstande ist wenigstens eine günstigere Stellung reicher und kunstliebender Privatpersonen zur künstlerischen Production eingetreten. Die großen Städte, Wien und Berlin an der Spitze, haben eine lebhafte Thätigkeit im Privatbau erlebt, an die eine Mitwirkung anderer Künste sich knüpfte, und die auch einem neuen Aufschwung des Kunstgewerbes die Hand reichte. An der rechten Stellung des Staates zur Kunst hat es aber meist noch immer gefehlt. In manchen Beziehungen ist Oesterreich den Staaten des Deutschen Reiches in dieser Beziehung vorangegangen. Durch das Verdienst einzelner einsichtsvoller und ausgezeichneter Männer, welche die Schranken der Bureaukratie durchbrachen, namentlich Eitelberger's in seinen Stellungen als Director des Museums für Kunst und Industrie und als Referent für Kunstangelegenheiten im Ministerium, sind verschiedene Fortschritte gemacht worden. Die Reorganisation der wiener Akademie, die Errichtung allgemeiner Zeichenschulen in bedeutendern Städten, die Umgestaltung der Centralcommission für Erforschung und Erhaltung der Baudenkmäler, sind unter den jüngsten Bestrebungen zu nennen. Nirgends erschallen aber die Klagen über Vernachlässigung der künstlerischen Interessen lauter als aus den kleinern Staaten. Die Mythe, daß durch die Kleinstaaterei wenigstens für die Interessen der Wissenschaft und der Kunst mehr geschehen sei, erweist sich heute in ihrer ganzen Nichtigkeit. Ein Nothschrei aus Würtemberg, den Wilhelm Lübke vor mehrern Monaten im „Schwäbischen Merkur" veröffentlicht hat, sprach laut genug und fand weithin Widerhall. Ist dort namentlich die Kärglichkeit der Mittel für die öffentlichen Kunstsammlungen und die Kunstschule bedauernswerth, fehlt namentlich in der Landesvertretung der Sinn für diese Interessen, und ist es eine Thatsache, daß die zahlreichen künstlerischen Talente, die Schwaben hervorbringt, nur die Wahl zwischen der Verkümmerung daheim oder der Gründung eines Wirkungskreises außerhalb ihres engern Vaterlandes haben, so steht es doch auch in andern Kleinstaaten nicht viel besser.

Erst während der letzten Monate sind da oder dort einige entschiedenere Schritte zum Bessern gethan worden. Sachsen hat von der französischen Kriegscontribution eine Summe von 767000 Thlrn. für Kunstzwecke, und zwar für Pflege der heutigen Kunst, für Herstellung älterer Monumente, für Vermehrung der Sammlungen reservirt. Aus den Mitteln ist bereits ein Theil der Sayn-Wittgenstein'schen Vasensammlung für die

Antikensammlung und eine Reihe holländischer und italienischer Gemälde für die Galerie erworben worden. In Baiern hat der Landtag wenigstens die Mittel für den Neubau einer Kunstakademie bewilligt.

Auch in dem größten deutschen Staate, von dem man in dieser Hinsicht am meisten verlangt und dessen Bestrebungen die größte Tragweite haben, ist seit kurzem einiges Erfreuliche für Kunstzwecke geschehen. Im Gegensatze zu der frühern Kärglichkeit ist zunächst für Kunstsammlungen Erhebliches gethan worden. Das Deutsche Gewerbemuseum in Berlin ist in den Stand gesetzt worden, bedeutende Einkäufe auf der wiener Weltausstellung zu machen. Es ist in glänzender Weise an ältern Werken der Goldschmiedekunst bereichert worden durch den lüneburger Silberschatz, welchen der Staat an sich brachte, als ihm von seiten der „unblutigen Commune", die ihn besaß, Verschleuderung drohte. Außerordentliche Mittel, die für das berliner Museum ausgeworfen waren, haben zunächst zu großartigen und massenhaften Ankäufen für die Münzsammlung geführt. Auch für die Gemäldegalerie waren mehrere Ankäufe gemacht worden, unter denen freilich das kunsthistorisch Merkwürdige eine größere Rolle spielte als das rein künstlerisch Befriedigende. Einen reichen Ersatz dafür gewährt aber die neuerdings infolge einer außerordentlichen Bewilligung des Landtages durchgesetzte Erwerbung der berühmten Galerie Suermondt für den preußischen Staat. Die berliner Gemäldesammlung steht durch diesen Ankauf, für den der Preis von 340000 Thlrn. sehr mäßig war, auf einmal ganz anders unter den europäischen Galerien da. Herrliche Meisterwerke von Jan van Eyck, Holbein, Velazquez, Murillo, Frans Hals, Rembrandt, den holländischen Genre- und Landschaftsmalern sind für sie gewonnen, ihre empfindlichsten Lücken, wie Dürer, Paul Potter, A. van de Velde, Hondekoeter, Brouwer, Jan van der Meer aus Delft, sind gefüllt. Unter Mitwirkung des Staates wird ferner ein Museum für bildende Künste in Breslau errichtet werden, für welches die Provinzialstände und Privatbeiträge ebenfalls erhebliche Mittel aufgebracht haben. In der Concurrenz für den Bau hatte der Architekt Rathey im Herbst 1873 den Sieg davongetragen.

Für den Kunstunterricht ist dagegen in Preußen noch nicht genug geschehen. Die Schritte, die man erwartet hatte und zwar schnell erwarten mußte, sind bisher unterblieben. Zwar sind zwei bedeutende und eigenthümlich begabte jüngere Kräfte, E. von Gebhardt und Wilhelm Sohn, an die Düsseldorfer Akademie berufen worden, die dem Absterben nahe war, während zugleich auch ein vollständiger Neubau für dieses Institut kürzlich beschlossen worden ist. Zwar ist L. Knaus, unabhängig von der Akademie, nach Berlin gezogen worden, wo er sein Atelier Schülern öffnen wird. Aber die Umgestaltung der berliner Akademie läßt noch immer auf sich warten. Die gesammte berliner Künstlerschaft bezeichnete vor mehrern Monaten Eine Persönlichkeit als die geeignete und die beste, um an die Spitze dieses Institutes gestellt zu werden, Anton von Werner, dessen Leistungen auf den verschiedensten Gebieten, der Illustration wie der Monumentalmalerei, einen jungen Meister von ungewöhnlicher Begabung, fest in allen Sätteln, technisch nach allen Richtungen bis zur Bravour ausgebildet, zugleich aber einen selbständig empfindenden, originellen, erfindungsreichen Geist bekundeten. Mit seinem ersten Auftreten in Berlin schuf er sich unter seinen Kunstgenossen wie dem Publikum gegenüber eine glänzende Stellung, und dies allgemeine und freudige Vertrauen, das ihm in den Künstlerkreisen gesichert ist, fällt schwer in das Gewicht. Im Ministerium scheint dagegen ein Bedenken zu walten, das aus anders gearteten künstlerischen Anschauungen maßgebender Persönlichkeiten hervorgeht, und einem schwächlichen Idealismus eher geneigt scheint als einer so echt modernen, kühnen, vorurtheilsfreien Kraft. Von der richtigen Entscheidung in diesem Falle wird vieles abhängen.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsche Kunst und deutsche Künstler in Rom.

Von

Hubert Janitschek.

Die Wanderschaft der Künstler nach Rom hat ihre innere Begründung gefunden, seit Winckelmann mit der im Jahre 1768 erschienenen „Geschichte der Kunst im Alterthum" vor den stumpfen Augen seiner Zeitgenossen die Schönheit und unvergängliche Jugend der Antike gewissermaßen von neuem enthüllte und auf sie hinwies, als auf den Quell, von welchem einzig auch der neuen Kunst wieder verjüngtes Leben zuströmen könnte. Und für die Wahrheit dieser Lehre haben allerdings nicht der deutsche, damals vielgefeierte Rafael Mengs, noch die Franzosen David oder Ingres, Zeugenschaft abgelegt, wohl aber Carstens, — in dem nicht blos der Formengeist der Antike wiedergeboren erschien — und bald darauf Schinkel und der Däne Thorwaldsen, der namentlich dem leeren Formalismus Canova's gegenüber die höhere Bedeutung der Antike zu rechtfertigen hatte. Und als dann eine neue Künstlergeneration den momentanen Gefühlsgehalt der Zeit der antikisirenden Richtung gegenüber betonte und sich dem Banne jener überschwenglichen Stimmungen fügte, wie er die gleichzeitige romantische Poesie beherrschte, so behielt man doch das Auge offen für die antike Form, wenngleich man diese mit romantischem oder specifisch christlichem Ideenstoffe füllte. So wird das Kloster San-Isidoro in Rom, wo die „Nazarener" unter Overbeck's Leitung im Jahre 1810 ihren Sitz aufschlugen, ein Merkstein unserer modernen Kunstentwickelung, und die Villa Massimo, 1821—28 von Overbeck, Veit, Koch, Schnorr und Führich ausgemalt, ist eins der umfassendsten Denkmale des Geistes der Romantik. Die größere Anzahl dieser Künstler kehrt allerdings nach zurückgelegten Lehrjahren von Rom wieder nach der deutschen Heimat zurück — aber die Tradition eines Römerzuges ist für den Künstler zum Dogma geworden. Rom als eine Bildungsschule der Form, das war der gedankliche Ausgangspunkt der modernen Künstlerfahrten nach Rom; wir werden im Weitern sehen, ob dies auch noch heute Allgemeingültigkeit hat. Vielleicht sind einige andere, minder wesentliche Momente ausschlaggebender geworden, obgleich auch diese nicht unterschätzt werden dürfen. In erster Linie steht hier die Weise des italienischen Volkscharakters. Es liegt viel Sinn für das Gefällige, Aesthetisch-Angenehme in diesem Volke, und man nimmt dies namentlich in untern Klassen der Gesellschaft wahr. Der Römer des Trasteverevietels ist bekannt durch den Adel, die Grandezza seines Gehabens, und wenn man die Mädchen von Nemi oder Olevano vorbeischreiten sieht, die schön geformten Schöpfgefäße leicht und graziös auf dem Kopfe tragend, so glaubt man immer wieder die Urbilder vor sich zu haben, welche den Künstler der

Antike zur Schöpfung der Karyatiden oder Kanephoren zu begeistern vermochten. Dann ist es längst anerkannt, daß man in Italien und Griechenland auch heute noch schöne Menschen in größerer Anzahl findet als im Norden. Das einseitig Charakteristische zerstört die Schönheit, und die germanische Rasse, welche das Princip des Individualismus in schärfster Betonung in den Culturproceß brachte, und damit zusammenhängend die geistige Einseitigkeit bis auf die Spitze treibt, bietet deshalb weniger schöne als physiognomisch interessante Menschen. Dagegen wirken in Italien traditionelle Lebensgewohnheiten, eine gewisse leichte, ja leichtsinnige Gesinnung, unterstützt durch einen reichlich spendenden Boden und ein mildes freundliches Klima, zusammen, daß das körperliche Gewächs, um einen Lieblingsausdruck Winckelmann's zu gebrauchen, störungsloser ausreife und zu harmonischer Zusammenstimmung der Form gelange. Diese Schönheit der Leibesformen wurde einst noch gehoben durch Nationaltrachten, in welchen sich der angeborene ästhetische Takt des Volksgeistes auf sinnige Weise aussprach. Nun kommt noch der Charakter der Landschaft hinzu. Die große Lebhaftigkeit der Farben, welche diese in sich birgt, weckt das Auge aus seiner Trägheit und bewirkt es, daß dasselbe an einen größern Reichthum coloristischer Nuancen und schärfer ausgesprochene Kräfte sich gewöhne. So lernt das Auge nicht durch optische Formeln, sondern durch eigene Bestätigung die überaus zahlreichen Farbenwerthe kennen, die in der Natur verborgen, und erringt damit der künstlerischen Gestaltung neue Mittel, der Naturwahrheit näher zu kommen. Zu all diesem aber gesellt sich dann als letztes jene eigenthümliche geistige Stimmung, welche um die Denkmale der Vergangenheit webt und den Wandernden auf Schritt und Tritt begleitet. Dies zusammen muß dann, bei der Offenheit der Sinne des Künstlers für alle Verkündigungen des Daseins, jene Steigerung des physischen und geistigen Lebensprocesses bewerkstelligen, worin erst das wahre Lebenselement des künstlerischen Schaffens liegt. Wenn nun in Rom die idealen Bedingungen für die Schöpfung des bildnerischen Kunstwerkes mehr vorhanden sind als an irgendeinem Orte der Welt, so ist es erklärlich, daß eine Schätzung des ideellen Gehaltes der Kunst in Rom den sichersten Gradmesser abgeben wird, wie viel an solchem der Kunst der Gegenwart überhaupt zukommt.

Zwei Momente seien nun hier hervorgehoben, welche die bildende Kunst in Rom im allgemeinen charakterisirt, alles andere dagegen sei der besondern Besprechung jedes einzelnen Kunstgebietes zugewiesen.

Zuerst ist es der Kampf der Schlagworte, welche die künstlerische Production beherrscht. Bis zur Ermüdung hört man auch hier das Verdict über den Idealismus in der Kunst aussprechen und die Unterschiede von Realismus und Naturalismus definiren. Dazu gesellt sich in der Malerei noch der Streit zwischen „Coloristen" und „Zeichnern". Es sollte doch klar sein, daß mit jeder dieser Kampfdevisen die Einseitigkeit auf den Schild gehoben wird. Die naturalistische Richtung hält natürlich, namentlich in der Malerei, dem Zuge der Zeit entsprechend die Oberhand. Wir glauben, das richtige Verständniß des Princips der Naturnachahmung müßte hier von dem Bann all dieser Schlagworte befreien.

Die Idee existirt nur in der Realität, sie ist nur durch diese und in dieser vorhanden; und wie sie sich nur in der Körperlichkeit offenbart, so ist sie auch nur durch dieselbe darstellbar. Wo deshalb die Gestalt an kränklicher Schwäche leidet, da vermag auch die Idee es nicht, in klarer bündiger Größe sich auszusprechen; wie andererseits, wo die Idee nicht noch in allem und jedem gegenwärtig, wir jenes Frösteln, jene Abneigung empfinden, wie vor allem Todten, Geistverlassenen. Die Form also ist das ewige und einzige Organon der Idee. Und es ist nur gesunde Idealität vorhanden, wo der Realität Rechnung getragen. Der ideelle Gehalt aber erhält seine Steigerung durch das richtige Verständniß der Naturnachahmung.... Die Natur ist ein All-Lebendiges, mit

gleicher Kraft und Seele in allen ihren Gestaltungen thätig. In der Nachahmung hat nun die Kunst bis zu diesem innern Leben vorzudringen. Dieses innere und eigentliche Leben der Natur hat aber seinen höchsten Ausdruck im Naturgesetze, nicht in der einzelnen Erscheinung, losgelöst vom Ganzen. Nur im Ganzen ist die Natur hemmungslos im Auswirken ihrer großen Gesetze, wogegen sich der völlig reinen Auswirkung derselben in der Einzelerscheinung zufällige Hemmungen entgegenstellen können. Wenn ein Mensch mit einem Buckel behaftet zur Welt kommt, so wird man doch nicht sagen, das Bildungsgesetz der Natur sei zu völligem Auswirken gekommen, sondern die zufällige Hemmung desselben wird klar vor Augen liegen und die Idee des normalen Menschen als treibende Idee des Schaffens der Natur keine Einbuße erleiden. Der Künstler nun, der statt das Bildungsgesetz der Natur zu interpretiren, d. h. statt zur Idee jedes Organismus vorzudringen und dieser völliges Dasein zu verleihen, nur die Oberfläche abschreibt, wenn auch mit photographischer Treue, das ist der eigentliche Leugner der Naturwahrheit, denn statt das heilige glühende Leben der Natur uns zu geben, gibt er uns ein Todtes, Geistverlassenes, die Fratze der Natur. Und deshalb ist jener Naturalismus, par excellence, wie er heute in der bildenden Kunst der Franzosen, Spanier, Italiener und auch zum großen Theile in der deutschen Kunst — da wieder namentlich in der Malerei vorherrscht, von der Naturwahrheit weiter entfernt als der am weitesten gehende Idealismus. Nicht Abschreiben, Nachschaffen — dies zeichnet in einem Worte das Verhältniß der Kunst zur Natur.

Im Zusammenhange mit so misverstandener Naturnachahmung steht eine andere Thatsache, welche für die Kunstübung der Gegenwart charakteristisch ist: der Mangel monumentaler Kunstschöpfungen, wenngleich hier auch noch ein anderes wichtiges Moment in Rechnung kommt. Eine Kunstrichtung, welche das höchste Ziel darin sieht, der Oberfläche der Natur höchstgesteigerten treuen Ausdruck zu geben, muß eine völlige Nivellirung zwischen den Werthen der Erscheinungen vollziehen: dem Was der Darstellung jede Mitsprache entziehen. Wer auf den Geist der Natur geht, der sucht ihn zu verherrlichen in immer erhabenern Daseinsoffenbarungen, in seinen höchsten Verkündigungen; wer nur der Oberfläche zugewandt, sucht mit Vorliebe das Gewöhnliche, Alltägliche, weil er hier am deutlichsten zu zeigen vermag, wie erschrecklich weit es die Kunst in der Nachahmung der Natur gebracht. Wir werden später auch sehen, daß das Genre, aber nicht jenes geistig vertiefte Genre der Niederländer, die Kunstproduction unserer Tage beherrscht.

Doch kommt hier auch noch die Stimmung der Zeit in Betracht, wie sie sich der künstlerischen Production gegenüber manifestirt, wovon namentlich die monumentale Kunst bedingt ist. Unsere Zeit als eine Zeit des Ueberganges zu bezeichnen, ist keine müßige Phrase; nach allen Richtungen hin sind wir mit unsern Gedanken und Ideen aus den Gestaltungen hin ausgewachsen und suchen nun an der Wirklichkeit zu erproben, was an ihnen von lebensfähiger Wahrheit ist. Und dieses Ringen ist um so mächtiger und weitumfassender, als es sich in einem großen und sichern Staatswesen entfalten darf, das seiner wiedererworbenen rüstigen Jugend wol den kühnsten Kräfteaufwand zutrauen darf. Aber eben eine Periode, die erst danach ringt, einer theoretischen Wahrheit durch praktische Realisirung Allgemeingültigkeit zu geben, ist hervorragend subjectiver Natur. Solches erweist sich dann allerdings günstig gegenüber jenen Künsten, welche dem subjectiven Element einen größern Spielraum gewähren, also der Musik, und was Poesie betrifft, der Lyrik und dem Roman gegenüber; aber sie zeigt sich minder günstig den bildenden Künsten, wo es gilt, mit ruhigem, nicht vibrirendem Auge die Welt zu schauen, die Idee jedes Organismus zu erfassen und danach mit sicherer Hand zu gestalten. Einer solchen von Gedankenkämpfen heftig bewegten Zeit mangelt die Sicherheit des ganzen Gehabens;

was jener heilig hält, verschmäht der andere, und was heute gilt, hat morgen seinen Werth verloren. Auf die Kunst angewandt, macht dies den „Stil“ unmöglich, welcher eben nichts anderes ist als eine allen gemeinsame und allen gültige Anschauung, wie die Ideen der Erscheinung in der Kunst zum Vortrage gebracht werden müßten. Nur eine Zeit, welche solches Stilgefühl besitzt — was gleich ist mit habitueller ästhetischer Stimmung — drängt das Produciren des Künstlers in feste ewige Normen, und hält ihn von allen jenen Stilübungen fern, die unserer Zeit ebenso geläufig sind, wie sie der hellenischen Kunstproduction fern lagen. Nur aber eine solche Zeit, welcher Stilgefühl, d. h. habituelle ästhetische Stimmung eigen, wird eine wahrhaft große monumentale Kunst besitzen können. Denn diese hat ja nichts anderes zum Vorwurfe, als die großen, feststehenden allgemeingültigen Ideen ihrer Zeit in allgemeingültiger schöner Form zum Ausdruck zu bringen. Sie muß also durchaus getragen sein vom Geiste der Zeit, in ihm wurzeln, von ihm ihre Impulse empfangen. Indem nun aber unserer Zeit gerade diese ästhetische Stimmung mangelt — unsere gesellschaftlichen Sitten, unsere Trachten, unsere Lebensgewohnheiten, unsere Industrie (diese sucht ihre Vorbilder in allen Ländern und in allen Zeiten) zeugen hierfür —, so tragen gleich von vornherein jene seltenen monumentalen Werke, die wir noch entstehen sehen, die Signatur an sich, daß sie Fremdlinge in ihrer Zeit: ihr Stoff liegt nämlich entweder der Zeit ganz fern, oder der Künstler hat sich in den Dienst der Tagesphrase begeben. Allerdings ist man heute froh, selbst solchen Spuren monumentalen Schaffens zu begegnen inmitten des Kleinen und Kleinlichen, womit das Auge genugsam geängstigt wird.

Wenn aber die eximirtere Kunstproduction so von der Stimmung der Zeit abhängig, hat sich denn dieser der Künstler so ganz mit gebundenen Händen gefangen zu geben? Wir meinen: Nein! und halten dabei auch das praktische Moment im Auge, daß der Künstler nicht blos ein Bürger des Olymps, sondern auch der Erde ist.

Das große monumentale Kunstwerk ist allerdings durchaus von der Gesammtstimmung der Zeit bedingt, aber es gibt eine Entwickelung, welche die diesem nöthige Stimmung vorbereiten hilft, und der Künstler hat nicht blos die Aufgabe, den ästhetischen Ideen der Zeit Ausdruck zu verleihen, er hat auch die Aufgabe, die ästhetische Erziehung seines Volkes und seiner Zeit zu fördern. In solchem Sinne faßten ihre künstlerische Mission Goethe und Schiller auf. Das ist nun die Hauptsünde der künstlerischen Production unserer Zeit, daß sie diese ihre Pflicht verleugnet. „Wir meißeln und malen, was dem Geschmacke der Zeit entspricht“, hörten wir wiederholt sagen, „denn schließlich hat der Käufer die erste Stimme.“ Man kann dies als Devise der ganzen modernen Kunst, wenige Ausnahmen seien nicht geleugnet, betrachten. Die künstlerischen Unbilden, die sich in solchem aussprechen, kritisiren wir nicht, wir gedenken dabei nur des praktischen Moments. Der Mensch bedarf des idealen Elements in seinem Leben wie des täglichen Brotes. Je mehr es nun dem Wissen und Gewissen einer Zeit zuwiderläuft, sich das Ideale in der Form des Symbols zumitteln zu lassen, wie es in den dogmatischen Religionen der Fall, um so mehr wird jene höhere reinere Form, in welcher das Ideale in der Kunst zu dem Menschen spricht, dem Menschen Bedürfniß, abgesehen davon, daß auch die Natur in der Kunst in reiner Energie ihres Wesens sich offenbart, also die Kunst eine Schwesterstellung zur Wissenschaft dem intellectuellen Wesen des Menschen gegenüber erhält. Damit ist es schon ausgesprochen, daß die Kunst kein bloßer schöner Luxus, daß sie das geistige Brot des Lebens ist, daß sie diesem Wärme, Klarheit, Freude verleiht. Das Dasein des Culturmenschen kann also der Kunst nicht entbehren — es wäre zu wünschen, daß diese Ueberzeugung das Selbstgefühl des Künstlers in edelm Sinne kräftige.

Wir gehen jetzt zur besondern Charakteristik der beiden Schwesterkünste — Malerei und Plastik — und ihrer gegenwärtigen deutschen Vertreter in Rom über.

Die Plastik ist nicht nur die strengste Schwester der drei bildenden Künste, sie ist dies auch im Vergleiche zu der Dichtkunst und Musik. In ihrer Gewalt steht es weder, einen solchen Reichthum schlummernder Vorstellungen zu wecken, gleich der Musik, deren dunkles Zusammenspiel einen geheimnißvollen Lichteffect erzeugt, der neben der bloßen Freude an den schönen Tonverhältnissen wol ganz bedeutend in die Wagschale fällt, noch wirkt sie mit so reichen Mitteln wie die Poesie, welche die Ausdruckskräfte sämmtlicher Künste in sich vereint. Die Malerei wirkt nicht blos durch die Form, sondern weil sie durch die Farbe den höchsten Reiz der Wirklichkeit erzeugt, und in das Urtheil über schöne architektonische Verhältnisse mischt sich gar zu leicht das Nützlichkeitsmoment. Die Plastik allein, welche sich gar nicht anstrengt, den vollen Schein der Wirklichkeit zu lügen, welche durch die Ausdrucksmittel zugleich gehemmt ist, das Stoffinteresse hervorragend zu betheiligen: sie ist veranlaßt, ihre ganze Wirkungsmöglichkeit auf die Form zu concentriren. Darum ist auch das Verhältniß, welches Künstler und Genießende in einem bestimmten Zeitalter zur Plastik einnehmen, der sicherste Gradmesser des natürlichen ästhetischen Bildungsstandes des betreffenden Zeitalters.

Es liegt aber auch nahe, daß die günstigsten natürlichen und intellectuellen Bedingungen werden zusammenwirken müssen, diese Kunst auf ihre höchste Höhe zu heben. Die Plastik wirkt in erster Linie durch die reine Form allein; das drängt sie gleich von vornherein zu jenen Organismen, in welchen die Natur ihre ganze Bildungskraft wie in einem Brennpunkt concentrirt, also zum Menschenorganismus. Die menschliche Natur geht in zwei Richtungen auseinander: nach der geistigen und nach der physischen. Der vollendete Mensch ist aber nur der, wo dieser Widerspruch nicht vorhanden, wo Körper und Geist zu unlösbarer Harmonie verbunden. Also der schöne harmonische Mensch ist das erste und zugleich höchste Ziel der Plastik. Damit liegen alle Bedingungen schon vor, welche die Blüte dieser Kunst herbeizuführen vermögen. Nur ein Zeitalter, das in den Kampf zwischen Natur und Geist noch nicht eingetreten, oder das diesen schon geschlichtet, und nur ein Volk, das durch glückliche natürliche und intellectuelle Verhältnisse begünstigt, die menschliche Gestalt zu höchster Schönheit bei sich heranreifen sieht, diese ehrt wie ein Göttliches und mit naiver Freude von ihr erfüllt wird, werden eine höhere Blüte der Plastik herbeizuführen vermögen.

Wer möchte leugnen, daß gerade in dieser Beziehung unserer Zeit gar vieles mangelt. Nicht blos, daß noch Menschenalter hingehen werden, bis der Kampf zwischen Natur und Geist nicht nur in der Reflexion des Menschen geschlichtet, sondern daß diese Versöhnung wieder geistige Lebensluft geworden sein wird, die wir von Jugend an athmen; nicht blos dies, uns ist der menschliche Körper fast schon etwas Fremdes geworden, den wir auf respectable Weise kaum anders als hinter den zu conventioneller Form „zusammengeflickten, gespannten, gebauschten, durchlöcherten und geknöpften Fetzen" — moderne Tracht genannt — zu sehen bekommen. Da ist der moderne Künstler zumeist an den Secirtisch des Anatomen, oder wenn es hoch kommt, an die erzwungenen Stellungen des gedungenen Modells gewiesen. Kann das aber ersetzen die Schaustellung der Schönheit menschlicher Formen bei den Festspielen der Griechen, oder die gegen die Schönheit so pietätvolle Gewandung der Hellenen, wo nicht das Kleid den Mann machte, sondern der Charakter die Gewandung bestimmte und wo keine große Linie der körperlichen Form verloren ging? So wurden die Formen des menschlichen Körpers aber auch nicht blos dem griechischen Künstler, sondern jedem Hellenen geläufig und damit das Formgefühl immer mehr gesteigert. Nun quält uns allerdings nicht die Schrulle, wir müßten oder wir könnten antike Zustände reproduciren. Aber eben weil dies der Fall, weil wir wissen,

daß diese Zustände, so einzig geeignet, die Plastik zu ihrer Sonnenhöhe zu führen, unwiederbringlich verloren, darum ergibt sich für uns die Nothwendigkeit, die griechische Plastik, trotz zahlreicher Gegenrufe, als stete Hohe Schule auch der modernen Plastik zu betrachten. Nicht philologische oder archäologische Begeisterung bestimmt uns dazu, sondern eine einfache logische Schlußkette. Man hält entgegen: wo läge da der Fortschritt, unter dessen Gesetze jeder geistige Proceß steht? Der künstlerische Proceß ist hier gerade so ein Naturproceß, also unveränderlich, wie in jeder andern Kunst. Der Fortschritt könnte also nur auf dem Gebiete der Technik, und das wäre das Unwesentlichste, oder in Erweiterung des Stoffgebietes liegen. In der Marmorsculptur hat auch die Technik keine Fortschritte gemacht; was aber den Inhalt betrifft, konnte sie entweder nur Rückschritte machen oder im besten Sinne Leistungen erzeugen, welche denen der griechischen Plastik an Werth gleichkommen. Die menschliche Natur hatte eben bei dem hellenischen Volke die höchste Vollendung erreicht; wir sind geistreicher, gelehrter, gefühlstiefer geworden, aber alles dies nur auf Kosten der Harmonie der Menschennatur; wir und unsere Zeit sind individueller, charakteristischer, aber ist der leibliche Mensch schöner geworden? Und indem so der Grieche in concreter Wirklichkeit die schönsten Menschen unter sich wandeln sah, in welchen die höchste Idee menschlicher Schönheit gleichsam nur mit einem leichten Schleier verdeckt erschien, war es ihm ein Leichtes, auch noch diesen Schleier wegzuziehen, um den Augen seiner Zeitgenossen und aller kommenden Geschlechter die höchste Schönheit zu enthüllen, wie ein seliges Wunder; mußte da nicht der Glaube an die Existenz der Götter die höchste Bestätigung erhalten? In diesem Sinne sind die leichten Correcturen aufzufassen, welche der griechische Künstler z. B. an der Profillinie vornimmt, wie dies der griechische Idealkopf zeigt, z. B. die tiefere Lage des Auges, die gerade Linie von Stirn und Nase u. s. w.

Wenn also die Plastik der Hellenen das Höchste und Unüberbietbare geleistet, wenn der griechische Künstler mit klarstem Auge die Natur geschaut, sie in höchster Wahrheit und Reinheit wieder gebildet, dann ist das Zurückgehen auf sie allerdings eine Lebensfrage der bildenden Kunst, denn sie allein kann das zum Theil ersetzen, was Zeit und Natur und Charakter uns in diesem Sinne entbehren lassen. Allerdings die bloße sklavische Nachahmung des classischen Contours hülfe da wenig; die Hauptsache ist, daß der moderne Künstler es von den Alten lerne, die Natur mit solchem Auge zu schauen, wie es der antike Künstler gethan; die große Linie wird dann auch nicht mangeln. Die Antike lehre ihn dann vordringen zum Urbilde menschlicher Schönheit, sie lehre ihn, wie der Künstler nicht durch Nebenwerk, sondern allein durch den einfachen schlichten, aber vollen Ausdruck der schönen Form zu wirken habe. Was aber das Stoffgebiet der modernen Plastik betrifft, so wird sie nicht allzu weit zu ihrem Heile über die vorgebrachten griechischen Motive hinauszugehen vermögen. Die Plastik kann am wenigsten dem Rufe nach neuen Stoffen genügen. Sie wird viele geschaffene Typen nicht leicht aufgeben können, da sind es gleich die Göttergestalten der Helenen, in welchen die Plastik, ihrem Wesen entsprechend, den Höhepunkt erreichen mußte. Das höchste Ziel des plastischen Künstlers ist ja, „das Geistige ganz körperlich auszudrücken"; in den göttlichen Naturen aber ist eben Vermögen und Dasein eine völlige Einheit, und zugleich repräsentiren sie den Gipfel aller Naturen. Ist aber die Mode der Zeit im Rechte, diese Gestalten aus dem Stoffbereiche der modernen Plastik zu verbannen? Wir meinen, sie haben noch immer Dasein und Wirklichkeit auch im Gemüthe der Modernen, denn die Sehnsucht nach jenem bedürfnißlosen seligen Dasein lebt in uns allen. So ist also die ewige Wahrheit der Göttergestalten in der Sehnsucht der Menschennatur begründet. Aufgabe der Kunst ist es aber, diesem idealen Zuge entgegenzukommen. Die griechischen Göttergestalten sind nichts als die in die Idealität gehobene rein menschliche Natur, dies macht sie zu ewig

gültigen Objecten der Kunst. Es handelt sich allerdings dann darum, daß uns der moderne Künstler nicht Larven solchen höhern Lebens hinstelle, sondern Gestalten von jenem göttlichen Leben völlig erfüllt. Daran schließt sich denn das mit Vorliebe gepflegte mythologische Genre; der moderne, namentlich deutsche Künstler neigt sich diesem mit Vorliebe zu, da er für diese Figürchen, mythologisch nackt und in einer bestimmten, natürlichen, gefälligen Situation, noch das zugänglichste Publikum findet. Manchmal bleibt von der Mythologie allerdings nur die Nacktheit übrig, und im übrigen geht es ganz realistisch-modern her.

Während also die idealistische Sculptur fast ausschließlich auf antikem Stoffgebiete sich bewegt, ist es die realistische Sculptur, welche sich in erster Linie der Behandlung moderner Stoffe zuwendet. Das Porträt und zumeist auch das monumentale Standbild gehört in ihr Bereich, ferner aber auch das moderne Genre, auf welchem Stoffgebiete dann ihre zahlreichsten unkünstlerischen Excesse vorfallen. Die moderne französische und italienische Plastik haben sich nach dieser Richtung hin die zahlreichsten, allerdings zweifelhaften Lorbern erworben; auch in Deutschland selbst machen einige Künstler Staat mit solchen Excessen. Die deutsche Plastik in Rom dagegen gehört im großen und ganzen der idealistischen Richtung an; sie erweist sich in dieser Beziehung so sehr als geschlossene Fraction, daß man mit Recht von einer römischen Schule der deutschen Plastik sprechen darf, wie diesen Ausdruck auch thatsächlich Lübke im Schlußkapitel seiner „Geschichte der Plastik" gebrauchte.

Wünschenswerth wäre es nur, daß die deutsche Plastik in Rom sich in ihrem Verhältnisse zur Antike mehr durch die Traditionen Thorwaldsen's als die Canova's bestimmen ließe. Vor jener geistigen Leere, welche die Werke Canova's bei aller Formeneleganz zumeist ungenießbar macht, schützt den deutschen Künstler zwar die Gefühlsenergie, welche ihm von Haus aus eigen; weniger aber entschlagen sich selbst die Talentvollsten dieser Schule jenem Zauber des Weichen bis ins Weichliche gehend, des Süßen bis ins Süßliche gesteigert, was Canova's Schaffen so sehr charakterisirt. Allerdings sind solche Eigenschaften der Zeit mehr zu Gefallen als die herbe Größe Thorwaldsen's.

Bevor wir jene deutschen Bildhauer aufzählen, welche die „Römische Schule" bilden, sei eines Künstlers gedacht, der zwar in seiner Formbildung an die Antike anknüpft, durch die Stoffe aber, die er ausschließlich behandelt, eine fast völlig einsame Stellung, namentlich seit Steinhauser von Rom fort ist, einnimmt. Es ist dies Wilhelm Achtermann aus Westfalen. Der nun schon fünfundsiebzigjährige Meister, ein Schüler Rauch's, in dessen Atelier er neun Jahre gearbeitet hat, entlehnt seine Stoffe ausschließlich dem specifisch christlichen Vorstellungskreise, wogegen ihn seine Lehrjahre zu antiker Formbildung führten. Welchen Standpunkt man immer dieser specifisch „christlichen Kunst" gegenüber einnehmen mag, unsere Beachtung und Achtung fordert sie heraus, wenn ein bedeutendes künstlerisches Naturell seine Inspirationen nothwendig nur gerade in diese Form zu kleiden vermag. Es gibt Virtuosen in der Kunst, die heute Exercitien in christlicher und morgen classischer Mythologie treiben; Achtermann ist durch und durch frei von solcher Aeußerlichkeit des Schaffens: er glaubt an die Ideale, die er künstlerisch gestaltet. Doch, wie schon erwähnt, in der Form zeigt er den bedeutsamen Einfluß der Antike. Das offenbart sich nicht blos in den großen edeln Linien, in der Profilirung der Köpfe, noch mehr, wie er den Affect zu mäßigen versteht, ohne ihm doch die Kraft der Wirkung zu benehmen: das Grundgesetz der Alten erscheint gewahrt, der Affect darf nicht ausgerottet, aber er muß durch die Schönheit gemäßigt werden, d. h. er darf sich nicht so weit ergehen, daß er den Bann der Schönheit sprenge. Da der Meister hart an der Grenze des Lebens steht, so sei hier auch zweier seiner ältern Werke gedacht, während wir uns

in allen andern Fällen darauf beschränken müssen, nur der allerjüngsten Schöpfungen der Künstler Erwähnung zu thun.

Diese beiden Werke, deren Gipsmodelle wir noch im Atelier sahen, sind eine Pietà und eine Grablegung (in zwei Redactionen), wozu sich noch ein drittes bedeutendes monumentales Werk gesellt, ein Altar, der im prager Dom seine Aufstellung gefunden hat. Als Achtermann's Meisterwerk gilt uns die Grablegung, ein unvergleichlich adeliches Werk, das an großartigem Aufbau, an Beseelung durch Gefühlsgehalt die vielbewunderte Grablegung Tenerani's in der Torloniakapelle von San-Giovanni in Lateran bei weitem übertrifft: Christus, leicht getragen von Joseph von Arimathia und Johannes, während Maria, das Haupt Christi stützend, ihr Antlitz mit wehmüthiger Liebe an das seine lehnt; zu Füßen kniet Magdalena. So geht das Pathos der Liebe in allen Abstufungen, als Gottesliebe, als mitleidige Menschenliebe und als schmerzhafte Liebe der Gefallenen, als Lebensstrom durch die ganze Gruppe. In der Form sind alle harten Umrisse vermieden, eine einfache und doch aufgehobene Symmetrie bestimmt den Aufbau, das Einzelne ist groß gedacht und nirgends weichlicher Süßlichkeit oder übermäßigem Ausdruck des Affectes im Sinne der Naturalisten Zugeständnisse gemacht. Die Grablegung existirt in mehrern Repliken; eine davon befindet sich im Dom von Münster, eine andere sahen wir in der Kirche Santa-Trinità dei Monti in Rom, eine dritte wurde vom verstorbenen König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen angekauft. Von dem edel componirten Altar für den Dom in Prag sahen wir nur photographische Abbildungen. Ein Motiv daraus, die Auferstehung Christi, führte der Meister in jüngster Zeit als besonderes Werk aus, doch componirte er hierzu die lebensvolle Gruppe von vier Wächtern. Das Werk, welches den Meister eben jetzt beschäftigt, ist das Brustbild eines Ecce homo. Der tiefste Schmerz soll zum Ausdrucke kommen, aber auch durch ihn hindurch noch soll die Majestät des Göttlichen schimmern — dies Problem sucht der Meister zu lösen. Wie er danach ringt, zeigt uns ein kleines Gedicht, das er in dieser Stimmung geschrieben. Ob es der altersmüden Hand gelingen wird, die That dem Wollen gleichzumachen? Das Stoffgebiet des Meisters ist der Gegenwart entfremdet; andere Gedanken, andere Ideale beherrschen die Gemüther; nun gut, lassen wir nur das Reinmenschliche zu uns sprechen, das in der Pietà, in der Grablegung ausgeprägt ist: die Liebe, die nie altert und deren Sprache alle Zeitalter verstehen. Und dies wird wahrlich zu keiner schweren Aufgabe, wenn es in so edler Form uns entgegentritt wie in den Kunstschöpfungen Achtermann's.

Im Anschlusse an Achtermann möchten wir in Kürze eines jungen Bildhauers erwähnen, der sich ebenfalls mit Vorliebe religiösen Stoffen zuwendet. Es ist dies Heinrich Weinhold, ein Schüler Schilling's in Dresden. Wir sahen im Atelier dieses jungen Künstlers einen Christuskopf, der durch Adel der Formenbildung, energischen Ausdruck geistigen Lebens, die günstigste Meinung von dem Talent dieses Künstlers erweckte.

Wir kommen nun zu jener Gruppe deutscher Bildhauer, welche die Römische Schule repräsentiren. Von dem alten Stamme ist Emil Wolf zu nennen; einst am meisten der Weise Thorwaldsen's sich nähernd — von ihm auch ist das tüchtige Standbild Thorwaldsen's vor dem Palazzo Barberini — steht er nun hart an der Grenze jener Jahre, in denen die Kraft nicht mehr ausreicht, die Intentionen des Willens völlig und rein zu verwirklichen. Diesen Nachlaß an geistiger Kraft merkt man auch denjenigen neuern Arbeiten an, welche nicht Repliken früherer Schöpfungen sind. Eine Charakteristik des Meisters nach seinem momentanen Schaffen würde daher seiner Bedeutung nicht gerecht. So beschränken wir uns darauf, mehreres zu erwähnen, was er eben unter den Händen hatte: eine Judithbüste (nach einer ältern Standfigur), eine Nacht, einen Amor u. s. w. Gerühmt muß auch werden die Wärme, mit welcher der alternde Meister jungen Kräften, die nach Rom ihrer weitern Ausbildung wegen gepilgert, entgegenkommt.

Die beiden bedeutendsten Künstler aber, welche jetzt die Römische Schule repräsentiren und im Vollbesitze ihrer Kraft sich befinden, sind Professor Joseph Kopf aus Würtemberg und Eduard Müller aus Koburg; an diese reihen sich dann Professor Eduard Mayer, H. Gerhardt und Karl Voß.

Joseph Kopf, bekannt namentlich durch seine Arbeiten im königlichen Schlosse zu Stuttgart*), zeichnet sich durch einen ebenso gebildeten Formensinn aus, wie durch das kräftige Lebensgefühl, das seine Gestaltungen durchströmt. Auf dem Gebiete der idealistischen Sculptur ist seine eigentliche Domäne das mythologische Genre; seine Kinderfiguren, die er da schafft, sind von reizender Unbefangenheit und das zarte weiche Leben des Leibes solch halberwachsener Figuren findet an ihm den gewissenhaftesten und graziösesten Interpreten. Dies wissend geht der Meister gewaltigen Kraftanstrengungen aus dem Wege — ja selbst der Bildung völlig ausgereifter männlicher Gestalten. Von seinen jüngsten Werken, welche diesem Gebiete der Sculptur angehören, sahen wir unter anderm eine Sappho. Sie steht auf einem Felsenvorsprunge, die zerbrochene Leier unter ihrem Fuße, das Haupt sinnend geneigt. Der Künstler will sie in der Situation vor dem Todessprunge gedacht wissen. Wie vermag er uns aber dies plausibel zu machen? Eine im Nachdenken versunkene Dichterin (letzteres symbolirt uns die Leier), aber nicht mehr sehen wir. Die Plastik gestattet kein eigentliches Hinzuschaffen der Phantasie — was sie ausdrücken will, muß sie völlig und klar aussprechen. Und ein Mehreres zu geben steht außerhalb ihrem Bereiche. Die Malerei hätte die Aufgabe lösen können: Sappho mit zertrümmerter Leier, auf dem Felsvorsprung von Leukas, und zu Füßen ihr das stürmende Meer — da wäre die Darstellung der Situation mit erschöpfender Deutlichkeit vorgetragen. Die schon früher entstandenen Jahreszeiten, symbolisirt in vier Frauengestalten, von denen der Winter eine virtuose Gewandfigur ist, sahen wir in einer Replik. Ein reizendes Motiv in ebenso anmuthiger Durchführung liegt dem Werke zu Grunde: Mädchen mit der Eidechse. Eine Bacchantin, die wir sahen, erschien uns von zu ruhigem und sittiglichem Ausdruck. Der Antike am nächsten aber kommt Kopf in seinen allerliebsten Genrestücken: Knabe ein Kind tragend, Knabe mit einem Fuchs, Fischerknabe. Fern jeder ungenügenden Sentimentalität, stellt er darin die Kindesnatur in Situationen dar, in welchen sich diese nach ihrer geistigen wie sinnlichen Seite hin in völliger Frische und Unbefangenheit darzustellen vermag. Auch diesem Gebiete angehörig und fast vollendet sahen wir das Tonmodell eines Amors, der trotzig an eine gestürzte Ara sich zurücklehnt. Wir verstehen, was der kleine feiste Bursche mit den kecklich herabgezogenen Mundwinkeln uns sagen will: Meine Altäre konntet ihr stürzen, meiner Macht gehorchet ihr wie ehedem.

Auf dem Gebiete der realistischen Sculptur hat sich Kopf durch seine Porträtbüsten und Medaillons einen weithin bekannten Namen erworben. Geistige Schärfe, eine auf das Charakteristische und Wesentliche der betreffenden Persönlichkeit scharf zielende Energie zeichnet diese aus. Neben den Porträtbüsten zahlreicher gekrönter und fürstlicher Häupter sahen wir auch die Medaillons von Gregorovius, Schnaase, Lübke u. s. w., welche an feinsinniger Charakteristik nichts zu wünschen übriglassen.

Eduard Müller aus Koburg schließt sich in seinen Stoffen an den vorgenannten Künstler an. Feine Formeneleganz, eine Modellirung, welche auch noch in dem geringfügigsten Detail sich von gleicher Sorgfalt erweist, und ein ausgebildeter Sinn für anmuthige Gesammtwirkung zeichnen ihn in gleichem Maße aus. Manchmal geräth er dabei nur zu sehr in das Ueberzierliche und man wünschte sehnlich etwas mehr männliche

*) Ueber Kopf's Thätigkeit brachte die Lützow'sche „Zeitschrift für bildende Kunst", Jahrgang 1868, aus der Feder W. Lübke's einen ausführlichen Aufsatz.

Herbheit und Größe hinzu. Eduard Müller wurde wiederholt auf den Ausstellungen in Paris und Berlin ausgezeichnet. Von jüngern Werken dieses Künstlers sahen wir zwei allerliebste stimmungsfrische Gruppen: Amor und Nymphe und Amor und Bacchantin (dem Uebermüthigen werden die Flügel gestutzt). Der erste Entwurf dieser beiden Gruppen fällt allerdings schon in das Jahr 1862; doch hat nun der Künstler wesentliche Veränderungen daran vorgenommen. Weiter: Pan mit Maske — bekannt von der berliner Ausstellung des Jahres 1870 her. Aus dem Jahre 1872 stammt die Statue eines Mädchens, das eben vom Schlafe erwacht. Endlich die Gruppe: Das Geheimniß des Fauns, aus dem Jahre 1873. Ganz außerhalb dieses Stoff- und Empfindungskreises liegt aber ein Werk, dessen Gipsskizze wir sahen und das der Künstler als monumentales Werk für das berliner Museum auszuführen beauftragt ist, nämlich eine Gruppe, deren Mittelpunkt Prometheus ist. Das Thema ist ein so gewaltiges, so ganz außerhalb dem Bereiche der Lieblingsstoffe der Tageskunst liegend, daß man es entschuldigen möge, wenn wir uns schon der Skizze gegenüber einige Reflexionen gestatten.

Der Stoff an und für sich ist ein ewig „moderner" — Goethe hat uns damit nicht minder tief die Seele erschüttert wie Aeschylos. Was die bildende Kunst betrifft, so mochte sie sich wol auch schon im Alterthume desselben bemächtigt haben, doch wie es scheint zu keinem größern plastischen Werke dadurch angeregt worden sein. Denn mit Ausnahme jener Sarkophagdarstellungen, welche den Prometheus als Menschenbildner zeigen und damit die Erzählung der Schicksale der Menschenseele in neuplatonisch allegorischer Darstellung verknüpfen, was neben der schlechten Arbeit auf die Spätzeit weist, führt A. Müller in seinem „Handbuch der Kunst und Archäologie" nur noch an: 1) Prometheus Feuer bringend — eine Gemmendarstellung; 2) Befreiung des Prometheus durch Herakles — ein Gemälde von Euanthes; und 3) Prometheus, befreit von Herakles und Castor — Relief eines etruskischen Spiegels. Von modernen Bildhauern hat James Pradier (gest. 1852) sich an diesen Stoff gewagt; wir kennen Pradier's Prometheus leider nicht aus eigener Anschauung, doch wird dieses Werk von competenter Seite als „großartig und energisch" bezeichnet. Gewiß aber hat Pradier den Prometheus als Einzeldarstellung, nicht als Mittelpunkt einer Gruppe durchgeführt.... Wie faßt nun Eduard Müller das Motiv? Im großen und ganzen ist es die Situation, wie sie sich in den Worten bei Aeschylos ausgesprochen findet:

> Das war der Dank, den deine Menschenliebe fand;
> Du botst ein Gott, vom Götterzorne nicht geschreckt,
> Mehr als geziemend Ehre dar den Sterblichen,
> Wofür du fortan hüten wirst den Schauerfels
> Aufrecht, gefesselt, schlummerlos, mit starrem Knie.
> („Prometheus", V. 28—32.)

Aber die Einkleidung dieser Situation bei Aeschylos taugt nicht für eine geschlossene Gruppe, wie sie die plastische Darstellung fordert. Bei Aeschylos tauchen die mitleidigen Nereiden aus der Flut auf, den erhabenen Dulder zu trösten — das gibt aber noch keine plastische Gruppe. Und dann, was fängt der Darsteller mit dem Meere an? und endlich, wie ist das Verhältniß des Adlers zum Prometheus zu stellen, um nicht ins Gräßliche zu verfallen? Da es Eduard Müller nicht genügt, Prometheus in Einzelgestalt in seiner ewigen ideellen Bedeutung darzustellen, fällt er, um den ebengenannten Schwierigkeiten zu entgehen, in der Darstellung in das Malerische und beeinträchtigt dabei auch zum Theile den Stimmungsgehalt des Stoffes. Moderne Sentimentalität löst zwar nicht den Gordischen Knoten, aber zerhaut ihn. Die Zahl der Nereiden wird von dem Künstler auf zwei beschränkt — beide haben das Meer verlassen und den „Schauerfels" bestiegen; die eine derselben ist ohnmächtig zu den Füßen des Dulders hingesunken und hält seine

Füße umschlungen; die andere, den Fels hinansteigend, hält den Kopf des Adlers zurück, der auf der Schulter des Prometheus sitzt und eben wieder seinen Schnabel in die Eingeweide schlagen wollte.

Die Anordnung ist malerisch in dem Sinne, daß durch Vortreten und Zurückweichen der einzelnen Figuren, durch gewisse absichtliche Concessionen an jeden Standpunkt des Beschauers (im örtlichen Sinne) die reine große Symmetrie, wie sie der Gruppe der besten antiken Zeit eigen, verloren geht. Ist so in dem Beiwerke — zumeist der Ueberwindung technischer Schwierigkeiten, ja vielleicht Unmöglichkeiten zu Liebe — der antike Stimmungsgehalt durch moderne Sentimentalität verunreinigt, so zeigt er im Ausdruck des Charakters des Prometheus eine Kraft, welche wir dem Bildner so anmuthiger geistiger Nippes kaum zugetraut hatten. Geistigen Triumph spricht dieser Kopf aus und Mannesgröße, welche selbst der Götterhöhe nicht weicht. Möglich, daß der Künstler, bevor er an die monumentale Bildung seines Werkes schreitet, noch eine durchgreifende Aenderung an dem Vorwurfe vornimmt; unsere Betrachtung kann der Skizze gegenüber ja überhaupt nicht als Kritik gelten wollen, sondern nur als Reflexion über die künstlerische Gestaltung dieses Stoffes überhaupt.

Eduard Mayer, zu dem wir nun übergehen, schafft schwerer als die beiden vorgenannten Künstler. Seine Phantasie ist nicht so flüssig, aber er besitzt ein schätzbares Gut, eisernen Fleiß und eine Sorgfalt der Modellirung, welche jeder anatomischen Thatsache bis auf den Grund nachgeht. So gewinnen seine Werke den Schein großer Wahrhaftigkeit und ernster Gediegenheit. Aus diesen Gründen sagt uns auch der Künstler in der Bildung des männlichen Körpers mehr zu als in der des weiblichen und kindlichen, weil hier die Anmuth, welche nur der mühelos geschaffenen Bildung anhaftet, sich schwerer vermissen läßt. Wir haben hier besonders im Auge seinen als Thonmodell vollendeten Hermes. Den rüstigen und stets reisigen Götterboten mit der kräftigen, aber doch nicht überkräftig herausgearbeiteten Muskulatur vermochte der Künstler in einer Weise zu gestalten, daß man dieses Werk, auch mit antiken Reminiscenzen im Kopfe, rückhaltslos zu genießen vermag. Von frühern Werken erwähnen wir: Mädchen das Haar strähnend — verwandt mit dem entsprechenden Venusmotiv; Knabe, einen Helm aufsetzend — wie eine Reminiscenz an die capitolinische Statuette Knabe mit der Maske; Betendes Mädchen; schließlich eine Gruppe, Amor und Psyche, von welcher der Großherzog von Baden sowol wie der Deutsche Kaiser Repliken besitzen.

Gleich E. Mayer gehört auch H. Gerhardt dem alten Stamme deutscher Künstler in Rom an. Gerhardt bewegt sich nicht ausschließlich in Gestaltung antiker Motive, doch bestimmt die Antike die Wahl seiner Stoffe sowol wie die Stimmung, welche in diesen durchklingt. In frühern Jahren wählte der Meister mit Vorliebe biblische Stoffe des Alten Testaments; mit Recht bemerkte er diesbezüglich, daß Erzählungen, wie die von der Ruth, von Isaak's Freien um Rebekka, so plastische Gestalten brächten, und so naiv in der Stimmung seien wie nur die Erzählungen Homer's. Dieser Periode gehört noch eine Rebekka an, die wir bei ihm sahen. Dagegen erinnern an das antike Genre sein Wassertragendes Kind, von unbeschreiblich naturwahrer Naivetät in Haltung und Ausdruck, und Amor mit dem Bogen.

Zu diesen liebenswürdigen Schöpfungen gesellt sich als neueste eine Spinnerin. Die künstlerische Feinfühligkeit des Meisters hat hier das formideale Moment mit dem realistischen, wie dies der Stoff mit sich brachte, in harmonischer Weise zu verbinden gewußt. Die Spinnerin, ein Sabinermädchen in Nationaltracht, ist keine Gewandfigur, kein Decorationsstück. Die Gewandung unterordnet sich ungezwungen den Hauptlinien der Körperformen, in schönem Flusse schmiegt sie sich ihnen an. Die Situation ist ebenso günstig, die Formen des Körpers in schöner Entfaltung zu zeigen, wie sie geläufig und

von jeder Gezwungenheit frei ist. Zwei Reliefs, die wir noch zu sehen Gelegenheit hatten, Bacchuskind sich auf Weingewinden schaukelnd (in zwei Redactionen), eignet sich zwar infolge der musikalischen Stimmung, welche solche Stoffe durchklingt, wenig für die schwere und schwerfällige Darstellung in Marmor; doch verdient die anmuthige Ausführung rühmende Erwähnung.

Die Reihe des ältern Kernes der Römischen Schule schließe Karl Voß. Seine Werke tragen eine minder scharf ausgeprägte Physiognomie, doch bekunden sie sämmtlich ein ehrliches Streben, der Höhe guter Vorbilder nahe zu kommen. Auch in seinen Stoffkreisen ist er universeller als die früher genannten. Ganz in den Traditionen der Römischen Schule wurzelt seine Gruppe Amor und Psyche, deren Thonmodell sich der Vollendung zuneigt und die verspricht, den Künstler auf dem Höhepunkte seines Könnens zu zeigen. Aeltern Datums sind die beiden Gegenstücke Hebe und Ganymed, anmuthig, aber doch nur Nippesstil. Mit den Gestalten der Ruth und Rebekka machte der Künstler einen erfolgreichen Ausflug auf das Gebiet alttestamentarischer Idylle, wogegen ihn sein Ritt in das romantische Land — er holte daher die Loreley — ziemlich nüchtern ließ. Jedenfalls aber verdienen die Leistungen dieses Künstlers mehr Beachtung, als sie bisher von seiten der deutschen Kunstkritik gefunden.

Wir wenden uns jetzt zu einer Anzahl jüngerer Kräfte, welche, zum größten Theile noch in ihrer Werdeepoche begriffen, den ältern Kräften rüstig nachstreben. Bei den meisten derselben zeigt sich eine gesunde Anschauung über das Verhältniß der modernen Sculptur zur Antike, und es wäre nur zu wünschen, daß diese weder durch die blendenden Irrthümer in unmittelbarer Nähe, noch durch die in der fernen Heimat beeinträchtigt würde. Auffallend erschien es uns nur, daß das Kühne, Große unter ihnen kaum einen Vertreter findet — wie gern nähme man dabei etwas antiakademische Revolution, etwas unzünftigen „Sturm und Drang" mit in den Kauf!*)

Wir eröffnen diese jüngere Reihe mit Joseph Meßner aus Kärnten, der schon tüchtige Zeugnisse seines Talents abgelegt — hat ihm ja doch sein Gasser-Standbild in Klagen-

*) Wir können es uns nicht versagen, hier eines Künstlers zu gedenken, der zwar aus dem Plane unsers Essay herausfällt — er ist in Norwegen geboren, wohin sein Großvater von Deutschland aus auswanderte — doch bei dem wir den Zug jener Größe wiederfanden, wie er einst seinem skandinavischen Landsmanne Thorwaldsen eigen war. Es ist dies der Bildhauer Daae Magelßen. Von Jugend voll künstlerischen Dranges, trieb er sich acht Jahre auf allen Weltmeeren herum, um so viel zu erwerben, als nöthig war, damit er sich in Kopenhagen, gleich Carstens und Thorwaldsen, einige Zeit dem Studium der Antike widmen konnte. Als er mit seiner Baarschaft zu Ende, schnitzte er in Spanien und England Schiffsfiguren, um dann mit mehr Muße an ein größeres bildnerisches Werk gehen zu können. Da wurden endlich seine Landsleute auf ihn aufmerksam, und er brachte es zu Stande, einen Aufenthalt in Rom wagen zu dürfen. Seit vier Jahren verweilt er nun hier, aber leider noch immer unter sehr beengenden Verhältnissen. Das, was wir im Atelier dieses Künstlers sahen, läßt uns die bedeutendsten Hoffnungen auf ihn setzen. Die „große Linie", wie sie Thorwaldsen's Schöpfungen charakterisirt, bestimmt auch sein Schaffen. Das Weiche, Süßliche, Zierliche ist ihm von Grund aus fremd; er ringt einer strengen Schönheit zu, die heute noch den Charakter des Gewaltsamen trägt, sodaß der Künstler im Laufe der Entwickelung sich also noch mehr zu harmonischer Schönheit wird abklären müssen. Eine Meleager-Statue, die wir im Gipsmodell vollendet sahen, ist ein Beleg hierfür. Meleager ist in dem Moment dargestellt, da er die Axt erhebt, die Onkel zu tödten. Das Pathos des Zornes schwellt jede Muskel der mächtigen Gestalt; im Gesicht offenbart er sich aber nicht in irgendwelcher Verzerrung, sondern nur in den aufgeblasenen Nasenflügeln und der leichtgekräuselten Oberlippe. Diese geistige Energie, die dem Künstler eigen, charakterisirt auch seine Porträts und gibt ihnen einen Zug ins Historische. Wir sahen die Porträtbüsten Ole Bull's, des norwegischen Paganini, und des norwegischen Finanzministers, dessen Name uns aber entfallen ist.

furt weit über seine Heimat hinaus einen guten Namen gesichert. Joseph Meßner hat unter schweren Lebenskämpfen seine künstlerischen Lehrjahre zurückgelegt; es ist nur jene eiserne Kraft, welche das klare Bewußtsein seines Berufes gibt, was ihn über Kämpfe hinweghebt, wie sie Meßner in München durchzuringen hatte. Professor Schlotthauer's sei nicht vergessen, der sich in werkthätiger Weise seines Lieblingsschülers annahm. Meßner's erste bedeutendere Arbeit waren vier Basreliefs: Glaube, Hoffnung, Liebe und Anbetung. Aber erst sein Gasser-Standbild machte es ihm möglich, nach Rom zu gehen. Er legte hier nicht die Hände in den Schos. Seine Carnithia, die er für das Portal der kärntnischen Abtheilung der Weltausstellung von 1873 anfertigte, zeigt in ihrer einfachen, stilvollen Haltung den günstigen Einfluß der Antike. Als Aussteller trat Meßner mit der Gruppe: Venus und der schmollende Amor, auf. Die Situation ist etwas madonnenhaft gedacht, die Körperformen der Venus sind zu gedrungen, engherzig, naturtreu — aber die Detailbehandlung sowie die Charakteristik Amor's verräth ein frischschaffendes Künstlernaturell, das energisch dem Besten zuringt. Und von welchem Erfolge dies Ringen begleitet, zeigte uns sein im Thonmodell eben vollendetes Werk: Eine Nymphe, auf einer Felsklippe sitzend, lauscht nach der Ferne hin. Schon das Motiv zeigte einen glücklichen künstlerischen Takt: der weibliche Körper in einfachster Situation, die aber doch trefflich geeignet ist, die ganze Schönheit seiner Natur hervortreten zu lassen. Und wie hat der Künstler seit der Venus und Amor-Gruppe an Formenadel gewonnen! Der feine schlanke Körper zeigt in seiner Behandlung die frischeste Naturwahrheit, die durch die künstlerische Stilisirung an Eindringlichkeit nur gewinnt. Nach diesem Werke darf man von dem Künstler noch ganz Bedeutendes hoffen. Auch mit Vollendung einiger Porträtbüsten fanden wir ihn beschäftigt, die an zutreffender Charakteristik und sorgsamer Detaildurchführung nichts zu wünschen übrigließen.

Das Atelier mit diesem Künstler theilt Konstantin Dausch aus Bremen, dessen große Gruppe Simson und Delila auf der Weltausstellung in Wien verdiente Aufmerksamkeit erregte. Die „Illustrirte Zeitung" vom 14. März 1874 brachte eine Abbildung dieser Gruppe. Man vergibt bei dieser Gruppe gern ein Zuviel an Pathos in der Behandlung des Nackten und mangelnde Einfachheit in der Gewandung, da ein Zug zum Großen, Kolossalischen ihr nicht abzusprechen ist. Was Charakteristik betrifft, so zeigte der Simson eine ebenso großartige wie zutreffende Auffassung. Beschäftigt fanden wir den Künstler mit einer trefflich gelungenen Porträtbüste der Frau von K. aus Wesel, einem fein componirten und stilisirten Grabrelief und der Anfertigung einer Skizze für einen Brunnen, die jedenfalls groß gedacht und der monumentalen Ausführung würdig wäre.

Zu den Talentvollsten dieses jüngern Nachwuchses gehört dann Paul Otto aus Berlin. Eine eben vollendete Gruppe: Centaur mit einem Mädchen — dieselbe wird auf der Septemberausstellung in Berlin erscheinen — ist ein ebenso bedeutendes Zeugniß für die Ziele wie für das künstlerische Können dieses Künstlers. Die Antike hat allerdings mehr für das Motiv als die Charakteristik und Behandlung des einzelnen zu Pathen gestanden, doch zeigt sich auch in letzterm noch eine gewisse Decenz künstlerischer Behandlung, wenngleich lebhafte Reminiscenzen an die naturalistische Richtung der jüngern berliner Schule dabei mit unterlaufen, was namentlich in der Formenbildung des Mädchens der Fall, wo man mehr Straffheit und Adel wünschte. Die Concurrenzarbeit Paul Otto's für das in Darmstadt zu errichtende Siegesdenkmal, welche wir ebenfalls im Atelier des Künstlers zu sehen Gelegenheit hatten, ist eine Composition von ebenso einfach großem wie ernst würdigem Stil. Auf dem Piedestal, an dessen vier Ecken trauernde Frauengestalten und zwischen diesen eingelegte Reliefs sich befinden, sieht man eine Gruppe von zwei lorberbekränzten Kriegern, wovon der eine, noch in rüstigem Kampfesmuth dastehend, den andern schwer verwundet niedergesunkenen Kameraden unterstützt. Das Ganze baut

sich in großen Linien und architektonischer Symmetrie auf. Dem Künstler nicht minder hoch anzurechnen ist die ideal gehaltene Gewandung; liebt man es doch heute, zuwider dem eigensten Wesen der Plastik, gerade an monumentalen Werken dieses und ähnlichen Inhalts den Krieger hauptsächlich dadurch zu charakterisiren, daß man ihm kein Titelchen seiner häßlichen Tracht erläßt und womöglich noch jedes Sternchen am Rockkragen und jeden Orden auf das genaueste markirt. Solche Denkmale, auf den besten Plätzen der Stadt aufgestellt, tragen dann redlich dazu bei, das dürftige Rudiment von Schönheitsgefühl, das uns noch geblieben, schon im Kinde zu ersticken.

Der nächste, den wir zu nennen haben, ist Fritz Schulze, in Deutschland vielleicht mehr bekannt durch seine allerliebsten Schwarzen Bilder aus Rom und der Campagna*) als durch seine Bildhauerarbeiten. Doch leistet er auch auf diesem Gebiete, namentlich im Porträt, Anerkennenswerthes. Wir trafen ihn eben beschäftigt mit der letzten Vollendung der Büsten der um die Archäologie hochverdienten Gelehrten Gerhard, Bunsen, Borghesi, Duc de Luynes und des größten von allen diesen, Winckelmann's, bestimmt für das neue Bibliotheksgebäude des Deutschen Archäologischen Instituts auf dem Capitol. Das Spröde des Materials (Travertin) ließ allerdings eine feine Detaildurchführung nicht zu. Auf dem Gebiete freier Composition erschien er uns am liebenswürdigsten in einigen im Ornamentstil durchgeführten Reliefs, die für einen Brunnenfries bestimmt sind, wogegen uns bei einer Dryas-Statue der Mangel an leichtem, rundem Linienfluß, an durchgearbeitetem Leben der Körperoberfläche störend auffiel.

Tüchtiges für die Zukunft läßt ein Künstler hoffen, der noch erwähnt sei: Karl Schlüter aus Holstein, ein Schüler Schilling's in Dresden. Seine Semiramis, mit der er in Dresden den Akademiepreis gewann, ist eine Composition, die zwar noch manches Decorative an sich hat, aber doch durch die große Anlage, den edeln großen Fluß der Formen imponirt. Der Mangel an Lebenswärme, welcher sich an dem Werke fühlbar macht, kommt wol auf Rechnung jener natürlichen Befangenheit, welche den jungen Künstler einem so bedeutsamen Stoffe gegenüber befallen kann. Ein zweites Werk dieses Künstlers war ein Deutscher Krieger, auf römischen Trophäen stehend (in einer Aprilnummer 1874 von der „Illustrirten Zeitung" publicirt). Mit Glück hatte hier der Künstler einen nationalen Stoff aufgegriffen, der außerdem durch die Zeitstimmung noch geläufiger geworden war. Die Haltung ist etwas unfrei, doch die Behandlung des Nackten bekundet eine sichere Hand. In seinem Atelier fanden wir den Künstler mit der Modellirung der Porträtbüste eines Mädchens beschäftigt. Das geistige Leben, das diese Büste durchströmt, ist ebenso sehr Resultat einer resolut auf die Wiedergabe der Gesammtphysiognomie losgehenden Behandlung, wie andererseits einer sorgsamen Technik, die auch nicht das geringfügigste Detail für ein Unwesentliches ansieht. Und nur in solchem Sinne kann das Porträt — namentlich dem jungen Künstler — eine hohe Schule für seine idealen Compositionen werden.

Wir schließen diese Reihe Künstler ab mit den Namen: Robert Tobrenz, in dessen Atelier wir einige Idealbüsten von bedeutender Formenschönheit antrafen; dann des talentvollen Rau, den wir mit der Modellirung eines Carstens-Medaillon beschäftigt fanden, das bestimmt ist ein schlichtes Denkmal dieses Regenerators deutscher Kunst zu schmücken; endlich Helwig, der an die Vollendung einer zierlichen kleinen Gruppe Amor und Psyche ging.

Wir haben nun noch zwei junge Bildhauer zu erwähnen, von welchen der erstere sich von den Vorgenannten durch die Wahl der Stoffe, der letztere durch die Weise der Be-

*) In Holzschnitt ausgeführt von Professor H. Bürkner, Text von Gustav Flörke (Leipzig, Alfons Dürr).

handlung unterscheidet; es sind dies Georg Feuerstein aus Vorarlberg, der seine künstlerische Bildung in München genossen, und Karl Begas aus Berlin, der Bruder des bekannten Reinhold Begas.

Auf Feuerstein scheinen die Traditionen Schwanthaler's, des berühmten Verstorbenen, nicht der unter seiner Firma weiter producirenden Fabrik, von großer Wirkung gewesen zu sein. Sehen wir doch Feuerstein in seinen Thonskizzen fast ausschließlich der deutschen Heldensage zugewandt, und wir möchten dies als einen ganz glücklichen Griff bezeichnen, da ja hier dem Bildner fast dieselben Vortheile entgegenkommen, wie sie von dem griechischen Mythus geboten werden. Schwieriger wäre es, die germanische Göttersage für die Plastik stofflich auszubeuten, da diese — abgesehen davon, daß sie uns nicht so geläufig ist wie die Mythologie der Griechen und Römer — nicht Gestalten von so klaren, festen, schönen Umrissen besitzt, wie dies bei den Göttern des Olymps der Fall. Sind doch die Helden der deutschen Heroensage meist mächtige, an Leib und Seele gesunde, und darum harmonische Menschen — dabei naiv und unbefangen wie nur die Helden Homer's. Auch das Nackte spielt hier noch eine Rolle, und die Gewandung, für deren Zurechtlegung ein großer Spielraum bleibt, ist hier noch nicht den schönen Formen des Körpers feindlich.

Von Skizzen, die wir bei Feuerstein sahen, nennen wir nur: Siegfried löst den Gürtel der Brunhilde; Chriemhield den todten Siegfried erblickend; dann ein reizendes Brunnenmotiv: Wasserfrauen (als Trägerinnen des Bassins) prophezeien dem Hagen (über dem Bassin) den Tod; endlich eine Germania.

Daß dem Künstler die Kraft nicht mangeln würde, diese Skizzen in monumentale Gestaltung überzuführen, zeigte seine Judith, mit der er in München den Preis gewann und die auch wirklich den Eindruck imponirender Größe hinterläßt. Beschäftigt fanden wir den Künstler mit der Modellirung eines reizenden Mädchenkopfes, in welchem sich frische Empfindung in liebenswürdig anspruchsloser Weise ausspricht — auch ein Ding, was dem Künstler bei Gestaltung seiner Lieblingsmotive sehr zugute käme.

Im Atelier von Karl Begas sahen wir eine in Gips ausgeführte große Gruppe: Eine Mutter, die ihrem Kinde das Gehen lehrt.

Die Auffassung, die Anordnung des Stoffes, die Behandlung des Nackten zeugt hier von demselben Naturalismus, welcher Reinhold Begas in Berlin eigen ist. Dieser im Porträtstil gehaltene Kopf, diese so hypernaturwahre Behandlung des Fleisches, diese üppigen weichen Formen, welchen jeder Anflug von Strenge und Herbheit mangelt, lassen ja nicht einen Moment den Zweifel aufkommen, daß wir uns in allermodernster Zeit befinden; nur fragt man sich dann, was hat hier die gar so dürftige Toilette zu schaffen, die fast bis zu mythologischer Nacktheit geht — und der so sehr an die sinnenfällige Wirklichkeit gewiesene Beschauer kann sich der hausbackenen Frage nicht entschlagen, ob eine Mutter die Lehrmeisterin des Kindes in gar so dürftiger Toilette spielen würde. Es ist eben eine psychologische Thatsache, daß nur der ideale Typus mit göttlicher Nacktheit sich verträgt, daß aber in anderm Falle ein Werk die Signatur des Lüsternen erhält. Das Belehrendste in dieser Beziehung ist ein Gang durch das Venuszimmer in Neapel, wo Ideal- und Porträttypen, alle als Venusmotive behandelt, nebeneinanderstehen. Im übrigen gestehen wir gern, daß Karl Begas in dieser Gruppe eine tüchtige bildnerische Kraft zeigt, die sich mit starkem Lebensgefühl und mit der Fähigkeit des Ausdrucks desselben vereinigt. Es wäre eben nur zu wünschen, daß Rom die mitgebrachten Traditionen der berliner Schule wenigstens in etwas abgedämpft hätte.

Es liegt uns jetzt ob die Leistungen der dermaligen deutschen Malerei in Rom einer Besprechung zu unterziehen. Schon eingangs erwähnten wir, daß die deutsche Malerei

augenblicklich in Rom nicht Größen von der Bedeutung aufweise, wie dies zur Zeit gewesen, da Cornelius, Führich, Overbeck in Rom weilten. Dies liegt aber weniger an der Summe künstlerischen Könnens als daran, daß Einheit der Anschauung und des Strebens, und noch mehr wahre Begeisterung für künstlerische Ideale und Ziele mangelt. In welcher Weise hierfür die Stimmung der Zeit, aber auch der einzelne, verantwortlich sei, wurde in der Einleitung gesagt, und klar wird es auch sein, daß bei dem unendlich breitern Stoff- und Formengebiete die Malerei, wo sie nicht von einer großen Stimmung und Ideenströmung ihrer Zeit getragen wird, der subjectiven Willkür, der Bizarrerie nach Stoff und Form hin einen bei weitem größern Spielraum gewähren wird als die Plastik. Das wird bei Besprechung der einzelnen Leistungen sich erweisen. Hier sei nur noch des besondern Zwiespaltes gedacht, der in unserer Zeit zwischen den „Coloristen" und „Zeichnern" sich entsponnen und auch hier sich merkbar macht. Man weiß es, daß dieser Zwiespalt in der modernen deutschen Malerei besonders lebhaft geworden, als der Einfluß der Schule Piloty's die Cornelianische Richtung in München in den Hintergrund drängte. Seitdem haben die Coloristen, entsprechend dem Zuge der Zeit, Oberhand gewonnen, zumal auch das Stoffgebiet der Cornelianer dem modernen Interesse immer fern lag. Dennoch aber bewegen sich beide Richtungen in Einseitigkeiten, nur daß die der „Nur-Coloristen" gefährlicher ist als die andere. Michel Angelo, den man nach tieferer Versenkung in seine Deckenmalereien der Sixtina nicht mit dem seichten Schlagworte des „Zeichners" abfertigen darf, schreibt an Benedetto Varchi (im Jahre 1546 oder 1547 nach Guhl's Bestimmung): „Ich sage also, daß die Malerei mir um so viel besser scheint, als sie sich zum Relief neigt, und das Relief um so viel schlechter, um so viel mehr es sich der Malerei nähert. Und daher pflegt es mir denn auch immer so vorzukommen, daß die Sculptur die Leuchte der Malerei sei und daß zwischen beiden ein Unterschied wie zwischen Sonne und Mond stattfinde." Wir sehen hieraus, welche Bedeutung der größte Meister aller Zweige der bildenden Kunst der sichern correcten Zeichnung hier zuweist; denn die Zeichnung ist es, inclusive der Perspective und Schattengebung, welche das Wesen der Erscheinung in sichern und klaren Umrissen vor das Auge führt, wogegen dann die Farbe diesem den Anschein eines sinnenfälligern Lebens leiht. Die Farbe ist das, womit sich jeder Gegenstand zuerst dem Auge aufdrängt; aber erst mit dem genauen Erfassen der Form des Gegenstandes finden wir den Weg zu seinem Wesen. Die Mehrzahl der modernen Künstler sieht nun in der Farbe — der im Grunde oberflächlichsten Lebensäußerung des Gegenstandes — die Hauptsache und meint am tiefsten in das innerste Wesen des Organismus gedrungen zu sein, wenn sie diese Lebensäußerung in treuester Nachahmung vorgeführt hat. Wir unterschätzen nicht die Bedeutung des Colorits, aber wir meinen, daß bei einer solchen Auffassung der Farbe die coloristische Feinfühligkeit des Malers sich nicht einmal recht entfalten könne. Indem man nämlich meint, das Wesen des dargestellten Organismus mit seiner Oberfläche — in diesem Sinne mit treuer Imitation der Localfarbe — zu besitzen, setzt man die coloristische Behandlung zum rein technischen Proceß herab. Dagegen wird demjenigen, welcher das Colorit in seiner eigentlichen Bedeutung erfaßt, welcher also auf das Wesen der Darstellung eines Naturwirklichen geht, dieses blos Technische bald zu einer eigensten Lebensäußerung seines Genies werden. Er sieht ein, daß, wie in der künstlerischen Darstellung jedes Naturwirklichen überhaupt eine bestimmte Umwandlung mit demjenigen vorgenommen werden müsse — da rohe Nachahmung nicht das Leben der Natur widerspiegelt, sondern nur das Gespenst desselben gibt — auch die coloristische Behandlung diese eigenthümliche Transponirung der natürlichen Farbenwerthe vornehmen müsse. Der ausnahmsweise Effect hat in der Natur keine gesetzliche, also auch in der Kunst keine ästhetische Geltung. Manches also muß in der künstlerischen Darstellung gedämpft, manches gestärkt werden, manche in der Natur

dem ungebildeten Auge kaum sichtbaren Uebergänge nuancirt werden. Dazu muß alles in eine bestimmte Lichtmitte gerückt werden, da die Kunst ja doch nicht im Stande ist, die höchsten Lichtwerthe der Natur und die Negation derselben wiederzugeben.*)

Wer aber sieht nicht ein, daß erst in solcher coloristischer Behandlung in jedem Pinselstriche die Geistesgegenwart des Künstlers sich zu offenbaren vermag, daß erst in solchem Falle die Seele des Künstlers in seinem Bilde athmet, wie die des Dichters im Gedichte, des Helden in der That? Daß aber die „Zeichner", welche in oppositioneller Stellung zu den Coloristen die Farbe dann nur wie ein ganz Nebensächliches betrachten, ebenfalls im Unrechte sind, ist klar, da die Malerei die Farbe als ein Hauptersatzmittel dessen betrachten muß, was die Plastik darin besitzt, daß sie mit völliger materieller Raumfüllung wirken darf; Perspective und Schattengebung allein ersetzen das nicht, sondern es bedarf dieses letzten Steigerungsmittels sinnenfälliger Realität. Wir glauben, daß auch diese Gegensätze in einer vertieftern Auffassung des Princips der „Naturnachahmung" ihre Lösung finden müßten.

Wir kommen nun auf die einzelnen Künstler, welche augenblicklich die deutsche Malerei in Rom repräsentiren, zu sprechen.

Die monumentale Kunstpflege zählt auf dem Gebiete der Malerei auch in Rom nur eine äußerst geringe Anzahl von Anhängern, zumal seit der genialste Vertreter dieser Richtung, A. Feuerbach, von Rom nach Wien berufen wurde. Die Begeisterung für dieselbe glüht nur noch nach in zwei letzten Cornelianern, die noch in Rom sind, und in dem hochbegabten Schlösser aus Kleve, der sich allerdings auf ganz entgegengesetztem Stoffgebiete als die Vorerwähnten bewegt. Die beiden erstern sind Platner und Seitz.

Platner der Sohn des berühmten Herausgebers und Hauptmitarbeiters jener Beschreibung Roms, an der auch Bunsen, Gerhard und Ulrich betheiligt waren, ward sowol durch innere Neigung wie durch die innigsten Beziehungen, welche zwischen seinem Vater und Cornelius, Schadow, Overbeck bestanden, in die Cornelianische Richtung gedrängt, wenngleich er auch nicht ein directer Schüler von Cornelius war. Leider ist Platner seit zwei Jahren leidend, sodaß er in dieser Zeit nicht mehr zum Schaffen gekommen; doch dürfen wir hoffen, daß der noch im rüstigsten Lebensalter stehende Künstler wieder zum Vollbesitze der Gesundheit und damit zu rüstiger Wiederaufnahme seiner künstlerischen Thätigkeit gelange. Es war uns gegönnt, in das Atelier des sonst sehr zurückgezogenen Künstlers zu gelangen und da sein letztes vor zwei Jahren vollendetes Bild zu schauen, um so lebhafter läßt uns dies den Wunsch nach baldiger Wiedergenesung aussprechen. Der Gegenstand ist ein der christlichen Legende entnommener, wie auch die frühern Bilder dieses Meisters, die sich fast sämmtlich in England und Schottland befinden, ausschließlich der biblischen Historie oder der Tradition der christlichen Kirche ihren Stoff entnehmen. Es ist derselbe Stoff, den auch in schlechter und rechter Weise Viviani da Urbino in einem Wandfresco der zur Kirche San-Gregorio Magno gehörigen Kapelle Santa-Barbara dargestellt hat. Danach sah Gregor der Große einst auf dem Forum in Rom drei Kinder, welche zu Markte gebracht wurden. Ob der Holdseligkeit derselben erstaunt, fragte er nach der Heimat derselben. „England", hieß es; sagt lieber „Engelland", erwiderte der wortgewandte Papst — und die Bekehrung dieses Landes wurde nun eine der Hauptthaten seines Pontificats. Dem Maler war also für seine Darstellung das Forum als prächtigster architektonischer Hintergrund gegeben; indem er dies verwerthet, sieht man rechts den Bogen des Severus und die Mamertinischen Gefängnisse, links die Säulenreste des

*) Vgl. in dieser Beziehung Unger, „Das Wesen der Malerei", Kap. 2, §§. 15—30. Noch immer das Beste, was über diese Frage gesagt wurde.

Saturntempels rückwärts emporsteigen. Den Mittelpunkt bildet die Gruppe des Papstes und zweier Cardinäle zu Pferde, den Vordergrund nehmen zu beiden Seiten lebhaft bewegte Volksgruppen ein, zwischen diesen der Priester, welcher dem Papste die beiden wahrhaft engelschönen Kinder vorführt. Eine durchgängige, aber doch nirgends in frostiger Schärfe sich vordrängende Symmetrie beherrscht die Composition des Bildes. Und dieser hohe ästhetische Sinn lebt auch in der Formenbildung. An diesen edeln Menschengestalten darf man wieder einmal den Sinn erlaben; aber nicht die ausdrückliche Schönheit herrscht, sondern eine lebhaft charakterisirende Kraft füllt diese Formen mit individuellem Leben. Es sind wahrhaft rafaelische Linien, welche das Profil jener Frau im Vordergrunde links beschreiben, und wie Lichtblicke aus jener goldenen Zeit muthen die beiden Kinderköpfe an. Das Colorit geht jener saft- und kraftlosen Schwäche aus dem Wege, welche man dem „Idealismus" als Conditio sine qua non „aufmutzen" möchte, um diesen gleich von vornherein zu discreditiren; es ist lebhaft, warm, harmonisch, stellt sich aber dabei völlig in den Dienst des Ganzen und prätendirt nicht als ein Selbständiges wirken zu wollen.

In rüstigem Schaffen begriffen finden wir den Schüler des Cornelius, Seitz (sen.). Da er im Auftrage des Bischofs Stroßmayr es unternommen hat, die Hauptkirche von Bukowar in Slawonien mit Fresken auszuschmücken, so sahen wir mehrere hierauf bezügliche Cartons, die selbstverständlich ihre Darstellungsmotive der biblischen Geschichte entnommen hatten. Am bedeutendsten darunter erschien uns: Christus treibt die Wechsler aus dem Tempelvorhofe. Man wird der Darstellung des Vorganges den Vorwurf des Traditionellen nicht ersparen können, aber die Zeichnung zeigt Größe und Schwung in den Linien; die Gestalten sind von solchem Adel des Ausdrucks, daß man einsieht, wie wahrhafte Kunstbegeisterung und der stete Hinblick nach den besten und größten Vorbildern auch noch in einer minder hohen Begabung echt Erfreuliches zu zeitigen vermögen. Ueber Seitz als Coloristen können wir kein Urtheil fällen, da wir in dieser Beziehung nichts von Belang im Atelier des Künstlers sahen.

Von Kanaan wenden wir uns jetzt nach Hellas, von der christlichen Mythologie zu der unserm Gemüthe nicht minder nahe stehenden der Hellenen. Die monumentalen Compositionen Schlösser's bewegen sich auf diesem Stoffgebiete — er ist zudem der einzige der jüngern künstlerischen Kräfte in Rom, welcher überhaupt die monumentale Kunst vertritt. Durch seine Anadyomene, welche ihm einen Conflict mit dem frommen Mühler, damals preußischer Cultusminister, heraufbeschwor, hat Schlösser zuerst die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt. Schlösser producirt nicht eilig, jede neue Schöpfung ist ihm zugleich ein Durchgangspunkt zu einer höhern Stufe künstlerischer Entwickelung. So sahen wir nur ein Gemälde in seinem Atelier, das der Vollendung ziemlich nahe: Theseus und Ariadne, und zwar in der Situation, daß Theseus der Ariadne den Ring wiederbringt, den sie ins Meer geworfen. Eroten und Nereiden beleben die Scene. Links wogt das Meer hinaus, die Mitte nimmt eine Felspartie ein — rechts sieht man den Weg zur Hochburg Athens emporsteigen und das Theseion leuchtet uns entgegen. Die richtige Raumbehandlung, durch richtige Vertheilung der Massen, durch wirksame Gegenüberstellung und Ausgleichung der Contraste, mochte hier dem Künstler nicht geringe Sorge machen, doch glauben wir, daß dies jetzt die günstigste Erledigung gefunden habe. Was die Darstellung der Menschen betrifft, so ist Theseus von charakteristischer Schönheit, welche den Künstler verräth, der sein Auge durch Porträtmalerei an die präcise Darstellung individueller lebensvoller Formen gewöhnt hat. Seine Frauenkörper erinnern durch die weichen schwellenden Formen an die Venetianer, etwas Herbheit wäre hier am Platze. Ueber das Colorit können wir ein Urtheil noch nicht fällen, da dasselbe noch nicht über die Primabehandlung hinaus war, als wir das Bild zum letzten mal sahen. Doch dürfen wir

mit Rückschluß auf die frühern Werke dieses Künstlers wol auch in dieser Beziehung Gutes hoffen.

Mit Schlösser ist die Zahl jener deutschen Künstler erschöpft, die in Rom der monumentalen Malerei obliegen. Doch zeigen die zwei zunächst zu nennenden Künstler so viel poetische Kraft und ein Eingehen in die ideale Anschauungsweise, daß sie gewissermaßen den Uebergang bilden zu jenen, welche — sehen wir von den Landschaftsmalern ab — sich ganz der Darstellung der unmittelbaren sinnenfälligsten Wirklichkeit zuwenden. Diese beiden Künstler sind Franz Dreber und Rudolf Henneberg.

Bei keinem Künstler in Rom haben wir ein so starkes poetisches Empfinden gefunden wie bei Dreber, und dieses poetische Empfinden offenbart sich uns bald als eine rein lyrische Stimmung, bald verschmolzen mit einer Bedeutung der Anschauung, welche uns auf die Gipfel des Daseins zu führen vermag. Letzteres war der Fall in jenem Bilde, das Iphigenia auf Tauris darstellte (eine kleinere Replik des von diesem Meister in der Galerie des Freiherrn von Schack in München befindlichen Gemäldes) und wird es noch mehr sein in dem Bilde, an dessen Composition der Meister eben geht: Psyche von Eros gekrönt am Meere — der Friede einer in der Liebe seligen Seele klingt aus in dem großen Frieden, welchen das sonnenbeleuchtete ruhige Meer athmet. Jene rein lyrische Stimmung aber sprach uns an aus einer schon vor zwei Jahren vollendeten Landschaft, in der wir den ganzen deutschen Märchenschatz hätten bergen mögen, dann aber — und vielleicht in reinster Form — in den jüngsten kleinen Compositionen dieses Meisters, welche zu den herrlichsten Improvisationen gehören, welche die Kunst der Gegenwart zu verzeichnen hat. Es sind rein elementare Stimmungen, die hier Ausdruck erhalten, aber eine so selige Heiterkeit, eine so zauberhafte Naivetät spricht aus ihnen, daß man ihre Wirkung nur mit der eines Uhland'schen oder Goethe'schen Frühlingsgedichtes vergleichen möchte. Und darum, weil so die Stimmung des saturninischen Zeitalters in ihnen lebt und webt, darum erscheint uns auch die mythologische Staffage so völlig am Platze wie in den Schöpfungen der Malerei der Renaissance. Und welches sind denn die Themen? Da schlummert ein Mädchen, in hochaufgeschossenes Gras und Blumen gebettet, ein Blütenstrauch breitet seine Zweige über sie; darauf aber hat schon ein Erote Platz genommen, und versucht es kecklich das Mädchen aus dem Schlummer aufzustören. Hier steht ein Mädchen; in träumerischer Sehnsucht blickt es zum tiefblauen Frühlingshimmel empor, dem leichten Wölkchen nach; der kleine geflügelte Schalk, der sich hinter dem Wölkchen birgt, bringt wol ihre sehnenden Gedanken an die rechte Stelle. Ein drittes Bild: in blühender Frühlingslaube, in welche der blaue Himmel voll hereinblickt, schaukelt sich ein kleines Mädchen, so voll glücklicher Freude im Ausdruck wie nur die Frühlingsherrlichkeit draußen. Dort wieder sitzt eine junge Mutter, mit seligem Herzen dem Kinde zusehend, das auf der niedrigen Mauer der Veranda hinläuft. Ein fünftes Bild führt in reizender Waldeinsamkeit den Mythus vom Narciß vor; ein sechstes ein blumenpflückendes Mädchen, dem aber schon Eroten auflauern u. s. w. Jedes dieser Bildchen wirkt wie ein vollgegriffener Musikaccord, der dann eine Welt von Stimmungen in der Seele des Beschauers weckt. Zwar betrachtet der Künstler dieselben nur als Skizzen, die er gelegentlich als Fresken durchführen würde, vielleicht irgendeinen Speisesaal zu schmücken, — aber auch als selbständige Kunstwerke betrachtet kommt ihnen schon eine hohe Wirkung zu. Die Farbe unterordnet sich hier völlig dem Inhalt der Darstellungen; es ist bewundernswerth, wie die Oelfarbe hier allen Ernst und alle Schwere und Tiefe ablegt und so ganz gefügig wird, die schalkhaften leichtgeschürzten Motive zu interpretiren. Andererseits ist rühmenswerth das völlige Zusammenstimmen von Landschaft und Figuren, sodaß keins von beiden durch ein Zuviel oder Zuwenig auf Kosten des andern die Totalharmonie stört. Im ganzen aber ist jene selige Heiterkeit, welche innerste Seele all dieser

Schöpfungen ist, um so anerkennenswerther, als der Künstler schon seit längerer Zeit mit schwerem körperlichen Leiden zu kämpfen hat.

„Moderner" als Dreber, aber doch im Besitze einer starken poetischen Ader ist Rudolf Henneberg aus Berlin. Er hat sich durch seine „Jagd nach dem Glücke" nicht blos einen weithin bekannten Namen erworben, er hat sich darin auch als einen von höhern Intentionen beseelten Künstler gezeigt. Das Thema war in einfacher, aber überwältigender Größe zur Darstellung gebracht: ein Mann, der auf fliegendem Rosse über die Leiche seines lieblichen Weibes hinwegstürmt, nach einem Diadem zu greifen, während der als Gerippe gebildete Tod den Reiter zu packen schon im Begriffe steht. In seinem „Märchen" — eine wunderholde Jungfrau, in Waldesdämmerung ruhend, hört geschwätzigen Raben zu — hatte er sich als sinnigen Poeten erwiesen. Obgleich wir augenblicklich den Künstler mit keiner Composition beschäftigt fanden, welche den beiden vorgenannten an innerer Bedeutung gleichkäme, so sahen wir doch in seinem Atelier Arbeiten, die immer noch zu dem Bedeutsamsten gehören, was die deutsche Kunst in Rom gegenwärtig hervorbringt. Das eine Bild ist ein prächtiges Campagna-Stimmungsbild. Ein Stück Campagna, mit den edeln Hügelwellungen im Hintergrunde, liegt vor uns; drei Romagnolen, hoch zu Roß, machen die Staffage; ein junger blühend schöner Bursche darunter, zurückschauend, dann zwei ältere, wovon der eine sich eben anschickt durch das Wasser zu schreiten. Die Stimmung wird erhöht durch die Art der Beleuchtung; diese aber will nichts Besonderes sein, sondern sie ist da, den Charakter des Ganzen zu idealerm und kräftigerm Ausdruck zu verschärfen. Das geheimnißvolle Ineinanderweben jener reichen Scala von Tönen — vom Hellrothgelb bis zum tiefsten Violett — wie sie der süd- und mittelitalienische Himmel zur Zeit der Abenddämmerung zeigt, findet hier eine künstlerisch decente, nicht in roher Nachahmung der wirksamsten Töne befangene Interpretation. Ein anderes Campagnabild dieses Künstlers bringt die poetisch empfundene und dargestellte Landschaft als Porträtrahmen. Dasselbe war kaum mehr als Skizze, als wir es sahen, weshalb uns ein Urtheil darüber nicht zusteht. Ebenfalls in solchen historischen Rahmen gefügt war eine andere Porträtdarstellung, wo das Lebensvolle der Darstellung noch eine Steigerung erhielt und zugleich ein Zugeständniß an die poetische Stilisirung, dadurch, daß ein hübscher Campagnajunge der porträtirten Gesellschaft (zu Pferde) den Hut hinstreckt, um eine Gabe bittend. Ein viertes ähnliches Bild brachte wieder eine freie Composition: Ein prächtiger Romagnolenknabe zu Pferde eine Höhe hinanstürmend — ja so frisch und freudig stürzt die Jugend dem Leben zu! All diese Bilder waren, als es uns gegönnt war, sie zum letzten mal zu sehen, über die Primabehandlung noch nicht hinaus. Composition und Formenbildung aber zeigten ein Künstlernaturell, das ein ebenso warmes Lebensgefühl wie starke Schönheitsbegeisterung besitzt, und das gewohnt ist, mit steter scharfer Selbstkritik sein Schaffen zu begleiten.

An Dreber und Henneberg möchten wir den auch als Archäologen*) bekannten Otto Donner anschließen, der ihnen zwar an künstlerischer Begabung nachsteht, aber sich in seinem Streben verwandt zeigt. In seinem Atelier sahen wir neben einigen Porträts, worunter namentlich eine Kindergruppe uns fesselte, ein mythologisches Bild: Fischerknabe und Fischermädchen lauschen dem Leierspiel eines aus dem Meere auftauchenden Tritonen. Die Composition würde an Kraft der Wirkung gewinnen, wenn nicht die völlige poetische Durchführung des Stoffes mangelte. Das ist namentlich an dem Jüngling merkbar, der den Arm um das furchtsame Mädchen schlingt. Dieser Mangel an innerer Wärme,

---

*) Am bekanntesten ist O. Donner's Schrift: „Die campanischen Wandgemälde in technischer Beziehung"; dazu nennen wir seine scharfsinnige Abhandlung: „Sul Gruppo del Pasquino ed il suo Ristauro" („Annalen des Archäologischen Instituts", 1870).

oder vielmehr an einer leicht und frisch schaffenden Phantasie, bekundet sich auch in der Farbe, die den Charakter des Schweren, Kalten nicht ganz verleugnet. Am tüchtigsten fanden wir den Künstler in einigen Bildchen, deren Motive dem pompejanischen Stoffkreise entnommen waren, so z. B. Pompejanerin im Bade und pompejanisches Mädchen, schon festlich geschmückt, noch eben beschäftigt, ein Billetdoux abzufassen, d. h. dem Wachstäfelchen einzuritzen. Das sind Cabinetsstücke feinsinniger Durchführung; sie zeigen ein Einleben in das culturhistorische Material, welches wol dem Künstler die völlige, dem künstlerischen Proceß nöthige Freiheit im Schalten über den Stoff verbürgt.

Eine zahlreiche Gruppe deutscher Maler in Rom pflegt, dem Zuge der Zeit folgend, das heute materiell dankbarste Gebiet, das Genre.

Es steht uns fern, die geistige Bedeutung zu unterschätzen, welche das Genre gewinnen kann. Wie hoch wir in der Poesie den Humor stellen, haben wir andern Ortes ausgesprochen. Das Genre ist nun das Organon des Humors in der Malerei, soweit diese überhaupt fähig ist, einer geistigen Stimmung und Weltanschauung Ausdruck zu geben, in welcher das philosophisch-reflectirende Element eine so hervorragende Rolle spielt wie im Humor. Wenn Jean Paul in jenem bekannten Bilde den Humor dem Vogel Mörops vergleicht, der mit dem Kopf nach abwärts gewendet zum Himmel fliegt, und ihn dann wieder das „umgekehrt Erhabene" nennt, so soll das Genre dem Maler zum Mittel werden, auch in der kleinlichsten Erscheinung das Vorhandensein der Idee — in höherm Sinne als bloßem Wesensinhalt — aufzuzeigen, nachzuweisen, daß der Geist des Alls, der in der historischen Erscheinung zu triumphirender Offenbarung gelangt, auch in dieser dürftigen Hülle vorhanden ist, daß die Welt nirgends der Verklärung durch den Geist entbehrt. In diesem Sinne schufen die Niederländer ihre Genrescenen, und eine Zusammenstellung der Schöpfungen dieser ihrer Kunstrichtung mit jenen Scenen in den Romanen Jean Paul's, wo er wie ein anderer Columbus auch in dem scheinbar engsten und in das Irdische versunkensten Daheim noch ideale Welten entdeckt, möchte mehr als müßige Parallelen zu Tage fördern. Aber eben dieser geistigen Vertiefung entbehrt im großen und ganzen das moderne Genre (Ausnahmen, wie z. B. Knaus, erkennen wir mit Freuden an); den modernen Genremalern ist es zumeist in erster Linie um die amusante oder pikante Situation zu thun, weil sie des Zuspruches des Dutzendpublikums sicher sein können, sobald sie zu seinem Anschauungskreise herabsteigen, seinen Neigungen, die nur auf leichte Ergötzung, nicht Erhebung gehen, entgegenkommen.

Wir eröffnen die Reihe deutscher Genremaler in Rom mit Heilbuth, einem Künstler von Weltruf, der seit dem Jahre 1870 seinen Aufenthalt von Paris nach Rom verlegte. Heilbuth hat viel von den Franzosen gelernt; nun aber thut er es diesen in „geistreicher" Behandlung nicht blos gleich, er übertrifft sie in manchem. Ein scharfes Naturstudium offenbart sich bei ihm bis in das minutiöseste Detail hinein; eine markante, hier und da selbst leicht an die Caricatur streifende Charakteristik ist ihm auch eigen; dazu gesellt sich dann die außerordentlich feine Zeichnung und ein Colorit, das, indem es sich in den schärfsten, aber wohlerwogensten, und darum schließlich ausgeglichenen Contrasten bewegt, einer pikanten Wirkung stets sicher sein darf. Und dieser „geistreichen" Behandlung entspricht dann auch die Wahl der Stoffe. Eine Revue dessen, was wir im Atelier dieses Künstlers sahen, lege Zeugniß dafür ab. Erstes Bild: Gartenstück mit Steingelände (Motiv aus der Villa Borghese). Jenseit der Balustrade steht eine schöne, junge, elegante Dame mit der Aja, die das Kind hält; diesseit ein geistlicher Würdenträger (in rother Robe), der sich zum Kinde herabbeugt; weiter nach rechts zwei alte Diener in Zopftracht. Das hat alles so sehr den Anstrich vornehmer Eleganz, daß man fast den Parfum des Salons zu merken glaubt.

Zweites Bild (Motiv vom Monte-Pincio): Der Zögling eines geistigen Instituts (in rothem Talar) küßt einem hohen Kirchenwürdenträger die Hand; links Gruppe von Mitzöglingen des Instituts; rechts Gruppe von Dienern des Kirchenfürsten. Wie amusant die Farbencontraste der Masse von Roth und Grün und die Ausgleichung dieser, und dann die Charakteristik!

Drittes Bild (noch nicht über die Skizze hinaus); es nennt sich: Ausgrabung am Forum. Den Hintergrund beschränken Mauerreste gegen den Palatinischen Hügel hin, links eine Arbeitergruppe in einer Vertiefung steckend, rechts große Gruppe von Engländern mit scharfer Markirung des britischen Typus; in der Mitte ein Archäologe, der mit großer Emphase auf eine leere Stelle deutet und diese erklärt (die Archäologen werden sich über diesen geistreichen Hieb zu trösten wissen), während nicht weit von ihm ein eben ausgegrabenes Relief sich befindet.

Alles in allem: ein hochbegabter Künstler ist Heilbuth; aber ganz und gar der Geschmacksströmung des Tages nachgebend, vermag er seinen Schöpfungen zwar den Charakter des Pikanten, Geistreichen zu geben, aber alle Geistreichigkeit kann Frösteln erregen, und man gäbe gern ein gut Stück derselben hin für einige Funken warmen künstlerischen Gefühls und einen Hauch schlichter geistiger Größe.

Nicht so geistreich in den Stoffen, nicht so elegant in der Behandlung, aber der Natur näher stehend, geistig gesünder ist Otto Brandt. Brandt wendet sich in seiner Darstellung mehr dem „Volke" in engerm Sinne zu, aber weil er es vermag, dessen Sein und Fühlen innerlich nachzuleben, nachzufühlen, weil er es dann ohne jede Prätension und voller Natürlichkeit darzustellen liebt, darum machen seine Bilder einen durchweg gesunden, erquickenden Eindruck. Er hat allerdings keine tiefere Intention bei seiner Darstellung, er geht auch selten hinaus über die Darstellung elementarer psychologischer Processe des Naturmenschen, aber hierfür findet er auch den Ausdruck bestrickender Realität und Wahrheit. In der Farbe ist er resolut, derb, ohne trivial zu werden; er verleugnet hierin eben die Düsseldorfer Schule nicht. Wir nennen Folgendes von diesem Künstler. Da begegnen sich zwei capresische Mädchen; das ältere sagt dem jüngern wol einige Impertinenzen, aber die wahre Himmelsunschuld, die aus dem Gesicht dieses ländlichen „Backfisches" leuchtet, was kann der die Malice anhaben, und das sagt uns auch der heitere Ausdruck, mit dem sie der Impertinenz der „Freundin" standhält. Es birgt sich in diesem Bilde ein erquickender Reichthum an Gemüthsfonds und gesunder Natürlichkeit. Daran schließt sich Capresisches Mädchen, das die Blumen ihres Fensters begießt, dann Mutter, dem Spiele ihrer Kinder zusehend, Kindergruppe vor einer Strohhütte im Walde, Fischverkäuferin, Affentanz. Ein Bildchen: Badende Nymphe, zeigte uns den feinen Takt des Künstlers, indem derselbe da, wo das Thema leicht den Beigeschmack des Lüsternen erhalten könnte, sogleich stilisirend in Farbe und Zeichnung auftritt und damit dem Bildchen die reine ästhetische Wirkung sichert. Erwähnt sei dann noch ein brillantes Beleuchtungsbild nach einem Motiv aus Homer: Die rosenfingerige Eos erhebt sich vom Schlafe, ihr göttlicher Gemahl schlummert weiter; erwachende Eroten streuen Blumen auf die noch in Dämmerung gehüllte Erde. Das Ganze wirkt mit dem magischen Reiz des Traumbildes.

Gleich Otto Brandt holt sich auch Hübner aus Berlin seine Motive gern aus dem capresischen Volksleben. Aber läßt Brandt nur die unmittelbare Wirklichkeit zu uns sprechen, so tritt der letztere stilisirend auf, und zwar in Bezug auf die Situation, die Menschen und die Behandlung. Er ist nicht geistig tiefer als Brandt, und er gibt nicht jene unmittelbare Lebenswahrheit wie dieser, aber er zeigt eine strengere formellere Haltung. Edel in den Linien, geht er auch in der Farbe nicht aus auf das Suchen unentdeckter Palettengeheimnisse; sie wirkt nicht, indem sie frappirt, sondern durch die Rein-

heit, mit der die geläufigen Accorde angeschlagen werden. Im Atelier dieses Künstlers sahen wir zwei reizend arrangirte Scenen von Capri, die mit pompejanischen Scenen auf pompejanischen Wandgemälden viel Aehnliches hatten. Die eine: Capresisches Mädchen mit Spiegel auf einer Veranda, die andere (als Aquarellskizze nach einem Oelbilde desselben Künstlers) Capresisches Mädchen, dem von einem zweiten die Haare gesträhnt werden und dem ein drittes den Spiegel vorhält; auch diese Scene geht auf einer Veranda vor. Das Grün der Bäume, der blaue, voll hereinschauende Himmel, die heitern, jugendlich-schönen Gestalten der Mädchen, geben nicht nur coloristisch das heiterste Ensemble, es liegt auch ein Hauch der glücklichsten Stimmung darüber, die sich auch dem Beschauer mittheilt. Aehnlich wirkt das Brustbild eines Mädchens von ins Ideale gehender Bildung, über dessen Haupt ein Blütenzweig sich herüberneigt. Den Schluß mache die Erwähnung eines äußerst elegant gemalten Frauenporträts.

Harrer, als Genremaler, erinnert in seinem Streben, der äußern Seite der Wirklichkeit coloristisch so nahe als möglich zu kommen, in mancher Beziehung an Otto Brandt, ja er geht noch über diesen hinaus. Zu idealisiren versucht auch er nicht, doch nimmt man das Streben wahr, der Situation an sich einen gewissen poetischen Reiz zu verleihen. Da z. B. dieses ärmlich gekleidete Mädchen aus dem Volke, auf der Thürschwelle eines sehr wüst und schlotterig gewordenen Hauses sitzend, das Köpfchen in die Hand gestützt, Tauben fütternd, worüber mag es wol sinnen? Regt sich in ihm jenes halb klare Gedankenchaos, welches das Mädchen ergreift, wenn es in die Jahre der Jungfrau hinübertritt? Bestimmte den Künstler nur die Poesie, welche diesem Motiv nicht abzusprechen, oder freute er sich des zierlich hingemalten kleinen Geflügels? Wir fanden dieselbe Situation auf einem andern Bilde, nur daß das Mädchen nun stand, und, wenn wir uns nicht irren, die Tauben zu Hühnern geworden waren. Etwas Aeußerlichkeit lag in dieser Wiederholung jedenfalls. Einen herabgestimmten Ton der Färbung schlägt der Künstler in seinen Landschaften an; immerhin aber ist derselbe noch zu derb. Auch die Auffassung und Composition verleugnet den Genremaler nicht, der auf unmittelbar packende Realität losgehen muß. So sind die beiden Veduten von Sorrent und Capri, die wir sahen, äußerst resolut componirt, die Massen plastisch geordnet, das Einzelne ist mit großer Sorgfalt durchgeführt. Dabei wird uns die Mittagszeit durch einen so intensiven Lichtreichthum plausibel gemacht, daß wir — zur blauen Brille als Schutzmittel greifen möchten.

Das Genre in seinen verschiedensten Gattungen, manchmal bis an die Grenzen des Historienbildes erweitert, schloß auch den Stoffkreis Arnold Corrodi's: Bruder des Hermann Corrodi, und Sohn des Aquarellisten, der Talentvollste der Künstlerfamilie. Leider verstarb der junge Künstler im Frühjahre 1874, nach kurzer Krankheit. Otto Donner forderte in der Trauerrede, die er am Grabe des Künstlers hielt, die Collegen des Geschiedenen auf, ein Lorberreis zu Füßen des Verstorbenen zu pflanzen; denn wenn es diesem nicht gegönnt war, den vollen Lorberkranz zu erringen, so sei doch sein Streben diesem zugewandt gewesen und die Zukunft hätte ihm auch denselben nicht vorenthalten. Der Redner war ein Freund des Verstorbenen, um so ehrenvoller die resolute Wahrheit, die er aussprach.

Arnold Corrodi starb erst 28 Jahre alt; aber nicht so sehr ist es diese Jugend, welche dem Künstler eine vollwiegende künstlerische That versagte, sondern vielmehr die Breite des Schaffens, der er sich hingab, die aber allerdings schon an und für sich auf den umfangreichen Fonds künstlerischen Vermögens wies, in dessen Besitze der Künstler sich befand. Man muß durch die vier aneinandergereihten Riesenateliers der beiden Brüder gewandelt sein, um einen Begriff von der Productionskraft zu erhalten, die sich hier in Kleinmünze verausgabte. Da waren Genrebilder im Gewande des 15. und 16. Jahr-

hunderts; hier begegnen wir dem naiven Genre, dort dem großen historischen Genrebild oder selbst dem eigentlichen Historienbilde. Dazwischen nun noch pompejanische Scenen oder selbst eine Landschaft, ein Porträt. Konnte es da möglich sein, daß das künstlerische Gefühl in jeder einzelnen Schöpfung sich concentrire, daß der künstlerische Sinn in die Tiefe der Erscheinungswelt sich versenke, daß geistige Energie überall in solchem Maße vorhanden, daß jede Schöpfung sich als stimmungsvolles, harmonisches Ganzes repräsentire? Und doch war für alles dieses die Fähigkeit vorhanden. Nicht selten überrascht uns ein feines Naturgefühl, zeigt die Charakteristik sehr psychologische Schärfe, und finden sich, in den historischen Bildern, selbst Spuren von echtem historischem Pathos. So durfte man immerhin hoffen, daß der Künstler sich endlich minder nachgiebig gegen die Mode der Zeit zeigen würde, daß er sich zu concentrirtern, ernstern Schöpfungen zusammenraffen würde, sollten dadurch auch seine Bilder weniger fashionable für die aristokratischen Salons von England und Frankreich werden.

Auf die Behandlung Arnold Corrodi's hatte die französische Schule bedeutenden Einfluß geübt; das zeigte sich nicht blos in der feinen Auffassung und saubern Durchführung realer Potenzen, sondern auch in der virtuosen coloristischen Technik, die überall auf das unmittelbar Wirkende, Gefällige losging.

Was einzelne Bilder Arnold Corrodi's betrifft, so rufen wir in das Gedächtniß das durch die wiener Weltausstellung bekannt gewordene: Petrarca vor dem Könige von Neapel, in welchem das Genre schon zum Geschichtsbilde hinüberneigt. Es sei dann ein noch früheres Bild erwähnt, das auf der Ausstellung in Dresden 1871 verdiente Aufmerksamkeit fand: Einzug des Titus in Rom. Mit Vorliebe bewegte sich der Künstler im Genre des 15. und 16. Jahrhunderts, und seine venetianischen Balkonscenen, sowie seine Gesellschaftsscenen im Costüm der Zeit Heinrich's IV. von Frankreich, sind zu einem beliebten Salonschmuck geworden. Dem römischen Gesellschaftsleben entlehnt war ein heiteres Bildchen: Zio Prete, Im Grünen, Pilze suchende Kinder, Singend heimkehrende Schnitter*) u. s. w. Fast vollendet hinterließ der Künstler ein größeres Bild: Karl des Kühnen Flucht über das Gebirge, und nur bis zur Skizze gediehen: Pompejanerin im Bade; Karl V. legt das Mönchsgelübde ab u. s. w.

In kurzem sei noch gedacht Gustav Müller's, des Bruders des Bildhauers Müller. Sein eigentliches Gebiet sind stilisirte weibliche Acte, Orientalinnen, Capresinnen, welchen er auch einen ganz bestrickenden sinnlichen Zauber zu verleihen weiß, wobei allerdings viel geistige Leerheit mit unterläuft. Doch trafen wir bei unserm Besuche gerade in dieser Richtung nichts im Atelier dieses Künstlers an, dafür ein der Vollendung nahes Genrebild aus dem italienischen Volksleben, dann ein sehr elegant durchgeführtes Porträt.

Die folgende Gruppe von Künstlern, die nun zu erwähnen, scheidet sich nicht stofflich von den ebengenannten, sondern nur in der Behandlung. Es sind die Coloristen der extremsten Richtung. An der Spitze derselben steht selbstverständlich Riedel, der ja ihr Inaugurator ist. Als er vor mehrern Jahrzehnten mit seiner Sklavin das neue Programm aussprach, riß er nicht blos das Publikum damit hin, sondern er hatte auch eine Anzahl von Kunstrichtern für sich. Aber schon zu dieser Zeit hat Unger in seinem besonnenen Buche: „Das Wesen der Malerei", über diesen Künstler das herbe Urtheil gefällt: „Der Mangel an kunstwissenschaftlicher Einsicht läßt ihn in der Illusion

*) Trotz Lessing's Mahnung mag man noch immer nicht einsehen, daß man mit Darstellung solcher Situationen nur Beiträge für die Aesthetik des Häßlichen liefert. Im Leben entschädigt uns für die Gesichtsmuskelverzerrung der Ton; im Bilde haben wir nur die Grimasse; wir erinnern uns nur eines Bildes, wo dies künstlerisch überwunden war durch eine merkwürdige Decenz der Darstellung, das ist in Luca Signorelli's König David in der Pinakothek von Arezzo.

ein wesentliches Element der Malerei erblicken, die er denn auch, wie sich von selbst versteht, in der geschickten Nachahmung des Aeußerlichen der Erscheinung im hohen Grade erreicht hat." ... Und weiter: „Derartige Künstler, welche so offenbar an den Tag legen, wie ihnen der Beifall der Menge höher als der der wahren Kunstverständigen steht, haben ihren Lohn dahin, und später den traurigen Ruhm, kunstgeschichtlich als Hauptvertreter eines großen Irrthums genannt zu werden, der bereits das Grab so vieler aufkeimender Talente geworden." Riedel ist consequent in seiner Richtung verblieben, ja dieselbe hat, wie dies natürlich, noch mannichfache Steigerung erfahren, sodaß manches seiner Bilder nur wie coloristisches Brillantfeuerwerk erscheint. Solche Ströme von Licht leitet er in die Localfarbe der dargestellten Erscheinung, in so abnorme Beleuchtungsbedingungen oder Beleuchtungsmittel rückt er die Gegenstände seiner Darstellung, daß diese jeden Zusammenhang mit der Natur verlieren, nicht mehr als Kunstwerke im guten Sinne, sondern nur als virtuose Artefacte erscheinen. Wo sich seine Darstellung dem concreten Leben zuwendet, wirkt dies am peinlichsten, wie dies uns z. B. seine Amme mit einem Kinde zeigte (erstere trägt türkisches Costüm, um mehr Gelegenheit zu einigen Farbeneffecten zu erhalten). Wo Riedel sich auch stofflich von der natürlichen Welt abkehrt, sich dem Märchen zuwendet, ist er am genießbarsten. In dieser Beziehung sahen wir: Puck von Eulen emporgetragen; unten leuchten Johanniswürmchen, über dem Kopfe Puck's die Flamme eines Irrlichts, um das Ganze webt das bläuliche Licht der märchenfreundlichen Mitternacht. Endlich hat ein drittes Bild die von Goethe dem Anakreon nachgedichteten Worte zum Vorwurfe:

Dich hat Amor gewiß o Sängrin fütternd erzogen,
Kindisch reichte der Gott dir mit dem Pfeile die Kost;
So durchdrungen von Gift die harmlos athmende Kehle
Trifft mit der Liebe Gewalt nun Philomele das Herz.

Hier spielt der Sonnenschein des übrigens poetisch gestalteten Themas die Hauptrolle. Die Hand möchte man vor das Auge legen, um den Sehnerv nicht in Gefahr zu bringen. Man bedauert, daß eine so reiche Begabung, wie Riedel sie unleugbar besaß, sich in solchen Virtuosenstückchen verausgabte.

Während der Wiener Pollak ganz in den Fußstapfen Riedel's wandelt, geht Anton Romako, gleichfalls aus Wien, seine eigenen Wege. Zwar erscheint auch bei ihm die Oberfläche der Erscheinung, soweit diese Farbenäußerung, bis zur Unnatur gesteigert, aber dennoch fehlt ihr jener starre, gläserne Glanz, welcher Riedel's Bildern eigen; es ist mehr Lebensgefühl vorhanden, mehr Geistesgegenwart in seiner Behandlung. Romako ist im Besitze aller Geheimnisse, welche die Palette bergen mag; man sieht auch seinen Bildern an, daß er nicht blos technisch arbeitet, daß er nicht auf Producirung geläufiger technischer Effecte ausgeht: aber er hat die Meinung, der Maler habe *nur* den Bedingungen der Farben, gleichsam dem coloristischen Generalbaß, zu gehorchen. Die Farbe ist ein völlig Selbständiges geworden, die Bedingungen, wie die einzelnen Töne zum klingenden Accord sich fügen, wie interessant hingestellte Dissonanzen ihre Lösung finden: das allein bestimmt noch die Composition des Ganzen wie des Einzelnen, denn auch der Naturwahrheit der dargestellten Erscheinung wird kaum mehr im bescheidensten Maße Rechnung getragen. Dabei ist der Farbenantrag so pastös, daß von Transparenz der Farbe nicht mehr die Rede sein kann.

So kann man keiner der Schöpfungen Romako's die Etikette des Interessanten versagen; aber um Werke völlig reiner künstlerischer Wirkung zu produciren, müßte der Künstler sich zu einer minder einheitlichen Auffassung des Wesens seiner Kunst durchringen. Wir erwähnen von jüngsten Arbeiten dieses Künstlers folgende: Fischerknabe, ein wahres

Nonplusultra moderner Farbenvirtuosität, die einzelnen Töne flimmern und flirren da durcheinander, daß aus dieser Farbenorgiastik nur mit Mühe die festen Umrisse der Erscheinung sich durchzudrängen vermögen. Etwas gemildert ist die Farbenstimmung in dem Mädchen mit einem Lamm, wo, nebenbei bemerkt, der Künstler der kindlichen Naivetät den reizendsten Ausdruck zu geben verstand. Auch der Jäger von Laurion wirkt günstig, weil darin die Märchenstimmung des Stoffes der coloristischen Stimmung entgegenkommt. Im Porträt dagegen, wo es gilt, in geblümter Weise den Geist und die Wahrheit der Natur zu interpretiren, muß diese Farbenbehandlung am störendsten wirken, wie uns dies auch das Porträt der Gattin des deutschen Consuls in Rom, Frau N., bezeugte.

Bevor wir zur letzten Gruppe deutscher Maler in Rom übergehen, jener, welche die exclusiven „Landschafter" repräsentiren, sei noch einiger jüngerer Kräfte gedacht, die noch in ihrer Werdeperiode sich befinden. Wir gedenken ihrer schon an dieser Stelle, weil sie sich fast ausschließlich auf dem Stoffgebiete der großen früher genannten Gruppe bewegen. Wir beginnen mit Nathanael Schmidt aus Heidelberg. Der günstige Einfluß seines Vaters Ph. G. Schmidt, eines Schülers von Cornelius, dessen Lehre er ausschießlich genoß, bekundet sich in dem Sinne für Formenschöne, für coloristische Reinheit, welcher dem Künstler in hervorragendem Maße zu eigen. Damit ist ein Zug zum Idealen verbunden, der nur nicht zerstört werden mag durch die zahlreichen Aufträge, mit welchen der noch junge Künstler schon bedacht wird. Ist es doch eine Thatsache, daß nur jener Darstellungsstoff die edelste Gestaltung erhält, dessen erster Keim der Seele des Künstlers erwuchs und in ihr reifte. Nur in diesem Falle ist jener künstlerische Zeugungsproceß möglich, der allein dem Kunstwerke die Signatur jener höhern Nothwendigkeit verleiht, die sie zu Naturwerken in höherm Sinne stempelt. Der Zwang, sich in die gewöhnlich kleinen Gedankenkreise hoher und höherer Auftraggeber zu fügen, zieht nur zu leicht eine zwar allseitige, aber auch oberflächliche Virtuosität groß. Wir legen dies dem Künstler um so mehr ans Herz, weil er mit so schöner Begabung bedacht ist. Wir nennen von frühern Werken dieses Künstlers: Rafael als Knabe, Ausverkauft (durch eine leipziger Firma vervielfältigt), Sträußchenverkäuferin (desgleichen), dann Braut des gefallenen Kriegers, ein Bild, das durch die Ausstellung bei Sachse in Berlin bekannt wurde. Aus letzterer Zeit stammen zwei prächtige Figurenbilder, Campagna-Hirtenknabe und Betteljunge. Dann ein im Auftrage gemaltes Historienbild, wo sich aber die Kraft des Künstlers noch als zu wenig ausgereift erwies. Die Porträts dieses Künstlers zeichnen sich weniger aus durch prononcirte Hervorkehrung des geistigen Kernes der dargestellten Individualität, als dadurch, daß ihnen „Stimmung" zukommt. Es ist dies natürlich; der junge Künstler neigt immer mehr zur lyrischen Auffassung des Charakters, erst der in Geisteskämpfen ausgereifte Künstler vermag dem Porträt jenen großen epischen Zug zu geben, wie er den Venetianern, Tizian an der Spitze, dann zu guter Stunde Tintoretto und selbst Paolo Veronese eigen. Danach ist es selbstverständlich, daß Schmidt sich am tüchtigsten da erweist, wo die Stimmung noch als Berechtigtes herrscht, also in der Darstellung jugendlicher Typen. So hat uns das Porträt eines Mädchens, über deren edle und feine Züge sich der Hauch sinnender Schwermuth lagert, den günstigsten Eindruck hinterlassen.

Daran schließen wir die Erwähnung zweier junger österreichischen Künstler, Franz Ruben und Etthofer, beide aus Wien. Von Ruben, der sich auf der jüngsten Weltausstellung mit einem großen Historienbilde: Turnier zur Zeit Kaiser Maximilian's, repräsentirte, sahen wir leider (der Künstler war bei unserm Besuche der Abreise nahe) neben einigen Aquarellen nur ein Genrebildchen, Campagna-Mädchen zwischen hohem Röhricht stehend. In Auffassung der Situation, Stilisirung derselben und Reinheit des

Colorits erinnerte dasselbe an Hübner und ließ auf einen geläuterten Schönheitssinn schließen. Dagegen zeigt Etthofer, mit einer an die Düsseldorfer Schule gemahnenden Farbentechnik, in Auffassung und Schilderung der Situation den resoluten Realisten. Mit Vorliebe wählt Etthofer italienische Volksscenen und gibt diesen architektonischen Hintergrund; so zwei Straßenbilder aus Siena, dann Morraspieler (mit dem Bogen der Goldschmiede als Hintergrund). Zwei Bildchen: Im Vorzimmer, zeigten Situationen, wie sie das französische Genre liebt. Schließlich sei das wohlgelungene Porträt der österreichischen Legationsräthin Pusterwald erwähnt.

Wir kommen nun zur letzten Gruppe von Künstlern, welche derzeit die deutsche Malerei in Rom vertreten, nämlich zu den „Landschaftern".

Wolfgang Helbig hat es in dem Schlußkapitel seiner „Untersuchungen über die Campanische Wandmalerei" (Leipzig 1873) als principiellen Unterschied festgestellt, daß die Landschaftsmalerei der Alten das Hauptgewicht auf das topographische und plastische Element lege, also danach strebe, schöne und bedeutungsvolle Formen in übersichtlicher Weise zu einem organischen Ganzen zu entwickeln, die in der Gegend wirkenden Potenzen von Luft und Licht aber als nebensächlich betrachte; während gerade dies letztere Element, also die atmosphärische Stimmung, für die moderne und namentlich modernste Malerei die Hauptsache bilde. Es ist also danach bei den Alten der plastische Umriß, bei den Modernen der malerische Reiz das Bestimmende. Im großen und ganzen muß das zugegeben werden, doch können wir bemerken, daß die moderne Landschaftsmalerei noch immer beide Richtungen in sich begreift, und daß uns dort die künstlerisch reifsten Productionen entgegentreten, wo beide Momente, der plastische Umriß und die atmosphärische Stimmung, zum harmonischen Ausgleich kommen. Die Landschaftsmalerei im Süden dringt zu dieser Harmonie leichter durch, weil hier die klaren Lufttöne, die hellen Farben die Formen schärfer ausgesprochen erscheinen lassen, und so der schrankenlos sich ergehenden malerischen Empfindung bestimmte Grenzen setzen, während der Landschaftsmaler im Norden in der im Nebel webenden Landschaft, wo die Umrisse leichter verschwimmen, ein gern wahrgenommenes Echo seines subjectiven Empfindungszustandes findet. Erstere Richtung hat sich allerdings davor zu hüten, zu bloßer Porträtirung des landschaftlichen Motivs herabzusinken; auch die Landschaft muß voll des Geistes sein, und wie aus ihr noch das Wesen des Naturgeistes mit magischem Reiz zu sprechen vermag, selbst wenn sie bis zur extremsten plastischen Bildung schreitet, das hat der jüngere Poussin genugsam bewiesen.

Jene Potenzen von plastischer Klarheit und coloristischem Reiz fanden wir in Rom bei keinem Künstler zu solchem Ebenmaße gesteigert wie bei Lindemann-Frommel. Wir sahen in seinem Atelier: Aetna von Taormina aus gesehen (beim ersten Erscheinen der Sonne), Ischia von Pizzuoli aus, Capri und schließlich eine Ansicht von Pästum. Die Signatur aller dieser Landschaften war: künstlerische Geistesgegenwart in allem und jedem und deshalb völliger Ausgleich aller Potenzen, die sich sonst gern in Widerspruch zueinander setzen. Alles Einzelne zeigte eine präcise Durchführung; dies mag die Ursache sein, daß man vielfach nur den „Zeichner" Lindemann-Frommel gelten lassen will; aber die Totalstimmung litt nicht darunter; indem der Künstler in großen imponirenden Massen Licht und Schatten anzuordnen versteht, ist schon einem Zerfall ins Detail, einer zersplitterten Stimmung des Beschauers vorgebeugt. Ebenso erfahren Mittel- und Hintergründe wol keine prätentiöse, aber doch sorgfältige Behandlung. Wo Figuren vorkommen, sind sie nicht blos der Anordnung nach mit der Landschaft in Uebereinstimmung gebracht, sondern der Künstler trägt auch coloristisch dem Einflusse der Atmosphäre Rechnung, welchen Einfluß entdeckt zu haben eigenstes Verdienst der modernsten Landschaftsmalerei ist.

Neben Lindemann-Frommel ist Welsch zu nennen. Auch er strebt danach, seinen Landschaften den Charakter einer ruhigen Größe zu verleihen, und liebt es, solche Motive zu behandeln, wo diese schon aus der Structur derselben hervorleuchtet. So ist es namentlich die deutsche Gebirgsnatur, die Größe und erhabene Ruhe derselben, zu der sich Welsch hingezogen fühlt und wo sich sein Künstlernaturell auch am freiesten und glücklichsten ergeht, während er die der Campagnalandschaft eigenthümliche Stimmung minder zutreffend zu interpretiren vermag. Im übrigen zeigen die Landschaften von Welsch einen ebenso gewissenhaften Zeichner wie feinsinnigen Coloristen, dem Klarheit und harmonische Stimmung der Farbe ein Wesentliches ist. Wir nennen von jüngsten Werken dieses Künstlers zwei für den Herzog von Nassau gemalte Scenerien aus dem bairischen Gebirge, deren Cartons wir noch sahen, dann ebenfalls Hochgebirgslandschaften von imponirender reiner Wirkung: Sanct-Valentin auf der Heide und Oeschinen (in der Schweiz in der Nähe des Thunersees). Motive aus der Umgegend Roms liegen zwei andern Landschaftsbildern zu Grunde: Torre del Schiave und Gegend um Rocca di Papa.

Mit Lindemann-Frommel und Welsch haben wir die bedeutendsten deutschen Landschafter Roms genannt (Dreber wurde schon früher erwähnt). Der zunächst zu nennende, Hermann Corrodi, Bruder des Arnold Corrodi, besitzt zwar ein nicht zu unterschätzendes Talent, aber er geht mit dem Strome, der sich mit der Aeußerlichkeit begnügt, statt den allerdings mühsamen Weg zu dem Wesen der Naturerscheinungen zu suchen. Wol muß sich Faust, da er zu den „Müttern" vordringt, gegen alle Schrecken der Hölle gewaffnet zeigen, aber auch nur so erringt er sich das Ideal vollendeter Schönheit. Wahrheit und Schönheit haben einen unlöslichen Bund geschlossen, und nur wer nicht an der Oberfläche der Natur hängen bleibt, sondern zu ihrem Wesen vordringt, wird „Schönes" zu schaffen vermögen. Die glänzendste äußere Illusion verdeckt nicht auf die Dauer das Unwahre, Larvenhafte; alle Lichteffecte, so gewagte Virtuosenstückchen der Farbe sie sein mögen, sind nicht im Stande, den Mangel an überzeugender Kunst- und Naturwahrheit zu verbergen. Wir möchten das dem Künstler an das Herz legen, der, mit schönem Können begabt, noch nicht den Höhepunkt des Lebens erreicht hat, also noch nicht in Manier versunken ist, sondern mehr um viel zu schaffen, etwas leichtfertig schaffte. Wir nennen von jüngern Werken, welche uns zu dieser Reflexion Anlaß gaben, folgende: Meeressturm (das Bild, in dem am meisten wirkliches, aus dem Innern kommendes Leben herrscht); einige Campagnabilder mit Staffage; Capri; Pästum; Motiv aus den Pontinischen Sümpfen u. s. w. Fast in allen diesen Bildern ist das natürliche normale Lichtquantum überschritten, wobei dann unter dem Schutze von Abend-, Morgen- und Mittagsbeleuchtungen noch besondere coloristische Reiterstückchen ihr Abspiel finden.

Schließlich haben wir noch zwei Aquarellisten zu nennen: Corrodi sen., den Vater der beiden genannten Corrodi, und Müller, beide Schweizer.

Die Aquarellen Corrodi's bringen fast ausschließlich italienische Landschaftsmotive; namentlich stark ist der Neapolitanische Golf vertreten, und fast immer in den scharfen Tönen, wie sie Sonnenuntergang und -Ausgang über die Landschaft breiten. Im ganzen sind Corrodi's Aquarellen in Farbe und Zeichnung sauber und klar, aber auch ohne poetische Kraft. Tüchtiger in der Behandlung und reichhaltiger in der Wahl der Motive ist Müller. So hochbejahrt dieser Künstler, so ist ihm das Schaffen doch noch nicht bloße technische Fertigkeit geworden, sondern immer ist dasselbe von künstlerischer Wärme durchströmt. Neben Behandlung von Landschaftsmotiven aus Italien und der Schweiz fanden wir auch ein Bild der Akropolis Athens, wo neben der feinen Durchführung des Architektonischen auch die poetische Stimmung, welche um diese Stätte webt, zu ihrem Rechte kommt.

Damit schließen wir die Aufzählung deutscher Künstler in Rom, ohne daß wir den Anspruch machen, alle genannt zu haben; es konnte uns auch nur darum zu thun sein, die Hauptträger deutscher Kunst in Rom, die zugleich dort ihr neues Heim gefunden haben, zu erwähnen, um ein Bild deutscher Kunstthätigkeit an dieser denkwürdigsten Stätte des geschichtlichen Geistes zu gewinnen.

Und nun unsere Schlußreflexion?

Die Entwickelung des menschheitlichen Geistes, nach allen seinen Thätigkeitssphären hin, bewegt sich nicht in unvermittelten Expulsionen; langsam, aber sicher schreitet sie von einer Vollendung zur andern. Und wie wir zwar immer erkennen sollen, was unschön und unvollkommen, so wäre es doch wieder thöricht, bei aller Fülle an schöpferischer Kraft, welche die Natur besitzt, von jedem Menschenalter einen neuen Goethe, einen neuen Rafael zu fordern. Langsam und gelassen geht die Entwickelung weiter ihren Weg, um, wenn kaum geahnt, und doch alles vorbereitet, die Menschheit mit einer neuen großen Entwickelungsthat zu beglücken. Und diese Spuren zu einer solchen neuen Höhe sind in der modernen bildenden Kunst wohl merkbar. Wie die Plastik, mindestens die deutsche Plastik in Rom, im großen und ganzen eine gute formelle Tradition wahrt, das ist bei Besprechung ihrer Leistungen hervorgegangen; wer aber möchte leugnen, daß in der modernen Malerei, neben einzelnen künstlerischen Thaten von absolutem Werth, sich es doch als eigenster Vortheil bezeichnen läßt, daß sie einen wahrhaften Entdeckungs- und Eroberungszug nach nie geahnten neuen, namentlich coloristischen, Darstellungsmitteln unternimmt? Auch der grämlichste Kunstpessimist muß zugeben, daß mindestens das Technisch-Formelle der Kunst heute die bedeutsamsten Fortschritte macht. Nach anderer Richtung nun geht unser ganzes geistiges Leben darauf aus, den Boden vorzubereiten, auf welchem die wahrhaft künstlerische Persönlichkeit zu gedeihen vermag. So gering die ästhetische Bildung der Zeit an sich ist, so sehr sorgt sie, daß die Zukunft dieselbe zu besitzen vermag. Sie hat noch den Kampf zu führen gegen die Banden der Tradition, soweit diese nicht durch bestimmte Entwickelungsgesetze ihre Bestätigung findet; sie sucht den Weg frei zu machen, auf welchem der menschliche Geist wieder zu einer nun auf Erkenntniß beruhenden großartigen Naturanschauung zurückkehre, damit er in dieser die Freiheit und Heiterkeit des Geistes gewinne, welche nun einmal als naives Gut unwiederbringlich verloren.

Das ist dann der Boden, die geistige Atmosphäre, in der die große künstlerische Individualität zu voller Bethätigung ihres Vermögens zu gelangen vermag. Große allgemeine Ideen normiren wieder das Dasein, deren künstlerische Gestaltung darin dann auch jenes allgemeine Verständniß findet wie die Ideale der griechischen Kunst. So in feste Bahnen nach Richtung des Darstellungsinhaltes geleitet, durch ästhetische Schlagworte nicht zerklüftet und dabei im Vollbesitze künstlerischer Darstellungsmittel, vermag der legitime Künstler wieder das zu werden, was seine Bestimmung und was Goethe's hochgebenedeiter Genius als die eigenste Weise seines Schaffens bezeichnen durfte: Verkünder des Wahren zu sein im Gewande des Schönen.

Die Ashanti und der Ashantikrieg.

II.

Die Ashanti an der Goldküste.

Beim Ausbruche des Ashantikrieges war es die in England allgemein verbreitete Ansicht, daß England sich diesem Kriege, der britische Interessen unmittelbar nicht berühre, nur unterziehe, weil es als Protector der von den übermüthigen und übermächtigen Ashanti angegriffenen Fanti dazu verpflichtet sei. Der General Wolseley erklärte später in der nach seiner Ankunft an der Goldküste berufenen Versammlung der Fantifürsten ebenfalls, der Krieg sei nicht ein englischer, sondern ein Fantikrieg. Doch hatte sich gar bald herausgestellt, daß die thatsächlichen Umstände solcher Ansicht nicht ganz entsprachen.

Es war ein eigenthümlich unklares, ja sonderbares Verhältniß, in welchem England zu diesem Protectorat stand. Ein Protectorat soll doch ein wenigstens der Form nach freundschaftliches und freiwilliges Einvernehmen zwischen Schützling und Schutzherrn voraussetzen. Hier finden wir aber, daß die ersten Scenen des Krieges uns nicht sowol Gefechte gegen den auswärtigen Feind, die Ashanti, vorführen, sondern einen Vertilgungskampf gegen fast sämmtliche von Holland überkommene Schützlinge, in welchem deren Wohnstätten von Grund aus zerstört werden, und daß die so befehdeten Schützlinge ihrem Schutzherrn einen äußerst erbitterten Widerstand leisten, während auch die sich freundschaftlich verhaltenden Stämme an dem angeblich nur zu ihrem Besten, zu ihrer Beschützung unternommenen Kriege nur mit großer Lauheit, ja mit vollständiger Gleichgültigkeit theilnehmen.

Holland und England besaßen an der Goldküste von Rechts wegen nur die Küstenforts, aber weder durch Eroberung, noch durch Cession oder auf sonstige Weise irgendwelche Souveränetätsrechte. England hatte sich aber das holländische Protectorat gerade wie eine Souveränetät abtreten lassen, ohne sich um die ihm freilich keineswegs unbekannte Gesinnung der Einwohner viel zu bekümmern, und behandelte nun den Widerstand der völlig unabhängigen Fürstenthümer sofort wie Rebellion.

England hat auch in seinen alten Protectoratsgebieten weder die Verwaltung der Regierung noch die Einführung des englischen Gesetzes auch nur versucht. In neuerer Zeit haben die Gouverneure sogar stets die ausdrückliche Weisung erhalten, sich in die innern Angelegenheiten der Goldküstenstämme nicht zu mischen. In keiner englischen Colonie besteht Sklaverei, so auch in keiner der westafrikanischen Colonien, in Lagos, Sierra Leone, Gambia; das ist einer der am allgemeinsten geltend gemachten Grundsätze. Obwol die Unterdrückung der Sklaverei als einer der Hauptzwecke angeführt wurde, wegen

deren die Krone England die Administration der Goldküste das letzte mal wieder übernahm, so ist doch nichts dafür geschehen. Es besteht in allen Gebieten der Goldküste Sklaverei und Sklavenhandel für den einheimischen Bedarf. Es hat sich sogar jetzt nach Beendigung des Ashantikrieges der Sklavenhandel an der Goldküste noch beträchtlich gehoben. Jetzt kommen dort große Handelsgesellschaften aus dem Innern an, um Einkäufe zu machen, welche sie hauptsächlich mit Sklaven bezahlen, unter denen sich viele in ihrer Heimat geraubte Kinder befinden.

Cape Coast Castle-Stadt ist freilich gewissermaßen ein englischer Ort. Dort fungirt unbeschränkt eine englisch eingerichtete Polizei unter Leitung eines englischen Superintendenten, und ein in der Stadt, eigentlich außerhalb des englischen Gebietes gelegener englischer Gerichtshof übt dort uneingeschränkte Jurisdiction. Dies beruht, wenn auch nicht auf ausdrücklichem Uebereinkommen mit den dortigen Fanti, doch auf langem Herkommen und auf stillschweigender Zulassung. Allein dies Verhältniß findet auf die übrigen Fürstenthümer keine Anwendung. Haben wir doch gesehen, daß die Fanti noch in jüngster Zeit gegen andere Stämme auf eigene Hand Krieg führten, ohne sich um die Einsprache der englischen Behörde zu kümmern.

Für Ashanti war der Schwerpunkt der Angelegenheiten aber El Mina. El Mina stand zwar unter seinem unabhängigen Fürsten, wurde aber dennoch von alten Zeiten her von Ashanti als sein Eigenthum betrachtet. Es war der Haupthafen Ashantis, ihm zur Verbindung mit der See unentbehrlich in derselben Weise, wie Wydah dem sonst gleichfalls von der See abgeschnittenen Dahomei zum Hafen dient. Die Einwohner El Minas bewahrten in dieser alten politischen und geschäftlichen Verbindung Ashanti gegenüber stets unverbrüchliche Treue und Anhänglichkeit. Da kam plötzlich die Uebertragung von Holland an England nicht nur des Fort, sondern auch der sogenannten „Protection" über das gesammte Gebiet von El Mina, und man wußte recht wohl, was das heißen wollte. Vor allen Dingen völlige Unterbrechung des bisherigen, von beiden Seiten so hoch geschätzten Verhältnisses zwischen Ashanti und El Mina. Es entspannen sich langwierige, für den König von Ashanti sehr reizende Verhandlungen. Die Gefangennahme des Prinzen Atdschiempon trat denn schließlich als Gärungsstoff hinzu, um den eingesammelten Grimm in wilder Wuth aufwallen zu lassen.

Da die Engländer gegen die Fanti nicht einschritten, als sie El Mina angriffen und belagerten, so wandten die El Mina sich um Hülfe an den König von Ashanti, welcher Atdschiempon mit einem kleinen Heere nach El Mina sandte. Die Holländer, für welche die Goldküste nur geringen Werth hatte, sahen sich hier mit Händeln bedroht, die ernstlich werden konnten; sie zogen vor, die Küste ganz zu verlassen, und machten einen sehr vortheilhaften Tausch mit Sumatra. Der König von Ashanti protestirte gegen die Abtretung El Minas an England in einem Briefe an den Administrator der Goldküste, in welchem er behauptete, seine Vorfahren hätten seit unvordenklichen Zeiten Tribut von El Mina erhoben, er betrachte El Mina als von Rechts wegen sein Eigenthum. Der frühere König von Denkera, dem El Mina ursprünglich gehört, sei vom Könige von Ashanti unterworfen worden, worauf dieser die Summe von 9000 Pfd. St., welche der König von Denkera den Holländern für ihm gelieferte Waare schuldig war, für ihn bezahlt habe. Die Holländer, denen jetzt sehr viel daran lag, von der Goldküste fortzukommen und den Vertrag mit England zu Stande zu bringen, wandten nun geradezu Zwangsmaßregeln an, um den König zum Widerruf seines Protestes zu vermögen. Der holländische Gouverneur Oberst Nagtglas stellte die Erklärungen des Königs in Abrede, verhaftete den Prinzen Atdschiempon, stellte die Zahlung des jährlichen Tributs oder, wie er es jetzt nannte, freundschaftlichen Geschenks ein und sandte den Notar Plange nach Kumasi, um dem Könige eine den englischen Anforderungen entsprechendere Erklärung

abzunöthigen. Der König widerrief denn auch seinen Protest und leistete Verzicht auf die holländischen Küstenforts, worauf Atdschiempon seiner Haft entlassen und der fällige Tribut entrichtet wurde.

Der König von Ashanti wäre wol wenig an eine dermaßen erpreßte Erklärung gebunden gewesen, hätte es sich nicht zudem um eine Sache gehandelt, deren Verhalten so notorisch bekannt war wie die, daß die Holländer dem Könige von Ashanti jährlich Grundzins, oder Tribut, oder, wie es genannt wurde, den „Kostbrief“ für die Forts von El Mina entrichtet. Die Holländer mochten immerhin vollkommen berechtigt sein, die Forts zu cediren; daraus folgte jedoch keineswegs die Berechtigung, auch die „Protection“ über Stadt und Gebiet zu cediren. Der König von Ashanti hatte auch in seinen verschiedenen Erklärungen seiner Einwilligung hierzu nirgends erwähnt. Zuvörderst aber stand doch dem Nächstbetheiligten, dem Fürsten von El Mina, die Entscheidung darüber zu, ob er sich unter die Protection Englands oder Ashantis stellen wolle. Es schien anfänglich, daß derselbe den vereinigten Ueberredungen der Holländer und Engländer nachgeben wolle; er protestirte jedoch im Januar 1872, und nach der Uebergabe des Fort protestirte El Mina noch nachdrücklicher durch den Aufstand und durch sein ganzes Verhalten während des Krieges.

Sehr bündig bezeichnete die Lage Aufo Otu, Fürst von Abra, einer der beiden Präsidenten der projectirten Fantiföderation, in dem Briefe, in welchem er nach dem Einmarsche der Ashanti um den Beistand des Schutzherrn anhielt: „Die Ursache der Invasion ist die Cession El Minas an Großbritannien. Ich habe oft gehört, daß der König von Ashanti zu sagen pflegt, meine Vorfahren haben von jeher zu El Mina gegessen und getrunken; sie erhielten dort alles, was sie nöthig hatten. El Mina, sagt Koffi Kalkalli, gehört mir; ich werde kommen und es mit dem Schwerte nehmen.“

Nicht aber Atdschiempon, sondern Amanquatia, ein ehrgeiziger Fürst von großem Reichthum und Einflusse, war der Führer der Kriegspartei in Kumasi. Er beneidete Adu Bussu um den Ruhm, den er sich durch seinen Feldzug jenseit des Volta erworben hatte. Dieser Bussu war anfänglich nicht für den Krieg, weil sein Sohn sich damals ebenfalls in der Gefangenschaft der Engländer befand; letzterer wurde jedoch vom Gouverneur Pope Hennessy, wieder wie bei Atdschiempon, ohne alle Rücksichten auf die deutschen Missionare Ramseyer und Kühne und den Franzosen Bonnat, die derselbe Adu Bussu so tückischerweise aufgegriffen hatte, und die in der Gefangenschaft der Ashanti waren, freigegeben, worauf Adu Bussu denn ebenfalls zur Kriegspartei gehörte. König Koffi Kalkalli selbst war keineswegs entschieden für den Krieg; allein, ein junger Mann, erst seit vier Jahren auf dem Throne, vermochte er dem vereinigten Ansehen so mächtiger Kaboziere nicht zu widerstehen. Amanquatia erhielt den Befehl des Hauptheeres, welches durch Assin und die Fantilande nach El Mina hin operiren sollte, Atdschiempon und Adu Bussu waren die Befehlshaber eines zweiten Heeres, das durch Denkera nach dem Westen der Goldküste vorzudringen hatte.

Amanquatia ging ab von Kumasi unter den besten Auspicien. Am Ende der Stadt wurden zwei Männer an Baumwipfel gebunden, und nach der Weise und Dauer ihres Hungersterbens weissagten die Priester einen günstigen Ausgang des Feldzuges. Er begann mit dem Prahübergang am 22. Jan. 1873, welcher fünf Tage in Anspruch nahm. Die Armee zählte gegen 40000 Mann. Zuvörderst wurde Nordassin im Süden des Prah überzogen und verheert, sofort in den ersten Tagen neun große Dörfer niedergebrannt und geplündert. Amanquatia sandte den Fanti Botschaft, er habe keinen Streit mit ihnen, was auch insofern richtig war, als der Zweck seines Feldzuges zunächst in der Besitznahme El Minas bestand. Die Fanti trauten ihm jedoch nicht, und die Fürsten von Mankessin, Abra und Anamabu sowie die von Assin riefen den Beistand des

Administrators Obersten Harley in Cape Coast Castle an. Quassie Edda, Fürst von Mankessin (der erste Präsident der projectirten Fanticonföderation), sagte, er schreibe, um anzufragen, welchen Beistand die englische Regierung gewähren wolle, um den Feind vom Boden der Fanti zu treiben. Da der Fanticonföderation von England keine Aufmunterung gewährt worden sei, so nehme er an, daß die britischen Behörden die Verantwortlichkeit für die Vertheidigung des Landes übernehmen werden. „Ich wende mich jetzt", so schloß er, „an Ew. Excellenz um Beistand an Geld und Waffen. Wir können nicht zu früh ins Feld rücken, um dem Feinde die Spitze zu bieten und ihn mit Gottes Hülfe zu vertreiben."

Um diese Zeit bestand des Obersten Harley ganze Militärmacht aus 167 Mann Westindiern (im englischen Westindien rekrutirte Neger), welche in Abtheilungen in sechs Forts standen, 200 Mann Haußa und 200 Mann Cape Coast Castle-Volontärs. Harley sandte den bedrohten Stämmen Munition, eine Abtheilung Haußa unter Lieutenant Hopkins und eine Raketenbatterie unter dem Polizeisuperintendenten Loggie, einem frühern Artilleristen. Auch sandte er den Dr. Rowe nach Assin, um über den Sachbestand zu berichten. Die Assin und Fanti leisteten nur unbedeutenden Widerstand. Jankomasi, die Hauptstadt von Nordassin, wurde am 1. März von den Ashanti besetzt. Am 10. März zog die alliirte Armee der Assin und Fanti nach Jankomasi, konnte aber „den Feind nicht finden", zog sich zurück, „um Mahlzeit zu halten", — und wurde nun plötzlich mit aller Macht von allen Seiten angegriffen. Die Leute des Fürsten von Mankessin, des Präsidenten der Fanti, waren die ersten, welche die Flucht ergriffen. Das Heer der Alliirten wurde haufenweise niedergeschlagen und zersprengt. Lieutenant Hopkins zog sich mit den Haußa nach Dunqua und Cape Coast Castle zurück.

Die Ashanti rückten unaufhaltsam weiter vor und lieferten am 11. April die blutige Schlacht von Dunqua, 20 Meilen von Cape Coast Castle. Sie griffen die Fanti und die kleine Schar der Regierungstruppen sofort auf der ganzen Linie an. Der Kampf begann um 7 Uhr morgens und war nicht vorüber vor 4 Uhr nachmittags. Die Haußa, die Capküstenfreiwilligen, die Raketenbatterie leisteten tüchtigen Widerstand. Die Ashanti zogen sich endlich eine Strecke zurück, doch blieb die Schlacht unentschieden. Am 14. erneuerten die Ashanti ihren Angriff. Die Fanti wurden diesmal vermocht vorzugehen. Die Haußa schlugen sich trefflich; allein sie sind zu eifrig im Gefecht, und da sie Hinterlader hatten, so verpufften sie ihre Patronen in einer halben Stunde. Die Freiwilligen hatten ihre Munition gleichfalls bald verbraucht. Die Fanti wichen und mußten von den Haußa mit Anwendung von Gewalt nach der Front zurückgetrieben werden. Die Schlacht war wieder unentschieden, die Ashanti behaupteten ihre Stellung. Am folgenden Morgen brachen die Fanti aber trotz aller Einwendungen der Engländer zum Rückzuge auf. Lieutenant Hopkins und Superintendent Loggie, die mit ihrer kleinen Mannschaft dem großen Heere des Feindes gegenübergeblieben waren, zogen sich nun auch zurück. Die Ashanti standen jetzt in Dunqua, 20 Meilen von Cape Coast Castle. Amanquatia zerstörte das Dorf und fällte den dortigen großen Fetischbaum zum Zeichen, daß er des Landes Götter erobert habe.

Dschuqua (Juqua), die Hauptstadt von Denkera, wurde zunächst von den Ashanti besetzt. Inzwischen kamen sie dicht an Cape Coast Castle-Stadt heran und brannten ein Dorf drei Meilen von der Stadt ab, sodaß man den Brand hier deutlich wahrnahm. Niemand wagte sich in den Wald hinaus, um Holz zu holen. Scharen von Flüchtlingen strömten von allen Theilen des Landes her in die Stadt, auf den Landwegen überall die Leichen elend Umgekommener zurücklassend. Sie lagerten sich in den Straßen der Stadt, bauten sich Hütten, so gut sie konnten, zum Schutz gegen den Regen, der in

diesem Jahre gerade mit außerordentlicher Heftigkeit niederfiel. Viele mußten ohne alles Obdach in dem stürmischen Wetter bleiben. Die feige, wüthende Menge griff das Haus des Ashantiprinzen John Ansa an. Dieser englisch erzogene und englisch gesinnte Mann hatte beim Ausbruche des Krieges Kumasi verlassen und in Cape Coast Castle, wo er seit Jahren wohl bekannt und beliebt war, in Frieden zu leben gehofft. Er hatte eine Anstellung als Schreiber in einem englischen Regierungsbureau. In diesem Volksauflaufe wurde sein Haus geplündert, seine fünf Diener ermordet; er selbst entkam mit genauer Noth und wurde von der englischen Behörde, um ihn gegen die Wuth der Fanti zu schützen, nach Sierra Leone gebracht. Später begab er sich nach England.

Das Westheer der Ashanti drang bis an die Küste vor; die dortigen Stämme erklärten sich fast sämmtlich für Ashanti. Das englisch gesinnte Komenda wurde von Grund aus zerstört; die Einwohner entkamen jedoch größtentheils auf englische Schiffe, die sie nach Cape Coast Castle brachten.

Bis Ende Mai hatten die Waffen der Ashanti den günstigsten Fortgang. Eines Tages in diesem Monat begegnete der König in Kumasi den gefangenen deutschen Missionaren Ramseyer und Kühne, welche damals ohne alle Kunde von der Küste waren. Der König wurde in einer mit blutrothem Tuch und Leopardenfell gefütterten Sänfte getragen und trug ein Halsband von silbernen Kugeln, das Zeichen des Krieges. Als er die beiden erblickte, stieg er aus, tanzte wüthend umher und schrie, indem er ihnen sein Schwert ins Gesicht schwenkte, er sei in Dunqua, und sollten die Weißen sich in den Handel mischen, so dürfte es schlimm für sie ausfallen. Bald aber wendete sich das Blatt und der König tanzte hinfort nicht wieder vor den Missionaren.

Wir müssen hier von jenen Missionaren nach den inzwischen bekannt gewordenen, von ihnen selbst gegebenen Mittheilungen berichten. Man hat irrthümlich oft angenommen, daß der Raub dieser Missionare durch die Ashanti hauptsächlich mit die Ursache war, welche die Engländer zum Kriege bewog. Dies ist durchaus nicht der Fall. Der Raub fand nicht auf britischem Gebiete statt, auch waren die Geraubten nicht englische Unterthanen. Dieser Punkt wurde von den Engländern ausdrücklich geltend gemacht. Wie wenig sie auch auf jene armen Deutschen Rücksicht nahmen, zeigt sich deutlich darin, daß, als sie Atdschiempon, des Königs Oheim, und den Sohn jenes Adu Buffu, des Ashantifeldherrn, welcher persönlich den Raub verübt, und dem nach der Erklärung des Königs zunächst die Verfügung über den Raub zustand, in Händen hatten, sie beide nacheinander freigaben, ohne vorher auf der Auslieferung der beiden Missionare zu bestehen.

Die Gefangenen Kühne und Ramseyer gehörten zur Baseler Mission, die, ursprünglich unter der Protection der Dänen begründet, ihre Stationen besonders im östlichen Theile der Goldküste, in den Voltagegenden, ausgebreitet hat. Sie standen auf einer der vorgerücktesten Stationen, zu Anum in Kriepie, an der linken Seite der Volta, jenseit der britischen Protectoratsgrenze. Im Jahre 1868 kam es zum Kriege zwischen den Kriepie und dem benachbarten Stamme der Aquamu, und der König von Ashanti sandte letztern ein Heer zur Hülfe unter Adu Buffu. Im Juni 1869 kamen die Ashanti in die Nähe von Anum, und Dompreh, der Feldherr der Kriepie, rieth den Missionaren fortzuziehen. Diese aber hegten das Zutrauen zu den Ashanti, die sie für ein edles Volk hielten, daß sie ihnen, als unbewaffneten Missionaren, kein Leid zufügen würden, wogegen sie Dompreh in Verdacht hatten, daß er sie nur zu entfernen wünsche, um die Station zu plündern. Sie hatten in ihrer Factorei ein Waarenlager von 2000 Pfd. St. an Werth. Als die Ashanti kamen, flohen alle Einwohner von Anum; die Missionare sandten auch ihre sämmtliche Dienerschaft fort, sie selbst, Kühne, Ramseyer mit seiner Frau und ihrem zehnmonatlichem Kinde, blieben allein zurück. Die Station lag auf

einem Hügel vor der Stadt. Am dritten Tage nach der Flucht der Einwohner (12. Juni 1869) gewahrte Frau Ramseyer, die eben Wäsche in der Galerie aufhing, Gewehrläufe im hohen Grase am Fuße des Hügels. An 20 Mann erschienen und legten ihre Flinten gegen das Haus an. Die Frau begrüßte die Leute, und die beiden Missionare begaben sich zu ihnen hinaus, fragten, ob sie Ashanti seien, und erklärten auf die bejahende Antwort, daß sie Freunde der Ashanti, wie aller andern Menschen, wären und nichts mit dem Kriege zu thun hätten. Sie reichten dann dem Führer der Leute die Hand, welcher entgegnete, die Missionare müßten zuvörderst in der Stadt vor dem General erscheinen. Sie wurden dann abgeführt; unterwegs gewahrten sie, wie die Ashanti zu Hunderten mit wildem Geschrei den Hügel hinaufstürzten, natürlich um zu plündern. In der Stadt wurden sie von einer Stelle nach der andern geführt, dann in verschiedene umliegende Dörfer. Am folgenden Tage wurden sie während einer Schlacht hinter der Fronte der Ashanti her weiter escortirt, und zwar in solcher Eile, daß der Frau Ramseyer, als ihr ein Schuh im Sumpfe stecken blieb, nicht gestattet wurde, deshalb einen Augenblick anzuhalten, und daß Kühne, der vor Ermüdung einen Augenblick anhalten wollte, mit der Peitsche gedroht wurde. Es dämmerte bereits, als sie endlich dem General Adu Bussu vorgeführt wurden, welcher unter seinem großen Schirm saß. Die Gefangenen, namentlich die Frau, der man den Unterrock vom Leibe riß, wurden seitens der umstehenden Krieger argen Beschimpfungen ausgesetzt; dann wurden sie voneinander getrennt, in Fesseln gelegt und der Obhut eines alten Kaboziers übergeben. Dieser escortirte sie auf der Straße nach Kumasi fort. Der Säugling starb unterwegs wegen Mangels an Milch. Die Missionare mußten sich in jedem Dorfe ihren Unterhalt von Haus zu Haus erbetteln; die Einwohner erwiesen jedoch gewöhnlich große Güte und gaben reichlich. Sie kamen durch die große Stadt Dschuabin und am 9. Aug. erreichten sie Aminihia, ein Dorf, 12 Meilen von Kumasi, wo der König einen Landsitz hat. Dies war ihr Bestimmungsplatz, wo sie vorläufig zu bleiben hatten. Sie fanden hier auch Bonnat, einen Franzosen, den die Ashanti zu Ho am linken Voltaufer gefangen genommen und gleichfalls hierher geführt hatten. Derselbe hatte dort ein Lager aufgeschlagen von Flinten und Munition, welche er den Ashanti zu verkaufen gedachte; die Ashanti hatten es aber für das Geeignetste angesehen, ihm das Lager von Flinten und Munition sofort abzunehmen und ihn selbst obendrein. Die Missionare wohnten in Aminihia in elenden kleinen Hütten oder Scheuern; sie erhielten später jedoch die Erlaubniß, sich nach Kumasi zu begeben, wo ihnen das verlassene Haus der dortigen Wesleyischen Mission, deren Vorstand, der Fanti Watts, ebenfalls ein Gefangener der Ashanti war, zur Wohnung angewiesen wurde. Sie wurden hier ziemlich mild behandelt. Der König wies ihnen eine monatliche Zahlung von Goldstaub an, um ihren Lebensbedarf zu bestreiten, und machte ihnen außerdem zuweilen besondere Geschenke. Hr. Ussher, der Administrator der Goldküste, und die Mission ließ ihnen Sendungen von Kleidungsstücken, Speisen, Geld u. s. w. zukommen, die immer richtig in ihre Hände gelangten.

Obgleich die Engländer die Sache der Missionare nicht als die ihrige ansahen, so eröffnete Ussher doch Unterhandlungen behufs ihrer Auslieferung. Der König setzte dieselben jedoch bis zur Rückkehr Bussu's vom Kriege aus, weil diesem zunächst die Verfügung über die von ihm Erbeuteten zustehe. Im Februar 1872 sandte der Administrator dann abermals Boten nach Kumasi, um jene Unterhandlungen wieder aufzunehmen; die Ashanti forderten jetzt ein Lösegeld von 6840 Pfd. St. Die Baseler Mission erbot sich zu einem Lösegelde von 1000 Pfd. St. und deponirte diese Summe beim Administrator. Die Annahme dieses Angebots schoben die Ashanti von Zeit zu Zeit hinaus; als sie jedoch den Krieg beschlossen und ihre ganz im geheimen angestellten Rüstungen beendigt hatten, wollten sie vorher doch noch den Versuch machen, den Besitz der 1000 Pfd. St.

zu erlangen, ohne deshalb die Gefangenen auszuliefern. Den Missionaren wurde also angekündigt, daß sie freigegeben werden sollten, worauf sie unter Escorte nach Fomana, 37 Meilen südlich von Kumasi, gebracht wurden, während königliche Boten nach Cape Coast Castle gingen, um das Geld vom Administrator in Empfang zu nehmen. Man meinte, der Administrator werde die 1000 Pfd. St. im guten Vertrauen hingeben, worauf man die Missionare nach Kumasi zurückführen und die Armee in das Protectorat werfen wollte. Der Administrator verweigerte aber entschieden jede Zahlung, bis die Missionare zum Prah gebracht sein würden. Die Boten des Königs versprachen, die Missionare holen zu wollen, kauften jedoch vorher in Cape Coast Castle eine Quantität Waaren auf Credit. Sie wurden nun von den Ashanti ohne weiteres in der größten Eile nach Kumasi zurücktransportirt. Unterwegs begegneten sie der Ashantiarmee in vollem Marsche nach dem Prah.

Die Nachrichten vom Einmarsch der Ashanti trafen im Mai in England ein. Die englische Regierung erachtete aber die Bedeutung der Sache nur gering und beschränkte sich darauf, 110 Mann Marinesoldaten unter Oberstlieutenant F. W. Festing nebst einigen Geschützen und sonstigen Kriegsvorräthen zu senden, vier weitere Compagnien des 2. westindischen Regiments nach der Goldküste zu beordern und eine Vermehrung des Haußacorps zu verfügen. Das Geschwader an der Küste wurde durch die Corvette Barracouta unter Kapitän Fremantle verstärkt. Diese Verstärkungen reichten eben nur hin, die bisherige Defensive in den Küstenforts fortzusetzen, durchaus aber nicht, um irgendeinem Theile des Protectorats Protection zu gewähren.

Damals war das Heer der Ashanti, obwol in der unmittelbaren Nähe von Cape Coast Castle, doch dermaßen in der Waldwildniß verborgen, daß den in ihren Forts eingeschlossenen Engländern Näheres über ihre Stellung durchaus unbekannt war. Durch einen Flankenmarsch rechts setzten die Ashanti sich inzwischen in unmittelbare Verbindung mit dem den Engländern feindlichen El Mina. Ihr Hauptquartier war zu Mampon.

El Mina war das Hauptziel, das die Ashanti bei ihrem Feldzuge im Auge hatten. Mit Hülfe der Einwohner der Stadt hofften sie jetzt das Fort Sanct-Georg zu El Mina, das die Stadt beherrscht, zu nehmen. Es war nur von einigen Compagnien Westindiern besetzt. Sturmleitern wurden angeschafft, sonstige Vorbereitungen getroffen.

Festing erkannte jedoch gleich nach seiner Ankunft die Gefahr, in der das Fort zu El Mina sich befand, und besetzte es mit einer starken Abtheilung Marinesoldaten. Darauf combinirte er mit Kapitän Fremantle einen Angriff auf El Mina. Der Administrator Oberst Harley, dem das Verhalten der Stadt zu den Ashanti genugsam bekannt war, hatte schon vorher den Fürsten von El Mina, um sich zu verantworten, vorgeladen, derselbe aber hatte sich geweigert zu erscheinen.

Die Stadt El Mina liegt auf einer niedrigen Landzunge, welche durch die lange, schmale, flußartige Baya oder Bai von El Mina vom Festlande getrennt wird. An der Spitze der Landzunge liegt das Fort Sanct-Georg, am andern oder westlichen Ende der Stadt zieht sich ein dichtes Dorngestrüpp gleich einer gewaltigen Hecke quer über die Landzunge. Am 13. Juni mit Tagesanbruch fuhren neun zu den Schiffen Barracouta und Seagull gehörende Kanonenboote, vom Kanonenboot Decoy ins Schlepptau genommen, in die Baya ein, ihnen schlossen sich die des Druid, Argus und Decoy an. Sämmtliche Boote, 21 an der Zahl, formirten sich in einer doppelten Linie. Lieutenant Hert, der mit der Baya wohl bekannt war, commandirte. Gleichzeitig formirte eine Abtheilung des 2. westindischen Regiments Linie hinter dem Dorngestrüpp. Die Stadt war mithin zu Wasser und zu Lande umzingelt. Sie wurde nun in Belagerungszustand erklärt, und die „rebellischen“ Einwohner aufgefordert, sämmtliche Waffen und Munition

am folgenden Morgen zwischen 7 und 9 Uhr am Schloßthore abzuliefern, widrigenfalls würde die Stadt vom Schlosse aus bombardirt werden. Es wurden indeß keine Waffen abgeliefert, worauf durch Proclamation die Frist zur Ablieferung bis zum Mittag verlängert wurde, bis zu welcher Zeit auch die Weiber, Kinder und nichtstreitbare Männer sich wegbegeben durften. Um Mittag begann das Bombardement: von den Booten und vom Schlosse ergoß sich ein Platzregen von Kugeln, Bomben und Raketen über die Hütten El Minas, und in 20 Minuten war die Stadt zerstört. Die El Mina brachen durch die Westindier im Dorngestrüpp, zogen sich in die jenseit gelegene bewaldete Marsch zurück und leisteten hier Widerstand, wurden jedoch von Festing mit den Westindiern und Kapitän Fremantle, der mit Matrosenschützen landete, in die Flucht geschlagen. Noch waren, da das Bombardement hauptsächlich von der Bai aus vorgenommen worden war, an der jenseitigen Seeküste einige Hütten stehen geblieben; Commandeur Hext und Lieutenant Young begaben sich mit Matrosen, die mit Fackeln versehen waren, dorthin, zündeten die mit dürrem Laub gedeckten Hütten an, die, da ein frischer Wind wehte, bald in loderndem Brand standen.

Die Truppen kehrten um 3 Uhr nachmittags nach dem Schlosse zurück, und um 5 Uhr wollten auch die Boote zu ihren Schiffen zurückkehren, als durch den holländischen Viceconsul van Hamel gemeldet wurde, daß eine starke Abtheilung Ashanti die Gartenstadt angreife und sich anschicke, dieselbe abzubrennen. Die Gartenstadt ist die im Norden der Baya liegende Vorstadt El Minas, das europäische Quartier; sie hat ihren Namen von dem dortigen, mit einer soliden Mauer umgebenen großen Garten der (frühern) holländischen Gouverneure. Festing zog den Ashanti mit den Marines und den Haußa entgegen. Ein Gefecht entspann sich, und die Ashanti suchten den rechten Flügel Festing's, welcher sich an die erwähnte Gartenmauer im Osten des Feldes lehnte, zu umgehen Die Ashanti kamen also dicht an diese Mauer heran, als plötzlich ein schreckliches Feuer hinter der Mauer auf sie eröffnet wurde. Die Ashanti fielen haufenweise; ihre Reihen schwankten und zogen sich langsam zurück. Als nämlich Lieutenant Wells, der die Boote des Barracouta commandirte, durch van Hamel von dem Erscheinen der Ashanti benachrichtigt worden war, landete er sofort seine Matrosenschützen und Marines, ging, des Weges unkundig, geradeaus und gelangte so zufälligerweise in des Gouverneurs Garten. Hier gewahrte man, wie am andern Ende des Gartens einige Ashanti schleunig zurückflohen, verfolgte sie und gerieth an die Mauer, wo man denn alsbald die Rotten des feindlichen linken Flügels vor sich sah. Hinter der Mauer Posto fassend, richteten die englischen Schützen nun ein Feuer auf 70 Schritt Abstand auf die feindlichen Glieder, dem diese nur wenige Minuten zu stehen vermochten. Die Ashanti zogen sich langsam zurück, in guter Ordnung und mit ununterbrochenem Feuer. Ihr ganzes Corps zog sich um 6 Uhr zurück; die dichte Waldung und die einbrechende Dunkelheit verhinderten eine weitere Verfolgung durch die Engländer. Diese hatten 12 Mann verwundet und 3 todt. Die Ashanti waren gegen 3000 Mann stark und verloren gegen 500 Mann. Sie nahmen ihre Verwundeten mit sich, ließen aber mehrere hundert Todte zurück. Die Engländer machten keine Gefangenen.

Die Ashanti mußten es nun aufgeben, das Fort zu El Mina zu nehmen, und da dies der Zweck ihres Zuges war, so war mit diesem kleinen Gefecht bereits der Feldzug entschieden, der Krieg im Grunde zu Ende. Die Engländer erachteten es freilich nothwendig, jetzt die Offensive zu ergreifen.

Man wurde in Woolwich und Portsmouth geschäftig mit Kriegsvorbereitungen, der Herstellung von leichten Feldkanonen, Raketen, Hinterladerpatronen, der Verpackung von Proviant. Die Regierung untersuchte, welche englische Regimenter eventuell in dem jedoch für unwahrscheinlich erachteten Falle, daß es erforderlich würde, hinübergeschickt werden

sollten. Der Administrator der Goldküste, Oberst Harley, wurde abberufen, und Generalmajor Sir Garnet Joseph Wolseley zum obersten Militär- und Civilchef an der Goldküste ernannt. Wolseley war ein junger Offizier von gefälligem Aeußern und lebhaftem, einnehmendem Wesen. Er hatte sich ausgezeichnet durch die geschickte Leitung der englischen Canadaexpedition vom Jahre 1870 durch 600 englische Meilen des rauhesten Wald- und Felsenlandes vom Obern See nach dem Red-River von Winnepeg. Der General ging ab ohne eine Armee, gewissermaßen ein Kopf ohne Rumpf. Nur von seinem Stabe, an 30 Offizieren, begleitet, landete er in Cape Coast Castle am 2. Oct.

Zugleich wurde Kapitän Glover, früher Administrator von Lagos, der Gründer der Haußacorps, nach Akra gesandt, um in den östlichen Bezirken der Goldküste ein einheimisches Heer zu bilden.

Seit dem Bombardement von El Mina, in der Mitte des Monats Juni bis zur Ankunft des Generals im Anfang October, fanden weiter keine Gefechte zwischen den Engländern und den Ashanti statt, deren Hauptheer in seiner nur 12 englische Meilen von der See entfernten Stellung von Dunqua bis zur Baya von El Mina mit dem Hauptquartier Mampon ungestört stehen blieb. Doch wurde im Westen der Goldküste gekämpft mit den dortigen Protectionsstämmen an der Küste, die mit der Ausnahme von Apollonia und Dixcove sich sämmtlich gegen England erklärt hatten und die Ashanti unter Atdschiempon und Abu Buffu, die den Westen des Protectorats besetzten, willkommen hießen. Im August wurde Dixcove wegen seiner englischen Gesinnung von dem 10 englische Meilen davon liegenden Aquida angegriffen und ein Dorf im dixcover Gebiet abgebrannt. Das englische Kriegsschiff Druid ging deshalb nach Dixcove, worauf 800 Mann Dixcover vor Tagesanbruch vor Aquida ankamen und sich im Walde verborgen hielten, bis die Corvette herandampfte und vor dem Platze vor Anker ging. Um $9\frac{1}{2}$ Uhr begann der Druid einige Bomben auf Aquida zu werfen; die Dixcover, des Wartens überdrüßig, kamen jedoch an den Strand hinaus und schwenkten die englische Flagge zum Zeichen, daß sie vorzugehen wünschten. Der Druid stellte hierauf sein Feuer ein und sandte die Pinasse und zwei Kutter, sämmtlich stark bemannt, um den Angriff zu decken. Der Widerstand Aquidas war nur schwach und es war bald in einen Aschen- und Schutthaufen verwandelt.

Trotz der schweren Bestrafung Aquidas wurde Dixcove bald darauf von Boutry, welches östlich davon liegt, angegriffen. Boutry wurde darauf von den Kanonenbooten Argus und Decoy beschossen, worauf die Matrosen und Mariners mit Raketen landeten und den Platz in Brand steckten. Die Einwohner entkamen jedoch und, als am Nachmittag die Feinde kamen, um zu plündern, gelang es den Boutryern, sie zurückzutreiben.

Im August vervollständigte sich das Geschwader durch die Ankunft des Kriegsschiffes Rattlesnake mit dem Commodore J. E. Commerell, dem Befehlshaber der westafrikanischen Station der englischen Flotte. Man wünschte, eine Erforschung des Prah vorzunehmen. Am 14. Aug. trat also der Commodore, begleitet von Hauptmann Helden und Commandeur Luxmore, eine Bootfahrt zu dem Behufe an. Er landete nebst den andern Offizieren in Tschama (Chamah), an der Prahmündung, und hatte eine freundschaftliche Unterredung mit dem Fürsten und Kabozieren. Diese erklärten sich für vollständig neutral, sie wollten weder gegen die Ashanti kämpfen noch hegten sie Feindschaft gegen die Engländer. Sie riethen den Offizieren, sich vor den Ashantis in Acht zu nehmen, von welchen eine starke Abtheilung auf einem Werder am linken Flußufer liege; sie möchten sich an der rechten, der Tschamaseite des Flusses halten. Die Flotille ging demnach an dieser Seite stromaufwärts, drei Ruderboote im Schlepptau eines Dampfkutters. Sie kamen den breiten Fluß schnell $1\frac{1}{2}$ Meilen weit hinauf; das Ufer war mit dichtem Gestrüpp bestanden. Kein Mensch war zu sehen, kein Laut zu vernehmen. Da brach

plötzlich vom Tschamaufer ein mörderisches Musketenfeuer auf die Boote ein; Commodore Commerell, Commandeur Luxmore, Hauptmann Halden, die sich beisammen in dem großen Ruderboote befanden, wurden gleich bei der ersten Salve verwundet. Der Commodore hatte eine schwere Wunde an der rechten Seite; er stand jedoch auf und schwenkte den Hut, die Mannschaft aufzufordern, das Feuer zu erwidern, und sank darauf erschöpft nieder. Commandeur Luxmore übernahm jetzt den Befehl; die sämmtliche Bootsmannschaft eröffnete das Feuer. Luxmore erhielt sofort noch drei andere Wunden; er war an der Hüfte, der Schulter, im Rücken, an der linken Seite verwundet. Mehrmals im Begriff, in Ohnmacht zu fallen, erhielt er sich dennoch im Commando. Hauptmann Helden, noch schwach von einem kaum überstandenen Fieber, war auch schwer am Kopfe und im Rücken verwundet. Von der Mannschaft wurden 20 verwundet, sodaß es schwer hielt, die Fahrzeuge zu handhaben. Doch brachte der Dampfkutter sie im Schlepptau endlich wieder aus dem Fluß heraus. Um 6 Uhr abends wurde der Rattlesnake wieder erreicht.

Das Gefecht auf dem Flusse ergänzte sich noch durch ein anderes, das gleichzeitig am Strande bei Tschama vor dem dortigen kleinen Fort, das die Engländer besetzt hielten, vorfiel. Ein Kutter, unter Befehl des Lieutenants Draffen, landete 10 Mann Cape Coast Castle-Polizeischützen zur Verstärkung der Fortbesetzung, worauf sich eine Menge Tschama versammelte und die Schützen mit Schimpfworten und wüthenden Drohungen empfing. Während die Matrosen Vorräthe vom Kutter landeten, schlug das Boot in der Brandung um, und die Tschama benutzten die Verwirrung und feuerten auf die in der Brandung watenden Matrosen. Draffen stellte zur Bedeckung der Matrosen die 10 gelandeten Schützen in Linie auf und ließ auf die Tschama feuern, und zugleich kamen vom gegenüberliegenden Rattlesnake zwei Boote, mit Raketen armirt, zu Hülfe.

Die Stadt Tschama, die sich solcher Handlungen gegen ihren Beschützer erkühnt hatte, lag, der Vergeltung preisgegeben, am offenen Meeresstrande, dem Rattlesnake gegenüber. Nach des Commodore Rückkehr vom Prah richteten sich die Kanonen des großen Kriegsschiffes auf die Stadt, und ein Bombardement erfolgte, das in wenig Minuten die Stadt in Grund und Boden schoß.

Sekondi und Takoradi, weiter westlich vom Prah, erwiesen sich ebenfalls entschieden feindlich gegen England. Als Lieutenant Young mit einer Mannschaft Matrosen bei Takoradi landete, um eine Anzahl Kähne zu zerstören, die, wie man ihm gemeldet hatte, im Dienste der Ashanti gebraucht worden waren, wurde er angegriffen und gezwungen, sich zurückzuziehen, wobei er selbst und 11 Matrosen verwundet wurden. Axim wurde bombardirt und Sekondi schwer bedroht. Bei einem von diesen Bombardements wurde der Prinz Atdschiempon von einer Bombe getödtet.

Inzwischen suchten die Engländer durch eine möglichst strenge Blokade der Küste die Zufuhr von Kriegsbedarf für die Ashanti zu verhindern. Ein Dampfboot fuhr an der Küste fortwährend auf und ab und gestattete sogar den Fischern nicht, sich in ihren Kähnen zu zeigen. Da Assini jedoch französisch ist, so erhielten die Ashanti durch diesen Hafen Zufuhr nach wie vor.

So standen damals im Westen des Protectorats die Verhältnisse zwischen den Beschützten und dem Beschützer und — Beschießer!

Wolseley's Instructionen von der englischen Regierung lauteten dahin, er solle dem Könige ein Manifest zustellen, welches ihn auffordert, seine Armee zurückzuziehen und volle Entschädigung für den verursachten Schaden zu leisten. Der General wurde ferner angewiesen, nicht in Ashanti einzumarschiren, wenn er es vermeiden könne, sondern Frieden zu schließen, ohne über den Prah zu gehen. Ferner solle er vermeiden, die Ashanti unnöthigerweise zu reizen, namentlich keine Dörfer und Städte verbrennen.

Der General sandte das Manifest gleich nach seiner Ankunft an den König; anstatt aber Sorge zu tragen, daß es direct an ihn gelange, sandte er es durch die Vermittelung des Generals Amanquatia, welcher es zurückbehielt und die Antwort ertheilte, daß der König keinen Streit mit den Weißen habe; der Weiße könne Frieden haben, wenn er die Fürsten von Denkera, Wassaw, Akim und Assin ausliefere. Aus dieser Antwort geht wenigstens hervor, daß die Asbanti nunmehr El Mina aufgegeben hatten, und da die Erlangung El Minas, nicht die Wiedereroberung des Protectorats, der Zweck des Krieges war, so erscheint wahrscheinlich, zumal wenn man das zunächst folgende Verhalten der Asbanti in Betracht zieht, daß Wolseley die Räumung des Protectorats und den Frieden hätte ohne besondere Schwierigkeit erlangen können, wenn er seiner Weisung nach unmittelbar mit dem Könige Unterhandlungen eröffnet hätte. So aber blieb die Sache den beiden Generalen überlassen, und vielleicht war damals keinem von beiden mit einer sofortigen Beendigung des Krieges gedient.

Zunächst berief Wolseley eine Versammlung der Fantifürsten. Er eröffnete ihnen dann in seiner Anrede, die Königin von England habe mit Betrübniß von ihren Leiden vernommen und habe ihn hergesandt, um ihnen Hülfe zu bringen. Die Königin werde aber denen nicht helfen, die sich selbst nicht helfen. Es sei nicht ein englischer Krieg, sondern ein Fantikrieg. Die Forts seien so stark, daß die Engländer selbst nichts von den Asbanti zu fürchten hätten. Das einzige Interesse, das die Königin an der Goldküste habe, sei die Beförderung der Wohlfahrt der Fanti durch die Verbreitung der Künste und der Segnungen der Civilisation unter ihnen. Demgemäß werde von jedem Fürsten verlangt, daß er nach seinem Gebiete zurückkehre in Begleitung eines englischen Offiziers, um die Mannschaften zum Kriegsdienste aufzubieten. Die Fürsten würden eine Vergütigung von 10 Pfd. St. monatlich für die Stellung ihres Contingents erhalten, und die Kriegsleute Lebensmittel, Munition und einen täglichen Sold in baarem Gelde. Dunqua wurde zum Sammelplatze bestimmt.

Die Fanti antworteten mit ähnlicher Rhetorik: Wenn sie todt gewesen wären, so würde des Gouverneurs Rede sie wieder ins Leben zurückrufen. Er werde offenbar in den Fußstapfen Maccarthy's schreiten. (Eine für Sir Garnet nicht eben angenehme Anspielung, die jedoch die höchste Lobpreisung sein sollte.)

Was mochten die Fanti sich wol bei den hochklingenden Phrasen des Generals gedacht haben? Der Krieg werde nicht für die Engländer, nur für die Fanti geführt! Die Engländer hätten an der Goldküste kein anderes Interesse als die Ausbreitung der Segnungen der Civilisation unter den Fanti! Den Fanti war jedoch die Thatsache sehr wohl bekannt, daß die Engländer ihre dortigen Niederlassungen zunächst zum Behuf des Handels unterhalten. Nicht bekannt dagegen war ihnen, worin denn die Hülfe, die der General ihnen brachte, bestand. Der General hatte eben nur sich allein gebracht. Wie ein wesentlicher Theil des Verfahrens der Asbanti sich daraus erklärt, daß ihnen gänzlich unbekannt war, daß die Engländer über eine Militärmacht von Bedeutung zu verfügen haben, so war das Gleiche bei den in solcher Beziehung ebenso wenig aufgeklärten Fanti der Fall: sie konnten eben nur nach dem urtheilen, was sie vor sich sahen. Sie konnten sich also nichts anderes denken, als daß ihre Schutzherren, anstatt ihnen Hülfe und Schutz zu gewähren, von ihnen Hülfe und Schutz zu erlangen gedachten, um ihre Handelsplätze an der Küste zu behaupten.

So kühl war denn auch das Verfahren der Fanti in der Sache; sie bezeigten geringen oder gar keinen Eifer für den Krieg. Sie besprachen sich über die monatliche Vergütigung und den Sold gerade, als ob sie fremde Söldlinge wären und der Krieg sie selbst gar nichts angehe. Die Offiziere, die in die verschiedenen Fantifürstenthümer entsandt wurden, hatten in ihren Werbungen nur geringen Erfolg.

Auch die in den andern westafrikanischen Colonien Englands und anderweitig an der westafrikanischen Küste unternommenen Werbungen von Soldaten und Arbeitern hatten keinen erheblichen Erfolg. In Gambia war von den kriegerischen Mandingo keiner zu erlangen. In Sierra Leone erhielt man einige Kossu, die sich recht nützlich erwiesen, bei Cap Palmas und in Sierra Leone einige Kru, tüchtige Arbeiter für den Transportdienst, in Freetown einige geschickte Handwerker, in Lagos gegen 100 Haußa, an den Flüssen Bonny und Opobo an zwei Compagnien. Aus diesen sämmtlichen Mannschaften wurden zwei kleine Regimenter eingeborener Neger unter dem Befehl von Oberstlieutenant Wood und Major Russell gebildet. Es erforderte geraume Zeit, ehe diese Neger einigermaßen gedrillt waren.

Schon vor Ankunft des Generals hatte Lieutenant Gordon die Schanze Napoleon bei Cape Coast Castle und die Schanze Abbaye bei El Mina erbaut, Außenposten, welche sich nützlich erwiesen. Er nahm darauf mit seinen Fantiarbeitern die Verbreiterung des Pfades nach Mansu (halbwegs zum Prah) in Angriff. Daß die Ashanti ihn nicht aufhoben, spricht allerdings sehr wenig für ihre Intelligenz. Der General stellte nun den Lieutenant Gordon unter die Offiziere für speciellen Dienst und übergab den Wegebau dem Major Home vom Genie, welcher denselben in kurzer Zeit glücklich bis Mansu fortsetzte, wo er ein Fort errichtete.

Der General traf alle Vorbereitungen für den Feldzug, konnte aber keinerlei Operationen vornehmen, denn er hatte keine Armee. Seine ganze europäische Truppenmacht, die einzige militärisch verwendbare, bestand in 140 Mann Marineinfanterie und einer kleinen Anzahl Bluejackets (Schützenmatrosen). Die Marines des Kriegsschiffes Himalaya, welche sich bei El Mina geschlagen hatten, waren durch Krankheit fast sämmtlich dienstunfähig geworden; doch war ein zweites Corps Marines mit dem Hospitalschiff Simoom gekommen.

Der General sah ein, daß die zugesagten englischen Regimenter ihm durchaus unentbehrlich waren, und hielt deshalb um dieselben an.

Vor allen Dingen aber wollte Wolseley die Unterwerfung El Minas vollenden und die Ashanti von diesem Platze vollständig trennen. Am 11. Oct. abends schifften sich die Westindier unter Oberstlieutenant Wood in Cape Coast Castle nach El Mina ein. Der Fürst von El Mina war nach Sierra Leone abgeführt worden, die Stadt zerstört. Die Ashanti aber erhielten hier nach wie vor ihren Rum, ihr Tuch, ihre Munition, Vorräthe, welche bei Nacht in Kähnen bei Ampenie, einem Dorfe am Strande westlich von El Mina, gelandet wurden. Auch versahen die Ampenier die Ashanti mit Fischen. Dieselben Ampenier hatten vor kurzem zwei Cape Coast Castle-Kähne weggenommen, die Schiffer und Passagiere erschlagen. Da Ampenie jedoch jeden Augenblick der Zerstörung durch englische Kriegsschiffe gewärtig war, so wurde das Magazin der Ashanti nach Essaman verlegt, einem Dorfe, vier Meilen von der See in dichtem Dickicht, wo eine Ashantibesatzung lag. Hier gedachten die El Mina ihre neue Stadt zu bauen, wo in dem dichten Dschungel sie vor den Weißen sicher zu sein glaubten. Rum, Schießpulver, getrocknete Fische und Getreide waren hier in großen Quantitäten aufgespeichert. Die Weiber von Essaman und den umliegenden Dörfern gingen auf den Markt zu Mampon, dem Hauptquartier der Ashanti, wo sie Grünwaare, Fische, Getreide verkauften. Oberst Wood lud die Aelterleute dieser Dörfer vor sich auf das Schloß zu El Mina. Nur die in der unmittelbaren Nähe von El Mina gehorchten, die entferntern machten Entschuldigungen, Essaman und Ampenie weigerten sich geradezu. Wood drohte, sie zu holen, worauf Essaman erwiderte, er möge nur kommen!

Infolge dieser Einladung verließ nun am 14. Oct. bei Tagesanbruch folgender Zug El Mina: voran 126 Haußa, 16 Mann Westindier, der General in einem Tragsessel, be-

gleitet von seinem Stabe, 29 Bluejackets (Matrosen) unter Kapitän Commerell, ein Siebenpfünder, getragen von Kru auf Bambusstangen, eine Raketenpartie von 20 Kanonieren, 10 Mann Polizeischützen, 30 Axtleute zum Bahnbrechen bildeten den Vortrab; 2 englisch gesinnte Elmina-Kabozière mit 20 Mann waren die Wegweiser. Dann folgte das Hauptcorps, 129 Mann Marineinfanterie unter Hauptmann Crease; 60 Träger mit Munitionskasten und Hängematten, die Ambulance und 68 Mann Westindier bildeten den Nachtrab. Der Weg war der schmale Waldfußpfad, wo nur ein Mann hinter dem andern gehen konnte, zwischen dichten Massen der üppigen Vegetation, welche sich über Mannshöhe erhob, während oberhalb die breiten Baumäste, umwoben von den bunten Gewinden der Schlingpflanzen, ein prächtiges, dichtes Dach zogen. Die Colonne war drei Meilen weit marschirt und hatte noch nichts vom Feinde wahrgenommen. Plötzlich ließ sich eine scharfe Gewehrsalve vernehmen. Der Feind lag unsichtbar im Gebüsch, unmittelbar in der Nähe. Die Colonne erwiderte das Feuer sofort, über 20 Mann waren verwundet. In der Mitte des Dickichts erhob sich ein Hügel, dessen Gipfel gerodet war. Rechts von der Rodung am Abhang des Hügels lag Essaman, das gesuchte Dorf. Die Haußa drangen vorwärts, am Hügel hinauf. Mehrere Stabsoffiziere folgten; Oberst Mac-Neill, einer von ihnen, wurde schwer am Arme verwundet, sodaß er nach England zurückgesandt werden mußte. Der Nachtrab wurde angegriffen, die Colonne auf allen Seiten umzingelt; das feindliche Feuer war unausgesetzt. Die Kanone und der Raketenapparat wurden in der Entfernung von 300 Schritt von Essaman aufgestellt. Die Raketen flogen über die Bäume nach dem Hügel und bald stiegen dichte Rauchsäulen auf. Hauptmann Crease mit den Marines bildete den rechten Flügel und machte hier das Gestrüpp vom Feinde frei. Darauf wurden Schildwachen ausgestellt, und die Truppen hatten ruhig ihr Frühstück. Ein Viertel nach 7 Uhr begann schweres Feuer der ganzen Colonne; die Pulver- und Rumvorräthe im brennenden Dorfe explodirten, und 10 Minuten auf 8 Uhr wurde das Dorf genommen und auch das umliegende Dickicht vom Feinde gesäubert. Um 9 Uhr wurde der Rückmarsch angetreten.

Die Ueberrumpelung in Essaman war vollständig gewesen. Die Ashanti hatten keine Zeit gehabt, ihre beträchtlichen Vorräthe von Pulver, Gewehren, Trommeln, von Getreide, Schafen, Rum wegzubringen.

Von Essaman marschirte die Colonne während des Vormittags sechs englische Meilen weit nach Amquena, dem ersten Stranddorfe zwischen El Mina und Ampenie, und steckte es in Brand. Die Colonne rastete hier in einem Cocospalmenhaine, wo große Nußbündel, von den Negern heruntergeholt, die vor Durst lechzenden Krieger mit ihrer kühlen Milch labten. Da das bisherige Tagewerk sehr ermüdend gewesen war, so wurden darauf nach Ampenie nur Freiwillige aus den Marinesoldaten und Matrosen mitgenommen, die übrige Colonne als Escorte der zwölf Hängematten mit Verwundeten nach Essaman zurückgeschickt. Es war nur vier Meilen bis Akimfu, dem nächsten Dorfe, allein der Marsch war äußerst anstrengend auf dem glühenden und glitscherigen, keinen festen Tritt zulassenden Sande des Strandes. Vor Akimfu angekommen, erhielten die Truppen vom Decoy, welcher die beiden Dörfer Akimfu und Ampenie inzwischen beschossen hatte, die sehr benöthigten Erfrischungen und Verstärkung durch Matrosen und Marines. Akimfu leistete keinen Widerstand, und da man fand, daß die Hütten von leichtem Bambusgestell durch das Bombardement nicht so viel Schaden gelitten, als man beabsichtigt hatte, so wurden sie durch unmittelbar angelegte Feuerbrände eingeäschert. Man zog nun über einen Bach und kam nach Ampenie, das eine Fahne zum Trutz ausgesteckt hatte. Es wurde in Brand gesteckt. Als die Truppen sich dann wieder zurückzogen, stahlen sich die Einwohner durch das Gestrüpp und feuerten auf dieselben; eine Anzahl, die an die

Strandkante kam, wurde vom Decoy aus erschossen. Die Truppen fuhren sodann im Decoy nach Cape Coast Castle zurück.

Es war ein Tag, welcher einen tiefen Eindruck auf die gesammte einheimische Bevölkerung machte.

In den nächstfolgenden Tagen zogen die Haupt- und Aelterleute von Essaman und Ampenie nach Cape Coast Castle, schwenkten die englische Fahne und baten, Ihrer Majestät der Königin von England den Huldigungseid ablegen zu dürfen. El Minas Hoffnung auf Unabhängigkeit und Verbündung mit Ashanti war vernichtet.

Dunqua,[1] der für die erwarteten Contingente der Protectoratsstämme bestimmte Versammlungsplatz, wurde von Festing besetzt, welcher dort ein verpalissadirtes Fort baute und das Gestrüpp ringsumher rodete. Allein nur einige hundert Mann, größtentheils Assin und Anamabu, stellten sich. Festing erhielt hierauf eine Verstärkung von 50 Mann Westindiern nebst 2 Siebenpfündern und einem Raketenapparat.

Darauf wurde gemeldet, daß ein starkes Corps Ashanti unter Essamanquatia zwischen Dunqua und Abrakrampa, dem Hauptort von Abra, vormarschire, und der General beschloß, dasselbe anzugreifen. Anstatt aber zu dem Behufe sich mit Festing in Dunqua zu vereinigen, ertheilte er Festing Befehl, von Dunqua aus nach Abrakrampa zu operiren, während er selbst über Essebu und Abrakrampa auf Dunqua vormarschiren wolle. Allein der Marsch nach Essebu während des heißen Nachmittags war so ermüdend für die Matrosen und Marines, daß Wolseley am folgenden Tage nicht weiter als Abrakrampa gelangte. Als Festing nun das Ashantilager erreichte, war der General noch nicht gekommen, Festing hatte also den ganzen Nachmittag am 27. Oct. lang sich mit den Ashanti zu schlagen und mußte schließlich nach erheblichem Verlust sich nach Dunqua zurückziehen. Während der folgenden Nacht erhielt Festing dann Befehl, den General halbwegs zu treffen. Allein die Fanti erklärten, sie könnten nicht zwei Tage hintereinander kämpfen, und weigerten sich schlechterdings, ihre Hütten zu verlassen. Der General marschirte mit den Matrosen und Marines fünf Meilen weit von Abrakrampa, rastete dann in einem schattigen Haine und wartete mehrere Stunden lang auf Festing. Da dieser nicht kam, marschirte er zurück nach Abrakrampa und am folgenden Tage nach Cape Coast Castle. Die strategischen Combinationen des Generals waren gänzlich fehlgeschlagen.

Am 3. Nov. griff Festing abermals die Ashanti bei Escabu an. Das erste mal (27. Oct.) waren sie überrumpelt worden, diesmal waren sie vorbereitet. Sie leisteten tapfern Widerstand, verhöhnten die Raketen und die Kanone. Festing mußte sich abermals mit schwerem Verlust zurückziehen, von den Ashanti verfolgt.

Amanquatia hatte bereits vor Wolseley's Ankunft vom Könige die Perlenschnur erhalten, den Befehl zum Rückzuge. Die außerordentlich heftigen Regen hatten das Heer der Ashanti furchtbar angegriffen, Epidemien, die Blattern und die Ruhr rafften sie zu Hunderten, ja zu Tausenden, dahin. El Mina, das Ziel ihres Strebens, mußte nun aufgegeben werden. Nichts anderes als der Rückzug blieb übrig. Vorher wollte Amanquatia jedoch noch den Versuch machen, den Besitz von Abrakrampa zu erlangen, Abrakrampa, dem Hauptort von Abra, von historischer Bedeutung als die Hauptstadt des einst mächtigen Königreichs der Fanti. Abrakrampa lag auf der Rückzugslinie von Mampon, dem bisherigen Hauptquartier, nach Mansu.

Der General hatte Abrakrampa, so weit seine Mittel erlaubten, in Vertheidigungsstand gesetzt. Die Besatzung bildeten 50 Mann Matrosen und Marines, 100 Mann Haußa, 93 Mann Westindier, 100 Mann Kossu, 64 Mann Sierra Leone-Freiwillige, 114 Mann Fanti aus Winneba, 300 Mann Abra. Major Baker Russell war der

Commandant. Die Stadt hatte erst von Lieutenant Gordon, dann vom Hauptmann Huyshe und Hauptmann Buckle vom Genie eine ziemlich gute Befestigung erhalten. Sie war, wenigstens zum größten Theil, von Schanzen und Palissaden umgeben. Die Häuser waren mit Schießscharten für Musketen versehen. Die Wesleyische Kirche, welche die Matrosen und Marines besetzten, war die feste Citadelle. Das Strohdach derselben wurde abgehoben, ein flaches Dach gezimmert und der Raketenapparat und die kleine holländische Kanone, die Nelly, hier aufgestellt. Die Fenster und die Seiten des Daches waren mit Schanzsäcken belegt. Den Hauptschutz aber gewährte die weite klare Rodung, welche den Platz rings umgab, sodaß der Feind nirgends Schutz gegen das Feuer der Garnison fand. Durch Bestreuung dieses freien Platzes mit Reisholz wurde zugleich verhindert, daß man über den Platz im Laufschritt eilen konnte, ohne sich vorher dem verheerenden Feuer der Sniders auszusetzen.

Mit Ausnahme von Essamanquatia's Abtheilung zu Escabu zog das ganze Ashantiheer vor Abrakrampa mit dem Hauptquartier zu Anasmadi, eine Meile von Abrakrampa. Am 3. Nov., an demselben Tage, an welchem Festing sein letztes Treffen mit Essamanquatia hatte, wurde Abrakrampa von den Ashanti umzingelt. Lieutenant Lord Gifford mit Fanti und Haußa unternahm eine Recognoscirung, wobei sich ein Gefecht entspann und Gifford nur mit genauer Noth der Gefangennahme entkam. In der folgenden Nacht kamen die Ashanti an die Ecke des Gestrüpps und machten Geräusch mit aller Macht. Die Trommeln wurden geschlagen, die Trompeten geblasen, Kriegslieder im Chor von Tausenden gesungen, laut gesprochen und gelacht. Es ist dies so ihre Art, dem Feinde Furcht einzuflößen, damit er fliehe und den Gegenstand des Kampfes ohne weiteres Fechten ihnen überlasse. Am folgenden Morgen war alles äußerst still. Die Kossu erwischten im Gestrüpp einen Ashantikabozier und brachten dessen Hand, die mit Ringen bedeckt war.

Obgleich der Angriff der Ashanti so nahe bevorstand, so erfolgte doch seltsamerweise von Cape Coast Castle der wiederholte Befehl, die Matrosen und Marines zurückzuschicken. Der Major befahl also am 5. Nov. diesen Mannschaften abzuziehen, und sie hatten eben ihre Bagage gepackt und den Abmarsch angetreten, als ringsum ein Sturm von Musketenfeuer losbrach. Der Angriff hatte begonnen. Die Ashanti hielten sich im Gestrüpp verborgen, man hörte in der Stadt aber deutlich die Trommeln, die Trompeten, das Commando der Hauptleute. Das ganze Heer der Ashanti sang darauf seine Kriegshymnen, die, von so vielen Tausenden ausgeführt, von ergreifender Wirkung waren. Der Fürst von Abra trat in die Rodung vor und rief mit mächtiger Stimme: „Ich bin der Fürst dieses Landes; kommt heran, wenn ihr es wagt!" Ihm wurde mit einer Musketensalve geantwortet. Die Ashanti setzten ihr Feuer die ganze Nacht durch fort und zogen zugleich Pfade durch das Gestrüpp, um von verschiedenen Seiten her angreifen zu können. Abrakrampa erwiderte mit der kleinen Nelly und den Raketen.

Am 6. Nov., um 11 Uhr morgens, griffen die Ashanti Abrakrampa gleichzeitig von drei Seiten an und setzten diesen Angriff bis Sonnenuntergang ohne einen Augenblick Unterbrechung fort. Sie hielten sich meistentheils innerhalb des Gestrüpps, drangen jedoch wiederholt in die Rodung vor, worauf sie dann immer von der Besatzung, die dann einen Ausfall machte, zurückgetrieben wurden. In der Rodung, der Kirche gegenüber, fand sich eine kleine Erhöhung: eine Rotte Ashantischützen stahl sich aus dem Gestrüpp hinter den Hügel, legte sich hier nieder und richtete ein scharfes Feuer auf die Kirche. Der Major befahl Hauptmann Grant, der mit 30 Mann Westindiern neben der Kirche stand, jene Schützen zu vertreiben; Grant ging im Sturmschritt über die Rodung, und sobald die Westindier auf dem Rücken der Höhe erschienen, rannten die Ashanti mit der äußersten Geschwindigkeit davon und in das Gestrüpp zurück. Am Abend

erschien der General mit einer Abtheilung Matrosen und Eingeborener, gerade als die Ashanti ihr Feuer einstellten. Der Platz war entsetzt.

Am folgenden Morgen erneuerten die Ashanti ihren Angriff; allein es war jetzt nur ein falscher, zur Verdeckung ihres Rückzugs. Hätte der General jetzt sofort eine rasche Verfolgung vorgenommen, so hätte er wol einen entscheidenden Schlag gegen die Ashanti führen können. Allein er begnügte sich damit, Experimente mit der Tapferkeit der Cape Coast Castle-Fanti anzustellen, die er mitgebracht hatte. Um 2 Uhr erhielten dieselben Befehl, in das Gestrüpp einzudringen. Als sie an den Rand des Gestrüpps gekommen, hielten sie an und wagten sich nicht weiter. Kossu erhielten Befehl, die Fanti mit der Spitze des Schwertes vorwärts zu treiben. Sie gingen 300 Schritt, waren dann aber durchaus nicht weiter zu bringen, sondern setzten sich nieder. Kein Angriff von den Ashanti erfolgte jedoch; ihr Heer hatte sich zurückgezogen. Als die Capküstenleute dies endlich gewahr geworden waren, brachen sie auf und liefen in unaufhaltsamer Eile nach Anasmadi, um das Lager zu plündern. Die Abra und Haußa folgten bald. Ein Theil des Nachtrabs und des Trosses der Ashanti befand sich noch zu Anasmadi. Kaum irgendein Widerstand wurde geleistet, nur einige Schüsse gewechselt. Die Ashanti warfen ihr Gepäck ab und rannten davon. Amanquatia, der mit Schlamm bedeckt war und sich mit Rum besinnungslos gemacht hatte, entkam nur mit Noth der Gefangennahme. Die Töpfe standen noch auf den Kochfeuern. Der ganze Weg war bestreut mit Körben, Töpfen, Stühlen, Pulverfässern, Musketen u. dgl. Man fand Amanquatia's heilige Hühner, denen Talismane um den Hals gebunden waren, und den geschnitzten Tragsessel, welchen er jüngst dem Fürsten von Denkera genommen hatte. Doch wurden nur wenige Ashanti gefangen genommen, keine Krieger. Dagegen lagen viele Fantigefangene mit abgeschnittener Kehle am Wege.

Keine Verfolgung der Ashanti fand anfänglich statt außer durch die Fanti, Abra, Kossu und Haußa, welche der Lieutenant Gordon commandirte. Diese stießen bald auf den feindlichen Nachtrab unter Amanquatia's persönlichem Befehl, wo denn die Fanti dermaßen in die Flucht geschlagen wurden, daß sie die Haußa niederrannten und den Lieutenant Gordon in den Fluß stießen. An 50 Fanti wurden zu Gefangenen gemacht und geschlachtet.

Die Ashanti nahmen ihren Rückweg über Mansu. Zur Verfolgung der Ashanti und zur Beschützung von Home's Partie, der bei Mansu mit dem Wegebau beschäftigt war, wurde nun Oberst Wood mit dem eingeborenen Regiment, 300 Mann stark, nachgesandt. Wood stieß am 27. Nov. bei Faisu unfern von Sutah auf den Nachtrab der Ashanti, an 10000 Mann, wieder unter Amanquatia's unmittelbarem Befehl, welcher Front machte. Nach einem scharfen Gefecht von zwei Stunden wurde Wood zurückgeworfen, an vier Stunden weit verfolgt, und verlor einen Theil seines Gepäcks.

Die Ashanti setzten dessenungeachtet ihren Rückzug fort und zwar in solcher Eile, daß beim Uebergang über den Prah eine große Anzahl ertrank. Nachdem die Ashanti also ein ganzes Jahr im Protectorat gelegen, Assin, Denkera und Fanti gründlich verheert hatten, hatten sie bei Anfang December das Protectorat gänzlich geräumt.

Das Heer zog sich geradeswegs nach Kumasi zurück. Hier wurde es, wie Sitte ist, mit Flintensalven und sonstigen Ehrenbezeigungen empfangen. Allein es war 40000 Mann stark ins Feld gerückt, und nur 20000 Mann kehrten heim — 79 Särge, die Ueberreste im Kriege gefallener Kabozière enthaltend, wurden durch die Straßen getragen. Die Weiber zogen in großen Scharen durch die Straßen, diese mit weißem Thonschmuck, grüne Reiser schwingend, sangen fröhliche Lieder, jene mit rothem Thonschmuck weinten und wehklagten und riefen die Geister der Todten an. Das Heer wurde, wie üblich,

auf dem großen Marktplatze vom Könige empfangen und mit Lammbraten und Branntwein bewirthet. Hierauf wurden der Feldherr und die andern Fürsten und Kabosiere, die im Feldzuge befehligt hatten, vom Könige zur Rathsversammlung geladen. Der König bestreitet nicht das Ganze, sondern nur einen beträchtlichen Theil der Kriegskosten, der Rest wird durch die Beiträge des Feldherrn und der Kabosiere bestritten. Dabei findet der Unterschied statt, daß der König in jedem Falle eine seinem Antheil an den Kriegskosten entsprechende Beute erhält, ob nun der Feldzug mit dem Siege oder der Niederlage geendet; bringen die Offiziere ihm also nicht den entsprechenden Betrag an Sklaven oder sonstiger Kriegsbeute, so müssen sie den Betrag aus eigenen Mitteln entrichten. Amanquatia und den Kabosieren wurde demnach diesmal die Entrichtung einer schweren Summe von Goldunzen auferlegt und ihnen dazu 14 Tage Frist verwilligt.

Das Himalaya-Künlüngebirge, der Grenzwall Indiens gegen Centralasien.

Von

Emil Schlagintweit.

II.

1) Verkehrsverhältnisse.

Ungeachtet aller Schwierigkeiten hat jederzeit ein lebhafter Verkehr zwischen Indien und Centralasien stattgefunden; schon in vorchristlicher Zeit gelangten chinesische wie indische Waaren auf dem innerasiatischen Handel zum Austausche. Der Handel schlug dabei die Richtung über Afghanistan, Bokhara, Khokand und Kaschgar ein; so war es auch zu Marco Polo's Zeit in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts. Tibet wurde dabei umgangen; wurden seine in Indien heilig gehaltenen Stätten auch von den Pilgern zahlreich besucht und ward hierzu insbesondere das Quellgebiet des Ganges und das Satledschthal vielfach begangen, so haben wir doch nie aus Kaschmir Zeugnisse eines einigermaßen umfangreichen Handels mit Gold oder Moschus aus Tibet und eines Verkehrs über die ganze Kette des Hochgebirges bis nach Kaschgar. In der Richtung nach China konnte sich ein indischer Handel erst später einrichten; im 7. Jahrhundert gelangte indische Cultur in das Tsangpothal und die Landschaften östlich davon, und die großen Wirren, die hier im 17. Jahrhundert ihren letzten Abschluß fanden, waren der Entwickelung geordneter Beziehungen weniger günstig. Seither ist aber die Wichtigkeit Tibets als Durchzugsland immer mehr zur Geltung gekommen. Das Land ist nicht fruchtbar, auch nicht reich an vielen von den Nachbarn gesuchten Artikeln und dünn bevölkert; aber durch Tibet findet von Indien her der Aufsteig nach den westlichen Provinzen Chinas statt. Zwar sind die Entfernungen geringer und die orographischen Verhältnisse günstiger durch Birma den Irawadi aufwärts bis Bhamo, und von hier in wenig Tagen über die Ausläufer des Himalaya nach Yunnan, eine Route, für deren Erforschung und Belebung seit zehn Jahren die Engländer außerordentliche Anstrengungen machten, — oder aus Anam in Hinterindien den als schiffbar recognoscirten Sangkoi oder Tongkingfluß aufwärts ebenfalls bis Yunnan, auf welcher Strecke die Franzosen seit 1873 mit Aufnahmen beschäftigt sind und zugleich mit sehr weitgehenden Forderungen gegen Anam auftreten, die nichts anderes zur Folge haben können als seine Erniedrigung zum französischen Vasallenstaate; allein die Entwickelung, welche in Tibet Religion und staatliches Regiment nahmen, hat

den Sinn für Gesetzmäßigkeit mehr ausgebildet als in den andern Staaten, und Tibet erfreut sich ungeachtet der bedeutenden Mängel in seiner Verwaltung und der Bedrückungen und Beraubungen der Karavanen einer geordneten Regierung, während Yunnan, der Endpunkt der übrigen Routen, durch den zwanzigjährigen Krieg der Mussalmanen gegen die chinesischen Heere völlig zerrüttet ist und augenblicklich (1873) noch immer den schlimmsten Räuberbanden preisgegeben ist. Unter englischem Protectorat stehen die kaschmirischen Theile des westlichen Tibets; Le, der Hauptknotenpunkt aller Wege nach und von Centralasien, ist im Sommer der Sitz englischer Beamten, und den Erpressungen, welchen die Händler auf dem Wege nach Yarkand früher ausgesetzt waren, wird jetzt selbst für Dschitischahr, das Gebiet Jakub-Beg's zu Kaschgar, der Handelsvertrag vom 2. Febr. 1874 ein Ziel setzen. Eine jährlich zunehmende Menge von Waaren gelangt mit Dschitischahr wie mit dem chinesischen Tibet zum Austausche; ja letzteres ist in Bezug auf sein Münzsystem bereits abhängig von Britisch-Indien, denn indische Rupies cursiren nach den französischen Missionaren zum vollen Werthe, und werden als solche, ohne umgeschmolzen zu werden, in ganz Tibet genommen, wie auf den Hauptdandelsplätzen im Grenzbezirke von Szetschuan.

Hunderte von Päßen führen aus dem Himalaya nach Tibet und von diesem an den Yangtsekiang, in die Mongolei und in die Ebenen von Turkestan; im Einzelnen ist über den Handel nach diesen Gegenden Folgendes hervorzuheben:

A. Der Handel von Indien nach Tibet. Infolge der tiefen Erosion in den Flußthälern ziehen die Wege aus der Ebene in die obern Thäler des Himalaya nur selten längs der Flüsse, sondern schlagen die Richtung quer über die von der Hauptkette ausstrahlenden Bergrücken ein. Der Aufstieg durch das subtropische Vorland ist steil und bei der bedeutenden Hitze anstrengend; jedoch können hier überall Lastthiere, im englischen Gebiete stellenweise auch Karren benutzt werden. Im mittlern Himalaya müssen die Seitenketten, auch Einsattelungen, nicht unter 1800—2500 Meter überschritten werden; der Transport der Waaren macht hier schon Schwierigkeiten, nur im westlichen Theile des Gebirges können durchgehends Maulthiere und Pferde benutzt werden, weil die englischen Behörden durch Herstellung von Brücken und Wegräumung der Erdrutsche nachgeholfen haben; hier ist auch für nächtliche Unterkunft in Bangolos und Dharamsalas gesorgt, einfache Häuser, die das Aufschlagen von Zelten unnöthig machen. Die südliche Hauptkette wird im Durchschnitte auf Päßen von 4200 Meter Höhe überstiegen; im Westen und besonders im äußersten Osten sind viele Päße beträchtlich niedriger, manche liegen jedoch auch im Westen noch nahe der Schneegrenze. Der weitere Weg bis zur nördlichen Hauptkette beansprucht einige Tage; die Versorgung mit Transportmaterial an Thieren und Trägern wie mit Proviant beginnt schwierig zu werden; Klima wie Production nehmen den Charakter tibetischer Landschaften an. Mit großer Anstrengung ist der Anstieg in den Päßen der nördlichen Hauptkette verbunden, ein Tag und länger geht dahin, bis die Paßhöhe, die im Durchschnitt bei 5200 Meter liegt, vom letzten Nachtlager unter freiem Himmel erreicht und ein Lagerplatz am nördlichen Abhange nahe dem Passe gewonnen ist; Gletscher sind in der nächsten Nähe, und Firne wie die charakteristischen Hochalpenseen lagern mehrfach am Wege. Im ganzen Gebiete des Tsangpoflusses wie im äußersten Westen ist mit Ueberschreitung dieser Päße die größte Mühsal überwunden; bald werden Ortschaften und Getreidefelder erreicht. Anders dagegen im Quellgebiet des Satledsch und noch mehr in jenem des Indus; hier folgen der Hauptkette Hochthäler ohne jegliche Bevölkerung und Vegetation, selbst auf den natürlichen Hauptverkehrslinien stößt man während ein bis zwei langen Tagreisen nur auf Hirten, feste Ansiedelungen trifft man oft nahe dem Hauptflusse; dabei sind nach Nordwesten gerichtete Ausläufer der Hauptkette auf beschwerlichen, 5000 Meter Höhe im Mittel erreichenden Päßen zu überschreiten. Im kaschmirischen Tibet hat das

Interesse an den Staatseinnahmen den Maharadscha veranlaßt, einige Depots an Lebensmitteln und Transportthieren einzurichten, englischerseits wird eine solche Vorkehrung seit 1870 in Lungti am Kuluwege (s. unten Ziffer 6) getroffen.

Folgendes sind von Ost nach West fortschreitend die Hauptrichtungen, auf denen der Verkehr von Indien aus mit Tibet stattfindet; vom November bis Mai sind die meisten Pässe des starken Schneefalls wegen geschlossen; über den Tsodschipaß auf dem Wege von Le nach Srinager ist der Verkehr gewöhnlich nur während eines Monats, Mitte December und Januar, geschlossen:

1) Aus dem Assamthal in die Vorberge und über Tauong in gerade nördlicher Richtung auf Lhassa; Reisezeit von der Ebene aus 20 Tage. Dieser Weg gilt für den bequemsten aus Indien nach Tibet und soll das ganze Jahr hindurch offen sein; er führt aber durch in zahllose kleine Reiche zersplittertes Gebiet, deren Herrscher nicht weniger argwöhnisch sind als die tibetische Regierung, in deren Händen die Nordpässe sind. Gegenwärtig haben nur wenige Privilegirte aus Assam Zutritt, und so gefährlich gilt das Reisen durch diese Gebiete, daß die englische Regierung noch keinen Assamesen willig fand, sich auf diesem Wege als Kundschafter gebrauchen zu lassen; der Verkehr ist übrigens dessenungeachtet bedeutend. Jährlich besuchen viele Bhutanesen die Märkte in Assam. 2) Völlig bedeutungslos ist die sonst stärker benutzte Straße durch Bhutan nach Tibet geworden; obgleich die Vorberge, die Duars, seit 1866 englisches Gebiet sind, und ein Handelsvertrag schon seit 25. April 1774 auf dem Papiere steht, so ist diese Linie bei der erbärmlichen Verwaltung und der Habsucht der Großen außer Curs gekommen; der Bhutia, mit regem Handelsgeiste ausgestattet, betheiligt sich lieber außer Landes an Geschäften, um sich seines Gewinnes nicht beraubt zu sehen. 3) Der directe Weg von der Bai von Bengalen nach Tibet geht über Britisch-Sikkim; die Route passirt im weitern Verlaufe nepalesisches Gebiet, zieht hierauf eine Zeit lang auf tibetischer Seite fort, tritt aber schließlich auf die Besitzungen des Maharadscha von Sikkim über, ehe sie definitiv auf tibetischem Gebiet bleibt. Solcher Wechsel ist nicht günstig, da jeder Herrscher von den Karavanen Zoll erhebt und sie maßregelt; dazu kommt, daß Nepal dem Aufschwung des Handels auf diesem Wege alle Hindernisse bereitet, weil die Zunahme des Verkehrs den jetzt bedeutenden Transithandel über Kathmandu schmälert. Die Route hat aber ohne Zweifel eine große Zukunft; schon gelangen Reisende von Kalkutta nach Dardschiling in drei Tagen, während sonst vor Vollendung der East Indian Railway, welche Karagala gegenüber den Ganges und den Ausgangspunkt des Fahrweges, später Reitweges über Kischengandsch nach Sikkim bildet, 13 Tage erforderlich waren. Noch mehr abgekürzt wird die Entfernung durch Ausführung der 1874 in Angriff genommenen Northern Bengal Railway, welche insbesondere auch dem Waarentransport dahin zugute kommt; durch diese Linie wird die jetzt in Kuschtea den Ganges erreichende Eisenbahn bis an den Fuß der Berge vor Dardschiling fortgeführt auf eine Länge von 339 Kilometer. Die Ueberschreitung des Gebirges macht geringe Schwierigkeiten; die Route, 1871 durch Kundschafter erforscht, erwies sich durchgehends für Lastthiere benutzbar und nur einmal so vegetationslos, daß für einen Tag Futter für die Thiere mitgeführt werden mußte. Im Herbst 1873 hat die Regierung zu Kalkutta einen Beamten beauftragt, über den Verkehr auf dieser Route statistische Daten zu sammeln und den Radscha von Sikkim zu günstigern Regulativen zu bestimmen; viel wird damit nicht gewonnen sein. — 4) Der Hauptverkehr geht über Nepal; vier Routen sind möglich, aber der Argwohn der tibetischen Behörden gestattet den Händlern nur Zutritt längs der Bhotia Kosi, wo die Karavanen in einer der Via mala ähnlichen Schlucht eine Strecke länger als 1 Kilometer auf einem von eisernen in die Felsen eingelassenen Pflöcken getragenen Steinlager von wenigen Decimetern Breite zurücklegen müssen; mit Lastthieren kann hier die Südkette des

Gebirges nicht überschritten werden, die günstigern Uebergänge rechts und links werden nur Regierungsbeamten gestattet. Auf diesem Wege gelangt die Mehrzahl der europäischen Curiositäten, welche die Bazars von Lhassa zieren, über das Gebirge. Die Händler sind vorwiegend Nepalesen, etwa ein Drittheil davon sind Hindus, unter ihnen sind die Thätigsten die Kaschmir-Kaufherren mit dem Sitze in Patna am Ganges und ihre Agenten.

Die bisher aufgezählten Routen münden im Quellgebiet des Tsangpotschu und führen im weitern Verfolge nach Lhassa; die jetzt folgenden führen in das Satledsch- und Indusgebiet, ihre Waaren gelangen in Gartok und Le zu Markt. 5) Reich an guten durchweg mit Lastthieren benutzbaren Uebergängen ist das Quellgebiet des Ganges, die englischen Landschaften Kamaon und Garwhal. „Fast jedes Haus befaßt sich hier mit Handelsgeschäften und Heerden beladener Thiere sieht man zu Tausenden dahinziehen; Hunderte von Familien leben vom Handelsverkehr mit dem nördlichen Tibet"; die Verhältnisse sind sohin hier analog jenen in den deutsch redenden Thälern Südtirols, wo selbst Bauern mit geringen Schulkenntnissen oft in weitaussehende Handelsunternehmungen sich einlassen. Zahlreiche fromme Pilger vermehren die Einnahmen der Bewohner; die englische Regierung hat nicht blos die Wege überall verbessert, insbesondere 1871—72 bis zum wichtigen Nitipasse an der tibetischen Grenze einen durchweg reitbaren Saumweg angelegt, sondern beabsichtigt, dem Handelsgeist dieser rührigen Bergbewohner neue Anregung zu geben durch Anlage einer schmalspurigen Gebirgseisenbahn, die im Anschluß an den Aligarh-Morabad, Zweig der Audh-Rohilkandeisenbahn über Bhodschpur und Kaschipur das Gebirge erreicht, bei Ramuager (366,8 Meter) zur Gebirgsbahn wird und vorläufig bei Budschan (812 Meter) am rechten Ufer des Kosillaflusses ihr Ende erreichen soll; die möglichen Richtungen sind 1870 aufgenommen, die Ausführung aber noch vertagt worden. Sammelplatz und Endpunkt dieser Karavanen ist Gartok. 6) Der Kuluweg ist der erste der nach Le und über den Karakorum mit Künlün nach Ostturkestan führenden Gebirgsübergänge; er ist auch der erste, welcher nur auf englischem unmittelbarem oder mittelbarem (Kaschmiri-)Gebiet zieht und erfreut sich der besondern Fürsorge der Regierung wie einer ausgedehnten Benutzung der Touristen, deren Zahl schon so angeschwollen ist, daß in den Fremdenbüchern in den Dharmsalas oder Nachtlagern auf den Hauptkreuzungspunkten in zahlreichen belehrenden Einträgen viel Material zu einem künftigen Reisehandbuche niedergelegt ist. Die für den Transport auf diesem Wege aus Indien bestimmten Waaren werden ausgeladen in Ambala oder Amritsar, beides Stationen der Dehlieisenbahn. Unter diesen ist Amritsar Hauptmarktplatz für die türkischen Händler aus Yarkand; die größten dieser Kaufherren haben es seit 1870 zwar schon vorgezogen, ihre Einkäufe direct und persönlich in Kalkutta und Bombay zu machen, aber Amritsar ist für diese Waaren Stapel- und Umladeplatz geblieben. Jede dieser Städte hat ein fruchtbares dichtbevölkertes Hinterland; der Aufstieg erfolgt von Ambala über Simla und verläßt das Satledschthal in nördlicher Richtung bei Kotgarh, oder man geht von Simla gerade westlich bis Bilaspur und überschreitet hier den Fluß in der Richtung nach Mandi und Sultanpur. Von Amritsar führt ein bequemer Weg zwischen den Flüssen Bias und Ravi über Pathankot (350 Meter), bis wohin eine Zweigeisenbahn nicht die geringsten Schwierigkeiten macht, nach Narpur, Kangra, Palampur, Guma und von hier auf einem die alte Biegung abschneidenden Wege direct nach Sultanpur, tibetisch Nyungti, Hauptort von Kulu und einst die Residenz des Maharadscha. Hier ist der Sammelpunkt der Karavanen, mögen sie von den genannten zwei Städten oder von den zwischen ihnen liegenden Ludhiana, Dschalandhar und Hoschiarpur ausgegangen sein. Etwas über Sultanpur hinaus bis zum Fuß des Rotangpasses können Kamele gehen; dann folgen aber bis Lingti am Nordabhange des Gebirges die beschwerlichsten Reisetage, wobei die beiden Hauptketten auf dem Rotang- (3979,5 Meter) und Bara-

latschapasse (4942 Meter) überschritten werden. Gefährlich war der Weg niemals, zum guten Reitweg haben ihn die Engländer gemacht; seitdem Kaschmir seit 1870 keine Transitzölle mehr erhebt, hat dieser Weg etwas an seiner Bedeutung verloren und der Waarentransport abgenommen, dagegen erhielt erhöhte Bedeutung der westlichste oder Kaschmirweg. 7) Der Dschamu-Kaschmirweg hat ebenfalls in Amritsar, diesem wichtigen Kreuzungspunkte aller Straßen aus West und Süd nach Ost und Norden, seinen Ausgang. Bis Dschamu, dem Hauptort der südlichsten Provinz des Maharadscha von Kaschmir, 403 Meter über dem Meere, haben die Engländer eine breite Chaussee angelegt; hier gabelt der Weg und führt durchweg als Reitweg entweder östlich über Tscheneni und den bequemen Banihalpaß oder westlich über Aknur und die Pässe von Ratan und Pir Pandschal (auch Aliabad genannt) in das Thal von Kaschmir. Noch westlicher zieht von Dschelam den Puntsch Toifluß herauf, dann über den niedrigen Hadschi Pirpaß an den Dschelam und längs diesem durch den Einschnitt bei Baramulla ein bequemer Weg nach Kaschmir; nach Vollendung der Eisenbahn nach Raulpindi und Belebung des Handel mit Afghanistan wird ihm eine größere Bedeutung zukommen, als er jetzt hat. Der Weg von Srinager, der Hauptstadt Kaschmirs, nördlich durch Dras an den Indus ist kurz und bis Le nicht beschwerlich; die nördliche Hauptkette wird auf dem nur 3500 Meter hohen und noch spät im Jahre gangbaren Tsodschipasse überschritten; die Pässe links vom eigentlichen, gegen Osten von der Pir Pandschalkette umwallten Thale von Kaschmir sind von den großen Karavanen wenig benutzt; sie sind viel höher und mühsamer als dieser Uebergang. Transportthiere sind im zweiten Theile der Reise oft schwer zu haben; etwas gehoben hat sich dieser Misstand seit 1870, wo sich die Besitzer von Mauleseln im nördlichen Pandschab zum ersten mal dazu verstanden, bis Le durchgehen zu lassen. Ein großer Aufschwung des Handels wird insbesondere für Kaschmir erhofft von der Uebersiedelung der thatkräftigen Povindahs aus dem südwestlichen Pandschab nach dem nördlichen; diese unternehmende Kaste hatte sich bisher auf den afghanisch-russischen Handel geworfen, erlitt aber unter den ständigen Unruhen in diesem von den verschiedenartigsten Parteien unterwühlten Lande sehr große Verluste und entsandte 1871 einige Mitglieder nach Yarkand, um die Chancen des Handels mit Tibet und Turkestan zu untersuchen; 1872 betheiligten sie sich übrigens am Export nach Yarkand noch nicht.

Ueber die einzelnen Waaren liegen folgende Angaben vor. Von eigenen Erzeugnissen liefert Indien Farbwaaren, Spezereien, Taback, Felle, Sammt, Brocat, Seidenstoffe und Zitz; an englischen Fabrikaten gehen nach dem chinesischen Tibet große Mengen groben Tuches, Kattune, Teller und Hausgeräthe von verzinntem Weißblech, Waffen, Messer, Scheren und Rupies (à 2 Mark) aus indischen Münzstätten; dann Korallen, Glas, Perlen und die verschiedenartigsten Kleinigkeiten, unter denen Augengläser und Zündhölzchen am meisten geschätzt sind; letztere kamen ursprünglich aus der J. N. Engert'schen Fabrik in Nürnberg nach Indien und noch heute wird ihre Etikette dort nachgeahmt. Das kaschmirische Tibet empfängt von diesen Gegenständen viel weniger, was sich sogleich aus dem Werthe der Einfuhr ergibt; dieser beträgt nach und über Nepal im Durchschnitt 3,2, nach Le (1871) 1,16 Mill. Mark; dabei ist zu berücksichtigen, daß für die Wege östlich von Nepal noch keine Ausweise möglich sind.

Die Gegenstände der Ausfuhr sind vorwiegend Naturproducte, die Mehrzahl kommt aus den Nachbarländern, nur der Himalaya deckt die Ausfuhr aus seinen eigenen werthvollen Erzeugnissen an Bauholz, Cerealien, Thee u. s. w. Das chinesische Tibet exportirt bedeutende Mengen Gold meist zum Verbrauch in Nepal; internationale Artikel, die den Reichthum des Landes ausmachen und seinen Weltruf begründeten, sind Moschus vom Moschusthier, Borax, Salz, Rhabarber (nimmt ab) und Paschm, tibetisch Rabal, die kurze Wolle der Hausziege. Transitogüter sind aus China Thee, verschiedene Seiden-

gespinste und Medicamente, aus Kaschgar Paschm, grüner Thee, Tscharras, das berauschende Product aus dem Safte von Cannabis indica, und etwas Tuch. An Erzeugnissen der einheimischen Industrie liefert Nepal nennenswerthe Quantitäten eiserner Geschirre, Tibet etwas Filz und grobwollige Stoffe, Kaschmir seine weltberühmten Shawls. Die Ausfuhr werthet über Nepal durchschnittlich 2 Mill., aus über Le kaum 600000 Mark im Jahre; die Himalayastaaten Kaschmir, Tschamba, Bisser u. s. w. haben dagegen an Ein- und Ausfuhr einen Umsatz von 14 und mehr Mill. Mark im Jahre.

B. Der Handel über Tibet nach Ostturkestan oder Dschitischahr — den Besitzungen des glücklichen Eroberers Jakub-Beg, der 1865 diese Gebiete den Chinesen entriß, gegen die Khokandi behauptete und jährlich vergrößert — wird von den indischen Behörden großer Ausdehnung für fähig gehalten und in jeder Weise gefördert; ein besonderes Verdienst diesen Handel neu belebt und die Hindernisse seiner gedeihlichen Entwickelung dargelegt zu haben, gebührt dem Commissar (Regierungspräsidenten) der dschalander Division des Pandschab, T. D. Forsyth, Chef der seit Ende October 1873 in Dschitischahr weilenden Gesandtschaft. Zunächst galt es den Ueberforderungen ein Ziel zu setzen, welche kaschmirische Beamte in Ladak sich gegen die Kaufleute erlaubten; zum wirksamen Schutze der Händler erfolgte 1867 die Aufstellung eines englischen Aufsichtsbeamten in Le in der Person eines Arztes, der seine Schützlinge sehr wirksam vertrat; 1871 ersetzte seine Stelle der bekannte Reisende Shaw, 1872 Dr. Aitchison. Von seiten der Centralregierung wurde in Kaschmir auf eine Ermäßigung der Eingangs- und Durchgangszölle hingewirkt und anderm Misbrauche gesteuert, wie der Erhebung einer Abgabe auf englischem Gebiete von den Grenzbewohnern für die Bewilligung, mit Ladak verkehren zu dürfen. Diese Bemühungen hatten vollen Erfolg; die Eingangssteuer wurde ermäßigt und der Durchgangszoll zuerst ermäßigt, dann 1870 ganz abgeschafft. Große Sorge wandte die Regierung der Erforschung der Hochflächen zu, die sich vor dem Karakorum und zwischen diesem und dem Künlün ausbreiten. Der Verkehr ging stets über den 5589 Meter hohen Karakorumpaß, der Weg dahin gehört durchaus zu den schwierigsten und anstrengendsten. Gleich jenseits Le (3573 Meter) muß auf dem 5332 Meter hohen steilen Kardongpasse die Gangrikette überschritten werden; die Waaren werden aufs Yaks verladen, für belastete Pferde ist der Weg stellenweise zu grob. Dann steigt man zum wilden Gebirgsstrom Schayok wieder hinab bis zu 5200 Meter, das Ueberschreiten der wenigen Furten beansprucht bei einer Breite von 90—100 Meter meist einen ganzen Tag. Der Aufstieg zum Karakorum erfolgt im Thale des Nubraflusses; ungefähr in der Mitte des Thales wendet sich der Weg östlich, und überschreitet über dem großartigen Sassergletscher in 5409 Meter Höhe den Bergrücken, der den Nubra vom Schayok trennt. Dieser wird ein zweites mal überschritten, das Hauptthal verlassen und in nördlicher Richtung der Kamm des Karakorum erklommen und im Karakorumpaß die Wasserscheide überschritten. Nun folgen mehrere Tagreisen über Hochwüsten mit einer äußerst spärlichen Vegetation und einer mittlern Höhe von 4870 Meter; nach Ueberschreitung des 5537 Meter hohen Sugetpasses gelangt man nach der Grenzfeste Schadula 3640 Meter hoch am Karakaschflusse, eine höchst ärmliche Ansiedelung in einem großartigen Alpenthale. Der Fluß fließt in einer Spalte des Künlün nach Norden und man umgeht längs desselben die Hauptkette; nun gilt es die vorlagernde Kiliankette zu überschreiten, der 5062 Meter hohe Sandschupaß ist schwierig, nur für Yaks, nicht für Pferde zu gebrauchen. Das Thal senkt sich rasch, Gebirge bieten im weitern Verlaufe kein Hinderniß mehr.

Ueber einen Weg östlich des eben beschriebenen brachte die englische Vermessung von Kaschmir genauere Kunde, als sie 1862 den nordöstlichen Theil des Landes in Angriff nahm; es ist dies die seither vielfach genannte und beschriebene Route Tschangtschenmo, „großer Norden", über die Hochthäler nördlich des Tsomognalari-Sees. Ihr Vorzug liegt

vor allem darin, daß sie gletscherfrei ist; keiner der Pässe auf dieser Route ist schwierig, die Uebergänge über die Gangrikette und den Hauptkamm des Karakorum sind überdies verbessert worden, durchweg können Kamele passiren. In Tanktse am Fuße der Gangrikette gegen Norden, dem letzten bewohnten Orte in der Richtung des Weges, ließ der Maharadscha von Kaschmir 1871 ein großes Vorrathshaus bauen; die englischen Behörden errichteten weiter nördlich kleinere Steinhäuser und belegten sie mit einigen Wegweisern und Vorräthen. Die Karavanen ziehen bisjetzt noch den Karakorumweg vor, auch Forsyth vermied im October 1873 mit dem Gros seiner Begleitung den Tschangtschenmo, und nach Shaw's Berichten für 1872 ist eine Aufnahme dieses Weges dadurch bedingt, daß er durch Steinhaufen u. dgl. seiner ganzen Länge erkenntlich gemacht wird und daß die spärlichen Weideplätze ebenfalls angezeigt werden. Auch nach diesen Verbesserungen leidet der Weg jedoch noch unter einem häufigen Schneefall, der schon im August tagelang liegen bleiben kann und den Karavanen große Verluste an kostbarem Transportvieh zufügt. Die Erwartungen, die an die Aufnahme dieses Weges geknüpft wurden, haben sich sohin nicht erfüllt; der Verkehr zwischen Le und Yarkand bleibt sehr schwierig und nur einen Theil des Jahres möglich, die natürlichen Hindernisse sind nicht zu beseitigen und nur in geringem Grade zu vermindern.

Die Gegenstände der Ausfuhr nach Turkestan sind schon in der Aufzählung der Waaren der Einfuhr nach Le enthalten; der indische Kangrathee verdrängt immer mehr den chinesischen Ziegelthee und ist in Turkestan gesucht. Turkestans Ausfuhr und die Lebhaftigkeit des Handels hing in den letzten Jahren von dem Preise für Bhang, dem narkotisirenden Hanfpräparat, ab, dessen Hauptconsumenten die Bewohner des Pandschab sind; war in Indien in einem Jahre der Preis hoch, so entfällt im folgenden die Hälfte des Werthes der Einfuhr auf dieses Product, während sonst die Ausfuhr aus Indien hauptsächlich mit Gold, Paschm oder Shawlwolle bezahlt wird. Nicht ohne Interesse ist, daß der Deutsch-Französische Krieg 1871 selbst in Centralasien sich bemerklich machte, indem die französischen Aufträge nach Kaschmirshawls ausblieben, was den Bankrott verschiedener Häuser in Amritsar zur Folge hatte, die sich auch mit dem Export nach Centralasien befaßten.

Das lebhafte Interesse der englischen Regierung am Handel mit Turkestan, zu dessen Hebung sie ihren mächtigen Einfluß in Srinager geltend machte, 1870 die erste und Ende 1873 eine großartige Gesandtschaft nach Kaschgar ausrichtete, konnte auf die Entwickelung der beiderseitigen Handelsbeziehungen nicht ohne Einfluß bleiben. Während die Ein- und Ausfuhr bis 1867 im Jahre durchschnittlich nur 250000 Mark werthete, hob sie sich 1868 auf das Doppelte, erreichte 1870 mit 3 Mill., 1872 mit 3,1 Mill. Mark ihre größte Höhe und scheint hiermit vorerst, solange nicht Turkestan gleich Tibet als Durchzugsland nach China seine Hauptbedeutung erlangt, ziemlich an der obern Grenze seiner Ausdehnung angelangt zu sein. Im Jahre 1871 werthete die Aus- und Einfuhr nur 1,2 Mill. Mark. In diesen Ziffern ist auch der Antheil von Le und Turkestan am Handel mit Tschangthang oder dem chinesischen Tibet enthalten; der Umsatz ist nicht ganz unbedeutend und werthet durchschnittlich 1—200000 Mark im Jahre, weil die tibetischen Behörden dem Maharadscha von Kaschmir jährlich die Ausrüstung einer officiellen Karavane zugestehen und dies ihrerseits erwidern, während der Verkehr nach dem unmittelbaren Indien unterbunden wird.

Der Handel Tibets nach China ist nach den Berichten der französischen Missionare in den Händen der Klöster und Machthaber; der kleine Mann betheiligt sich nur weniger als Unternehmer, steht aber als Mittelsperson und Transporteur im Solde der Großen. Der Hauptverkehr findet nach Szetschuan statt; über die Nordsteppen ziehen nur wenige Karavanen nach dem Kukunor und Kansu. Der Uebertritt aus dem Flußsysteme des Tsangpo in das des Yangtsekiang, das zunächst im Yarlungthale erreicht wird, jahrhundertelang der Hauptsitz, dann die Grenze der Könige von Tibet, von wo sie ihre

Macht nach Lhassa und den Oberlauf des Indus ausdehnten, ist mit großer Beschwerde verbunden und nur im Sommer ohne besondere Verluste auszuführen; verglichen mit den Linien über den Karakorum und westlichen Künlün ist jedoch das Gebirgsland zwischen den Ausläufern des Künlün und des Himalaja von mächtigen, wenn vielfach auch tief eingeschnittenen Flüssen bewässert, und verhältnißmäßig fruchtbar. Die Uebergänge zwischen den einzelnen von Nord nach Süd verlaufenden Flüssen ließen sich bei einiger Sorgfalt so gangbar machen wie der Brenner, oder in den höhern Lagen wie der Gotthard. Die Bewohner dieses rauhen, bedeutend gehobenen Alpenlandes sind auf Einfuhr von außen angewiesen; insbesondere gilt dies vom Thee, welcher der Bevölkerung unentbehrlich wird, weil ihr durch den geringen Anbau von Cerealien und theilweise durch religiöse Satzung der Genuß von Spirituosen versagt ist.

Mindestens 3 Mill. Kilo Thee werden jährlich importirt, dann kommen Porzellan, Faden, Seidenstoffe und etwas Baumwollzeuge; ausgeführt werden englische Rupies, Gold, Eisen, Kupfer, Rhabarber und andere Medicinalpflanzen, Felle, etwas wollene Stoffe und große Quantitäten von Salz, an welchem Tibet außerordentlich reich ist.

Die Zukunft des Handels hängt ganz davon ab, ob Tibet und das westliche China den indisch-englischen Kaufleuten wie bisher verschlossen bleibt oder zugänglich wird. Es waren zwar an die Begründung eines regelmäßigen ungehinderten Handels mit Kaschgar die weitgehendsten Hoffnungen geknüpft worden, und diese Erwartungen hatten schon 1846 gleich nach Beendigung des Sikhkrieges und Eröffnung Kaschmirs die Entsendung Cunningham's und anderer nach Ladak zur Folge gehabt, welche bis zum Karakorumpaß ihre Forschungsreisen ausdehnten. Schon damals (1857) hatte aber Hodgson darauf hingewiesen, daß der Verkehr mit dem Westen niemals große Massen bewegen werde, weil ein consumtionsfähiges Hinterland fehle. Seither ist Dschitischahr, auf dessen Bewohner als Abnehmer, sei es zum eigenen Gebrauche oder zur Weiterbeförderung, am meisten gerechnet wurde, den Russen ebenso geöffnet wie den Engländern und liegt diesen näher, ist von ihrem Besitze aus leichter zugänglich als von Indien. Nach den Mittheilungen der französischen Missionare scheint russisches Tuch nach Lhassa bereits über Le, sohin durch mittelbar englisches Gebiet zu gelangen, und ihre Vermuthung erhält in der für 1874—75 geplanten Unternehmung sibirischer Kaufherren, unter Führung des russischen Stabskapitäns Ssoßnowski den Yangtsekiang aufwärts zu gehen und über Kaschgar zurückzukehren, eine wichtige Unterstützung, da diese Unternehmung ohne Zweifel an vorhandene bisher indirect gepflogene Verbindungen anzuknüpfen sich bestrebt. Dschitischahr, nur längs der Flüsse bevölkert, ist kaum von 500000 Menschen bewohnt und im Westen von unwirthlichen Steppen mit einigen nomadisirenden Mongolenstämmen begrenzt, im Norden durch den Thianschan von der wenig bevölkerten Dsungarei getrennt, wo zur Zeit noch die schlimmsten Elemente der Dunganen die Macht in Händen haben, bis sie an China oder wol eher an Rußland ihren Herrn gefunden haben. Tibet, das stellenweise auf der deutschen Quadratmeile bis zu 2000 dem Landbau und der Viehzucht sich widmende Personen zählen wird, stößt dagegen im Westen an Szetschuan, eins der Hauptproductionsgebiete Chinas, über dessen Volksdichtigkeit sich Behm und Wagner auf Grund von Mittheilungen von Richthofen dahin aussprechen, daß sie in der 113 deutsche Quadratmeilen bedeckenden Ebene von Tsching-tu-fu nach Ausschluß der großen Städte zu 17000 auf eine Quadratmeile sich berechnet.

Hodgson, der neuerdings an Oberst Haughton, dem Oberbeamten in den zu Bengal gehörenden Himalayaländern, einen eifrigen und energischen Vertreter der englischen Interessen in Tibet fand, hat seit 1831 jederzeit die große Bedeutung des Handels mit dem chinesischen Tibet betont. Volle Bestätigung erhielten seine Ansichten von seiten der indischen Regierung zu Kalkutta, welche 1868 die Vorlage der ausführlichen Schilde-

rungen des turkestanischen Handels durch Forsyth und Cayley an den Staatssecretär für Indien mit den Worten begleitete: „Wir bezweifeln, daß sich durch Ladak jemals ein bedeutender Handel zwischen Indien und Turkestan entwickeln werde; die Route ist zu lang und die Schwierigkeiten zu groß." Im Juli 1870 machte die Regierung Schritte, um ihren Unterthanen den Zutritt nach Tibet zu erwirken; Haughton wird zu einem Schreiben an den Maharadscha von Sikkim und an die chinesischen Behörden zu Lhassa ermächtigt, der englische Gesandte zu Peking um seine Vermittelung angegangen. Diese Versuche endeten theilweise in demüthigender Weise; Haughton's Briefe wurden von den tibetischen Behörden uneröffnet zurückgesandt, und der Gesandte zu Peking erwiderte, „es sei keine Aussicht, irgendwelche Unterstützung seitens der Regierung zu Peking zu erlangen, solange sich nicht unerwartete Gelegenheit bietet, auf sie zu drücken". Nur der machtlose Herrscher von Sikkim wurde eingeschüchtert und angehalten, den Vertrag vom 16. April 1861 zur Ausführung zu bringen, der in Unterdrückung des Sklavenhandels gipfelt, welcher nach den Grenzländern zwischen dem chinesischen Tibet und dem unbestritten siamesischen Gebiet ziemlich umfangreich betrieben wird. Die von Hodgson 1857 unmittelbar bei Ausbruch des Krieges mit China gestellte Forderung, im künftigen Friedensvertrage mit Peking einige bestimmte Orte längs der tibetisch-indischen Grenze als Freihandelsorte zu bestimmen, wie dies für Kiachta in Rußland schon seit 1727 zugestanden ist, fand keine Beachtung; der Vertrag von Tientsin (26. Juni 1858) sollte viel weiter gehende Zugeständnisse enthalten. Dieser Vertrag blieb jedoch für Tibet ohne alle Bedeutung; nach dem Missionar Desgodins wird seine Anwendbarkeit auf Tibet von den dortigen Behörden einfach mit der Behauptung verneint, Tibet, als souveränes Land, in welchem chinesische Behörden und Truppen lediglich zum Schutze des Dalai-Lama aufgestellt, sei von diesem Vertrage gar nicht berührt, derselbe habe als mit China abgeschlossen für Tibet keine Geltung.

Es überrascht, daß sich die englische Regierung bei einer solchen Auffassung der Verträge beruhigt, ihren Agenten Haughton anweist, an den gegenwärtigen „befriedigenden" Beziehungen zu den tibetischen Behörden nicht zu rütteln, und daß sie ruhig dem Eintritte der „unberechenbaren Ereignisse" entgegensieht, welche nach dem Berichte ihres Gesandten zu Peking eintreten müssen, sollen andere Weisungen für Lhassa erwirkt werden. Ihre Handlungsweise ist jener der Russen geradezu entgegengesetzt, die von Meridian zu Meridian weiter nach Südosten sich mit Waffengewalt ausbreiten, um ihrem Handel das Gebiet zu erringen, dessen er zu seiner Entfaltung bedarf. Für England ist zwar der Handel mit Tibet keine Existenzfrage; anders aber kann es sich für Indien gestalten. General Fytche, oberster Beamter der Provinz Britisch-Birma, macht auf die Bemühungen der Amerikaner aufmerksam, den Haupthandel mit China in ihre Hand zu bringen, und bemerkt: „Wird Amerika sich auf die Dauer dem Uebergewicht fügen, welches wir im Handel mit China durch unser Opium einnehmen? Diese Frage berührt Indien sehr wesentlich. Die Störung unserer Opiumeinnahme ist gleichbedeutend mit einer sehr ernstlichen Krisis unserer indischen Finanzen, und sollte es den Amerikanern gelingen, unserm Seehandel Hindernisse in den Weg zu legen, so würden die Landrouten nach China von größter Bedeutung werden. Aus diesen und andern Gründen halte ich es für geboten, uns in die Lage zu bringen, die der Einwirkung Amerikas zugänglichen Seewege durch Landwege ersetzen zu können."*)

Bisjetzt vertritt die Regierung nicht nur ihre handeltreibenden Unterthanen nicht gegen die tibetischen Behörden, sondern macht es auch ihren Beamten und Gelehrten zur Pflicht, an der Grenze umzukehren, sobald sie angehalten werden. Wie übermüthig die tibeti-

*) „Records of Government of India", Nr. 81, p. 7 (Kalkutta 1870).

schen Behörden durch die stete Nachgiebigkeit der indischen Regierung wurden, zeigt die Sitzung der Asiatischen Gesellschaft zu Kalkutta vom 2. Aug. 1871, in welcher Bemerkungen des Zoologen Blanford, daß er seine Reise nach Sikkim und Tibet gerade da abbrechen mußte, wo sie begann Neues zu liefern, dem Geologen Dr. Stolizka (einem Oesterreicher) Anlaß gaben, den gegenwärtigen Zustand dahin zusammenzufassen: „Die Europäer scheinen bei den Tibetern in den letzten 20 Jahren in Miscredit gekommen zu sein, wenigstens wurden vor 30—40 Jahren weniger Schwierigkeiten gemacht, über Bhutan, Kamaon und das Satledschthal vorzudringen. Es ist keineswegs anzunehmen, daß Europäer jetzt ebenso gut behandelt würden wie seinerzeit Huc und Gabet. Man tödtet die Europäer nicht, sondern beschränkt sich darauf, ihnen den Eintritt zu verweigern; dringen sie dennoch vor, so droht man den Unterthanen mit Niederbrennen ihrer Häuser und Todesstrafe, wenn sie den Fremden Beistand leisten. Mittels Hunger treibt man die Eindringlinge hinaus; wissenschaftliche Expeditionen in diese Gegenden können deshalb nur dann Erfolg haben, wenn sie sich auf einige Monate mit Proviant versehen, was nicht so schwierig ist, als es scheint."*) Zur Zeit noch ist jeder Paßübergang von einer tibetisch-chinesischen Grenzwache besetzt; jährlich setzt die Regierung zu Lhassa fest, wann die Himalayapässe überschritten werden dürfen, und fast regelmäßig sind die Karavanen zu wochenlangem Warten genöthigt, ehe sie passiren können. Im Zollorte werden Personen wie Waaren der eingehendsten Controle unterworfen; diese wiederholt sich später, was jedesmal mit bedeutenden Kosten und Ausgaben für Geschenke verbunden ist. Nepal nützt seine Selbständigkeit nicht weniger eigennützig aus; neben dem Maharadscha suchen auch die Beamten in Wegezöllen ihre Bereicherung. In Kaschmir ist zwar diesem Unfuge gesteuert und der Durchgangszoll abgeschafft, dagegen hat der Maharadscha begonnen, den Ausfall durch hohe Abgaben auf die Gewinnung der Hauptausfuhrartikel zu decken, und hat zunächst das Sammeln von Borax, der nirgends so leicht gewonnen wird als an den Ufern der Salzseen, als Regal erklärt und 1870 die Erhebung der Abgabe verpachtet. Im Handel mit China verursachen den Karavanen Beraubungen durch bewaffnete Banden große Verluste; die Regierung ist nicht im Stande, dieser Landplage zu steuern, ihre Soldatenführer ziehen daraus Nutzen, indem sie sich für Sicherheitsescorte tüchtig bezahlen lassen.

2) Die strategische Bedeutung des Himalaya-Künlüngebirges.

Die Schilderung der Hebungsverhältnisse, der Producte, der Bevölkerung und der Verkehrswege im Gebirgsstocke im Norden Indiens werden die Bezeichnung „Grenzwall" rechtfertigen, die wir ihm in der Ueberschrift dieser Abhandlung gaben; er enthält in sich die Grenze zwischen dem feuchten tropischen Indien und dem trockenen, in seinen Steppen unwirthlichen Centralasien, nimmt aber am Süd- wie Nordende am Charakter beider Länder Antheil und bildet in der Mitte zwischen beiden eine eigene Alpenwelt, überaus großartig in Aufbau und Scenerie. An 2000 Kilometer beträgt seine Länge; nach Monaten, nicht nach Tagen berechnet sich die Dauer einer Reise quer über das Gebirge.

Der bequemste Eintritt nach Indien bietet sich im Westen. Die Gebirgskämme treten hier nahe aneinander; was die Thäler hierdurch an Höhe gewinnen, verlieren sie an

*) „Proceedings of the As. Soc. of Bengal", 1871, p. 170. Zu vergleichen ist Desgodins, „La Mission du Thibet", p. 80, wonach man 1862 die französischen Missionare bald nach dem Uebertritte über die chinesische Grenze sehr schroff behandelte und später sogar ihre Niederlassungen zerstörte, sowie Prshewalski's Berichte über seine „Reisen im westlichen China und in den Steppen im östlichen Tibet, der seinen Lebensbedarf selbst mitführte und durch die Jagd sich verschaffte. Petermann, „Mittheilungen", 1874, S. 41.

Breite. Am Nordabhange des Hindukusch zieht die Straße vom Oxus herauf; bis in das Thal der Koktscha, dem Hauptflusse Badakschans, ist der Zugang bequem, der Uebergang vom Koktscha- nach dem Oxusthal ist schon nicht mehr reitbar gemacht; wenige Tagereisen später, bei $73\frac{1}{2}°$ östl. L. von Greenwich, beginnen die Steppen des Pamir, des Bam i Dunia. Ueber diese Wüstenplateaux führt der einzige directe Weg aus dem westlichen Centralasien nach Kaschmir; keine Ansiedelung erleichtert das Fortkommen; vom Norden her machen Kirgisen, vom Osten her Kandschut, die Bewohner des obern Gilgit, räuberische Einfälle. Durch das Gebiet dieser Kandschut, den Darden (Darada) der indischen Literatur, einem arischen Stamme auf einer sehr niedrigen Stufe der Gesittung, führt der Weg nach dem eigentlichen Tibet. Der Uebergang über die Wasserscheide zwischen Oxus und Indus ist auch im tiefsten Winter durch Schnee nicht gesperrt; die atmosphärischen Niederschläge sind bei der außergewöhnlichen Trockenheit in diesen Hochregionen gering. Der Weg dem Gilgitflusse entlang ist ohne Beschwerde, an Nahrungsmitteln ist kein Mangel; aber noch fehlt es an jeglicher staatlicher Ordnung. Der Maharadscha von Kaschmir betrachtete sich als Herr dieses Hochalpenlandes, 1860 hatten seine Krieger auch Erfolg; aber nach Walker ist jetzt (1873) dieses Gebiet ohne Herren; Tschitral, der größte und mächtigste Staat am Südabhange des Hindukusch, hat noch am meisten Einfluß und hat 1870 zu Yassin die Ermordung des englischen Offiziers Hayward veranlaßt, als dieser von Tibet aus nach dem Oxus trachtete. Es beansprucht die Reise von Faizabad an der Koktscha bis zur Einmündung des Paßüberganges nach den Kandschutthälern 18 beschwerliche Tagemärsche; der Weg von hier bis Gilget ist noch niemals begangen, wird aber 8—12 Tagereisen erfordern, wovon die ersten über gefährliche Päſſe und durch unwirthliche Hochthäler führen. Von Gilgit gibt es zwei Wege: der eine geht direct nach Srinager über zwei hohe Gebirgspässe und beansprucht 22 Tage, der andere folgt dem Indus, läßt aber der tiefen Erosion wegen beladene Pferde nicht durchgehends gebrauchen; auf dem directen Wege stiegen 1860 die 4000 Mann auf, welche der Maharadscha zur Unterwerfung des Gilgithales abgesandt hatte.

Ueber die Entfernungen direct von Norden nach Süden gibt Forsyth genaue Aufschlüsse; sind auch die Pässe beschwerlich, so sind doch die Steppen für die Großartigkeit aller Verhältnisse schmal. Es beträgt die Entfernung von Yarkand bis Le 563, von hier bis Amritsar in der Pandschabebene 845 Kilometer. Karavanen brauchen 30 beziehungsweise 43, im ganzen 72 Tage, und 7 Tage mehr, wenn sie von Kaschgar abgehen. Länger dauert die Reise im Osten. Nach Hodgson werden von Patna bis Kathmandu in Nepal 18 Tagereisen gerechnet, von hier bis Lhassa 40, und von da weiter bis nach Ta-tsian-lu in Szetschuan 57 Tagemärsche, sohin im ganzen 115 Tagereisen ohne die Ruhetage, deren man allein von Lhassa an 24 zu machen pflegt. Günstiger liegen die Verhältnisse für Oberassam, das auf dem Brahmaputra eine bequeme, von Dampfern regelmäßig befahrene Wasserstraße besitzt; die Reise vom Ufer des Flusses bis Lhassa nimmt kaum 30 Tage in Anspruch. Zu den schwierigsten Passagen gehört der Weg vom Kuknuor nach Lhassa; er zieht 19 Tage durch gänzlich unbewohnte Steppen, ehe sich der Weg nach dem Thale des Tsangpo senkt.

Bisjetzt ist ein Eroberungsheer noch niemals vom Norden her in Indien eingedrungen. Wol sind türkische Horden wiederholt über den Karakorum vorgerückt und haben die Herrschaft der tibetischen Könige in Lhassa und Le bedroht; Mongolen stützten die Herrschaft der Lamas und sicherten im 17. Jahrhundert dem Dalai Lama das Land. Ebenso ist Kaschmir im 14. Jahrhundert das Ziel eines bedeutenden tibetischen Heeres gewesen, mit 60000 Mann soll Rintschana Bhoti von Ladak her eingedrungen sein; von Kaschmir aus wurde 1834 Ladak erobert. Major Montgomerie, ein genauer Kenner dieser Gebirgsmassen, deren Thalsohlen im Centrum höher liegen als in den Alpen die Spitzen

der höchsten Berggipfel, spricht sich über die strategische Bedeutung dieses Gebirgsgürtels dahin aus: „Man kann sich keine bessere und befriedigendere Grenze zwischen zwei großen Reichen wünschen als die Mustag- oder Karakorumkette, denn sie bildet eine Schranke, welche nichts, was irgend den Namen einer Armee verdient, überschreiten könnte.“ Und dennoch findet bei einem andern Offizier, Hayward, die Frage, welche Pässe über den Karakorum für Artillerie passirbar seien, eine sehr eingehende Behandlung; er weist uns nach, daß von Kaschgar sowol in der Richtung über den Karakorum wie über den Tschangtschenmo Artillerie gebracht werden kann. Endlich hat sich auch Hodgson über diese Frage geäußert; ihm genügt die natürliche Barrière nicht, er verlangt Verstärkung der Linie durch „Besiedelung des Himalaya mit Europäern; würde ein Zehntheil, nein, nur ein Funfzigtheil des Geldes, das eben jetzt (1856) gegen Persien aufgewendet wird, um es an der Annexion Herats zu hindern, für Ermunterung der Auswanderung von Europäern in die ihnen in so hohem Grade zusagenden Gebirgslandschaften des mittlern und obern Himalaya bestimmt, so würden wir einen viel dauerhaftern, sicherern und billigern Grenzwall gegen russische Angriffe uns schaffen und würden in kürzester Zeit ihren Landhandel mit Centralasien auf nichts reduciren“.

Hodgson dürfte das Richtige getroffen haben. Ist auch nicht daran zu denken, daß Rußland irgendwelche Angriffsplane gegen Indien durchzuführen im Stande ist, solange es seine Grenzen nicht bis zu den Quellen des Oxus und den Besitzungen des Radscha von Kaschmir vorgeschoben hat, so kann man doch angesichts der geschichtlichen Erfolge kühner Heerzüge über die ganze Breite der Alpen oder durch Wüsten die Möglichkeit und das Gelingen dann nicht wegwerfend abweisen, wenn die militärischerseits geforderte Basis für ein solches Unternehmen geschaffen ist; daß es nur eine Frage der Zeit ist, wenn die Länder diesseit und jenseit der Pamirplateaux sammt diesen an Rußland fallen, wird auch englischerseits zugegeben und ist von Montgomerie in seiner citirten Schrift ausdrücklich vorausgesetzt. Den Beweis, daß größere Massen über das Gebirge bewegt werden können, lieferte 1873 die englische Gesandtschaft nach Kaschgar. In später Jahreszeit, Mitte October, überschritt Forsyth mit 350 Mann und 550 Lastthieren das Gebirge ohne Unfall; der größere Theil seiner Begleitung bestand aus Infanterie und Cavalerie (ohne Artillerie), die in diesem Frühjahre in Kaschgar vor Jakub-Beg im Feuer exercirten und sohin die erste von Indien nach Turkestan gelangte Truppe sind.

Die festesten natürlichen Bollwerke erhalten ihre volle Bedeutung erst bei entsprechender Vertheidigung durch Menschen. Das englisch-indische Heer ist bei einer Reichsbevölkerung von 191 Mill. unmittelbaren und 48 Mill. mittelbaren Unterthanen sehr unbedeutend und beziffert sich nur auf rund 63000 Europäer und 118000 Mann Eingeborene; die Mannschaft wird für beide Gruppen mittels Handgeld angeworben. Die Vasallenstaaten sind zur Haltung von Truppen berechtigt und vertragsmäßig verpflichtet, Hülfstruppen im Falle des Krieges zu stellen. Diese Fürsten prunken auch mit hohen Ziffern, die Vasallenstaaten im Himalaya geben mit Einschluß von Kaschmir, das seine Truppen zu 31385 Mann zählt, eine Summe von 34000 Mann an. Gegenüber einer geschulten, gutgeleiteten europäischen Truppe erscheinen diese Milizsoldaten als sehr ungefährliche Gegner; ihre Waffen sind schlechte Feuerstein- oder Percussionsgewehre, Feldartillerie fehlt gänzlich, die Offiziere verstehen nichts als sich in die Brust zu werfen; von einem Drill ist nur bei Elitetruppen von sehr geringer Stärke die Rede.

Die Frage der Organisation der englischen Armee ist seit der am 15. Juli 1858 eingesetzten Commission oft Gegenstand der Erwägung gewesen. Die Belegung des Himalaya mit Truppen war dabei anfangs mehr im Interesse der Gesundheit der europäischen Truppen vorgeschlagen als in Anerkennung der Nothwendigkeit seiner Vertheidigung; doch verlangte damals schon der verdiente und mit den Verhältnissen des Nord-

westens genau bekannte General Jacob eine Vereinigung von 10000 Mann bei Simla, von wo sie im Falle des Bedarfes gegen Kaschmir und Nepal wie nach der Ebene dirigirt werden.

Genauer spricht sich Sir William Mansfield, Generaladjutant der indischen Armee, in einem epochemachenden Schreiben vom 18. März 1867 an die Regierung aus. Zuerst betont er die Nothwendigkeit, gegen Nordwesten eine bedeutende Garnison, nahe an 7000 Mann in Peschauer und 12000 Mann im Pandschab, gegen das räuberische Gesindel westlich zwischen Kaschmir und Afghanistan aufzustellen, welche auch diese beiden Staaten in Schach halten; sodann fährt er fort: „Die Nordgrenze gegen Nepal nöthigt nicht zu so großer Machtentfaltung; es darf aber doch nicht übersehen werden, daß ein Unfall, der einem einzigen Minister von Nepal zustoßen würde, unsere politischen Beziehungen vollständig ändern kann und Aufstellung einer bewaffneten Macht nöthig macht. Bis dahin kann Nepal durch die Garnisonen an der Eisenbahn längs des Ganges überwacht werden. Weiter gegen Osten machte sich in den letzten Jahren Entfaltung einer größern militärischen Macht nothwendig, weniger gegen Bhutan als gegen die Stämme östlich davon, sowie zur Abwehr der auf der südlichen Seite des Brahmaputra gegen Birma zu wohnenden Aboriginerstämme; fünf Regimenter eingeborener Infanterie und einige Batterien von Eingeborenen und Eurasiern, Mischlingen aus Ehen von Europäern mit Indierinnen, sind hier im Dienste.“ Zur Verringerung dieser Truppen wurde die Polizeimannschaft in den Grenzdistricten militärisch bewaffnet; neuerdings ist jedoch von Sir G. Campbell, bis 1874 umsichtiger Gouverneur von Bengalen, vorgeschlagen, zur Ergänzung der Polizeimannschaft einige besondere Grenzbataillone anzuwerben und diese der Civilverwaltung zu unterstellen, um nicht wegen eines jeden geringfügigen Raubeinfalles bewaffnete Macht aufbieten zu müssen, was zeitraubend ist und der Sache ein ganz anderes Gepräge gibt. Das Material zu solcher Truppe findet die Regierung leicht im Gebirge selbst, dessen Bewohner schon jetzt ein bedeutendes Contingent zur indischen Eingeborenenarmee stellen; am 1. Febr. 1858 waren 10000 unter 80000 Soldaten aus Stämmen des Himalaya, darunter 1000 Mann aus Nepal; im Polizeidienste finden sie im gleichen Verhältniß Verwendung. In einem Zusammenstoße mit Tibet würde eine solche Specialtruppe von größter Bedeutung werden.

Gegenwärtig stehen im Gebirge an 1000 Mann Europäer; die Hauptgarnisonen sind Dardschiling in Sikkim mit 550 Mann, darunter 66 Artilleristen von der Berggeschützbatterie, Almora in Kamaon mit circa 500 Mann und Marri westlich von Kaschmir, nordöstlich von Rawal Pindi mit 400 Mann Infanterie und einer Berggeschützbatterie. Kleinere Trupps unter 100 Mann sind in Kangra, Rurki, Simla dislocirt; die Krankendepots an diesen und andern Orten sind zusammen durchschnittlich von 1400 Mann belegt.

Verschwindend klein ist die Civilbevölkerung im Himalaya; sie ist auf wenige Punkte in Sikkim, Simla und Kangra zusammengedrängt und entziffert nach der Volkszählung von 1872 kaum 1000 Personen.

Die Regierung in Indien hat es wol versucht, Eingeborene aus übervölkerten Districten nach zu wenig bevölkerten, aber sehr lohnenden Gegenden, wie die Theedistricte Assams, die Reisfelder Britisch-Birmas, überzuführen; der Indier durchwandert zwar das ganze weite Reich, um Arbeit zu erhalten, aber seine Heimat gibt er nicht auf, und die Colonisirungsversuche sind bisjetzt gescheitert. Der Himalaya ist als zu dünn bevölkert nachgewiesen, denn die Ausbeutung des Bodens durch Acclimatisirung der ihm zuträglichen Nutz- und Handelspflanzen scheitert am Mangel an Arbeitskräften; das russische Princip der Ansiedelung mit Kosacken oder Turkmenenstämmen, wie sie 1874 aus Astrachan nach Mangischlak in Bewegung gesetzt wurden, scheitert am Widerstreben der Bevölkerung. Die Zukunft der Himalayalandschaften, und vielleicht selbst Indiens hängt

von einer Lösung der Ansiedelungsfrage ab; größere Mengen thatkräftiger Gebirgsbewohner sichern nicht blos die Nordgrenze, sondern werden seinerzeit zur europäischen Truppe ebenso gut Material bieten, wie gegenwärtig Männer aus dem Gebirge die Reihen der eingeborenen Armee füllen. Die Beschaffung des Ersatzes für die europäischen Regimenter, deren das englische Reich in Indien gänzlich niemals wird entbehren können, macht schon im Frieden von Jahr zu Jahr mehr Schwierigkeiten; nach dem Urtheile aller kann der Abgang auf die Dauer aus England nicht mehr gedeckt werden.

Reichthum an Producten war stets das Hauptlockmittel im Völker- und Handelsverkehr; Begründung staatlicher Ordnung und Vervielfältigung der Verbindungen haben jederzeit ihre Anziehungskraft für Einwanderer bewährt. Indiens sagenhafter Reichthum ist weltbekannt, vom Himalaya wird kaum mehr als der Name genannt; gänzlich unbeachtet blieb sein gesundes Klima, das üppige Wachsthum aller Gewächse. Seit wenigen Jahren erst durchziehen Eisenbahnen von den Seehäfen die dem Gebirge vorgelagerten Ebenen; noch ist die erste Gebirgsbahn zu bauen, Chausseen reichen nur zu wenigen Hauptorten hinan, keine einzige Kunststraße führt über das Gebirge. Mit Ländern von so zweifelhaftem Bestande und in einem so ungeordneten Zustande, wie Tibet und das im Westen sich anschließende Reich Jakub-Beg's in Dschitischahr sind, haben internationale Verträge niemals lange Dauer und wirken weit weniger als Bindemittel zwischen den beiderseitigen Nationen als der Anstoß, welcher der Production und dem Verkehr gegeben wird. Der Handel, die Zukunft der fruchtbaren Himalayaländer, wie die Sicherheit Indiens machen gleichmäßig die vollkommene Erschließung des Gebirges nothwendig, soll der Fleiß arischer Einwanderer diesen Theil Indiens ebenso der Cultur gewinnen wie vor Jahrtausenden die Tiefebenen Hindostans, und soll sich Hochasien oder die Gebirgsregion des Himalaya mit dem Karakorum (Thangla) und Künlün jederzeit im vollsten Sinne des Wortes als Grenzwall des englischen Reiches in Indien bewähren.

Berichtigungen.

In Abschnitt I dieses Aufsatzes (S. 166—189) ist zu lesen: S. 166, Z. 12 v. u.: 45 deutsche Quadratmeilen, statt: 450 Quadratmeilen. S. 169, Z. 15 v. o.: Rinnen, statt: Ruinen; Z. 9 v. u.: nördlichste Himalayakette, statt: nördliche Grenzkette. S. 170, Z. 10 v. u.: Gaurisankhar, statt: Gaurisenkhar. S. 171, Z. 17 v. u.: Schayok, statt: Schayck; Z. 2 v. u.: Wüstensteppen, statt: Küstensteppen. S. 172, Z. 2 v. u.: Alter, statt: Alles. S. 173, Z. 6 v. u.: Bewölkung, statt: Bevölkerung. S. 174, Z. 1 v. u.: Schnee fällt. S. 175, Z. 24 v. u.: Sikkim, statt: Sikkun; Z. 18 v. u.: Veränderung, statt: Verminderung; Z. 10 v. u.: einstiger, statt: wichtiger. S. 176, Z. 24 v. u. Pangkong, statt: Jangkong; Z. 15 v. u.: Ngalari, statt: Dgalari; Z. 10 v. u.: Nam tso oder Tengri Nor, statt: Nam tho oder Tengri Nos; Z. 3 v. u.: Südabhang, statt: Sudaschang. S. 177, S. 6 v. u.: Hooker, statt: Hookes. S. 181, Z. 14 v. u.: im untern (Bhabar)Theile; Z. 9 v. u.: Poëphagus gruniens, statt: grunicus; Z. 1 v. u.: Nahoor, statt: Nahoos. S. 183, Z. 16 v. u.: Ashley Eden im Jahre 1863, statt: Ashley (Edinburgh 1863). S. 184, Z. 16 v. u.: Hunza, statt: Himza. S. 186, Z. 18 v. o.: einst, statt: nicht; Z. 9 v. u.: Khas oder, statt: Khas. Der. S. 187, Z. 4 v. o.: Kusumbha, statt: Kurumbha; Z. 7 v. o.: Sunwar, statt: Lunwar; Z. 12 v. o: Doghra, statt: Daghra. S. 188, Z. 4 v. o.: 151 Centimeter, statt: 1,51 Centimeter.

Chronik der Gegenwart.

Nekrologe.

In Berlin starb am 3. Febr. 1874 der berühmte Nationalökonom **John Prince-Smith.** Geboren in London im Jahre 1809, verließ er frühzeitig England und verlebte seine Kindheit und erste Jugend in Britisch-Guayana, wo sein Vater die hohe Stellung eines Civilgouverneurs innehatte. Später nach England zurückgekehrt, verschlug ihn das Schicksal nach mancherlei Wechselfällen nach Deutschland, wo er zuerst in Elbing als Lehrer der englischen Sprache wirkte. Das lebhafteste Interesse flößten ihm seit den vierziger Jahren die nationalökonomischen Fragen ein, und seitdem nahm er an deren praktischer Lösung unausgesetzten Antheil. Zur Realisirung seiner wissenschaftlichen Ideen siedelte er nach Berlin über und betheiligte sich dort, der erste vor andern, an dem Freihandelsverein, der spätern Volkswissenschaftlichen Gesellschaft. Bis zum Jahre 1873 fungirte Prince-Smith als Vorsitzender dieser Gesellschaft und hat als solcher sich die mannichfachsten Verdienste um denselben erworben, was denn auch rühmlich anerkannt und bei der letzten Constituirung der Gesellschaft ihm dadurch gelohnt wurde, daß er einstimmig zum Ehrenpräsidenten des Vereins ernannt wurde. In der ständigen Deputation des Congresses deutscher Volkswirthe hatte er nach Lette's Tode ebenfalls den Vorsitz geführt und durch seine seltenen Kenntnisse und die Fülle des Geistes, die sich in ihm mit glänzendem rednerischen Talent vereinte, in denselben eine hervorragende Rolle gespielt. Auf dem Congreß zu Lübeck im Jahre 1871 sprach er zuletzt und zwar in der Münzfrage; dem Congreß zu Danzig im nächstfolgenden Jahre konnte er nicht beiwohnen, da sein Leiden ihn zwang, noch vor Eröffnung der Verhandlungen Danzig zu verlassen. Nachdem er an den Quellen Aachens leider vergeblich Heilung gesucht, schied der hochverdiente Mann aus diesem Leben. Seine zahlreichen Freunde und Verehrer hatten ihm eine Ovation bereitet, aber der Tod kam schneller, als man vermuthet — und so wurde dem rastlosen Forscher diese letzte Auszeichnung nicht mehr zutheil. In der Faucher'schen „Vierteljahrsschrift für Volkswirthschaft" hat Prince-Smith eine große Reihe von Aufsätzen veröffentlicht. Dieselben wie seine zahlreichen volkswirthschaftlichen Schriften sind von unvergänglichem Werthe; namentlich ist es eine seltene klare Darstellung, welche diese Arbeiten des Verstorbenen auszeichnet. Eine seiner letzten Veröffentlichungen ist der erst vor einigen Monaten erschienene Essay „Der Volkshaushalt", welcher eine Reihe glänzender nationalökonomischer Ideen enthält. Prince-Smith war im Laufe der Jahre mit dem deutschen Wesen und den Interessen dieses seines zweiten Vaterlandes so eng verwachsen, daß er auch an dem politischen Leben desselben regen Antheil nehmen konnte. Während der Jahre 1861—66 saß er als Vertreter der Stadt Stettin im Abgeordnetenhause. Am Deutschen Reichstage nahm er in den Jahren 1871—73 als Repräsentant des ersten anhaltischen Wahlkreises theil; er schloß sich hier der nationalliberalen Partei an. Daß er auch in seinem englischen Vaterlande eine dauernde Anerkennung genoß, beweist beispielsweise der Umstand, daß der Cobden-Club dort ihn unter die Zahl seiner Ehrenmitglieder aufgenommen hatte. Nicht nur Deutschland und Eng-

land, die gesammte Wissenschaft verliert an den Nationalökonomen Prince-Smith einen ihrer hervorragendsten Vertreter, dessen Verdienste, je weiter die Wissenschaft fortschreitet und je mehr das allgemeine Interesse sich ihr zuwendet, in ein immer helleres Licht treten werden.

In Darmstadt schied am 11. Nov. 1873 eine der bedeutendsten literarischen Persönlichkeiten Hessens aus dem Leben: Dr. Heinrich Künzel. Geboren zu Darmstadt am 28. Dec. 1810, besuchte er das dortige Gymnasium und studirte während der Jahre 1829—32 in Gießen und Heidelberg Philosophie und Theologie. Gervinus, Schlosser und Paulus waren seine Lieblingslehrer. Er lebte darauf mehrere Jahre als Privatmann. In Paris und London nahm er während der Jahre 1837—42 längern Aufenthalt und trat an beiden Orten den dort lebenden literarischen Capacitäten näher, wie er auch Verbindungen anknüpfte mit der „Revue des deux Mondes", dem „Constitutionnel" u. s. w. Um jene Zeit trat er auch in mehrere gelehrte Gesellschaften ein, so in die Camden-Society in London. Im Jahre 1842 kehrte er in seine deutsche Heimat zurück. Er erhielt in Worms eine Stelle als Lehrer der Geschichte und Literatur am dortigen Gymnasium. Allein bereits ein Jahr später gab er diese Stellung auf und fand in der gleichen Function an der darmstädter Real- und Höhern Gewerbeschule Beschäftigung. Als im Jahre 1869 die Höhere Gewerbeschule in ein Polytechnikum umgewandelt wurde, trat Künzel, der bereits früher den Titel eines Professors erhalten hatte, in den Ruhestand. Künzel's literarische Arbeiten sind sehr zahlreich. Wir nennen unter seinen Schriften hier die nachstehend verzeichneten: zwei Abhandlungen über den Landgrafen Georg von Hessen-Darmstadt, den Eroberer und Vertheidiger von Gibraltar, von denen die eine sich besonders mit des Landgrafen Briefwechsel beschäftigt und einen Beitrag zur Geschichte des Spanischen Erbfolgekrieges bildet, während die andere einen wesentlich biographischen Charakter hat, ferner Uebersetzungen von Benjamin Constant's „Adolf", Cooper's „Geschichte der amerikanischen Marine", Sheridan's Lustspiel „Die Liebesjagd", Wellstedt's „Reisen nach der Stadt der Khalifen" und seine in den hervorragendsten Zeitschriften veröffentlichten Aufsätze verschiedenen Inhalts. Auch als freimaurerischer Schriftsteller hat sich Künzel mannichfach bethätigt und in allen seinen Leistungen einen selten scharfen Verstand, viel Herzenswärme und eine weitgreifende Gelehrsamkeit an den Tag gelegt. Man betrauert in Darmstadt den Dahingegangenen, den der Tod plötzlich in einer heitern Gesellschaft ereilte, allgemein auf das innigste.

G. Wolff, ein durch seine Bearbeitungen einzelner Dramen des Sophokles weithin bekannter Schulmann, starb nach kurzer Krankheit in Berlin am 7. Aug. 1873. Die Schule und die Wissenschaft hat durch den Tod dieses außerordentlich thätigen Mannes einen großen Verlust erlitten. Die Tragödien des Sophokles: „Ajas", „Electra", „Antigone", „König Oedipus", die G. Wolff herausgegeben, sind bereits in zweiter Auflage erschienen und haben, weil sie in sehr zweckmäßiger Weise die Bedürfnisse der Schulen berücksichtigen, Anerkennung gefunden. Bereits 1842 hatte er in einer Dissertation „De Sophoclis scholl. Laurentt. varr. lect." sein Interesse für den großen griechischen Tragiker an den Tag gelegt; im Jahre 1843 veröffentlichte er eine größere Arbeit über die Scholien zu Sophokles. In der letzten Zeit seines Lebens hatte er sich auch mit archäologischen Studien beschäftigt. Wolff wurde am 1. Aug. 1819 zu Berlin geboren, seine Bildung empfing er auf dem Grauen Kloster und studirte seit 1836 in Berlin und Leipzig unter Aug. Böckh und Gottfried Hermann Philologie. Im Jahre 1844 übernahm er eine Lehrerstelle am Werderschen Gymnasium. Nachdem er eine größere wissenschaftliche Reise nach Italien beendigt hatte, wurde er 1848 am Cöllnischen Gymnasium angestellt; 1851 folgte er einem Rufe an das Werdersche Gymnasium, an dem er bis zu seinem Tode segensreich wirkte. Uebrigens bekleidete er auch die Stelle eines Archivars der Archäologischen Gesellschaft in Berlin.

Von den noch lebenden Schülern Canova's ist der älteste dem Meister nachgefolgt: Am 28. Juli 1873 starb zu Rom der Professor Rinaldo Rinaldi. Er ist am 13. April 1793 zu Padua geboren. Napoleon I. erkannte schon in dem Knaben das

nicht gewöhnliche Talent desselben zur Bildhauerei und nahm sich seiner auf das freundlichste an, indem er ihn unterstützte und, wo er konnte, protegirte. Nachdem Rinaldi in Padua und Venedig die nöthige Vorbildung empfangen hatte, ging er im Jahre 1812 nach Rom. Hier lebte er bis an sein Ende, nur mit der Kunst beschäftigt und im Kreise gleichstrebender Geister die Ideale seines Innern verwirklichend. Mit Canova, dessen eifriger Schüler und Verehrer er wurde, verband ihn bis zu dessen Tode ein inniges Freundschaftsband. An der bekannten Polemik über die Grenzen des malerischen Princips betheiligte sich Rinaldi eifrig und kam hierbei zu der Erkenntniß derselben Wahrheiten wie Canova. Er huldigte in religiösen Dingen einer freien Anschauung, was ihm von seiten der päpstlichen Regierung manche Warnungen, ja Verfolgung zuzog. Einer seiner Söhne wurde sogar aus der Stadt gewiesen, weil er die Ansichten seines Vaters theilte. Rinaldi gehört zu den productivsten Künstlern Roms, sodaß er bald einen Ruf bekam, der sich fast über die ganze Erde verbreitete. Bis zu seinem Tode wohnte er in Canova's Hause und arbeitete in dessen Ateliers. Getreu seinen religiösen Anschauungen, verschmähte er auch auf dem Todtenbette den priesterlichen Beistand, der ihm aufgedrängt werden sollte; er wies ihn zurück als eine leere Formalität, deren er nicht bedürfe. Sein Begräbniß war ein sehr feierliches. Die Geistlichkeit war natürlich nicht dabei vertreten. Unter den Werken Rinaldi's, die, wie gesagt, sehr zahlreich sind, mögen hier die nachstehend verzeichneten genannt werden: Cephalus und Prokris, Androclus mit dem Löwen, Melpomene, Die Sibylle von Cumä, Penelope und Sappho. Alle Werke Rinaldi's haben eine echt classische Signatur und athmen den Geist wahrhaften Künstlerthums.

Der Componist der „Wacht am Rhein", Karl Wilhelm, ist am 26. Aug. 1873 zu Schmalkalden aus dem Leben geschieden. „Das deutsche Vaterland", schreibt die „Kölnische Zeitung", „wird ihm ein treues Andenken bewahren, denn sein waren die Klänge, unter denen unsere Krieger zum Rhein und darüber hinaus in die blutige Feldschlacht zogen; sein war der Ruhm, Tausende, Hunderttausende mit ermuthigt, angefeuert, begeistert und noch im Tode getröstet zu haben. Unauslöslich verflochten mit der Geschichte des Jahres bleibe sein Name." Karl Wilhelm erblickte am 5. Sept. 1815 in dem thüringischen Städtchen Schmalkalden das Licht der Welt. Sein Vater war daselbst Organist und ertheilte dem schon frühzeitig ein ungewöhnliches Talent für die Musik zeigenden Knaben den ersten Unterricht in dieser Kunst. In Kassel und Frankfurt a. M. bildete sich Wilhelm in der Musik weiter fort, nahm im Jahre 1840 seinen Wohnsitz in Krefeld als Dirigent der dortigen Liedertafel und ließ hier am 11. Juli 1854 in einem großen Concert zur Feier der Silbernen Hochzeit des jetzigen Kaisers Wilhelm und der nunmehrigen Kaiserin Auguste die von ihm componirte „Wacht am Rhein" von 100 Sängern zum ersten male aufführen. Im Jahre 1865 war Wilhelm, der inzwischen zum königlichen Musikdirector ernannt worden war, genöthigt, infolge mehrjährigen Leidens seine Stellung in Krefeld aufzugeben. Er zog sich in seine Vaterstadt Schmalkalden zurück. In Abgeschiedenheit hat er dort seine letzten Lebensjahre zugebracht. Bekanntlich verlieh ihm nach dem glorreichen Kriege gegen Frankreich der Kaiser ein Ordenszeichen, wie auch das neue Deutsche Reich ihm durch den Reichskanzler eine Jahrespension aussetzte. Die Kaiserin ehrte ihn durch eine eigens für ihn geprägte goldene Denkmünze. Die deutschen Gesangvereine aber gründeten eine Stiftung, welcher sie seinen Namen gaben. Als ein neuer Beleg für die Wahrheit des „Tempora mutantur" möge hier noch folgende Anekdote, welche die „Kölnische Zeitung" mittheilt, erwähnt sein: „Bei der ersten Aufführung der «Wacht am Rhein» in Krefeld legte ein Mitglied der dortigen Liedertafel, das den Zorn des damals im Krimkriege siegreichen Napoleon fürchtete, förmliche Verwahrung gegen dieselbe ein, weil eine solche Kundgebung eine höchst gefährliche Verwegenheit sei. Aber noch in demselben Jahre ließ sich der Prinz von Preußen (jetzige Kaiser Wilhelm) in Elberfeld vom Männerquartett der Gebrüder Steinhaus das Lied vortragen, das 16 Jahre später seine gegen Frankreich marschirenden Heere zum Siege geleiten sollte."

Zu Schwerin in Mecklenburg starb in der Nacht vom 23. zum 24. Aug. 1873 nach längern Leiden der Geh. Kanzleirath Friedrich Paschen. Die Rechtschaffenheit

und Tüchtigkeit des Verstorbenen als Mensch wie als Beamter und Gelehrter haben stets auch in weitern Kreisen die größte Anerkennung gefunden. Als Mathematiker und als Astronom genoß er einen weitverbreiteten Ruf. Durch die Ausführung der Landesvermessung Mecklenburgs, welcher er seit zehn Jahren seine Kräfte widmete, und durch die Leitung der statistischen Arbeiten über Mecklenburg hat er sich große Verdienste erworben. Friedrich Paschen wurde als ältester Sohn des Regierungssecretärs Hofrath Karl Friedrich Paschen in Schwerin im Jahre 1804 geboren, empfing seine erste Bildung auf dem dortigen Gymnasium und nahm nach vollendeten Rechtsstudien in seiner Vaterstadt als Advocat seinen Wohnsitz. Am 20. Juli 1831 wurde er als Regierungsregistraturgehülfe angestellt. Im Jahre 1836 wurde er zum wirklichen Regierungsregistrator befördert, und im Jahre 1846 zum Regierungssecretär ernannt. Bei der Trennung der Landesregierung in Departementsministerien kam er am 21. Jan. 1850 als Ministerialsecretär zum Ministerium des Innern und erhielt infolge seiner besondern Qualification zu diesem Amte am 1. Nov. 1859 den Titel eines Hofraths. Bereits seit der Begründung des Statistischen Bureau (9. Juli 1851) hatte er an den Arbeiten desselben theilgenommen. Im Jahre 1853 war er zugleich mit dem General von Witzleben und dem Hauptmann Köhler in die zur trigonometrischen Vermessung Mecklenburgs ernannte Commission eingetreten. In diesen beiden Stellungen zeichnete er sich durch seltenen Scharfsinn und hingebenden Eifer aus. Im Anfange des Jahres 1863 wurde er seiner amtlichen Stellung entkleidet und zum Mitgliede der Landesvermessungscommission unter gleichzeitiger Verleihung des Titels eines Geh. Kanzleiraths ernannt. Als im December des Jahres 1863 der Geh. Kanzleirath Faull mit Tode abging, fiel die Leitung des Statistischen Bureau unserm Paschen zu, der fortan als Dirigent eine ungewöhnlich rege Thätigkeit entwickelte und das Institut auf alle mögliche Weise fördern und heben half. In weitern Kreisen wurde sein Name zuerst bei Gelegenheit der von ihm in Gemeinschaft mit dem Professor Dr. Peters in Altona unternommenen Bestimmung des Längenunterschiedes zwischen Schwerin und Altona ehrend genannt. Diese Längenbestimmung war die genaueste, die bis dahin vorgenommen worden war. Peters hat im Jahre 1856 die Resultate derselben in der Schrift: „Ueber die Bestimmung des Längenunterschiedes zwischen Altona und Schwerin, ausgeführt im Jahre 1858 durch galvanische Signale", veröffentlicht. Der König von Dänemark ehrte Paschen in Anerkennung dieser seiner Leistungen mit dem Ritterkreuz des Danebrogordens. Im Jahre 1867 nahm Paschen als Vertreter Mecklenburgs an der vom 30. Sept. bis zum 7. Oct. in Berlin abgehaltenen allgemeinen Conferenz der mitteleuropäischen, resp. europäischen Gradmessung theil. In den „Astronomischen Nachrichten" des ebenerwähnten Professor Peters publicirte er häufig Arbeiten von mehr oder weniger Bedeutung für die Wissenschaft. Von größern Arbeiten Paschen's erwähnen wir schließlich noch die nachstehend genannten: „Ueber das sogenannte Drehen der Beobachtungspfeiler auf den trigonometrischen Stationen" und „Ueber die Anwendung der Photographie auf die Beobachtung der Vorübergänge der Venus vor der Sonne". Die letzterwähnte Schrift stattete Bericht ab über mehrere Vorversuche, die er angestellt hatte, um festzustellen, ob und mit welchem Erfolge die Photographie auf die Beobachtung von Himmelsvorgängen angewandt werden könne. Paschen's Tod wird nicht nur in Mecklenburg, sondern im gesammten wissenschaftlichen Deutschland beklagt. Für die vom Deutschen Reiche für die Beobachtung des Vorüberganges der Venus vor der Sonne niedergesetzte Commission, deren Mitglied auch Paschen war, ist sein Hingang besonders empfindlich.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Session des Deutschen Reichstages im Frühjahre 1874.

1) Der Bestand des neuen Reichstages.

Mit der Session von 1873 war die erste Legislaturperiode des Deutschen Reichstages abgelaufen. Die Parteien rüsteten sich zu den Wahlen für die zweite Legislaturperiode. Am 10. Jan. 1874 fanden diese im ganzen Gebiete des Deutschen Reiches mit Ausnahme der neugewonnenen Reichslande Elsaß-Lothringen statt, in welchen letztern sie erst am 1. Febr. erfolgten.

Der Ausfall der Wahlen zum Reichstage war in mehrfacher Hinsicht ein überraschender und für die Freunde des Reiches nicht eben erfreulicher. Von den zwei, dem Bestande des Reiches am entschiedensten und ausgesprochensten feindlichen Parteien, der ultramontanen und der socialdemokratischen, sah die erstere frohlockend ihre Reihen im Reichstage namhaft verstärkt. Unter Hinzutritt der ihr gleichgesinnten Fractionen der Socialdemokraten und der Polen, sowie der vereinzelten welfischen und dänischen Elemente, durfte sie, wenn auch noch lange nicht auf eine Mehrheit, so doch auf eine ansehnliche Minderheit selbst in solchen Fragen rechnen, wo es sich um ein zweifelloses Lebensinteresse des Reiches handelte; in solchen Fragen aber, wo das Gefühl der Pflicht gegen das Reich mit einem wichtigen freiheitlichen Princip in Collision gerieth, mochte leicht eine Coalition zu Stande kommen, welche die Grenze der Majorität erreichte, wol gar unter Umständen überschritt. Was die Socialdemokraten betrifft, so war der numerische Zuwachs, den sie durch die Neuwahlen erhielten, procentual noch viel bedeutender als der, dessen das ultramontane Centrum sich rühmen konnte. Während letzteres von 57 auf 102, also nicht ganz um 100 Proc. gewachsen war, hatte sich die Zahl der socialdemokratischen Abgeordneten von 2, die es 1871—73 waren, auf 9 erhoben, also auf das Vierundeinhalbfache, oder um 450 Proc. Für das Gewicht bei den Abstimmungen im Reichstage war diese Ziffer zwar noch immer von keiner Bedeutung. Sah man dagegen von dem augenblicklichen praktischen Resultat ab und zog man das statistische Ergebniß der Wahlen nur als Symptom in Betracht, so war dieses Ergebniß rücksichtlich der Socialdemokraten kaum weniger Besorgniß erregend als rücksichtlich der Ultramontanen. Von den 9 diesmal gewählten Socialdemokraten fielen 6 auf ein einziges Bundesland, Sachsen. Das war mehr als ein Viertel der sämmtlichen auf Sachsen kommenden Abgeordneten. Ohne Jacoby's Verzichtleistung, der im 13. sächsischen Wahlkreise gewählt war, wären es sogar 7 gewesen. Daneben hatten noch weitere Can-

didaten dieser Partei in andern Wahlkreisen Sachsens zum Theil ziemlich bedeutende Minoritäten erlangt. Alles in allem rechnete sich die Partei in ihren Organen in Sachsen allein 93000 Stimmen heraus, was von den etwa 500000 überhaupt vorhandenen Stimmen 18,6 Proc., von den abgegebenen 256000 etwa 36,0 ausmacht!

Von den übrigen Parteien hatte sich am meisten durch die Neuwahlen die national-liberale verstärkt. Sie war von 116 auf 150 Mitglieder angewachsen, also um 34 Mitglieder oder nahezu 30 Proc. Die Fortschrittspartei zählte 4 Mitglieder mehr als im vorigen Reichstage (48 gegen 44), was einer Vermehrung um etwa 9 Proc. gleichkam. Die der Polen war sich gleichgeblieben. Abgenommen hatten die Conservativen um 29 (21 statt 50), d. i. um 58 Proc., die Freiconservativen oder Deutsche Reichspartei um 13 (25 statt 38), oder um 34 Proc. Gänzlich verschwunden war die Liberale Reichspartei, jenes sonderbare Gemisch von zum Theil sehr ungleichartigen Elementen. Das Gros derselben hatte aus liberalen bairischen Abgeordneten bestanden, welche wegen der eigenthümlichen Stellung ihrer Partei im engern Vaterlande (als sogenannte Fortschrittspartei, aber mit durchaus nationalen Tendenzen), sich weder für die national-liberale noch für die Fortschrittspartei erklären mochten und daher lieber ein Drittes wählten. Durch die Neuwahlen waren ihre Reihen furchtbar gelichtet (von 14 waren nur 2, sage zwei geblieben), sodaß sie nur noch eine verschwindende Minderheit inmitten anderer Elemente gewesen wären. Und auch diese andern Elemente waren, die Sachsen ausgenommen, in sehr verringerter Zahl wieder erschienen. So trat denn von jenen beiden Baiern der eine, Völk, zu den National-Liberalen, der andere, Fürst Hohenlohe-Schillingsfürst, blieb, als Vicepräsident, außerhalb aller Parteien, dies um so mehr, als schon bald nach dem Zusammentritt des Reichstages seine Ernennung zum Botschafter des Deutschen Reiches in Frankreich erfolgte und seines Bleibens in der Versammlung daher nicht lange mehr war. Das Gleiche thaten die beiden Alt-Liberalen von Bernuth und von Bonin (die ehemaligen preußischen Minister). Die Sachsen endlich, die daheim als Conservative gelten und unter dieser Firma gewählt waren, von 5, die sie im vorigen Reichstage gewesen, durch den Minister des Innern von Nostitz-Wallwitz auf 6 verstärkt, gingen nach einigem Zaudern und Besinnen selbfünf zur Deutschen Reichspartei über, während ein Sechster, Professor Richter aus Tharand, sich unter die „Wilden" verlor, die diesmal um ein paar Köpfe stärker waren als das vorigemal. Die daheim conservativen und meist auch ziemlich stark, zum Theil, wie sich später im dresdener Landtage auswies, sehr stark der national-liberalen Richtung antipodisch gesinnten Sachsen kamen durch den Uebergang von der „Liberalen" zur „Deutschen" Reichspartei zwar aus der schiefen Stellung heraus, die sie als Parteigenossen von entschieden Liberalen, wie Völk u. a., eingenommen hatten, geriethen dagegen nach anderer Seite in einen noch grellern Contrast ihrer äußern Parteifarbe zu ihrem innern Wesen, insofern als die Deutsche Reichspartei, was nationale Fragen betrifft, mit den National-Liberalen durchaus auf Einem Boden steht, in Bezug auf unitarische An- und Absichten sogar zum Theil weiter geht. Wie daher in der nächsten Session des Reichstages Hr. von Nostitz wegen seiner heftigen Angriffe in der sächsischen Zweiten Kammer auf alles National-Liberale, wie seine sächsischen Parteigenossen wegen ihrer emphatischen Beifallskundgebungen zu diesen Angriffen mit den andern Mitgliedern der Deutschen Reichspartei und mit dieser als solcher, d. h. mit deren Programm, sich auseinandersetzen werden, darauf darf man einigermaßen gespannt sein.

So war also die neue Gruppirung der Parteien folgende: 150 National-Liberale, 102 Ultramontane, 48 Mitglieder der Deutschen Fortschrittspartei, 25 der Deutschen Reichspartei, 21 Conservative, 13 Polen, 9 Socialdemokraten und etwa 30 „Wilde"; die 15 Elsaß-Lothringer waren etwa zur Hälfte Ultramontane, die also dem Centrum zuwuchsen, zur andern Hälfte zur sogenannten französischen Protestpartei gehörig, die mit

Polen, Welfen und Dänen etwa auf Einem Boden steht. Die grundsätzlich reichsfeindlichen Fractionen zusammen bildeten eine Coalition von 102 + 13 + 9 = 124 Köpfen, zu denen noch ein Dutzend oder mehr „Wilde" kommen mochten.

Ging man die Parteistellungen im neuen Reichstage nach Ländern durch, so ergaben sich mancherlei interessante und lehrreiche Beobachtungen. Preußen hatte 1871 50 Conservative gewählt, d. h. sämmtliche Conservative, die überhaupt damals im Reichstage saßen; auch diesmal stellte es allein die ganze Zahl, aber um 58 Proc. weniger, nämlich nur 21. Die Conservativen hatten verloren: an die National-Liberalen 21 Sitze, an den Fortschritt 4, an die Freiconservativen 3, an das Centrum 1. Die Zahl der National-Liberalen aus Preußen war 1871 39 gewesen, jetzt war sie 78, genau das Doppelte. Die National-Liberalen aus Preußen bildeten damals nur den dritten Theil der großen national-liberalen Partei im Reichstage, jetzt mehr als die Hälfte. Die Deutsche Reichspartei hatte von 32 Sitzen 15 eingebüßt, mehrere an die National-Liberalen und den Fortschritt, die meisten an das Centrum, und zwar in Schlesien, aus dessen Adel diese Partei sich vorzugsweise mit rekrutirt, wo sie aber diesmal der übermächtigen klerikalen Agitation unterlegen hatte. Von den 8 Mitgliedern der Liberalen Reichspartei aus Preußen beim Reichstage 1871—73 kehrten nur 2 wieder. Der Fortschritt war um 4 Köpfe gewachsen (von 26 auf 30), sodaß der Zuwachs dieser Partei im allgemeinen (44 auf 48) lediglich auf Preußen fiel. In das Centrum hatte Preußen 1871 35 Vertreter dieser Richtung gesandt; diesmal sandte es 52, also 17 mehr. Zu diesem Mehr stellten das Hauptcontingent Schlesien mit 10 Ultramontanen (gegen 1 im Jahre 1871), Rheinland mit 27 (gegen 20). An der Mehrzahl der Socialdemokraten war Preußen mit ein Drittel oder 3, den Herren Hasselmann (gewählt in Elberfeld-Barmen), Hasenclever und Reimer (beide gewählt in Schleswig-Holstein), betheiligt, und außerdem lieferte es in Hrn. Sonnemann-Frankfurt eine Spielart, die stark eben dahin schillerte. Im Jahre 1871 war nur letzterer, aber kein wirklicher Socialdemokrat aus Preußen in den Reichstag gekommen.

Baiern hatte 1871 ganz überwiegend (zu fast zwei Drittel) liberal gewählt. Von seinen 48 Abgeordneten gehörten etwa 30 zu den verschiedenen liberalen Parteien (Fortschritt, Liberale Reichspartei, National-Liberale), nur 15—16 zum Centrum, der Rest zu den Wilden. Diesmal war das Verhältniß genau das Umgekehrte: 16 Liberale, 32 Ultramontane. Am grellsten war der Wechsel in der Provinz Unterfranken (Würzburg, Aschaffenburg) und der Provinz Niederbaiern, in welchen beiden Provinzen 1871 je 4 Liberale gegen 2 Ultramontane standen, diesmal nur Ultramontane gewählt waren, sowie in Oberbaiern, wo das Verhältniß der Ultramontanen zu den Liberalen damals wie 5 zu 3, diesmal wie 7 zu 1 war. Sogar die Residenz München, die allerdings lange für „römischer als Rom" gegolten, aber 1871 durchaus liberal in den Reichstag gewählt hatte, büßte den damals errungenen Ruf der Freisinnigkeit wenigstens zur Hälfte wieder ein, denn sie wählte diesmal halb liberal und halb klerikal. In Oberfranken waren 1871 nur Liberale, diesmal neben 3 Liberalen 2 Klerikale durchgedrungen. In Schwaben verloren die Liberalen 1 Sitz an das Centrum, ebenso in Mittelfranken. Vollkommen treu blieben sich nur die Rhein- und die Oberpfalz, jene, indem sie beidemal nur Liberale, diese, indem sie beidemal nur Ultramontane wählte. Auch da, wo die Liberalen siegten, geschah dies meist nur mit großen Anstrengungen. Selbst Männer von so zweifelloser Popularität wie Völk, der 1871 fast alle Stimmen seines Wahlkreises auf sich vereinigt hatte, sahen sich jetzt von einem großen Theile ihrer damaligen Anhänger verlassen und auf eine vergleichsweise bescheidene Majorität reducirt.

In Sachsen war die bemerkenswertheste und bedenklichste Abweichung des diesmaligen

von dem frühern Wahlresultate die schon erwähnte sehr bedeutende Steigerung der Zahl nicht blos der socialdemokratischen Abgeordneten, sondern in fast noch höherm Grade der für socialdemokratische Candidaten im ganzen abgegebenen Wahlstimmen. Von den 6 hier gewählten Socialdemokraten traten 3 an die Stelle von Mitgliedern der Fortschrittspartei, die vorher die betreffenden Kreise vertreten hatten, 1 an die Stelle eines National-Liberalen, 1 (Bebel) blieb; der sechste endlich ersetzte einen wenigstens annähernd Gleichgesinnten (Schraps). Von den andern Parteien kehrten die National-Liberalen genau in derselben Stärke wieder, in der sie 1871 in den Reichstag eingetreten waren, 6 Köpfe stark, vermehrten sich aber um einen durch den Hinzutritt eines bis dahin keiner Fraction Angehörigen, des Abgeordneten Dr. Pfeiffer, sodaß sie unter den sächsischen Abgeordneten das stärkste Contingent stellten. Ihnen am nächsten kam (außer den Socialdemokraten) jene Gruppe von Abgeordneten, die in Berlin mehr schwarz-weiß-roth, in Dresden mehr grün-weiß schillern, dort leidlich liberal, hier überwiegend conservativ auftreten. Sie war 1871—73 5 Mitglieder stark gewesen; diesmal erhielt sie in der Person des Ministers des Innern, der sich ihr anschloß, einen nicht blos numerischen, sondern auch autoritativen Zuwachs. Die Fortschrittspartei dagegen war von 7 Köpfen auf 4 herabgegangen.

Würtemberg hatte beim vorigen Reichstage in Bethätigung nationaler Gesinnung den andern Königreichen weitaus vorausgeleuchtet. Es hatte in der großen Wahlschlacht, wie einst auf dem blutigen Felde des Krieges, die Sturmfahne des Reiches vorangetragen: 13 National-Liberale, 3 Freiconservative nur 1 Klerikaler waren dort aus den Wahlurnen hervorgegangen. Etwas Terrain hat seitdem auch in Würtemberg die ultramontane Agitation gewonnen, sodaß sie dem Centrum 3 Vertreter von dort zuführte; doch waren diese immerhin eine verschwindende Minderheit gegen die 14 liberalen Abgeordneten: 10 National-Liberale, 3 Mitglieder der Deutschen Reichspartei, 1 der Fortschrittspartei.

In Baden und Hessen ging es ähnlich. Statt 1 Klerikalen sandte Baden diesmal 2, sonst lauter Liberale. Hessen hatte 1871 durchaus liberal gewählt; jetzt gewann der Ultramontanismus dem Liberalismus einen Sitz ab. Mecklenburg-Schwerin, schon 1871 — ein sonderbarer Contrast zu seinen verrotteten Staats- und Verfassungszuständen — nur durch Liberale vertreten, blieb dieser Fahne auch diesmal treu, nur daß Rostock an Stelle des national-liberalen Büsing den bekannten liberalen (obschon nichts weniger als religiös-freigeisterischen), von der mecklenburgischen Hyperorthodoxie so schwer gemaßregelten Theologen Baumgarten wählte, der sich zum Fortschritt hielt. Mecklenburg-Strelitz hielt an seinem national-liberalen Vertreter fest. Auch Sachsen-Weimar und Braunschweig wählten, wie schon 1871, wiederum durchaus national-liberal, ebenso Anhalt, Schwarzburg-Sondershausen, Waldeck, Lübeck, Bremen; desgleichen Sachsen-Meiningen und Altenburg, während Gotha statt zweier national-liberalen Abgeordneten diesmal einen Nationalen und einen Fortschrittsmann sandte. Oldenburg blieb bei seinen 2 National-Liberalen und 1 Klerikalen. Schwarzburg-Rudolstadt wechselte nur die Personen, nicht die Parteifarbe; es blieb dem Fortschritt treu. Reuß älterer Linie, welches 1871 conservativ gewählt, ward dem National-Liberalismus gewonnen, wogegen Reuß jüngerer Linie von diesem zum Fortschritt überging. Von den beiden Lippe blieb Schaumburg-Lippe national-liberal, das Fürstenthum Lippe fortschrittlich. Hamburg, 1871 zwar liberal, aber dreigespalten, wählte diesmal geschlossen national-liberal. Von diesen kleinsten Bundesstaaten haben sich mehrere das nicht geringe Verdienst erworben, solche parlamentarischen Notabilitäten oder Specialitäten in den Reichstag zu bringen, welche entweder aus irgendeinem Grunde daheim eines Wahlsieges nicht sicher waren, oder welche es vorzogen, auf den Ruf ihres Namens hin auswärts zu candidiren und so Platz im Inlande für einen andern Parteigenossen offen zu lassen. So waren 1871 Lasker in Meiningen,

Prince-Smith in Anhalt, Eugen Richter in Rudolstadt, Kannegießer in Sondershausen, Miquel in Waldeck, Karl Braun in Gera gewählt worden. Lasker und Miquel behielten auch diesmal ihre kleinstaatlichen Mandate bei, Braun und Richter wurden in ihrem eigenen Vaterlande Preußen gewählt, Prince-Smith war gestorben, Kannegießer trat freiwillig zurück.

Interessant ist auch eine Vergleichung der neuen Zusammensetzung des Reichstages mit der frühern nach den Persönlichkeiten. Von den aus den Wahlen von 1871 Hervorgegangenen sind nicht weniger als 206, also über die absolute Mehrheit, auf dem jetzigen Reichstage nicht wieder erschienen.*) Dafür sind ebenso viele Ersatzleute eingetreten, die, zum allergrößten Theile wenigstens, im Reichstage wirkliche homines novi sind, wenn sie auch vielleicht anderwärts schon eine parlamentarische Schule durchgemacht haben. Von ehemaligen Mitgliedern des frankfurter Parlaments sitzen, um dies beiläufig zu erwähnen, im diesmaligen Reichstage 11; im vorigen waren deren etwa 20. Rechnet man zu den 206 Neugewählten noch die 15 Elsaß-Lothringer hinzu, so waren es 221 unter 397 Abgeordneten, welche zum ersten mal den Reichstagssaal auf der Leipziger Straße betraten.

Es wäre gewiß in mancherlei Beziehung lehrreich, wenn man diesen so bedeutenden Personenwechsel nach seiner Rückwirkung auf die einzelnen Fractionen des Reichstages verfolgen könnte. Die Haltung einer Fraction hängt ja wesentlich von den in ihr vereinten Persönlichkeiten ab (natürlich von den einen mehr, den andern weniger), wird daher durch einen Wechsel der Persönlichkeiten immer afficirt werden. Doch wäre das eine sehr schwierige und ohne ein ganz genaues Vertrautsein mit den einzelnen Mitgliedern und ihrem Einfluß in den betreffenden Fractionen schwerlich fruchtbare Untersuchung.

Die Thatsache selbst, daß ein so beträchtlicher Wechsel im Personal des Reichstages stattgefunden, gibt zu manchen Betrachtungen Anlaß. Fürst Bismarck sprach einmal aus, es sei nicht zu wünschen, daß die parlamentarische Thätigkeit in Deutschland eine Art von Lebensberuf werde wie in Nordamerika, wo es viele sogenannte political men gibt, die daraus ein Geschäft und zugleich einen Erwerb machen. Zum Theil aus diesem Grunde erklärte er sich gegen die Diäten. Gewiß wäre jenes nicht gut; aber ebenso wenig gut scheint es uns, wenn die Thätigkeit im Reichstage eine allzu vorübergehende, der Bestand des Reichstages ein allzu wechselnder ist. Nicht blos die geschäftliche, sondern auch die politische Leitung des Reichstages kommt dadurch in zu wenige Hände. Ohnehin geschieht dies bei großen Versammlungen sehr leicht. Bis auf einen gewissen Punkt mag es auch zweckmäßig, ja nöthig sein, darüber hinaus aber wird es bedenklich. Und doch ist es ganz natürlich, daß, wer nur vorübergehend, höchstens drei Jahre hindurch an den Arbeiten des Reichstages theilnimmt, viel weniger wirksam und einflußreich in dieselbe leicht eingreifen kann, als wer beständig darin bleibt. Eine gewisse Erneuerung solcher Körperschaften ist sicherlich wohlthätig; aber sie darf nicht so weit gehen, daß sie der Continuität des Geistes und der Traditionen derselben gefährlich wird. Ob dies jetzt schon geschehen, wollen wir nicht untersuchen; daß es bei zu massenhaftem Wechsel der Personen leicht geschehen kann, wird sich nicht leugnen lassen. Und zwar sind von dieser Gefahr diejenigen Fractionen am meisten bedroht, wo am wenigsten die verschiedenen Einzelwillen unter das Joch einer unfehlbaren Autorität gebeugt werden oder sich selbst

*) Einzelne davon waren schon in spätern Sessionen des vorigen Reichstages nicht mehr Mitglieder desselben, und dem entsprechend haben einzelne der hier als neu bezeichneten Mitglieder schon an einer oder zwei der spätern Sessionen des vorigen Reichstages theilgenommen. Die obige Vergleichung ist nach dem Bestande, wie er sich in der ersten Session 1871 und der ersten Session 1874 ergab, angestellt.

beugen, wo am meisten der Zusammenhalt und das Gewicht der Partei auf einer gewissen Selbständigkeit ihrer einzelnen Mitglieder, unbeschadet der Gemeinsamkeit in den obersten Grundsätzen, beruht. Das rechte Gleichgewicht zwischen jener Selbständigkeit und dieser Gemeinsamkeit stellt sich am sichersten dann her, wenn wenigstens ein größerer Theil der Partei durch längeres Beisammensein sich ineinander eingelebt hat. Beispielsweise zählt die national-liberale Fraction unter ihren 150 Mitgliedern 88, also über 58 Proc., welche entweder noch gar keine oder nur die letzte Session der vorigen Legislaturperiode mitgemacht haben; ebenso viele also hat sie von den alten eingewöhnten, und eingelebten Arbeitern und Parteigenossen zu vermissen. Aehnlich ist es bei der Fortschrittspartei, die unter 48 Mitgliedern 22 neue zählt.

Inwieweit dieser Wandel der Personen durch die unberechenbaren Wechselfälle der Wahlen, inwieweit er durch freien Zurücktritt der früher Gewählten veranlaßt worden, und im letztern Falle wieder, welcherlei die Gründe solcher Rücktritte gewesen — auch das zu ermitteln wäre zwar gewiß in mehrfachem Betracht interessant, aber ebenso schwierig, wenn nicht unmöglich. Gewiß ist, daß eine Menge freiwilliger Verzichtleistungen auf ein neues Mandat stattgefunden haben, zum Theil aus geschäftlichen oder sonstigen in den Privatverhältnissen der Einzelnen wurzelnden Gründen, zum Theil wol auch, weil in Deutschland viele gerade von denen, welchen das Vertrauen des Volkes sich am liebsten zuwendet, nicht in der Lage sind, eine längere Reihe von Jahren hindurch das bedeutende finanzielle Opfer zu bringen, welches ein regelmäßiger, mindestens dreimonatlicher, oft noch längerer Aufenthalt in der theuern Reichshauptstadt alljährlich heischt, abgesehen von den noch viel größern indirecten Opfern, die beinahe jedes Reichstagsmitglied durch die längere Abwesenheit von Haus und Geschäft bringt.

Die Frage wegen der Diäten, die wir hiermit berühren, ist bekanntlich seitens des Bundesrathes fort und fort (auch bei ihrer Wiederanregung im diesmaligen Reichstage trotz der abermals bedeutend größern Majorität für den betreffenden Antrag) auf das gleichstarre non possumus gestoßen; doch darf man es wol als den ersten Schritt zu einem Einlenken ansehen, daß den Reichstagsmitgliedern freie Fahrt auf allen Eisenbahnen auf Reichskosten gewährt ward. Und zwar nicht blos beim Beginn und Schluß des Reichstages, sondern während der ganzen Dauer desselben, auch nicht blos zur directen Fahrt von und nach dem Wohn- oder Wahlorte des einzelnen Abgeordneten, sondern durch das ganze Reich.

Eine solche Liberalität in solcher Ausdehnung ist zwar gewiß sehr angenehm für die Abgeordneten, aber zugleich eine gefährliche Verführung zu einem weniger regelmäßigen und ununterbrochenen Aufenthalte am Sitze des Reichstages, zu einem bedenklichen Ab- und Zugehen, namentlich für die nicht allzu fern Wohnenden. Wenn sich die Folgen hiervon diesmal noch weniger erkennbar, mindestens nicht in der Gestalt beschlußunfähiger Sitzungen gezeigt haben, so war dies wol theils der nicht zu langen Session, theils der Neuheit der Sache, die den Abgeordneten noch eine gewisse Scheu vor Misbrauch dieser Vergünstigung auferlegte, theils endlich der spannenden Wichtigkeit vieler der zu behandelnden Vorlagen zu verdanken. Auf die Länge wird die Concession der freien Fahrt — gleichsam eine Prämie oder doch Erleichterung häufiger Abwesenheit vom Reichstage — vor der Concession der Diätengewährung als der Erleichterung einer regelmäßigen Anwesenheit im Reichstage nebst einmaliger freier Hin- und Rückfahrt, aus logischen und praktischen Gründen weichen müssen.

Wir haben oben den Personenwechsel in seiner Bedeutung für die einzelnen Fractionen ins Auge gefaßt. Aber auch für die ganze Physiognomie der Repräsentation einzelner Länder erwies er sich als bedeutungsvoll. So schieden von Baden und Würtemberg, und zwar, soviel man hört, durch freiwilligen Rücktritt, gerade die Führer der beider-

seitigen Vertreter im Reichstage aus, auch von Baiern mehrere namhafte Wortführer, von Sachsen-Weimar alle drei Vertreter auf einmal.

Von allgemein bekannten Politikern, welche nicht wieder im Reichstage erschienen, sind zu nennen auf liberaler Seite Marquard Barth, einer der Führer der nationalgesinnten bairischen Fortschrittspartei, Fischer-Augsburg, einer ihrer beredtesten Sprecher, Crämer, von ebenda, der Führer des mehr demokratischen Flügels der bairischen Liberalen, von Hörmann, der ehemalige bairische Minister des Innern in dem Cabinet Hohenlohe, aus Sachsen Biedermann, Führer der National-Liberalen, Schaffrath, Führer der Fortschrittspartei daselbst, aus Würtemberg Hölder, aus Baden von Roggenbach, Lamey, Kiefer, Eckhard, aus Thüringen Fries, die sämmtlich ähnliche Stellungen in ihren speciellen Vaterländern einnehmen. Auch die preußischen Liberalen haben, wenn nicht anerkannte Führer, so doch sehr namhafte Parteigenossen aus ihren Kreisen verloren, wie von Bunsen, von Hennig, Kannegießer, Planck, Hammacher, Lesse, von Patow, Windthorst-Berlin, Runge, den Veteran Harkort u. a. Auf conservativer Seite wurden vermißt: der langjährige Führer der Rechten von Blanckenburg und sein Freund Wagener, von Below, von Bodelschwingh, von Helldorf, von Keudell, von Rittberg, auf freiconservativer Graf von Münster, der, ebenso wie von Keudell, in eine andere, unmittelbar noch wichtigere Stellung in der diplomatischen Vertretung des Reiches übergegangen ist. Dem Centrum entgingen diesmal die beiden Ketteler, von Loë, Probst; durch den Tod ward ihm bald nach Schluß der diesmaligen Frühjahrssession einer seiner allerbedeutendsten Redner und Führer, von Mallinckrodt, entrissen.

Der Tod hatte übrigens auch schon theils während des vorigen Reichstages, theils in der Zwischenzeit von jenem zu diesem manche tüchtige und bewährte Kraft aus den Reihen der Nationalvertreter hinweggerafft. Briegleb, Metz, Prince-Smith, von Rochau, Hoffmann-Darmstadt (sämmtlich der national-liberalen Partei angehörig), wurden der Thätigkeit, der sie mit Eifer und theilweise in hervorragender Weise obgelegen, entrissen, und zwar sämmtlich in einem Alter, welches wol eine noch längere Dauer ihres Lebens und Wirkens hätte hoffen lassen.

2) Die Eröffnung des Reichstages, die Thronrede.

Die Hoffnung, daß der Kaiser in Person den Reichstag würde eröffnen können, ging nicht in Erfüllung. Zwar war derselbe von seinem langen Unwohlsein so weit hergestellt und wieder gekräftigt, daß die Besorgnisse, welche eine Zeit lang die Gemüther der Patrioten erfüllt hatten, glücklicherweise sich verloren; allein die Aerzte riethen doch Schonung, und so mußte der hohe Herr sich und dem Reichstage die Freude, in dessen Mitte zu erscheinen, versagen. Im Auftrage des Kaisers eröffnete der Fürst-Reichskanzler den Reichstag und verlas die Thronrede. Dieselbe sprach aus, daß die Regelung der Verhältnisse, welche aus der Neugestaltung Deutschlands und aus den Folgen des letzten Krieges hervorgegangen, in der Hauptsache vollendet, die Gemeinsamkeit der Gesetzgebung zwischen dem Norden und dem Süden in allen den Gebieten, welche vor Gründung des Reiches als gemeinschaftliche des Norddeutschen Bundes behandelt worden, fast ausnahmslos durchgeführt, und damit die Aufgabe, welchen dem Reichstage in seiner ersten Legislaturperiode wesentlich beschäftigt, größtentheils erledigt sei.

Sodann begrüßte die Thronrede die zum ersten mal in der Mitte des Deutschen Reichstages erscheinenden Vertreter der wiedergewonnenen alten deutschen Reichslande.

Unter den dem Reichstage zu machenden Vorlagen ward in erster Linie des Militärgesetzes gedacht, durch welches eine in der Verfassung enthaltene Verheißung und ein durch die Erweiterung des deutschen Heeres gegebenes Gebot erfüllt, die feste Regelung

der deutschen Wehrkraft und Wehrfähigkeit ins Werk gerichtet und damit der ersten Pflicht jedes staatlichen Gemeinwesens genügt werden solle: die Unabhängigkeit seines Gebietes und die friedliche Entwickelung der ihm innewohnenden geistigen und wirthschaftlichen Kraft zu schützen. In Verbindung damit ward die Nothwendigkeit einer Abhülfe gewisser bei Ausführung des Invalidengesetzes hervorgetretenen Mängel sowie der Ausgleichung der Härten betont, welche die frühere norddeutsche Gesetzgebung über die Kriegsleistungen während des letzten Krieges für zahlreiche Gemeinden zur Folge gehabt habe.

Weiter wurden Gesetzentwürfe über Verwaltung der Einnahmen und Ausgaben des Reiches sowie über die Einrichtung und die Befugnisse des Rechnungshofes (ein schon auf frühern Reichstagen behandeltes, aber nicht erledigtes Thema) in Aussicht gestellt.

Von dem gleichfalls vorzulegenden Entwurfe eines Reichs-Preßgesetzes ward gesagt: „Die verbündeten Regierungen sind bemüht, die berechtigten Ansprüche auf freie Meinungsäußerung durch die Presse mit den Anforderungen in Einklang zu bringen, welche das öffentliche Interesse mit nicht minderm Rechte gegen den Misbrauch dieser Freiheit erhebt."

Eine Novelle zur Gewerbeordnung sollte Schiedsgerichte zwischen Arbeitgebern und Arbeitern einsetzen, den rechtswidrigen Einwirkungen auf den freien Willen der Arbeiter zur Erzwingung von Arbeitseinstellungen und dem rechtswidrigen Bruch geschlossener Verträge vorbeugen.

Auch eine Strandordnung ward verheißen.

Ueber die finanziellen Ergebnisse des Vorjahres erfolgten sehr befriedigende Mittheilungen.

Erst gegen den Schluß hin wendete sich die, im übrigen fast nüchtern geschäftsmäßige Thronrede dem Gebiete der hohen Politik zu, indem sie aussprach:

„Unsere auswärtigen Beziehungen berechtigen zu der Ueberzeugung, daß alle fremden Regierungen gleich der unserigen entschlossen und bestrebt sind, der Welt die Wohlthaten des Friedens zu bewahren und sich durch keine auf Störung desselben gerichtete Parteibestrebungen in dieser Fürsorge und in ihrem gegenseitigen Vertrauen irremachen zu lassen. Die sich wiederholenden Begegnungen mächtiger, friedliebender und einander persönlich nahe stehender Monarchen und die erfreulichen Beziehungen Deutschlands zu den uns durch geschichtliche Traditionen befreundeten Völkern geben Sr. Maj. dem Kaiser jedenfalls das feste Vertrauen auf die gesicherte Fortdauer des Friedens, welches ich auszusprechen den allerhöchsten Auftrag habe."

3) Präsidentenwahl. Die Geschäftsordnung. Kleinere Vorlagen, Anträge, Petitionen.

In der Schilderung der Arbeiten und der Ergebnisse dieser Session des Reichstages glauben wir am besten so zu verfahren, daß wir mit dem minder Wichtigen anfangen und zu dem Wichtigern aufsteigen. Es stimmt das insofern mit dem chronologischen Gange der Reichstagsverhandlungen selbst zusammen, als dieser zur Erledigung der wichtigsten und schwierigsten Berathungsgegenstände erst in einem spätern Stadium der Session gelangte. Mehr, als sonst üblich, ward diesmal in Commissionen vorgearbeitet, namentlich aber länger. Das Hauptobject der diesmaligen Session insbesondere, das Militärgesetz, unterlag fast zwei Monate lang der Vorberathung in der Commission und kam erst gegen Ende der Session ins Plenum; eine zweite wichtige Vorlage, das Kirchengesetz, gelangte überhaupt erst spät an den Reichstag.

Beginnen wir mit einigen auf den äußern Geschäftsgang der Versammlung bezüglichen Angelegenheiten. Schon vor dem Zusammentritt des Reichstages vernahm man mit Bedauern, daß der vielbewährte bisherige Leiter desselben, Simson, er, der allen deut-

schen Parlamenten präsidirt, der im December vorigen Jahres sein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum als Präsident gefeiert hatte, diesmal nicht in der Lage sein würde, dieses hohe Ehrenamt wieder zu führen. Ein langwieriges Unwohlsein, das ihn ergriffen, war zwar im Rückgange begriffen und der verehrte Mann auf dem Wege der Besserung, doch durfte er an die Uebernahme eines so schwierigen, alle Körper- und Geisteskräfte aufs äußerste anstrengenden Postens nicht denken. Diese betrübende Nachricht brachte eine Deputation, welche Simson's nähere politische Freunde an ihn nach Frankfurt a. d. O. sendeten, nach Berlin zurück. So mußte man sich darein ergeben, das Präsidium, das von dem Namen Simson beinahe untrennbar schien, in andere Hände zu legen. Glücklicherweise fehlte es an einem tüchtigen und gleichfalls erprobten Ersatzmann nicht. Wenn Simson nicht wieder an die Spitze des Reichstages zu treten vermochte, so konnte die Wahl nicht zweifelhaft sein: der vieljährige gewiegte Präsident des preußischen Abgeordnetenhauses, von Forckenbeck, war der Mann, auf den sich alle Blicke richteten, und er hat das Amt, das ihm nahezu einstimmig übertragen ward, in einer solchen Weise verwaltet, daß man den Reichstag nur glücklich schätzen konnte, daß er beim Abgange eines so seltenen Präsidialtalents wie das Simson's gleichwol eines zweiten nicht minder trefflichen sich erfreuen durfte. Den zweiten Sitz nahm wiederum der bairische Fürst Hohenlohe-Schillingsfürst ein; an dritter Stelle ward diesmal — eine Concession an die Fortschrittspartei — aus deren Mitte Abgeordneter Dr. Hänel gewählt. Das Centrum demonstrirte bei diesen beiden Wahlen mit besondern Gegencandidaten, das erste mal mit dem Abgeordneten Freiherrn von Aretin, der es aber nur auf 85, das zweite mal mit dem Abgeordneten Reichensperger-Krefeld, der es nur auf 81 Stimmen brachte.

In Bezug auf die Geschäftsordnung wurden zwei Abänderungen beantragt, aber nur eine davon angenommen. Die dem englischen Parlament nachgeahmte Sitte, die Redner nicht nach einer im voraus gefertigten Liste der Anmeldungen, sondern so zum Worte zu lassen, wie sie „das Auge des Präsidenten auf sich ziehen", d. h. wie sie sich unmittelbar nach dem Schlusse einer Rede melden, ward vom Centrum, als zu einseitigen Bevorzugungen Anlaß gebend, bemäkelt und an deren Stelle die Einführung einer Rednerliste beantragt. Fast wie Ironie erschien es freilich, daß gerade der Abgeordnete für Meppen diesen Antrag stellte, da kaum jemand mehr als Hr. Windthorst zum Worte zu gelangen und von dem erlangten Worte ausgiebigen Gebrauch zu machen versteht. Der Antrag hatte keinen Erfolg. Dagegen gelangte ein schon früher einmal angeregter, damals aber nicht weiter verfolgter Antrag wegen Abkürzung der Abstimmungen, diesmal vom Abgeordneten von Unruh wieder aufgenommen und mit guten Gründen verfochten, zur Annahme. Statt der sehr zeitraubenden Abstimmungen mittels Namensaufruf, die häufig auch bei minder wichtigen Fragen eintreten, sobald die Abstimmungen durch Aufstehen und Sitzenbleiben kein zweifelloses Resultat ergeben, entschied man sich für das englische System des sogenannten dividing — der Sonderung der Versammlung nach Bejahenden und Verneinenden — und zwar in der Weise, daß bei derartigen Abstimmungen alle Mitglieder den Saal durch die nach dem großen Corridor führenden Thüren verlassen und dann durch die Seitencorridors die Bejahenden von der einen, die Verneinenden von der entgegengesetzten Seite wieder in den Saal treten, während die an den betreffenden Eingangsthüren postirten Schriftführer die Zahlen der Bejahenden und Verneinenden notiren. Diese neue Abstimmungsmethode (im parlamentarischen Jargon etwas unästhetisch „der Hammelsprung" genannt) hat sich als durchaus praktisch bewährt.

Als solche Vorlagen, welche fast ohne Debatte durch zustimmendes Votum der Versammlung rasch erledigt wurden, sind zu nennen: ein Postvertrag mit Brasilien, ein Auslieferungsvertrag mit der Schweiz, ein Gesetz wegen Beschränkung der Gerichtsbarkeit der deutschen Consuln in Aegypten (infolge einer dort getroffenen Einrichtung, wonach

Civilstreitigkeiten internationaler Natur von Gerichten, die aus In- und Ausländern gemischt sind, entschieden werden sollen), der Entwurf betreffend einige Abänderungen des Invalidengesetzes sowie wegen der nachträglichen Entschädigung von Kriegsleistungen an die Gemeinden. Auch die Strandordnung machte keine Schwierigkeiten und ward mit einigen Verbesserungsanträgen technischer Natur angenommen. Dagegen veranlaßte das Gesetz wegen des Impfzwanges eine längere zwischen den medicinischen Sachkundigen in der Versammlung (die sämmtlich auf seiten des Gesetzes standen) und den Vertretern der angeblich dadurch allzu sehr beschränkten persönlichen Freiheit geführte Debatte. Es ward mit einigen Modificationen gleichfalls angenommen, erhielt auch eine schätzbare Ergänzung in dem vom Reichstage zum Beschluß erhobenen Antrage von Löwe und Genossen auf Errichtung eines Reichs-Gesundheitsamtes, zunächst zur Ueberwachung des Impfwesens, aber auch für sonstige Zwecke allgemeiner Gesundheitspflege.

Dagegen stieß der Entwurf wegen verschiedener Abänderungen der Gewerbeordnung auf mannichfachen Widerspruch in der Versammlung. Der Entwurf umfaßte zwei verschiedene Materien, die sich indeß beide auf die in neuerer Zeit so sehr überhandnehmenden Arbeitseinstellungen bezogen: einmal Bestimmungen wegen der Errichtung von Schiedsgerichten zwischen Arbeitgebern und Arbeitern, sodann solche wegen criminalrechtlicher Bestrafung des Vertragsbruches der Arbeitgeber wie der Arbeiter, sowie verschärfte Maßregeln gegen Vergewaltigung der Arbeiter durch ihre Genossen bei Arbeitseinstellungen. Jene erstern Bestimmungen ließ man als wohlgemeint gelten, wollte indeß ihre praktische Wirksamkeit nach den in England gemachten Erfahrungen einigermaßen bezweifeln. Gegen die Bestrafung des Contractbruches aber erhoben sich gewichtige Stimmen. Nicht blos der Abgeordnete Hasselmann sah in dieser Seite des Gesetzes eine förmliche Kriegserklärung gegen die Arbeiter, sondern auch die Abgeordneten Schulze-Potsdam, Lasker, etwas weniger entschieden Bamberger hatten theils vom juristischen, theils vom wirthschaftlichen und socialen Standpunkte aus Bedenken gegen die Hinüberverlegung der Ahndung des Vertragsbruches von dem civilrechtlichen auf das criminalrechtliche Gebiet. Nur die Abgeordneten Stumm und von Minnigerode glaubten eine solche Bestimmung unbedenklich empfehlen zu können und im Interesse der wirthschaftlichen und socialen Ordnung empfehlen zu müssen. Die Vorlage ging schließlich an eine Commission, kam aber unter fast allseitigem Einverständniß nicht mehr zur Verhandlung im Plenum.

Der Gesetzentwurf wegen Einführung eines Reichs-Papiergeldes (nachdem die Einziehung alles Landes-Papiergeldes mit dem 1. Jan. 1875 schon früher beschlossen worden), ward mit 180 gegen 80 Stimmen angenommen. Abgeordneter Mosle verfocht auch diesmal mit Scharfsinn, wiewol erfolglos, seine Ansicht von der Entbehrlichkeit und Schädlichkeit alles Staats-Papiergeldes überhaupt. Den Einzelstaaten wurden behufs Einziehung ihres Papiergeldes namhafte Erleichterungen gewährt.

Das Gesetz über den Rechnungshof blieb in der Commission, der man es überwiesen, ruhen und kam wegen des Schlusses des Reichstages nicht mehr zur Berathung.

Von den aus der Mitte der Versammlung hervorgegangenen Gesetzesvorschlägen war weitaus der wichtigste der von den Abgeordneten Hinschius und Völk wegen Einführung der Civilehe und der Civilstandesregister. Derselbe hatte schon in der vorigen Legislaturperiode des Reichstages das erste parlamentarische Stadium passirt, war aber zum Abschlusse nicht gelangt. Die damals über das Princip der Civilehe geführte Discussion wiederholte sich zum Theil wieder; einen neuen Schwung erhielt sie dadurch, daß für die Civilehe diesmal zwei Redner eintraten, deren persönliche Autorität und deren nachdrückliche Ausführungen der Sache der Civilehe ein bedeutendes Gewicht verliehen. Es waren dies der wegen seiner geistigen Unabhängigkeit, obwol positiv gläubig, in Mecklenburg gemaßregelte protestantische Theolog Baumgarten und der als Lehrer des katholischen Kirchenrechts hoch-

angesehene, zu den Koryphäen der altkatholischen Bewegung gehörende Professor von Schulte. Der Antrag ward mit großer Mehrheit angenommen.

Das Gleiche geschah mit dem auch diesmal wiederholten Schulze'schen Diätenantrage. Dieser Antrag, in der Session von 1871 mit knapper Mehrheit durchgegangen, diesmal dagegen mit 229 gegen 79 Stimmen zum Beschluß erhoben, bezeugt durch das stetige Wachsen der Majoritäten für ihn, daß er einem wirklichen sachlichen Bedürfniß Ausdruck gibt, bewährt aber auch von neuem die Richtigkeit der im parlamentischen Leben Englands längst anerkannten, bei uns noch zu oft misachteten Maxime: daß eine an sich gute Sache eine Niederlage, auch eine wiederholte, nicht scheuen dürfe, vielmehr nur beharrlich verfochten und immer wieder verfochten zu werden brauche, um zuletzt doch siegreich zu sein.

Besonders zu gedenken ist noch zweier Anträge, mit welchen die Vertreter der neuen Reichslande sich, nicht eben glücklich, in den Deutschen Reichstag einführten. Am 16. Febr. traten die elsaß-lothringischen Abgeordneten in den Reichstag ein. Sie erschienen alle gleichzeitig in feierlichem Zuge, voran die beiden Bischöfe von Straßburg und von Metz, beide wie auch die andern kirchlichen Würdenträger in geistlicher Tracht, und nahmen auf den äußersten Bänken der Rechten Platz. Noch in derselben Sitzung brachten sie nachstehenden Antrag ein, der schon in der Sitzung am 18. Febr. zur Debatte stand: „Der Reichstag wolle beschließen, daß die Bevölkerung Elsaß-Lothringens, welche, ohne darüber befragt worden zu sein, dem Deutschen Reiche durch den Friedensvertrag von Frankfurt einverleibt worden ist, sich speciell über diese Einverleibung auszusprechen berufen werde." Der Antrag trug als Unterschriften 15 Namen (so viele sind Vertreter Elsaß-Lothringens), darunter nur 3 von französischem Klange; an der Spitze figurirte der Name „Teutsch". Der vor dem Eintritt in die Debatte von derselben Seite gestellte Antrag, „daß es den Abgeordneten von Elsaß-Lothringen, denen die deutsche Sprache unbekannt, gestattet werde, bei Berathung des Antrags Teutsch sich der französischen Sprache zu bedienen", kam, da nach der Geschäftsordnung über einen Antrag sofort nur dann abgestimmt werden darf, wenn kein Mitglied der Versammlung widerspricht und in diesem Falle Abgeordneter Braun-Gera widersprach, gar nicht zur Verhandlung, und Hr. Teutsch mußte seinen Hauptantrag in deutscher Sprache entwickeln, was auch, wenn schon mit elsassischem Accent, über Erwarten gut ging. Die Rede selbst, in dem emphatischen und phrasenreichen Stile des französischen Parlamentarismus gehalten, war so voll von Anzüglichkeiten gegen Deutschland und die deutsche Nation, daß der Präsident, obschon, wie er bemerkte, er sich vorgenommen hatte, in dem Bewußtsein, daß das Recht der deutschen Nation auf Grund der abgeschlossenen Verträge unzweifelhaft und das Deutsche Reich stark genug sei, um diesem Rechte Geltung zu verschaffen, den Abgeordneten mit voller Freiheit sprechen zu lassen, dennoch nicht umhin konnte, denselben, weil er auf der Tribüne des deutschen Parlaments die deutsche Nation beleidigte, indem er ihr das Benehmen einer gebildeten Nation absprach, zur Ordnung zu rufen. Im weitern Fortgange der Rede mäßigte sich zwar der Abgeordnete Teutsch etwas mehr, doch riefen wiederholt seine Aeußerungen theils wegen ihrer gegen Deutschland feindseligen Haltung bald Unruhe, bald einzelne laute Ausbrüche des Unwillens, theils wegen ihrer wahrhaft naiven Anschauung der Verhältnisse Frankreichs zu Deutschland und umgekehrt allgemeine Heiterkeit hervor. Eine Erwiderung aus der Mitte der Versammlung erfolgte nicht; vielmehr ward alsbald der Schluß der Debatte beantragt und angenommen. Vielleicht wäre es besser gewesen, wenn der Reichstag die wie auch immer unpassende Rede des Abgeordneten Teutsch lautlos und ohne jede Unterbrechung angehört und ihr dann durch einen einzigen Redner eine schlagende Abfertigung hätte zutheil werden lassen.

Ein interessanter Zwischenfall entwickelte sich aus der Mitte der elsaß-lothringischen

Abgeordneten selbst. Nachdem Abgeordneter Teutsch die Tribüne verlassen, nahm Bischof Räß von Straßburg das Wort zu folgender kurzen Rede: „Um einer misliebigen Deutung vorzubeugen, die nur mich und meine Glaubensgenossen berühren könnte, finde ich mich im Gewissen gedrungen, eine einfache Erklärung abzugeben. Die Elsaß-Lothringer meiner Confession sind keineswegs gemeint, den Vertrag von Frankfurt, der zwischen zwei großen Mächten abgeschlossen worden ist, in Frage zu stellen. Das wollte ich von vornherein erklären." Lebhaftes Bravo aus der Versammlung folgte diesen Worten. Die speciellen Landsleute des Bischofs Räß schienen durch diese Erklärung überrascht und auf eine Replik nicht vorbereitet. Mindestens erfolgte eine solche nicht. In der nächsten Sitzung versuchte einer der elsaß-lothringischen Abgeordneten, Hr. Pouguet, nachträglich eine solche in Form einer Ausstellung gegen das Protokoll, ward aber vom Präsidenten belehrt, daß, da das Protokoll nach Ausweis der stenographischen Niederschrift die abgegebene Erklärung wortgetreu wiedergegeben habe, die Ausstellung nicht gegen das Protokoll, sondern gegen die Erklärung selbst sich richte, womit denn die Sache erledigt war. Die Erklärung des straßburger Bischofs machte in Elsaß-Lothringen großes Aufsehen; es ward eine große Gegendemonstration dagegen in Form einer Petition oder Adresse unternommen, die aber unsers Wissens an den Reichstag selbst niemals gelangt ist.

Damit war der erste Versuch einer Repealbewegung der Elsaß-Lothringer im Reichstage selbst wirkungslos verpufft. Es verlautete erst, daß nunmehr sämmtliche Abgeordnete der neuen Reichslande in Masse austreten und so gewissermaßen factisch gegen die Zubehörigkeit Elsaß-Lothringens zum Deutschen Reiche protestiren würden. Ein Theil derselben, die Männer der sogenannten „französischen Protestpartei", zu der sich auch der Bischof von Metz, Hr. Dupont des Loges, hielt, verließ wirklich den Reichstag, ohne doch förmlich ihr Mandat niederzulegen; die andern, welche mehr die klerikale als die französische Richtung vertraten, an ihrer Spitze Bischof Räß, blieben, schienen sich in das Unvermeidliche zu fügen und versuchten nur, ihre parlamentarische Stellung zu benutzen, um die Verhältnisse in Elsaß-Lothringen womöglich so zu gestalten, wie es den Absichten ihrer und allerdings auch der französischen Partei am besten entsprach. In diesem Sinne brachten sie, unterstützt von einer Anzahl von Abgeordneten vom Centrum, einen Antrag auf Aufhebung des Art. 10 des Gesetzes über die Verwaltung von Elsaß-Lothringen, mit andern Worten auf Abschaffung der durch jenen Artikel legitimirten Ausnahmezustände (in Bezug auf Preß- und Vereinswesen u. s. w.) ein, zu dessen Unterstützung die Abgeordneten Winterer und Gerber sich in der Aufzählung einer Menge von Beschwerden über angeblich sehr weitgehende Beschränkungen der Preß- und Vereinsfreiheit u. dgl. m. ergingen. Zu ihrer Widerlegung sprachen, außer dem Bundesraths-Bevollmächtigten Geheimrath Herzog, die Abgeordneten von Puttkamer-Lyck und von Puttkamer-Fraustadt (der letztere als Rath des kaiserlichen Appellationsgerichts in Kolmar aus eigener Anschauung mit den dortigen Zuständen vertraut); sie wiesen nach, wie die Beschränkungen, über die geklagt werde, theils durch eine im klerikalen, theils durch eine im französischen Sinne antideutsche Agitation provocirt und nur gegen diese beiden Agitationen gerichtet seien, was das Interesse des Reiches und der noch nicht abgeklärte Zustand des neuen Reichslandes durchaus erheische. Der Reichskanzler, der an diesem Tage bei besonders gutem Humor und von einer schlagenden, bisweilen wahrhaft vernichtenden Schärfe der Beweisführung war, sprach zuerst seine Befriedigung — gewissermaßen als Trost für die Ausfälle der Antragsteller gegen die Verwaltung in Elsaß-Lothringen — darüber aus, daß diese Beschwerde des Elsasses im Deutschen Reichstage, nicht in der französischen Nationalversammlung erörtert werde, zugleich darauf hinweisend, daß, wenn umgekehrt etwa das Rheinland in Frankreich einverleibt worden wäre, und ein Redner aus dem Rheinlande es gewagt hätte, in der französischen Nationalversammlung so zu sprechen,

wie die Antragsteller hier, wahrscheinlich die Versammlung, jedenfalls der Präsident Buffet ihm die Rede abschneiden, das Volk von Paris aber ihn noch außerdem dafür büßen lassen möchte. Die deutsche Regierung sei stark genug, solche Ausbrüche des Misfallens ganz ruhig und öffentlich mit anzuhören und für ganz Europa drucken zu lassen. Dann versichere er den Herren aus Elsaß-Lothringen, daß, wenn sie erst wieder so lange bei Deutschland gewesen sein würden, wie zuvor bei Frankreich, sie finden würden, es lebe sich doch im ganzen hier angenehmer. Jedenfalls würden sie dann an ihrer ursprünglichen Stammesgemeinschaft mit Deutschland mit ebenso viel Energie und Wärme hängen, als womit sie jetzt ihre Anhänglichkeit an Frankreich in einem so vortrefflich geläufigen Deutsch hier zu Tage legten. Das Reich habe den Belagerungszustand in Elsaß-Lothringen nicht eingeführt, sondern vorgefunden, habe ihn im Gegentheil gemildert und von der unverantwortlichen Militärverwaltung auf die verantwortliche Civilverwaltung übertragen. Die Franzosen, die doch gewiß besser als wir wüßten, wie mit den bis 1870 französischen Unterthanen zu verkommen sei, hätten noch jetzt in 28 Departements den Belagerungszustand. Würde den Herren der Wunsch erfüllt, womit sie im Reichstage debutirt hätten, wieder französisch zu werden, so würden sie sich sehr wahrscheinlich in jene, noch mit dem Belagerungszustande beglückten Departements einbezogen finden. Eben jener hier öffentlich gestellte Antrag auf Wiederablösung Elsaß-Lothringens von Deutschland überzeuge ihn immer mehr davon, daß zur Zeit noch der Belagerungszustand dort unentbehrlich sei. Dann in einen ernstern Ton fallend, richtete er an die elsaß-lothringischen Abgeordneten die vernichtende Frage: „Sind denn die Herren, die hier sind, ganz unschuldig an dieser zweihundertjährigen Vergangenheit, an diesen Kriegen, die endlich zur Ablösung des Elsasses von Frankreich wieder geführt haben? Sie haben den Franzosen, und das ist eine ehrenvolle Anerkennung, mit die besten Soldaten dazu gestellt, jedenfalls die besten Unteroffiziere. Die Mitwirkung der elsässischen Klingen in den französischen Kriegen gegen Deutschland ist eine, die wir als Gegner hoch haben schätzen lernen, und so Gott will als Freunde, wenn wir mit Ihren Kindern die unserigen in Reih und Glied sehen, schätzen lernen werden. Sie sind also in keiner Weise an der Vergangenheit unschuldig. Wenn Sie hätten protestiren wollen, so hätten Sie beim Ausbruche des Krieges protestiren müssen. Aber nachdem Sie geholfen haben, daß ein Krieg geführt wurde, so möchte ich sagen, daß jeder, der auch nur ein Dreißigmilliontel Mitschuld und Verantwortlichkeit an dem so ruchlosen Angriffskriege gegen uns trug, doch an seine Brust schlagen sollte und fragen: «Habe ich damals meine Schuldigkeit gethan?»" (Lebhaftes Bravo!)

Für den Antrag sprach unbedingt nur der Abgeordnete Windthorst-Meppen, bedingt der Abgeordnete Banks, der die Verweisung an eine Commission befürwortete, damit er und seine politischen Freunde (die Fortschrittspartei) durch eingehendere materielle Prüfung der Frage die Ueberzeugung gewinnen könnten, daß wirklich der Belagerungszustand in Elsaß-Lothringen noch nicht aufgehoben werden könne. Die Versammlung entschied sich jedoch mit 196 gegen 138 Stimmen für Verwerfung des Antrags, nachdem die Verweisung desselben an eine Commission abgelehnt worden war. Mit den Elsaß-Lothringern stimmten das Centrum, die Polen, die Socialdemokraten, der größte Theil der Fortschrittspartei (dagegen von letzterer die Abgeordneten Löwe, Lorenzen, Rohland, Erhard, Baumgarten, Wiggers).

Kürzer ward der Antrag von Vahlteich und Hasenclever auf Freigebung der zu Reichstagsabgeordneten gewählten Herren Bebel und Liebknecht aus ihrer Criminalhaft abgethan; der Buchstabe der Verfassung stand ihm entgegen und die größte Mehrheit der Versammlung war nicht gewillt, gegen die Verfassung zu handeln. Man erfuhr übrigens bei

dieser Gelegenheit von dem Abgeordneten Vahlteich, daß er und seine Partei „unversöhnlich“ seien und „nicht mit sich handeln lassen“.

Von den Petitionen erwähnen wir eine, weil sie eine wichtige rechtliche und sociale Frage betraf. Wir meinen die auf Abänderung der Bestimmung des Strafgesetzbuches, nach welcher Kinder unter 12 Jahren nicht gestraft werden können. Die Petenten meinten, gestützt auf Erfahrungen, diese gänzliche Straflosigkeit als bedenklich für die allgemeine Rechtsordnung bezeichnen zu dürfen. Bei dieser Gelegenheit hielt der socialdemokratische Abgeordnete Hasselmann eine Rede, die selbst bei seinen politischen Gegnern vielfachen Anklang und Beifall fand. Er empfahl statt der Bestrafung so jugendlicher Verbrecher deren Unterbringung behufs der Besserung in achtbaren Familien. Die Frage, welches die zweckmäßigste Art der Behandlung verwahrloster Kinder sei, ward mehrseitig eingehend und mit Wärme besprochen; indeß vermochte keine der verschiedenen Ansichten eine Majorität zu gewinnen, sodaß schließlich gar nichts beschlossen ward.

4) Das Reichs-Preßgesetz.

Wir kommen zu den drei wichtigsten Berathungen der Session und beginnen mit der über das Preßgesetz. Nachdem durch die Versailler Verträge in die Verfassung des Reiches eine Bestimmung gekommen war, welche auch die Presse in das Bereich der Reichsgesetzgebung hereinbezog, hatte man erwartet, die Regierung würde aus eigener Initiative einem der nächsten Reichstage ein Preßgesetz vorlegen. Allein trotz wiederholten Drängens aus der Mitte des Reichstages geschah dies nicht, im Gegentheil wurde eine anfangs ertheilte Zusage später wieder zurückgenommen oder doch ins Ungewisse vertagt, indem man sich darauf berief, daß zuvor die Criminalproceßordnung ins Leben geführt werden müßte. Wie darauf aus dem Reichstage selbst heraus ein Preßgesetzentwurf hervorging, wie dieser von einer Commission vorberathen und fertig gestellt, die Berathung darüber jedoch auf dringenden Wunsch des Reichskanzlers vertagt wurde, um den Regierungen Zeit zu lassen, zu einer Verständigung über die Materie unter sich zu gelangen, wie dann ein officieller Preßgesetzentwurf, angeblich von der preußischen Regierung dem Bundesrathe vorgelegt, in die Oeffentlichkeit drang, der seines unfreisinnigen und geradezu reactionären Inhalts wegen von der ganzen Presse mit einem entschiedenen Protest aufgenommen wurde, wie endlich der Versuch der Verhandlung entweder über den Commissionsentwurf oder über ein Noth-Preßgesetz, welches der Abgeordnete Windthorst-Meppen beantragte doch noch auf die Tagesordnung der vorigen Session zu setzen, scheiterte: dieses alles ist früher in dem Artikel über die vorige Session bereits geschildert worden.

Jetzt nun lag ein Preßgesetzentwurf vor, der allerdings von dem ursprünglichen (preußischen) sich in vielen Punkten vortheilhaft unterschied, wenn er auch ebenso weit, ja zum Theil noch weiter von dem Entwurfe sich entfernte, den im vorigen Jahre die Commission des Reichstages diesem vorgelegt hatte. Indessen schien es, als hätten die liberalen Mittelparteien, von denen damals der freisinnige Entwurf hauptsächlich ausgegangen, stillschweigend sich darein ergeben, auch das geringere Maß von Freiheit für die Presse zu acceptiren, welches jetzt von den Regierungen geboten ward, überzeugt, wie sie freilich wol waren, daß jenes größere, welches sie von sich aus beantragt hatten, von letztern doch niemals zugestanden worden wäre. Verschwiegen darf auch nicht werden, daß inmitten der liberalen Mittelparteien selbst, insbesondere der großen national-liberalen, die Vorschläge der vorjährigen Commission vielfach auf Widerspruch gestoßen waren. So kam es, daß bei der ersten Berathung der Entwurf der Regierungen nur von ultramontaner und von socialdemokratischer Seite, dort durch den Abgeordneten Reichensperger-Olpe, hier durch den Abgeordneten Geib, scharfe Angriffe erfuhr, daß Abgeordneter

Ewald eine seiner unvermeidlichen Reden hielt, daß dann aber sofort, ohne daß von irgendeiner der andern Parteien jemand gesprochen, nach einer episodischen Debatte über die Preßzustände im Elsaß-Lothringischen (wo das Gesetz zur Zeit noch nicht in Kraft treten soll) der Schluß der Discussion beantragt und beschlossen wurde. Der Entwurf ging an eine Commission von 14 Mitgliedern. Dieser gelang es, denselben in vielen und wichtigen Punkten zu modificiren, sodaß für diesen modificirten Entwurf im voraus mit ziemlicher Sicherheit sowol eine große Mehrheit im Reichstage als die nachträgliche Zustimmung des Bundesraths zu erwarten stand.

Die weitere Berathung des Gesetzes im Plenum hatte daher auch viel weniger einen principiellen, als vielmehr einen vorzugsweise, möchten wir sagen, geschäftlichen Charakter. Nur von einigen Abgeordneten des Centrums und der socialdemokratischen Partei und von einigen wenigen Mitgliedern aus der Mitte der Fortschrittspartei (wie Parisius und Träger) wurden ein paar Versuche gemacht, die Schranken des Gesetzes etwas weiter zu ziehen; sie wurden aber aus der Mitte der Commission, die in fast allen Punkten einmüthig war, bekämpft, und blieben mit wenig Ausnahmen erfolglos. Dagegen wurden in Bezug auf Deutlichkeit und Correctheit der Fassung einige Verbesserungen durch die Discussion erzielt. Nach der zweiten Lesung des Entwurfs fand noch über eine Anzahl von Punkten, welche die Regierungen beanstandeten, ein Compromiß mit letztern statt, so wegen des Colportirens von Druckschriften durch Minderjährige, des Plakatwesens, des Berichtigungszwanges, der strafrechtlichen Haftbarkeit des Redacteurs, des Zeugenzwanges, der Beschlagnahme u. s. w. In allen diesen Punkten verlangten die Regierungen ein Zurückgehen von den gefaßten Beschlüssen. Widerspruch dagegen erhoben bei der dritten Berathung eigentlich nur die Abgeordneten Sonnemann und Träger, einigermaßen auch Freiherr von Hoverbeck, jedoch der letztere so, daß man sah, er werde schließlich doch zustimmen. Vertheidigt ward das geschlossene Compromiß außer von dem Referenten der Commission, Abgeordneten Marquardsen, hauptsächlich vom Abgeordneten Lasker, der es nicht Hehl hatte, daß man gegen die beiden wichtigen Errungenschaften, den Wegfall der Caution und des Zeitungsstempels, schon vieles andere in den Kauf geben könnte. Die preußische Regierung hatte also richtig gerechnet, wenn sie (wie einer der Redner andeutete) diese beiden Zugeständnisse ihrer eigenen Landesvertretung so beharrlich verweigert hatte, um dadurch einen Druck auf das Reichs-Preßgesetz zu üben. Dieser Plan, war er wirklich vorhanden gewesen, gelang vollständig; jene beiden materiellen Erleichterungen der Presse erschienen den meisten als so bedeutend und so werthvoll, daß man darüber die mancherlei in das geistige Gebiet der Preßthätigkeit zum Theil sehr tief eingreifenden Beschränkungen und Bedrückungen der Presse, welche das Gesetz theils beibehielt, theils einführte, übersah oder doch als das geringere Uebel hinnahm. Das Gesetz mit diesen beschränkenden Compromißvorschlägen ward mit großer Mehrheit angenommen.

Das deutsche Reichs-Preßgesetz, wie es solchergestalt schließlich zu Stande gekommen ist, kann sich mit den Preßgesetzgebungen Englands, Belgiens, Italiens, was Freisinnigkeit anlangt, allerdings nicht messen. Ja es gewährt der Presse der großen politisch mündigen, in patriotischer Hingebung und Liebe zur Ordnung und Gesetzlichkeit ihrer überwiegenden Mehrheit nach bewährten deutschen Nation zum Theil weniger Freiheit, als bereits die Landesgesetzgebungen mehrerer deutschen Einzelstaaten für die in soviel engern und kleinern Verhältnissen sich bewegende Presse ihrer Länder als zulässig erachtet hatten. Der Standpunkt des reinen Justiz- oder Repressivsystems in Behandlung der Presse, den schon 1818, also vor mehr als 50 Jahren, ein dem damaligen Bundestage erstatteter und von diesem gutgeheißener Bericht als den allein correcten bezeichnete, den die vorjährige Preßcommission des Reichstages in möglichster Reinheit durchzuführen gesucht

hatte, ist hier vielfach verlassen und mit dem Standpunkte polizeilichen Ermessens oder präventiver Ueberwachung der Presse vertauscht.

Die strafrechtliche Verantwortlichkeit der Redacteure periodischer Schriften ist verschärft, indem der Redacteur jedesmal als Thäter mit bestraft wird, wofern er nicht nachweisen kann, daß er durch besondere, nicht von ihm selbst verschuldete Umstände verhindert war, den strafbaren Artikel vor dem Abdruck zu lesen. Neben den ordentlichen criminalrechtlichen Strafen sind die alten Fahrlässigkeitsstrafen beibehalten und sind im Vergleich zu den in den Einzelgesetzgebungen dafür vorgeschriebenen Maßen bedeutend verschärft, insbesondere dadurch, daß statt der Geldstrafe auch Gefängnißstrafe oder Festungshaft bis zu einem Jahre eintreten kann. Auch die für preßpolizeiliche Uebertretungen angedrohten Strafen sind ungleich strenger, als sie bisher in irgendeinem deutschen Bundesstaate, selbst Preußen nicht ausgenommen, waren. Der Zeugnißzwang in Fällen von Verletzungen des Amtsgeheimnisses, den einzelne Landesgesetzgebungen beseitigt hatten, ist beibehalten. In Bezug auf das Plakatwesen und die Ablieferung von Pflichtexemplaren nichtperiodischer Werke hat man zwar Bedenken getragen, die durch manche Einzelgesetzgebungen gewährten Freiheiten zurückzunehmen; aber man hat ebenso wenig die härtern Bestimmungen anderer aufgehoben, vielmehr in diesen Punkten die Verschiedenheit der Preßgesetzgebung fortbestehen lassen. Auch in untergeordneten Punkten, wie der vorgeschriebenen Nennung von Drucker und Verleger auf jeder Druckschrift, der verlangten Qualification eines verantwortlichen Redacteurs u. s. w., geht das Reichsgesetz hinter manche der neuern deutschen Landesgesetze über die Presse zurück. Diesen Verschärfungen gegenüber sind es namentlich gewisse materielle Erleichterungen, durch welche das Reichs-Preßgesetz für die Presse derjenigen Länder, wo dieselbe sich solcher bisher nicht zu erfreuen hatte, vor allem Preußen, allerdings einen bedeutenden Fortschritt begründet, während in dem größten Theile der deutschen Bundesstaaten schon bisher die Presse sich im Besitze dieser Erleichterungen befand. Wir meinen die Aufhebung der Cautionen und des Zeitungsstempels. Eine sehr wohlthätige Maßregel für das ganze Deutschland ist die Aufhebung des Kalenderstempels, dieser zweckwidrigen Vertheuerung eines der verbreitetsten und wirksamsten Bildungsmittel des Volkes.

In dem für die ideellen Interessen der Presse nahezu wichtigsten Punkte, der Beschlagnahme, ist zwar, was vorauszusehen war, das nicht erreicht, daß diese nur, wie z. B. in Italien, nach richterlicher Entscheidung eintreten dürfe; indeß ist das polizeiliche Ermessen (das bisher in allen deutschen Staaten darin unbeschränkt waltete und lediglich einer nachfolgenden Wiederaufhebung seiner Maßnahmen durch die Gerichte unterworfen war, welche Wiederaufhebung aber für die durch solche Maßnahmen betroffenen Preßerzeugnisse, zumal periodische, sich fast immer als wirkungslos erwies) wenigstens insofern einigermaßen beschränkt worden, als nur bei ganz bestimmten, genau bezeichneten Verbrechen eine polizeiliche Beschlagnahme stattfinden darf. Freilich sind dieser Verbrechen ziemlich viele, ja es sind dies wol ziemlich alle, um derentwillen auch bisher Beschlagnahmen zu erfolgen pflegten.

Alles in allem kann man von dem am 1. Juli 1874 in Kraft getretenen Reichs-Preßgesetze sagen: die deutsche Presse hat dadurch materiell gewonnen, ideell, an Freiheit der Bewegung, theilweise verloren, oder wenigstens keine nennenswerthen Fortschritte gemacht im Vergleich zu dem Stande, den sie in vielen deutschen Einzelstaaten bereits einnahm. Ein hoffentlich sicherer Gewinn für dieselbe ist der, daß sie durch eine unfreisinnige Strömung in einzelnen Staaten nicht wieder neuen Beschränkungen unterworfen werden kann, während zu erwarten steht, daß die Reichsgesetzgebung über diese Materie nicht allein keine Rückschritte, sondern eher mit der Zeit Fortschritte machen werde. Denn darin unterscheidet sich dieses von Bundesrath und Reichstag gemeinsam geschaffene Reichsgesetz über die

Presse wesentlich von allem, was der alte Bundestag in Bezug auf die Presse that, sowol von dem Censurgesetze von 1819 als von dem Bundesbeschlusse über die Presse von 1854, daß die Beschlüsse des alten Bundestages allemal nur ein Minimum von Beschränkungen enthielten, welches innezuhalten die Einzelregierungen verpflichtet waren, wobei es ihnen freistand, auch über dieses Minimum hinaus weitere Beschränkungen einzuführen, wogegen das Reichsgesetz ein Hinausgehen der Einzelgesetzgebungen über das hier festgestellte Maß von Beschränkungen oder Belastungen der Presse ausschließt.

5) Das Militärgesetz.

Ein Heeresorganisationsgesetz, wie es im Art. 60 der Reichsverfassung in Aussicht genommen*), auch aus der Mitte des Reichstages heraus angeregt worden war, sollte schon in der vorigen Session (1873) zur Berathung kommen, ward aber, weil zu spät eingegangen, um noch mit der nöthigen Ruhe erledigt werden zu können, im Einvernehmen von Bundesrath und Reichstag zurückgestellt. Der diesmal gleich beim Beginn der Session vorgelegte Gesetzentwurf umfaßte neben der Fixirung der Friedenspräsenzstärke und der organischen Gliederung des Reichsheeres noch manche andere wichtige, zum Theil auch tiefeingreifende Materien, die Ergänzung des Heeres (specielle Vorschriften wegen der Rekrutirung und der Militärpflicht), die bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechtsverhältnisse der activen Militärpersonen (darunter die Bestimmung wegen der Communalsteuerfreiheit der activen Militärs), die Entlassung aus dem activen Dienste, den Beurlaubtenstand u. s. w. Den Cardinalpunkt des Gesetzes bildeten indeß die Bestimmungen wegen der Friedenspräsenzstärke des Heeres (§§. 1, 2, 3, 4), ganz besonders §. 1, welcher bestimmte: „Die Friedenspräsenzstärke des Heeres an Unteroffizieren und Mannschaften beträgt bis zum Erlaß einer anderweitigen gesetzlichen Bestimmung 401659 Mann. Die Einjährig-Freiwilligen kommen auf die Friedenspräsenzstärke nicht in Anrechnung."

Auf diesen Paragraphen concentrirte sich fast ausschließlich die erste Berathung des Gesetzes. Bei dieser trat ein Uebelstand sehr merkbar hervor, der sich auch bei andern Regierungsvorlagen, obschon bei keiner wol in so bedenklicher Weise, fühlbar gemacht hat: daß nämlich die Vorverhandlungen in den Fractionen über eine solche Vorlage selten oder nie schon dann, wenn es zur ersten Berathung im Plenum kommt, so weit abgeschlossen sind, daß eine feste und sichere Majorität innerhalb der einzelnen Fraction für oder gegen die entscheidenden Punkte sich herausgestellt hat. Die Folge davon ist, daß die Redner, welche in der ersten Berathung das Wort ergreifen, mehr oder weniger nur im eigenen Namen oder im Namen einiger nähern Gesinnungsgenossen, höchstens noch einer gewissen instinctiven Muthmaßung über die Durchschnittsansichten ihrer Fraction sprechen, eine weitere Folge sodann, daß diese Redner sich oft weiter vorwagen, als sie vielleicht gethan haben würden, wäre die Sache vorher erschöpfender nach allen Seiten hin in der Fraction erwogen worden, und daß sie dadurch, wenn nicht die Fraction, so doch sich selbst engagiren und von der dabei eingenommenen Position schwer wieder loskommen können. Gerade bei den zwei ausschlaggebendsten Fractionen des Hauses zeigte sich diesmal, daß die Standpunkte, die am lebhaftesten bei der ersten Berathung von Rednern aus ihrer Mitte vertheidigt wurden, sich später als solche auswiesen, auf welchen unbedingt zu beharren entweder ein namhafter und gewichtiger Theil, oder sogar die

*) Art. 60 lautet: „Die Friedenspräsenzstärke des deutschen Heeres wird bis zum 31. Dec. 1871 auf 1 Proc. der Bevölkerung von 1867 normirt, und wird pro rata derselben von den einzelnen Bundesstaaten gestellt." (Durch Beschluß des Reichstages in der Herbstsession von 1871 ward dieser Termin bis zum 31. Dec. 1874 verlängert.) „Für die spätere Zeit wird die Friedenspräsenzstärke des Heeres im Wege der Reichsgesetzgebung festgestellt."

Mehrheit der Fraction nicht gemeint war, wodurch bei der einen Fraction (dem Fortschritt) eine Spaltung, bei der andern (den National-Liberalen) ein nachträglicher langwieriger und schwieriger Ausgleichungsproceß differirender Ansichten veranlaßt ward, der glücklicherweise ohne Sprengung der Partei verlief.

Als erster Redner gegen das Princip des Gesetzes trat bei der allgemeinen Berathung aus den Kreisen der Fortschrittspartei der Abgeordnete Richter-Hagen auf, bekannt und wohlangesehen als scharfer und scharfsinniger Kritiker aller finanziellen Vorlagen. In langer, eingehender Rede führte er (abgesehen von mancherlei sonstigen Ausstellungen gegen einzelne Theile des Gesetzes) einerseits die finanziellen und volkswirthschaftlichen, andererseits die constitutionellen Bedenken aus, welche einer Feststellung der Friedenspräsenzstärke des Heeres für immer, zumal in solcher Höhe, entgegenständen, wobei er auf die Nothwendigkeit einer Verkürzung der Dienstzeit hinwies.

Er rechnete heraus, daß bei unveränderter Annahme dieses Gesetzes und Bemessung des Militärbudgets nach den darin festgestellten Sätzen und bei der jetzigen Höhe der Preise ein Mehrbedarf von 20 Mill. herauskommen werde, und daß, wenn man auch die vorhandenen Ueberschüsse und die erwarteten Mehreinnahmen davon abziehe, doch immer noch für das Jahr 1875 ein ungedecktes Deficit von 14 Mill. Thlr. verbleibe. Weiterhin werde der Militäraufwand noch mehr wachsen. Wenn es sich nun darum handelte, die Ehre und Machtstellung des Vaterlandes zu sichern, so würden, sagte Redner, er und seine Partei, getreu ihrem Programm, vor keinem Opfer zurückscheuen. Allein so stehe es jetzt nicht, daß vor den militärischen Rücksichten alle andern, die wirthschaftlichen und finanziellen, verschwinden müßten. Deutschland, eben hervorgegangen aus einem großen siegreichen Kriege, stehe fester und stärker da als jemals. Eine einheitliche Heeresorganisation umspanne den Norden und den Süden; je älter diese Organisation werde, desto größer werde von selbst die Kriegsstärke Deutschlands; werde sie im Süden erst so alt sein, wie sie in Preußen schon 1870 war, so werde Deutschland statt 1,350000 Mann (wie damals) 1,700000 ins Feld stellen können. Die Forderung einer Feststellung der Friedenspräsenzstärke durch ein Gesetz sei eine unerhörte. „Zeigen Sie mir ein cultivirtes Land in Europa", rief der Redner aus, „wo einem Parlament auch nur angesonnen worden ist, eine Friedenspräsenzstärke gesetzlich festzustellen."

So spitzte sich denn die Richter'sche Rede in der Erklärung zu, die er für sich und seine politischen Freunde abgab: „Wir müssen es ablehnen, auf den §. 1 einzugehen; wir lehnen es ab, auf den in §. 1 enthaltenen Gedanken einzugehen, in welche Gestalt er sich auch im Laufe der Verhandlungen kleiden möge." Das war kategorisch gesprochen!

Im Namen der conservativen Partei, zugleich aber als vollgültigster Vertreter der Militärverwaltung, trat der große Denker der Schlachten, Generalfeldmarschall Graf Moltke, hier als einfacher Abgeordneter, auf. Seine Worte, mit dem vollen Gewicht seiner militärischen Autorität gesprochen, machten nicht blos im Hause, sondern auch weit darüber hinaus, ja über die Grenzen Deutschlands hinaus mächtigen Eindruck. Zum Theil auch einen andern, als woran er selbst wol gedacht hatte. So, wenn er, als vorsichtiger Stratege alle Eventualitäten, auch die zur Zeit nicht wahrscheinlichen, ins Auge fassend, gleich im Eingange seiner Rede sagte: „Wir können nicht im voraus wissen, ob wir nach einer oder nach zwei Seiten Front zu machen haben." Manche meinten, es stehe wol ein Krieg mit Rußland zu befürchten, was in Moltke's Gedankengang sicherlich nicht gelegen hatte. Ernst dagegen war es gemeint, und gewiß auch wahr, wenn er sagte: „Was wir in einem halben Jahre mit den Waffen errungen haben, das mögen wir ein halbes Jahrhundert mit den Waffen schützen, damit es uns nicht wieder entrissen wird. (Bravo!) Darüber, meine Herren, dürfen wir uns keiner Täuschung hingeben: wir

haben seit unsern glücklichen Kriegen an Achtung überall, an Liebe nirgends gewonnen. (Sehr wahr! Sehr richtig!)" Und ebenso ernst war es ihm, als er, zum Theil mit feinem Sarkasmus, die Befürchtungen anderer Nationen vor einer eroberungslustigen Politik Deutschlands zu beschwichtigen, oder die sonstigen Gründe ihrer Abwendung von Deutschland in ihrer Nichtigkeit aufzuzeigen versuchte. „In Belgien finden Sie noch heute französische Sympathien, deutsche sehr wenig. Man hat dort noch nicht erkannt, daß der belgischen Neutralität nur Ein Nachbar gefährlich werden kann und daß sie nur Einen wirksamen Beschützer hat. (Hört! Hört!) In Holland hat man angefangen, die Inundationslinie wiederherzustellen und neu zu befestigen. Gegen wen? Ich weiß es nicht. In Deutschland, glaub' ich, ist noch kein Mensch auf den Gedanken verfallen, Holland zu annectiren. (Sehr wahr!)" Da werde ferner den Engländern bange gemacht vor einer Landung von Deutschland aus; Dänemark glaube seine Küstenflotte vermehren und die Landungspunkte auf Seeland befestigen zu müssen; bald solle Deutschland die russischen Ostseeprovinzen erobern, bald die deutsche Bevölkerung Oesterreichs zu sich herüberziehen wollen. Frankreich habe eine ganz neue Einrichtung seiner Armee vorgenommen; die französische Regierung sei schon heute berechtigt, für die active Armee 1,200000, für die Territorialarmee ebenfalls über 1 Mill. Männer zu den Waffen zu rufen. Deutschland habe nach Wiedergewinnung der Reichslande nur die Heereslast auf mehr Schultern vertheilt; in Frankreich seien die Cadres beträchtlich vermehrt worden: von 116 Infanterieregimenter auf 152, außerdem 9 Jägerbataillone, 14 neue Cavalerieregimenter, statt 164 Batterien 323, also 159 mehr. Die Friedenspräsenz sei dort, obgleich Frankreich um $1\frac{1}{2}$ Mill. Einwohner ärmer geworden, um 40000 Mann stärker als 1870; sie betrage 471000 Mann; statt der 8 Armeecorps, mit der uns Frankreich entgegentrat, stelle es künftig 18, das für Algier nicht gerechnet. Sein Militärbudget sei um 28 Mill. gesteigert und erhebe sich im Ordinarium und Extraordinarium zusammen auf 171 Mill. Thlr. Die französische Nationalversammlung habe diese großen Summen ohne Rücksicht auf die Staatsfinanzen und ohne Unterschied der Parteien bereitwillig votirt, ja sie habe 17 Mill. Frs. mehr bewilligt, um die sogenannte seconde portion heranzuziehen. Zwar glaube er, daß die große Mehrheit der Franzosen durchdrungen sei von der Nothwendigkeit, zunächst den Frieden zu wahren, und er finde eine Bestätigung dafür auch in dem Umstande, daß eben ein einsichtsvoller Militär an der Spitze der französischen Regierung stehe; allein man habe es schon einmal erlebt, wie die französischen Parteien, die ihren Ausdruck in Paris fänden, Regierung und Volk zu den außerordentlichsten Beschlüssen hinreißen können. „Was von jenseit der Vogesen zu uns herüberdringt, ist ein wüstes Geschrei nach Rache für die selbst heraufberufene Niederlage." „Wir sind unsern Nachbarn nicht gefolgt auf dem Wege, die Armee zu vergrößern; wir glauben mit dem auskommen zu können, was in dieser Gesetzesvorlage enthalten ist. Aber die innere Güte unserer Armee dürfen wir nicht schwächen lassen, weder durch Verkürzung der Dienstzeit noch durch Herabsetzung des Präsenzstandes." Die erstere Maßregel, sagte Moltke, führe, wenn sie wirklich finanzielle Resultate haben solle, zum Milizsystem, dessen militärische Unzureichendheit der amerikanische Secessionskrieg, dessen politische und moralische Gefahren der letzte französische Krieg in seinem spätern Stadium mit der levée en masse gezeigt habe. Der Redner machte dann darauf aufmerksam, wie die Ersparnisse am Militäretat aus einer langen Reihe von Friedensjahren verloren gehen können in Einem Kriegsjahre! (Sehr richtig!) Nach einem unglücklichen Feldzuge (1806) habe Napoleon aus dem damaligen kleinen und armen Preußen eine Milliarde herausgezogen. Außerdem sei das volksthümliche Heer eine wichtige Schule für die Heranbildung des Volkes. „Nicht der Schulmeister, wie man gesagt, sondern der Erzieher, der Stand hat unsere Schlachten gewonnen, welcher jetzt bald 60 Jahrgänge der Nation erzogen hat zu körperlicher Rüstig-

keit und geistiger Frische, zu Ordnung und Pünktlichkeit, zu Treue und Gehorsam, zu Vaterlandsliebe und Mannhaftigkeit."

„Erwägen Sie", so schloß der große Stratege seine mächtige Rede, „daß jede Verminderung der Friedensziffer 12 Jahre lang nachwirkt und daß keiner von uns übersehen kann, ob in 12 Jahren Krieg oder Friede sein wird, denn

Es kann der Beste nicht im Frieden leben,
Wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt.

Aber ich denke, wir werden der Welt zeigen, daß wir eine mächtige Nation geworden und eine friedliebende geblieben sind, eine Nation, welche den Krieg nicht braucht, um Ruhm zu erwerben, und die ihn nicht will, um Eroberungen zu machen. Ich wüßte auch wirklich nicht, was wir mit einem eroberten Stück Rußland oder Frankreich machen sollten. Ich hoffe, wir werden eine Reihe von Jahren nicht nur Frieden halten, sondern auch Frieden gebieten. Vielleicht überzeugt sich dann die Welt, daß ein mächtiges Deutschland in der Mitte von Europa die größte Bürgschaft ist für den Frieden von Europa. Aber um Frieden zu gebieten, muß man zum Kriege gerüstet sein, und ich meine, wir stehen vor der Entscheidung, entweder zu sagen, daß bei den politischen Verhältnissen Europas wir eines starken und kriegsbereiten Heeres nicht bedürfen, oder aber zu bewilligen, was dafür nöthig ist."

Diese Rede, deren einzelne Sätze, die sich als einzelne militärische und politische Wahrsprüche wie Quadersteine zu einem festen und unerschütterlichen Bau zusammenfügten, durch fortwährende Zustimmungsrufe unterbrochen wurden und welcher am Schlusse ein lebhaftes und lange anhaltendes Bravo aus der Versammlung folgte, machte auch nach außen, wie sich bald zeigen sollte, einen überwältigenden Eindruck und schlug alle gegen die Vorlage vorgebrachten Bedenken siegreich aus dem Felde.

Auf Moltke folgte Graf Bethusy-Huc, der im Namen der Deutschen Reichspartei, im Anschluß an die Gründe des Vorredners, die Nothwendigkeit einer dauernden Feststellung der Friedenspräsenzstärke betonte und das Budgetrecht vollkommen gesichert glaubte, wenn es da ausgeübt werde, wo es allein recht wirksam werden könne und solle, nämlich bei den nicht durch Gesetz festgestellten Ausgaben der Militärverwaltung.

Der Socialdemokrat Hasenclever erklärte: auch seine Partei wolle nicht das Reich wehrlos machen, aber sie wolle keine Eroberungsarmee; zur Vertheidigung genüge ein Milizheer; sie wolle dieses nicht sofort eingeführt haben, sondern begnüge sich zur Zeit mit der auch von der Fortschrittspartei früher geforderten einjährigen Dienstzeit.

Die große national-liberale Partei, in welcher bei diesen wie bei allen Fragen wesentlich die Entscheidung lag, trat bei dieser ersten Berathung gespalten — in einen linken und einen rechten Flügel — auf den Kampfplatz. Im Sinne des erstern sprach Lasker, im Sinne des andern Gneist. Abgeordneter Lasker führte im wesentlichen aus, daß eine dauernde Feststellung der Friedenspräsenzstärke das Budget in seinem Kerne vernichte, indem sie dessen praktische Ausübung beschränke auf die Fälle nothwendig werdender Mehrbewilligungen, da bei den materiellen Ausgaben für das Heer (Löhnung, Bekleidung, Nahrung des Soldaten) zwar wol eine Kritik, kaum aber eine wirksame Abminderung möglich sei, sobald einmal die Ziffer der Soldaten feststehe, für die solche Bedürfnisse bewilligt werden müssen. Er äußerte ferner die Meinung: daß loyale Reichstage das Nothwendige jedes Jahr gewähren würden, gegen illoyale aber auch eine solche gesetzliche Feststellung keine sichere Schranke bilde.

Dem gegenüber stellte sich Abgeordneter Gneist auf den Standpunkt, daß der Militäretat zu behandeln sei wie jeder andere Etat des Staatshaushaltes, nur mit Zugrundelegung der gesetzlich festgestellten Cadres. Nach diesem Grundsatz sei man factisch

in Preußen verfahren seit 1849. Man habe bewilligt nach einem gesetzlich festgestellten Cadressystem, welches beruhte auf der jährlich publicirten Stammliste, die wiederum ihre Grundlage hatte in einer königlichen Verordnung von 1814 und einigen connexen Gesetzen. Diese Stammliste sei 40 Jahre lang festgehalten und von keiner Seite sei eine Aenderung derselben erstrebt worden. Bei der Reorganisation von 1859 habe die Regierung versucht, eine Erhöhung des Heeresbestandes auf dem Verwaltungswege durchzusetzen. Dem habe sich die Volksvertretung widersetzt, und so sei der bekannte Conflict entstanden. Die damalige Mittelpartei habe schon 1862 eine gesetzliche Grundlage verlangt, ein Organisationsgesetz. Eine Beschränkung des Budgetrechts habe man in der ganzen Zeit von 1849—59 in der Berathung des Militäretats auf der feststehenden Grundlage bestimmter Cadres nicht erblickt. Auch sei eine solche Beschränkung in der That hier nicht mehr vorhanden als bei jedem andern Budget eines Ministerialdepartements, wo auch überall bestimmte Etats, bestimmte Organisationen zu Grunde lägen, wo man z. B. auch die 20000 etatmäßigen Beamtenstellen im voraus als feststehend annehme u. s. w. Wenn man sich berufe auf die jährliche Feststellung des Heeresbestandes in England, so vergesse man, daß das englische Heer ein Soldheer sei, daß dagegen, als man dort daneben ein Milizheer einführte, man dessen Höhe auch durch Gesetz normirte. Für eine auf allgemeiner Wehrpflicht beruhende Armee sei die Friedensstärke von selbst gegeben, denn man würde, wollte man diese erheblich vermindern, einen ganzen Jahrgang der gesetzlich Wehrpflichtigen willkürlich verstümmeln, damit aber zugleich die entsprechenden Jahrgänge der Reserve und der Landwehr, abgesehen davon, daß auch der zweite wichtige Zweck, die ganze Nation durch die Schule der Armee gehen zu lassen, eine schwere Beeinträchtigung erführe. Eine gesetzliche Fixirung der Cadres sei also nothwendig, aus dieser ergebe sich dann das übrige von selbst.

Damit war, da das Centrum sich an der Debatte gar nicht betheiligte, die erste Berathung geschlossen. Die Vorlage ward an eine Commission von 28 Mitgliedern verwiesen.

Bei dieser blieb sie ungewöhnlich lange Zeit, volle zwei Monate lang. Die Hauptschwierigkeit bildete auch dort der §. 1. Man vernahm, daß für die Annahme desselben keine Majorität zu erreichen sei, daß ebenso wenig ein Vermittelungsantrag der Deutschen Reichspartei sich eines Erfolgs zu erfreuen habe, der dahin ging, neben der Ziffer von 401659 Mann als höchster oder normaler Präsenzziffer noch eine zweite von 384000 Mann festzustellen als die Durchschnittsziffer, welche dadurch hergestellt werden sollte, daß von der Normalziffer im Wege von Beurlaubungen, spätern Einstellungen u. s. w. factisch heruntergegangen werde. Die Commissarien des Bundesrathes hätten diesem Vorschlage gegenüber sich weder beistimmend noch ablehnend erklärt, vielmehr den Regierungen das letzte Wort vorbehalten und vorläufig auf der Ziffer von 401659 bestanden.

Die Entscheidung ward dadurch verzögert und erschwert, daß der Reichskanzler bald nach seinem Auftreten in der elsaß-lothringischen Frage nicht unbedeutend erkrankt und während der ganzen Zeit der Berathung des Militärgesetzes sowol im Hause als in der Commission nicht im Stande war, sich unmittelbar, ja selbst nur mittelbar wirksam bei den Verhandlungen zu betheiligen. So zog sich die Sache unentschieden bis gegen die Osterwoche hin, wo der Reichstag Ferien machen sollte. Der Kaiser selbst sprach an seinem Geburtstage, am 22. März, gegen die ihn beglückwünschenden Generale die Besorgniß vor einer neuen „Krisis" aus, die über der Armee schwebe, indem er zugleich, wie zu seiner eigenen Beruhigung über die von seiner Regierung in der Militärfrage eingenommene Stellung auf die glücklichen kriegerischen Erfolge hindeutete, durch welche das in der Conflictszeit ebenfalls angezweifelte Heeresorganisationssystem sich bewährt habe.

Aber auch die öffentliche Meinung fing an sich zu beunruhigen. Ein Conflict in der Militärfrage erschien als ein nationales Unglück, ja schon ein Durchgehen des Gesetzes

mit kleiner Majorität und gegen eine starke Opposition ward wegen des Eindrucks nach außen für bedauerlich erachtet. Als daher der Reichstag zu Ostern auseinanderging und zu einer nahe bevorstehenden, namentlich aber zu einer befriedigenden Lösung der brennenden Frage noch immer keine sichere Aussicht zu sein schien, da machte die allgemeine Erregung darüber sich in zahlreichen Kundgebungen Luft. Schon vorher waren an viele, namentlich süddeutsche Abgeordnete von ihren Wählern Zuschriften gekommen, welche von einem Conflict abmahnten und den Wunsch der Wählerschaften aussprachen, daß im Punkte der Wehrhaftigkeit des Reiches nicht gekargt werde. Während der Ferien verallgemeinerten sich diese Kundgebungen und nahmen zugleich einen mehr öffentlichen, demonstrativen Charakter an. Es ward offenbar, daß in einem großen, wahrscheinlich dem größten Theile von Deutschland in weiten Bevölkerungsschichten die Stimmung sich ungleich mehr einer nöthigenfalls selbst unbedingten Bewilligung dessen, was für die Vertheidigung Deutschlands nothwendig erachtet werde, zuneigte, als einer ängstlichen Bemäkelung desselben, daß der Instinct der Sicherung des Vaterlandes nach außen und damit auch seiner ruhigen innern Entwickelung sammt allen den davon abhängigen Interessen stärker war als alle constitutionelle Scrupel, welche die parlamentarische Opposition ins Feld führte, ja auch als die finanziellen und wirthschaftlichen Berechnungen, auf welche dieselbe sich stützte, daß man den Beweisführungen eines Moltke (wie das in einer jener Kundgebungen offen ausgesprochen ward) ungleich mehr Gewicht beilegte als denen eines Eugen Richter, vor allem auch, daß man für das Schlimmste, was geschehen könnte, das ansah, wenn Reichstag und Bundesrath über die wichtigste aller Fragen, die der Wehrhaftigkeit Deutschlands, sich veruneinigten und dadurch den auf jedes Zeichen von Uneinigkeit oder Schwäche schadenfroh lauernden innern und äußern Feinden des jungen Deutschen Reiches ein Triumph bereitet und eine Ermuthigung zur Verfolgung ihrer übelwollenden Plane gegeben würde.

Dies ungefähr waren die Gesinnungen und Anschauungen, welche in zahlreichen Adressen, Resolutionen, Petitionen und sonstigen Arten öffentlicher Meinungskundgebung in den verschiedensten Theilen Deutschlands zu Tage traten. Und zwar, wie deutlich wahrzunehmen, nicht nach Verabredung oder nach Impulsen, die von einzelnen Punkten, am allerwenigsten von einem Mittelpunkte ausgingen, vielmehr durchaus spontan und ohne jede künstliche, planmäßige Agitation. Am stärksten war die Bewegung im Westen und Süden, in Preußen vor allem in Rheinland und Westfalen, sodann in den neuen Provinzen, außerdem in Würtemberg, Baden, aber auch in Mitteldeutschland, besonders Sachsen, in den Hansestädten u. s. w. In Hamburg, Bremen, Stettin, Flensburg, Emden, Leer, Osnabrück, Lüneburg, Soest, Lippstadt, Elberfeld, Bielefeld, Duisburg, Iserlohn, Gladbach, Dortmund, Wesel, Siegen, Boppard, Köln, Heidelberg, Offenburg, Durlach, Stuttgart, Tauberbischofsheim, Kirchheim u. T., Urach, Reutlingen, Biberach, in Augsburg und München, in Leipzig, Dresden, Annaberg, Frankenberg, Löbau, Döbeln und Umgegend, und noch an vielen andern Orten fanden Versammlungen statt, wurden Resolutionen gefaßt oder Adressen entworfen, die dann mit zahlreichen Unterschriften an den Reichstag abgingen. Auch auf das platte Land breitete sich theilweise, besonders im Süden, die Bewegung aus. Sogar aus dem eigenen Wahlkreise des Abgeordneten Richter erging an diesen von einer Anzahl von Wählern eine Adresse, welche die Nichtübereinstimmung mit dem von ihm in der Militärfrage eingenommenen Standpunkte aussprach. Wie wenig die Bewegung nur von einer einzelnen Parteirichtung, etwa der conservativen, oder der mehr nach rechts neigenden Seite der National-Liberalen ausging, zeigten mehrere Beispiele recht augenfällig. In Leipzig fand eine große Versammlung statt, welche ebensowol fortschrittliche als national-liberale und conservative Elemente umfaßte, und in dieser Versammlung ward einmüthig eine Resolution beschlossen, welche die zuversichtliche

Hoffnung einer Verständigung zwischen Reichstag und Bundesrath aussprach. In Köln war der Hauptredner für eine ähnliche Resolution derselbe Classen-Kappelmann, der in der Conflictszeit als einer der hervorragendsten Führer an der Spitze des entschiedensten Fortschritts gestanden, und dieser erwähnte in seiner Rede, daß ein ihm befreundetes namhaftes Mitglied der Fortschrittspartei im Reichstage in einer besondern Zuschrift ihn zum Anschluß an die von dieser vertretene Ansicht in der Militärfrage zu bereden gesucht habe, daß er aber trotz dieses Schreibens, ja nur um so mehr, dabei beharren müsse, sich gegen diese Ansicht auszusprechen.

Kundgebungen im entgegengesetzten Sinne erfolgten nur wenige: eine von den Socialdemokraten in Leipzig, eine von den Ultramontanen in München, eine von der äußersten Demokratie unter Sonnemann's Führung in Frankfurt am Main — vom fortschrittlichen Standpunkte aus nur eine oder ein paar in Ostpreußen. In Dresden veranstaltete die Fortschrittspartei mit großem Apparat eine Versammlung, in welcher mehrere von Berlin herübergekommene Reichstagsabgeordnete über die Militärfrage sprachen, allein bezeichnend für das geringe Vertrauen, welches die Veranstalter dieser Versammlung selbst auf den Erfolg ihrer Sache zu setzen schienen, war es, daß in den Einladungen ausdrücklich jede Debatte ausgeschlossen und daß eine Abstimmung am Schlusse nicht versucht ward.

So kam, bald nach den Osterferien, die zweite Berathung des Militärgesetzes heran. Sie nahm fünf Tage in Anspruch: 13.—17. April.

Da die Commission einen schriftlichen Bericht nicht erstattet hatte, gab zunächst Abgeordneter Miquel als Referent für den ersten, wichtigsten Abschnitt mündlich eine sehr ausführliche, klare und, wie selbst von solchen Abgeordneten, die einen durchaus abweichenden Standpunkt einnahmen, rückhaltslos anerkannt ward, sehr objective und unparteiische Auseinandersetzung der von der Commission gepflogenen Verhandlungen und der dabei zu Tage getretenen verschiedenartigen Anschauungen. Hierauf ergriff Abgeordneter von Bennigsen das Wort, um das von ihm und einer großen Anzahl Abgeordneter zu §. 1 eingebrachte Amendement — den sogenannten Compromißvorschlag — zu vertheidigen. Er sagte im Eingange Folgendes: „Die eine Strömung geht davon aus, daß es vor allen Dingen erforderlich ist, die Integrität und Sicherheit unsers Staatswesens nach außen zu verbürgen und darauf hin die Grundlage unserer Armeeverfassung unerschütterlich und dauernd festzustellen. Die andere Richtung geht von denjenigen Rechten aus, welche einer Volksvertretung in jedem constitutionellen Staatswesen unaufhörlich beiwohnen müssen. Meine Herren! Wären die Gegensätze in diesem Falle unvereinbare, so würde ich sagen: die Rechte der Volksvertretung bei der Bewilligung im Budget, selbst bei den größten Summen, für die Armee müssen zurücktreten gegen die Frage der Sicherheit und der Integrität unsers Staates nach außen. (Bravo!)"

Redner ging nun die Geschichte des Heeresbudgets durch und erwähnte, wie in Berücksichtigung jenes wichtigen Interesses der Sicherheit Deutschlands nach außen 1868 der Norddeutsche, 1871 wiederum der allgemeine Deutsche Reichstag sich zu einem Pauschquantum fürs Heer verstanden habe. Solche Ausnahmezustände müßten aber in geordneten Zeiten aufhören, sonst verdiene ein Staat nicht den Namen eines constitutionellen. Jetzt nun solle zwar der Friedenspräsenzstand des Heeres durch ein Gesetz, also bleibend geregelt, dagegen die auf den Kopf eines Soldaten entfallende Ausgabesumme jährlich bewilligt werden. Das sei zwar eine Beschränkung, aber noch lange keine Aufhebung des Budgetsrechts. (Widerspruch und Zustimmung.) Die Feststellung der Friedenspräsenzstärke durch ein Gesetz, nicht durch das jährliche Budget, sei durch die Reichsverfassung selbst (Art. 60 und 62, Abschn. 2) vorgesehen, aber nicht, daß dies für alle Zeiten geschehen müsse. Man könne also auch auf einen bestimmten Zeitraum diese Feststellung

vornehmen. Den Conservativen zur Beruhigung wies Redner darauf hin, daß, wenn nach Ablauf dieses Zeitraumes man sich nicht sogleich verständigen sollte, dann die Fundamentalbestimmungen der Verfassung wieder in Kraft treten würden, welche die Integrität des Heeresbestandes vollkommen sicherstellen.

Redner kam hier auf „die starke Volksbewegung, welche in den letzten Wochen und Tagen durch die deutsche Nation gegangen ist". Er sei persönlich der Meinung, „daß auf dem rein politischen Gebiete eine so primitive und so starke Bewegung seit 1848 nicht dagewesen". (Oho! im Centrum, Beistimmung rechts und von den National-Liberalen.) Gemacht sei diese Bewegung nicht. (Widerspruch links; Abgeordneter Richter: „Doch!") „Wenn Hr. Richter sagt, sie sei allerdings gemacht, so werden ihm das doch wenige von denjenigen glauben, die sich bei der Bewegung in so starkem Maße und, abgesehen von ein paar großen Städten, über das ganze Gebiet in Deutschland betheiligt haben. (Sehr wahr!) Diese Bewegung ist hervorgegangen aus dem ganz unmittelbaren Drange, daß jetzt die Zeit nicht ist, wo der neue deutsche Staat einen Conflict zwischen seiner Regierung und dem Reichstage auf dem Gebiete der Heeresverfassung vertragen kann. (Sehr richtig! Sehr wahr!) Auch verlangt diese Bewegung keineswegs, daß die Forderung der Regierung unbedingt und buchstäblich angenommen werden solle; sie verlangt vielmehr ausdrücklich an vielen Orten, und gerade da, wo sie sonst am entschiedensten aufgetreten ist, daß man im Reichstage angesichts der Gefahren in diesem jungen Staatswesen, das von Nachbarn umgeben ist, die immer noch versuchen werden, dasselbe wieder in Frage zu stellen, sich gedrungen fühlen muß, mit der Regierung eine Verständigung zu suchen (Sehr richtig!), eine Aufforderung, die nicht an den Reichstag allein, sondern auch an die Regierung gerichtet ist (Hört! links), und das feste Vertrauen schlägt in dieser Bewegung nicht minder durch, daß es auch der Regierung nicht unmöglich sein werde, die Hand zu einer Verständigung zu bieten, welche die Rechte der Volksvertretung nicht mehr beschränkt, als die Natur der Heeresverfassung und die politische Lage es unbedingt erfordert."

Redner betonte dann, wie, abgesehen von den äußern Gefahren, auch in den innern Verhältnissen Deutschlands ein dringender Beweggrund für alle an dem Interesse des Reiches aufrichtig theilnehmenden Parteien liege, festgeschlossen soviel als möglich mit der Reichsregierung zu gehen gegenüber jenen Parteien, welche den Bestand des Reiches selbst in Frage stellen, wobei er offen auf die Ultramontanen hindeutete — eine Andeutung, welche, wie auch der Schluß der Rede, der nochmals zur Verständigung mahnte, vom Centrum mit Zischen, von den meisten andern Seiten des Hauses, namentlich auch der Rechten, mit lautem Beifall aufgenommen ward.

Nach Bennigsen sprach der Bundesrathsbevollmächtigte Kriegsminister von Kameke, der namens der verbündeten Regierungen erklärte: dieselben könnten zwar die Bedenken nicht anerkennen, durch welche die Ablehnung einer längern Verpflichtung motivirt werde, sie seien auch überzeugt, daß eine Verringerung der in §. 1 normirten Heeresstärke auch künftig nicht möglich sein werde, ohne die bewährte Einrichtung des deutschen Heeres zu gefährden; allein sie fänden zwischen ihrem Vorschlage und dem Amendement Bennigsen praktisch keinen so großen Unterschied, daß sie eine Verständigung auf dieser Grundlage zurückweisen möchten. Die in diesen sieben Jahren gemachten Erfahrungen würden dahin führen, die jetzt geforderte Stärke als dauernd oder doch wieder auf längere Zeit erforderlich zu bewilligen.

Der nächste Redner war der Abgeordnete Reichensperger-Olpe. Nach einigen Seitenhieben auf die von Bennigsen entwickelten Ansichten in Bezug auf das Verhältniß zwischen Reichstag und Reichsregierung kam derselbe alsbald auf das beliebte Thema aller Redner vom Centrum, die angebliche Schuld der preußischen Regierung und beziehungsweise des

Reichstages an der Schärfung des Conflicts mit der Kirche. Dann wendete er sich wieder zurück auf das constitutionelle und finanzielle Gebiet, auf welchem die vorliegende Frage sich bewegte, und versuchte mit gewohntem Scharfsinn nachzuweisen, daß nach diesen beiden Seiten hin sowol die Vorlage der Regierung als auch das heute vorgeschlagene Compromiß unannehmbar sei, daß letzteres insbesondere, wie er unter lautem Beifall seiner Partei, aber ebenso lebhaftem Widerspruch von der Rechten und den National-Liberalen stark betonte, „alles compromittire, die Personen und die Grundsätze, die Volksvertretung, den Bundesrath, das Rechtsprincip und das wirkliche und wahre Interesse der Armee selbst". Zum Schlusse führte er aus, wie ein Beschluß gleich dem beantragten ein bedenkliches Mistrauen gegen künftige Reichstage verrathe, und wie gerade dieses Mistrauen dahin führen werde, daß ein künftiger Reichstag, nach Ablauf der sieben Jahre, mit größerer Strenge in Wahrung seiner Rechte an diese Frage herantrete.

Hierauf begründete namens der Freiconservativen Graf Bethusy-Huc den von diesen schon in der Commission gestellten Antrag (auf eine Durchschnittsfriedenspräsenz von 384000 Mann neben der Maximalpräsenz von 401659 Mann), welchen er mehr als eine Ergänzung oder Verbesserung, denn als eine Schwächung der regierungsseitigen Forderung darstellte. Die Regierungen selbst hätten erklärt, sie wollten nicht die vollen 401659 Mann das ganze Jahr hindurch präsent halten, vielmehr durch Beurlaubungen u. s. w. an dieser Ziffer und demgemäß an dem bewilligten Quantum für das Heer sparen, diese Ersparnisse aber selbstverständlich in die Reichskasse zurückfließen lassen. Durch Fixirung einer Effectivdurchschnittsziffer hätten sie, die Freiconservativen, der Heeresverwaltung eine bequeme Modalität für ihr Gebaren schaffen wollen. Doch seien sie bereit, auch auf das Compromiß einzugehen, denn ihnen komme es vor allem darauf an, jene „Unterordnung unter das allgemeine Staatsrecht zu bethätigen", welche „die unbedingte Voraussetzung jeder staatlichen Bildung", und durch welche allein die Gründung des Deutschen Reiches überhaupt möglich geworden sei.

In einer sehr langen und zum Theil sehr beißenden Rede entwickelte nun Abgeordneter Richter-Hagen nochmals seinen und seiner politischen Freunde (von der Fortschrittspartei) Standpunkt in dieser Frage. Er warf der national-liberalen Partei vor, daß sie, entgegen frühern Aeußerungen aus ihrer eigenen Mitte, die constitutionellen Rechte des Volkes preisgebe. Die Volksbewegung zu Gunsten des Militärgesetzes wollte er nicht als „primitiv" gelten lassen, erblickte vielmehr darin nur eine sehr bedenkliche Wirkung des durch die Anrede des Kaisers an die Generale geübten Druckes und einer planmäßigen Agitation durch alle Mittel des officiösen Apparates, eine Anschauung, deren thatsächliche Unrichtigkeit nur eine so starke Voreingenommenheit für seine eigenen Ansichten, wie sie beim Abgeordneten Richter vorhanden war, verkennen konnte. Ja er bezeichnete die Kundgebungen der öffentlichen Meinung als Ausgeburten von „Unverstand" und „Leidenschaften der Menge", die zum Theil sehr ansehnlichen Versammlungen, aus denen solche Kundgebungen hervorgegangen, als „beliebig zusammengewürfelte Volkshaufen". Die Regierung (der er schuld gibt, diese Demonstrationen veranlaßt zu haben) hätte, meint er, statt dessen den Reichstag auflösen sollen, um an das wirkliche „Volk" zu appelliren. Durch das Hereinziehen des kaiserlichen Namens, durch die Beiseiteschiebung des Reichstages mittels jener Volksdemonstrationen verewige man den Scheinconstitutionalismus, der schlimmer sei als der nackte Absolutismus; mit jeder solchen Concession, die man auf Kosten der Volksrechte und der Rechte des Reichstages den Regierungen mache, stimme man diese nicht versöhnlicher, sondern, wie sich bald zeigen werde, nur hartnäckiger im Verweigern auch berechtigter Forderungen des Volkes. Das Verlangen, auf eine längere Zeit hinaus die Friedenspräsenz zu fixiren, sei nicht sowol ein Vertrauensvotum für die Executive, als ein Mistrauensvotum gegen das Volk,

von dem man annehme, es werde künftig einmal solche Vertreter wählen, welche das zur Wehrhaftigkeit Deutschlands Nothwendige nicht bewilligen möchten. Uebrigens ließ Abgeordneter Richter doch durchblicken, daß, weil das Compromiß (Bewilligung auf sieben Jahre) noch wesentlich unterschieden sei von der ursprünglichen Regierungsvorlage (Bewilligung schlechthin), seine Partei bei der Eventualabstimmung für das Compromiß stimmen werde.

Auf Richter folgte Abgeordneter Freiherr von Maltzahn-Gültz von der Rechten. Derselbe beklagte namens seiner Partei, der Conservativen, daß die Regierung nicht fest bei ihrer Vorlage geblieben sei, erklärte indeß, daß sie, gewohnt, dem Wohle des Landes nicht blos ihre Neigung, sondern selbst ihr Interesse aufzuopfern, für das Compromiß stimmen werde.

Abgeordneter Hasenclever begann damit, der Fortschrittspartei ungefähr dieselben Complimente wegen ihrer Charakterfestigkeit zu machen, welche diese der national-liberalen Partei gemacht hatte. Sie werde es nicht verhindern, selbst wenn die Reichsregierung einen Staatsstreich unternähme. Sodann griff er die Vorlage an, indem er sagte: „Man will einen Druck auf Frankreich üben, will Frankreich in Furcht bringen, aber man stärkt vielmehr die kriegerische französische Regierung, und wird es dahin bringen, daß dieselbe immer mehr rüstet und noch weit größere Anstrengungen macht, um ein noch größeres und tüchtigeres Kriegsheer hervorzubringen, als sie jetzt zu Stande bringen wollte.“ Die Hauptspitze der Vorlage sei übrigens, wie Hr. von Bennigsen verrathen habe, nach innen, gegen sie, die Socialdemokraten, gerichtet. Allein sie fürchteten sich davor sowenig wie vor dem Knüppel, mit dem Hr. Lasker einmal gedroht habe. Endlich empfahl er nochmals den Vorschlag seiner Partei: 540000 Mann, aber nur je zwei Monate lang jedes Jahr innerhalb dreier Jahrgänge zur Ausbildung der Wehrpflichtigen, welche die übrigen zehn Monate ihren friedlichen Beschäftigungen zurückgegeben werden sollen. Der Grund dieses Antrages sei, daß die Antragsteller erklären wollten: „Wir wollen keinen Krieg, wir halten die Kriege und die stehenden Heere für den Fluch aller Nationen.“

Hierauf ergriff im Namen des Bundesraths Generalmajor von Voigts-Rhetz das Wort. Er suchte einerseits die Bedenken wegen des Budgetsrechts zu beschwichtigen, andererseits die Nothwendigkeit einer feststehenden, nicht von jährlichen Neubewilligungen abhängigen Heeresorganisation zu erweisen. Von besonderm Interesse waren seine statistischen Anführungen. Bei voll durchgeführter dreijähriger Dienstzeit und bei der Nothwendigkeit, zur Kriegscompletirung 190 Rekruten in die Bataillone einzustellen, würde sich die Friedenspräsenz statt auf 401659 auf 434000 Mann, und wenn man gleichzeitig die allgemeine Wehrpflicht zur vollen Wahrheit machte, sogar auf 454000 Mann stellen. Die Zahl 401659 Mann sei ferner auf die Bevölkerungszahl von 1867 berechnet. In 25 Jahren würde diese Präsenzziffer gegen die dann vorhandene Bevölkerungszahl um 100000 Mann zurückstehen (d. h. eigentlich müßte sie dann 501659 Mann betragen). Die Operationsarmee in Frankreich (nach Abzug der Trains, die algierischen Truppen und die Hälfte der Gensdarmerie mitgerechnet) beträgt 712000 Mann mit 2160 Geschützen, die russische 942000 Mann mit 2512 Geschützen, die österreichische 548000 Mann mit 1456 Geschützen, die deutsche 568000 Mann mit 1800 Geschützen. „Demnach sind wir erst die drittgrößte Armee; wir haben daher, unsere politische und geographische Lage in Betracht gezogen, alle Veranlassung, daran zu denken, daß unsere Armee durch ihre Tüchtigkeit ersetzen muß, was ihr an Zahl entgeht.“ Daraus deducirte der Redner dann die Nothwendigkeit einer nicht zu kurzen Dienstzeit. Er schloß mit den Worten: „Wir brauchen eine starke Armee, um eine kräftige Politik zu treiben; wir brauchen eine gefürchtete Armee, um den Frieden zu erhalten. Das aber werden Sie nicht erreichen, wenn Sie alljährlich die Armee in ihrem Bestande in Frage stellen.“

Abgeordneter von Treitschke, vom rechten Flügel der National-Liberalen sagte, er würde lieber bei der Vorlage stehen bleiben; indeß da die Regierung selbst die sieben Jahre acceptire, und da es ihm darauf ankomme, daß das Gesetz mit möglichst großer Mehrheit votirt werde, füge er sich dem Compromiß. Er rügte dann auch die wegwerfende Weise, in der Abgeordneter Richter — er, ein „Demokrat" — von den Kundgebungen des Volkes in dieser Sache gesprochen, denen er seinerseits große Bedeutung beilege, wie er denn auch hoffe, daß nach sieben Jahren eine viel größere Einmüthigkeit im Reichstage in Betreff der Behandlung des Militärbudgets sich finden werde.

Abgeordneter von Mallinckrodt vertheidigte das Amendement der Centrumspartei und die zweijährige Dienstzeit und führte dabei manche Seitenhiebe auf die Vorredner, besonders die von der national-liberalen Partei, ebenso wie auf die Politik der Reichsregierung und speciell des Reichskanzlers. Seine Rede veranlaßte vier Erwiderungen vom Bundesrathstische aus: eine politische vom Präsidenten des Reichskanzleramtes Staatsminister Delbrück, eine finanzielle vom preußischen Finanzminister Camphausen, und zwei militärische, die eine vom General Voigts-Rhetz, die andere vom bairischen Obersten Fries, der sich trotz der Erfolge der nicht drei Jahre lang eingeübten bairischen Truppen im letzten Kriege dennoch für die dreijährige Dienstzeit verwendete.

Abgeordneter Löwe — einer von denen aus der Fortschrittspartei, die sich in der vorliegenden Frage von dieser trennten, und der hervorragendste derselben — erklärte, für das Compromiß stimmen zu wollen, theils weil er eine Stockung in der reformatorischen Gesetzgebung des Reiches und Preußens für bedenklich halte, theils weil er sicher hoffe, in sieben Jahren werde man zu einer gedeihlichen Verständigung in der Militärfrage gelangen. Auch er aber wünschte eine Herabsetzung der Dienstzeit, namentlich aus volkswirthschaftlichen Gründen, und er hätte lieber einem Compromiß auf dieser Basis zugestimmt.

Generalfeldmarschall Graf Moltke nahm auch diesmal wieder das Wort zu einigen kurzen, aber eindringlichen Bemerkungen über die Nothwendigkeit, daß Deutschland einig und stark sei gegenüber den nicht zu bezweifelnden Revanchegelüsten Frankreichs.

Abgeordneter Lasker, der in dieser Frage den linken Flügel der National-Liberalen vertrat, sprach zunächst über die Genesis des Compromisses, rechtfertigte dann sich und seine nähern Gesinnungsgenossen in der Fraction darüber, daß sie nicht einfach die Regierungsvorlage hätten annehmen wollen, und motivirte zuletzt seine Zustimmung zum Compromiß namentlich im Hinblick auf die allgemeine politische Lage, die, wie er hoffe, nach sieben Jahren im Innern wenigstens eine ruhigere sein werde.

Bei der Abstimmung über die verschiedenen Anträge wurde der von Hasenclever auf einjährige Dienstzeit mit allen gegen die alleinigen Stimmen der Socialdemokraten verworfen; der des Centrums: auf jährliche Feststellung der Friedenspräsenzstärke, mit 256 gegen 114 Stimmen abgelehnt, das Amendement Ausfeld, welches ebenfalls jährliche Feststellung, jedoch zugleich für das Jahr 1875 sofortige Bewilligung der vollen von der Regierung geforderten Zahl von 401659 Mann wollte, ebenfalls verneint, hierauf aber der Compromißantrag von Bennigsen und Genossen mit 224 gegen 146 Stimmen angenommen. Unter den Verneinenden befand sich neben dem Centrum, den Polen, Welfen, Elsaß-Lothringern und Socialdemokraten auch der größere Theil der Fortschrittspartei, während ein kleinerer, die Abgeordneten Löwe, Lorentzen, Rohland, Schmidt-Stettin u. a., sich von der Partei trennte und mit der Majorität stimmte.

Nach der dritten Berathung am 20. April wurde das ganze Gesetz mit 214 gegen 123 Stimmen angenommen.

6) Das Kirchengesetz.

Das dritte principiell wichtige Gesetz war das „die Verhinderung der unbefugten Ausübung von Kirchenämtern" betreffende. Dasselbe war, wie der die Berathung der Vorlage einleitende Bundesrathscommissar, der preußische Geh. Oberregierungsrath Dr. Förster, unumwunden anerkannte, zunächst durch ein Bedürfniß des größten deutschen Bundesstaates, Preußen, veranlaßt. Die preußische Regierung, sagte er, habe sich durch die bekannten Vorgänge in der katholischen Kirche genöthigt gesehen, die Grenze zwischen den Hoheitsrechten des Staates und den Rechten dieser Kirche schärfer zu ziehen. Das sei durch die Maigesetze geschehen, welche in das religiöse Dogma oder das Gewissen der einzelnen Katholiken nirgends eingriffen, sondern nur ganz natürliche und nothwendige Forderungen stellten rücksichtlich der Nationalität und der wissenschaftlichen Vorbildung der katholischen Geistlichen. Gleichwol würde gegen diese Gesetze ein organisirter, nicht blos passiver, sondern sehr activer Widerstand seitens der katholischen Geistlichkeit unterhalten. Um diesen zu brechen und jenen Gesetzen Achtung zu verschaffen, müsse man zu Zwangsmaßregeln schreiten. Hier aber setze die Reichsgesetzgebung der preußischen Regierung eine Schranke, und daher müsse sie die Hülfe dieser Reichsgesetzgebung selbst ansprechen, um wirksame Maßregeln gegen solche Geistliche zu ergreifen, welche, nach den Maigesetzen wegen Ungehorsams gegen diese ihres Amtes entsetzt, dennoch fortführen, geistliche Functionen auszuüben. Zwei solche Maßregeln wurden in dem Gesetzentwurfe vorgeschlagen; eine mildere, die Versetzung des solchergestalt renitenten Geistlichen an einen andern Ort, damit er factisch verhindert sei, noch ferner amtliche Handlungen sich anzumaßen; für den Fall aber, daß ein Geistlicher beharrlich und systematisch dem Gesetze den Gehorsam versagen würde, die strengere Maßregel einer Entziehung der deutschen Staatsangehörigkeit.

Der Kampf um dieses Gesetz war, wie vorauszusehen, ein lebhafter. Die Centrumspartei führte nicht blos ihre bewährtesten Kämpfer, wie Reichensperger-Olpe, von Mallinckrodt, Windthorst, sondern auch mehrere ihrer neugewonnenen Vertreter, wie Jörg, Westermeier, Lend, Schüttinger, Bayrhammer, und „den ältesten Parlamentier", wie er selbst sich nicht unrichtig nannte, Buß (schon 1848 in der Paulskirche zu Frankfurt ein sehr streitbares Mitglied der dortigen katholischen Partei), für ihre Sache ins Feld, und sie versuchte alle ihre gewohnten Kriegslisten, indem sie Zwiespalt bald unter den liberalen Parteien, bald unter den Bundesregierungen zu säen suchte, bald die Competenz des Reiches bestritt und den Regierungen vor einer Vernichtung ihrer Kirchenhoheit bange machte, bald auf die Reservatrechte Baierns sich berief und das Gesetz dort für unausführbar und der rechtlichen Kraft entbehrend erklärte. Aber nichts von allem verfing. Auf den Appell an die Freiheitsgrundsätze der Fortschrittspartei antworteten im Namen dieser entschieden ablehnend die Abgeordneten von Saucken-Tarputschen und Vicepräsident Dr. Hänel. Die Berufung auf die bairischen Reservatrechte wies der bairische Bundesrathsbevollmächtigte Ministerialrath von Riedel als unberechtigt zurück; die Angriffe auf die badische Regierung wegen ihres Vorgehens gegen die katholische Kirche fertigte kurz und derb der badische Minister von Freydorff ab, und der Vertreter Lübecks im Bundesrathe, Ministerresident Dr. Krüger, gab dem Abgeordneten Windthorst-Meppen eine derbe Lection, indem er ihm zu bedenken gab, daß derjenige keine Ursache habe, deutschen Regierungen gute Lehren zu geben, der, wie er, selbst einer Regierung so nahe gestanden, und so hervorragenden Antheil bis nahe zur Katastrophe an einer Politik genommen habe, die mit innerer Nothwendigkeit zum Untergange dieser Regierung führen mußte. Ein sehr nachdrücklicher und sehr gefährlicher, weil auf dem eigenen Gebiete desselben wohl orientirter Gegner erstand dem Centrum bei dieser Frage in dem neueingetretenen Abgeordneten Professor

von Schulte, dem bekannten namhaften Lehrer des katholischen Kirchenrechts und Wortführer der Altkatholiken, der, in Uebereinstimmung mit dem protestantischen Kirchenrechtslehrer Professor Hinschius, die Waffen des Rechtes und der Geschichte gegen das Centrum siegreich handhabte. Außerdem sprachen noch gegen dieses von national-liberaler Seite Abgeordneter Miquel, dessen Rede, die sich dahin zuspitzte, daß er dem Centrum zurief: Ihr zwingt uns zu Maßregeln, zu denen wir selbst nur schweren Herzens greifen, ihres Eindruckes selbst bei den Gegnern nicht verfehlte, und vom specifisch bairischen Standpunkte aus Abgeordneter Völk, von der Rechten Abgeordneter von Minnigerode, von der Deutschen Reichspartei Graf Frankenberg. Die Socialdemokraten sahen schweigend dem Kampfe zu. Auf den Inhalt der gehaltenen Reden näher einzugehen, enthalten wir uns; es waren im wesentlichen doch wieder die gleichen Argumente herüber und hinüber, die schon früher beim Jesuitengesetz und bei sonstigen Gelegenheiten zwischen dem Centrum und ihren Gegnern ausgetauscht worden waren. Die Abstimmung ergab fast zwei Drittel aller Stimmen (214 gegen 108) für das Gesetz. Das Gesetz wider die Jesuiten war seinerzeit nur mit 183 gegen 101 Stimmen angenommen worden.

So hatte der Reichstag in dem Militär- und dem Kirchengesetze den Regierungen ein tüchtiges Rüstzeug bereit gestellt, um Deutschlands Sicherheit gegen äußere und innere Feinde zu vertheidigen. Beim Schlusse des Reichstages, der am 26. April erfolgte, und den zur allgemeinsten Freude der Kaiser, nach wieder gekräftigter Gesundheit, selbst vollziehen konnte, mochte daher mit gutem Rechte in der kaiserlichen Rede gesagt werden:

„Die Förderung und Unterstützung, welche die von mir in Gemeinschaft mit den verbündeten Regierungen befolgte Politik in Ihren letzten Beschlüssen gefunden hat, befestigen in mir die Ueberzeugung, daß das deutsche Vaterland unter dem Schutze der gemeinsamen Institutionen einer gedeihlichen Zukunft entgegengehe und daß Europa in der sorgsamen Pflege, welche die geistigen, sittlichen und materiellen Kräfte Deutschlands finden, ein Pfand des Friedens und der gesicherten Fortbildung seiner Cultur erblicken werde.“

Die neueste Geschichte Spaniens.

Von

Wilhelm Lauser.

III.

Es war zuvor die Rede davon gewesen, die ausübende Gewalt einem Triumvirat zu übergeben, in welchem die drei Parteien der Revolution, Unionisten, Progressisten, Demokraten je durch einen Führer vertreten sein sollten. Dieser Plan war besonders durch den Widerspruch Olózaga's verhindert worden, der die an Zahl und Macht unverhältnißmäßig geringere demokratische Partei nicht den beiden andern gleichgestellt sehen wollte. Während die Demokraten also sich damit begnügen mußten, daß ihr Führer, Nicolas Rivero, die wichtige Stelle des Alcalden der Hauptstadt erhielt, theilten sich Unionisten und Progressisten in die Ministerportefeuilles. Das Uebergewicht, welches dabei den erstern zufiel, indem einer der Ihrigen, Serrano, die Ministerpräsidentschaft behielt, war nur ein scheinbares, wenn man die wirkliche Bedeutung der Posten verglich, die den Progressisten überlassen wurden. Während die Unionisten im auswärtigen, Justiz-, Marine- und Colonialministerium nur schwache Aussicht haben konnten, Land und Regierung unmittelbar in ihrem Sinne zu beherrschen, boten sich den Progressisten hierzu ganz vortrefflich die Portefeuilles der Finanzen, des Handels, des Innern und namentlich des Krieges.

Bei der noch frischen Erinnerung an die Geschichte der Jahre 1854—56, die durch O'Donnell's und Espartero's Beispiel deutlich zeigt, wie leicht ein Kriegsminister in Spanien Herr werden kann über den Ministerpräsidenten, war es fast unbegreiflich, daß die Unionisten, die jetzt noch unbeschränkt in Heer und Flotte geboten, dem militärischen Führer der Progressisten, Prim, den wichtigsten Posten im Ministerium einräumen konnten. Ob sie nun ein unbegrenztes Vertrauen in die Thatkraft und Wachsamkeit Serrano's, ihres neuen O'Donnell, oder in die Macht ihrer ganzen Partei setzten, oder ob sie bei der Entwickelung, welche die Revolution so rasch genommen, und bei der Erregtheit der Massen, welchen die Progressisten ihren Führer Prim als populären Helden vorstellten, diesen nicht mehr vom Ziele seines Ehrgeizes fern zu halten wagten: die Lage, in welcher sie sich heute den Progressisten und ihrem Führer gegenüber befanden, war jedenfalls eine ganz andere als drei Wochen zuvor, da Ayala noch ungescheut Prim einen Schelm nannte, und als diejenige im Frühjahre, als mit diesem die ersten Unterhandlungen angeknüpft worden waren. Wenn sich damals der frühere Statthalter der Havana, Cipriano

del Mazo, im Auftrage der Generale Serrano und Dulce zu Prim begab, um ihn zur Theilnahme an der Revolution einzuladen, so war dies nicht sowol deswegen geschehen, weil man sich von ihm besonders wirksame Unterstützung versprochen hätte, als deswegen, weil man fürchtete, derselbe würde, sobald die Unionisten allein die Revolution gemacht hätten, in seiner Heimat Catalonien erscheinen und die Fahne der Republik erheben. Die Meinung der Unionisten von Prim war weder dadurch erhöht worden, daß der eigene Parteigenosse desselben, Olózaga, sie warnte, anders als mit gefülltem Geldbeutel bei ihm zu erscheinen, noch dadurch, daß er selbst in der That gleich im ersten Augenblicke aufs lebhafteste dem unionistischen Unterhändler Geld abverlangt und ihm schließlich erklärt hatte, er werde die Revolution bekämpfen, wenn man ihm nicht eine gewisse Summe ausbezahle. Heute nun stand Prim auf der Höhe seiner abenteuerlichen Laufbahn, und ein Rückblick auf die letztere mußte den Unionisten zeigen, wessen sie sich von diesem Manne zu versehen hatten.

Schon sehr früh war Prim darauf ausgegangen, ebenso durch politische Umtriebe wie durch seinen Degen Glück zu machen. Nachdem er im Karlistenkriege nicht ohne Auszeichnung gedient hatte, machte er sich bei den Massen durch leidenschaftliche Oppositionsreden gegen die Regentschaft Espartero's innerhalb und außerhalb der Kammer beliebt. Er war 1842 einer der thätigsten Theilnehmer an der republikanischen Erhebung gegen Espartero in Barcelona, nach deren Unterdrückung er ins Ausland sich flüchten mußte. Im Jahre darauf wurde er wegen eines neuen Pronunciamientos, das unter dem Namen desjenigen der Junta Central bekannt geworden ist, und eines damit verknüpften Mordversuchs gegen die Behörden von Barcelona in Untersuchung gezogen, in welcher er zu sechs Jahren Festungsgefängniß verurtheilt wurde: eine Strafe, die man ihm bald darauf erließ. Er nahm später theil an der Bewegung von 1854 und trat in die damals siegreiche Partei der Liberalen Union ein. Von O'Donnell im Kriege gegen Marokko auf jede Weise ausgezeichnet, suchte er diesem, namentlich in der Schlacht von Los Castillejos, seine Lorbern streitig zu machen. Unaufgeklärt ist bis heute geblieben, ob er, wie er vielfach beschuldigt wurde, Antheil an der karlistischen Verschwörung, bekannt unter dem Namen San-Carlos de la Rapita, hatte, die während dieses afrikanischen Feldzuges entdeckt und alsbald unterdrückt wurde. Ein weiteres Feld für seinen Ehrgeiz schien ihm eröffnet, als er im Jahre 1861 in der Eigenschaft eines bevollmächtigten Ministers und commandirenden Generals der spanischen Division nach Mexico geschickt wurde. „In dem alten Europa“, pflegte er damals zu seinen Freunden zu sagen, „ist nichts mehr für uns zu machen; laßt uns nach der Neuen Welt ziehen, um dort unser Glück zu gründen.“ Damals sammelte er einen Kreis von anrüchigen Abenteurern um sich, die ihm zwar auch bei seinen spätern Unternehmungen eine treue Leibwache blieben, der Welt aber zugleich als lebendige Zeugen seiner gefährlichen Absichten galten. Das Ende der mexicanischen Unternehmung ist bekannt. Als Prim sah, daß bei derselben weder für Spanien noch für ihn selbst etwas herauskomme, zog er sich, ohne erst die Weisung des Generalkapitäns von Cuba, Serrano, einzuholen, unter dessen Befehle er gestellt war, und unbekümmert um den Zorn des Kaisers und der Kaiserin von Frankreich zurück. Er baute hierbei mit Grund auf Isabella's Eifersucht gegen den Tuilerienhof, und in der That sagte die Königin damals: „Wenn Serrano ihm keine Schiffe zur Abfahrt schicken will, so soll Prim mit seinen Truppen schwimmend Mexico verlassen.“ Daß jetzt seines Verbleibens in der Liberalen Union nicht mehr war, wußte Prim wohl, als er nach Spanien zurückkehrte. Er trat denn auch sogleich in die Partei der Progressisten ein, die ihn mit offenen Armen aufnahm, da sie den Mangel eines militärischen Führers schmerzlich fühlte. Er wurde alsbald Vorsitzender des Centralausschusses dieser Partei und trug damals zu dem entscheidenden Entschlusse der Progressisten bei, sich nicht

mehr an den öffentlichen Angelegenheiten zu betheiligen. Von da bis zu den Pronunciamientos von ihm, die wir bereits kennen, war nur ein kleiner Schritt. Auch in der Progressistenpartei machte er übrigens noch Wandlungen durch. Ob er wirklich noch bei seinem Pronunciamiento von Aranjuez, wie man Isabella zu ihrer Beruhigung meldete, den Ruf erhob: „Es lebe die Königin!“ läßt sich wol nicht mehr ermitteln. Thatsache aber ist, daß er auf die ersten Anfragen Olózaga's, ob er die Bourbonen stürzen wolle, pathetisch antwortete, daß er, wenn die Progressisten die Dynastie stürzen wollen, diese mit seinem Degen vertheidigen werde, und erst als er die Entschlossenheit seiner Partei sah, ihre Wege von ihm zu trennen, erklärte: „Wenn die Progressisten wollen, so werde ich mich der Partei fügen.“ Einen solchen Mann, der jeden Augenblick Leben und Ueberzeugung seinem Ehrgeiz zu opfern bereit war, mit dem wichtigsten Posten, demjenigen des Kriegsministers zu betrauen, der ihm die besten Kräfte des Landes dienstbar machte, war gewiß eine Nothwendigkeit, welcher die Unionisten, wenn es irgend möglich war, gern ausgewichen wären.

Bei dem Bürgerfeste, das die revolutionäre Regierungsjunta in Madrid am 3. Oct. zur Feier des Sieges der Revolution und der Verbrüderung zwischen Heer und Volk veranstaltete, war Práxedes Mateo Sagasta, als er auf dem Balkon des Ministeriums, in welchem er nunmehr installirt wurde, erschienen war, vom Volke als einer der unermüdlichsten und geistvollsten Vorkämpfer der politischen Freiheiten begrüßt worden. Seit den Junitagen 1866 in der Verbannung, hatte Sagasta keinen Tag geruht, um das Werk der Revolution zu fördern; die geheime Presse, welche so viel zur Untergrabung der Dynastie beitrug, war vorzugsweise von ihm geleitet. Den Massen war er schon bekannt geworden durch seine muthige Theilnahme an den madrider Straßenkämpfen im Juli 1856, und als Director des progressistischen Parteiblattes „La Iberia“ hatte er sich einen Namen ersten Ranges unter den liberalen Publicisten Spaniens gemacht. In ihm war das Credo der Progressisten, außerhalb dessen ihm kein Heil für Spanien möglich schien, gewissermaßen verkörpert.

Sagasta's jüngerer Genosse in der Partei und in der Verbannung, Manuel Ruiz Zorilla, war etwas radicaler gefärbt, und sein Haß gegen den Ultramontanismus, den er in den Cortes, namentlich aber 1861 in einer Flugschrift: „Tres negaciones y una afirmacion“, leidenschaftlichen Ausdruck gegeben hatte, galt als eine Bürgschaft, daß er durch die Revolution sich immer weiter nach links werde drängen lassen. Auch in der Verbannung schon hatte er einen innigern Verkehr als Sagasta mit den Demokraten und selbst mit denjenigen von ihnen unterhalten, die kein Hehl daraus machten, daß nur in der Republik das demokratische Programm seine vollständige Erfüllung finden könne. Seine Thätigkeit als Minister der öffentlichen Arbeiten und des Unterrichts erfüllte denn auch alsbald nicht blos die Reactionäre, sondern auch die gemäßigten Liberalen mit Schrecken.

Laureano Figuerola gab sich keiner Täuschung über seine Macht, Spaniens Credit wiederherzustellen, hin, als er, dem Rufe der Progressisten folgend, das Portefeuille der Finanzen übernahm. „Ich bin ins Ministerium der Finanzen getreten“, sagte er, „wie der Soldat in die Bresche, fast des Todes sicher, aber durch die Ehre verpflichtet, für das Vaterland zu kämpfen.“ Er hatte sich als Professor der Nationalökonomie einen guten Ruf erworben; aber was konnte ihm all sein Wissen helfen gegenüber dem erdrückenden Deficit von 3000 Mill. Realen, das die königliche Regierung zurückgelassen hatte; was seine Idee über Steuerreform gegenüber dem revolutionären Verlangen der Massen nach Abschaffung der unerläßlichsten Steuern; was seine freihändlerischen Ideen gegenüber der Drohung seiner catalonischen Landsleute, sich eher von Spanien zu trennen, als auf die ihnen unentbehrlichen Schutzzölle zu verzichten?

Man darf wol annehmen, daß Juan Bautista Topete seinem Versprechen von Cadix,

durch die Revolution sich nicht erhöhen lassen zu wollen, treu geblieben wäre, wenn er nicht gefürchtet hätte, durch die Ablehnung eines Ministerpostens der Sache, um derentwillen er allein die Verantwortung des Treubruches gegen seine Königin übernommen hatte, der Thronbewerbung des Herzogs von Montpensier, zu schaden. In dieser letztern war eigentlich sein ganzes politisches Programm beschlossen. Konnten ihn die Unionisten, die übrigens zum größern Theile wie er selbst Verpflichtungen für Montpensier hatten, schon wegen seiner entschieden monarchischen Gesinnung als einen der Ihrigen beanspruchen, so waren dem ehrlichen, einfachen Seemanne auch die Progressisten wohl gesinnt. Er war berufen, den Blitzableiter zu bilden, wenn sich ein Gewitter zwischen jenen beiden aufeinander eifersüchtigen Parteien erhob.

Ebenso aufrichtig, als Topete glaubte, da er mit seinen Schiffen das Pronunciamiento von Cadix gemacht habe, so müsse die Revolution sich auch genau dem Zwecke fügen, den er im Kopfe hatte, glaubte der dramatische Dichter Adelardo Lopez de Ayala, der neue Colonialminister, bestimmte privatrechtliche Ansprüche auf diese Revolution zu haben, weil er die Ausrüstung des Schiffes Buenaventura bewerkstelligt, auf demselben die Generale von den Canarischen Inseln abgeholt und überdies die meisten Proclamationen der Generale, insbesandere die Briefe Serrano's an Novaliches vor der Schlacht von Alcolea verfaßt hatte. Er ließ sich denn auch gern, obwol er von Colonialpolitik nicht das mindeste verstand, das Colonialministerium gefallen, das allerdings nach alter spanischer Ueberlieferung lediglich dazu dient, in kurzer Zeit seinen Inhaber und die Verwandten desselben zu bereichern. Wirkliche Dienste auf diesem Posten seinen Parteigenossen von der Liberalen Union erweisen zu können, durfte Ayala keinenfalls hoffen.

Juan Alvarez de Lorenzana, anerkannt als der beste Journalist Spaniens, hatte der Regierung O'Donnell's im Jahre 1856 seine Feder geliehen — er war der Verfasser der Decrete über die Auflösung der Nationalmiliz und der damaligen constituirenden Cortes sowie über die Wiederherstellung der Verfassung von 1845 mit der Additionalacte — und nicht nur später beharrlich alle Anerbietungen der Moderados zurückgewiesen, sondern diese auch muthig und mit glänzendem Erfolge bekämpft. Wenn man von irgendeinem Mitgliede dieses Cabinets sagen konnte, daß es auf seinem richtigen Platze stehe, so war dies mit Lorenzana der Fall als Inhaber des Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten.

Antonio Romero Ortiz, der neue Justizminister, konnte in jedem Punkte für einen richtigen Unionisten gelten. Nur hegte er in Beziehung auf die Iberische Union Anschauungen, die ihn den Progressisten näher brachten, zu denen er sich früher ausdrücklich gezählt hatte.

Die revolutionäre Oberjunta von Madrid hatte übrigens offenbar, als sie Serrano aufforderte, eine Regierung zu bilden, nichts weniger beabsichtigt, als selber abzudanken und dieser Regierung nun das Werk der Revolution zu überlassen. Vielmehr veröffentlichte sie neben dem Decret jener Ministerernennungen folgende Erklärung der Grundrechte: „Allgemeines Stimmrecht, Cultusfreiheit, Unterrichtsfreiheit, Vereins- und Versammlungsrecht, Preßfreiheit ohne specielle Gesetzgebung, Verwaltungsdecentralisation zur Entwickelung der Selbständigkeit der Stadtgemeinden und Provinzen, Schwurgerichte für Criminalsachen, Einheit des Rechtes in allen Zweigen der Rechtspflege, Unabsetzbarkeit der Richter." Noch länger als eine Woche hindurch brachte das Amtsblatt fast täglich irgendeinen Vorschlag, den die Junta der Regierung machte, z. B. über Abschaffung der Sklaverei, über Berufung von Vertretern der Colonien in die Cortes u. s. w. Diese Art von Doppelregierung scheint jedoch in dem Augenblicke dem Ministerium ganz unerträglich geworden zu sein, da die Junta am 18. Oct. die provisorische Regierung zu der Erklärung aufforderte, daß, gemäß dem in dem Manifest von Cadix gemachten und in

allen Provinzen verkündigten Versprechen, die Grundfrage der Regierungsform ausschließlich der Berathung der constituirenden Cortes zukomme, ohne daß irgendein Spanier, welches öffentliche Amt er auch einnehmen möge, in seinem Rechte gekränkt werden sollte, in nichtamtlicher Weise seine Meinung zu äußern oder seine Sympathien kundzugeben.

Das Ministerium, das in diesem Antrage den Schatten eines Tadels finden mochte, daß es sowol als Gesammtheit wie im Einzelnen Partei für die constitutionelle Monarchie genommen hatte, stellte jetzt an die Junta das Ansinnen, sich aufzulösen. Lange wehrten sich die fortgeschrittenern Mitglieder derselben hiergegen; sie wurden aber überstimmt. Und schon am 20. Oct. erschien die zahme Erklärung der Junta, daß sie sich auflöse und die übrigen Junten Spaniens auffordere, ein Gleiches zu thun, da die öffentliche Ordnung vollständig gesichert sei, die provisorische Regierung die Aufgabe habe, die von der Revolution verkündigten Grundsätze ins Leben einzuführen, diese Regierung das Vertrauen aller Liberalen verdiene, die Revolutionsjunten, bisher so nützlich, jetzt nur noch den raschen Gang der Regierung hemmen könnten und, zunächst in Madrid, jetzt der Gemeinderath und die Provinzialdeputation ins Leben treten müßten. Zögernd folgten die übrigen Junten des Landes dem Beispiel der Madrider, die für ihre Fügsamkeit mit folgendem Lobeszeugniß Serrano's belohnt wurde: „Die aufgeklärte Vaterlandsliebe der so würdigen Mitglieder der Junta treibt sie an, in die Hände der Regierung die schwere Last ihrer Autorität und Initiative niederzulegen; ganz Spanien, und insbesondere Madrid, das sie zu seinen Vertretern wählte, wird in dieser Handlung der Selbstverleugnung die vollständige Rechtfertigung des Geistes der Freiheit und Ordnung finden, der ihnen bei der öffentlichen und freien Abstimmung den Sieg verschafft hat. Die provisorische Regierung empfängt mit Dank den neuen und letzten Beweis der Anhänglichkeit, den ihr die revolutionäre Oberjunta geliefert, deren gesetzmäßige und vaterländische Haltung ihr immer gegenwärtig bleiben wird als würdiges Beispiel, ihre eigene Haltung danach einzurichten."

Die Murrköpfe, welche meinten, die Revolution sei jetzt aus ihrem natürlichen Gleis gehoben, wurden auf die allerdings meist sehr freisinnig gehaltenen Decrete hingewiesen, womit die provisorische Regierung täglich das Amtsblatt anfüllte, Decrete, die manchmal sogar den Bedürfnissen und der Einsicht des Volkes vorauszueilen schienen. So mußte ein Rundschreiben Zorrilla's vom 1. Nov., in welchem die volle Unterrichtsfreiheit zum Gesetz erhoben wurde, ein paar Wochen später in beschränkendem Sinne erklärt werden, weil eine Menge Gemeinden unter Unterrichtsfreiheit das Recht verstanden hatten, die Schule zu schließen und den Schulmeister davonzujagen. Nach und nach traten allerdings an die Stelle der Decrete von grundsätzlicher Bedeutung, unter welchen wir diejenigen über die Unterdrückung der Jesuiten, der Mönche und Bruderschaft des heiligen Vincenz von Paula, über die Beschränkung der Nonnenklöster nennen wollen, immer ausschließlicher Decrete mit Ernennungen und Rangerhöhungen, durch welche die zur Herrschaft gelangten Parteien ihre Anhänger zu belohnen oder neue Anhänger zu gewinnen suchten. Wie billig eröffnete den Reigen Juan Prim y Prats, Graf von Reus, Marques de los Castillejos, den sein Freund Serrano „in Erwägung seines Alters und der ausgezeichneten Dienste, die er fortwährend dem Vaterlande erwiesen, und des Sieges der freisinnigen Grundsätze" zum Generalkapitän ernannte.

Allein man ließ sich damals durch solche Dinge noch wenig stören. Man lebte ja noch in den Flitterwochen der Revolution. Unaufhörlich vernahm man noch Lobreden und Lobgesänge auf den unvergleichlichen Serrano, den unvergleichlichen Topete, den unvergleichlichen Prim; Tag und Nacht erschallte in den Straßen und an den öffentlichen Orten die Riego-Hymne; heute gab es eine militärische Parade, ein andermal ein Bürgerfest, dann wieder eine Musterung der Freiwilligen der Freiheit. Fast täglich hatte man

lange nicht mehr gesehene Freunde zu begrüßen, von denen der eine aus der Verbannung, der andere aus dem Gefängniß oder von der Galere kam. Da überdies in der Hauptstadt 40000 Menschen, bei sehr leichter Arbeit, auf allgemeine Kosten unterhalten wurden, so kann man sich vorstellen, daß lange nicht eine nüchterne Stimmung platzgreifen konnte.

Ernstere Schwierigkeiten fingen erst an sich zu erheben, als namentlich in Catalonien eine republikanische Propaganda in Bewegung kam und rasch sehr große Verhältnisse annahm. Die Generale der Revolution hatten zwar die Volkssouveränetät ausgerufen, aber sie dachten nicht entfernt daran, nur als Bahnbrecher für die Republik zu dienen. Sie hatten zuvor in den Ruf mit eingestimmt: „Nieder mit den Bourbonen"! aber sie hielten denselben nicht, wie etwa der gemeine Mann aus dem Volke, für gleichbedeutend mit dem Rufe: „Nieder mit den Königen!" Während jedoch Prim, den man von den Ministern den Republikanern noch am nächsten stehend glaubte, in einem Schreiben, dem er die größtmögliche Oeffentlichkeit gab, die Republik für unmöglich erklärte, weil es in Spanien keine Republikaner gebe, und als Ziel der ganzen Revolution die Herstellung einer verfassungsmäßigen Monarchie bezeichnete, hatte José Maria Orense, Marquis von Albaida, der „Patriarch der republikanischen Partei", bereits in Gerona unter dem Jubel der Massen verkündigt: „Fort mit den Königen, denn alle verschwören sich mehr oder weniger offen gegen die Freiheit. Weder der Franzose Montpensier, noch der Portugiese Don Fernando, noch irgendeiner jener kleinen Fürsten, den man uns bescheren will, kann uns zusagen. In Italien gewann Victor Emanuel die Krone in Kämpfen und beschützte alle Verfolgten, aber auch er ist schließlich der Undankbare von Aspromonte geworden. Ein König mit demokratischen Einrichtungen, dies hieße die Posse Frankreichs von 1830—48 wiederholen. Spanien kann nichts anderes mehr sein als eine Föderativrepublik. Gerade Catalonien mit seinen alten Rechten, seinem energischen Charakter, seiner Arbeitsliebe und seiner Abneigung, vom Budget zu leben, hat alles, was nöthig ist, um sich zu regieren, wie die besten Staaten Amerikas. Gebrauchen wir die Freiheit der Presse, der Rede, der Versammlung, um laut zu rufen: «Die Könige haben in Spanien aufgehört.» Kommt ein König, so wird er schlimm aufgenommen werden von den Republikanern, von den Karlisten, von den Isabellinern, so ziemlich von allen, und niemand wird ihn mit Begeisterung empfangen. Niemand, der auf sich selbst hält, nimmt eine Krone an, die er nicht gewonnen hat, und gegen deren Ansehen alle stünden. Fort mit den Königen!"

Prim mochte in gewissem Sinne recht gehabt haben mit seinem Ausspruche, es gebe keine Republikaner in Spanien; denn eine geschlossene republikanische Partei mit einem bestimmten Programm, mit einer eigenen fortlaufenden Geschichte hatte bisher nicht bestanden. Aber von einzelnen republikanischen Bewegungen hatten wir selbst früher schon Meldung erstatten müssen; auf dem Congreß der lateinischen Föderativrepublikaner zu Paris im Jahre 1848 war auch Spanien durch einen republikanischen Schriftsteller vertreten gewesen; Pi y Margall hatte in einer Zeitschrift, Emilio Castelar in dem Blatte „La Soberania" die Föderativrepublik in der Mitte der funfziger Jahre, Fernando Garrido sogar 1855 in einer Flugschrift die allgemeine Föderativrepublik vertheidigt. Daß namentlich in Catalonien zahlreiche republikanische Elemente vorhanden seien, mußte Prim selbst am besten wissen, da er früher die Unionisten durch die Drohung hatte ängstigen können, er werde in seiner Provinz die Fahne der Republik erheben. Und hatten sich, wie wir seinerzeit gesehen haben, schon im Jahre 1854 mehr als 20 Abgeordnete in den Cortes gefunden, die gegen die Monarchie stimmten; wie konnte man denken, daß nach den bittern Enttäuschungen, welche die Nation unter der Monarchie seit jener Zeit erlebt hatte, die Zahl derjenigen, die an der Monarche überhaupt verzweifelten, nicht sehr

stark vermehrt worden wäre? Dazu kam, daß die Parteien der Revolution, um den Thron Isabella's zu erschüttern, genöthigt waren, zu Mitteln zu greifen, die unfehlbar auch das monarchische Princip selbst angreifen mußten. Jene geheime Presse, welche den Massen die Geheimnisse und Umtriebe des königlichen Palastes enthüllten, jene Witzblätter und Caricaturen, welche den Hof und die Räthe der Königin verhöhnten, sie mußten das Ansehen des Königthums selber mehr oder weniger untergraben. Und wennschon auf den ersten Blick zu erkennen ist, daß manche der volksthümlichen Forderungen, die im ersten Feuer der Revolution von den Junten aufgestellt und ihnen mehr oder weniger bestimmt zugestanden wurden, nicht mehr in dem Rahmen einer constitutionellen Monarchie Platz fanden, so übernahmen es diejenigen, die, wie Castelar, durch langjährigen Verkehr mit den französischen Republikanern sich ausgebildet hatten, als Frucht der Lehren ihrer Verbannung dem Volke das süße Evangelium zu verkünden, daß allein mit der Republik wahre Freiheit, Wohlstand, Wiedergeburt der Nation zu erreichen sei.

Die Regierung selbst konnte kaum irgendeine Kundgebung über die Beweggründe und Ziele der Revolution erlassen, ohne diese republikanische Propaganda mit neuen Beweisgründen zu unterstützen. Der Beweis hierfür ist das diplomatische Rundschreiben, welches Lorenzana in der zweiten Woche des October an die Mächte erließ. Wir heben aus dem langen Schriftstücke folgende Sätze hervor: „Spanien bietet unter der Herrschaft seiner letzten Monarchen unglücklicherweise das trostlose Schauspiel eines treuen und edeln, mit seinen Schätzen und seinem Blute verschwenderischen Volkes, und von Fürsten, welche mit schwarzem Undanke die heroischsten Opfer lohnen, eines Volkes, welches, ohne seinem alten Ruhme untreu zu werden, nicht stillstehen will, und von Fürsten, welche eigensinnig darauf beharren, dasselbe unter dem schmachvollen Joche eines hinfälligen Régime zu halten; eines Volkes endlich, welches, obgleich es unaufhörlich in seinen Wünschen sich verletzt, in seinen berechtigtsten Hoffnungen getäuscht und um die feierlichsten Versprechungen betrogen sieht, doch so lange zögert, einen äußersten Entschluß zu fassen, bis das Maß seines Unglückes voll ist, und von Fürsten, welche sich darin gefallen, im Laufe von mehr als einem halben Jahrhundert die Langmuth und Geduld ihrer Unterthanen auf die Probe zu setzen, ihre Versprechungen nicht einzuhalten, Verträge zu brechen und Schwüre zu verletzen.... Schon seit längerer Zeit konnte man den Thron als verwaist und die Monarchie gewissermaßen ihrer äußern Vertretung beraubt ansehen. Die Person, welche die große liberale Partei Spaniens ohne Unterschied der Gruppen oder Schattirungen als Symbol und Emblem ihrer Bestrebungen auserkoren hatte, hörte auf, eine lebendige Kraft in dem politischen Organismus der Nation zu sein von dem Punkte und der Stunde an, wo sie, untreu ihren heiligen Schwüren, den Vertrag brach, welcher, geschrieben und besiegelt mit dem edelsten und reinsten Blute, die wahrhaft unangreifbare Berechtigung ihrer höchsten Gewalt war. Sie hatte die Majestät abgelegt und mit ihr das Recht auf die Verehrung, welche die Gesellschaft dem Inhaber der höchsten Gewalt schuldet. Sie hatte aufgehört erhaben zu sein und eben damit das Vorrecht der Unverantwortlichkeit verloren. So allein erklärt sich die Raschheit, mit welcher die Katastrophe sich vollzog. Dazu kam, daß die Religion fortwährend in seltsamer und wenig würdiger Verbindung auftrat mit den willkürlichsten Handlungen, an welchen das unter so einstimmigem und begeistertem Jubel gestürzte Régime so reich gewesen ist.

„In der irrigen Annahme, daß eine heilige Hülle dienen könne, um die Nacktheit gewisser profaner Dinge zu verbergen, mischte man in die heißen Kämpfe der Politik, was niemals der gefährlichen und häufig unreinen Berührung der weltlichen Leidenschaften ausgesetzt werden darf. Wenn Beweggründe und Leidenschaften von rein persönlichem Charakter, deren nähere Bezeichnung uns der Anstand verbietet, maßgebend sind für die Regierung eines Staates; wenn die Politik Gesetzen oder Grundsätzen folgt, die

man nicht bezeichnen kann, ohne erhabene und würdige Gefühle tief zu verletzen, so ist natürlich, daß von seiten der Fremden eine kühle Zurückhaltung, die der Verachtung sehr nahe kommt, die Vereinsamung des Volkes vollende, das ein unheilvolles Geschick in eine solche Lage versetzt hat."

In mehr diplomatischer Sprache als das politische Programm des Ministers des Auswärtigen war dasjenige des Ministers des Innern, Sagasta, abgefaßt, das er in Form eines Rundschreibens an die Junten und Behörden des Landes am 9. Oct. veröffentlichte. Es heißt in demselben unter anderm: „Um das Werk der Revolution fest zu gründen, um auch nicht einen Zoll breit des gewonnenen Gebietes zu verlieren, verlangt die Vaterlandsliebe, die Ehre, das Vertrauen auf eine ehrenvolle und freie Zukunft vor allem in den gegenwärtigen Augenblicken mehr Wachsamkeit als jemals, wenn wir die großen, in so kurzer Zeit errungenen Vortheile bewahren wollen. Man darf nicht aus dem Auge verlieren, daß die Feinde unserer Ehre und unserer Freiheiten sich verborgen haben, wol um sich unter die Volksmassen zu mischen, und daß sie unter der Maske einer glühenden Begeisterung darauf ausgehen, die edeln Leidenschaften des spanischen Volkes irrezuführen und Ausschreitungen zu veranlassen, welche unsern Ruf vernichten und die Reinheit unserer Revolution beflecken. Wenn es zuvor eine schmerzliche Nothwendigkeit war, zu den Waffen zu greifen, um eine Ordnung der Dinge zu stürzen, welche uns erniedrigte und demüthigte, so soll jetzt, da der Sieg erfochten ist, die Ordnung für uns die dringendste Nothwendigkeit sein; und diese zu erhalten ist die provisorische Regierung entschlossen, in Erfüllung der hohen Aufgabe, welche das Land und die Umstände ihr übertragen haben. Nachdem ich die Anschauungen der Regierung in diesem Punkte dargelegt, bleibt mir nur übrig, den Behörden zu sagen, daß sie sich um das Vaterland wohl verdient machen werden, indem sie um jeden Preis die Ordnung aufrecht erhalten und unverzüglich den Gerichten diejenigen ausliefern, welche unter irgendeinem Vorwande dieselbe stören. Diese letztern werden die einzigen erbitterten Feinde der Freiheit sein, nach welcher wir streben, welche uns zu viel Opfer, Thränen und Blut gekostet hat, als daß wir zugeben könnten, daß ihr Los durch einige Verirrte gefährdet werde."

Daß die Warnung des Ministers vor Ausschreitungen nicht verfrüht war, zeigte sich zwei Tage darauf, als in einer großen Volksversammlung in Madrid, welche schon durch die Zahl der Anwesenden die Macht der republikanischen Propaganda bezeigte, die Föderativrepublik für das wahre Programm der demokratischen Partei erklärt wurde. In dieser Versammlung, die einstimmig beschloß, der Regierung nur insoweit ihre Unterstützung angedeihen zu lassen, als dieselbe die Menschenrechte aufrecht halte, fielen auch zum ersten mal Aeußerungen über die Männer der Regierung, welche anzeigten, daß der Zauber ihres Namens bei der Masse bereits im Weichen begriffen war. Ein besonderes Interesse von principieller Bedeutung bot bei den Verhandlungen dieser Versammlung ein Streit, der sich zwischen dem Republikaner Orense und einem der Führer der Demokratie, Cristino Martos, erhob. Der letztere entwickelte die Nothwendigkeit, nicht die seitherigen Errungenschaften durch übertriebene Forderungen zu gefährden; worauf es einzig ankomme, das sei eine von demokratischen Grundsätzen geleitete Regierung. Der Stockrepublikaner Orense meinte: „Ich ziehe eine schlechte Republik einer guten Monarchie vor", ein kühner Ausspruch, der den Massen besser zusagte, als Martos' Antwort: „Ich verlange nicht das Schlechte für mein Land, wenn es auch in die schönsten Formen gekleidet ist; ich verlange das Gute, komme es woher es wolle, und wenn auch von meinen Feinden." Den Eindruck eines Sonderlings machte in dieser Umgebung der junge, aber tüchtig gebildete Universitätsprofessor Nicolas Salmeron y Alonso, der nachzuweisen suchte, daß die Form der föderativen Republik, die er grundsätzlich für die beste halte und die er durch Schrift und Wort zu empfehlen suche, zur Stunde für das noch unreife spanische

Volk nicht passe und daß es namentlich ein aussichtsloses Beginnen wäre, dieselbe mit Gewalt einzuführen. Ein eigenthümlicher Zwischenfall in dieser Versammlung verdient noch erwähnt zu werden. General Izquierdo, der für seine in Sevilla der Revolution geleisteten Dienste zum Generalkapitän von Madrid ernannt worden war, hielt, um eine Anspielung auf die Generale der Revolution zu beantworten, folgende Rede, die durch ihre Kürze zwar schon komisch war, aber doch als Anzeichen dafür dienen mag, daß die republikanische Propaganda schon im Heere Begriffsverwirrungen angerichtet hatte: „Ich bin immer nur ein loyaler Soldat gewesen, dessen Degen stets dem Vaterlande zu Diensten stand; aber jetzt bin ich liberal; ich bin zum politischen Leben geboren am 19. Sept. 1868; von diesem Tage an beginnt meine Geschichte; von diesem Tage an könnt ihr mich beurtheilen."

Wenn die Republikaner erklärten, die Regierung nur so lange unterstützen zu wollen, als dieselbe die Menschenrechte heilig halte, so ließ es die Regierung ihrerseits nicht an Kundgebungen fehlen, daß es ihr mit den letztern allerdings Ernst sei, und in einem Manifest an die Nation vom 26. Oct. legte sie außerdem das feierliche Versprechen ab, selbst in der Frage der Regierungsform sich unbedingt dem souveränen Willen des Landes zu fügen. Die Thatsache, führte sie in demselben aus, daß die in offenem Widerspruch mit dem Geiste des Jahrhunderts befindliche Dynastie vertrieben wurde, sei ein Ausfluß der nationalen Souveränetät, die Wurzel und Grundlage der neuen Aera. Die offenbarste und greifbarste Kundgebung der Volkssouveränetät sei das von der Revolution aufgestellte allgemeine Stimmrecht. Von allen Kundgebungen der Junten, in denen die öffentliche Meinung sich darstelle, sei die wichtigste diejenige zu Gunsten der Religionsfreiheit, weil sie die hundertjährige Organisation des Landes wesentlich ändere. „Der festgewurzelte Glaube wird nicht verletzt werden, weil wir die freie und ruhige Ausübung anderer Culte neben dem katholischen genehmigen; vielmehr wird derselbe sich im Kampfe befestigen und mit Eifer der uns überschwemmenden religiösen Gleichgültigkeit entgegentreten, welche das sittliche Gefühl so sehr schwächt und niederbeugt. Es ist dies überdies eine Nothwendigkeit unsers politischen Zustandes und ein Protest gegen den theokratischen Geist, der sich im Schatten der eben gestürzten Gewalt mit hartnäckiger List in das Wesen unserer Institutionen eingeschlichen hat. . . . Die Unterrichtsfreiheit ist eine andere Hauptreform, welche die Revolution verlangt und welche die Regierung sich beeilt hat ohne Zeitverlust einzuführen." Die Ausschreitungen der Reaction in den letzten Jahren, welche die Aufklärung zum Privilegium von Schulen und Systemen gemacht, die mehr das Monopol als die Controverse lieben, hätten der Regierung hierfür die Normen geliefert. „Und als natürliches Ergebniß der Freiheit der Religion und des Unterrichtes hat die Revolution auch die Preßfreiheit proclamirt, ohne welche alle Errungenschaften täuschende und leere Formeln wären." Die Freiheit, sich friedlich zu vereinen und zu versammeln, die ewige Quell des Lebens und Fortschritts, die auf dem politischen und volkswirthschaftlichen Gebiete so viel zur Größe anderer Völker beigetragen hat, ist gleichfalls als Grunddogma von der spanischen Revolution anerkannt worden. „So wird Spanien mit entschlossenem Fuße fortschreiten können, weil auch nicht mehr auf ihm das Netz einer erstickenden administrativen Centralisation liegt. . . . Der Einzelne, die Gemeinde, die Provinz und die Nation werden sich unabhängig innerhalb ihres eigenthümlichen Kreises entwickeln können, ohne daß die eifersüchtige Einmischung des Staates ihre Fähigkeiten beschränke oder im geringsten ihre Kundgebungen störe." Eingreifende Reformen im Finanzwesen werden verheißen; ferner wird zugesagt, daß auch die Colonien die Vortheile und Wohlthaten der Revolution genießen sollen. Was nun schließlich die „schwere und verwickelte" Frage der Regierungsform betrifft, so wird darauf aufmerksam gemacht, daß alle Junten über die monarchische Institution Schweigen beobachtet

haben, indem sie „die Personen nicht mit den Sachen, noch die Verächtlichkeit einer Dynastie mit der hohen Würde verwechselten, welche dieselbe symbolisirte". „Allerdings haben sich beredte und berufene Stimmen erhoben zur Vertheidigung der republikanischen Form, indem sie sich auf die Verschiedenheit des Ursprunges und Charakters der spanischen Nationalität stützten und vor allem auch auf das merkwürdige Beispiel einer Macht jenseit der Meere, welche, gestern geboren, heute schon der Neid und die Bewunderung der Welt ist." Aber abgesehen davon, daß Amerika in einer ausnahmsweise günstigen Lage sich befinde, so hätten schon andere europäische Länder Erfahrungen gemacht, welche vor dem Versuche einer Republik warnen. „Wie es sich nun auch damit verhalten mag", bemerkt das Manifest ausdrücklich, „so wird die provisorische Regierung, sollte sie sich in ihren Anschauungen täuschen und die Entscheidung des spanischen Volkes nicht der Errichtung der Monarchie günstig sein, das Votum der souveränen, in entsprechender Form um ihren Willen befragten Nation achten." „Wenn man inzwischen", so schließt das Manifest drohend, „die majestätische Entwickelung der Revolution mit schlimmen Umtrieben, strafbaren Ausschreitungen oder tumultuarischen Herausforderungen erschweren wollte, so würde die provisorische Regierung, die Wächterin der Ehre des Volkes, diese aus allen Conflicten zu retten wissen und diejenigen, welche dieses Verbrechen der Majestätsverletzung gegen die Nation begingen, streng bestrafen, sicher der Hülfe Gottes und der Unterstützung ihrer Mitbürger."

Leider stellte sich nur allzu bald die Nothwendigkeit ein, streng aufzutreten. Und zwar muß man gestehen, daß die Regierung selbst den drohenden Conflict eher herbeirief als verhinderte, indem sie, das Versprechen einer völlig unparteiischen Haltung vergessend, ganz ohne Scheu das Programm der constitutionellen Monarchie zu dem ihrigen machte und der republikanischen Propaganda mit einer nicht minder rührigen Gegenpropaganda entgegentrat. Wir haben schon berichtet, wie entschieden sich Prim persönlich für die constitutionelle Monarchie und gegen die Republik ausgesprochen hatte. Allein während die Republikaner von Anfang an nicht berechtigt gewesen waren, auf Prim's Hülfe zur Gründung der Republik zu zählen, welche die Abschaffung des stehenden Heeres in ihr Programm aufgenommen hatte, wurden sie in der That schwer getäuscht durch den Abfall des alten Demokratenführers Rivero, der mit Sack und Pack zu der monarchischen Regierung überging. Dieser Abfall erregte sogar in Spanien, dem classischen Lande des politischen Treubruches, Aufsehen. Rivero hatte ja mit Orense im Jahre 1854 gegen die Monarchie gestimmt; ihm verdankte die demokratische Partei seither ihre Organisation, und er hatte die Vorbereitungen zum Sturze Isabella's in einem Geiste geleitet, daß keiner seiner Parteigenossen denken konnte, er werde jemals zu einer Wiederbesetzung des Thrones die Hand reichen. Aber offenbar ganz berauscht durch die Macht, die ihm durch den Sieg der Revolution zugefallen, hielt es Rivero nicht einmal für der Mühe werth, seine Fahnenflucht irgendwie zu erklären und zu beschönigen. Für die progressistischen und unionistischen Mitglieder der Regierung war der Gewinn dieses Mannes um so höher anzuschlagen, als derselbe von seiner revolutionären Thätigkeit her den größten Einfluß auf die Junten und Gemeinderäthe in den Provinzen übte, und in der Eigenschaft als Alcalde von Madrid die hauptstädtischen Massen in der Hand hatte. Mit Rivero ging auch sein Busenfreund Manuel Becerra, den freilich niemand für einen Charakter gehalten hatte, zu den Monarchisten über; dieser wollte einfach nicht des Lohnes verlustig werden, den ihm die Progressisten schon in der Verbannung für sein Bündniß versprochen.

Um der republikanischen Propaganda, welche wie auf Flügeln von der Beredsamkeit Emilio Castelar's und Fernando Garrido's siegreich durch die Provinzen getragen wurde, und selbst bei den Thoren der Hauptstadt bereits Einlaß gefunden hatte, die Spitze zu

bieten, verschmähten es die Führer der „großen liberalen Partei", wie sich jetzt die vereinigten Unionisten, Progressisten und Demokraten nannten, nicht, eine große öffentliche Kundgebung zu veranstalten. Dieselbe sollte dazu dienen, ihre Zahl und Macht zu zeigen, und die Gegenpartei, die sich schon zum Feldzuge für die Wahlen zu den constituirenden Cortes rüstete, einzuschüchtern. Mit dem Aufgebot des letzten Landsturmes von Beamten und solchen, die es werden wollten, gelang es auch, am 15. Nov. mittags auf dem Campo del Moro eine achtunggebietende Menge zu vereinigen. Die Minister, der Führer der Progressisten, Olózaga, die Führer der Demokraten, Martos, Becerra und Rivero, sprachen hier zu Gunsten der Herstellung einer constitutionellen Monarchie. Und so gewiß schien damals die Einigkeit zwischen den Parteien der Regierung, die sich vor der Revolution mit tödlichem Hasse bekämpft, daß alles Unrecht, das sie sich einst zugefügt, jetzt ohne Bedenken der gestürzten Königin aufgebürdet wurde. Besondern Beifall erntete der Unionist Marquis de la Vega de Armijo, indem er versicherte, er habe nur so lange, als er es für möglich gehalten, Krone und Volk zu versöhnen, Isabella II. unterstützt; sobald er aber zu der Ueberzeugung durchgedrungen, daß die Freiheit und die Wohlfahrt Spaniens mit der Königin sich nicht vertrage, sich von dieser getrennt, um nur noch dem Lande zu dienen, welches der Mitwirkung aller bedürfe, um zu seiner alten Größe zurückzukehren. Der Ton der Ueberzeugung, in welchem der Marquis sprach, der als früherer Statthalter in Madrid gute Erinnerungen zurückgelassen hatte, mochte wol manchem als Beweis für die Falschheit der Vermuthung gelten, die Liberale Union habe nur deswegen sich gegen die Königin erhoben, weil sie nicht hoffen konnte, unter der Herrschaft derselben so bald wieder zur Regierungsgewalt berufen zu werden. Eine mittelbare Apologie der Liberalen Union sprach noch der Demokrat Martos aus, indem er statt dieser lediglich die Königin für seine, und damit natürlich auch für seiner Gesinnungsgenossen Proscription verantwortlich machte.

Ein Manifest, das neben den Unterschriften der hervorragendsten Unionisten und Progressisten diejenigen der drei Demokratenführer Rivero, Martos, Becerra trug, formulirte hauptsächlich in folgenden Sätzen die Anschauungen und Ziele der Monarchisten: „Wir wollen zu den Wahlen schreiten, zu dem gesetzlichen Kampfe, ausgerüstet mit unsern Grundsätzen, welche bereits die Billigung der großen liberalen Partei in ihrer ungeheuern Mehrheit erlangt haben. Denn dieselbe hat begriffen wie wir, daß das Revolutionswerk heute in Spanien nur befestigt werden kann in einer volksthümlichen Monarchie mit ihren wesentlichen Attributen, gegründet durch die allgemeine Abstimmung, beruhend auf der Sanction aller Freiheiten und individuellen Garantien. Fest in diesen Grundsätzen und in dem Entschlusse, dieselben bei der Wahl zum Siege zu bringen, sind wir deswegen nicht weniger entschieden, die durch die allgemeine Abstimmung kundgegebene Entscheidung des Landes selber zu achten und zu verlangen, daß alle dieselbe achten. . . . Aus jener allgemeinen und furchtbaren, aber nothwendigen und fruchtbaren Bewegung, durch welche die spanische Nation soeben durchgegangen ist, hat sich eine große Verwirrung erhoben, welche aufhören muß, denn sie ist allen schädlich und kann nur den Absolutisten jeder Gattung nützlich sein, welche, zurückgewiesen durch die einmüthige Misbilligung des Landes, mit cynischer Frechheit Principien für die ihrigen ausgeben, welche sie nie bekannt haben und in ihrer Vermessenheit und Heuchelei eine Regierungsform ausrufen, die sie stets verabscheuten. Diese Leute lassen sich nur von der ruchlosen Hoffnung leiten, die Liberalen zu entzweien; sie täuschen auf eine so falsche und verwerfliche Art etliche edle und unvorsichtige Gemüther, welche vielleicht nicht verkennen, daß allein die ewigen Anhänger der Reaction heute die Republik wünschen können, weil sie in derselben das leichte und sichere Mittel, das einzige Mittel sehen, unsere glorreichen revolutionären Errungenschaften zu zerstören, unsern Freiheiten ein Ende zu machen, Europa die falsche

Idee beizubringen, daß Spanien nicht würdig sei, das Leben der freien Völker zu führen, und uns endlich aufs neue in das Elend der Unwissenheit und die Schrecken des Despotismus zu stürzen. . . . Eine rasche, unverzügliche, zugleich ernsthafte und kräftige Organisation verlangen wir von allen Provinzen Spaniens; unser Versöhnungsmanifest diene als Banner für alle, welche dasselbe annehmen. Die Hauptstädte der Provinzen müssen eine thatkräftige Initiative ergreifen und unverzüglich die Versöhnungsausschüsse bilden, in welchen mit der Gleichheit, die der Zweck und die Gerechtigkeit verlangt, die drei wichtigen Gruppen vertreten sind, welche sich zu der großen nationalen Partei verschmolzen haben, in der edeln Absicht, die Freiheit in Spanien zu sichern. Die Hauptbezirksorte, die Gerichtsbezirke, die Bevölkerungen: alle müssen, wenn es nöthig ist, dem Beispiel der Provinzhauptstädte folgen. Ausschüsse, von denselben geschickt und die drei liberalen Gruppen vertretend, müssen kommen, sich zu unserm Werke zu gesellen und uns die mächtige Hülfe ihres Ansehens und ihres Rathes zu leihen."

Doch schon glaubte sich die republikanische Partei stark genug, den ihr hingeworfenen Handschuh aufnehmen zu können. In den reichsten und größten Städten des Landes, in Barcelona, Reus, Valencia, Cartagena, Malaga, Cadix, Saragossa, Valladolid u. s. w. hatten sich republikanische Clubs gebildet; an 100 Tagesblätter vertheidigten, abgesehen von unzähligen Flugschriften und fliegenden Blättern, die neue Lehre. Und nun war vollends der feurigste und fähigste Lehrer derselben, Emilio Castelar, in der Hauptstadt selbst erschienen, wo ihn, den gefeierten akademischen Redner von ehedem, die studirende Jugend und die gebildete Welt mit Jubel empfing, und wohin ihm der Ruf, der ihn jetzt auch als den größten Volksredner pries, vorausgeeilt war. In einer Versammlung von mehr als 10000 Zuhörern, die zum Zwecke der Bildung des republikanischen Ausschusses von Madrid gehalten wurde, am 15. Nov., entwickelte Castelar hier zum ersten mal mit allem Zauber seiner südlichen Beredsamkeit sein politisches Ideal, die Föderativrepublik. Mit einem durch seine ausschweifende Einbildungskraft nicht getrübten Scharfblicke hatte er als die bezeichnendste Erscheinung der augenblicklichen Lage herausgefunden, daß „niemand sich mehr um diese oder jene Reformen bekümmere, daß selbst die wichtigsten derselben die Gemüther gleichgültig und kalt ließen, daß alle Welt nur noch frage, was das Volk wolle, ob Republik oder Monarchie". Und mit einschneidender Ironie deckte er die große Verlegenheit auf, in der sich die Monarchisten befanden und durch die in der That ihre Fähigkeit zu handeln gelähmt wurde. „Ich frage", rief der Redner aus, „genügt es, um eine Monarchie zu schaffen, daß man sagt: wir wollen eine Monarchie? Nein, man muß einen Monarchen zur Hand haben. Die Monarchie ist eine persönliche Einrichtung und bedarf deswegen einer ganz besondern Persönlichkeit, einer Persönlichkeit von einem außerordentlichen Ansehen, von einem Ansehen, das fähig ist, hundert Geschlechtern überliefert zu werden. Die Monarchie ohne Monarchen ist eine lächerliche Aufstellung, über die man spotten könnte, wenn sie nicht Blutvergießen herbeizuführen vermöchte. Aber ich kenne wol die Taktik der Reactionäre, und ich bedauere nur, daß die Demokraten von Ueberzeugung dieselbe nicht erkannt haben, diejenigen, welche sich durch diese gewandte Taktik ihr Ideal, das heißt ihrer Kraft rauben ließen. Man beginnt eine Monarchie zu verlangen, wenn auch unter der Maske der Demokratie. Ist diese zugestanden, so verlangt man weiter, daß diesem Monarchen die mit der Monarchie verbundenen Rechte zugestanden werden. Und da das Zugeständniß der Monarchie eine Niederlage für die Demokraten ist und die Reihe monarchischer Rechte eine neue Reihe von Negationen der demokratischen Rechte, so wird durch die Gewalt der Dinge selbst aus den monarchisch-demokratischen Erklärungen eine halb absolutistische Monarchie hervorgehen."

Wir sehen, der Republikanismus hatte schon einen weiten Weg zurückgelegt seit jener

ersten republikanischen Volksversammlung in Madrid, welche beschlossen hatte, die provisorische Regierung zu unterstützen, solange sie die Menschenrechte aufrecht halte. Heute wurde den Massen, ohne daß eins dieser Rechte in Frage gestellt worden wäre, bereits verkündigt, die Monarchie, welche die provisorische Regierung als ihr Ziel aufgestellt hatte, sei nichts anderes als Reaction und müsse nothwendig zum Absolutismus führen. Und Castelar selbst mußte bereits in seiner Rede, auf die Nachricht, daß die von Mistrauen in die Regierung und von Ungeduld erfüllten Bevölkerungen hier und dort unter die Waffen getreten seien und die Republik ausgerufen hätten, aufs dringendste vor Gewaltthat und Empörung warnen. „Ich weiß“, sagte er, „daß die Reaction heute Andalusien in große Uebel stürzen möchte, um Plane unsinniger Restauration zu rechtfertigen. Aber jenes Andalusien, das unter seine Zierden Cadix zählt, die große Stadt, die dreimal Spanien die Freiheit gespendet, Sevilla, welches das erhabene Revolutionsprogramm, die Vervollkommnung der Grundsätze von 1789, formulirt hat; jenes Andalusien wird begreifen, daß die Klippe unserer Revolution, die Klippe, an der alle unsere Freiheiten scheitern können, die Unordnung ist.“ Leider sollte sich Castelar mit dem Vertrauen auf die Mäßigung und Einsicht seiner andalusischen Landsleute täuschen. Ein Zusammenstoß zwischen der Regierung, die sich zwar nicht mit Restaurationsplanen trug, aber ihre ganze Macht zur Durchführung ihres Programms einzusetzen entschlossen war, und den Massen, denen man fortwährend Mistrauen in ihre Absichten predigte, war fast unvermeidlich geworden.

Zunächst allerdings dauerte noch für einige Zeit der friedliche Wettkampf in Manifestationen nnd Manifesten fort. Zehn Tage nach der monarchischen Kundgebung in Madrid wurde, unter großem Aufwand von Musik und Fahnen, eine republikanische veranstaltet, die sowol durch die Ordnung, welche dabei herrschte, als durch die ungeheuere Zahl der Theilnehmer Achtung gebot. Und ein Manifest des republikanischen Ausschusses von Madrid, unverkennbar aus der Feder Castelar's, entwarf ein glänzendes Bild aller der Herrlichkeiten, welche die Spanier von der unverzüglichen Herstellung der Republik zu hoffen hätten. „Die Republik ist die wesentliche Form der Demokratie, wie der menschliche Körper die wesentliche Form unsers Lebens, wie das menschliche Wort die wesentliche Form des Gedankens ist. . . . Die demokratischen Unterzeichner des monarchischen Manifestes haben es, obwol sie unter allen Mitgliedern ihrer Partei die beredtesten, berühmtesten, muthigsten, wichtigsten, beliebtesten und geachtetsten sind, nicht für unpassend gehalten, mit verschiedenen und den Demokraten feindlichen Parteien nicht sowol einen Bund für ihre Handlungen und ihre Haltung, welcher sich durch den Drang der Umstände und durch die schweren Gefahren rechtfertigen ließe, sondern einen principiellen, unsinnigen und unmöglichen Bund zu schließen, dessen Nutzlosigkeit gar bald grausame und verdiente Enttäuschungen darthun werden. . . . Die Republik ist der Staat, zurückgeführt auf seine natürlichen Grenzen und seine ursprünglichen Befugnisse, die Gesellschaft, die an die Stelle der willkürlichen Gesetze der alten Regierungen tritt, die Abschaffung der Todesstrafe, die Reform des Strafgesetzes, die Herstellung der Autonomie der alten, so lange unterdrückten und ausgebeuteten Colonien, die Herabsetzung des Budgets um mehr als die Hälfte seines gegenwärtigen skandalösen Betrages, die Abschaffung der mittelbaren Steuern, die ehrliche Bezahlung der Staatsschuld oder die Convertirung derselben in eine einzige Klasse, die endgültige Beseitigung der Aushebung für das Landheer und die Flotte, die vollständige Ausführung des ganzen demokratischen Programms.“

Eine damals wenig beachtete Episode, deren Bedeutung erst durch spätere Ereignisse beleuchtet werden sollte, bildete in dem Kampfe zwischen den Anhängern der constitutionellen Monarchie und der Republik ein karlistisches, von dem Präsidenten des Karlistenausschusses in Paris, Grafen Fuentes, unterzeichnetes Manifest vom 16. Nov., welches alle

Monarchisten ohne Unterschied aufforderte, sich um den Herzog von Madrid zu scharen, Don Carlos von Bourbon und Este, zu dessen Gunsten sein Vater Don Juan de Bourbon abgedankt hatte.

In diesem seltsamen Schriftstücke heißt es unter anderm: „Nachdem bei Alcolea der Vertrag von Vergara durch Kanonenschüsse zerrissen worden, ist das Salische Gesetz aus den Mündungen der Kanonen hervorgegangen, wie es hervorgeht aus der Philosophie des Manifestes von Cadix. Es bleibt mit dem Siege Philipp's V. und der Abstimmung jener Cortes stehen das alte Recht und das neue Recht von Don Carlos von Bourbon und Este. . . . Legitimität ist für uns das Grundgesetz der Monarchie, sie ist nicht der Absolutismus. Da alle Spanier ihren Candidaten haben können, so wollen wir den unserigen im Schose unserer Familie, unter unsern Freunden, auf den Straßen und den Plätzen ausrufen. Wir wollen allenthalben entschlossen unser Banner erheben. . . . Der Herzog von Madrid, der ein guter Sohn, ein guter Gatte, ein guter Vater und guter Bruder ist, braucht nicht die beißende Bemerkung des Manifestes von Cadix zu fürchten: Wir müssen unsern Müttern, unsern Gattinnen und unsern Töchtern die Ursachen für die Entscheidungen sagen können, welche in den hohen Kreisen der Gewalt gefaßt werden. Die monarchische Partei muß diesen Grundsatz auf die Staatsmänner ausdehnen. Wir müssen auch unsern Müttern, unsern Gattinnen, unsern Söhnen und unsern Mitbürgern erzählen können, durch welche Mittel die Staatsmänner zu Würden, Ehren und Vermögen gelangt sind."

Inzwischen glaubte die Regierung, die allzu spät erkannte, daß sie die kostbaren Augenblicke der ersten Begeisterung nicht benutzt hatte, um ihr Programm siegreich durchzuführen, das Verlorene wieder einbringen zu können, indem sie sich auf kleine Mittel und auf den unterirdischen Krieg verlegte. Viele des Republikanismus verdächtigte Beamten wurden entlassen, im Widerspruch mit dem ihr seinerzeit von der madrider Revolutionsjunta ans Herz gelegten Rathe, den Beamten jede außeramtliche Kundgebung ihrer politischen Ueberzeugung zu gestatten. Und als der allgemein geachtete republikanisch gesinnte Director des Telegraphenwesens, Chao, den wir von den Conferenzen in Ostende mit Prim kennen, seines Amtes enthoben wurde, gab man dem Verdacht, daß ein entscheidender Schlag gegen den Republikanismus vorbereitet werde, in der ganzen liberalen Presse öffentlichen Ausdruck. Am 2. Dec. hatte sich in Madrid die Nachricht verbreitet, die Regierung beabsichtige durch die Ablösung der sogenannten Freiwilligen der Freiheit von den Hauptposten in Madrid die allgemeine Volksentwaffnung einzuleiten, welche ohnedies durch ein Regierungsdecret vom 17. Nov. über die Reorganisation der Miliz vorbereitet zu sein schien. In den republikanischen Clubs waren die Ansichten, was zu thun sei, getheilt. Schließlich aber trug die Jugend, welche bewaffneten Widerstand verlangte, den Sieg über die ältern Führer davon, welche zum Nachgeben riethen. In aller Eile und im geheimen bewaffneten sich dann die Massen; die Besetzung sämmtlicher strategisch wichtigen Punkte der Stadt war vorbereitet, und man erwartete nur das Signal zum Kampfe. Angesichts dieser Haltung des Volkes zögerte die Regierung doch in Madrid, den Bürgerkrieg zu eröffnen. Eine Abgesandtschaft höherer Offiziere versicherte in der Nacht vom 2. auf den 3. Dec. die Freiwilligen, daß niemand daran denke, ihnen zu nahe zu treten. Auch eine zweite nicht minder große Gefahr wurde von Madrid abgewendet. Es fing nämlich in dem Heere der Stadtarbeiter bedenklich zu gären an, als mit einem mal der denselben seit der Revolution ausbezahlte Tagelohn herabgesetzt wurde; geheime Geldspenden kamen ins Spiel; man wußte, daß sich politische Agenten unter den Arbeitern herumtrieben, und diese erlaubten sich schließlich sogar bewaffnete Manifestationen. In diesem gefährlichen Augenblick zeigte sich Rivero als der Mann der Situa-

tion; er vermied dadurch, daß er die Miliz zum Ausrücken veranlaßte, einen Zusammenstoß zwischen dem Heere und den Arbeitern, der unberechenbare Folgen hätte haben können. Die Arbeiter zogen sich vor der bewaffneten Bürgerschaft ohne Widerstand zurück.

Ein günstigerer Boden für ernste Conflicte schien in der Provinz und zwar besonders in dem heißblütigen Süden vorhanden zu sein. Die über die Verminderung ihres Tagelohns erbitterten Arbeiter von Puerto Santa-Maria bei Cadix hatten Unordnungen angestellt und die dortige Miliz wie diejenige von Madrid dem Statthalter ihre Hülfe für die Aufrechthaltung der öffentlichen Ruhe angeboten. Allein damit war diesem schlecht gedient; er hatte offenbar den Auftrag, nicht die Empörung zu verhindern, sondern dieselbe niederzuschlagen. So wies er den Antrag der Bürgerwehr aufs schroffste zurück; ja er verlangte von ihr selbst, daß sie die Waffen niederlege. Die entrüsteten Bürger machten jetzt mit den Arbeitern geradezu gemeinschaftliche Sache und leisteten den Soldaten so nachdrücklichen Widerstand, daß die Militärbehörde sich gezwungen sah, aus dem benachbarten Cadix Truppen zu verlangen. Umsonst bot die Miliz dieser Stadt sich an, die Ordnung in Puerto Santa-Maria herzustellen, umsonst suchte sich das Volk dem Abzuge der Truppen zu widersetzen. Diese zogen aus, und der Statthalter verkündigte in Cadix selbst den Belagerungszustand und verlangte von der Miliz Niederlegung der Waffen. Dies war das Zeichen zu einem furchtbaren und erbitterten Kampfe. Das Feuer zwischen den Truppen und der Miliz dauerte die ganze Nacht vom 5. auf den 6. Dec. Am 6. und 7. überschüttete die Flotte die offene Stadt mit einem unaufhörlichen Hagel von Geschossen, während die Truppen des Landheeres umsonst die großen Barrikaden und namentlich das Gemeindehaus zu nehmen suchten, in welchem sich die Führer des Aufstandes hielten. Am 8. morgens gelang es endlich den fremden Consuln, eine Einstellung des blutigen Kampfes durchzusetzen. Eine Gesandtschaft von angesehenen Bürgern wurde nach Madrid geschickt, um mit der Regierung über die Bedingungen des Friedens zu unterhandeln. Ein Manifest des republikanischen Ausschusses der Nachbarstadt Sevilla, gezeichnet von Federico Rubio und Manuel Carrasco, den beiden, welche an der Spitze der republikanischen Bewegung in dieser Stadt standen und auch als Verfasser jener epochemachenden Erklärung der dortigen Junta über den Sturz der bourbonischen Dynastie und über die Menschenrechte galten, beleuchtete mit unerbittlicher Strenge die cadixer Vorgänge. Unumwunden wurde hier die Schuld an denselben auf die Regierung gewälzt, welche mit ihrer Erklärung zu Gunsten der Monarchie einen schweren politischen Fehler begangen habe. Die Regierung wurde überdies aufgefordert, den Gerüchten über einen beabsichtigten Staatsstreich zu widersprechen, das republikanische Element zur Vertretung in ihrem Schos zuzulassen, eine ehrenhafte Vereinbarung mit den Aufständischen von Cadix zu treffen, und schließlich, ohne an eine neue Organisation der Miliz zu denken, dieser ihre Waffen zu lassen.

Inzwischen blieben die Unterhandlungen mit der Regierung in Madrid ohne Erfolg, trotzdem die Republikaner Castelar und Figueras, ein sehr angesehener madrider Rechtsanwalt, sich bei Serrano aufs eindringlichste zu Gunsten der Forderungen von Cadix verwendeten. Die Regierung glaubte weder den Tagesbefehl des Statthalters von Cadix, durch welchen der Belagerungszustand verkündigt und die Miliz zur Niederlegung der Waffen aufgefordert wurde, zurücknehmen, noch, was übrigens ganz selbstverständlich war, ohne ihre einmal eingenommene Stellung von Grund aus zu erschüttern, Republikaner zum Eintritt in das Cabinet zulassen zu können. Sie gab dem durch seine militärische Schneidigkeit bekannten (unionistischen) Obergeneral des Heeres von Andalusien, Caballero de Rodas, Befehl, den Aufstand mit Waffengewalt niederzuwerfen. Zum Glück war dies nicht mehr nöthig. Die überlegene Truppenmacht und die Batterien insbesondere, die Caballero von Jerez herbeiführte, ließen den Einwohnern der unglücklichen

Stadt jeden weitern Widerstand als nutzlos erscheinen, und dieselben lieferten, der Aufforderung des Generals entsprechend, am 13. ihre Waffen aus. Inzwischen hatte der seit des Republikaners Chao Entfernung ausschließlich in den Händen der monarchistischen Regierung befindliche Telegraph die Lüge verbreitet, es handle sich in Cadix um einen bourbonischen Restaurationsversuch, und Schiffe mit fremden Insurgenten seien in Cadix eingelaufen. Den wahren Zweck des Aufstandes fing man wol zu ahnen an, als man erfuhr, der Herzog von Montpensier sei in der Absicht erschienen, seinen bei so mancher dringendern Gelegenheit säuberlich in der Scheide bewahrten Degen dem General Caballero de Rodas zur Verfügung zu stellen. Als aber durch mündliche und schriftliche Berichte von Augenzeugen und namentlich durch die Darstellung Garrido's, der selbst nach Cadix gereist war, die volle Wahrheit und die Absicht der Regierung offenbar wurde, durch Terrorismus die republikanische Bewegung im Süden zu ersticken und Montpensier den Weg zu bahnen, da entstand eine ungeheuere Aufregung im ganzen Lande.

Freilich, in Andalusien selbst ließ man sich die Erfahrungen von Cadix nicht zur Warnung dienen. Als die Bewohner von Cadix in Malaga um bewaffneten Beistand gebeten hatten, war ihnen zwar von dem dortigen republikanischen Ausschusse eine abschlägige Antwort ertheilt worden, aber als man vernahm, daß Caballero de Rodas, die Anweisungen der Regierung befolgend, allenthalben die Entwaffnung der nationalen Freiwilligen vollziehe und sich zu dem nämlichen Zwecke der Provinz Malaga nähere, entstand auch in Malaga eine ungeheuere Aufregung, noch genährt durch gewisse herausfordernde Maßregeln der dortigen Behörden. Eine Gesandtschaft angesehener Bürger von Malaga begab sich zunächst zu Caballero nach Cordova, um ihn zu bestimmen, unter so gefährlichen Umständen die misliebige Maßregel der Entwaffnung der Miliz wenigstens zu vertagen. Als sie mit diesem Ansuchen abgewiesen wurde, begab sie sich zu der provisorischen Regierung nach Madrid, um sich zu beklagen, daß der Statthalter von Malaga mit offenbarer Absichtlichkeit einen Zusammenstoß mit dem Volke suche; man müsse sich auf das Schlimmste gefaßt machen, wenn man die Bevölkerung nicht wenigstens durch den Aufschub der Milizentwaffnung von der Furcht befreie, daß sie waffenlos das Opfer eines Staatsstreiches werden solle. Die Antwort war ein Bando des Generals Caballero vom 30. Dec., das in seiner Schroffheit alle seitherigen amtlichen Kundgebungen übertraf. Dasselbe lautete: „Einwohner von Malaga! Die Haltung eines Theiles der Bürgermiliz dieser Stadt, welche nicht abwarten will, bis sie meine Befehle betreffend ihre durch das Decret vom 17. Nov. beschlossene Reorganisation kennt, versetzt mich in die traurige, aber unumgängliche Nothwendigkeit, Folgendes zu verordnen: 1) Die Stadt Malaga und ihre Provinz ist in Belagerungszustand erklärt; 2) außer den Bataillonen und Compagnien, welche das Gesetz geachtet haben, wird die Miliz im Laufe des heutigen Tages ihre Waffen ausliefern; 3) der Militärstatthalter der Stadt wird die Punkte bezeichnen, wo die Auslieferung der Waffen vor sich gehen soll; 4) auch können die Consuln und inoffensiven Personen den heutigen Tag benutzen, um die Stadt zu verlassen. Einwohner von Malaga, die Mittel des Angriffes, welche ich bei dem geringsten Widerstande anzuwenden entschlossen bin, werden, zu meinem großen Schmerze, Jammer und Zerstörung in euerer Stadt verursachen. Die Bestrafung der Schuldigen wird um so exemplarischer und furchtbarer sein, je größer die Hartnäckigkeit ist, mit welcher sie sich dem Befehle des Generals des Heeres von Andalusien und Granada widersetzen."

Dieses Bando war das Zeichen zur Eröffnung des Straßenkampfes. Derselbe war noch blutiger und hartnäckiger als in Cadix. Zuzüge aus der Landbevölkerung der Umgegend hatten die Vertheidiger der zahllosen Barrikaden in der Stadt verstärkt, auf denen auch, zum Beweise für die Erbitterung des Kampfes, viele Frauen standen und

starben. Nach drei Tagen erst gelang es dem vereinigten Angriffe der Flotte und des Landheeres, den Kampf in den Straßen der Stadt zu beendigen; doch konnten viele Aufständische die Stadt verlassen und sich in die benachbarten Berge zurückziehen, wo sie, unterstützt von den Landleuten, den Kampf fortzusetzen drohten. Diese Vorgänge hatten in ganz Spanien Schrecken und Aufregung verbreitet. Das Los von Malaga und Cadix, glaubte man, drohe auch noch andern Städten, Cartagena, Valencia, Barcelona und schließlich Madrid. Man beschuldigte die provisorische Regierung, sie gehe planmäßig darauf aus, die wesentlich republikanisch gesinnten Provinzen Andalusien und Catalonien durch die Niederwerfung der einzelnen Städte zu schrecken und unter dem Schutze der Bajonnete monarchische Corteswahlen zu Stande zu bringen.

Hatte die Regierung oder wenigstens ein Theil derselben wirklich diese Absicht, so mußte ihr doch der Muth dazu wieder entschwinden angesichts der Wirkung, welche die Nachrichten aus Malaga im republikanischen Lager hervorbrachten. Von allen Theilen des Landes liefen beim republikanischen Centralausschusse in Madrid Anfragen, Mahnungen und Vollmachten ein; Saragossa und Barcelona erklärten sich bereit, sich auf das erste Losungswort aus Madrid zu erheben; einheitliches Handeln wurde von allen Seiten und mit Ungestüm verlangt. Und gewisse Vorgänge innerhalb der madrider Miliz gaben der Regierung zu verstehen, daß dieselbe wenigstens ihrem großen Theile nach in der Sache der Republik ihre eigene erkenne. Mit Freimüthigkeit wurde in einer Versammlung von ungefähr 700 Offizieren dieser Miliz am 3. Jan. 1869 der Beschluß gefaßt, man müsse sich nicht nur in ganz Spanien der Entwaffnung der Freiwilligen widersetzen, sondern auch die Regierung auffordern, unverzüglich den bereits Entwaffneten die Waffen zurückzugeben. Und obwol die Regierung sichere Kunde erhielt, daß sich die Republikaner bereits zur Aufnahme des Straßenkampfes rüsteten, wagte sie nicht mehr, die längst beschlossene Verhaftung von besonders gefährlichen Volksführern, wie Garrido, vorzunehmen; ja Sagasta hielt es sogar für gerathen, in einem Rundschreiben feierlich zu erklären, die provisorische Regierung denke durchaus nicht daran, die öffentlichen Freiheiten zu beschränken und den Entscheidungen der Cortes vorzugreifen.

Wenn die Regierung wiederum auf halbem Wege stehen blieb, auf die Ausdehnung des Belagerungszustandes und die Fortsetzung der Entwaffnungsmaßregeln verzichtete, so trug hieran auch ein Zerwürfniß Schuld, das jetzt, zur ungünstigsten Stunde, zwischen den Progressisten und Unionisten, beziehungsweise zwischen Prim und Serrano ausbrach. Prim und die Progressisten erkannten etwas spät, daß der ganze andalusische Feldzug schließlich nur ein Manöver der Unionisten zu Gunsten ihres Throncandidaten, des Herzogs von Montpensier, war, und daß vielleicht Caballero de Rodas bestimmt sein könne, im gelegenen Augenblicke Prim zu ersetzen. Prim suchte jetzt wieder unter der Hand Fühlung mit den Republikanern zu bekommen und andererseits durch Beförderung eines ganzen Dutzend ihm ergebener Offiziere zu Generalen seine Stellung im Heere zu befestigen. Diesen Ernennungen widersetzte sich Serrano in einer Unterredung mit Prim, den er auf den Ministerrath verwies, mit dem Beifügen, daß er selbst bei den Berathungen Prim's Vorschläge mit allem Nachdruck bekämpfen werde. Ein äußerst beleidigender und drohender Brief Prim's an Serrano schien den vollständigen Bruch zu besiegeln. Prim's Vertrauensmann, Handelsminister Zorrilla, versicherte seinen republikanischen Feinden, der längsterwartete Ausbruch der Feindschaft habe stattgefunden und der Kampf auf Leben und Tod seinen Anfang genommen; die Republikaner sollten Vertrauen auf Prim setzen, er werde einen Staatsstreich der Liberalen Union zu vereiteln wissen. In der That beschuldigten die Unionisten jetzt fast öffentlich Prim, er greife in die Staatskassen, er umgebe sich mit lauter catilinarischem Gesindel und er wolle mit Hülfe seiner Geschöpfe die bestehende Ordnung umwerfen. Andererseits vertheilten die Progressisten Pamphlete in den Straßen,

welche ihre Partei von aller Schuld an den Greueln von Cadix und Malaga zu reinigen und diese ausschließlich den Unionisten zuzuwälzen suchten.

Doch gelang es den übrigen Mitgliedern der provisorischen Regierung, namentlich durch den Hinweis auf die Nothwendigkeit der Eintracht im Cabinet am Vorabend der Corteswahlen, den Frieden zwischen Serrano und Prim wieder kümmerlich zusammenzuflicken. In einem Wahlmanifest, das als der Ausdruck der wiederhergestellten Harmonie in der Regierung gelten darf, führte diese abermals den alten Eiertanz aus zwischen der Versicherung, dem Volkswillen nicht vorgreifen zu wollen, und der Mahnung, monarchisch zu wählen. Die Progressisten und Demokraten suchten in ihren Wahlkundgebungen ihr zwischen dem unionistischen und dem republikanischen schwebendes Programm zu empfehlen. Und die Republikaner schließlich verkündigten aufs neue alle möglichen Vortheile, namentlich aber die Abschaffung der Apanagen, des Beamtenheeres und des stehenden Heeres als die nothwendige und unmittelbare Folge der Errichtung einer Föderativrepublik.

Wie wenig der Muth der Republikaner durch die Vorgänge in Malaga und Cadix gebrochen war, dies war namentlich zu Tage getreten, als die Bewohner von Cadix, während noch die Straßen von den Spuren des furchtbaren Kampfes nicht gesäubert und die Führer der republikanischen Partei noch im Gefängniß waren, lauter Republikaner in den neuen Gemeinderath gewählt hatten. Ueberhaupt konnten die Republikaner mit dem Ausfalle der Gemeinderathswahlen im Lande, welche den Corteswahlen vorausgingen, zufrieden sein. Von 49 Provinzen hatten 25 entschieden republikanisch gewählt, namentlich aber die volkreichsten Provinzen, wie Andalusien und Catalonien. Bedenklich nur war, daß die republikanischen Ausschüsse von dort dem madrider Centralausschusse zu wissen thaten, die Bevölkerungen würden zwar ruhig die Entscheidung der Cortes abwarten, allein in dem Falle, daß dieselbe nicht zu Gunsten der Republik ausfalle, ohne Zögern die Trennung von dem übrigen Spanien verkünden und Einzelrepubliken errichten; und fast noch bedenklicher, daß namentlich die Arbeitermassen, unter dem frischen Eindruck der Ereignisse von Cadix und Malaga, sich nicht mehr überreden lassen wollten, die Republik könne aus friedlichen Wahlurnen hervorgehen, sie müsse nicht nothwendig die Frucht eines Bürgerkrieges sein.

Die Ashanti und der Ashantikrieg.

III.

Wolseley's Marsch nach Kumasi.

Anfang December kamen die Truppenschiffe Sarmatian, Himalaya, Tamar und Thames an und brachten die ersehnten englischen Regimenter, um die der General angehalten hatte, weil sie ihm unentbehrlich seien; das 42. Regiment, Royal Highlanders, die Black Watch, die Schwarze Garde, nach der Farbe ihres Tartans so genannt (ein besonders durch seine Dienste als Küstenwächter während der Stuartaufstände im vorigen Jahrhundert berühmtes Regiment), die Riflebrigade (Jäger), das 23. Regiment, Royal Welsh Fuseleers, einige Volontärs des 79. Regiments, ein Bataillon Marineinfanterie; auch kam das 1. Regiment Westindier (Neger). Zur großen Verwunderung und zum großen Verdrusse der englischen Truppen wurde diesen jedoch nicht gestattet zu landen, sondern sie mußten einen ganzen Monat lang in der See kreuzen, eine Anordnung, die freilich nothwendig war, um das Militär nicht müßig an der Küste liegen zu lassen und den Gefahren des dortigen Klimas auszusetzen; denn das Transportwesen war noch so weit zurück, daß es nicht möglich war, die Truppen und ihr Gepäck nach dem Innern zu befördern.

Das Transportwesen war seitens des Generals während der ersten Monate seiner Anwesenheit an der Goldküste keineswegs mit der erforderlichen Energie gefördert worden. Es mochte dazu wol beigetragen haben, daß Wolseley nach seiner Rückkehr von Abrakrampa nach Cape Coast Castle vom Fieber befallen wurde und mehrere Wochen im Hospitalschiff Simoom zubringen mußte.

Wären die englischen Regimenter freilich, anstatt im December, im November, als die Ashanti noch in der Nähe der Küste standen, gekommen, so wäre das gesammte Heer der Ashanti ohne weiteres vernichtet worden. Jetzt sollte dem Feinde in sein eigenes Land im Innern gefolgt werden, und keine Zeit war zu verlieren. Denn die Truppen mußten Ende Februar, vor Eintritt der europäischen Truppen tödlichen Regenzeit, von Kumasi an die Küste zurückgekehrt und nach England eingeschifft sein.

Da keinerlei Saumthiere zur Verfügung standen, so mußte vor allen Dingen ein großes Corps von Lastträgern organisirt werden. Ohne ein solches zweckmäßig organisirtes Corps konnte die Armee sich weder vorwärts noch rückwärts bewegen, keine Zufuhr von Proviant und Munition erhalten, in dem völlig verwüsteten Lande nicht existiren. Nach längerer Zögerung wurde eine beträchtliche Anzahl Fanti, die sich als Soldaten so schlecht bewährt hatten, als Lastträger gemiethet; allein diese Körperschaft war schlecht organisirt, nicht in Compagnien unter verantwortlichen Offizieren geordnet, unregelmäßig

bezahlt, sogar unregelmäßig beköstigt, weshalb sie in großer Anzahl desertirten. Im Anfang December, kurz vor Ankunft der englischen Regimenter, erklärte der General den Fantihäuptlingen, daß er für den Troß 5000 Arbeiter brauche; würden sie nicht gestellt, so werde er die Regimenter wieder nach Hause schicken und selbst gehen. Die Fanti kümmerten sich aber nur wenig um diese Drohung und stellten keine Leute. Der General nahm den Transportdienst nun gänzlich aus der Hand der Controloffiziere, die demselben bisher vorgestanden hatten, und übergab ihn dem Oberstlieutenant Colley, einem umsichtigen und thätigen Offizier. Derselbe hatte große Schwierigkeiten. Nachdem er eine Anzahl Fanti zusammengebracht und der Marsch der Regimenter bereits begonnen hatte, desertirten die Fanti wieder und der ganze Marsch gerieth ins Stocken. Die Füsiliere, die sich bei Cape Coast Castle ausgeschifft hatten, mußten sich wieder einschiffen. Die Westindier fungirten hierauf als Lastträger, sogar die Highlanders und die Jäger arbeiteten einige Tage als Lastträger. Allein dies durfte im afrikanischen Klima nicht erlaubt werden. Colley bereiste Fantiland in verschiedenen Richtungen und brachte theils mit Drohungen, theils mit Ueberredung mehrere hundert Lastträger zusammen, und überwachte sodann den Transport persönlich, indem er zu dem Behuf unausgesetzt an der Straße hin- und herreiste. Er brachte, wie der General sagte, Ordnung in das Chaos. Diese Lastträger waren meistens Fantiweiber; die Männer hielten sich zurück, schon aus Furcht, zum Kriegsdienste gezwungen zu werden. Die Straße belebte sich nun bald mit Rotten dieser Trägerinnen, welche Gepäck von je 50 Pfd. und meistens außerdem ein Kind trugen. Diese Lastträgerinnen erhielten einen Tagelohn von 1 Sh. und ½ Sh. Kostgeld, ein guter Verdienst für diese Negerinnen.

Für den Wegebau war Major Home vom Genie sehr thätig gewesen. Auf der ganzen Strecke von Cape Coast Castle bis Prahsu am Prah war der frühere, äußerst schmale und rauhe Waldpfad in einen breiten und festen Weg umgeschaffen worden, auf welchem es sich angenehm marschiren ließ. Die sumpfigen Stellen waren mit Corderoy, nebeneinandergelegten Baumstämmen, belegt. Durch die ganze Strecke, erst von Cape Coast Castle bis Mansu, dann von Mansu bis Prahsu, war telegraphische Verbindung gelegt. An dieser Straße von Cape Coast Castle bis Prahsu waren acht Kasernenstationen erbaut, von welchen sieben Herberge für je ein halbes Bataillon enthielten, während Prahsu, die Endstation, Obdach für sämmtliche englische Regimenter gewährte. Prahsu, Jankomasi, Mansu, Dunqua, sowie alle übrigen Dörfer an der Straße waren bei dem Einmarsch der Ashanti zerstört worden. Als Home kam, waren die Rodungen, welche alle Dorfschaften umgeben, bereits mit Gebüsch und Hochgras überwachsen; hier und da stand noch eine Hauswand. Diese Rodungen wurden von den Bauleuten und den sie beschützenden Truppen zu Lagerstellen benutzt und die Stationen dort erbaut worden. Den Eingeborenen wurde aus Sanitätsrücksichten nicht gestattet, in diesen Rodungen zu lagern. In jeder der sieben Stationen zwischen Cape Coast Castle und Prahsu wurde eine große Hütte mit Wänden von Bambusgeflecht und Palmblattdach, 80 Fuß lang und 18 Fuß breit, erbaut und mit Bambusbettstellen für ein halbes Bataillon versehen. Daneben war eine kleinere Hütte mit einzelnen Bettstellen für die Offiziere. Die Station enthielt ein Waschhaus mit Waschvorrichtungen und Wasserleitung nebst Filtrirung für Trinkwasser; Wasser war immer zur Hand, da die Dörfer stets an einem Flusse angelegt sind; ferner enthielt sie eine Latrine für die Offiziere und eine für die Mannschaften, ein Hospital, ein Wachthaus und ein Vorrathshaus. Die Stationen Mansu und Dunqua, wo sich größere Depots befanden, waren mit Schanzen, Palissaden und Gräben befestigt. In Mansu und Prahsu befanden sich ein Postbureau und ein Telegraphenbureau. In jeder Station stand ein Control- und ein Medicinaloffizier. Die ganze Einrichtung war sehr zweckmäßig und bequem.

Die Rodung der End- und Hauptstation Prahsu war zu einer großen Ebene erweitert und das stark befestigte Prahsu war jetzt eine Stadt von Soldatenhütten mit Quartieren für sämmtliche europäische Regimenter, in der Mitte ein weiter viereckiger Platz, wo an der einen, am Flusse gelegenen Seite die Wohnung des Sir Garnet Wolseley, auf welcher der Union Jack flatterte, und die Wohnungen des Stabes, gegenüber das Postamt und die Wohnungen der Zeitungscorrespondenten standen. Home's Brücke, errichtet auf amerikanischen Cribs, spannte sich über den Fluß. Auf der andern Seite befand sich der Brückenkopf und die Waldung wurde auch hier eine beträchtliche Strecke gerodet.

Die Verpflegung des Militärs war eine vorzügliche. Der Soldat hatte einen Tag um den andern frisches Fleisch und präservirtes australisches Fleisch, dazu präservirtes Gemüse, präservirte Kartoffeln, Reis, Brot, Zwieback. Zum Frühstück hatte man Cacao und zu Abend Thee, später auch etwas Rum. Zucker, Salz, Pfeffer war in Ueberfluß vorhanden. Zur Verhütung von Krankheiten wurde täglich eine Dose China gegeben, auch mehrmals wöchentlich ein Trunk Limonensaft.

Die Leute durften auf dem Marsche ihre Jacken ausziehen; sobald sie halt machten, mußten sie sie jedoch anziehen. Anstatt der schweren Uniformen, die sie zu Hause trugen, hatten sie einen leichten Anzug von grauem Tweed (Norfolk Grey) und einen Peddighelm mit Schleiertuch zum Schutz gegen die Sonne. Siebzig Aerzte und Wundärzte befanden sich bei der Armee.

Vor Abgang des Generals nach dem Prah wohnte er dem Rachezuge bei, welchen die Kommenda gegen die Tschama unternahmen, weil deren Freunde, die Ashanti, ihre Stadt abgebrannt hatten. Die Kommenda, die damals von englischen Kriegsschiffen nach Cape Coast Castle gebracht worden, waren jetzt zurückgekehrt und hatten ihre Stadt wieder gebaut. Die den Tschama benachbarten Wassaw, die immer als entschieden englisch betrachtet wurden, wurden aufgefordert, sich dem Zuge anzuschließen, weigerten sich aber, wie sie auch später sich weigerten, mit nach Ashanti zu ziehen. Die Tschama hatten inzwischen nach dem Bombardement durch die Rattlesnake sich ein neues Dorf, drei Meilen vom Gestade, im Gestrüpp erbaut. Am Weihnachtstage 1873 wurden 700 Mann Kommenda, meistens mit Büchsen, sonst mit Flinten bewaffnet, unter dem Befehl von Hughes, einem Unteroffizier der Cape Coast Castle-Volontärs, von Booten der englischen Kriegsschiffe nach Tschama übergesetzt. Mehrere englische Kriegsschiffe begleiteten sie, der General und Stab waren an Bord eines derselben. Die Kommenda steckten zuvörderst das alte verlassene Dorf, die nach dem Bombardement übriggebliebenen Hüttenruinen, in Brand. Sie waren sodann im Begriff, Viehheerden der Tschama fortzutreiben, als die Tschama sich zur Wehr setzten und ein Gefecht entstand. Am folgenden Morgen setzte Hughes wieder nach Kommenda über, indem, wie er meldete, seine Leute ihren Proviant aufgegessen und ihre Munition verschossen hatten; ob sie sonst etwas ausgerichtet, darüber verlautete weiter nichts.

Am 27. Dec. ging der General mit der Navalbrigade unter Kapitän Blake, dem der Commodore später folgte, nach dem Prah ab. Funfzig Matrosen und Marines befanden sich schon seit mehrern Wochen am Prah bei dem 2. Regiment Westindier und den eingeborenen Regimentern unter Russell und Wood. Die Brigade, die der General jetzt mit sich führte, zählte 200 Mann erlesene Leute, die frisch angekommen waren. Die Seeleute, welche bei Abrakrampa gefochten hatten, waren ebenfalls größtentheils dienstunfähig nach Hause zurückgekehrt. Schiffslieutenant Wells, der sich dort ausgezeichnet und den Befehl der Privatjacht der Königin von England erhalten hatte, war auf der Heimfahrt am Gelben Fieber gestorben.

Der Operationsplan war nun der folgende. Die Regimenter sollten am 6. Jan.

ihren Marsch antreten, in acht Tagen in Prahsu eintreffen, dort sich concentriren und am 15. Jan. über den Prah gehen. An demselben Tage sollten im Osten auch Kapitän Glover und Hauptmann Butler mit ihren eingeborenen Corps und Hauptmann Dalrymple mit den Wassaw im Westen über den Prah gehen. Dieser Plan kam aber nur theilweise zur Ausführung. Die Missionen der Hauptleute Butler und Dalrymple nach Westassin und Wassaw zur Aufbietung der dortigen Contingente mislangen gänzlich.

Den Ashanti war zuvörderst der englische Vortrab, Wood's und Russell's Eingeborene, gefolgt. Beweise von dem schrecklichen Zustande des von Seuchen schwer heimgesuchten flüchtigen Heeres fanden sich überall am Wege. Aus der Weise, wie an einigen Stellen das Hochgras am Wege gänzlich niedergetreten war, war zu ersehen, daß die Ashanti weite Strecken nicht marschirt, sondern gelaufen waren. Leichen in großer Anzahl lagen umher. Die Ashanti hatten ihre Kranken liegen und umkommen lassen.

Die Mängel des Transportwesens verursachten im Marsch der Regimenter ernstlichen, bei der ihnen so knapp zugemessenen Frist fast gefährlichen Aufenthalt. Die eingeborenen Regimenter des Vortrabes mußten theilweise Trägerdienste leisten, anstatt vorzurücken. Die auf dem Marsch befindlichen englischen Regimenter mußten in der Station, die sie eben erreicht hatten, liegen bleiben; das 23. Regiment wurde wieder in See geschickt; man besorgte, daß die vorgerückten Regimenter wegen Mangels an Zufuhr zurückgerufen werden müßten.

Russell's Eingeborene waren leichter zu verproviantiren, führten ihren Proviant mit sich und waren also mehr mobil und im Stande, frühzeitig über den Prah zu gehen. Aus dem Regimente wurde eine Compagnie Vortruppen, 70 Mann stark, detachirt und vorangeschickt unter dem Befehl des Lieutenants Lord Gifford. Dieselbe bestand meistens aus Assin, welche als Eingeborene das Land kannten; die übrigen Leute waren Bonny, Opobo, Kossu, Haußa.

Der Prah bildet zwar die Grenze des Reiches der Ashanti, das eigentliche Ashanti beginnt jedoch erst am Adansigebirge. Das dazwischenliegende Land ist Ashanti-Assin, das den Ashanti unterworfene nördliche Assin, welches nur dünn bewohnt war, indem die Einwohner größtentheils in das Assin des Protectorats ausgewandert waren. Die Ashanti betrachteten sich also noch nicht als in ihrem eigenen Lande angegriffen, bis ihr Feind die Adansi erstiegen hatte, und leisteten vorher keinen Widerstand. Die einmarschirende Armee gewann somit ohne Mühe die ersten 30 Meilen, fast die Hälfte des Weges nach Kumasi.

Die Dörfer waren sämmtlich von den Einwohnern verlassen. Die Hütten waren hier viel besser gebaut und behaglicher eingerichtet als im Protectorat, und gewährten den Truppen gute Herberge. Essiaman, Akrofum, Moinsey waren die drei Stationen, welche an den Fuß der Adansi führten. Bei Essiaman, wo ein Theil der Einwohner geblieben war, traf Gifford auf einigen Widerstand; einer seiner Leute wurde verwundet, ein Einwohner erschossen und zwei Weiber gefangen genommen; zum großen Erstaunen der Ashanti wurden die letztern jedoch wieder freigegeben. Gifford nahm Besitz von den Dörfern, die er passirte. Russell, der ihm folgte, lichtete die Rodungen um Essiaman, Akrofum und das am Fuße der Adansi liegende Moinsey und befestigte diese Plätze. Wood folgte zunächst und besetzte diese Stationen. Endlich folgte Home mit den Genietruppen, welche die Wege erweiterten und bahnten, Brücken über die Flüsse und Bäche und Baumstämme über die Moräste legten.

Lord Gifford erreichte Moinsey am 16. Jan. und erstieg am folgenden Tage den hohen, überaus steilen, mit großartigem Hochwald bestandenen Abhang der Adansi. Als er mit seinen 70 Schwarzen die Hälfte des Berges erklommen hatte, trat ihm in einiger Entfernung unter einer Baumgruppe ein Ashantifetischpriester in einem seltsamen Anzuge entgegen. Mehrere andere Priester und eine alte Fetischfrau standen neben ihm. Alle

riefen ihm mit lauter, feierlicher Stimme entgegen: „Der Fremde muß nicht weiter gehen! Der Tod steht auf dem Pfad vor ihm!“ Die Alte verfluchte ihn und schrie: „Es stehen Tausende von Aschantikriegern auf dem Gipfel dieses heiligen Berges!“ Sie schwangen ihre Waffen in feierlichen Kreisen. Gifford's wilde Jagd aber erhob ein gellendes Zetergeschrei und stürzte, die Büchsen und Schwerter schwenkend, den Abhang hinauf. Die Priester traten eilends in den Hain zurück und verschwanden. Kein lebendiges Wesen war auf der Höhe zu sehen. Ebenso wenig als Gifford an der Nordseite der Höhe nach Quisa, dem ersten Dorfe im eigentlichen Aschanti, eine halbe Meile vom Gipfel der Höhe, hinabzog; nur stand ein entsetzlicher Grenzpfahl, eine scheußlich verstümmelte männliche Leiche, ein armes Menschenopfer, gepfählt am Wege. Daneben lagen mehrere Ziegen, in den Boden gespießt, und ein hölzernes Modell von Dolchen und Flinten, mit den Spitzen nach Süden gekehrt. Ein weißer Fetischfaden war quer über den Pfad gespannt.

Von Quisa gelangte Gifford nach Fomana, der Hauptstadt des Fürstenthums Adansi. Fomana war, sowie Quisa, von den Einwohnern verlassen und wurde sofort von Russell besetzt.

Am 2. Jan., gleich nach des Generals Ankunft zu Prahsu, erschienen dort Gesandte des Königs, um in seinem Namen um Frieden zu bitten. Der General weigerte sich, die Gesandten zu empfangen; doch war er keineswegs abgeneigt, Unterhandlungen aufzunehmen und, womöglich, weitern Kampf zu vermeiden, wozu er auch schon durch die ursprüngliche Weisung seiner Regierung verpflichtet war. Er suchte daher zuvörderst dem König zu imponiren, um ihn eben zum Frieden und zur Gewährung der günstigsten Bedingungen zu bestimmen. Die englischen Regimenter waren zwar noch nicht angekommen, doch war auf dem großen Hauptplatze die von Hauptmann Rait organisirte und commandirte, von Haußakanonieren vortrefflich bediente Artillerie aufgefahren. Dieselbe bestand aus zwei Batterien gezogener Stahlkanonen, Hinterladern von drei Zoll Kaliber, welche siebenpfündige Bomben warfen, einer Batterie Haubitzen und einer Gatling Gun, einer Art von Mitrailleuse, außerdem hatte man die Raketen. Die Navalbrigade bildete ein stattliches Schützencorps. Der General hielt die Gesandten also einige Tage zurück und ließ ihnen die Waffen und deren Wirkungen zeigen; besonders setzte die Gatling Gun sie in Erstaunen. Einer der Botschafter sagte zu seinen Collegen, es sei vergeblich gegen die Engländer zu streiten, wenn sie solche schreckliche Maschinen zum Tödten hätten: die andern spotteten über seine Feigheit und drohten, ihn beim Könige anzugeben, was denn den unglücklichen Mann dermaßen erschreckte, daß er während der Nacht sich erschoß. Seine Genossen legten die Leiche in einen Sarg von Korbgeflecht und bestatteten sie an der Nordseite des Prah, innerhalb des Aschantigebiets. Jeder Aschanti warf eine Hand voll Erde auf das Grab. Der General entließ sodann die andern Gesandten, indem er ihnen mittheilen ließ, die Friedensbedingungen müßten zu Kumasi mit dem Könige selbst festgestellt werden. Zugleich ließ er ihnen einen Brief an den König übergeben, mit derselben Erklärung, sowie mit der Ankündigung, daß er beabsichtige, Aschanti von vier Seiten zugleich anzugreifen. Die Gesandtschaft ging über die neue Prahbrücke zurück, die während ihrer Anwesenheit zu Prahsu fertig geworden war. Die Navalbrigade marschirte ihr voraus, gleich als ob sie den Marsch nach Kumasi anträte; als die Gesandtschaft jedoch vorüber und weiter gereist war, begab die Brigade sich wieder zurück.

Nach der Rückkehr der Gesandtschaft beschloß der König im geheimen den Krieg, wollte sich jedoch inzwischen der Missionare als Vermittler bedienen. Die Missionare, welche der Obhut eines Kaboziers übergeben waren, befanden sich inzwischen bei guter Gesundheit, obgleich sie in jüngster Zeit meistens von Sklavenkost, Schneckensuppe und

Pisang, hatten leben müssen. Als nun nach der Rückkehr der Gesandten der König Rathssitzung hielt, wurden sie, sowie auch Dawson, der halbblütige Fanti, früher Missionsvorstand, welcher ebenfalls gefangen gehalten wurde und dem Könige bei seiner Correspondenz mit dem Gouverneur als Secretär dienen mußte, in den Palast beschieden. Dawson wurde nun aufgefordert, des Gouverneurs Brief zu verlesen. Darauf erfolgte tiefe Stille; niemand erhob sich, niemand äußerte ein Wort. Die Missionare wurden wieder entlassen. Der König sagte nun, seit der Erbauung Kumasis sei es niemals eingenommen worden, worauf die Kaboziere erwiederten, es sei heutzutage anders als in den alten Zeiten. Die Königin-Mutter sagte, wenn die Ashanti im Rechte gewesen, habe Gott ihnen immer den Sieg verliehen; sie hätten aber unrecht gehandelt, weil sie die Weißen nicht auslieferten, nachdem sie ein Lösegeld anzunehmen zugesagt hatten.

Nach der Sitzung wurden königliche Boten in alle Richtungen entsandt, um ein neues Heer zur Vertheidigung des Vaterlandes aufzubieten. Gleichzeitig erhielt Kühne vom Könige ein Geschenk von einem Periguin Goldstaub (8 Pfd. 11 Sh. St.) und eine Robe, wie sie nur die königlichen Prinzen tragen dürfen. Spät am Abend wurde Kühne dann in den Palast berufen: man führte ihn durch eine Reihe von Höfen in ein inneres Gemach, wo auf einem Schemel in einem weißen Gewande der König saß und mit den Katzen spielte. Nur vier Personen waren zugegen. Der König sagte zu Kühne, er müsse sich für ihn bei dem Gouverneur verwenden, er müsse ihm sagen, er vermöge nicht mit den Weißen zu kämpfen, nein, sogar nicht, wenn sie auf den Marktplatz zu Kumasi kämen; denn seine Vorfahren hätten niemals mit den Weißen gekämpft. Der König hatte in seiner Angst ganz vergessen, daß er noch im gegenwärtigen Augenblick Maccarthy's Schädel als köstliche Trophäe bewahrte! Kühne wurde während der Nacht aus der Stadt entlassen, damit das Volk ihn nicht bemerke und sage, daß der König sich fürchte. Kühne, nunmehr befreit, kam am 13. Jan. in Prahsu an und überbrachte die Botschaft des Königs. Der General sandte dem Könige die Antwort, er müsse sämmtliche europäischen Gefangenen freigeben, eine Kriegsentschädigung im Betrage von 200000 Pfd. St. leisten und in Gegenwart der britischen Armee einen Friedensvertrag unterzeichnen, welcher das englische Protectorat und dessen Verbündete gegen zukünftige Angriffe sicherstelle.

Inzwischen marschirte der General am 24. Jan. mit der Navalbrigade und einem halben Bataillon Jäger nach Fomana, wo er sein Hauptquartier in den Palast des Fürsten von Adansi verlegte. Sofort gab der König auch den Missionar Ramseyer und seine Frau, denen während ihrer Gefangenschaft das verstorbene Kind durch zwei andere ersetzt worden war, und den Franzosen Bonnat frei, womit denn der ersten der vom General gemachten Forderungen nachgekommen war. Ramseyer übergab dem General ein Schreiben des Königs, in welchem dieser meldete, daß er Amanquatia beauftragt habe, die Entschädigung zu entrichten, unter der Bedingung, daß der General in Fomana bleibe. Damit schien denn die zweite Forderung des Generals bewilligt zu sein und dem Abschlusse des Friedens keine weitere Schwierigkeit entgegenzustehen. Wolseley schenkte diesen Friedenszusagen vollen Glauben. Er schickte ein geheimes Telegramm nach England, welches sagte, daß der Ashantikrieg zu Ende sei ohne weiteres Blutvergießen. Dieses Telegramm wurde durch einen Expreßdampfer, der sonst gar kein anderes Geschäft hatte, nach Lissabon entsandt.

Die Missionare hatten indessen bereits erwähnt, daß in jedem Hause in Kumasi die Sklaven in größter Eile beschäftigt seien, Eisenstein in Stücke zu zerschlagen, wie die Ashanti sie zur Ladung der Flinten benutzen. Während jener Friedensunterhandlungen des Generals war Russell's Regiment weiter vorgerückt und Lord Gifford hatte in allen Richtungen recognoscirt und gefunden, daß die Dörfer an der Straße von Ashantikriegern stark besetzt und die Weiber und Kinder daraus entfernt seien. Major Russell

forderte diese Besatzungen auf, die Dörfer zu räumen, und als dem Geheiß nicht Folge geleistet wurde, griff er eins derselben an und steckte es in Brand. Der General in seinen Friedensbestrebungen war überaus betrübt über diesen Brand, sandte einen der Gefangenen mit einem Schreiben an den König und ertheilte Russell Befehl, weiter keine Dörfer zu verbrennen, auch beim Zusammentreffen mit Aschanti nicht zuerst zu feuern. Darauf fing Gifford einen Pulverconvoi auf, der von Kumasi nach Borborasi bestimmt war; zugleich erfuhr er, daß der General Essamanquatia und der Fürst von Adansi dort mit beträchtlichen Scharen lagen. Oberst M'Leod, der zum Brigadier über die eingeborenen Regimenter ernannt worden war, erhielt Befehl, nach Borborasi zu marschiren, zuvörderst zu parlamentiren, nur im Widerstandsfalle anzugreifen und unter keinen Umständen den Platz zu zerstören. Hauptmann Nicol, der mit den Vortruppen vormarschirte, hielt vor dem Dorfe an, um zu parlamentiren laut Befehl; die Aschanti eilten aus dem Dorfe in die Straße hinaus, und Nicol wurde durch das Herz geschossen, ein Opfer der seltsamen friedlichen Kriegführung, die befohlen worden war. Oberst M'Leod nahm das Dorf ein, zerstörte es jedoch nicht seiner Ordre gemäß, und als er sich darauf wieder zurückzog, verfolgten ihn die Aschanti; ein Mann wurde ihm getödtet, einer verwundet.

Am 28. Jan. kamen abermals Aschantibotschafter nach Fomana, kehrten jedoch sofort wieder zurück. Der englischen Armee wurde mitgetheilt, daß die Unterhandlungen sämmtlich abgebrochen seien und der Krieg fortdauere. Amanquatia hatte seine neue starke Armee concentrirt und Stellung genommen bei Amoaful, 20 Meilen von Kumasi. Es war jetzt klar, was für eine Entschädigung der König gemeint hatte, als er zusagte, sie solle durch Amanquatia entrichtet werden. Sämmtliche englische Truppen waren unterdessen im Hauptquartier Fomana eingetroffen.

Der Vortrab der Aschanti hielt das Dorf Egginasi, eine halbe englische Meile von Amoaful. Letzteres, ein Ort von 2000 Einwohnern, lag in einer Rodung auf dem Gipfel eines hohen Hügels; Egginasi lag auf einem niedrigern Hügel; zwischen beiden Hügeln zog sich eine sumpfige, von einem trüben Bache durchschnittene Einsenkung. Beide Abhänge der Hügel waren in der ganzen Strecke von Egginasi bis Amoaful von einer, selbst für Aschanti außerordentlich dichten Waldung bestanden. Dies war das vom Feldherrn der Aschanti gewählte Schlachtfeld.

Die Aschanti hatten hier ein Heer von 20000 Mann, die englische Armee zählte zusammen 3000 Mann. Die Ungleichheit der Zahl wurde aber mehr als aufgewogen durch die Ungleichheit der Bewaffnung. Das Gewehr der Aschanti war eine Muskete alten Stils, lange, alte dänische und französische Flinten, zum Theil Musketen der französischen Armee unter Napoleon I., welche von unternehmenden Kaufleuten aufgekauft und in Assinie in den französischen Handelsstationen, im Westen der englischen Goldküste, den Aschanti verkauft wurden, sodaß es gar nicht unwahrscheinlich ist, daß die Musketen der Aschanti, welche bei Amoaful gegen die Schwarze Wache feuerten, vorher von Franzosen bei Waterloo gegen dasselbe Regiment gebraucht wurden. Die Aschanti gebrauchten zur Ladung dieser Flinten eine sehr lange Zeit. Ihre Geschosse waren dabei Eisensteinstücke, die, selbst wenn sie trafen, sich häufig ganz unschädlich erwiesen. Die Engländer hatten Sniders mit einem fast ununterbrochenen Feuer und Geschossen, welche schreckliche Wunden rissen.

Der englische Vortrab, Wood's und Russell's Regimenter, besetzte am Morgen des 30. Jan. Quarman, ein Dorf, eine halbe Meile südlich von Egginasi. Am Nachmittage ebnete und erweiterte Major Home den Weg bis Egginasi, und zwar ganz in der Stille, indem er mit geölten Sägen arbeitete. In der Nacht recognoscirte Lord Gifford die feindliche Stellung.

Das Gros der englischen Armee stand zu Insarfu, vier Meilen südlich von Quarman,

nämlich: das 42. Regiment, die Schwarze Wache, unter Major Duncan Macpherson, die Riflebrigade (Jäger) unter Oberstlieutenant Warren, 100 Mann vom 23. Regiment unter Oberstlieutenant Mostyn. Diese Truppentheile bildeten zusammen die Weiße Brigade unter Brigadier Sir Archibald Allison (Sohn des bekannten Geschichtschreibers, Verfassers der „Political and Military History of Europe"); dazu kamen die Navalbrigade (Matrosenschützen und Marineinfanterie) unter Kapitän Grubbe, eine Compagnie der 2. Westindier unter Lieutenant Jones, die Haußa mit Siebenpfündern und Raketenapparaten unter Hauptmann Rait.

General Wolseley durchschaute die Gefahr, daß, sobald die kleine englische Armee Egginasi erreichte, sie von dem schlauen, siebenmal zahlreichern und hinter den dichten Laubwänden völlig verborgenen Feinde umzingelt werden würde. Er faßte also den Plan, seine ganze Armee als ein großes Quarré zu formiren, sodaß nach allen Seiten Fronte gemacht und das Terrain innerhalb des Quarré von allen etwa darin versteckten Feinden rein gehalten werden könne. Der Schlachtplan war demgemäß: die Frontcolonne unter Brigadier Allison, das 42. Regiment nebst Gifford's Plänklern, Home's Sappeurs, Rait's Artillerie, geht vor und nimmt Amoaful. An den rechten Flügel der Frontcolonne lehnt sich die rechte Flankencolonne unter Oberstlieutenant Wood, ein Theil der Navalbrigade und Wood's Eingeborene nebst Sappeurs, Artillerie und Raketen. An den linken Flügel der Frontcolonne lehnt sich die linke Flankencolonne unter Oberst M'Leod, ein Theil der Navalbrigade und Russell's Eingeborene nebst Sappeurs, Artillerie und Raketen. Der General nebst seinem Stabe und Commodore Hewett und einer Compagnie des 23. Regiments nimmt seinen Platz hinter der Frontcolonne. Die Riflebrigade unter Oberstlieutenant Warren bildet die hintere Colonne oder den Nachtrab. Lieutenant Jones besetzt Quarman mit den 2. Westindiern. Der Troß der eingeborenen Regimenter war in Quarman, der des Gros in Insarfu aufgefahren.

Am 31. Jan. um $7\frac{1}{2}$ Uhr am Morgen marschirte die Schwarze Wache im Geschwindschritt durch Quarman. Gleichzeitig warfen Gifford's Plänkler mit einigen Schüssen den Ashantivortrab aus Egginasi, wobei einige Assin schwer verwundet wurden. Die Schwarze Wache marschirte durch Egginasi und dann weiter durch den Wald, wo der Boden sich zu senken begann. Das Regiment empfing hier das feindliche Feuer und marschirte rechts und links in Linie auf. Es befand sich mitten im feindlichen Lager. Ringsumher standen niedrige Hüttchen oder Lauben, bedeckt mit breiten Pisangblättern, je mit einer oder einem paar Bettstellen von Bambus versehen. Auf den Kochfeuern siedeten Töpfe mit Pisang. Bündel mit Proviant und allerlei andere Dinge lagen umher.

In der Entfernung von 150 Schritt vor der Fronte schlugen aus dem Walddickicht knatternde Flammenzungen vor, welche allein zum Zielpunkte dienten; denn kein Mann war zu sehen. Der Ashanti Geschoß prallte rasselnd von den Baumstämmen ab, traf auch hier und da einen Soldaten, doch ohne ernstlich zu verletzen. Die Schotten hielten sich stets gedeckt, hinter den Baumstämmen oder dichten Büschen und legten sich flach auf den Boden; dabei aber unterhielten sie ein ununterbrochenes Feuer und rückten fortwährend vor, indem sie am Boden entlang krochen oder schnell von einem Stamm zum andern sprangen. Die Ashanti luden ihre langen Kopflader nur langsam und mußten sich fortwährend vor dem ununterbrochen sprühenden Feuer der Sniders zurückziehen, nicht, weil dieses sie besiegte, sondern eben nur um zu laden. Die Schotten kamen nun in dichteres Gestrüpp, und das feindliche Feuer war hier in größerer Nähe und von größerer Wirksamkeit. Darauf war der Sumpf der Thalsohle zwischen den beiden Hügeln erreicht. Und jetzt begann ein anderer, mit gleichem Gestrüpp bedeckter Abhang. Hier zeigte sich das Gefecht in seinem vollen Ernst eine Stunde lang. Verwundete fielen überall in den schottischen Gliedern, auch Todte. Die Ashanti wichen

nur langsam. Aber unaufhörlich riefen die Töne der schottischen Sackpfeife vorwärts, unaufhörlich sprühte das schottische Feuer, unaufhörlich drangen die Schotten auf den Feind. Da schollen durch die Töne des Pibroch und das Getöse der Schlacht Kanonenschüsse. Rait kam rasch voran mit dem Siebenpfünder und seinen Haußa; ein Zug nackter Fanti, welche Munition trugen, folgte. Die Kanone fuhr bergaufwärts, hielt aller fünf Minuten an und feuerte mehrere Schüsse. Die Schotten krochen vor durch das Gestrüpp. Allein das Gestrüpp wurde so dicht, daß sie nicht weiter kommen konnten und wieder in Colonne antraten. Aber auch für die Ashanti war es zu dicht; sie mußten sich in Rotten über den Weg zurückziehen, ein furchtbares Kreuzfeuer schlug auf sie ein, sie fielen in Rotten. Die Haufen blutender Gefallener dienten den Schotten zur Brustwehr. Major Macpherson, welcher hier commandirte, erhielt einen Schuß durch das Bein und Brigadier Allison übernahm die Führung. Endlich wurde es licht weiter aufwärts, man war bei der Lichtung. Das Ende des Waldes, der Gipfel der Höhe war erreicht. Das Feuer der Ashanti hörte auf. Man war vor der Stadt; Rait sandte eine Bombe die Straße hinunter, welche ein Gruppe Flüchtlinge am andern Ende tödtete. Dies war das Tagewerk des 42. Regiments; 105 Mann desselben waren schwer verwundet und 2 Mann todt, 9 Offiziere schwer verwundet und 1 todt. Das Regiment lagerte in der Stadt. Der Kampf hatte um 8 Uhr begonnen, und die Stadt wurde um 11 Uhr 45 Minuten besetzt.

Die andern drei Colonnen waren gleichzeitig von den Ashanti schwer bedrängt worden. Die linke Colonne erlitt namhafte Verluste, frühzeitig fiel Hauptmann Buckle vom Genie. Die rechte Colonne mußte durch einen Theil der Rifles von der vierten oder Nachtrabcolonne verstärkt werden; Oberst Wood, der Führer der rechten Colonne, wurde schwer verwundet. Sogar Egginasi, wo der Stab mit den Füsilieren stand, wurde angegriffen. Quarman hatte einen schweren Angriff zu bestehen; die Westindier, nur einige Compagnien stark, leisteten jedoch tüchtigen Widerstand und erhielten Verstärkung von den Rifles der vierten Colonne. Die Navalbrigade an der Spitze der rechten und linken Colonne hatte besonders schweren Kampf zu bestehen und erlitt schwere Verluste. Nach der Schlacht begab der General sich nach Amoaful. Man brachte das Gepäck von Insarfu herauf; die Escorte wurde angegriffen und ein Theil des Gepäcks ging verloren. Um 3 Uhr nachts versuchten die Ashanti abermals einen Angriff auf Quarman.

Die Schlacht wurde lediglich durch das geschickte Manöver des 42. Regiments entschieden, bei fortwährend unterhaltenem Hinterladerfeuer unausgesetzt vorzudringen und dadurch die Ashanti zu zwingen, sich immer zurückzuziehen, um laden zu können, ein Zurückziehen, welches bald zu einem wirklichen Rückzuge und schließlich zur Flucht werden mußte.

Früh am Morgen des 1. Febr. recognoscirte der unermüdliche Lord Gifford wieder und meldete, der Feind stehe ziemlich stark zu Becqua, der Residenz eines mächtigen Fürsten, eine englische Meile westlich von Amoaful. Um 12½ Uhr zogen die Navalbrigade und Russell's Regiment mit dem 42. Regiment in Reserve gegen die Stadt; Brigadier Allison hatte den Befehl. Gifford, dem Gros weit voraus, stürzte sich mit seinen Plänklern in die Stadt und hatte einen schweren Straßenkampf zu bestehen, bei welchem er einige von seinen besten Leuten einbüßte. Die Besatzung war überrumpelt und zog sich, als das englische Gros kam, in den Wald zurück, von wo sie ein heftiges Feuer unterhielt. Becqua war beinahe so groß wie Kumasi. Der Palast des Fürsten war ein Haus von zwei Stockwerken. Die Stadt wurde in Brand gesteckt und war, da der Wind stark wehte, bald eine Glutmasse und ein Aschenhaufen. Mehrere Pulverexplosionen fanden statt. Für jene Waffenthat in den Straßen von Becqua erhielt Gifford das Victoriakreuz, welches nur für Leistungen persönlicher Tapferkeit verliehen wird.

Am 2. Febr. marschirte Wolseley weiter nach Ingimmamu, sechs englische Meilen von Amoaful, und hatte unterwegs ein Gefecht zu bestehen. Das kleine Dorf wurde stark besetzt und befestigt. Von hier aus sollte nun schließlich der Marsch nach Kumasi, der Hauptstadt des Landes, angeordnet werden. Allein bei den noch immer mangelhaften Transportwesen waren die Zufuhren ausgeblieben und dadurch der ursprüngliche Plan einer förmlichen Occupation der Stadt vereitelt; man mußte es bei einem bloßen Streifzuge von Ingimmamu nach Kumasi und zurück nach Ingimmamu bewenden lassen. Doch auch ein solcher Streifzug erforderte wenigstens fünf Tage, während nur auf vier Tage Proviant vorhanden war. Vor Antritt des Marsches wurde also jede Compagnie einzeln befragt, ob sie für fünf Tage Arbeit mit vier Tagen Kost fürliebnehmen wolle, worin denn alle einwilligten. Danach wurde eine Colonne aus den kräftigsten Leuten unter den Fantilastträgern gebildet, um die Munition, Hängebetten für Verwundete und den Proviant mitzubringen.

An demselben Tage machten die Ashanti einen Versuch, die englische Verbindungslinie zu durchbrechen. Fomana, 20 Meilen weiter zurück liegend, wurde mit starker Mannschaft angegriffen. Die Stadt, in einem fünfstündigen Gefecht von 40 Mann Westindiern und 100 Mann Eingeborenen unter Hauptmann Duncan, denen die Kranken des Hospitals zu Hülfe kommen mußten, vertheidigt, wurde niedergebrannt, mit Ausnahme des Palastes des Fürsten von Adansi, des Hospitals und des Vorrathshauses, welche die Besatzung behauptete und rettete.

Am 3. Febr. marschirte der General von Ingimmamu nordwestlich nach dem Orda (oder Dah), einem beträchtlichen Nebenfluß des Prah, welchen er am Nachmittage erreichte. Unterwegs hatte der Vortrab, Russell's Regiment, fortwährend zu fechten. Mehrere Hinterhalte waren gelegt. An einer Stelle, die viel Aehnlichkeit mit Amoaful hatte, einem Hügel, an dessen Fuß sich ein Sumpf erstreckte, stand der Feind in ansehnlicher Stärke und hielt sich, bis Russell durch zwei Compagnien Rifles und eine Kanone Verstärkung erhielt. Die Armee bivuakirte am Orda. Major Home schlug eine Brücke über den Fluß, welchen Russell's Leute vorher schon durchwatet hatten, worauf sie sich am jenseitigen Ufer lagerten. Zwei Boten überbrachten ein Schreiben des Königs, welcher bat, der General wolle einige Tage hier anhalten, Amanquatia solle das Entschädigungsgeld bezahlen. Der General antwortete, er werde am Orda schlafen; wenn der König Frieden haben wolle, so müsse er die Königin-Mutter und den Kronprinzen Mensa als Geiseln senden. Lord Gifford ermittelte unterdessen, daß die Ashantiarmee bei Ordasu, eine Meile vom Orda, concentrirt stehe. Alle Vorsichtsmaßregeln gegen einen nächtlichen Ueberfall wurden ergriffen. Die weit sich erstreckenden Lager- und Wachtfeuer gewährten in der Nacht ein malerisches Bild. Ein Gewitter mit heftigem und anhaltendem Regen machte es für die im Freien lagernden Truppen sehr unbehaglich, verhinderte jedoch den Nachtangriff.

Am folgenden Morgen zog die Armee nach Ordasu, das wieder auf einem Hügel lag. Der König selbst war hier zugegen bei dem Rest seines Heeres. Er saß links vom Dorfe auf einem goldenen Stuhle unter einem Schirm von rother Seide und schwarzem Sammt und drohte, jeden Kabozier zu enthaupten, welcher fliehen würde. Der englische Vortrab hatte wieder den sonderbaren Befehl vom General, nicht zuerst zu feuern. Die Bonny voran, die Jäger (Rifles) hintendrein, zog die englische Spitze den Hügel hinauf und hatte nicht lange auf den Angriff seitens der Ashanti zu warten. Russell's Regiment folgte zunächst. Die vorgeworfenen Compagnien der Jäger lagen auf der Erde und feuerten rechts und links. Sie wurden von dem heftigen Feuer der Ashanti hier arg mitgenommen und erlitten beträchtlichen Verlust. Sie hielten zu lange an und rückten nicht in der Weise der Schotten bei Amoaful fortwährend vor. Als endlich der Befehl

vorzugehen erfolgte, erstürmten die Jäger aber sofort das Dorf. Einer der letzten, die das Dorf verließen, war ein Bursche von 14 Jahren mit einer Flinte, die länger war als er selbst. Das 42. Regiment stand am Wege vom Flusse nach dem Dorfe und deckte die Munition und sonstigen Vorräthe, die hinaufgeschafft wurden. Die Navalbrigade war der Nachtrab. Die Ashanti versuchten, das Dorf wiederzunehmen, und griffen von mehrern Seiten, besonders aber von der Kumasistraße her, mit wüthendem Feuer an. Oberst M'Leod bat, den Befehl seines eigenen Regiments, des 42., übernehmen zu dürfen, und erbot sich, es geradeswegs nach Kumasi zu führen. Dies wurde angenommen; das 42. Regiment zog den Hügel hinunter und zerstreute den Feind. Trotz seiner Drohungen gegen die Kaboziere war der König selbst, als ihm die Kugeln um die Ohren sausten, geflohen. Er begab sich nach Aminihia, seinem Landsitz. Nach Kumasi kehrte er während des Krieges nicht mehr zurück.

Kumasi war noch sechs englische Meilen entfernt. Das Regiment marschirte im Schnellschritt, fast im Sturmschritt, voll Erwartung der Dinge, die da kommen würden. Hier und da stieß die Spitze des Regiments auf Haufen von Ashantikriegern, mit denen einige Schüsse gewechselt wurden. Brigadier Allison schloß sich an und übernahm den Befehl. Am Wege lagen leere Pulverfässer, Töpfe, Staatssessel, Staatsschirme, Leichen, einige auf Bahren. Als die Truppen Quarsi, das letzte Dorf vor Kumasi erreichten, kam ihnen ein Zug mit einer weißen Fahne entgegen, welcher eine Anzahl Sklaven und Sklavinnen überbrachte, die als Geisel angeboten wurden, falls die Truppen hier stehen bleiben wollten. Auch überbrachten die Führer des Zuges ein Schreiben von Dawson an den General, welcher diesen flehentlich bat, halt zu machen und einen Vertrag außerhalb der Stadt abzuschließen, sonst werde er, der arme Dawson, und die übrigen gefangenen Fanti umgebracht werden, und, so schloß der Brief, die Zerstörung des ganzen schönen Königreiches werde sie dann nicht zurückbringen. Die Boten mit der Fahne und Dawson's Brief wurden dem General zugeschickt, der Marsch der Truppen jedoch fortgesetzt. Zwei von den Geiseln, ein Mann und ein Weib, wurden zurückgehalten und an die Spitze des Regiments gestellt; ihr ängstliches Geschrei zeigte, daß Ashantitruppen noch am Wege verborgen seien, vor deren Schüssen sie sich fürchteten. Man kam zur Leiche eines schönen jungen Mannes, dem der Kopf abgehauen und neben den Rumpf gelegt worden war, ein Menschenopfer, das den Einmarsch der Truppen verhindern sollte. An die Stelle der bisherigen Waldung trat jetzt Gebüsch. Der Weg wurde weiter, andere Wege bogen davon ab. Irdene Fetischtöpfe standen in Menge am Wege. An einem Kreuzwege war eine Gruppe Männer mit langen Messern, eben im Begriff einen festgebundenen Menschen zu opfern. Derselbe wurde sofort befreit; die Leute mit den Messern begrüßten dessenungeachtet die Truppen aufs freundlichste. Einige kamen mit Flinten, welche das Kolbenende zum Zeichen der Freundschaft präsentirten; andere fielen auf das Knie und flehten um Barmherzigkeit. Ein Königsdiener kam mit Leopardfellschmuck. Dieser ersuchte den Brigadier, halt zu machen, und sagte, da weder die weiße Fahne zurückgeschickt, noch halt gemacht worden sei, so habe man die Einwohner der Stadt überrascht. Da seine Leute Rast nöthig hatten, so willigte Allison ein, eine halbe Stunde zu warten. In der Entfernung stand ein Haufe Bewaffneter, welcher die fremden Truppen mit zornigen Blicken betrachtete. Die freundlichen Opferleute und der Königsbote hielten sie mit einiger Mühe vom Schießen ab, und sie zogen endlich trotzigen Schrittes davon.

Als die halbe Stunde Frist verstrichen war, wurde vom General gemeldet, das Regiment solle seinen Marsch fortsetzen. Es durchschritt nun den schmuzigen Sumpf, welcher Kumasi umgibt, und marschirte in die Stadt ein. Die erste Straße war ein breiter ansteigender Weg mit einzeln stehenden Häusern. Am obern Ende dieser Straße bog

das Regiment links um, kam an dem Hinrichtungshaine vorbei und marschirte dann eine breite Straße hinunter. Die versammelte Menge begrüßte die Truppen überall auf das freundlichste; ihr Benehmen drückte nur Verwunderung und Neugierde, das Vergnügen an einem Schauspiel aus. Es waren wahrscheinlich größtentheils Sklaven oder Leute der untern Klassen. Die obern Klassen hielten sich zurück.

Kumasi war vom 42. Regiment um $5\frac{1}{2}$ Uhr besetzt worden (4. Febr.). Der General nebst Stab hielt seinen Einzug um 6 Uhr, wenn auch nicht zu Pferde, doch zu Maulesel. Die Truppen präsentirten das Gewehr und brachten der Königin ein dreimaliges herzliches Lebehoch aus. Der General verbot auf das strengste alles Plündern und ließ einen Fantipolizisten hängen, welcher ein Stück Tuch gestohlen hatte. Den Einwohnern der Stadt war ungehinderter Ein- und Ausgang gestattet und sie hatten bis zum nächsten Morgen den größten Theil ihrer Habe fortgebracht. Man fand einen beträchtlichen Vorrath von holländischem Wachholderbranntwein, welcher nach ärztlicher Untersuchung für vortrefflich erklärt wurde. Derselbe wurde genommen und unter den Truppen vertheilt. Außerdem wurde eine beträchtliche Quantität Schießpulver genommen; sonst aber nichts.

Dawson war nun ebenfalls frei. Derselbe brachte am Abend Boten des Königs zum General, welcher ihnen sagte, der König habe ihn getäuscht, er habe jedoch gegen den König sein Wort gehalten, er sei nach Kumasi gekommen. Er wünsche ernstlich Freund zu werden und einen dauerhaften Frieden mit Ashanti zu Stande zu bringen. Der General lud sodann den König ein, zurückzukommen, sein Palast sei nicht besetzt worden, möge er dort den Frieden unterzeichnen. Weigere der König sich jedoch, Frieden zu schließen, so werde er dann durch die Länge und Breite Afrikas zeigen, wie groß die Macht Großbritanniens sei. Es sei kein Grund zum Aufschub vorhanden und es müsse kein Aufschub stattfinden. Die Sache müsse am folgenden Morgen 8 Uhr abgemacht werden.

Der König versprach zu kommen. Allein am folgenden Morgen 8 Uhr kam er nicht. Der General wartete den ganzen Tag; er wollte sich dann damit begnügen, daß der König den Vertrag unterzeichne, ohne persönlich zu kommen. Auch diesem Verlangen wurde nicht nachgekommen. Zwei Boten kamen, welche meldeten, der König werde gleich kommen; sie wurden aber dabei betroffen, Schießpulver aus der Stadt wegzubringen, und gefangen genommen.

Der General befahl Oberst M'Leod, das Bantama zu zerstören, widerrief jedoch den Befehl eine Stunde darauf. Das Bantama, das Mausoleum der Könige von Ashanti, die große Menschenopferungsstelle und Schädelstätte, ist die heiligste Stelle im Lande, der höchste Sitz, die stärkste Feste des geisterhaften und geistlichen Priester- und Königthums in Ashanti. Hier werden die höchst verehrten religiösen und nationalen Heiligthümer aufbewahrt; unter andern der Schädel des Gouverneurs Sir Charles Maccarthy. Hier befindet sich die königliche Schatzkammer. Es steht unter der Obhut eines großen Kabozìers und wird Tag und Nacht bewacht. Daß das Bantama, dieses große Heiligthum der Nation, von den Weißen nicht zerstört, ja nicht angetastet wurde, ist den Ashanti ein höchster Trost geblieben.

In den obern Zimmern des Königshauses zu Kumasi fand man eine wahre Niederlage von Curiositäten europäischen, maurischen und einheimischen Ursprungs: Bücher in vielen Sprachen, englische Zeitungen, böhmisches Glas, Silbergeschirr, altmodische Möbel, persische Teppiche, kidderminster Fußdecken, Gemälde, Kupferstiche, Schildereien, Koffer, Kisten, Kasten, ein Schwert mit der Inschrift „From Queen Victoria to the King of Ashantee". Unter den Erzeugnissen der einheimischen Industrie bemerkte man besonders die Sandalen mit Goldknöpfen, wie sie der König und die Fürsten des Landes tragen, mit arabischen Sprüchen an den Sohlen, Leopardfellmützen mit Federbusch und andern

Ornamenten von getriebenem Golde, dem von Kaschmir ähnlich, Sättel von rothem Leder, Baldachine oder Staatsschirme von Sammt oder Seide. Alle diese Dinge waren so geschmackvoll wie prachtvoll, und von meisterhaft ausgeführter Arbeit. Das hier Vorhandene war jedoch nur der minder werthvolle Rest der hier aufgespeicherten Schätze, den man nicht hatte fortbringen können. Noch am 5. Febr., während des Tages und die ganze Nacht durch, wurden die Dinge von Ashanti, die sich für Dienstleute des Königs erklärten, fortgebracht, woran sie durchaus nicht gehindert wurden. Eine Wache wurde am Palast nicht aufgestellt, sodaß die Vorräthe leicht auch von Unberufenen beraubt werden konnten.

Bereits am Morgen des 5. Febr. hatte sich jedoch die ganze Einwohnerschaft Kumasis geflüchtet. Die Stadt war wie ausgestorben. In der Nacht vom 4. zum 5. Febr. brachen an verschiedenen Stellen Feuersbrünste aus, welche, wie man glaubt, von den eingeborenen Truppen der Engländer angesteckt wurden. Es gelang Home's Sappeuren jedoch, diese Flammen wieder zu löschen.

Am 6. Febr. mußte der Rückmarsch der englischen Armee angetreten werden. Kein Friedensvertrag vom Könige war eingetroffen. Der General befahl also, die Stadt den Flammen zu übergeben. Home's Sappeure sprengten den Palast, das einzige Steingebäude, in die Luft, steckten die Stadt an allen Ecken und Enden in Brand, und da die Hauswände sämmtlich aus Lattenwerk, die Dächer nur mit Stroh oder Palmblättern gedeckt waren, so war die Hauptstadt der Ashanti in wenig Stunden ein Aschenhaufen.

Auf dem Rückzuge zerstörte der englische Nachtrab alle Dörfer am Wege. Fomana war, wie schon erwähnt, von den Ashanti niedergebrannt worden, um die Garnison daraus zu vertreiben, die den Angriff jedoch zurückschlug.

Die Ashanti waren in zwei großen Schlachten geschlagen worden, der König war flüchtig, die Hauptstadt zerstört; der König hatte jedoch nicht capitulirt, weder den Vertrag unterfertigt, noch die Indemnität entrichtet. Wegen Mangels an Zufuhr mußte Wolseley sich zurückziehen. Er hatte den Sieg errungen, konnte sich aber nicht aufhalten, um sich der Früchte desselben zu versichern. Die Armee war bereits weit auf dem Rückzuge voran, ein großer Theil der Offiziere in Cape Coast Castle zurück, als in Fomana eine Botschaft von König Kalkalli an den General eintraf, welche den Vertrag zur Unterzeichnung erbat und zugleich 1000 Unzen Gold, meistens in Ornamenten, um zu zeigen, daß die Schatzkammer leer sei, auf Abschlag des Entschädigungsbetrags entrichtete.

Es war Kapitän Glover's Marsch, welcher den König zu dieser plötzlichen Aenderung seines Verfahrens bewog. Kapitän Glover, früher Administrator von Lagos, der Organisator des dortigen Haußacorps, befand sich bei Ausbruch des Ashantikrieges in England und machte der Regierung das Anerbieten, sich nach den östlichen Gebieten der Goldküste zu begeben und dort mit Benutzung der disciplinirten Joruba und Haußa von Lagos, eines Regiments, auf das er sich verlassen konnte, als Kern ein eingeborenes Heer von 10—15000 Mann zur Cooperation mit Wolseley im Osten anzuwerben. Lord Kimberley, der Colonialminister, nahm das Anerbieten an, versah Glover mit Geld, Waffen und Vorräthen und erwirkte ihm vom Kriegsministerium und der Admiralität die Erlaubniß, sich seine eigenen Offiziere zu wählen. Indem Glover nun mit freigebiger Hand an der Volta Geld, Musketen und Rum vertheilte, hatte er auch bald eine zahlreiche Armee von Akra, Krobu und Kriepie beisammen. Als dieselben sich jedoch in Besitz dieser Dinge gesetzt hatten, erklärten sie, Glover müsse vor allen Dingen die Awuna und Aquamu jenseit der Volta zunichte machen, sonst würden diese Feinde während ihrer Abwesenheit über die Volta gehen und ihr Land plündern. Die schlauen Eingeborenen hatten Glover in der Hand. Er mußte sich bequemen, gegen jene jenseit der

Grenze des Protectorats sitzenden Stämme, mit denen er gar nichts zu schaffen hatte, zu ziehen. Er ging nach Adda an der Mündung der Volta und bezog hier ein Lager, wo er mehrere Wochen auf die Akra wartete, die immer nicht fertig waren. Um Weihnachten kamen die Akra endlich und der Transvoltafeldzug sollte beginnen. Da erhielt Glover eine Depesche vom General Wolseley, er solle die Awuna liegen lassen und am 15. Jan. über den Prah gehen mit so viel Mannschaft, wie er mitbringen könne. Glover rief die Fürsten und Häuptlinge zusammen, las ihnen die Depesche vor und, indem er erklärte, der Befehl des Generals müsse befolgt werden, forderte er sie auf, ihm nach dem Prah zu folgen. Die Fürsten antworteten, der Krieg gegen die Awuna sei von viel größerer Wichtigkeit als der Krieg gegen Ashanti. Sie weigerten sich zu gehen, und Glover mußte erkennen, daß er den Stämmen seine großen Geldsummen, seine Munition und Waffen, den Beistand seiner Dampfer und Haußa nur für ihre Zwecke verliehen. Es läßt sich hieraus auch ermessen, wie viel den östlichen Stämmen des Protectorats an der englischen „Protection" lag, wie wir es hinsichtlich der westlichen bereits zu sehen Gelegenheit gehabt haben.

Glover gehorchte jedoch pünktlich dem Befehl des Generals. Er machte die äußersten Anstrengungen, um wenigstens einigermaßen die verlorene Zeit wieder einzuholen. Obgleich er durch Ostassin und Akim, ein zwar malerisches, aber äußerst rauhes und unwegsames Terrain zu marschiren hatte, so legte er mit seinen treuen Joruba und Haußa, 1000 Mann stark, doch 20 Meilen den Tag zurück, brachte seine Munition, Raketen, Waffen und sämmtliche sonstige Vorräthe richtig mit und ging an dem vorgeschriebenen Tage über den Fluß. Gleich am folgenden Tage nahm er Obogo, 20 Meilen nordwestlich von seinem Prahübergange, wo er wegen Mangel an Zufuhr mehrere Tage liegen bleiben mußte, jedoch beträchtlichen Zuzug von Akim und Krobo hatte. Er drang sodann zum Flusse Anum vor, wo er ein Gefecht mit einer Ashantischar hatte, die er schlug und deren Lager er nahm. Die Akim schlugen sich nicht, erwiesen sich jedoch behülflich beim Plündern und Verheeren der Dörfer. Eine Ausnahme machten zwei christliche Compagnien, Bekehrte der Baseler Mission, welche sich täglich beim Geläute einer Glocke zum Gebete versammelten. Diese Schüler der deutschen Anstalt waren die einzigen unter allem Protectoratsvolk, welche sich in dem ganzen Kriege als brave Krieger bewährten. Glover hatte Befehl, nach Dschuabin zu marschiren, der zweiten Hauptstadt, nordöstlich von Kumasi am obern Orda, allein dazu war er nicht stark genug. Er stand noch am Anum, als zwei flüchtige Haußasklaven ihm die Nachricht brachten, daß Kumasi genommen sei. Er setzte jetzt seinen Marsch fort auf der Straße von Kumasi, ohne Widerstand zu finden. Als er in einem Dorfe angekommen war, welches, wie er glaubte, nur noch 20 Meilen von Kumasi entfernt war, entsandte er Hauptmann Sartorius nach Kumasi, um die Befehle des Generals einzuholen. Sartorius kam hier durch viele bevölkerte Dörfer, doch flohen die Einwohner überall, als er sich nahte; nur in einem Dorfe wurde auf ihn geschossen. In der Nacht mußte Sartorius am Wege bivuakiren; die Entfernung von Glover bis Kumasi erwies sich in Wirklichkeit als 14 Meilen groß. Am folgenden Morgen hörte er, der König und seine jungen Leute weinten über den Ruinen von Kumasi. Er setzte seinen Marsch fort, kam nach Kumasi, zog durch die rauchenden Ruinen der Stadt. Er traf keinen Menschen außer zwei Sklaven, welche plünderten. Diese theilten ihm mit, die weißen Truppen seien wieder abgezogen. Sartorius nahm also seinen Weg nach Süden. Durch ein eingeäschertes Dorf nach dem andern, nirgends einen Menschen antreffend, gelangte Sartorius nach Fomana, wo er den General fand. Das war Sartorius' Marsch, 51 Meilen mit 20 Mann, mitten durch des Feindes Land.

Glover folgte Sartorius nach Kumasi und Fomana. Der Fürst von Akim blieb

jedoch mit 2000 Mann am Anum stehen. Der König sandte Glover ein Geschenk von Gold nach mit dem Ersuchen, die Akim abzuberufen; worauf Glover das Gold zurückschickte, dem Ersuchen jedoch willfahrte. Der Fürst von Dschnabin lud aber den Fürsten von Akim zu sich nach Dschuabin, um sich mit ihm über die Auswanderung seines Stammes nach Akim zu berathen. Zum General in Fomana kam der Fürst von Adansi und hielt um die Erlaubniß an, in das Protectorat auswandern zu dürfen.

Es war Glover's Marsch, der Anzug eines neuen feindlichen Heeres von Osten her, dem die zur Abtrünnigkeit neigenden Vasallen sich leicht anschließen konnten, was Kossi Kalkalli endlich zur Unterwerfung brachte.

Durch den zu unterzeichnenden Friedensvertrag entsagte der König von Aschanti allen Tributzahlungen von El Mina und allen übrigen Theilen des britischen Protectorats und machte sich zur Zahlung einer Entschädigung von 50000 Unzen Gold anheischig, wogegen Aschanti völlig freier Handelsverkehr mit den Seehäfen des Protectorats und die Aufrechthaltung einer 15 Fuß breiten Straße von Cape Coast Castle zum Prah zugesichert wurde. Auch gelobte der König, der Sitte der Menschenopfer nach Kräften Einhalt zu thun und dieselbe baldmöglichst gänzlich abzuschaffen.

Sir Garnet Wolseley hielt am 19. Febr. seinen Einzug in Cape Coast Castle durch einen großartigen Triumphbogen, errichtet von den Kaufleuten und Eingeborenen. Die Aschantifrauen, weiß und schwarz bemalt, schwangen grüne Zweige, sangen Siegeshymnen. Jeden Morgen, an dem die Regimenter einmarschirten, wurden sie von den Fantifrauen auf gleiche Weise bewillkommnet. Die einheimischen Regimenter wurden abgezahlt und heimgesandt. Das befestigte Prahsu, mit Cape Coast Castle in telegraphischer Verbindung, blieb von den Westindiern besetzt. Die englischen Regimenter schifften sich in ihren großen Truppenschiffen ein und wurden Anfang März von der siegesfrohen Heimat begrüßt.

Chronik der Gegenwart.

Nekrologe.

Heinrich Freiherr von Maltzan, der bekannte Ethnograph und Kenner der arabischen Sprache, hat am 22. Febr. 1874 seinem thatenreichen und vielbewegten Wanderleben ein freigewähltes Ziel gesetzt. Durch einen Schuß ins Herz schuf er sich Erlösung von einem furchtbaren, durch lange Jahre mit stoischer Ruhe getragenen Nervenleiden. Ein Freund des Verstorbenen, August Leesenberg, schreibt der „Kölnischen Zeitung" über die letzten Tage Maltzan's folgendermaßen: „Um ungegründeten Sensationsnachrichten zuvorzukommen, theile ich der Wahrheit gemäß mit, daß der Freiherr Heinrich von Maltzan mich am 7. Febr. dringend bat, zu ihm nach Pisa zu kommen, und zwar war meine Abreise auf den 22. festgesetzt, als ein späterer Brief vom 8. mich veranlaßte, schon am 15. abzureisen. Ich fand meinen Freund sehr aufgeregt, aber nicht gerade krank vor. Auf mein Zureden schien sich die Aufregung während der folgenden Tage etwas zu geben, wenigstens schien die Stimmung eine gefaßtere zu sein. Am Sonnabend, den 21., reiste der Baron nach Livorno, um dort einen Geldbrief von seinem Bankier zu erwarten. Besser gestimmt als in den Tagen vorher, kehrte er von dort zurück, obgleich er den erwarteten Brief, wie er sagte, nicht vorgefunden hatte. Wir plauderten vor dem Schlafengehen noch eine Weile; er erzählte mir, daß er einen weiten Spaziergang ans Meer gemacht und mit seinem Revolver nach den Seevögeln geschossen habe. Sodann überredete er mich, den folgenden Tag nach Florenz zu gehen, da wir vielleicht bald nach Deutschland zurück müßten und er doch wolle, daß ich die zahlreichen Kunstschätze dieser so nahe gelegenen Stadt sehe. Da ich mich nicht ganz wohl fühlte, so suchte ich seiner Bitte auszuweichen; er bestand aber mit Hartnäckigkeit darauf, und ich willfahrte am nächsten Morgen, am 22., seinem Verlangen. Ich reiste mit dem Zuge um 10 Uhr ab. Um 12 Uhr fand die Hauswirthin den Baron noch in seinem Zimmer, als sie ihn bat, von seinem Balkon aus der Corsofahrt zusehen zu dürfen. Als sie um 4 Uhr zu diesem Zwecke heraufkam, fand sie Maltzan todt und ganz friedlich auf seinem Bette liegen; dem Munde war Blut entströmt, und man konnte vermuthen, daß er an einem Blutsturze gestorben, weil sich sonst weiter keine Anzeichen vorfanden, die auf eine andere Todesart schließen ließen. Als ich um 10 Uhr abends zurückkehrte, war das Gericht bereits eingeschritten, und es fand demzufolge eine gerichtliche Aufnahme statt, nach welcher sich herausstellte, daß er eine Schußwunde an der Stelle des Herzens hatte. Auf dem Tische fanden sich Briefe, einer an seinen Schwager und einer an mich vor; der letztere enthielt nur die wenigen Zeilen: «Verzeihe mir, was ich thue! Die Aufregung tödtet mich.» Die gelehrte Welt verliert an ihm nicht allein den vielgenannten Reisenden, sondern auch einen der bedeutendsten Linguisten, die Journalistik einen ihrer anmuthigsten Erzähler und Berichterstatter. Heinrich von Maltzan litt seit Jahren an einer heftigen Neuralgie, die sich bei ihm vorzugsweise in den entsetzlichsten Magenkrämpfen äußerte. Vergangenen Winter waren dieselben oft so groß,

daß er mich bat, ihn bei beiden Händen zu fassen und ihn rücklings auszurecken, weil er nur so eine gelinde Erleichterung seiner Schmerzen fand." So weit Leesenberg.

Heinrich von Maltzan, Reichsfreiherr zu Wartenberg und Penzlin, wurde am 6. Sept. 1826 zu Dresden geboren, besuchte während der Jahre 1832—42 eine Erziehungsanstalt zu Wiesbaden, war darauf bis zum Jahre 1845 Schüler des bekannten Kaiser'schen Instituts zu Heidelberg und vollendete alsdann in Manheim seine Gymnasialstudien. Zum Rechtsstudium bestimmt, besuchte er während der Jahre 1846—50 die Universitäten München, Heidelberg und Erlangen. Als im Jahre 1851 sein Vater aus dem Leben geschieden, widmete der nun unabhängig Gewordene sich dem Studium der orientalischen Sprachen, dem er schon früher nebenbei obgelegen, und begann ein Wanderleben im Orient, dem er bis zu seinem Ende treu geblieben ist. Seine erste Reise unternahm er im Jahre 1852 durch Algier und Marokko; in den beiden nächsten Jahren bereiste er Spanien und Portugal, um maurische Studien zu machen, dann Tunis, Aegypten, Palästina, Syrien, die Türkei und Griechenland. In Algier lebte er längere Zeit hindurch. In den Jahren 1857 und 1858 hielt er sich im südlichen Marokko, namentlich in der gleichnamigen Hauptstadt dieses Landes, auf. Abenteuerlich war seine Pilgerfahrt nach Mekka; er mußte selbstverständlich sein Europäerthum verleugnen, und als Abd-ur-Rahman-ben-Mohammed gelang es ihm, über Kairo, Geneh, Kosseir, Yambo, Rabegh, Dschidda nach Mekka zu kommen. Dort lebte er sich ganz in die eigenthümlichen Gebräuche der Pilger ein und machte dabei die interessantesten Beobachtungen. Wäre nicht trotz seiner Gewandtheit seine Verkleidung entdeckt worden, so hätte er auch Medina besucht; allein nur schleunige Flucht über Dschidda konnte ihn vor den Nachstellungen der Mohammedaner retten. Nach dieser abenteuerlichen Fahrt lebte er bald in Algier, bald in Deutschland und veröffentlichte die Resultate seiner Reisen in den Werken: „Drei Jahre im Nordwesten von Afrika" (4 Bde., Leipzig 1863) und „Wallfahrt nach Mekka" (2 Bde., Leipzig 1865), wodurch er sofort ein berühmter Mann wurde. Im Jahre 1867 drang er bis in das Innere von Tunesien ein und entdeckte einige merkwürdige phönizische Inschriften. Im nächsten Jahre finden wir ihn auf der Insel Sardinien wieder. Frucht dieser letzterwähnten Reise war sein Buch: „Reise auf der Insel Sardinien" (Leipzig 1869). Im Jahre 1869 veröffentlichte er „Sittenbilder aus Tunis und Algerien", denen im nächsten Jahre, nachdem er eine abermalige Expedition nach Tunis unternommen hatte, seine „Reise in den Regentschaften Tunis und Tripolis" (3 Bde., Leipzig) folgte. Darauf besuchte er abermals Tripolis und dann Malta, zog sich auf einige Zeit in seine Vaterstadt Dresden zurück, wo er sich besonders mit der Herausgabe eines hinterlassenen Manuscripts Adolf von Wrede's über „Hadhramaut" (Braunschweig 1870) beschäftigte, und begab sich alsdann über Dschidda nach Aden; dort erforschte er neben den geographischen und ethnographischen Zuständen des Landes namentlich die dortige Sprache, welche sich als ein Rest des alten südarabisch-äthiopischen Sprachstammes herausstellte. Er legte die Resultate dieser Forschungen in Zeitschriften, wie Petermann's „Mittheilungen", der „Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft" und andern Blättern nieder und faßte das Wichtigste derselben in seinem Buche: „Reise nach Südarabien" (Braunschweig 1872) zusammen. Außer den genannten Werken hat Maltzan, der sich auch als sinniger und formgewandter Lyriker mehrfach bekundet hat („Heiligenmuscheln", „Das Grab der Christen"), in populären Zeitschriften und Tagesblättern, namentlich in der „Gartenlaube" und der augsburger „Allgemeinen Zeitung", sich oft vernehmen lassen und vielen Beifall geerntet. Sein frühzeitig, im 48. Lebensjahre, eingetretener Tod wird mit Recht allgemein beklagt.

Hans Ferdinand Maßmann, der bekannte Germanist und Förderer der Turnkunst, starb am 3. Aug. 1874 nach einem vielbewegten Leben zu Muskau im Alter von 77 Jahren.

Maßmann wurde am 15. Aug. 1797 in Berlin geboren, studirte daselbst seit 1814 Theologie und trat 1815 unter die Freiwilligen Jäger. Nach seiner Rückkehr aus Frankreich setzte er seine Studien zuerst in Berlin, dann in Jena fort, wo er ein eifriges Mitglied der Burschenschaft wurde. An der Wartburgfeier im October 1817 nahm er

lebhaften Antheil, indem er es war, welcher das vielberufene Auto de Fé ausführte, wobei eine Anzahl freiheitsfeindlicher Schriften, darunter die Werke von Kotzebue, Schmalz u. s. w. verbrannt wurden.

Kurze Zeit leitete er dann an Jahn's Stelle das so rasch aufblühende Turnwesen in Berlin, wodurch er später ebenfalls in die Untersuchung wegen demagogischer Umtriebe verwickelt wurde. Im Jahre 1826 folgte er einem Rufe als Lehrer der Turnkunst bei dem königlichen Cadettenhause in München und habilitirte sich im Jahre 1829 als außerordentlicher Professor für altdeutsche Literatur an der Universität München. Im Jahre 1835 wurde er ordentlicher Professor für altdeutsche Literatur daselbst. In demselben Jahre wurde er Referent für das Schulwesen im Ministerium des Cultus und Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Im Jahre 1842 ward er nach dem Regierungsantritte Friedrich Wilhelm's IV. nach Berlin berufen, um den allgemeinen Turnunterricht in Preußen zu organisiren. Seit 1846 wirkte er an der berliner Universität als Professor der altdeutschen Sprache und Literatur, bis vor einigen Jahren wiederholte Schlaganfälle ihn nöthigten, seine Stellung aufzugeben.

Unter seinen vielen literarischen Arbeiten sind besonders erwähnenswerth seine Ausgaben älterer deutscher Sprachdenkmäler. Seine echt patriotische Gesinnung, sein mannhaftes Eintreten für die edle Turnkunst, die zu seiner Zeit noch verpönt war und durch ihn einen lebendigen Aufschwung nahm, sein stets auf das Gemeinwohl gerichteter Sinn, seine persönliche Liebenswürdigkeit machten ihn allen, die ihn kannten, lieb und werth.

Am 24. April 1874 ist zu Starzeddel ein Mann aus diesem Leben geschieden, der durch seine Theilnahme an der schleswig-holsteinischen Bewegung in den Jahren 1848—51 bekannt ist und darin eine hervorragende Rolle gespielt hat: Graf Friedrich Reventlow (oder auch: Reventlou). Er war der zweite Sohn des im Jahre 1848 verstorbenen königlich dänischen Generalmajors Grafen Heinrich von Reventlow auf Wittenberg in Holstein und erblickte am 16. Juli 1797 das Licht der Welt. Zum Studium der Rechte bestimmt, besuchte er zuerst die Universität Göttingen, wurde alsdann als Auscultant und darauf als Rath im holsteinischen Obergericht zu Glückstadt beschäftigt. Im Jahre 1834 finden wir ihn in demselben Amte in dem neuerrichteten schleswig-holsteinisch-lauenburgischen Oberappellationsgericht in Kiel wieder. Nach einiger Zeit wurde er zum Propst des adelichen Klosters Preetz gewählt. Damals wurde er auch in die holsteinische Provinzialständeversammlung berufen und gehörte somit zu den einflußreichsten Persönlichkeiten des Landes. Als Christian VIII. von Dänemark am 8. Juli 1846 den berüchtigten „Offenen Brief" erließ, in dem er den Entschluß kundthat, die Salische Erbfolge auch in den Herzogthümern durchzuführen und dadurch die Integrität des dänischen Staates zu wahren, erhob sich Reventlow im Namen der schleswig-holsteinischen Ritterschaft und als deren Führer gegen dieses Attentat auf das Recht der Herzogthümer. Von diesem Augenblicke an betrachtete man ihn allgemein als die Seele der Bewegung gegen die dänischen Uebergriffe. Das Programm, welches Reventlow verfocht, lief auf die Unzertrennlichkeit und in gewissem Sinne Unabhängigkeit der Herzogthümer Schleswig-Holstein, aber gleichzeitig auf eine Personalunion mit Dänemark hinaus. Im Jahre 1848 gehörte er zu den allerhervorragendsten Gliedern der provisorischen Regierung, wo er neben Beseler und andern in den wichtigsten Fragen den Ausschlag gab. Er schloß sich in seinen Ansichten eng an diejenige Richtung der Politik an, welche von der Vermittelung Preußens das Heil hoffte. Nachdem er im October 1848 mit den übrigen Vertretern der provisorischen Regierung zurückgetreten war, bestellte ihn die deutsche Reichsgewalt zum Mitgliede der Statthalterschaft. Beseler ward durch dieselbe Auszeichnung geehrt. Als letzterer seine Abdankung eingereicht hatte, führte Reventlow einige Zeit lang die Statthalterschaft allein. Am 1. Febr. mußte er indessen die Gewalt in die Hände der Commissarien der deutschen Großmächte und Dänemarks niederlegen. Seitdem lebte der wackere Mann in der Zurückgezogenheit. Ein Jahr darauf wurde er des Landes verwiesen, hierin das Schicksal seiner hervorragendsten Gesinnungsgenossen theilend. Er verkaufte nunmehr sein Gut Wittenberg an einen Neffen und erwarb in Preußen, im Regierungsbezirk Frankfurt, die Güter Raubart und Starzeddel, wo er still und von den Bewegungen des Tages fern sich einer rein

ökonomischen Beschäftigung widmete. Er nahm jedoch an den wichtigsten Sitzungen des preußischen Herrenhauses, zu dessen Mitglied auf Lebenszeit ihn der König Wilhelm ernannt hatte, theil. Ein Versuch der nationalen Partei des Wahlkreises Kiel, den verdienten Mann nach der Einverleibung Schleswig-Holsteins in die preußische Monarchie (Januar 1867) für den Norddeutschen Reichstag zu wählen, scheiterte an den Agitationen der particularistischen Partei. Der Name des Grafen Friedrich Reventlow ist mit den Ereignissen in Schleswig-Holstein vom Jahre 1848—51 als derjenige eines der bedeutendsten Kämpfer unlösbar verbunden.

Der als Schauspieler weithin berühmte Karl Albrecht Fichtner ist Mitte des Augustmonats 1873 in Ischl verstorben. Besonders als Liebhaber und ebenso auch jugendlicher Held hat Fichtner Bedeutendes geleistet. Sein Repertoire war ein sehr reiches und mannichfaches. Fast alle Gattungen der Bühne beherrschte er. Sein Talent war ebenso ausgiebig für Schau- und Lustspiel wie für die höhere Tragödie, und noch bis in die letzten Jahre seines Bühnenwirkens spielte er mit einer jugendlichen Elasticität, welche ihresgleichen sucht. Unsere Dramendichter, namentlich die Lustspieldichter und unter ihnen besonders Bauernfeld, sind ihm zu großem Danke verpflichtet. Fichtner wurde am 7. Juni 1805 zu Koburg geboren. Seine Aeltern gehörten einer wandernden Schauspielergesellschaft an, und unter den Eindrücken, welche das Bühnenleben mit sich zu bringen pflegte, wuchs der Knabe heran. Die Schweiz, dann der Elsaß waren die Stätten seiner Kindheit. Schon früh betrat er auf verschiedenen Bretern in kleinen Rollen die Bühne und bekundete bereits damals ein hübsches Talent. Er besuchte das Gymnasium zu Freiburg in Breisgau und widmete sich im Jahre 1820, mit guten Kenntnissen ausgestattet, der Bühne. Als Mitglied der damals renommirten Köhler'schen Gesellschaft trat er in Baden-Baden, Offenbach, Straßburg, Pforzheim, Hagenau und an andern Orten mit Glück auf und kam im Jahre 1822, 17 Jahre alt, in Begleitung seiner Mutter nach Wien. Dort wurde er am Theater an der Wien engagirt und machte in Gemeinschaft mit andern strebsamen Talenten eine sehr gute Schule durch. Nachdem er sich dort einen geachteten Namen in der Kunstwelt erworben hatte, ging er im Jahre 1824 zum Burgtheater über. Er debutirte daselbst am 5. Aug. in Iffland's „Herbsttag“. Sein ganzes Leben hat er diesem Theater gewidmet und sein Theil beigetragen zu dessen Ruhm. Bis zum Jahre 1865 wirkte er ununterbrochen am Burgtheater. Alsdann, nach vierzigjähriger Thätigkeit an demselben, trat er in den Ruhestand und lebte seitdem in stiller Zurückgezogenheit, aber unter fortgesetzter Theilnahme für das Leben der Bühne und der Kunst überhaupt. Seit dem Jahre 1830 war er mit Elisabeth Koberwein, welche ebenfalls lange Zeit hindurch als tüchtige Schauspielerin am Burgtheater wirkte, vermählt.

Einer der hervorragendsten Männer Mecklenburgs, namentlich um das dortige Verfassungsleben hochverdient, ist am 17. Aug. 1873 nach langen Leiden aus dem Leben geschieden: C. Heinrich von Thünen auf Tellow. Er wurde am 16. Juni 1808 geboren, besuchte bis zum Jahre 1827 das Gymnasium zu Friedland und wurde dann von seinem Vater, dem berühmten Landwirth und Verfasser des „Isolirten Staates“, zum kameralistischen Studium vorbereitet. Nachdem er drei Jahre unter dieser vortrefflichen Leitung zugebracht hatte, ging er im Jahre 1830 auf die Universität. In Berlin, Heidelberg und Rostock betrieb er eifrig landwirthschaftliche und kameralistische Studien und wurde dann im Jahre 1834 Auditor und darauf Domanialbeamter bei den Aemtern Dargun, Stavenhagen und Lübz. Im Jahre 1848 finden wir ihn als Vertreter des siebzigsten Wahlkreises (Kirchspiele Neu- und Altkalen, Röcknitz, Schorrentin, Jördensdorf, Leritzow, Boddin und Betitz) in der mecklenburgischen constituirenden Abgeordnetenkammer, in welcher er im rechten Centrum seinen Sitz nahm und mit Energie und Ausdauer seine Ueberzeugung vertrat. Er zeigte sich als ein einsichtsvoller und in den Angelegenheiten des Landes bestens bewanderter Volksmann. Von der Abgeordnetenkammer wurde er mit Krüger-Wittenburg zum Mitgliede des Staatenhauses des Parlaments in Erfurt (1850) gewählt. Seit dem Jahre 1851 lebte er, ohne am öffentlichen Leben theilzunehmen, auf seinem väterlichen Gute. Die Gründung des Norddeutschen Bundes veranlaßte ihn indessen, wiederum in das politische Leben einzutreten, hierin sowol den

Wünschen seiner Freunde wie dem eigenen Drange nachgebend; denn das erwachende politische Leben Deutschlands hatte sein volles Interesse in Anspruch genommen. Ungeachtet seines schon damals schwankenden Gesundheitszustandes nahm er die auf ihn gefallene Wahl zum Mitgliede des constituirenden Reichstages an und zwar als Vertreter des damaligen zweiten mecklenburg-schwerinischen Wahlkreises (Domanium). Am 31. Aug. 1867 wurde er zum Mitgliede des ersten ordentlichen Reichstages des Norddeutschen Bundes gewählt. Er schloß sich in demselben der national-liberalen Partei auf das innigste an. Als mit dem Ende des Jahres 1870 die Mandate der Mitglieder des Norddeutschen Reichstages erloschen, verschmähte er ein Mandat für den an die Stelle des Norddeutschen Reichstages getretenen Deutschen Reichstag, da sein Gesundheitszustand ihm jede Theilnahme am öffentlichen Leben nun ernsthaft verbot. Er lebte bis zu seinem Ende auf seinem Gute Tellow in Zurückgezogenheit.

Zu Freiburg im Breisgau ist am 24. Jan. 1874 der als Humanist und Schulmann verdiente Professor Karl Zell gestorben. Am 8. April 1793 zu Manheim geboren, legte er den Grund zu seiner gelehrten Bildung auf den Schulen seiner Vaterstadt und ging 1810 nach Heidelberg auf die Universität. Als Berufsstudium hatte er die Philologie erwählt und lag derselben namentlich unter Creuzer's Leitung mit Eifer ob. Während des Jahres 1813 besuchte er die Hochschulen zu Göttingen und Breslau; er erhielt im nächsten Jahre eine Professur am Lyceum zu Rastadt, wo er eine sehr rege Wirksamkeit zu Gunsten der Anstalt entwickelte. Mit gelehrten Werken inzwischen an die Oeffentlichkeit getreten, wurde er im Jahre 1831 als ordentlicher Professor an die Universität zu Freiburg berufen. Eine seiner hervorragendsten Leistungen daselbst war die Gründung eines philologischen Seminars, welches im Jahre 1830 nicht ohne lebhafte Kämpfe von seiten Zell's gegen einflußreiche Personen eröffnet wurde und die Universität wesentlich hob. Den vielbewegten Landtag des Jahres 1831 machte er als Universitätsabgeordneter in der Ersten Kammer mit. Mit Energie verfocht er daselbst die Rechte der geistigen Freiheit und der freien Wissenschaft, ohne aus einer versöhnlichen Mäßigung herauszutreten. Als im Jahre 1843 zu Karlsruhe eine außerordentliche Commission zur Prüfung eines neuen Lehrplans für die Gelehrtenschulen zusammentrat, wurde er Mitglied derselben und half mit dazu, daß die Commission sich dahin entschied, den alten Misständen der Schulen durch zeitgemäße Reformen abzuhelfen. Ein Jahr später wurde er zum Ministerialrath und Mitglied des Oberstudienraths zu Karlsruhe ernannt. Allein bereits im Jahre 1847 schied er aus dieser Stellung aus, um einem ehrenvollen Rufe als Geh. Hofrath und ordentlicher Professor an der Universität zu Heidelberg Folge zu leisten. Die Wirren der Jahre 1848—53 hat er als Mitglied der badischen Zweiten Kammer mit durchgefochten. Auf dem höchst wichtigen Landtage des Jahres 1851 schloß er sich der von Hirscher angeregten Bewegung zur Begründung einer größern Selbständigkeit der Kirche kräftig und mit Entschiedenheit an. Im nächsten Jahre finden wir ihn als Präsidenten auf der allgemeinen Versammlung der katholischen Vereine Deutschlands zu Münster, ein Jahr später wiederum in gleicher Eigenschaft zu Wien, stets seine Ueberzeugung muthig vertretend. Im Jahre 1855 trat er in den Ruhestand und lebte zurückgezogen in Heidelberg. Dennoch nahm er lebhaften Antheil an dem sich jüngst in Baden geltend machenden Streite um Fragen der Kirche und der Schule, indem er mehrere Broschüren in diesen Angelegenheiten veröffentlichte, in welchen er die Sache der kirchlich gesinnten Katholiken vertrat. Aus der Zahl seiner wissenschaftlichen Leistungen erwähnen wir die folgenden: die Ausgabe von Aristoteles' „Ethica Nicomachea" mit Commentar (2 Bde., Heidelberg 1829), eine Collection lateinischer Classiker (17 Bde., Stuttgart 1827—31), die deutsche Uebersetzung von Aristoteles' „Organon" (5 Bde., Stuttgart 1836—40), das „Handbuch der römischen Epigraphik" (3 Bde., Heidelberg 1850—57), „Ferienschriften" (3 Bde., Freiburg 1826—33), „Lioba und die frommen angelsächsischen Frauen" (Freiburg 1860), eine Reihe von lateinisch geschriebenen Universitätsprogrammen, die in den „Opuscula academica" (Freiburg 1857) gesammelt wurden, und endlich mehrere geistvolle Abhandlungen und Skizzen, welche das antike Leben nach verschiedenen Richtungen hin in den Kreis der Betrachtung ziehen und auch dem Nichtgelehrten manches Interessante bieten.

Reiner Dahlen, Maler in Düsseldorf, starb daselbst am 25. April 1874 an einem Lungenleiden. Er war in Köln 1836 geboren und kam frühzeitig zu einem dortigen Sattlermeister in die Lehre, um dessen Handwerk zu lernen. Doch trieb es ihn mächtig zur Kunst, und bald fanden sich Gönner, die es ihm ermöglichten, die düsseldorfer Akademie zu beziehen. Nicht lange aber besuchte er dieselbe, vielmehr bildete er sich hauptsächlich durch eigene Kraft und Selbstudium aus, was gewiß viel dazu beitrug, seinen Bildern jene eigenthümliche Originalität der Auffassung und Darstellung zu bewahren, durch die sie sich von den meisten Werken anderer Maler unterscheiden. Mancherlei Verhältnisse führten ihn auf kurze Zeit nach England und Nordamerika, später besuchte er auch Paris. Doch hatten die dort empfangenen Eindrücke wenig Einfluß auf seine Malerei. Seine Hauptlehrmeisterin war und blieb die Natur, die er eifrig studirte. Eine gewisse Nüchternheit stört bei vielen seiner Werke, wogegen andere einen glücklichen Humor aufweisen. Er gehörte zu den entschiedensten Realisten der düsseldorfer Schule und nahm in derselben überhaupt eine ganz vereinzelte Stellung ein. Doch wurde seinem unermüdlichen Streben und seiner eigenartigen Begabung die gebührende Anerkennung nicht versagt, wie er denn auch im persönlichen Verkehr allgemein beliebt war. Dahlen stellte Thiere, hauptsächlich Pferde, Fuhrwerk, Landschaften und Figuren in Bildern von meist großem Umfang dar und sind einige derselben durch Holzschnitt in der „Gartenlaube" vervielfältigt worden.

Am 30. Juni 1874 verschied zu Neuyork Henry Grinnell, der sich durch seine freigebige Unterstützung zweier Nordpolexpeditionen einen mehr als nationalen Ruf erworben hat, im Alter von 75 Jahren. Der Verstorbene, einer von sechs Brüdern, stammte aus einer Hugenottenfamilie, welche im Jahre 1632 nach Amerika auswanderte. Seine Mutter stammte ab von John Howland, einem Mitgliede der Schiffsgesellschaft der Mayflower, die am Plymouthfelsen in Massachusetts gelandet war. Henry Grinnell siedelte im Jahre 1828 vom Staate Rhode-Island nach Neuyork über, wo er in Schiffs- und Handelsgeschäften unausgesetzt thätig war und ein beträchtliches Vermögen erwarb. Er ließ sich niemals, wie dies bei so vielen seiner Landsleute der Fall ist, von einer blinden Speculationswuth hinreißen, sondern verdankte seine Erfolge nur seinem Fleiße, seiner Umsicht und einem regelmäßigen Geschäftsbetriebe. Dabei hatte er auch Sinn für höhere wissenschaftliche Dinge. So rüstete er z. B. in Gemeinschaft mit einem seiner Brüder und später mit dem bekannten George Peabody zwei Nordpolexpeditionen zur Aufsuchung der Ueberreste des unglücklichen Kapitäns Franklin aus. An der ersten dieser Expeditionen nahm Dr. Kane theil, die zweite wurde von Kane selbst commandirt, der bekanntlich die Resultate seiner Forschungen durch eine anziehende Beschreibung seiner Fahrten zum Gemeingut der Welt machte. Das von Dr. Kane in 75° 24′ 21″ entdeckte Land im nördlichen Polarmeere trägt dem Verstorbenen zu Ehren den Namen „Grinnell-Land".

Zu Nizza starb am 24. April 1874 Graf Victor Nikititsch Panin, bekannt als russischer Staatsmann. Als Sohn des Grafen Nikita Petrowitsch Panin im Jahre 1800 geboren, widmete er sich nach genossener Gymnasialbildung und tüchtigen akademischen Studien der Diplomatie. Eine Zeit hindurch fungirte er als russischer Geschäftsträger in Griechenland. Nachdem er nach Rußland zurückgekehrt war, wurde er als Staatssecretär angestellt und im Jahre 1840 zum Justizminister ernannt, in welcher Stellung er bis zum Jahre 1861 verblieb. Als der General Rostowzow aus dem Leben geschieden war, wurde Panin mit der Leitung des zu der Redaction des Gesetzes über Aufhebung der Leibeigenschaft ernannten Comité betraut. Er entledigte sich dieser Aufgabe mit großem Geschick und einer seltenen Energie und sicherte dadurch seinem Namen eine dauernde Bedeutung. Im Frühlinge des Jahres 1864 wurde er Generaldirector der kaiserlichen Kanzlei für Gesetzgebungs- und innere Angelegenheiten. Er schied aus dieser Thätigkeit im April 1867 aus.

Politische Revue.

24. August 1874.

Das Attentat auf den Fürsten Bismarck, welches der Böttchergeselle Kullmann in Kissingen ausübte, beschäftigt immer noch die öffentliche Meinung. Die Theilnahme für den bedeutendsten deutschen Staatsmann geht dabei Hand in Hand mit der Ueberzeugung, daß diese That ein Symptom jener acuten Krisis ist, zu welcher sich in Deutschland der Kampf mit der Kirche zugespitzt hat. Fast erscheint es dabei gleichgültig, ob ein unmittelbarer klerikaler Einfluß jenes Attentat veranlaßt hat; es ist der Ausdruck der in den ultramontanen Kreisen herrschenden Stimmung, deren extreme Feindseligkeit gegen die ersten Staatsmänner Deutschlands ein erhitztes Gemüth leicht zu einem Mordversuche fortreißen konnte. Das Geständniß Kullmann's, daß die kirchenpolitischen Gesetze ihm die Pistole in die Hand gedrückt haben, läßt über den innern Zusammenhang seiner That mit der Agitation der Ultramontanen in der Presse, auf der Kanzel und in den Vereinen keinen Zweifel übrig. Die Erinnerung an einen Clément und Ravaillac, an die Königsmörder aus klerikalem Fanatismus, macht die Befürchtung rege, daß eine Zeit höchster Aufregung noch diesen oder jenen Jesuitenzögling zu mörderischen Thaten waffnen könne. Sagt doch die „Germania" selbst: „Es ist nicht undenkbar, daß durch die großartige Verfolgung unserer Partei und unserer Kirche sich in einzelnen Individuen eine Summe von Leidenschaft, Haß und Wuth ansammelt, die schließlich in der gröbsten Auflehnung gegen alles menschliche und göttliche Recht zum Ausbruche kommt." Es war daher begreiflich, daß die preußische Regierung Vorsichtsmaßregeln ergriff und Hauptorgane der klerikalen Agitation, wie die Katholischen Gesellenvereine, schloß. Sie erfüllte damit eine Pflicht gegen die Ruhe und Sicherheit des Staatslebens, obschon zu keiner Zeit eine geistige Strömung, welcher Art sie sein mag, sich durch staatliche Quarantäne aufhalten läßt — denn sie sucht sich ein anderes Bett, wenn ihr dasjenige verschüttet wird, in welchem sie sich bisher bewegt hat — und obschon eine derartige Maßregel der Verwaltung noch der Sanction der Justiz bedarf.

Alsbald nach dem Attentat wurden auf telegraphisches Geheiß von Kissingen aus Haussuchungen in Berlin bei dem Redacteur der „Germania" und dem Geschäftsführer des Mainzer Katholikenvereins, Legationsrath a. D. von Kehler, und andern angestellt. Am 15. Juli schloß eine Verordnung des Ministeriums des Innern innerhalb der preußischen Monarchie sämmtliche Localvereine des Mainzer Katholikenvereins und schärfte den Behörden eine strenge Ueberwachung aller andern katholischen Vereine ein, die sich irgendwie mit Politik beschäftigen. Infolge dessen verordnete das berliner Polizeipräsidium am 21. Juli auf Grund des §. 8 der Verordnung vom 11. März 1850 über die Verhütung eines die gesetzliche Freiheit und Ordnung gefährdenden Misbrauches des Versammlungs- und Vereinigungsrechtes die vorläufige Schließung des Katholischen Gesellenvereins, des Sanct-Bonifacius-Vereins und des Pius-Vereins sowie der zu denselben gehörigen Filialvereine. In Heiligenstadt und Dingelstädt im Eichsfelde wurden Untersuchungen bei den Präsidenten und in den Localen der Katholischen Gesellenvereine abgehalten und mehrere Nummern der „Eichsfelder Volksblätter" mit Beschlag belegt. Kullmann hatte bekanntlich aus diesen Blättern ein Gedicht ausgeschrieben. Ferner wurde eine strengere Bewachung der ultramontanen Presse in Aussicht genommen und die Staatsanwälte angewiesen, gegen diejenigen Blätter, welche das kissinger Attentat als eine von der Regierung selbst inscenirte Komödie bezeichneten, mit Verleumdungsklagen vorzugehen.

Schon oft haben politische Attentate, welche, obschon von einzelnen ausgehend, doch der Ausdruck weitverbreiteter Stimmungen und Ueberzeugungen waren, zu politischen Repressivmaßregeln geführt; man braucht blos an die Karlsbader Beschlüsse zu erinnern, welche dem Attentat von Sand gegen Kotzebue auf dem Fuße folgten. Die Befürchtung, es könnten durch die Schließung der Katholikenvereine und das Einschreiten gegen die gleichgesinnte Presse allen Staatsbürgern gemeinsame Rechte verkümmert und verhängnißvolle Ausnahmezustände herbeigeführt werden, erweist sich jedoch als unbegründet. Die vorläufige Schließung jener Vereine seitens der Polizei muß durch die Gerichte bestätigt und der Staatsanwaltschaft binnen 48 Stunden davon Anzeige gemacht werden. Schon

hat die kölnische Zuchtpolizeikammer die Schließung der localen Vereinigung des Mainzer Katholikenvereins im Kreise Bergheim wieder aufgehoben, und es ist wohl möglich, daß andere Gerichte dem Vorgange des kölnischen folgen werden. Zwar ist an der gesetzlichen Allgemeingültigkeit der Verordnung vom 11. März 1850 nicht zu zweifeln; sie ist unter Zustimmung beider Kammer ergangen und es ist kein Grund nachweisbar, warum sie nicht als Gesetz, sondern nur als Verordnung in der Gesetzsammlung aufgeführt ist. Allerdings bezieht sich der §. 8 nur auf Vereine, welche bezwecken, „politische Gegenstände in Versammlungen zu erörtern", und in Bezug hierauf ist bei jenen katholischen Vereinen der juristischen Interpretation ein weiter Spielraum gelassen. Ist aber einmal der politische Charakter dieser Vereine zugegeben, so ist die weitere Voraussetzung eines gesetzlichen Verbots, daß nämlich diese Vereine mit andern Vereinen zu gemeinsamen Zwecken in Verbindung treten, bei den Filialen des Mainzer Katholikenvereins gewiß vorhanden, und die Art und Weise, wie derselbe das Gesetz zu umgehen sucht, kann nicht für stichhaltig gelten und ist auch bei frühern Entscheidungen der Gerichte nicht als legal anerkannt worden. Die verschiedenen localen Vereinigungen von Mitgliedern eines Centralvereins müssen gesetzlich als wirkliche Localvereine angesehen werden; denn sonst hätte jener Paragraph des Gesetzes gar keinen Sinn, und was er verhüten will, die Ausbreitung eines großen Vereinsnetzes zusammengehöriger Verbindungen, würde so gerade in der wirksamsten Weise gefördert. Dadurch aber, daß den Gerichten die Entscheidung über die von der Polizei getroffene Initiative anheimgegeben ist, sind, wie schon durch die gänzlich veränderte Zeitlage, die Befürchtungen vor Ausnahmeregeln als unbegründet zu betrachten.

Die Persönlichkeit des Fürsten Bismarck ist durch das kissinger Attentat in noch erhöhtem Maße den Sympathien der außerordentlich großen Mehrheit des deutschen Volkes nahe gerückt worden; sie ist durch das grelle Licht dieses Mordversuchs auf einmal gleichsam in ihrer ganzen Bedeutung beleuchtet worden. Die Gegner sprechen von Götzendienst und von den Gefahren, welche der übertriebene Cultus einer einzigen staatsmännischen Persönlichkeit mit sich bringe; dem Auslande gegenüber müsse es den Anschein gewinnen, als ob die deutsche Sache an diesen einen Mann geknüpft sei und auch mit ihm stehe und falle. Es gab eine Zeit, in welcher eine falsche Anwendung und Ausdehnung des politischen Princips der Demokratie auf ein Nivellement aller hervorragenden Größen die sogenannten „großen Männer" in der Geschichte auf den Aussterbeetat setzte und die Masse des Volkes wie zur Inhaberin aller politischen Rechte, auch zur ausschließlichen Trägerin des geschichtlichen Geistes machen wollte. Die neueste Geschichte, Bismarck und Cavour, Napoleon III. und Garibaldi, haben diese Anschauungen widerlegt. Zwar leben wir nicht mehr in den Zeiten der „mythenbildenden Substanz", von deren wunderbarer Mitwirkung bei dem Schöpfungsproceß der geschichtlichen Größen uns die biblischen Kritiker berichten; aber immer noch werden die Männer, von denen große Entschlüsse und Thaten von scharfbestimmtem Gepräge ausgegangen sind, für alles gleichartige Geschehen der spätern Zeit als ausschließliche Träger von der öffentlichen Meinung betrachtet und ihr Conto wird mit dem Debet und Credit einer ganzen Epoche belastet. Daß aber ein im nationalen Geiste wurzelndes Wirken mit dem Dahinscheiden einer einzigen Persönlichkeit seinen Boden verlieren könne, ist eine verkehrte Ansicht, welche die nationale Idee als Frucht einer künstlichen Treibhauscultur betrachtet, und der Bismarck-Cultus, wenn man von einem solchen sprechen will, feiert in Bismarck nicht den Schöpfer des nationalen Gedankens, sondern den genialen Mann der That, der ihn in entscheidenden Augenblicken verwirklicht hat. Deshalb wird aber niemals der Faden geschichtlicher Entwickelung mit dem Lebensfaden eines einzelnen abgeschnitten.

Daß das kissinger Attentat nicht dazu beitragen würde, die preußische Regierung in ihrem Kampfe mit den Kirchenfürsten milder zu stimmen, war vorauszusehen. Einer der hartnäckigsten, der von einer Art von Souveränetätsschwindel befangene Bischof Konrad Martin von Paderborn, welcher wie mit einer vornehmen Handbewegung jeden weitern brieflichen Verkehr mit der Regierung ablehnte, ist am 4. Aug. verhaftet worden. Doch auch weiter hinaus reichten die Folgen der That. In allen ultramontanen Blättern und Vereinen wurde der spanische Karlismus mit Begeisterung verherrlicht; er war eine große Parole der Zukunft; auch der Mörder Kullmann, der mit den Losungsworten der Ultra-

montanen sehr vertraut war, zeigte sich als einen förmlichen Anhänger des spanischen Don Carlos. Die Grausamkeit der karlistischen Kriegführung und der Jesuitismus, mit welchem der Prätendent selbst und seine Anhänger diese Grausamkeit vertheidigen, hatte schon lange die Aufmerksamkeit der europäischen Cabinete erregt; der Krieg wurde geführt wie ein Religionskrieg in majorem ecclesiae gloriam mit der inquisitorischen Heimtücke und gottgefälligen Brutalität, welche alle kirchlichen Kriege bisher charakterisirt hat. Die Erschießung des deutschen Hauptmanns Schmidt, der sich als Berichterstatter bei den Regierungstruppen aufhielt, gab der deutschen Regierung noch besondern Anlaß, dem Treiben der Karlisten ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden, um so mehr, als trotz aller diplomatischen Versicherungen vom Gegentheil die Unterstützung des Karlismus von seiten Frankreichs eine unwidersprechliche Thatsache ist, wenn sie auch nur in einer schwer nachweisbaren Vernachlässigung der Ueberwachung der pyrenäischen Berggrenzen besteht. Offenbar finden die wichtigsten militärischen Vorbereitungen und Zurüstungen in den nördlichen französischen Vorlanden des Grenzgebirges statt, und wie oft haben sich die geschlagenen Häuptlinge der Karlisten besonders auf dem östlichen Kriegsterrain über die Pyrenäen geflüchtet, um ihre gelichteten Scharen auf französischem Boden wiederum zu sammeln und zu ergänzen!

Das völkerrechtwidrige Vorgehen der Karlistenhäuptlinge, der völkerrechtwidrige Schutz, der ihnen insgeheim von andern Mächten zutheil wird, die weitreichende Bedeutung des Kampfes, welcher von den Ultramontanen in ganz Europa als ein Kampf für die gute Sache der Kirche angesehen wird, sodaß die ecclesia pressa in Deutschland als eine ecclesia militans und triumphans in Spanien erscheint: alles dies bestimmte die deutsche Regierung, die Initiative in doppelter Hinsicht zu ergreifen, um ihre feindliche Stellung gegenüber dem Karlismus an den Tag zu legen: einmal indem sie ein Geschwader in das Biscayische Meer schickte, um die Begünstigung der Karlisten durch völkerrechtswidrige Unterstützung von seiten anderer Mächte nach Kräften abzuschneiden, dann aber indem sie bei den andern Cabineten Europas zur Anerkennung der jetzigen spanischen Regierung die Anregung gab.

Um die Bedeutung dieser Maßregeln zu würdigen, müssen wir einen Blick auf das spanische Kriegstheater werfen, auf das hin- und herschwankende Kriegsglück und die wachsende Erbitterung des Kampfes.

Wenn die Regierung Spaniens nach dem Siege bei Bilbao und dem Entsatz dieser wichtigen Festung glauben mochte, die karlistische Bewegung durch einen entscheidenden Schlag zu Boden geworfen zu haben, so wurde sie durch die folgenden Ereignisse auf dem Kriegstheater alsbald belehrt, daß die Schlappe von Bilbao, welche Don Carlos selbst nur als einen strategischen Rückzug bezeichnete, die karlistische Macht keineswegs gebrochen hatte. Als nach langen Vorbereitungen die Regierungstruppen gegen Estella vorrückten, wo die Karlisten eine noch festere Stellung, als diejenige bei Bilbao war, auf den Höhen um die Stadt einnahmen, mochten sie erwarten, durch einen siegreichen Angriff auf die karlistische Hauptmacht dem Aufstande ein Ende zu machen; doch die Karlisten leisteten vom 27. bis 29. Juni einen hartnäckigen Widerstand; die Regierungstruppen wurden zurückgeschlagen und verloren überdies am 29. Juni in dem Sieger von Bilbao, dem greisen General Concha, einen der populärsten Helden der spanischen Armee und den besten General, mit welchem die lorberarmen Moriones, Zalaga und andere sich durchaus nicht in die gleiche Linie stellen konnten. Der Rückzug an den Ebro, die Nothwendigkeit einer Neureorganisation der entmuthigten Armee war die Folge der Niederlage.

Auf dem bluttriefenden Schlachtfelde von Estella ließ der blutdürstige Antonio Dorregaray, einstmals General des Königs Amadeo, die Gefangenen decimiren; hier war es, wo er auch den ehemaligen preußischen Artilleriehauptmann Schmidt, trotz seiner Legitimationen und vielleicht wegen derselben, als Angehörigen des verhaßten kirchenfeindlichen Deutschen Reiches füsiliren ließ. Hier verkündete er am 30. Juni in einer Proclamation, welche das fluchwürdige Banditenwesen dieses schmachvollen Prätendententhums für alle Zeiten kennzeichnet, seinen Entschluß, ohne Quartier Krieg zu führen gegen diese Armee von Brandstiftern und Mordbrennern, nachdem er sich rühmt, „den zehnten Theil der in der letzten für die königlichen Waffen ebenso glorreichen wie für die der Revolution

verderblichen Schlacht als Mordbrenner in Abarzuza, Villatuerta und Zurucucin erschossen zu haben". Ueberboten wurde diese Mittheilung, welche an die Kriegführung der Rothhäute erinnerte, noch durch den Erlaß des Generalcommandanten von Biscaya, Andreas Horacchea aus Zoruaza, welcher befiehlt, alle Liberalen, welche diesen Küstenstrich bewohnen, ins Gefängniß zu werfen, für jeden Kanonenschuß, welchen die feindlichen Regierungsdampfer auf die Städte und Dörfer der Küste thun würden, je einen der gefangenen Liberalen hinzurichten, von ihnen den Schaden vergüten zu lassen, der durch die feindlichen Kugeln in Städten und Dörfern angerichtet wird, endlich ihm die Zahl der auf die Dörfer und Städte abgefeuerten Kanonenschüsse anzugeben, damit er im Stande sei, die Art, den Tag und die Stunde der Hinrichtung anzugeben.

Während der Kannibalismus in diesen Verordnungen der königlichen Generale, von denen sich Dorregoray noch dazu als Christ und Edelmann unterzeichnet, triumphirt, nimmt der Prätendent selbst, in dessen Namen alle diese Greuel verkündigt und ausgeübt werden, einen höhern Aufschwung als Vertreter einer edeln und beglückenden Politik. Seinen Truppen dankt er in einer Proclamation für den glänzenden Sieg über die Armee der Revolution auf dem Schlachtfelde von Abarzuza und zeigt sich als legendenkundigen Zögling der Kirche, indem er darauf hinweist, daß der feindliche General an demselben Tage im Kampf getödtet wurde, wo die Kirche das Andenken an die Erscheinung des heiligen Jakob in der Schlacht von Clavijo begeht, in welcher die Herrschaft der Mauren gebrochen wurde. In dem Manifest an die spanische Nation, welches er am 16. Juli, am Jahrestage der Eröffnung der Feindseligkeiten, aus dem königlichen Hauptquartier zu Morentin an die Spanier richtet, verkündet er seine hohe Sendung, zu der ihn Gott berufen als „König aller Spanier", und was das Volk und das Land von ihm zu erwarten hat. In diesem Regierungsprogramm steht in erster Linie der Verheißungen, daß er die katholische Religion wieder zu Ehren und Ansehen bringen wolle, ohne indeß die Inhaber ehemaliger Kirchengüter zu schädigen. Die Wiederherstellung einer unantastbaren legitimen Monarchie, eine Volksvertretung, doch nicht auf den verwerflichen revolutionären Grundlagen, eine neue Blüte der Finanzen wird in Aussicht gestellt, sobald Karl VII. den Thron seiner Väter bestiegen haben wird. Die „rebellische Minorität" aber, die sich gegen den Segen dieser Verheißungen sträubt, deren Stimme der Kanonendonner ersticken wird, werde sich dem Gesetz des Siegers fügen müssen.

Die Unterhaltung des Prätendenten mit einem neuyorker „Interviewer" gibt den Commentar zu diesem Programm. Der künftige König gedenkt, sobald er den Thron bestiegen, das Land auf jene Höhe zu bringen, die es unter Karl V. einnahm; seine Regierung soll sich auf die Cortes stützen, welche die Gefühle, Interessen und Wünsche des Volkes widerspiegeln, Fortschritt, Bildung und Erleuchtung sollen die spanische Nation auf die gleiche Höhe mit den übrigen Völkern Europas bringen. Don Carlos ist also auch der Mann der Zeitphrase. Fortschritt, Bildung und Erleuchtung aus der Hand einer Kirche, welche noch über die finstersten Bestrebungen des Mittelalters hinausgeht? Die Programme dieser Carlos und Chambord zeigen die ganze Haltlosigkeit einer Legitimität, welche ihre Tendenzen mit allerlei modernem Flitterkram zu verbrämen sucht.

Die spanische Regierung konnte die Antwort auf diese Proclamationen, besonders auf die bluttriefenden Erlasse der karlistischen Generale nicht schuldig bleiben. Zwar durfte sie nicht mit gleicher Münze zahlen, ohne die Sympathien Europas zu verscherzen; sie durfte nicht ebenfalls eine dem Völkerrecht Hohn sprechende barbarische Kriegführung in Aussicht nehmen; aber die ihr zu Gebote stehenden Mittel gesetzlicher Strenge sowie aller durch civilisirte Kriegführung sanctionirten Ausnahmegesetze durfte sie nicht verschmähen. So erklärte sie am 31. Juli alle Provinzen der Halbinsel und der dazugehörigen Inseln in Belagerungszustand, bekleidete die Generalkapitäne der Provinzen für die Dauer des Belagerungszustandes mit außerordentlicher Macht, errichtete in allen Provinzen permanente Militärcommissionen, welche in einem Kriegsrathe über alle politischen Verbrechen, wie Verschwörung, Rebellion und Ruhestörung beschließen sollen. In einem andern Decret wurde die Confiscirung der Güter der Karlisten beschlossen, damit die Einkünfte dieser Besitzungen nicht zur Unterstützung und Verlängerung des Krieges verwendet und alle Personen schadlos gehalten würden, die infolge der Kriegsereignisse stark gelitten haben, namentlich die Erben der ermordeten Offiziere, Soldaten und Freiwilligen. Die directen Erben eines

erschossenen Generals sollten das Recht auf eine Summe von 100000 Pesatos, jene eines Offiziers auf 50000 und die der Soldaten und Freiwilligen auf 25000 Pesatos haben. Die Aushebung von 80 Reservebataillonen (125000 Mann) wird verfügt. Alle diese Decrete sollen den Cortes später zu nachträglicher Genehmigung vorgelegt werden. In einem Rundschreiben an die diplomatischen Vertreter Spaniens im Auslande vom 5. Aug. sucht der Minister Ulloa diese Ausnahmemaßregeln zu rechtfertigen, die karlistischen Greuel zu schildern und in ihrer ganzen Ausdehnung dem Verdammungsurtheil der civilisirten Nationen preiszugeben. Die Sprache dieses Rundschreibens ist eine durchaus würdige; es sind besonders zwei Gesichtspunkte in demselben, welche hervorgehoben zu werden verdienen. Einmal bringt Ulloa den vollständigen Mangel an Gründen, sogar an Vorwänden für die karlistische Empörung in Erinnerung. „Man kann begreifen und erklären, daß eine andauernde Ungerechtigkeit, ein Steuergesetz, die Ungleichheit socialer Bedingungen oder andere ähnliche Ursachen die Bewohner eines Gebietes zu fortwährenden oder unentschiedenen Aufständen treiben. Aber können solche Gründe die Parteigänger des Despotismus für ihren Aufstand anführen, wenn gerade die Gebiete, welche ihre Wiege und ihr Herd sind, ohne mit irgendeiner der Lasten bedrückt zu werden, alle Vortheile der spanischen Nationalität genießen?" Der andere Punkt ist die internationale Propaganda des Aufstandes. „Der Vergleich der ungeheuern Bedürfnisse und Ausgaben des gegenwärtigen Krieges mit den Hülfsmitteln des vom Karlismus beherrschten Landes wäre ein unlösbares Räthsel, wenn wir nicht seine Erklärung suchten in der Unterstützung, in den Bemühungen und Umtrieben verwandter Parteien, welche mehr oder weniger offen und mit verschiedenen Masken und Benennungen heute auf unserm Gebiete, morgen vielleicht auf einem andern bestrebt sind, die Errungenschaften der modernen Civilisation zu zerstören und absurde Systeme wieder aufzuwecken, die einzig durch die Rückwirkung der demagogischen Ausschreitungen einen Schatten von Lebensfähigkeit und Hoffnung gewinnen konnten."

Die Nordprovinzen Spaniens befanden sich inzwischen wieder mit Ausnahme der festen Plätze in der Gewalt der Karlisten; ihre Streifcorps beunruhigten Bilbao und Portugalete; in Catalonien beschossen sie Puycerda und bald sollte ihr Vordringen vom östlichen Kriegstheater bis in das Herz Spaniens Madrid in Schrecken und Europa in Verwunderung setzen. Cuenca in Castilien fiel nach heldenmüthiger Vertheidigung in die Hände der Karlisten, jener Ostarmee, die Don Alfonso commandirt, und die aus Valencia oder Aragonien bis in das Herz des Reiches vorgedrungen ist. Als dem Commandanten Igueras die Annäherung der Feinde mitgetheilt worden war, telegraphirte er nach Madrid; doch die Hülfe kam zu spät. General Soria Santa-Cruz, welcher die Truppen von Madrid aus nicht rechtzeitig nach Cuenca hinführte, soll vor ein Kriegsgericht gestellt werden, da man ihm unnöthige Zögerung schuld gibt. Die Truppen Don Alfonso's eröffneten auf Cuenca am 13. ein furchtbares Bombardement, als der Commandant die Uebergabe verweigerte. Drei Stürme wurden am 14. Juli abgeschlagen; doch am 15. gelang es dem Feinde, eine Bresche in die Mauer zu legen und einzudringen. Nach heftigem Straßenkampfe sah sich der Commandant, von allen Seiten umringt, da auch von dem eroberten Castell die Feinde in beträchtlicher Masse herabstiegen, zur Uebergabe genöthigt. Die Karlisten, deren Trompeter das Signal zur Plünderung gegeben hatten, verwüsteten die Stadt; mehrere Gebäude, darunter das Regierungsgebäude, standen in Flammen. Der Bischof bat Donna Blanca um Gnade für die Freiwilligen, die in seinen Palast geflohen waren; Donna Blanca antwortete: „Sei du nur zufrieden, daß es dir nicht ergeht wie jenen." Diese ultramontane Amazone ist übrigens mütterlicherseits von deutscher Herkunft, ist in Deutschland geboren und erzogen worden. Ihr Vater war der aus Portugal vertriebene Exkönig Dom Miguel, ihre Mutter ist die Prinzessin Adelheid von Löwenstein in Kleinheubach im bairischen Kreise Unterfranken. Im Jahre 1871 fand in Kleinheubach auf deutschem Boden die Vermählung des Infanten Alfonso mit der Prinzessin Marie, jetzt Blanca, statt.

Die Eroberung von Cuenca war eine Demonstration mit Blut und Flammen, wie sie die Karlisten lieben; eine strategische Bedeutung hatte sie nicht, da die Stadt ja, sobald die Regierungstruppen mit entschiedenem Uebergewicht sich näherten, nicht zu halten war. Auch die Früchte der Waffenthat wurden den Karlisten wieder geraubt; denn am

20. überfiel sie der Brigadier Lopez Pinto bei Salvacannete, schlug sie auf das Haupt, befreite die 700 Gefangenen von Cuenca, die sie mit sich schleppten, machte selbst viele Gefangene und erbeutete Waffen, Munition und Pferde. Terruel wurde von der Besatzung erfolgreich gegen Lizarraga vertheidigt und von den Regierungstruppen rechtzeitig entsetzt.

Aus Catalonien traf dagegen eine Hiobspost nach der andern ein. Der Bandenführer Saballs ließ bei Olot im äußersten Nordosten der Provinz 160 gefangene Soldaten der Regierungsarmee, darunter eine große Zahl von Offizieren erschießen, eine Brutalität, welcher nicht lange darauf das Füsiliren von 250 Truppen vom Corps des Generals Nouvilas folgte. Gleichzeitig näherten sich die Banden in bedenklicher Weise der Hauptstadt der Provinz und nahmen einzelne zwischen Barcelona und dem Klosterberg Montserrat gelegene Ortschaften ein, wie Molins Rey.

Auf dem Hauptkriegstheater in Navarra wechselte indeß das Kriegsglück. Die Eroberung von La Guardia, einer nicht weit vom Ebro und von der eigentlichen Operationsbasis der Regierungstruppen gelegenen Stadt seitens der Karlisten war ein unbestreitbarer Erfolg derselben, wurde aber reichlich durch die entscheidende Niederlage aufgewogen, welche General Moriones ihnen am 11. Aug. bei Oteiza, südwestlich von Pamplona, beibrachte. Hier standen zwanzig karlistische Bataillone in starken Verschanzungen, aus denen sie durch die Republikaner geworfen wurden.

Militärisch würde sich die jetzige Lage des blutigen Bürgerkrieges schwer bestimmen lassen; alle einzelnen Waffenthaten haben keine nachweisbaren Erfolge; es fehlt eben jeder strategische Zusammenhang. In Catalonien und Aragonien trägt der Krieg den Charakter eines gesteigerten Guerrillaskampfes; die Truppen in Valencia, denen die Eroberung vor Cuenca gelang, sind ohne nachhaltige Kraft und unfähig, einen Angriffsstoß auf die Hauptstadt auszuführen, der sie von allen am nächsten gekommen sind; in Navarra wechseln Siege und Niederlagen, und die Wage bleibt im Gleichgewicht stehen. Der Sieg der Karlisten bei Abarzuza hatte ebenso wenig die erwarteten Folgen wie derjenige der Regierungstruppen am Somorrostro.

Diese ganze militärische Lage wird durch die neue Wendung der europäischen Diplomatie in sehr wesentlicher Weise verändert werden. Die Ruchlosigkeit der karlistischen Greuelthaten, dieser bluttriefenden Jacquerie, die für Thron und Altar unter dem Banner eines seit Jahrzehnten für Spanien verderblichen Prätendententhums kämpft, kann von den civilisirten Nationen Europas nicht ruhig mit angesehen werden. Das Deutsche Reich ergriff die Initiative hierin in ruhmvoller Weise und sicherte sich die Freundschaft Spaniens. Europa hat über den Karlismus das moralische Todesurtheil gesprochen — das ist die Frucht der Bemühungen Bismarck's. Am 21. Juli hatte Fürst Hohenlohe, der deutsche Botschafter in Paris, mit dem Herzog von Decazes eine erste, am 26. eine zweite Unterredung über die spanische Frage. Er erklärte, Deutschland wolle nicht seine guten Beziehungen mit Frankreich beeinträchtigen, könne aber doch nicht gestatten, daß die von den Karlisten besetzten Provinzen der Schauplatz eines barbarischen Treibens blieben, welches allen Gesetzen der Menschlichkeit Hohn spreche. Deutschland sei entschlossen, nicht dem 1870 von Frankreich gegebenen Beispiele zu folgen, als dieses die Candidatur eines deutschen Prinzen für den spanischen Thron zum Vorwande eines Krieges gemacht hatte; allein es hoffe, die französische Regierung werde die erforderlichen Maßregeln treffen, damit die Karlisten nicht ferner durch den anscheinend ihnen von Frankreich geleisteten Beistand sich ermuthigt fühlen könnten. Sonst würde Deutschland zu diplomatischen Schritten genöthigt sein und eine Flotte an die spanische Grenze schicken müssen, um entweder den Karlisten die Hülfsmittel von der Küste her abzuschneiden oder sich Genugthuung für die Ermordung eines Landesangehörigen zu verschaffen.

Dieses Programm der deutschen Politik ist zur Ausführung gebracht worden, obschon die französische Regierung alsbald eine strengere Ueberwachung der Pyrenäengrenze und Verstärkung der militärischen Kräfte an derselben verfügt hat. Dazu gedrängt wurde sie nur durch Oesterreich, welches in dieser Weise hoffte, der ihm unbequemen Anerkennung der Regierung Serrano's aus dem Wege zu gehen. Diese Hoffnung erwies sich indeß als trüglich; die Anerkennung ist von der deutschen Regierung bereits ausgesprochen und in Paris und London durchgesetzt worden. Lange zögerte Rußland, nicht

aus Sympathien für den Prinzen Carlos, obschon derselbe, wie jetzt erwiesen, vor dem Beginn des letzten Bürgerkrieges in Petersburg gewesen ist, um dort bei dem frühern Hort der Legitimität wenigstens eine moralische Unterstützung zu finden. Der nicht anwesende Zar versicherte ihn zwar brieflich seiner persönlichen Sympathien; aber principielle Legitimitätspolitik zu treiben, wie das zu den Zeiten des Kaisers Nikolaus geschah, liegt jetzt gänzlich außerhalb der Strömung, in welche die Politik seines Nachfolgers eingelenkt hat. Derartige Anwandlungen hat noch am meisten die wiener Hofburg, deren Prinzen überdies mit Don Alfonso verschwägert sind; denn die Schwester der blutdürstigen Donna Blanca ist die Gattin des Erzherzogs Rudolf. Doch auch die wiener Regierung weiß den Thatsachen Rechnung zu tragen. Während Rußland sich zur Anerkennung der Regierung des Marschalls Serrano schließlich doch nicht entschließen konnte, hat sich Oesterreich für dieselbe ausgesprochen, und französische Blätter triumphiren darüber, daß durch die Weigerung Rußlands das Drei-Kaiser-Bündniß gesprengt sei. Wenn so die Politik Bismarck's wiederum bei den europäischen Cabineten entschiedene Erfolge errungen hat, so scheint die Anerkennung Serrano's selbst nicht ohne Aussichten zu sein bei einem Cabinet, dem niemand nachsagen wird, daß es den Einflüsterungen von Berlin Folge leistet, nämlich bei dem Cabinet im Vatican. Die Interessen der Kirche in Spanien sind so gewichtiger Art, daß der Papst, mag er auch die Fahnen der Karlisten segnen, sich doch mit der kirchlichen Gesinnung, respective den kirchlichen Einnahmen, welche ihm die paar Nordprovinzen gewähren, nicht begnügen kann, sondern ein Abkommen mit der Regierung in Madrid treffen muß. Serrano soll bei diesen Verhandlungen mit der Curie zäher und weniger nachgiebig sein, als es seinerzeit der Demokrat Castelar gewesen ist.

Auch deutsche Kriegsschiffe sind bereits in das Meer von Biscaya abgegangen (der Albatroß und der Nautilus), wo ebenfalls englische und französische eingetroffen sind. Es gilt hier dem Karlistenaufstande eine Lebensader zu unterbinden; denn die Unterstützungen, die ihm von Paris und London aus zukommen, werden meistens auf dem Seewege eingeschmuggelt. So die Sendung von 27 Gußstahlkanonen von verschiedenem Kaliber und nach den neuesten Systemen angefertigt, die am 10. Juli zu Bermeo ans Land gebracht wurden. Sie waren zu Bordeaux auf einem Dampfer, Namens London, verladen worden. Anfangs bestand die ganze Artillerie des Don Carlos aus einzelnen Gebirgskanonen; jetzt ist sie schon bedeutend genug, um bei der Belagerung wichtiger fester Plätze eine entscheidende Rolle zu spielen. Doch die Zuführung von Munition und Geschützen wird jetzt durch die deutsche Flotte verhindert werden.

Daß **Frankreich** jeden Anspruch auf Hegemonie in Europa aufgegeben hat, beweisen auch die jüngsten diplomatischen Vorgänge. Statt mit der Anerkennung der Regierung Serrano's voranzugehen und sich dadurch einen Bundesgenossen jenseit der Pyrenäen zu sichern, folgt Frankreich der Initiative des deutschen Cabinets; immerhin verständiger, als wenn es sich gegen die Anerkennung gesträubt hätte; doch von der Intervention eines Angoulême bis zu den Heirathsplanen eines Ludwig Philipp und dem Verkehr der Tuilerien und der Spanierin Eugenie mit der Königin Isabella gehörte es zu den Traditionen der französischen Politik in diesem Jahrhundert, soviel als irgend möglich über die Pyrenäen hinüberzugreifen. Diesen Traditionen ist die jetzige Regierung untreu geworden; sie zeigte bisher keine Sympathien für Serrano und unterstützte den Aufstand der Karlisten mindestens durch die Lässigkeit der Grenzüberwachung. Diesem Laisser-aller schien jedes mit festern Zügen vorgezeichnete Programm irgendeiner in Spanien zu befolgenden Politik zu fehlen. Möglich, daß die einzelnen Mitglieder des Cabinets in Bezug hierauf verschiedene oder gar entgegengesetzte Sympathien hatten und daß man ohne einen Anstoß von außen durchaus nicht geneigt war, einen neuen Anlaß zu innerer Differenz hervorzusuchen. Die Politik Frankreichs stagnirt überhaupt. Man hat das Septennat als ein Interim zwischen Monarchie und Republik bezeichnet. Seitdem die Nationalversammlung sich vierteljährliche Ferien decretirt hat und die lärmenden Debatten in Versailles verhallt sind, ist zu dem Interim der Regierung noch das Interim des Parlaments getreten, und Frankreich befindet sich in einer politischen Pause, welche die Regierung schwerlich mit großen Thaten aus eigener Initiative ausfüllen wird. Wohl aber werden die Intriguen der Parteien, wie der Legitimist Franclieu bereits unverhohlen

angekündigt hat, ihren Gang gehen. Der Cirkel, in welchem sich die innere französische Politik bewegt, grenzt wirklich an das Absurde, und man begreift in der That nicht, wie eine ungeduldige Nation, der doch sonst nur in greifbaren und präcis bestimmbaren Verhältnissen wohl ist, sich in dem Tretrad eines siebenjährigen Provisoriums oder Interims abarbeiten kann.

Die Zeit, in welcher die legitimistische Partei sich einiger Chancen erfreute, ist vorübergegangen, und das neue Manifest des Grafen Chambord vom 2. Juli war eine durchaus verspätete und wirkungslose Kundgebung, wenn der Graf auch, indem er die Fahnenfrage überging, jede Verstimmung von Haus aus zu vermeiden suchte. Gleichwol konnte er nicht umhin, seiner bekannten Erklärung, daß er dem Rufe der Nation folge, daß er mit zwei Kammern, von denen die Zweite durch das Volk zu wählen sei, regieren werde, schon jetzt die überflüssige Drohung hinzuzufügen, er werde unfruchtbare politische Debatten in den Kammern nicht gestatten. Diese Geberde des Herrschers bei einer so aussichtslosen Proclamation konnte die Sache der Legitimisten nur compromittiren. Der Antrag von Larochefoucauld auf Wiederherstellung der Monarchie wurde am 7. Juli definitiv abgelehnt; die Regierung selbst hatte die „Union" suspendirt, welche Zeitschrift das Manifest des Grafen Chambord zum Abdruck gebracht hatte.

Dieses Vorgehen der Regierung führte zu einem Zwischenfalle, welcher charakteristisch genug für die Wandlung der politischen Lage in Frankreich war; er bewies, daß Mac-Mahon sein Septennat durchaus nicht wie früher Thiers sein Präsidium als eine von der Versammlung ihm ertheilte Vollmacht betrachtet, für welche er der Auftraggeberin verantwortlich ist, ebenso wenig aber als eine Executive, welche an die Majorität der Versammlung gebunden ist, indem sie gegen den Willen der letztern kein Ministerium aufrecht erhält, sondern als eine Dictatur, welche ganz einfach der Versammlung das Gesetz dictirt. Der Abgeordnete Lucien Brun hatte am 8. Juli die Regierung wegen der Suspension der „Union" interpellirt, und infolge dieser Interpellation hatte das Ministerium eine entschiedene Niederlage erlitten und seine Entlassung eingereicht. Mac-Mahon nahm diese Entlassung nicht an, sondern richtete dagegen am 9. Juli eine Botschaft an die Versammlung, in welcher er energisch auf sofortige Erledigung der constitutionellen Vorlagen dringt, die ihm zur Handhabung der ihm auf sieben Jahre übertragenen Gewalten unentbehrlich sind. Am 10. Juli übernahm es das Ministerium, die Wünsche des Präsidenten bestimmter zu formuliren, und empfahl als besonders nothwendige organische Gesetze die Errichtung einer Ersten Kammer und die Festsetzung des Rechtes des Präsidenten, die Zweite Kammer mit Zustimmung der Ersten auflösen zu können. Am 15. legte der Dreißiger-Ausschuß die mühevolle Arbeit seiner langen Sitzungen der Nationalversammlung vor. Die Wünsche des Präsidenten in Betreff einer Ersten Kammer hatten Berücksichtigung gefunden, die Auflösung der Zweiten war allein dem Präsidenten anheimgegeben, welcher persönlich nur wegen Hochverraths verantwortlich sein sollte, während seine Minister den Kammern gegenüber für alle Regierungshandlungen die Verantwortlichkeit zu übernehmen haben. Bei dem Tode oder der Abdankung Mac-Mahon's sollten Senat und Deputirtenkammer gemeinschaftlich über die künftige Regierungsform entscheiden.

Noch energischer und im ganzen unerwartet war das Auftreten der Regierung gegen den Antrag von Périer auf definitive Constituirung der Republik am 23. Juli. Dieser Antrag und die Verhandlungen über denselben sind ein denkwürdiger Beitrag zur Charakteristik der amphibischen Zustände des heutigen Frankreich, und sind überhaupt nur verständlich, wenn man sich in die Sophistik des dortigen Parteitreibens hinlänglich hineingelebt hat, um vor keiner Absurdität, vor keinem vollkommenen Widerspruche, der nach des Dichters Ausspruch gleich geheimnißvoll für Weise und für Thoren ist, zurückzuschrecken. Der Präsident eines Staatswesens, welcher den officiellen Titel Präsident der Republik führt, protestirt durch seine Minister gegen die ausdrückliche Anerkennung, daß der Staat, dem er unter diesem Titel vorsteht, eine Republik sei. Auf den Widersinn, der in dem Verhalten der Gegner des Antrages liegt, wies besonders Dufaure hin; er sagte: „Wir haben im Namen der Republik mit den fremden Mächten Verträge geschlossen, wir haben Münzen mit ihrem Bildniß geschlagen; sie besteht also thatsächlich. . . . Der Marschall wird, wenn er im Namen der Republik Befehle ertheilt, nur um so willigern

Gehorsam finden, und wenn unsere Armee dem Feinde gegenübertreten müßte, so hoffe ich, sie werde sich der französischen Republik würdig zeigen." Diese Worte wurden mit rauschendem Beifall aufgenommen; sie trafen in der That den wundesten Fleck des sogenannten Interims. Man kann sich wol eine Regierung denken, die ihre Stärke in der Negation bestimmter Staatsformen sucht, insoweit sie Schibboleth der Parteien sind, obgleich sie den Gesetzen der Logik und des Staatsrechtes unterthan bleibt und sich gefallen lassen muß, gemäß denselben rubricirt zu werden; man kann sich aber nicht denken, daß ein Heer mit Begeisterung unter dem Rufe: „Es lebe das Septennat!" oder „Es lebe das Interim!" in den Kampf zieht. Staatsrechtliche Misgeburten oder Zwitterbildungen können keinerlei Begeisterung erwecken. Da dem Präsidenten selbst aber jede monarchische Sanction fehlt, so würde der Ruf „Es lebe Mac-Mahon!", abgesehen von den Erinnerungen an Wörth und Sedan, ebenso unangemessen sein, wie wenn die Spanier Serrano und die Nordamerikaner Ulysses Grant zu ihrem Feldgeschrei machten.

Casimir Périer und die Gleichgesinnten, wie Thiers und Dufaure, mochten wenigstens hoffen, daß die Regierung sich bei dem Kampfe für oder wider diesen Antrag neutral verhalten würde; ja eine Zeit lang schien es, als ob, gegenüber den bonapartistischen Intriguen, selbst eine Zustimmung derselben zu dem Périer'schen Antrage, unter der Voraussetzung, daß das Septennat dabei vollständig aufrecht erhalten werde, erwartet werden könne. Diese Zustimmung würde wenigstens den Glauben an den Bankrott des gesunden Menschenverstandes in der heutigen französischen Politik erschüttert haben. Doch der Herzog von Broglie gab das Wort des Räthsels, warum eine solche Erklärung nicht erfolgte. „Jedes gewählte Staatsoberhaupt", sagt er, „vertritt eine Partei, und der Marschall ist durch eine starke conservative, der radicalen entgegengesetzte Strömung an die Spitze der Regierung gestellt worden. Möglicherweise fühlt er sich an diejenigen gebunden, die ihn gewählt haben." Der Präsident der Republik ist eben kein Anhänger der Republik; sein Präsidium ist von den monarchischen Parteien durchgesetzt worden. Deshalb ist es begreiflich, wenn er selbst durch den Mund des Generals de Cissey die Verwerfung des Périer'schen Antrages verlangt, da er nicht glaube, daß das Heil des Landes in der theoretischen Ausrufung der Republik liege". Und dieser Erklärung folgte das erneuerte Verlangen nach organischen Gesetzen, welche das Zweikammersystem, das Auflösungsrecht des Präsidenten und das Wahlrecht auf neuer Grundlage feststellten. Dies Eingreifen der Regierung dem Périer'schen Antrage gegenüber erwies sich als entscheidend für die Abstimmung einzelner schwankender Fractionen. So wurde der Antrag mit einer Mehrheit von 41 Stimmen abgelehnt. Dagegen stimmten mit voller Geschlossenheit die drei royalistischen Factoren, die gouvernementale Target'sche Gruppe und die Bonapartisten; dafür die vereinigte Linke. Die äußerste Linke hatte ihre principiellen Bedenken in Betreff der constituirenden Gewalt der Versammlung geopfert; nur Louis Blanc, Ledru-Rollin, Quinet und Peyrat waren denselben treu geblieben und hatten sich der Abstimmung enthalten. Was den Antrag auf Auflösung der Versammlung, welchen Melleville stellte, betrifft, so wurde die Dringlichkeit desselben nur mit einer Mehrheit von 29 Stimmen abgelehnt, weil auch die Bonapartisten für denselben stimmten.

Inzwischen hat das Ministerium eine nicht unwesentliche Umwandlung erfahren, und zwar bei Gelegenheit der Finanzprojecte Magne's. Der von Magne warm befürwortete Antrag Goulart's auf Verdoppelung der Salzsteuer von 10 auf 20 Frs. für 100 Kilo ward in geheimer Abstimmung mit 362 gegen 265 Stimmen verworfen. Magne's Bestrebungen, das Deficit von 500 Mill. Frs., das die Regierung eingestanden hat, durch Steuerzuschläge zu decken, waren sämmtlich gescheitert; mit Wolowski's Vorschlag, durch Verringerung der Rentenzahlungen an die Bank die betreffende Summe des Deficits zu decken, konnte er sich nicht einverstanden erklären, weil er dies Verfahren für unloyal hielt und überhaupt nur für eine fictive Deckung. So reichte er am 15. Juli seine Entlassung ein, und seinem Beispiel folgte am 17. der Minister des Innern Fortou, sodaß das Cabinet die Vertreter des Bonapartismus verlor. Am 20. wurde Mathieu Bodet zum Finanzminister, der siebzigjährige General Chabaud Latour zum Minister des Innern ernannt.

So dringlich und wiederholt die Regierung an die organischen Gesetze gemahnt hatte, welche dem Septennat Festigkeit geben sollten, so bereitwillig ging sie auf eine Vertagung

der Berathung derselben und der ganzen Nationalversammlung bis Ende November ein. Der letzte Selbstmordversuch dieser Versammlung, die nicht leben und nicht sterben kann, scheiterte am 29. Juli. Vergebens hebt Raoul Duval hervor, daß die Nationalversammlung, nachdem sie ihre Ohnmacht bewiesen, dem Lande ihr Mandat zurückgeben müsse, wodurch allein der drückenden Ungewißheit der politischen Zustände ein Ende gemacht werden kann. Die Nationalversammlung lehnt die Frage, ob der Antrag Melleville in Erwägung zu ziehen sei, mit 364 gegen 332 Stimmen ab, und Duval zieht seinen ähnlich lautenden Antrag zurück. Die Versammlung vertagte sich vom 6. Aug. bis zum 30. Nov.

Der Zustand Frankreichs ist ein bedauerlicher und einer großen Nation unwürdig. Die Dictatur Mac-Mahon's, durch keine Art von Verantwortlichkeit gehemmt, herrscht mit Hülfe des Belagerungszustandes, der über ein Drittheil der französischen Provinzen verhängt ist, uneingeschränkt über Frankreich. Sein Ministerpräsident ist ein General. Der neue Minister des Innern ebenfalls; der Armeebefehl wird die alleinige Form der Erlasse einer solchen Regierung sein. Die Permanenzcommission, welche Mac-Mahon an die Seite gestellt ist, kann nur ein parlamentarisches Schattenbild sein, um so mehr, als die Versammlung selbst längst zu einem solchen geworden ist. Es gibt eine Dictatur der Stärke und eine Dictatur der Schwäche. Die erste ist in der Regel gewaltsamen Ursprungs; aber sie kann sich nur behaupten durch das Genie des Dictators, durch seine wahrhaft productive Kraft. Eine Dictatur, die nur die Folge eines Compromisses der Parteien ist, mag immerhin ihr Ursprung ein legaler sein, die in der Impotenz, Lässigkeit und Schlaffheit des nationalen Geistes die einzige Quelle ihrer Machtfülle findet, ein persönliches Regiment, das nicht einmal in der Bedeutung der Persönlichkeit seine Rechtfertigung findet, sondern gleichsam nur aus den Trümmern mehrerer Epochen zusammengeschwemmt wird: das ist ein Symptom politischen Verfalles und innerer Auflösung.

Während der Präsident die Ferien benutzt, um durch Rundreisen sich mit den Zuständen des Landes vertraut zu machen, seine Popularität zu vermehren und kurze Anreden zu halten, deren Text, wie dies in ähnlichen Fällen zu sein pflegt, bisweilen die Censur der Minister nicht erhalten hat und nachträgliche Bedenken herausfordert; während die Kriegsgerichte von Versailles endlich, nachdem sie wiederum eine Nachlese aus dem Communistenaufstande von 1870 gehalten, geschlossen werden sollen: wird die öffentliche Meinung durch die Flucht Bazaine's aus der Festung der Isle de Sainte-Marguerite in hohem Maße in Anspruch genommen und die erregte Phantasie der pariser Journalisten knüpft an dieselbe weitreichende Conjecturen. Man bringt sie in Zusammenhang mit dem Bonapartismus und dessen umfassenden Organisationen und Intriguen; man macht der Regierung den Vorwurf, daß sie fast alle Stellen von den höchsten bis zu den niedrigsten mit Bonapartisten besetzt habe und sich daher nicht wundern dürfe, wenn wichtige Staatsgefangene aus den stärksten Forts entkämen. Der Triumph der bonapartistischen Partei bei der Nachwahl in Calvados und das Aufgebot aller Mittel zur Bearbeitung der Bevölkerung hat die allgemeine Aufmerksamkeit erregt; Untersuchungen über die bonapartistischen Intriguen sind im Gange, aber von der Regierung vertagt worden, weil sie für die letzten Abstimmungen in der Nationalversammlung besonders gegen den Périer'schen Antrag der Unterstützung der Bonapartisten bedurfte. Diejenigen Zeitungen, welche in Bazaine den großen Schuldigen für die Niederlagen von 1870 sehen, erheben natürlich einen gewaltigen Lärmruf, als ob das Vaterland in Gefahr sei. Gleichwol hat die Flucht von Bazaine kaum eine politische Bedeutung, ebenso wenig wie diejenige von Rochefort, so unbequem die „Laterne" mit ihrer pasquillartigen Beleuchtung auch persönlich dem jetzigen Staatsoberhaupt Frankreichs werden mag. Der Disciplin im Heere und unter den Beamten stellen beide Vorgänge freilich ein ungünstiges Zeugniß aus; sie beweisen, daß der Parteigeist die Armee und das Beamtenthum in Frankreich mehr unterwühlt hat, als bei gesunden Zuständen eines Staatswesens der Fall sein kann. Für Mac-Mahon, für welchen der Proceß Bazaine gewiß in hohem Grade peinlich war, wird es die Flucht des Marschalls nicht weniger sein, da die öffentliche Meinung doch unwillkürlich zu Parallelen aufgefordert wird, welche den merkwürdigen Gegensatz in den Schicksalen der beiden Marschälle des Kaiserreiches herauskehren. Mag Frankreich in Mac-Mahon den „loyalen" Soldaten und in Bazaine den „unloyalen" sehen und es

ganz in der Ordnung finden, daß der eine auf dem Präsidentenstuhl und der andere im Gefängniß sitzt — das unparteiische Europa stellt das Unglück von Sedan mit demjenigen von Metz ganz in Eine Linie, und wird dem Marschall Bazaine überdies das Zeugniß größerer Ausdauer und Tapferkeit ausstellen, so gering sonst die Sympathien sein mögen, die sein Charakter und besonders sein Verhalten in Mexico einflößen.

Bazaine ist freilich ein Bonapartist, und wenn es wahr ist, daß er die Armee von Metz dem Kaiser erhalten wollte, so hat die Partei allen Grund, in ihm einen der unternehmendsten imperialistischen Parteigänger zu erblicken. Sie hat in ihm einen tapfern Degen wiedergewonnen; aber gerade für einen solchen fehlt zunächst jeder Anlaß zur Bewährung. Die Partei braucht vorläufig nur einen Großmeister der Agitation und Organisation — und diesen besitzt sie in dem ebenso redegewandten wie verschlagenen Rouher.

Ob die Flucht des Marschalls aus Fort Sainte-Marguerite, welche in der Nacht vom 8. zum 9. Aug. erfolgte, mittels einer Strickleiter oder auf bequemerm Wege erfolgt ist, werden die Resultate der Untersuchung ergeben. Die romantische Beschreibung der Flucht, wie sie die deutschen Zeitungen berichten, scheint nach den glänzenden Vorbildern eines Alexandre Dumas und Victor Hugo von Rouher in Arenenberg als ein interessantes Romankapitel stilisirt worden zu sein. Daß die junge Gattin, die kleine feurige Mexicanerin, mit ihrem Bruder sich hauptsächlich an dem Fluchtversuch betheiligten, bei stürmischer See mit einem Nachen an dem Fuße der Felsenmauern des Fort hielten und den Marschall dann auf einen zu diesem Zweck gemietheten Dampfer brachten, ist allerdings eine feststehende Thatsache. Eine Auslieferung Bazaine's, da derselbe nur ein politischer Verbrecher ist, von seiten der Nachbarstaaten, in denen er nach seiner Flucht sich aufhielt, von seiten Italiens, Deutschlands und Belgiens wird keinesfalls stattfinden. Bazaine war nicht nur in Arenenberg, er besuchte auch bei der Durchreise die preußischen Generale und geberdete sich ganz wie Mac-Mahon's Alterego. Ob er in Spaa der Ruhe pflegen oder seinen militärischen Neigungen unter den Fahnen Serrano's oder denen des Don Carlos sich hingeben wird, ist für Frankreich gleichgültig und auch für Spanien unwichtig; denn an Generalen fehlt es hier nicht, wohl aber an Soldaten.

In England ist die Sitzung des Parlaments am 7. Aug. von der Königin geschlossen worden; sie war im ganzen unfruchtbar und gab der conservativen Regierung wenig Gelegenheit, sich zu legitimiren, obschon D'Israeli es sehr wohl verstand, in einer umfangreichen Thronrede die Geringfügigkeit der errungenen Resultate zu verbergen.

Zu den wichtigsten Verhandlungen der letzten zwei Monate gehörten diejenigen über den Gesetzentwurf des Erzbischofs von Canterbury zur „Regelung des öffentlichen Gottesdienstes". Die Thatsache, daß der frühere liberale Premier Gladstone mit aller Energie gegen denselben auftrat, ist geeignet, die öffentliche Meinung über diese Bill irrezuführen. Doch Gladstone hat bei diesem Auftreten nur eine entschiedene parlamentarische Niederlage davongetragen und mehr als die liberale Tendenz, die niedere Geistlichkeit gegen Uebergriffe der höhern zu vertheidigen, trat seine Hinneigung zum Katholicismus hervor. Es hat sich nämlich unter der englischen Diöcesangeistlichkeit in jüngster Zeit die Vorliebe für den katholischen Ritus in auffälliger Weise ausgesprochen. Die Anhänger dieser Richtung, die man als Ritualisten bezeichnet, gefielen sich in Schaustellungen, die den katholisch-kirchlichen Einrichtungen nachgeahmt waren, in einem der Messe ähnlichen Ceremoniell, in der Umwandlung des Communiontisches in eine Art von Altar, in Processionen mit Fahnen, in bunter Tracht, in dem Gepränge jeder Art, wobei Kerzen und Weihrauchfässer eine große Rolle spielten. Da das bestehende kirchliche Disciplinargesetz den Bischöfen jedes Einschreiten gegen diese katholisirenden Tendenzen erschwerte, welche mit der Zeit auch dem innersten Wesen der Anglikanischen Kirche gefährlich werden konnten, so brachte der Primas von England zugleich mit dem Erzbischof von York eine Bill in das Oberhaus, welche den Zweck hatte, dem Episkopat gegenüber der untergebenen Diöcesangeistlichkeit größere Macht zu geben. Einzelne Verurtheilungen kirchlicher Ausschreitungen von seiten der Gerichtshöfe waren bisher schwer zu erreichen und ihre Wirkung blieb auf den einzelnen Fall beschränkt. Der Kernpunkt der Bill besteht eben darin, daß sie verlangt, jede Entscheidung des betreffenden Gerichtshofes müsse für alle gleichen Fälle Gültigkeit haben. Nach der Erklärung D'Israeli's wird im nächsten Jahre dem Par-

lament eine zweite Bill vorgelegt werden, welche sich auf alle Vergehen Geistlicher gegen die Gesetze und die Dogmen der Kirche ausdehnen und neue Strafbestimmungen in Betreff solcher Vergehen treffen soll. Wir sehen also in dem eigenthümlichen Rahmen der Anglikanischen Kirche ein Spiegelbild des Kampfes, der in Deutschland und Oesterreich gegen ultramontane Tendenzen entbrannt ist, und wenn ein glänzender Vertreter des Liberalismus wie Gladstone eine Lanze gegen die Bill brach, so konnte er doch nur einige zwanzig Stimmen für seine Anschauung gewinnen; seine Beredsamkeit gab aber der Bill, welcher auch die Regierung anfangs gleichgültiger gegenüberstand, erst eine größere Bedeutung. Am 29. Juli wurde im Unterhause die Specialberathung über dieselbe geschlossen. Das Oberhaus lehnte am 5. Aug. morgens zwei Amendements des Unterhauses ab, worauf das Unterhaus noch an demselben Tage diese Amendements fallen ließ. D'Israeli selbst rieth dazu, indem er großes Gewicht auf die Annahme der Bill legte, da durch eine gänzliche Verwerfung derselben man den Befürchtungen recht geben würde, „daß, obgleich Europa mit Ausnahme eines unglücklichen Landes sich im Zustande vollkommener Ruhe befände, doch Einflüsse vorhanden seien, durch welche früher oder später große Unruhen verursacht werden könnten".

Ein anderer Gegenstand der letzten Parlamentsverhandlungen war die Annexion der Fidschiinseln. So wenig England nach mannichfachen Erfahrungen in seiner Colonialpolitik auf eine Ausdehnung seiner Colonien Gewicht legt, so sehr es eher auf eine Emancipation der wichtigern vom Mutterlande bedacht sein mag, so erweisen sich doch die Zustände der Inseln als unhaltbar; das Zuvorkommen Amerikas erscheint bedrohlich, und abgesehen von der guten Absicht, für die Vernichtung des Sklavenhandels in der Südsee von dort aus wirken zu können, sind auch die Vortheile der Annexion dieser überaus fruchtbaren Inseln, besonders einer neuen Flottenstation in den vortrefflichen Häfen derselben, sehr ins Gewicht fallend. Die Annexion, welche jetzt von der Regierung gewollt wird, ist nur eine Frage der Zeit, wie spröde sich auch anfangs das Parlament verhalten mag. Doch wird man den Fidschiinseln schwerlich ein Colonialparlament gewähren, sondern dieselben als eine Kroncolonie behandeln.

In der Thronrede bei dem Schlusse des Parlaments hob die Königin die freundlichen Beziehungen Englands zu den auswärtigen Mächten hervor und knüpfte daran die Versicherung, daß der sich aus diesen Beziehungen ergebende Einfluß Englands fortwährend dazu werde angewendet werden, um vertragsmäßig festgestellte Verpflichtungen in Kraft zu erhalten und den europäischen Frieden zu befestigen. Interessant war der Passus der Rede, der sich auf den Brüsseler Congreß bezog. Bekanntlich hatte England lange gezögert, den Congreß, der von der russischen Regierung als une convention internationale concernant les lois et les coutumes de guerre berufen wurde, zu beschicken, obschon die Bedeutung dieses Congresses durch die neuesten spanischen Vorgänge hinlänglich illustrirt worden ist. Und obgleich Fürst Gortschakow in seiner vom 17. April datirten Depesche das Project, das er den Cabineten zur Erörterung vorlegte, blos als einen Ausgangspunkt für weitere Berathungen angesehen wissen wollte, durch die das Terrain für eine entente cordiale vorbereitet werden dürfte, so erklärte doch Earl Derby in einer Note vom 4. Juli, die englische Regierung werde sich an der Berathung nur betheiligen, wenn nichts vorgebracht würde, was mittelbar oder unmittelbar auf maritime Operationen oder den Seekrieg Bezug habe, oder die Regeln des internationalen Rechts modificire. Darüber beruhigt, betheiligte sich erst die englische Regierung durch einen nach Brüssel gesendeten General. Die Königin aber erklärt in ihrer Thronrede, sie werde die von der Conferenz empfohlenen Vorschläge in Erwägung ziehen, müsse sich indeß die volle Freiheit vorbehalten, dieselben anzuerkennen oder zu verwerfen. Solche Vorsicht zeigt England diesen Berathungen gegenüber als die conservativste Macht, die namentlich an ihr Seekriegsrecht und Seevölkerrecht nicht rühren lassen will.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Atchin und der holländisch-atchinesische Krieg.

Von

Theodor Wenzelburger.

Als vor zwei Jahren kurz nach dem Abschluß des Vertrags zwischen England und Holland, durch welchen letzteres dem erstern seine Besitzungen an der westafrikanischen Küste abtrat, während jenes diesem auf Sumatra „freie Hand" ließ, die Nachricht von dem gespannten Verhältniß zwischen der niederländisch-indischen Regierung und dem Reiche Atchin sich verbreitete, wußten nur wenige im Mutterlande um die Bewandtniß, welche es mit diesem Reiche hatte; im übrigen Europa, wo die Schlag auf Schlag sich folgenden Ereignisse das allgemeine Interesse ohnedies vollständig in Anspruch nahmen, war Atchin kaum dem Namen nach bekannt, und doch ist dies ein Reich, das in seiner Glanzperiode im Indischen Archipel eine der ersten Rollen spielte, dessen Sultane über eine Artillerie von 2000 Kanonen geboten und Flotten von 3—400 Segeln gegen die Spanier und Portugiesen ausrüsteten. Im Norden der reichen, fruchtbaren Insel Sumatra, deren Areal etwa so viele Quadratmeilen beträgt als das der Iberischen Halbinsel, wo die sich mit ihren hohen Spitzen und Vulkanen die ganze Westküste entlang hinstreckende Gebirgskette Boekit Barisan mit ihren Verzweigungen und Querketten beinahe die ganze Breite der Insel einnimmt, liegt das Reich Atchin.*) Dasselbe erstreckt sich von der nordwestlichen Spitze, der „Königsspitze", bis Troemon (2° 53′ nördl. Br.) und von der Nordostspitze (Diamantcap) bis zum Cap Tamian (4° 25′ nördl. Br.) und wird im Süden durch die zu Siak gehörigen Provinzen, im Westen und Norden vom Indischen Ocean und im Osten von der Straße Malakka und der gleichnamigen Halbinsel begrenzt. Der Flächeninhalt des Reiches wird auf 8—900 Quadratmeilen geschätzt, die Zahl der Bewohner etwa auf 500000, welche Einwohnerzahl jedoch von anderer Seite zu ungefähr 2 Millionen angenommen wird; dieselben gehören, wie fast alle Bewohner Sumatras, der malaiischen Rasse an. Nicht weit von der Königsspitze ergießt sich am sogenannten Atchinkopf ein Fluß, ebenfalls Atchin genannt, mit drei Mündungen in das Meer; an der größten und mittelsten liegt in einiger Entfernung von der Küste eine ziemlich unansehnliche Stadt, in der wol niemand das früher so reiche und blühende Atchin, die Residenz mächtiger weithin gebietender Sultane, erkennen würde, die mit Heeren von 50000 Mann und mehrern hundert abgerichteten Elefanten jedem Angriff sehr nach-

*) Der ursprüngliche Name heißt eigentlich Atjih (Ort des Friedens); er wurde von den Portugiesen in Achem oder Açem, von den Italienern in Assi, von den Franzosen in Atcheh, den Engländern in Achin, Atcheen und von den Holländern in Achim, Atsjeh und Atchin verändert. Letztere Schreibweise, obwol offenbar die unrichtigste, ist heute die gebräuchlichste.

drücklich die Spitze bieten konnten. Der Palast der Sultane soll von 3000 Frauen bewohnt und von 500 Eunuchen bewacht gewesen sein, während des Nachts 200 Reiter vor demselben patrouillirten und 300 Goldschmiede allein für den Harem des Sultans zu arbeiten hatten. Von dieser Größe findet sich heutzutage keine Spur mehr; daß aber die Tapferkeit und der Kampfesmuth der Vorfahren noch ungeschwächt bei den Enkeln sich erhalten hat, beweist der letzte Krieg, jedenfalls der zäheste und hartnäckigste, den die Holländer seit Diepo Negoro's Zeit im Indischen Archipel führen mußten.

So genau wir mit der Geschichte Atchins bekannt sind, so gering ist die Kenntniß der Beschaffenheit des Landes selbst. Das Klima soll sehr gesund, der Boden sehr fruchtbar sein und besonders die Reiscultur auf hoher Entwickelungsstufe stehen. Der hauptsächlichste Ausfuhrartikel ist der Pfeffer, dessen Production jedoch in den letzten Jahren sehr zurückgegangen zu sein scheint. Die Atchinesen selbst sind von dunklerer Hautfarbe als die übrigen Bewohner Sumatras; ihre Hauptstadt, deren Häuser zum Schutze gegen Ueberschwemmungen auf Pfählen gebaut sind, soll etwa 30000 Einwohner zählen. Was die innern Einrichtungen betrifft, so ist das Land in Mukims oder Sagies getheilt, welche mit unsern Parochien übereinkommen, woraus also die theokratische Verfassung des Staates deutlich hervorgeht. Von diesen Mukims befinden sich im Thale des Atchinflusses 73, welche in drei Districte abgetheilt sind und nach der Anzahl Mukims, die sie ursprünglich enthalten, die 22., die 25. und die 26. Sagies oder Mukims genannt werden. Das Volk, das sich meistens an den Küstenstrichen angesiedelt hat, ist in Kampongs oder Passars (Marktflecken) vereinigt, unter welchen die sogenannten Pfefferhäfen früher die hervorragendste Rolle spielten. Jeder Kampong steht unter der Aufsicht eines Penghoeloe oder Radja (Schulze), der jedoch ohne die Zustimmung seiner Gemeindeangehörigen wenig oder nichts thun darf. An der Spitze eines Mukim steht ein Panglima, in dessen Ressort alle Angelegenheiten des Mukim sowie die wichtigern der Kampongs fallen; auch hat derselbe die von ihm getroffenen Anordnungen dem Sultan mitzutheilen, der sie ohne irgendwelches Vetorecht einfach annehmen muß; ja er ist sogar verpflichtet, bei allen von ihm selbst ausgehenden Regierungshandlungen nicht nur den Rath, sondern auch die Zustimmung der Panglimas einzuholen, ohne welche jeder von ihm vorgenommene Act null und nichtig ist. Diese Parochiehäupter, deren Würde überdies erblich ist, bilden mit einigen andern hohen Beamten den Rath des Sultans und da sie ihn zugleich ausrufen, ihm huldigen oder ihn auch seiner Würde entsetzen, wenn sie dies im Interesse des Reiches für nothwendig halten, sind sie eigentlich mehr die Vormünder und Aufseher der unter ihrer Curatel stehenden Herrscher. Der Sjahbandar, der mit den Handelsangelegenheiten, dem Erheben der Aus- und Einfuhrzölle, betraut ist, kommt mit den Fremden am meisten in Berührung nnd nimmt nach dem ersten Minister die wichtigste Stelle im Reiche ein. Der Staatsverband zwischen den einzelnen Kampongs und noch mehr zwischen den Mukims ist ein ziemlich loser; einige der erstern geriren sich als selbständige Staaten und bezahlen dem Sultan nur eine Art freiwilliges Huldgeschenk (Wasil); überdies liegen sie fortwährend miteinander in einem Streit, der sich von einem Geschlecht zum andern forterbt. Wäre nicht in vielen Fällen das Eigeninteresse oder in der Regel der religiöse Fanatismus das sie einigende und für gewisse Zeiten zusammenhaltende Band, so könnte man eigentlich genau genommen von einem Reiche Atchin kaum sprechen. Daraus erklärt sich auch die Thatsache, daß in dem Kriege mit den Holländern viele Kampongs bereitwillig die Oberhoheit der letztern anerkannten und daß auf die Dauer die permanente Anarchie der beste Bundesgenosse der Holländer sein wird.

Was den Volkscharakter der Atchinesen im allgemeinen betrifft, so zeichnet sich derselbe durch unbegrenztes Unabhängigkeitsgefühl aus, welches überhaupt das Erbtheil der malaii-

schen Rasse ist und in diesem Stamme derselben gewissermaßen potenzirt erscheint. Grausamkeit, Unehrlichkeit im Handel und Rachsucht sind die Eigenschaften, welche ihnen von den europäischen Völkern, die mit ihnen in Berührung kamen, fast einstimmig zugeschrieben werden. In der Instruction, welche von den Directoren der Ostindischen Compagnie dem Admiral Steven van der Hagen gegeben wurde, wird ihm besonders ans Herz gelegt, gegen die beispiellose Treulosigkeit der Atchinesen auf seiner Hut zu sein, denn das Volk sei „hochmüthig, neidisch, ohne Glauben und Gewissen, besonders gegen Christen; es sind Verräther, Diebe und Giftmischer". Obwol Mohammedaner, haben sie doch wenig Achtung vor dem Koran und seinen Geboten, und beschränkt sich ihre Religion wesentlich auf die Beobachtung äußerer Ceremonien. Von einer Rechtspflege in europäischem Sinne ist natürlich nicht die Rede; jeder hat das Recht, den auf der That ertappten Dieb sofort zu tödten, und die vom Richter ausgesprochenen Strafen bestanden im Abhauen von Händen und Füßen. Während die Frau das Los des weiblichen Geschlechts im ganzen Orient theilt und ihr die Arbeit für den Unterhalt der Familie in erster Linie obliegt, wohnen die Männer Hahnengefechten bei, spielen und kauen Opium. Sonst ist ihre Lebensweise die der meisten Bewohner des Indischen Archipels, und wiewol sie in manchen Künsten und Handwerken nicht unerfahren sind, so bilden doch Feldarbeit, besonders Reis- und Pfefferbau, sodann Handel, Schiffahrt und Fischfang ihre Hauptbeschäftigung und ihre bedeutendsten Einkommensquellen.

Das erste europäische Volk, das mit den Atchinesen in Berührung kam, waren die Portugiesen, die sich auf der Halbinsel Malakka festgesetzt hatten und die gleichnamige Straße beherrschten. Die Kämpfe zwischen beiden Völkern drehen sich denn auch hauptsächlich um den Besitz dieser wichtigen Position, und gerade hier war es, wo die Kühnheit und Tapferkeit dieser westlichen Abenteurer sich unvergänglichen Ruhm erwarb; eine Hand voll Portugiesen genügte oft, um die großartigsten Expeditionen der Sultane von Atchin erfolglos zu machen.

Erst am Ende des 16. Jahrhunderts wurde Atchin von holländischen Schiffen besucht. Zwei Schiffe, Löwe und Löwin, unter dem Oberbefehl der in der holländischen Geschichte berühmten Brüder Cornelis und Friedrich Houtman, wurden von dem genialen und unternehmenden Moucheron, einem reichen Kaufmann in Veere in der Provinz Seeland, ausgerüstet. Im März 1598 liefen sie von Vlissingen aus und im Juni des folgenden Jahres ließen sie vor der Rhede von Atchin die Anker fallen. Der Empfang, der ihnen zutheil wurde, war im Anfang sehr freundlich, allein der Handelsneid und die Eifersucht der Portugiesen, die jetzt zum ersten mal seit ihrer Niederlassung im Indischen Archipel sich mit den Atchinesen auf freundlichern Fuß zu stellen wußten, änderte das Verhältniß bald. Am 1. Sept. erschien der Sjahbandar, einen freundschaftlichen Besuch vorschützend, mit zahlreichem Gefolge an Bord eines der beiden Schiffe, ließ den Befehlshabern und der Mannschaft Erfrischungen reichen, und als die Atchinesen glaubten, daß die betäubenden Mittel, die in das Getränk gemischt waren, ihre Wirkung gethan hatten, wurde das Zeichen zum Angriff gegeben, in welchem Cornelis Houtman mit vielen Matrosen ermordet wurde; die andern ermannten sich zwar, griffen zu den Waffen, hieben eine Menge Atchinesen, darunter auch den Sjahbandar, nieder, aber die übrigen Holländer, die sich am Lande befanden, wurden theils ermordet, theils gefangen; unter den letztern befand sich Friedrich Houtman. Die Schiffe wurden in Sicherheit gebracht, mußten aber in Pedir noch einen Angriff von elf atchinesischen Schiffen, die mit Portugiesen bemannt waren, abschlagen. Houtman blieb 26 Monate in der Gefangenschaft, aus der er durch Fürsprache des Prinzen Moritz von Oranien befreit wurde.

Das erste Jahr des 17. Jahrhunderts war noch nicht zu Ende, als schon wieder

zwei holländische Schiffe unter Befehl von Paulus van Kaerden vor der Rhede von Atchin lagen; es gelang, einen Handelsvertrag abzuschließen, wobei sich der Sultan verpflichtete, an kein Schiff einer andern Nation Pfeffer zu verkaufen, ehe die Holländer die ihnen zugesagte Ladung eingenommen hätten. Die Freundschaft war aber nur von kurzer Dauer, und erst als wieder eine Expedition von vier Schiffen vor Atchin erschien, deren Befehlshaber einen eigenhändigen Brief des Prinzen Moritz an den Sultan überbrachte, wurde das beiderseitige Einvernehmen ein besseres und zugleich nachhaltigeres; denn jetzt erst wurden die bei der ersten Expedition in Gefangenschaft Gerathenen ausgeliefert, und als die Schiffe nach Hause segelten, hatten sie eine atchinesische Gesandtschaft an Bord, welche den Prinzen von Oranien, der eben Grave belagerte, in seinem Hauptquartier besuchte und von diesem mit Auszeichnung behandelt wurde. Ein Mitglied der Gesandtschaft starb bald nach seiner Ankunft in Holland und wurde in der Peterskirche in Middelburg begraben.

Im ersten Viertel des 17. Jahrhunderts erreichte Atchin den Höhepunkt seiner Macht und Blüte. Der Neffe des regierenden Sultans Ali Machajatschah, eines unbedeutenden weichlichen Menschen, war von letzterm beleidigt worden und flüchtete sich zum Könige von Pedir, der im Interesse seines Gastfreundes an Atchin sofort den Krieg erklärte, ohne jedoch etwas anderes zu erreichen, als daß der Neffe in einem Gefechte gefangen genommen wurde und in die Hände des Sultans fiel. Zu dieser Zeit war unter dem Oberbefehl von Martino Alfonso vor Atchin ein portugiesisches Geschwader erschienen, das zur Entsetzung Malakkas, welches damals von den Holländern unter Matelief belagert wurde, abgesandt, Atchin im Vorbeigehen züchtigen wollte, weil dieses den Bestimmungen des abgeschlossenen Tractats entgegen den Holländern bedeutende Handelsvorrechte eingeräumt hatte. Schon hatten die Portugiesen ein Fort erobert und waren eben daran, das zweite zu erstürmen, als der gefangene Prinz den Sultan bitten ließ, ihm zu gestatten, lieber im Kampfe mit den Portugiesen zu fallen, als im Gefängniß umzukommen. Die Erlaubniß wurde gegeben, und der Prinz kämpfte so tapfer und so glücklich, daß die Portugiesen mit einem Verlust von 300 Todten zurückgeschlagen wurden und abziehen mußten. Die Popularität, welche sich der junge Prinz dadurch erwarb, wußte er und noch mehr seine Mutter trefflich auszunutzen. Der Sultan, sein Oheim, starb plötzlich, und der Prinz ließ sich sofort zum Sultan ausrufen. Der König von Pedir, der auf die Nachricht vom Tode des Sultans nach Atchin, das damals noch ein Lehn von Pedir war, gekommen war, um den Thron zu besteigen, wurde gefangen genommen und trotz der bewiesenen Gastfreundschaft ermordet, worauf sich der Prinz im unbestrittenen Besitze der Herrschaft behauptete. Im Jahre 1613 unterwarf er sich das Reich von Siak und bald darauf das von Johor, dessen Fürst ein Verbündeter der Portugiesen und später der Holländer war. Nun hielt der mächtige Sultan — Iskander Muda oder, wie er von den europäischen Geschichtschreibern genannt wird, Paduka Sri — sich für stark genug, um gegen die Portugiesen, in deren Besitz stets noch Malakka war, einen entscheidenden Schlag zu wagen. Im Jahre 1615 segelte er mit einer Flotte, deren Ausrüstung ihn vier Jahre beschäftigt hatte, vor Malakka; sie bestand aus 300 Schiffen, darunter 100 Galeren, größer als die europäischen, von denen jede mit 800 Soldaten bemannt war und drei große Kanonen nebst einer Anzahl kleinerer Geschütze mit sich führte. Diese Galeren mußten von den Edeln gestellt und auch unterhalten werden, die Mannschaft empfing keinen Sold und mußte überdies für drei Monate mit Lebensmitteln versehen sein. Der Anschlag auf Malakka misglückte aber total, und mit einem Verlust von 50 Schiffen mußte sich Iskander an die Ostküste von Sumatra zurückziehen, wohin ihn die Portugiesen nicht zu verfolgen wagten, weil eine holländische Flotte gegen sie im Anzuge war. Aber schon nach drei Jahren (1619) eroberte der Sultan die Städte Kedah

und Perak auf Malakka sowie den Staat Deli auf Sumatra. Der directe Angriff auf Malakka wurde aber erst im Jahre 1628 erneuert. Obgleich die Expedition von dem ersten Feldherrn Iskander's (dem Laksamana), dem der Sultan seine bisherigen Siege und Eroberungen zu verdanken hatte, ernstlich widerrathen wurde, glaubte Iskander doch seinen Lieblingswunsch jetzt durchsetzen zu können. Mit 240 Schiffen, die 20000 wohlbewaffnete Soldaten und einen ungeheuern Belagerungspark mit sich führten, kam der Laksamana, dessen Genialität und Feldherrntalent hier im schönsten Lichte strahlte, vor Malakka an. Die Portugiesen waren bald genöthigt, verschiedene Außenwerke aufzugeben, welche von den Atchinesen dann sofort in neue Angriffslinien verwandelt wurden; die Aufstellung der Belagerungstruppen war eine treffliche; dabei beherrschten die Atchinesen die Flüsse und konnten der Stadt alle Zufuhr abschneiden. Ein Entsatzheer, das der Fürst von Pahang herbeiführte, sowie ein von der Küste von Koromandel kommendes portugiesisches Geschwader von 5 Schiffen konnte gegen die Belagerer wenig ausrichten; als aber eine größere portugiesische Flotte unter Alvarez Botello mit 900 europäischen Soldaten an Bord erschien und die atchinesische Flotte, die in einem Flusse vor der Stadt vor Anker lag, einschloß, war das Schicksal der Expedition entschieden: fast die ganze Flotte wurde vernichtet und der Laksamana fiel in die Hände der Portugiesen. Sein baldiger Tod bewahrte ihn vor dem ihm zugedachten Hohn, im Triumph durch die Straßen von Lissabon geführt zu werden. Von diesem Schlage erholte sich Iskander nicht so bald, aber doch sollte ihm vor seinem Tode (1641) noch das Glück beschieden sein, die Portugiesen von Malakka vertrieben zu sehen; nur waren es freilich nicht seine Waffen, sondern die der Holländer, welche dies zu Stande brachten. Der französische General Beaulieu, der eine Zeit lang am Hofe Iskander's lebte, theilt über den Reichthum des Sultans so wunderbare Dinge mit, daß man fast an einen Mythus glauben sollte. Die oben angeführten Beispiele der Größe und Blüte Atchins beziehen sich auf die Regierungszeit dieses Sultans; das Land war damals so stark bevölkert, daß das Thal des Atchinflusses allein 40000 streitbare Männer stellen konnte. Der Sultan selbst wird übrigens als ein roher und grausamer Tyrann geschildert, der durch seine fortwährenden Kriege das Land in Armuth und Elend stürzte. Die Größe und die Bedeutung Atchins nach außen hörte aber mit seinem Tode auf.

Jetzt beginnt eine weibliche Dynastie aufzutreten, die sich 60 Jahre behauptete und von den Großen des Reiches, welche die Zügel der Regierung natürlich lieber in den Händen von Frauen, die unter ihrem Einfluß standen, als in der eisernen Faust eines Mannes, wie Iskander, sahen, nachdrücklich unterstützt wurde. Wie von anderer Seite behauptet wurde — und der Glaube war auch bei den Atchinesen allgemein verbreitet — waren diese Königinnen verkappte Eunuchen. Die Regierungsform war jetzt mehr eine aristokratische Oligarchie als eine Monarchie. Die Ostindische Compagnie faßte indessen festen Fuß; schon im Jahre 1637 wurde den Holländern das Handelsmonopol an der Westküste Sumatras zugestanden, welche dasselbe auch sofort zum strengen Ausschluß Englands und Portugals benutzten. Ersteres zog sich schon 1643 ganz von Atchin zurück und überließ den Holländern das Terrain, welche im Jahre 1662 ihre Macht schon so sehr befestigt hatten, daß fast alle Staaten der Westküste die niederländische Oberhoheit anerkannten.

Die folgende Geschichte Atchins bis zum Anfang unsers Jahrhunderts ist weiter nichts als eine endlose Kette von Thronstreitigkeiten zwischen verschiedenen Prätendenten, wobei natürlich regelmäßig die Fremden ihre Hand im Spiele hatten. Obwol mehr als einmal sehr ernstlich bedroht, vermochten die Holländer stets sich zu behaupten, Atchin selbst aber sank mehr und mehr zur Bedeutungslosigkeit herab, wurde aber in der Folge in den Händen der Engländer ein wichtiger Operationspunkt, auf den gestützt es letztern möglich wurde, den Holländern eine Reihe von Verwickelungen zu bereiten. Als das End-

resultat derselben ist der jetzige hartnäckige Krieg zu betrachten, von dessen Ausgang die Handhabung oder der Verlust der holländischen Herrschaft über Sumatra überhaupt abhängt. Dem unermüdlichen Sir Stamford Raffles gelang es, eine zwischen zwei Prätendenten ausgebrochene Kronstreitigkeit derart zu benutzen, daß bei einem zwischen dem Sultan und den englischen Bevollmächtigten am 22. April 1819 geschlossenen Tractat den Engländern das ausschließliche Niederlassungsrecht in Atchin zugestanden wurde. Letzteres stand somit thatsächlich unter der Vormundschaft von England.

Infolge der definitiven Regulirung der Verhältnisse im Ostindischen Archipel zwischen England und Holland war dieser Tractat unhaltbar geworden. Bei den Verhandlungen über den Abschluß des neuen Vertrags vom 17. März 1824 erklärten die englischen Bevollmächtigten: „Ein im Jahre 1819 von britischen Agenten mit Atchin geschlossener Tractat widerstreitet dem dritten Artikel des gegenwärtigen Vertrags. Die britischen Bevollmächtigten nehmen es deshalb auf sich, den Tractat mit Atchin sobald als möglich dahin zu verändern, daß an die Stelle des ausschließlichen Niederlassungsrechts der britischen Unterthanen die einfache gastfreundliche Aufnahme britischer Schiffe und Unterthanen in den Häfen von Atchin tritt.... Sie hoffen mit Zuversicht, daß von dem neuen Besitzer von Fort Marlborough (Benkoelen) keine feindlichen Maßregeln gegen den König von Atchin ergriffen werden (ils espérent avec confiance que le nouvel acquéreur du fort Marlborough n'adoptera point des mesures hostiles au roi d'Atsyn)." In der Note der niederländischen Bevollmächtigten vom 29. Febr. wird die Befürchtung ausgedrückt, „daß, wenn die Sultane von Atchin sich selbst überlassen würden, die Vereinigten Staaten von Amerika früher oder später sich mit ihnen verbinden und also in Atchin festen Fuß fassen möchten, was im Falle eines Krieges der englischen Regierung zum großen Nachtheil gereichen würde, weshalb die niederländische Regierung zur Vermeidung dieses Uebelstandes die Verpflichtung zu übernehmen verspricht, bei der von Atchin zu bedingen, daß keine fremde Macht ein bleibendes Etablissement daselbst errichten dürfe". Zugleich aber verstand sie sich zu der Zusage, „sofort die Beziehungen ihrer Regierung zu Atchin in der Weise zu regeln, daß letzteres, ohne etwas von seiner Unabhängigkeit zu verlieren, dem Handel und der Schiffahrt die fortwährende Sicherheit gewährt, welche hier ohne die gemäßigte Ausübung eines europäischen Einflusses nicht erreicht werden kann (s'appliquer sans délai à régulariser ses rapports avec Atchin, de manière que cet état, sans rien perdre de son indépendance, offre au navigateur et au commerçant cette constante sécurité, qui semble ne pouvoir y être établie, que par l'exercise modéré d'une influence européenne)". Ferner wurde bestimmt, daß die niederländische Regierung dafür zu sorgen habe, daß der Sultan von Atchin mit dem Zweck und der Tragweite des abzuschließenden Vertrags bekannt gemacht werde.

Wie man sieht, wurde hier von Holland mehr versprochen, als es später halten konnte und wollte; denn in demselben Augenblick, als die damalige Regierung eine schon durch die Art der Sache selbst höchst schwierige Schutzherrschaft über Atchin übernahm und hoffte, ihre Beziehung zu Atchin sofort zu regeln, hatte sie selbst freiwillig auf die Mittel verzichtet, um nöthigenfalls Atchin zur Erfüllung der Bedingungen zu zwingen. Die Resultate dieses Vertrages traten auch im Laufe der Zeit sehr deutlich zu Tage; denn volle 50 Jahre mußte sich die indische Regierung von seiten Atchins Demüthigungen und Beleidigungen gefallen lassen, die sonst kein Staat ungestraft hinnimmt.

Freilich hatte man sich auf holländischer Seite auch fortgesetzte Unterlassungssünden vorzuwerfen. Vier Jahre waren schon seit dem Abschlusse des Vertrages verlaufen, ohne daß man nur eine Hand erhoben hätte, um die Regierung Atchins von dem Geschehenen in Kenntniß zu setzen, sich über die Plane dieses alten Gegners der Niederländer zu vergewissern und so, wenn auch durch Zwang, dessen Mitwirkung zur Beschützung

von Handel und Schiffahrt zu erlangen. Es war, als ob für die Regierung in Batavia das Reich Atchin gar nicht bestand; man mußte recht gut wissen, daß Atchin die Holländer von jeher als seine Erbfeinde betrachtete und daß ihm das infolge des Vertrages ermöglichte Wachsthum des holländischen Einflusses auf Sumatra stets ein Dorn im Auge bleiben werde. Nur eine selbständige und kräftige, aber zugleich vorsichtige Politik hätte den Keim der spätern Verwickelungen aus dem Wege geräumt; aber statt dessen betrachtete man Atchin als ein diplomatisches Noli me tangere, und das Einzige, wozu man sich entschloß, war, daß man durch den Residenten der Westküste von Sumatra im Jahre 1830 mit dem Radja von Troemon einen Contract zu schließen versuchte, „weil dieser bei den herumschwärmenden atchinesischen Küstenhändlern den größten Einfluß habe". Die Thatsache allein, daß die Atchinesen ihren alten Erbfeinden, den Pediresen, die Hand reichten, um dem gemeinschaftlichen Feinde noch mehr Abbruch zu thun, hätte dazu auffordern müssen, die schwebende Angelegenheit in Ordnung zu bringen. Strand- und Seeraub nahmen zu, eine holländische Station auf Poutjan wurde überrumpelt, geplündert und in Brand gesteckt und im Februar 1831 ein amerikanisches Schiff, The Friendship, das vor dem atchinesischen Hafen Qualla Batoe lag, geplündert und der Kapitän nebst mehrern Matrosen ermordet. Selbstverständlich blieb die amerikanische Züchtigung nicht aus; diese wäre aber dem Sinne und Wortlaut des Vertrages zufolge Sache und Pflicht der holländischen Regierung gewesen; wohlweislich ließ sie jedoch die Hand aus dem Spiele, da sie ihren eigenen Verpflichtungen gegen England — Anknüpfung von Beziehungen mit Atchin — noch nicht nachgekommen war. Die indische Regierung that zwar ihr Möglichstes, um dem Seeraube im Indischen Archipel Einhalt zu thun, aber gegen Atchin, den ersten Seeräuberstaat, unternahm man nichts. Die Gouverneure der Westküste von Sumatra wurden nicht müde, die Regierung zu warnen; einer derselben, der verdienstvolle General Michiels, stellte dem Generalgouverneur vor, wie er bei einer Inspectionsreise alle westlich von Sumatra gelegenen Inseln infolge der atchinesischen Räubereien entvölkert gefunden habe, und daß die andern, bisjetzt noch unabhängigen Staaten Sumatras durch die Thatenlosigkeit der Regierung mit Nothwendigkeit dazu getrieben würden, sich den Atchinesen in die Arme zu werfen. Er predigte aber tauben Ohren, während Atchin seinen Seeraub und Sklavenhandel in immer größerm Maßstabe betrieb. Erst als im Jahre 1833 der holländische Schoner Delphin mit 30000 Fl. Silber- und Kupfergeld an Bord zwischen Padang und Natal von den Atchinesen ohne weiteres weggenommen wurde und der Sultan sich weigerte, denselben auszuliefern, jedoch herablassend seine Bereitwilligkeit zu erkennen gab, mit dem Generalgouverneur in Briefwechsel zu treten, — erst dann entschloß man sich zu einer Sendung nach Atchin. Ein mit einem Briefe des Generalgouverneurs abgesandter Marineoffizier mußte jedoch unverrichteter Sache wieder umkehren; auch diese Beleidigung und Verhöhnung ließ man sich gefallen, und erst als die Atchinesen die holländischen Positionen in Sumatra bedrohten, indem sie unmittelbar den holländischen Forts gegenüber selbst Verschanzungen anzulegen begannen — dann erst raffte man sich auf und beschloß im März 1840 die Ausrüstung einer Expedition, nicht gegen das übermüthige Atchin, sondern gegen das von ihm besetzte Singkel, das denn auch bald erobert wurde, obwol den Holländern hier ihr erbittertster Feind, der Radja Mohamed Arief, gegenüberstand. Eine Züchtigung Atchins hätte jetzt nahe gelegen, und Michiels wurde nicht müde, Vorstellungen in diesem Sinne an den Generalgouverneur und den Rath von Indien zu richten; diese aber stellten sich auf den Standpunkt des Vertrages von 1824 und wollten sich nur zu Maßregeln gegen „atchinesische Ruhestörer", nicht gegen den Raubstaat selbst verstehen. Wie man sieht, gab die indische Regierung dem Vertrage eine über die Intentionen desselben noch hinausgehende, für sie sehr belastende Auslegung; denn derselbe hatte nur die Aufrechterhaltung

der Unabhängigkeit Atchins stipulirt, die durch eine nachdrückliche Züchtigung gewiß nicht alterirt worden wäre. Selbstverständlich sah man auf englischer Seite diese würdelose Nachgiebigkeit nicht ungern; ja das Gouvernement der Straits-settlements lieh den atchinesischen Klagen über Verhinderung des Handels mit Poelo Penang und Singapore bereitwillig sein Ohr, protestirte sogar gegen die eingreifende Politik der Holländer auf Sumatra, und das Ende war, daß die Holländer die an der Ostküste von Sumatra besetzten Stationen in Siak und Indragiri im Jahre 1843 räumten! Der Eindruck, den die Eroberung Singkels gemacht, mußte angesichts solcher Thatsachen natürlich bald verschwinden, und im Jahre 1848 machten die Atchinesen denn auch einen, wiewol vergeblichen Angriff auf diese Position. Der Seeraub wurde indessen in immer größerm Maßstabe betrieben, im Jahre 1851 ein neapolitanisches und bald darauf selbst ein englisches Kauffahrteischiff geplündert, aber es geschah nichts. Erst als die atchinesische Regierung in Europa für England und Holland nichts weniger als angenehme diplomatische Beziehungen anzuknüpfen suchte und es bekannt geworden war, daß der erste Minister des Sultans, Sidi Mohammed, als Gesandter des Sultans im Jahre 1853 in Paris verweilt hatte, hier in Begleitung eines Beamten des Ministeriums der Auswärtigen Angelegenheiten auftrat und mit dem Präsidenten der Republik, der ihm einen Ehrensäbel schenkte, in Berührung gekommen war, hielt man es endlich für gerathen, sich direct mit Atchin zu verständigen.

Die erste Expedition, natürlich ganz friedlicher Natur, ging 1853 unter dem Befehl des Marineoffiziers Dubekart ab. Zum Unglück hatte man es aber versäumt, der Sendung einen vollständig officiellen Charakter zu verleihen; der holländische Unterhändler hatte nur einen Brief des Gouverneurs der Westküste von Sumatra, und der Sultan zeigte sich in der ersten Audienz sehr erbittert über diesen Beweis von Geringschätzung, da er neben den üblichen Geschenken auch einen Brief des Generalgouverneurs erwartet hatte. Die drohende Haltung der Atchinesen ließ für die Gesandtschaft das Aergste befürchten, und da sie vernommen hatte, daß man in der Umgebung des Sultans über die Mittel berieth, das Schiff, auf dem sie gekommen, in der Nacht zu plündern, so verließ sie Atchin so schnell wie möglich. Einen bessern Erfolg hatte eine zweite Gesandschaft; der Sultan gab in einem Schreiben an den Gouverneur seine Bereitwilligkeit zu erkennen, mit Holland auf freundschaftlichen Fuß zu kommen und den Abschluß eines Vertrages einzuleiten; es ist aber ebenso charakteristisch für die Doppelzüngigkeit der atchinesischen Politik wie für die mehr als zweifelhafte Rolle, welche die englisch-indische Regierung spielte, daß zu derselben Zeit auch ein Brief des Sultans an den Gouverneur von Singapore abging, in welchem jener in einem den Holländern sehr feindlichen Ton diesen fragt, ob er ihm zum Abschlusse eines Vertrages mit Holland rathe oder nicht.

Ein Tractat mit Atchin wurde von der Regierung in Batavia endlich entworfen und der Gouverneur der Westküste von Sumatra mit dem Abschlusse desselben beauftragt; zugleich mußte er dem Sultan einen Brief und Geschenke des Generalgouverneurs überbringen. Am 24. März 1857 ließ der Dampfer Amsterdam mit dem Generalmajor van Swieten, dem Civil- und Militärgouverneur der Westküste von Sumatra an Bord, auf der Rhede von Atchin die Anker fallen. Nachdem der Sultan vom Zwecke der Ankunft des Kriegsschiffes unterrichtet war, wurde die Audienz auf den 26. anberaumt. Nicht ohne Mühe gelang es der Gesandtschaft, sich durch die bewaffneten Volkshaufen, welche die Ankömmlinge mit höhnischer Neugierde betrachteten, einen Weg zu bahnen, und man kam endlich an eine kleine, sehr unreinlich aussehende Wohnung, in die man mittels einer Leiter mit sechs oder sieben Sprossen gelangte. Im vordersten Theile der Wohnung standen einige halbzerbrochene, schmuzige Stühle, auf denen die Gesandtschaft Platz nehmen mußte, während der Sultan auf einem alten amerikanischen Gartenstuhl saß; die Klei-

dung desselben, auf welcher der türkische Medjidjéorden sich sehr traurig ausnahm, entsprach dem schmuzigen und unreinlichen Zustande des Gemaches vollständig. Neben dem Sultan saß der jugendliche Thronerbe und zu seinen Füßen spielte sein jüngster Sohn. Auf die Ansprache des Generals antwortete der Sultan, daß er zwar ebenso sehr wie die indische Regierung von dem Wunsche beseelt sei, einen Friedens- und Freundschaftstractat abzuschließen, daß er aber auch bedingen müsse, in den Vertrag einen Artikel über gegenseitige Hülfeleistung aufgenommen zu sehen, d. h. daß der Vertrag ein Offensiv- und Defensivvertag sei. Die Antwort van Swieten's, daß von dem Abschlusse eines solchen Vertrages nur dann zwischen zwei Contrahenten die Rede sein könne, wenn beide gleichviel zu bieten hätten, und daß diese Forderung überdies über seine Instruction hinausgehe, imponirte den Sultan derart, daß er diese Forderung sofort fallen ließ und sich zur Ratification des Vertrages eine Bedenkzeit von acht Tagen ausbat. Auch dies verweigerte van Swieten; der Sultan begann unruhig zu werden, sich auf seinem Stuhle hin- und herzudrehen und drückte endlich das Verlangen aus, sich entfernen zu dürfen, „da die Stunde des Gebets angebrochen sei". Der General machte ihn auf die Unschicklichkeit eines solchen Benehmens aufmerksam; es half aber nichts, der Sultan stand plötzlich auf und kehrte in seinen Palast, den Kraton, zurück, nicht um zu beten, wie er vorgab, sondern weil er es ohne Opium nicht länger aushalten konnte. Der Vertrag, wie ihn van Swieten aufgesetzt, wurde ihm nachgetragen. Letzterer nahm in Gemüthsruhe auf seinem Stuhl Platz, fest entschlossen, nicht eher vom Platze zu weichen, ehe er den Zweck seiner Mission erreicht; der gespannte Zustand dauerte aber nicht lange, denn schon nach einer Viertelstunde kam der Sjahbandar zurück und übergab den vom Sultan unterschriebenen und mit dem Reichssiegel versehenen Contract. Ein indessen eingetretenes Ereigniß wirkte nicht sehr vertrauenerregend: sechs malaiische Matrosen waren, als man wieder zurückkehrte, vom holländischen Schiffe spurlos verschwunden, und trotz aller Vorstellungen an den Sultan und den Sjahbandar gelang es auch nicht, derselben wieder habhaft zu werden. Die punica fides der Atchinesen hatte sich auch diesmal nicht verleugnet.

In der That blieb auch der Vertrag ein todter Buchstabe; 1861 wurden zwei unter holländischer Flagge fahrende Schiffe genommen, ohne daß es jemals gelang, Schadenersatz zu erhalten. Als aber der Wortbruch so weit ging, daß die Atchinesen ein Fort an der Ostküste, auf dem die holländische Flagge wehte, beschossen, ließ der Generalgouverneur beim Sultan um Aufklärung dieser flagranten Vertragsverletzung ersuchen. Letzterer aber antwortete in hochtrabendem Tone, daß die ganze Ostküste Sumatras ihm gehöre, daß er hier überall Steuern erhebe und daß er von der Besitznahme des beschossenen Fort durch die Holländer nichts gewußt habe, da er sonst sehr energisch gegen die Besetzung eines ihm gehörenden Küstenstriches protestirt hätte. Der Krieg, den man schon damals für unvermeidlich achtete, brach aber noch nicht aus. In Atchin selbst schien man zu begreifen, daß die Geduld des Gegners erschöpft war, und man rief deshalb im Jahre 1868 die Hülfe der türkischen Regierung gegen Holland an und dies zu einer Zeit, wo die Verhandlungen mit England über die Aenderung des Tractats von 1824 schon im Gange waren. Die alles Maß übersteigende Frechheit der Atchinesen, die von ihnen an den Mannschaften geraubter Schiffe verübten Greuelthaten, die vollständige Lähmung des Verkehrs und Handels mit Penang und Singapore hatten endlich auch einen Umschlag der Stimmung in den englischen Straits-settlements zu Wege gebracht, wo man bisjetzt aus Eifersucht jede holländische Action gegen Atchin auf alle mögliche Weise durchkreuzt hatte. Im Jahre 1868 erließ der englische Gouverneur eine öffentliche Bekanntmachung, worin er vor den Gefahren, denen sich die schiffahrenden Nationen an den Küsten Atchins aussetzten, warnte, und die „Penang Gazette", sowie der

„Straits Observer" forderten die niederländische Regierung geradezu auf, diesem Unfuge endlich mit kräftiger Hand zu steuern.

In Atchin selbst war indessen der Sultan Mansur-Schah kinderlos gestorben und ein entfernter Blutsverwandter folgte ihm 1870 unter der Vormundschaft des ersten Ministers Habib Abdorrahman. Es ist dies derselbe, der als Sidi Mohammed im Jahre 1852 in Paris gewesen, über Konstantinopel zurückgekehrt war und für den Sultan kostbare Geschenke von Napoleon mitgebracht hatte. Als damals der Artikel im „Constitutionnel", welcher die Anwesenheit eines atchinesischen Gesandten in Paris meldete, in Batavia bekannt wurde, beauftragte man Swieten, nähere Erkundigungen über diesen Gesandten einzuziehen, nachdem vorher der französische Minister des Aeußern der holländischen Regierung die Versicherung gegeben hatte, daß die Anwesenheit Sidi Mohammed's in Paris durchaus keine politische Bedeutung habe und daß er vom Präsidenten der Republik nur höflichkeitshalber empfangen worden sei. Die Schicksale dieses Atchinesen waren wunderbare. Sein Vater hatte eine in Atchin gegen ungehorsame Kinder gewöhnliche Strafe über ihn verhängt; er wurde in einem Nachen ohne Ruder und ohne Lebensmittel in offener See ausgesetzt, und der Hungertod wäre sein Los gewesen, wenn ihn nicht ein vorbeifahrender französischer Kauffahrteikapitän aufgenommen hätte. Derselbe brachte den Knaben nach Frankreich und ließ ihn da erziehen; später kehrte dieser nach Atchin zurück und tauchte dann, wie schon gemeldet wurde, als Gesandter des Sultans in Paris wieder auf, von wo er damals auch, mit einem französischen Passe versehen, eine Reise durch Holland machte. Er ist von nun an die Seele der endlosen Kette von Intriguen und Machinationen der atchinesischen Regierung gegen Holland; seinem Hasse kam nur seine Energie gleich, mit der er diese tödlich gehaßten Fremdlinge verfolgte. Nachdem er auf der Ost- und Westküste Sumatras den Holländern rastlos entgegengearbeitet und verschiedene Radjas auf die Seite Atchins herübergezogen hatte, trat er als erster Minister und 1870 nach dem Tode des Sultans als Regent von Atchin auf. Hier herrschte aber eine beispiellose Anarchie, und hätte er auch den ernstlichen Willen gehabt, so wäre es ihm doch unmöglich gewesen, den Seeraub zu verhindern. Ein Kampong stand gegen den andern in Waffen, und von vielen Radjas an der Küste wurde das an der Westküste kreuzende holländische Kriegsschiff Marnix als willkommener Bundesgenosse begrüßt.

Nach dem durch van Swieten abgeschlossenen Vertrage hatte sich die Regierung verpflichtet, jedes Jahr ein Kriegsschiff nach Atchin zu senden, um das Freundschaftsbündniß zu erneuern und dem Sultan die üblichen Geschenke zu überbringen. Im Jahre 1870 kam der Djambi an, und die holländischen Abgesandten wurden in den Kraton, den Palast des Sultans, geführt. Der Brief des Generalgouverneurs wurde auf einem silbernen Teller überreicht, und während der Minister ihn las, wurden im Kraton 13 Kanonenschüsse gelöst, welche der Djambi sofort beantwortete. Die Antwort auf den Brief, welcher die schon oft vorgebrachten Klagen und Beschwerden erneuerte, wurde für später in Aussicht gestellt, und durch eine bewaffnete Volksmenge von 5—6000 Mann, die in lautloser Stille verharrte, kehrte die Gesandtschaft wieder auf den Djambi zurück. Zwei Jahre später, im Mai 1872, unternahm dasselbe Schiff eine zweite Reise nach Atchin, um zugleich an der Küste günstige Stellen zur Anlage von Leuchtthürmen aufzusuchen. Diesmal wurden die Offiziere aber nicht zur Audienz zugelassen; der erste Minister war, wie es hieß, abwesend; niemand durfte den an ihn gerichteten Brief öffnen, und unverrichteter Dinge mußte man umkehren. Man vernahm übrigens bei dieser Gelegenheit von einem Dolmetscher, daß der Sjahbandar von Atchin sich nach Penang geflüchtet habe, weil ihm der erste Minister nach dem Leben trachtete, und daß der Zustand der Regierungslosigkeit alle Bande der Ordnung aufgelöst habe.

Nunmehr beauftragte der Generalgouverneur den Residenten von Riouw mit einer Sendung nach Atchin, die dem Sultan zwei Monate vorher durch den Gouverneur der Westküste von Sumatra angekündigt war. In der Zwischenzeit kam der Sjahbandar von Penang nach Riouw, um sich unter den Schutz des Residenten zu stellen. Derselbe berichtete, daß in Atchin sich zwei Parteien um die Oberhand stritten: die eine, die atchinesische, der sich auch der Sultan angeschlossen, wäre der Regierung in Batavia gegenüber günstig gesinnt und sofort zu einem definitiven Frieden bereit; die andere dagegen, die arabische, an deren Spitze Habib Abdorrahman stehe, treibe absichtlich zu einem Bruche mit der indischen Regierung; ferner gab der Sjahbandar vor, vom Sultan beauftragt zu sein, einen neuen Tractat mit den Holländern abzuschließen; seine Creditive versprach er später vorzulegen, reiste dann nach Singapore ab, von wo aus er sich zu dem Sultan zu begeben versprach, um dann, mit einer förmlichen Vollmacht versehen, wieder nach Riouw zurückzukehren. In der That kam derselbe auch zurück und zwar in Begleitung von vier Großen des Reiches und mit einem Briefe des Sultans, in welchem letzterer den Residenten ersuchte, seinen Besuch noch einige Monate aufzuschieben, da er vor einem Monat dem Großherrn in Konstantinopel geschrieben habe, auf dessen Antwort er warte, um auch an den Generalgouverneur einen Brief abgehen lassen zu können. Zu diesen räthselhaften Vorgängen, die den Residenten von Riouw allein schon stutzig machen mußten, lieferte indessen der Sjahbandar in zuvorkommendster Weise einen erklärenden und alle Besorgnisse wegnehmenden Commentar. Als er nämlich nach Atchin zurückgekehrt sei, gab er vor, hätte sich hier das Gerücht verbreitet, er habe das Reich dem Residenten von Riouw überliefern wollen; und als die bevorstehende Ankunft dieses hohen Beamten bekannt wurde, habe die Nachricht auf die zwei feindlich einander gegenüberstehenden Parteien einen sehr verschiedenen Eindruck gemacht. Die arabische habe das Schreiben an den Sultan in Konstantinopel durchgesetzt, während die atchinesische darauf gedrungen habe, daß die Abreise des Residenten von Riouw nach Atchin noch verschoben werde. Diesen Aufschub erklärte der Sjahbandar selbst für höchst nothwendig, um Zeit zu gewinnen, damit sich noch verschiedene Districte an der Westküste der Sache der atchinesischen Partei gewinnen ließen, wodurch natürlich die arabische geschwächt würde und dann in ihrer Machtlosigkeit auch nicht mehr zu fürchten wäre.

Der Resident von Riouw nahm dies alles für baare Münze und beeilte sich, an den Generalgouverneur einen sehr günstigen Bericht über die Lage der Dinge in Atchin zu senden. Ersterer wurde darauf hin ermächtigt, den Sjahbandar mit den vier Reichsgroßen nach Atchin zurückkehren zu lassen und zugleich als Beweis der freundschaftlichen Intentionen der indischen Regierung eine dem Radja von Simpang abgenommene, von diesem zu Seeräubereien benutzte Kanonenschaluppe dem Sultan zu übergeben, ebenso den Besuch in Atchin selbst noch aufzuschieben, sodaß also die feinen atchinesischen Diplomaten alles erreicht hatten, was sie wollten. Selbst als man im Beginne des Jahres 1873 in Batavia die sichere Nachricht erhielt, daß ein Gesandter des Sultans nach Frankreich abgereist sei, um den Schutz Frankreichs gegen Holland anzurufen, glaubte man noch der Versicherung des Sjahbandar, der die Thatsache einfach leugnete und sie auf einen Misbrauch, den man mit dem königlichen Siegel getrieben haben müsse, zurückzuführen suchte. Am 25. Jan. 1873 segelte der Marnix mit den atchinesischen Gesandten von Riouw nach Singapore, wo sie einige Tage blieben, um von da nach Atchin zurückzukehren; auf dieser Reise legten sie jedoch an allen Häfen an, wo, wie sie sagten, noch Radjas wären, die noch besonders dazu aufgemuntert werden müßten, die guten Absichten des Sultans zu erkennen und zu unterstützen. Während dieser Besuche — an der Treue und Ehrlichkeit der Gesandten hatte man jetzt nicht den geringsten Zweifel mehr — empfing die indische Regierung von ihren Agenten in Singapore sehr ausführliche, und wie sich später

herausstellte, auch äußerst zuverlässige Berichte, daß dieselben Gesandten sich in Singapore an die Agenten fremder Mächte gewendet hätten, damit diese mit Atchin, das nach ihrem Vorgeben von Holland bedroht werde, Tractate abschließen sollten! Worüber man sich hierbei mehr wundern muß, über die beispiellose Leichtgläubigkeit des holländischen Bevollmächtigten, oder über die mit so vollendeter Meisterschaft gespielte Heuchlerrolle des Sjahbandar, dessen Flucht vor den Nachstellungen Habib's natürlich nur eine wohlberechnete Komödie war, ist zweifelhaft. Die Geduld der indischen Regierung war aber jetzt zu Ende.

In einer Sitzung der Zweiten Kammer der Generalstaaten gab der Colonialminister folgende Erklärung ab:

„Nach dem Inhalte dieser Berichte hat sowol die indische Regierung wie die königliche Regierung, welche auf telegraphischem Wege von dem Vorgefallenen Kenntniß erhielt, begriffen, daß sofort von Atchin Rechenschaft und Aufklärung über sein verrätherisches Verfahren gefordert und alles Mögliche gethan werden müsse, um fremde Einmischung in die Angelegenheiten Atchins zu verhindern, was die Regelung der Beziehungen zwischen den Niederlanden und diesem Staate nur erschweren würde.

„Demzufolge wurde der Vicepräsident des indischen Rathes als Regierungscommissar nach Atchin gesandt, um die nöthigen Aufklärungen zu erhalten und die Beziehungen zwischen Atchin und den Niederlanden auf den gehörigen Fuß zu bringen, damit fortan keine Schwierigkeiten mehr entstehen könnten und um sofort den Krieg zu erklären, wenn sich Atchin weigerte, genügende Aufklärungen oder die nothwendigen Garantien für ein gutes Einvernehmen mit Holland in Zukunft zu geben.

„Die Abreise des Regierungscommissars wurde im Hinblick auf die erwähnten Handlungen der atchinesischen Gesandten in Singapore soviel als möglich beschleunigt. Zugleich wurde eine beträchtliche Kriegsmacht zusammengezogen, um dem Regierungscommissar auf dem Fuße zu folgen. Damit wurde nicht bis zu der Kriegserklärung gewartet, einmal weil aus maritimen Gründen eine Expedition nicht später als gegen das Ende des Monats März abgesandt werden durfte, und dann, weil man hoffte, durch die Ankunft einer größern Kriegsmacht vor Atchin den Vorstellungen des Regierungscommissars größern Nachdruck zu verleihen und so noch zu einer friedlichen Beilegung der Sache zu gelangen. Bis zum letzten Augenblicke hat man in letztern Beziehungen Anstrengungen gemacht, und als Zweck der Expedition wurde denn auch in der Instruction des Oberbefehlshabers ausdrücklich bestimmt, «wenn in unverhoffter Weise die vom Regierungscommissar zu ergreifenden Mittel friedlicher Art ihren Zweck nicht erreichten, nöthigenfalls durch Waffengewalt die Regierung des Reiches Atchin zu zwingen, die vom Regierungscommissar gestellten Bedingungen zu erfüllen».

„Atchin hat sich aber geweigert, Aufklärungen zu geben, und darauf erfolgte am 26. März die Kriegserklärung.

„Indessen wurden nach Angabe der Berichte über die Handlungen der atchinesischen Gesandten in Singapore mit den betreffenden Mächten Noten gewechselt und hat die Regierung bei denselben die gewünschte Bereitwilligkeit und Mitwirkung gefunden."

Es wurde schon verschiedenemal hervorgehoben, daß Holland durch den Vertrag von 1824 seine Hände gebunden glaubte und aus diesem Grunde auch sich nie dazu entschließen konnte, energische Maßregeln gegen Atchin zu ergreifen. Wir sind überzeugt, daß ohne den Druck Englands, der hier offenbar auf die Actionsfreiheit der indischen Regierung ausgeübt wurde, letztere sich die fast beispiellos dastehende Häufung von Vertrags- und Wortbrüchen von Atchin nicht so lange und geduldig hätte gefallen lassen. Denn im Vertrage war die Unabhängigkeit und Souveränetät Atchins ausdrücklich bedungen, und England wußte so gut wie Holland, daß die Züchtigung eines Piratenstaates

mit dessen Annexion zusammenfällt und, soll erstere überhaupt nachhaltig sein, auch zusammenfallen muß. Trotz des besten Einvernehmens in Europa stehen sich England und Holland im Indischen Archipel als zwei rivalisirende Colonialmächte entgegen, und dieser Antagonismus in seiner nacktesten Gestalt ist bekanntlich in Sir Stamford Raffles Fleisch und Blut geworden. Hätte England in Ostindien nicht Rußland als den gefährlichern Rivalen mit Concentration aller seiner Kräfte zu bekämpfen, wäre ihm nach Norden zu der Rücken frei, so würde es, davon darf man überzeugt sein, dem Drange seiner Expansivkraft — und letztere ist ja von dem Begriff einer Colonialmacht unzertrennbar — nach Süden zu Luft machen. Im Jahre 1870, als Frankreich den Krieg erklärt hatte, ging man in Batavia mit großem Eifer an die Verbesserung der Vertheidigungsmittel, und dies sicherlich nicht, weil man etwa einen Besuch der deutschen Flotte gefürchtet hatte, sondern weil man eine allgemeine europäische Verwickelung, die damals bekanntlich nicht außerhalb des Bereiches der Möglichkeit gelegen hat, und deshalb fürchtete, daß England im Trüben fischen werde. Mit dem vollständigen Besitze Sumatras wäre der holländische Colonialbesitz gewissermaßen arrondirt gewesen; dies ließ aber die bekannte englische Handelseifersucht nicht zu, und da man wohl wußte, daß die Souveränetät eines Staates wie Atchin den Besitz Sumatras illusorisch machen würde, so ließ man recht absichtlich eine offene Wunde, an deren Heilung, wie man erwartete, Holland seine besten Kräfte setzen mußte. Was half es, wenn die Radjas an der West- und Ostküste die holländische Oberhoheit anerkannten, da dieselbe gewöhnlich nur so lange dauerte, als ein niederländisches Kriegsschiff in Sicht war, nach dessen Verschwinden atchinesische und englische Agenten den holländischen Einfluß sofort wieder aus dem Felde schlugen. Es gibt vielleicht wenige Beispiele in der Geschichte der Diplomatie, daß sich die Unterhändler des einen Theils in dieser Weise dupiren ließen, wie bei dem Vertrage von 1824 geschah, wogegen die fortgesetzte Unterlassungssünde der indischen Regierung, welche vor einer definitiven Auseinandersetzung mit Atchin instinctmäßig zurückscheute, kaum in Betracht kommen kann.

Endlich fielen die unwürdigen Fesseln, die man so lange getragen, und im Jahre 1871 kam zwischen Holland und England ein Vertrag zu Stande, nach welchem ersteres freie Hand auf Sumatra erhielt, indem der Vertrag von 1824 einfach als aufgehoben erklärt wurde, wogegen Holland an England seine Besitzungen an der Westküste Afrikas abtrat.

Als in Holland der Inhalt des Vertrages bekannt wurde, erhob sich in verschiedenen Kreisen ein energischer Widerspruch, dem man auch bald eine wohlgegliederte Organisation gab. Der Vertrag war unter dem dritten Ministerium Thorbecke zu Stande gekommen, als van Bosse an der Spitze des Colonialministeriums stand. War schon an und für sich jede von diesem Cabinet ausgehende Maßregel auf gesetzgeberischem oder administrativem Gebiet in den Augen der zahlreichen Gegner dieses Ministeriums eine Art von Verbrechen und Versündigung an dem Wohl des Vaterlandes, so gab der eben abgeschlossene Vertrag ihnen von selbst eine Waffe in die Hand, mit der sie das Ministerium und den größten Theil der hinter ihm stehenden liberalen Partei sehr energisch und zugleich auch mit der Aussicht auf einen sichern Erfolg bekämpfen konnten. Obwol man von der vollständigen Bedeutungslosigkeit des afrikanischen Colonialbesitzes, der überdies das Mutterland noch eine erkleckliche Summe kostete, ohne daß man von einem besonders blühenden afrikanischen Handel etwas vernommen hätte, genügend überzeugt war, so operirte man doch sehr geschickt, indem man die Angelegenheit auf das Gebiet internationaler Fragen hinüberspielte und namentlich den präjudiziellen Charakter einer freiwilligen Gebietsabtretung für ein Land wie Holland hervorhob, mit andern Worten, man ließ das Gespenst der Annexion wieder aufsteigen, und da es in gewissen Kreisen — die Blüte der holländischen Intelligenz repräsentiren sie allerdings nicht — ein politischer Glaubens-

satz ist, daß es Deutschland auf Holland, und besonders auf seine Colonien im Indischen Archipel abgesehen habe, so hatte man auch leichtes Spiel, um die öffentliche Meinung zu erregen und auf seine Seite zu bringen. Daß überdies für beide contrahirende Staaten aus der Durchführung des Vertrages Verwickelungen entstehen würden, wußte man mit mathematischer Sicherheit voraus; um England brauchte man sich in dieser Hinsicht weniger zu bekümmern, obwol später conservative Krokodilsthränen für die Opfer an Menschenleben im Aschantikriege, die natürlich dem ohnedies schon hoch angeschwollenen „liberalen" Schuldposten angerechnet wurden, in einer nicht gerade häufigen Anwandlung von philanthropischem Kosmopolitismus reichlich flossen. Anders verhielt es sich dagegen mit dem in sicherer Aussicht stehenden Conflict mit Atchin, der nicht nur Opfer an Menschen und Geld in Anspruch nahm, auf eine lange Reihe von Jahren die indischen Ueberschüsse vielleicht vollständig absorbirte, sondern im Falle des Mislingens dem holländischen Prestige einen schweren Schlag versetzen mußte. Alle diese Gesichtspunkte wurden in- und außerhalb der Zweiten Kammer der Generalstaaten in der breitesten, zuletzt ermüdendsten Weise besprochen und bewiesen. Es half aber nichts, der Vertrag wurde von der Zweiten und bald darauf auch von der Ersten Kammer angenommen, und man darf überzeugt sein, daß die Regierung selbst ein solches materielles Opfer nicht gebracht haben würde, wenn sie nicht gewußt hätte, daß es fortan mit den Opfern moralischer Art, die man bisjetzt der nationalen Würde und Ehre Atchin gegenüber hatte bringen müssen, ein für allemal vorbei sei.

Gegen das Ende des Jahres 1872 erschien ein „Offener Brief" an den König, in welchem, neben andern unpassenden Bemerkungen, Se. Majestät darauf aufmerksam gemacht wurde, daß der Generalgouverneur von Ostindien damit umgehe, dem Sultan von Atchin den Krieg zu erklären und dessen Land zu annectiren und, daß, wenn einmal im Laufe der Zeit ein anderer Staat — natürlich Preußen — das Recht des Stärkern auf Holland anwenden würde, man von Europa mit Recht im Stiche gelassen würde. Der Verfasser dieses „Offenen Briefes", der allen Grund zu einer erfolgreichen Injurienklage gegeben hätte, von der man aber mit Rücksicht auf die Person des Autors absah, war Douwes Dekker, mehr bekannt unter dem Schriftstellernamen Multatuli, ein geistreicher Schriftsteller, hauptsächlich in Holland bekannt durch seinen „Max Havelaar", in dem er die Mishandlung und Ausbeutung der javanischen Bevölkerung in farbenreicher Darstellung schilderte und zur Verbesserung des Loses der Eingeborenen den indirecten Anstoß gab, aber mit der unglücklichen Marotte behaftet, allein das Monopol der richtigen Würdigung und Kenntniß indischer Zustände zu besitzen, wobei er sich einer bisjetzt in Holland unerhörten, von den gehässigsten conservativen Journalen nicht erreichten heftigen Polemik bedient. Dieser Mann hatte die Losung gegeben, die Opposition stellte sich von nun an auf den Boden eines von ihr improvisirten internationalen Rechts und klagte die Regierung der Ungerechtigkeit gegen Atchin an. Wer die erregten Verhandlungen in der Zweiten Kammer vor und nach der Kriegserklärung oder den von Tag zu Tag gehässiger werdenden Ton der oppositionellen Presse näher verfolgt, kann sich eines Gefühls des Ekels über solchen Mangel an Takt und nationaler Würde nicht erwehren. Als Frankreich den Krieg an Deutschland erklärt hatte, legte der Patriotismus Thiers und den andern Mitgliedern der Opposition Schweigen auf; man begriff, daß man einen Vaterlandsverrath begehe, wenn man der Regierung innere Schwierigkeit bereite, statt sie in der Concentration aller Kräfte gegen den äußern Feind zu unterstützen. Anders dachte und handelte die Opposition in Holland; der Piratenstaat hatte seine getreuesten Alliirten in der holländischen Kammer und Presse; der Colonialminister Fransen van de Putte schleuderte einem der verbissensten Opponenten das Wort „unpatriotisch" ins Gesicht, und als die erste Expedition in bekannter Weise gescheitert war, konnte der Schmerz über die

erlittene Niederlage doch das befriedigte Gefühl, wir wollen nicht sagen der Schadenfreude, aber doch des Rechthabens nicht unterdrücken.

Man vergegenwärtige sich einmal die Situation Hollands im Indischen Archipel. Es ist noch niemand eingefallen, die dortigen internationalen Zustände, wenn von solchen überhaupt die Rede sein kann, mit den europäischen zu vergleichen und kurzweg den ganzen colonialen Besitz als einen Erwerb infolge unrechtmäßiger Handlungen und roher Brutalität darzustellen. Im Gegentheil, die Welt ist darüber einig, daß der culturhistorische Rechtstitel, den sich diese Völker im Laufe der Zeit erworben haben, das sogenannte Unrecht gegen die Eingeborenen mehr als reichlich vergütet und aufwiegt. Ohne Colonien, die nun einmal ohne Gewaltanwendung nicht gegründet werden konnten, wäre überhaupt die geschichtliche Entwickelung der Menschheit nicht gut zu denken. Ebenso klar ist es aber auch, daß die Thatsache einer solchen Occupation in einem fernen Landstriche nothwendig den Keim weiterer Verwickelungen mit den angrenzenden Stämmen und dadurch weitern Gebietszuwachs in sich trägt; Stillstand ist hier nicht nur Rückgang, sondern gleichbedeutend mit dem totalen Verlust der einmal eingenommenen Position. Als die Ostindische Compagnie Englands die erste Niederlassung im Osten gründete, that sie dies natürlich nicht in dem Bewußtsein, einmal ein Weltreich am Ufer des Ganges zu stiften; aber der Drang der Verhältnisse führte sie mit zwingender Nothwendigkeit auf der einmal eingeschlagenen Bahn der Eroberung vorwärts. Dasselbe wiederholt sich bei der Niederländisch-Ostindischen Compagnie: aus den Factoreien auf Java entwickelte sich die Herrschaft über den Indischen Archipel, und niemand wird sich auf den Standpunkt sittlicher Entrüstung stellen, wenn die Eroberer die Eingeborenen mit den Mitteln bekämpften, mit denen diese selbst ihnen entgegentraten. Bei Barbaren gilt bekanntlich Friedfertigkeit und Zufriedenheit mit dem erworbenen Länderbesitz für Schwäche; Verträge mit ihnen sind auf die Dauer nicht möglich, da sie doch nur gebrochen werden, und die einzige Logik, auf deren Boden man mit ihnen verhandeln kann, ist die Kraft des Schwertes. Man denke sich einmal den Fall, England oder Holland überlasse seine asiatischen Besitzungen sich selbst und gebe ihnen ihre natürliche Freiheit zurück: letztere werden nichts erreichen, als einen Wechsel in der Person des Gebieters, der dann auf seine Weise die Vormundschaft über eine unmündige Gesellschaft übernimmt und führt. Eine zweihundertfunfzigjährige Geschichte hat den niederländischen Colonialbesitz sanctionirt; das Eigenthumsrecht des Staates kann es daher nicht dulden, wenn ihm von einem unabhängigen Piratenstaat Schwierigkeiten bereitet werden, welche die materielle und sittliche Entwickelung seines Besitzes aufhalten.*) Daher war die Kriegserklärung an Atchin nicht nur ein Recht

*) Ich kann mir nicht versagen, bei dieser Gelegenheit auf einen den atchinesischen Krieg behandelnden Artikel in der „Revue des deux Mondes" (1. Jan. 1874) aufmerksam zu machen. Der Verfasser desselben, Albert Réville, der sich auch zu den hier entwickelten Ansichten bekennt, benutzt diese Gelegenheit, um Deutschland einen Seitenhieb zu geben, indem er meint, daß das Recht der Eroberung diesen asiatischen Völkern ebenso geläufig sei wie uns (d. h. den Franzosen und der übrigen civilisirten Welt) im Mittelalter und heute noch den Deutschen. Der Verfasser sagt aber dann wörtlich weiter: „Enfin tout le monde conviendra, que les peuples, comme les individus, qui se mettent volontairement hors du droit commun par une violation continuelle des lois élémentaires de la vie collective, les peuples qui érigent en système la perfidie, le brigandage, la piraterie, la violence sous toutes les formes, perdent par cela même tout recours au tribunal de l'opinion lorsqu'ils paient de leur indépendance des forfaits, qu'on ne peut reprimer qu'en les privant. Toutes ces considérations sont appliquables au peuple et aux souverains d'Atchin". Wenn wir statt des letztern Wortes France lesen, so glaube ich nicht, daß das Resultat eines geschichtlichen Entwickelungsprocesses, der sich mit der Zurücknahme von Elsaß und Lothringen abschloß, treffender, prägnanter und wahrheitsgetreuer ausgedrückt werden kann.

der indischen Regierung, sondern eine unabweisbare Pflicht gegen sich selbst, sowie auch gegen die Sicherheit des Handels und Verkehrs im Indischen Archipel, und wenn dieser Pflicht in nicht genügender Weise nachgekommen wurde, so tragen daran die bisher geschilderten Verhältnisse, nicht Gleichgültigkeit oder Mangel an nationalem Ehrgefühl, Schuld. Daß die Herrschaft über Sumatra so lange eine illusorische ist und bleibt, als Atchin seine Unabhängigkeit bewahrt, weiß der letzte Beamte der Regierung; der Haupteinwand gegen die Politik des Ministeriums, daß, während man an der afrikanischen Westküste freie Hand hatte, den Colonialbesitz nach Belieben einzuschränken oder auszubreiten, man nunmehr durch die Aufhebung des Vertrages von 1824 direct gezwungen sei, ohne Rücksicht auf das Bedürfniß und die vorhandenen Kräfte in Sumatra eine fortwährende Eroberungspolitik anzunehmen: dieser Vorwurf steht und fällt natürlich mit der Entscheidung der Frage, ob man Sumatra behalten oder auf dasselbe verzichten will. Letzteres wird aber wol auch nicht in den Intentionen der verbissensten Opponenten liegen; das Verhalten derselben bei der Abtretung der Goldküste läßt wenigstens das Gegentheil erwarten.

Dazu kommt aber noch ein anderer, viel schwerer ins Gewicht fallender Umstand. Oben wurde bemerkt, daß die atchinesischen Gesandten bei den Agenten anderer Mächte in Singapore Versuche gemacht, eine fremde Macht in den Streit zu verwickeln, und zwar in der Weise, daß Atchin einfach ihren Schutz gegen einen holländischen Angriff angerufen hätte. Dieses Moment durfte nicht zu leicht genommen werden. Von Frankreich, an das sich Atchin in der Folge wandte, hatte man damals nichts zu befürchten, aus dem einfachen Grunde, weil es in Indien keinen Krieg führen konnte; der kranke Mann in Konstantinopel hatte mit sich selbst genug zu thun; von Rußland war ebenfalls nichts zu hoffen, und so blieb schließlich nur Amerika übrig. Hier waren die Befürchtungen allerdings nicht unbegründet; der Wunsch der Vereinigten Staaten, im Indischen Archipel einen guten Stützpunkt zu erlangen, war bekannt, und wenn dieses Verlangen vorderhand auch nur ein platonisches war, so kannte man aus Erfahrung das mitunter rücksichtslose Vorgehen der diplomatischen Agenten und Consuln der Union, die in Singapore ein um so dankbareres Arbeitsfeld fanden, als sie hier den Sammelpunkt des mohammedanischen Fanatismus vor sich hatten, der gegen die Holländer trefflich verwerthet werden konnte. Von keiner Seite ist bisjetzt noch die Lust Amerikas, sich in die atchinesische Verwickelung zu mischen, geleugnet worden; die förmliche Hast, mit welcher der Krieg erklärt wurde, ohne weitere Versöhnungsversuche zu machen, wie doch bisher üblich gewesen war, steigert diese Vermuthung zur Gewißheit, und man kann den holländischen Agenten in Singapore das Verdienst nicht absprechen, ihrer Regierung in dieser kritischen Zeit ausgezeichnete Dienste geleistet zu haben. Ein indirecter Beweis für die Wahrscheinlichkeit amerikanischer Interventionsgelüste ist ein bald nach der Kriegserklärung im neuyorker „World“ erschienener Artikel, der von Gehässigkeiten aller Art gegen die indische Regierung förmlich strotzte. Die Opposition in der holländischen Kammer und Presse hat diesen Gesichtspunkt wohlweislich ignorirt, ja förmlich todtgeschwiegen; denn sobald einmal die Gewißheit einer drohenden auswärtigen Intervention feststand, mußten natürlich alle andern Bedenken schweigen; selbst wenn kein einziges Bataillon des indischen Heeres marschfertig gewesen wäre, wäre der Generalgouverneur verpflichtet gewesen, Atchin sofort den Krieg zu erklären. Die Sache ist bisjetzt noch in ein gewisses Dunkel gehüllt, die Zweite Kammer constituirte sich als Generalcomité, d. h. sie hielt eine geheime Sitzung, als der Colonialminister vor einigen Monaten wichtige Mittheilungen machte; aber so viel ist bisjetzt doch bekannt geworden, daß die Opposition sich infolge der Mittheilungen des Colonialministers sehr befriedigt zeigte, ja ein Mitglied derselben äußerte bald darauf laut in einer öffentlichen Sitzung, daß der Minister unter den gegebenen Umständen nicht anders habe handeln können.

Da der Sultan sich geweigert hatte, dem Regierungscommissar irgendwelche Erklärungen zu geben, so war der Krieg sofort erklärt worden (26. März). Nach einer kurzen Recognoscirung wurden die Truppen unter dem Feuer der Marineartillerie ausgeschifft und zwar einige Stunden westlich vom Kraton, dem befestigten Palaste des Sultans. Man sah sofort, daß die Atchinesen zu verzweifeltem Widerstande entschlossen waren; das coupirte, waldige und sumpfige Terrain bot den Expeditionstruppen ungeheuere Schwierigkeiten beim Vordringen auf die feindliche Hauptposition, obwol das Feuer der Kriegsschiffe alle unter seinem Bereich liegenden Befestigungen und Batterien der Atchinesen in sehr kurzer Zeit demolirte. Zuerst mußte ein Missigit, d. h. eine befestigte Moschee, eine Art Vorwerk des Kratons, genommen werden; die holländischen Granaten schossen denselben bald in Brand, und die Atchinesen wurden gezwungen, ihn zu verlassen, unterhielten aber von den benachbarten Waldstrecken wie vom Kraton selbst aus ein so nachhaltiges und heftiges Feuer auf die in denselben eingedrungenen Holländer, daß der commandirende General die Besatzungstruppen wieder zurückzog. Am 15., nachdem die militärische Action des fortwährenden Regens wegen einige Tage stillgestanden, wurde der Missigit im Sturme wieder genommen; aber beim weitern Vordringen stieß man auf überlegene Streitkräfte der Feinde, und der commandirende General selbst, der Generalmajor Köhler, fiel, von einer Kugel tödlich getroffen. Zum Unglück hatte der gefallene Oberbefehlshaber keinen seiner Offiziere mit den Details seines Angriffsplanes bekannt gemacht; man wußte nur so viel, daß der Kraton selbst am andern Tage angegriffen und genommen werden sollte; man stand also im gewissen Sinne rathlos da. Der neue Chef der Expedition, Oberst van Daalen, der eben aus Europa zurückgekehrt war und unmöglich im Besitze der nothwendigen Detailkenntnisse sein konnte, nahm den Plan Köhler's wieder auf und befahl die sofortige Bestürmung des Kratons. Derselbe war aber vollständig unsichtbar, von hohem Buschwerk umgeben und außerdem durch eine Vormauer und starke Palissaden befestigt. Die Truppen drangen vor, griffen mit Ungestüm an; eine Compagnie war sogar schon in den Kraton selbst eingedrungen, ohne es zu wissen, aber das furchtbare Feuer der Atchinesen und der Mangel an genügender schwerer Artillerie zwangen die Holländer zum Rückzuge. Die Kulis, welche die Sturmleitern nachtragen mußten, erfaßte, da auch sie sich plötzlich mitten im feindlichen Feuer befanden, ein panischer Schrecken; sie warfen dieselben weg und flohen in wilder Auflösung. Da sich auch der holländischen Truppen, welche übrigens mit außerordentlicher Bravour gefochten hatten, eine gewisse Entmuthigung zu bemächtigen schien, der Verlust an Todten und Verwundeten schon über 100 betrug und die Atchinesen eben eine Flankenbewegung zu machen versuchten, um die Verbindung der Truppen mit dem Meere und der Flotte abzuschneiden, so war van Daalen gezwungen, den Rückzug zu befehlen. Derselbe wurde denn auch am 17. in der besten Ordnung, ohne daß man von den Feinden irgendwie ernsthaft beunruhigt wurde, bewerkstelligt. An Bord des Kriegsdampfers Soerabaya wurde Kriegsrath gehalten und infolge dessen von der Regierung in Batavia auf telegraphischem Wege die Ermächtigung ersucht, die Expedition zu suspendiren und eine bessere Zeit zu ihrer Wiederaufnahme abzuwarten. Wie sich nachher herausstellte, hatten sich die angreifenden Truppen schon mitten in der feindlichen Hauptposition befunden, während sie noch mit einem Vorwerk des Kratons zu thun zu haben glaubten; hätte man mit Herbeiziehung der Reservebataillone noch eine kurze Zeit hier standgehalten, so wäre ohne Zweifel der Kraton schon damals in die Hände der Holländer gefallen.

Verschiedene Ursachen hatten zusammengewirkt, um der Expedition dieses unglückliche Los zu bereiten. In erster Linie hatte man, wie bisher bei allen gegen indische Fürsten unternommenen Kriegen, die feindlichen Streitkräfte zu gering geschätzt. Man wußte, daß

Atchin nur noch der Schatten seiner frühern Größe und Macht war, die Gesandtschaften, die den Sultan besucht, hatten die Mauern des Kratons halb zerfallen, die Kanonen ohne Laffetten und halb mit Erde bedeckt gefunden; man zählte außerdem auf die Spaltung der Parteien und auf die Indifferenz der Bevölkerung, ohne die Wirkungen des religiösen Fanatismus, der in der That die Bevölkerungen in den Kampf getrieben, gehörig in Anschlag zu bringen. Man hatte es deshalb für genügend gefunden, das Expeditionsheer zu einer Höhe von etwa 4000 Mann zu bringen, ungerechnet der Kulis; die Infanterie bestand aus 2800 Mann, darunter 1950 Mann Eingeborene, hauptsächlich Maduresen. Dazu kam noch ein Bataillon Marineinfanterie von 250 Mann, die Elitetruppen der indischen Armee, ferner eine Geniecompagnie von 120 Mann, eine halbe Escadron Cavalerie und endlich eine Batterie von acht Geschützen und zwei Mörsern, sodaß sich das ganze Expeditionscorps, etwa 1000 Kulis miteingerechnet, auf etwa 5000 Mann belief. Während des Transportes von Batavia nach der Küste von Atchin hatte die Cholera schon furchtbare Verheerungen angerichtet; es mußte ein besonderes Lazarethschiff in Dienst gestellt werden, und als van Daalen sich zum Rückzuge entschlossen hatte, betrug der Abgang an Verwundeten und Gestorbenen schon über 500.

Der Eindruck, den die Nachricht vom Mislingen der Expedition in Holland machte, war ein geradezu niederschmetternder, und man verhehlte sich auch keineswegs die mislichen Folgen, welche sich für das Ansehen des niederländischen Namens im Indischen Archipel überhaupt ergeben konnten. Man war zwar bei frühern Expeditionen mitunter auch mehr oder weniger unglücklich gewesen; Diepo Negoro hatte fünf Jahre lang auf Java selbst den holländischen Waffen Trotz geboten, und Bali konnte erst nach einer dreimaligen Expedition gezüchtigt werden; aber das Misgeschick in Atchin konnte deshalb schon von den verderblichsten Folgen begleitet sein, weil die indische Regierung hier einem unabhängigen Staate gegenüberstand, der überdies im Indischen Archipel als das letzte Bollwerk des Islam betrachtet wurde, das den tiefgehaßten Fremden gegenüber allein noch die Unabhängigkeit bewahrt hatte. Fanatisch-religiöser Zündstoff hatte sich in den letzten 15 Jahren im Archipel ohnedies genug angehäuft und nicht ohne Schuld der Regierung selbst. Jeder Gläubige muß bekanntlich einmal in seinem Leben das Grab des Propheten besuchen, und die Zurückgekommenen, welche dann Hadschis genannt werden, genießen beim Volke den Ruf einer gewissen Heiligkeit, stehen bei den Eingeborenen in großem Ansehen und üben auf sie auch einen fast unbeschränkten Einfluß aus. Da diese Hadschis den Religionshaß gegen die christlichen Beherrscher des Archipels systematisch nährten, so hatte man, um ihre Anzahl soviel als möglich einzuschränken, die weise Verordnung getroffen, daß nur solchen die Pilgerschaft nach Mekka erlaubt sein sollte, welche die nothwendigen Reisemittel vorzeigen konnten; diese Bestimmung wurde aber vom Generalgouverneur Dumayer van Twist aufgehoben, sodaß von nun an jeder Muselman nach Belieben eine Pilgerreise antreten durfte. Die Zahl der Hadschis wuchs daher auch in den folgenden Jahren in kolossalem Verhältniß; in Mekka selbst waren freilich die wenigsten gewesen; die meisten blieben in Singapore, warteten hier auf die Rückkehr der eigentlichen Mekkapilger und kehrten mit ihnen dann in ihre Wohnplätze zurück, wo sie sich ebenso wie diese des Ansehens und des Einflusses erfreuten, den der religiöse Nimbus bei den untern Volksklassen stets hervorruft. Man brauchte also nicht zu fragen, auf welcher Seite die Sympathien im Indischen Archipel eigentlich waren, und wenn diese sich bisjetzt nicht thatsächlich geäußert haben, so ist dies hauptsächlich der Energie der Beamten zu danken. Wenn man bedenkt, daß die 25 Mill. Einwohner von Java und den übrigen Inseln von kaum einer halben Million Europäern regiert werden, so kann man sich einen annähernden Begriff von der permanenten Gefahr machen, welche

die Anhäufung von Zündstoff von so gefährlicher Natur in seinem Schose birgt, aber auch von der unendlichen Ueberlegenheit der westlichen Cultur über asiatische Barbaren.

Wie nicht anders zu erwarten war, diente die Niederlage zu einem sehr wirksamen Agitationsmittel in Holland. Die conservative Presse führte jetzt das große Wort und der Zielpunkt aller ihrer von Tag zu Tag gehässiger werdenden Angriffe war der verhaßte Finanzminister Fransen van de Putte. Freilich hatte derselbe schon viel gethan, um den conservativen Zorn herauszufordern; er war die Seele der liberalen Reformbewegung auf colonialem Gebiet gewesen; er hatte hauptsächlich zum Zustandekommen des sogenannten agrarischen Gesetzes unter dem Colonialminister de Waal mitgewirkt; er war von jeher der Meinung gewesen, daß Indien einer bessern Zukunft entgegengehen müsse, wenn man die Eingeborenen menschlicher behandle, statt sie zu willenlosen Lastthieren auf den Regierungsplantagen zu machen; wenn man ferner wüst und brach liegendes Land urbar mache und fremdes Kapital und fremde Arbeit aus dem Mutterlande herbeiziehe, statt wie bisher Indien durch eine Chinesische Mauer abzuschließen — lauter Bestrebungen, die ihm eine Menge ehrender Beinamen, wie „indischer Radicaler", „slooper" (sinnloser Niederreißer) u. s. w., eintrugen. Man machte schließlich geradezu ihn für das Misgeschick in Atchin verantwortlich und bewies tagtäglich dem Volke die Nothwendigkeit, daß sich das Land, ehe es zu spät sei und der Abgrund alles verschlungen habe, einem conservativen Retter in die Arme werfe. Die Klerikalen, sonst die Gebieter der Conservativen, überließen letztern hier die Initiative, stimmten jedoch in alle Verwünschungen über liberale Wirthschaft vollkommen ein. Die Regierung ließ sich durch das wüste Geschrei nicht irremachen, verfolgte ruhig ihren Weg und es gelang auch bald, die erregten Wogen der öffentlichen Meinung zu besänftigen, welche die Sache mit ruhigem Urtheil zu betrachten anfing, obwol die conservative Presse sich alle Mühe gab, die Aufregung zu erhalten. Daß die Erklärungen des Colonialministers in der geheimen Sitzung der Zweiten Kammer die oppositionellen Abgeordneten in der Art zufrieden stellen konnten, daß man seit dieser Zeit von Angriffen von jener Seite, die nicht einmal zum Antrage eines Mistrauensvotums gegen den Minister zu schreiten wagte, nichts mehr vernahm, wurde schon erwähnt.

Die Wahl eines neuen Oberbefehlshabers fiel auf den schon mehrfach genannten General van Swieten, der im Haag seit einer Reihe von Jahren der wohlverdienten Ruhe genoß. Geboren 1808, trat er noch sehr jung in den colonialen Dienst, in welchem er auch von 1857—62 ununterbrochen thätig war. Bei den Expeditionen nach Bali und Boni auf Celebes hatte er sich hohe Verdienste erworben, ja bei der letztern eine von den holländischen Waffen erlittene Niederlage schnell wieder gut gemacht. Seinen Bemühungen als Gouverneur der Westküste von Sumatra, die atchinesische Frage zum Abschluß zu bringen, und seiner, wenigstens von einem momentanen Erfolge begleiteten Sendung nach Atchin haben wir schon gedacht und es war also nur natürlich, wenn die Regierung ihre Augen auf einen Mann richtete, der Atchin und die dortigen Verhältnisse, soweit dies überhaupt möglich war, aus eigener Anschauung kannte. Daß die öffentliche Meinung die Wahl der Regierung vollständig billigte, versteht sich nach dem Bisherigen von selbst. Es läßt sich leicht begreifen, daß man jetzt nicht wieder in den beim Anfang fast aller indischen Expeditionen stereotyp gewordenen Fehler verfiel und dem commandirenden General eine genügende Truppenmacht zur Verfügung stellte, um so mehr, da der Miserfolg der letztern Expedition hauptsächlich dem Mangel an genügenden Streitkräften zuzuschreiben war. Man schätzte die Streitmacht der Atchinesen annähernd auf etwa 20000 Mann, und man glaubte daher auf alle Fälle gedeckt zu sein, wenn man die Höhe des zweiten Expeditionsheeres auf 9500 Combattanten und

3000 Kulis brachte; die Infanterie zählte über 6000, die Genietruppen 600, die Artillerie 700 Mann mit etwa 75 Kanonen und einer Anzahl Geschütze kleinern Kalibers nebst zwei Mitrailleusen, wozu noch eine ganze Escadron Cavalerie kam; die Marine verfügte über 1300 Mann und 58 Geschütze.

Von den besten Wünschen des Volkes begleitet, reiste van Swieten ab, kam glücklich in Batavia an und übernahm sofort den Oberbefehl. Unter dem Schutze der Marineartillerie, welche die feindlichen Verschanzungen am Strande mit leichter Mühe demolirte, wurde die Landung der Truppen vom 6. bis 11. Dec. in der besten Ordnung bewerkstelligt. Man hatte dazu einen östlich vom Atchinflusse liegenden Punkt erwählt, was sich auch nachher als eine sehr zweckmäßige Maßregel herausstellte. Die Cholera und andere Krankheiten begannen aber jetzt schon unter den Truppen zahlreiche Opfer zu fordern und die fürchterliche Beri-berikrankheit, eine wissenschaftlich noch nicht ergründete Epidemie, welche bisjetzt nur bei den Eingeborenen gefunden wird und in der successiven Lähmung der Extremitäten besteht, wüthete besonders unter den Kulis.

Sofort nach seiner Ankunft wandte sich van Swieten in einer Proclamation an den Sultan von Atchin und an das Volk. Dem letztern sicherte er freie Ausübung der mohammedanischen Religion, Sicherheit seines Eigenthums und Freiheit des Handels zu; den erstern warnte er, den Einflüsterungen der arabischen Kriegspartei Gehör zu schenken, garantirte ihm, sofern er einen Tractat schließen wolle, der fortan die nöthigen Bürgschaften gewähre, die Integrität seines Gebietes; im Weigerungsfalle werde er Gewalt brauchen, „da er mehr Kanonen habe, als nöthig seien, um zehn Kratons zu vernichten“; ehe ein Tractat geschlossen, werde er Atchin nicht verlassen. Zugleich ermahnte er den Sultan, etwaige Gefangene menschlich zu behandeln, wogegen er versprach, auch den Atchinesen, die in seine Hände fielen, dieselbe Behandlung zutheil werden zu lassen. Ein Malaie, Wedikjo, erbot sich, den Brief dem Sultan zu überbringen; er ging, kehrte aber nicht mehr zurück; wie man später vernahm, wurde er von den Atchinesen ermordet, indem man ihm auf den Boden warf und in seinen Mund so lange Wasser goß, bis er erstickte. Den zwei andern Begleitern Wedikjo's gelang es, vor dem zu ihrer Hinrichtung bestimmten Tage zu entfliehen. Einen andern Beweis der rohesten Grausamkeit und des unversöhnlichsten Hasses erfuhr man kurz darauf: vier gefangene Atchinesen wurden vor van Swieten gebracht, er schenkte jedem derselben einen Reichsthaler und ließ sie dann frei zu den Ihrigen gehen. Als sie, hier angekommen, ihre Begegnung mit van Swieten erzählten, fuhr sie einer der Befehlshaber, Panglima Polim, nach Habib Abdorrahman der grimmigste Feind der Holländer, mit den Worten an: „Was, ihr standet vor dem feindlichen Oberbefehlshaber und habt nicht einmal den Versuch gewagt, ihn zu ermorden?“ Auf seinen Befehl wurden die Vier sofort enthauptet.

Nunmehr begannen die Operationen. Langsam und bedächtig, aber sicher, rückte van Swieten vor; da die Atchinesen ihren Feinden nie in offenem Felde entgegentraten, sondern in kleinen Guerrillabanden aus undurchdringlichem Dickicht und auf einem Boden, der für die Vordringenden mit Hindernissen aller Art wie besäet war, kämpften, so war natürlich die äußerste Behutsamkeit geboten. Die Atchinesen hielten aber diese Art der Kriegführung bald für Mangel an Muth; sie beunruhigten die Vorposten unausgesetzt; in einer Nacht gelang es ihnen, einen derselben zu überrumpeln und bis mitten ins holländische Lager vorzudringen, aus dem sie aber sofort mit großem Verluste zurückgeworfen wurden. Ehe man mit der Beschießung und Bestürmung des Kratons oder, wie er bei den Eingeborenen selbst heißt, des Kotta-Radja, selbst beginnen konnte, mußte der Missigit, d. h. eine befestigte Moschee, welche ein Vorwerk der Hauptfeste bildete, genommen werden. Am Morgen des 25. Dec. sollte eine größere Recognoscirung in südöstlicher Richtung vorgenommen werden, da sich hier nach der Aussage der eingeborenen

Führer eine größere waldfreie Fläche befinden sollte, von der aus man an den Kraton gelangen konnte. Kaum hatten sich die Truppen in Bewegung gesetzt, als die Atchinesen aus einer schnell aufgeworfenen Verschanzung ein heftiges Kanonen- und Gewehrfeuer eröffneten, das so gut unterhalten und eine so ausgedehnte Fronte entlang abgegeben wurde, daß bald zwei halbe Bataillone in ein heftiges Gefecht verwickelt wurden, das man nicht abbrechen konnte, ohne dem Feinde selbst die Meinung beizubringen, daß man eine Niederlage erlitten habe. Sofort wurde ein ganzes Bataillon herbeigezogen, das unter dem Generalmajor Verspyck, dem zweiten Oberbefehlshaber, der die Operationen beobachtete, in der Reserve aufgestellt war, und auch diese Truppen nebst einer Compagnie Artillerie und einer Geniecompagnie waren bald mitten im Feuer. Wie man nachher gewahr wurde, stand man vor einer ausgedehnten Linie mit Tranchéen, welche durch Brustwehren, die aus Erde aufgeworfen waren, und durch Versperrungen aller Art unzugänglich gemacht wurden. Bisjetzt war die Position der Atchinesen noch durch undurchdringliches Buschwerk dem Auge der Angreifenden vollständig verborgen. Der Oberst Wiggers van Kerchem, der das Gefecht leitete, rückte zuerst in östlicher Richtung vor, um dann dem Feinde in die rechte Flanke zu fallen; der Oberbefehlshaber ließ aber dieses Fortrücken in ein mehr südöstliches verändern. Wiggers fiel bald von einer Kugel getroffen und Verspyck übernahm nun die directe Leitung des Gefechtes. Das dritte Bataillon erreichte die nördliche Spitze der feindlichen Linie zuerst, wurde aber durch das mörderische Feuer des Feindes und die immer zahlreicher werdenden Versperrungen alsbald zum Stehen gebracht. Die Lage war für die holländischen Truppen eine äußerst kritische, die Zahl der Gefallenen und Verwundeten wuchs mit jedem Augenblick und die Dornsträucher machten das Vordringen fast unmöglich. Endlich gelang es dem Fähndrich von Bredow, durch die feindlichen Palissaden zu dringen; einige Kameraden folgten ihm, erstiegen trotz des feindlichen Feuers die Brustwehr und pflanzten die holländische Flagge im feindlichen Lager auf. Die übrigen Truppen folgten, stürmten nach, und bald verkündete das vom Musikcorps angestimmte Wilhelmuslied, daß der Missigit in holländischen Händen war. Der Widerstand war damit aber noch nicht gebrochen; erst nachdem die Atchinesen auch von dem äußersten linken Punkte vertrieben waren, war das Gefecht beendet. Die neuorganisirten Ambulancen hatten sich bei dieser ersten Gelegenheit aufs trefflichste bewährt: schon um 12 Uhr waren 126 Verwundete gut verbunden auf die Hospitalschiffe gebracht. Der Gesammtverlust der Holländer betrug 220 Todte und Verwundete.

Diesmal gelang es dem Feuer der Atchinesen aus dem Kraton nicht, wie das erste mal, die Holländer aus dem Missigit zu vertreiben; diese befestigten sich im Gegentheil hier, um eine feste Operationsbasis für den nunmehr bevorstehenden Sturm auf den Kraton zu haben. Indessen hatte van Swieten die Reserve, die er in Padang zurückgelassen hatte, entboten, da der wüthende Widerstand und die ungestüme Tapferkeit des Feindes zunächst an keine Beendigung des Krieges denken ließen. Die Vorpostenketten wurden indessen weiter vorgeschoben; man hatte vernommen, daß der Sultan, der sich im Kraton nicht mehr für sicher genug hielt, vielleicht auch um sich dem Druck der Habib'schen Partei zu entziehen, den Kraton verlassen und in das Innere des Landes sich geflüchtet habe. Das Feuer der Festung wurde in der That von Tag zu Tag schwächer. Am 24. Jan. erhielt man die Gewißheit vom Abzuge der Atchinesen, und die Holländer besetzten den Kotta-Radja sofort, der den Eintretenden ein unbeschriebliches Bild der Unordnung und Verwirrung darbot. Zwanzig Kanonen, von denen fast jede einem andern Modell angehörte, waren noch auf den Missigit gerichtet; etwa 30 andere standen zerstreut umher, darunter eine mit der Inschrift Jacobus rex, welche Jakob I. dem Sultan Iskander 1617 geschenkt hatte; außer einem dreiräderigen Vélocipède und einer Anzahl

Briefe, worunter einer von Louis Philipp vom Jahre 1843, fand man nichts weiter von irgendwelcher Bedeutung. Hatte man vorher die Stärke des Feindes an Artillerie überschätzt, so erstaunte man über die Art und Weise, wie die Atchinesen es verstanden hatten, den Kraton durch Trancheen, Laufgräben u. s. w. unzugänglich zu machen. Jedenfalls hätte derselbe noch lange gehalten werden können, eine Bestürmung hätte nur geringe Aussicht auf Erfolg gehabt und eine regelmäßige Belagerung, zu der sich van Swieten schon entschlossen hatte, würde lange Zeit und große Geduld beansprucht haben.

Die Flotte, welche seit dem Misglücken der ersten Expedition die atchinesische Küste blokirt und dadurch den Verkehr besonders mit Penang, gewissermaßen dem Markte Atchins, abgeschnitten hatte, war indessen auch nicht müßig gewesen und hatte Pedir, einen Vasallenstaat Atchins, dessen Radja der Schwiegervater des atchinesischen Sultans war und diesem sein gesammtes Kriegsvolk zugeführt hatte, gezüchtigt; verschiedene Ortschaften an der pedirischen Küste wurden bombardirt und es flog bei dieser Gelegenheit ein pedirisches Pulvermagazin in die Luft, wogegen ein Versuch der Marinetruppen, weiter in das Innere vorzudringen, der unüberwindlichen Terrainschwierigkeiten wegen aufgegeben werden mußte. In schneller Aufeinanderfolge erkannten nach dem Falle des Kratons die meisten Küstenstaaten die niederländische Oberhoheit an; am 31. Jan. 1874 hatte van Swieten an die Vasallenstaaten Atchins eine Proclamation erlassen, in welcher er bekannt machte, daß der Sultan von Atchin an der Cholera gestorben, der Kraton erobert und das Land durch das Recht des Sieges eine niederländische Besitzung geworden sei; sie wurden daher aufgefordert, schriftlich ihre Unterwerfung anzuzeigen, wogegen ihnen dann die Aufhebung der Blokade ihrer Küsten versprochen wurde. Drei Kriegsschiffe wurden mit der Verbreitung dieser Proclamation beauftragt; die Radjas, welche sich unterwarfen, sollten in ihrem Amte gelassen werden; nur mußten sie sich verpflichten, den König der Niederlande und dessen Stellvertreter, den Generalgouverneur, als obersten Herrn anzuerkennen, keine andere Flagge als die holländische zu führen, gerecht zu regieren, Sklavenhandel und Seeraub zu verhindern, Schiffbrüchigen Hülfe zu leisten, auf das Standrecht zu verzichten und endlich in keine Beziehungen zu fremden Mächten zu treten. Am 18. Febr. gingen die drei Kriegsdampfer ab und besuchten nacheinander die Ost-, Nord- und Westküsten von Sumatra. Ein Theil der Radjas unterwarf sich sofort, andere weigerten sich und viele baten um Gewährung einer Frist, um, wie sie sagten, sich mit andern Radjas ins Einvernehmen zu setzen; in Wahrheit aber wollten sie sich der Unterwerfung entziehen, weil sie nicht glauben konnten, daß sich die Holländer in Atchin bleibend festsetzen würden und nach dem Abzuge derselben die Rache Atchins befürchteten. Die Einnahme des Kratons hatte im ganzen Archipel einen unverkennbaren Eindruck gemacht und wurde auch überall als gleichbedeutend mit der Unterwerfung und Eroberung Atchins aufgenommen. Als aber die Ueberzeugung, daß die Besetzung des Kratons und des bisher eroberten Terrains eine bleibende sei, allgemeiner zu werden begann, boten verschiedene Radjas, welche die erste Aufforderung mit einer Weigerung beantwortet hatten, ihre Unterwerfung an und es wird seit dieser Zeit kein Bericht des Generalgouverneurs veröffentlicht, in welchem nicht die Unterwerfung des einen oder des andern Vasallenstaates von Atchin angezeigt wird.

Bisher war die indische Regierung von dem Gedanken ausgegangen, mit dem Sultan einen Tractat zu schließen und zwar in der Weise, daß derselbe ungestört im Besitz der Regierung blieb und nur die holländische Souveränetät anerkennen mußte. In diesem Sinne hatte sich auch früher Fransen van de Putte der Zweiten Kammer der Generalstaaten gegenüber ausgesprochen und die Möglichkeit einer Gebietsvermehrung zurückgewiesen. Nach der Einnahme des Kratons war man anderer Meinung geworden. In einem Telegramm an die Regierung im Haag sprach sich der Generalgouverneur sehr

entschieden gegen den Abschluß eines Tractats aus und drang darauf, Atchin unter eigene Verwaltung zu nehmen, d. h. dem Colonialbesitz direct einzuverleiben. Nach den bisherigen Erfahrungen mit ähnlichen Tractaten, die nie gehalten wurden, und nach der völkerrechtswidrigen Ermordung Wedikjo's war die Regierung auch vollständig in ihrem Rechte, und ein Telegramm des Colonialministers ermächtigte den Generalgouverneur, von der ursprünglichen Idee der Integrität Atchins abzugehen, im übrigen jedoch den Umständen gemäß, die er in der Nähe jedenfalls sicherer beurtheilen konnte, zu handeln. Darauf hin wurden die genannten drei Kriegsschiffe ausgesandt, um die Vasallenstaaten Atchins zur Unterwerfung zu bringen. Van Swieten hatte indessen schon am 25. Jan., also vier Tage nach Besetzung des Kratons, eine Proclamation an das atchinesische Volk erlassen, worin er dasselbe aufforderte, nunmehr, da der Kampf zu Gunsten der holländischen Waffen beendigt sei, die Waffen niederzulegen und zur häuslichen und bürgerlichen Arbeit zurückzukehren. Zugleich wurde in der Nähe des Kratons ein Markt errichtet, und die befreundeten Stammeshäupter wurden ersucht, das Volk dahin zu senden, um seine Erzeugnisse und Waaren zu verkaufen. Aus verschiedenen Mukims kamen bald Anzeigen der Unterwerfung; andere einflußreiche Häupter versicherten ihre Bereitwilligkeit dazu, wenn ihnen nicht die Furcht vor atchinesischer Rache die Nothwendigkeit eines vorsichtigen und zurückhaltenden Benehmens auferlegte. Im Innern des Landes organisirten indessen Panglima Polim und der einflußreiche Iman Longbattah die Fortsetzung des Widerstandes; neue Befestigungen und Verschanzungen wurden angelegt, um dem weitern Vordringen der Holländer Einhalt zu thun. Dies lag aber gar nicht im Plane van Swieten's; das Princip seiner Kriegführung bestand in der Befestigung der eingenommenen Position, von der aus man alle Angriffsversuche erfolgreich zurückweisen konnte, und namentlich in der vollständigen militärischen Beherrschung des Atchinflusses. Weitere Expeditionen ins Innere hätten, auch wenn sie vom besten Erfolge begleitet gewesen wären, sich doch als zwecklos erwiesen, da man unmöglich daran denken konnte, jeden genommenen Kampong mit einer genügenden Truppenmacht zu besetzen und so die Kräfte zu zersplittern. Die Folge hat schon gezeigt, daß diese Taktik unter den gegebenen Umständen die zweckmäßigste war. Die Bevölkerung selbst muß nach menschlicher Berechnung des Krieges doch endlich müde werden, der religiöse Fanatismus wird auf die Dauer seine Dienste ebenfalls versagen, und die Handhabung der Blokade beraubt das Land seiner besten und fast einzigen Einnahmequelle, des Pfefferhandels mit Penang. Sowie die Eingeborenen die feste Ueberzeugung gewonnen, daß sich die Holländer in ihrem Lande definitiv festgesetzt haben und daß die ihnen von ihren Häuptern stets vorgespiegelte auswärtige Hülfe ausbleibt, ist an der vollständigen Unterwerfung nicht im geringsten zu zweifeln.

Schon Mitte März hatte van Swieten, nachdem er noch einige Angriffe auf seine befestigte Stellung abgewiesen hatte, der indischen Regierung zu erkennen gegeben, daß er mit der Besetzung des Kraton seine Aufgabe als Oberbefehlshaber der zweiten Expedition für gelöst ansehe, und er stellte dem Generalgouverneur demzufolge vor, den Obersten Pel mit einer genügenden militärischen Macht zurückzulassen, selbst aber mit dem Gros des Heeres nach Batavia zurückzukehren. So geschah es auch. Am 25. und 26. April schiffte sich van Swieten nach Java ein, und 2800 Mann unter dem Befehl des Obersten Pel bildeten nunmehr die atchinesische Besatzung, die stark genug ist, um die eingenommenen Positionen und den Verkehr mit dem Meere zu behaupten. Erfolglose atchinesische Angriffe wiederholten sich auch hier, ohne in die Stellung der beiden Kämpfenden irgendwelche Veränderung zu bringen.

Selbstverständlich hatte man zu Hause in Holland die Einnahme des Kratons mit Ge-

nugthuung vernommen, und die pessimistische Stimmung, der man sich besonders auf die Nachricht, daß die Reserve von Padang entboten war, hingegeben hatte, machte einer freudigen und gehobenen Platz; bei dem Bewußtsein, daß das durch die mislungene erste Expedition einigermaßen erschütterte Prestige wiederhergestellt sei, athmete man wieder freier auf. Eine Glückwunschadresse um die andere, meistens auf telegraphischem Wege, ging an van Swieten ab, der so recht der Held des Tages wurde. Wie nicht anders zu erwarten war, brachten die conservativen Organe den ersten Mißton in die patriotisch gehobene Stimmung. Da die Thatsache der Besetzung des Kratons nicht umgestoßen werden konnte, so legte man sich darauf, die Bedeutung desselben herabzusetzen, ja man prophezeite, daß der Krieg nun erst recht beginnen werde, und um wenigstens den Schein des Patriotismus zu retten, stellte man immer wieder das Andenken der Gefallenen und Verwundeten in den Vordergrund und erklärte die äußern Kundgebungen der Freude für unstatthaft. Der „Uilenspiegel", eine Art holländischer „Kladderadatsch", meldete deshalb auch, daß die Nachricht von der Einnahme des Kratons im Redactionsbureau des conservativen Hauptorgans große Bestürzung und Sensation erregt habe. Die Ausfälle auf das „Atchincabinet" nahmen einen in der Journalistik beinahe unerhörten Ton an; man legte die genaueste Berechnung der finanziellen Opfer, die der Krieg bisjetzt gekostet und fernerhin noch kosten würde, vor und demonstrirte Tag für Tag in allen möglichen Variationen an Atchin, als an einem schlagenden Beispiel, die heillosen Folgen der „radicalen" Colonialpolitik. Man blieb aber nicht bei Allgemeinheiten stehen. Bekanntlich wurde das zeitungslesende Publikum in Europa durch „Reuter's Office" mit den Vorgängen in Atchin bekannt gemacht; diese Telegramme waren aus Penang datirt und erschienen regelmäßig einige Tage früher als die Bulletins der Regierung, welche keine directe Verbindung zwischen Batavia und Atchin hatte. Diese Reuter'schen Telegramme waren in einem der indischen Regierung sehr feindlichen Tone redigirt, was sich leicht begreifen läßt, wenn man bedenkt, daß Penang seine Haupteinkommensquelle im Pfefferhandel mit Atchin findet, dem es dafür hauptsächlich Waffen lieferte. Der Pfefferhandel lag aber infolge der Blokade vollständig danieder, und ein etwaiger Sieg der holländischen Waffen mußte in Penang schon deshalb mit nicht günstigen Augen betrachtet werden, weil in diesem Falle die holländische Regierung den Pfefferhandel natürlich dann selbst ausbeuten würde. Von diesen penangischen Depeschen machte nun die oppositionelle Presse den ausgiebigsten Gebrauch und rectificirte mit ihnen die Bulletins van Swieten's. Wenn z. B. der Generalgouverneur berichtet, daß wieder ein Mukim Zeichen der Annäherung gebe, so interpretirt das „Dagblad" dies dahin, daß sich der Kreis der feindlichen Massen immer näher und dichter um den Kraton zusammenschließe, aus dem die Belagerten nicht heraussehen könnten, ohne von den Atchinesen beunruhigt zu werden. Die Schuld an der unfreundlichen Stimmung, welche während der beiden Expeditionen besonders in Hinterasien gegen Holland herrschte, kommt hauptsächlich auf Rechnung des unpatriotischen Gebarens der holländischen Opposition. Die Zuschrift eines in Nangasaki wohnenden Holländers an die „Nieuwe Rotterdamsche Courant" constatirte in gerechter Entrüstung diese Thatsache.

Man darf sich nicht wundern, wenn solche Gehässigkeiten, eben weil sie Tag für Tag aufgetischt wurden, schließlich auch in Kreisen Glauben und Anklang fanden, die sich sonst gegen jede Solidarität mit der conservativen oppositionellen Presse ernstlich verwahrt hätten. Man konnte jetzt beruhigt einen Schritt weiter gehen und die Maßregeln der Regierung einer detaillirten Kritik unterwerfen. Einzig vom momentanen Erfolge ausgehend, richtete man seine Angriffe jetzt gegen van Swieten selbst, nannte seine Taktik eine verfehlte, rügte den Misgriff und den Eigensinn der Regierung, die gerade ihn, der durch längere Abwesenheit sich unmöglich mit den Zuständen im Archipel auf dem

Laufenden hatte halten können, an die Spitze der zweiten Expedition gestellt, während man den tüchtigsten General der indischen Armee, den Abgott der Soldaten, den Generalmajor Verspyck, in kränkender Weise hintangesetzt habe. Es ist allerdings Thatsache, daß der letztere von der öffentlichen Meinung in Indien zum Oberbefehlshaber der zweiten Expedition designirt war, und auch der Generalgouverneur scheint dazu im Haag gerathen zu haben; Verspyck hatte auch sofort nach der Ernennung van Swieten's um seine Entlassung gebeten, sich aber auf Zureden des Generalgouverneurs bestimmen lassen, die zweite Expedition als Unterbefehlshaber mitzumachen, aber alsbald nach der Beendigung derselben seinen Abschied genommen. Der General war Ende Juli im Haag angekommen, und wenn die Ovation, die man auf conservativer Seite für ihn organisiren wollte, mislang (kurz zuvor hatte man in der Zweiten Kammer von derselben Seite den Versuch gemacht, dem General Verspyck den Dank der Kammer für seine Verdienste auszusprechen, ohne natürlich des Generals van Swieten mit Einem Worte zu erwähnen), so lag dies nicht am Mangel an Eifer und gutem Willen, sondern an dem Takte Verspyck's selbst, welcher der Ovation einfach aus dem Wege ging und sich als Ehrenmann zeigte. Der Curiosität halber mag hier auch der Opposition der kirchlich-protestantischen Partei, der sogenannten Antirevolutionäre, gedacht werden, deren Beschwerdepunkt gegen van Swieten hauptsächlich der war, daß er in einer Proclamation an die Atchinesen den Propheten als Gewährsmann citirt hatte.

In Indien selbst war die oppositionelle Presse indessen noch viel maßloser und unverschämter aufgetreten. Schon vor dem Beginn der zweiten Expedition hatte sich der Generalgouverneur veranlaßt gesehen, den Redacteur der samaranger Zeitung wegen seiner Angriffe auf die Regierung auszuweisen, dagegen ließ er sich die cynischen Angriffe des „Javabode" ruhig gefallen. Derselbe nannte van Swieten, weil er von Atchin zurückgekehrt war, ohne, wie er in seiner Proclamation verkündet, einen Tractat geschlossen zu haben, den „holländischen Ducrot". Ueberhaupt zeigten sich sehr beunruhigende Symptome eines Geistes, der gewisse Kreise der europäischen Bevölkerung und selbst das Heer in Indien beherrschte: ein Hauptmann der Artillerie weigerte sich in sehr ostensibler Weise, dem Generalgouverneur die Hand zu geben, und wenn der letztere in einem seiner Berichte an die Regierung das schmerzliche Geständniß macht, daß es jetzt mehr als je an einem Dandels in Indien fehle, so hat er sich damit selbst das Zeugniß einer gerade in den jetzigen Umständen unverzeihlichen Schwäche ausgestellt.

Das Cabinet Fransen van de Putte ist indessen abgetreten, aber durchaus nicht infolge der atchinesischen Frage, welche mit der letzten Ministerkrisis überhaupt nichts zu thun hat; die conservative Partei hat ihren Willen durchgesetzt, und ein Ministerium aus ihrer Mitte tritt an die Spitze der Geschäfte. Das Colonialministerium wird in der nächsten Zeit ein Mann verwalten, der noch nicht in Indien gewesen ist, die gewöhnliche Laufbahn im Colonialdienst also nicht durchgemacht hat. Schon aus diesem Grunde darf mit Recht bezweifelt werden, ob er der Mann sein wird, der mit energischer Hand, unbekümmert um das Treiben von Cliquen und Parteien, den werthvollen ostindischen Colonialbesitz einer bessern Zukunft entgegenführt. Es wird nicht ausbleiben, daß die conservativen Organe von der „atchinesischen Erbschaft" sprechen werden, um die Schuld an einem etwaigen ungünstigen Laufe der Ereignisse dem vorigen Ministerium aufzubürden. Die Hauptschwierigkeiten in der atchinesischen Frage sind aber jedenfalls überwunden; die vollständige Unterwerfung und Einverleibung Atchins ist nur eine Frage der Zeit, und wie so oft im politischen Leben eines Volkes wird wol auch hier diejenige Partei die Ehre des Erfolges für sich in Anspruch nehmen, welche ursprünglich alles Erdenkliche gethan hat, um ihn unmöglich zu machen.

Oesterreich seit dem Sturze Hohenwart's.

Von
Walter Rogge.

II.

Der Fall Lonyay's.

Bei den böhmischen Landtagswahlen, welche die Erbschaft Potocki's, die vor anderthalb Jahren eröffnete verfassungsfeindliche Repräsentanz in Prag, aus dem Wege räumen sollten, hatte das Ministerium Auersperg die Feuerprobe zu bestehen. Graf Leo Thun hatte ja recht mit seiner Behauptung: „ein verfassungstreuer Reichsrath und ein föderalistischer Landtag in Böhmen könne unmöglich auf die Dauer nebeneinander existiren.“ Es kam also nur darauf an, den zweiten Theil seines Satzes zu widerlegen: „Einen verfassungstreuen Landtag bringt in Prag aber alle Macht der Erde nicht mehr zusammen.“ Die Wahlagitation in Böhmen nahm daher auch unerhörte Dimensionen an und von beiden Seiten wurden völlig neue Mittel ins Treffen geführt. Indem aber hierbei die czechisch-feudale Demagogie den Bogen bis zum Zerspringen anspannte, erleichterte sie zugleich dem Statthalter und der Regierung die Pacificirung des Königreiches. Da sich niemand mehr verhehlen konnte, daß das vollständige Chaos der Anarchie in schnellem Anzuge war, ließ man denn von maßgebender Seite die Männer ruhig und ungestört gewähren, welche die Czechen zunächst einmal aus ihrer vollständigen Verwahrlosung aufzurütteln und dieser fratzenhaft-turbulenten Opposition zu zeigen hatten, daß eine Staatsautorität doch noch vorhanden sei. Die Hebel, welche das Ministerium zu diesem Behufe anwendete, waren freilich zum Theil auch recht bedenklicher Art. So ward im Februar, gleichzeitig als Glaser das Gesetz über ort- und zeitweise Suspendirung der Jury einbrachte, auch von Wien aus mit Zustimmung des prager Oberlandesgerichtes die deutsche Jury in Eger für die Czechenblätter in Prag delegirt. Wohl mußte man dem Justizminister zustimmen: „von dem Augenblick an, da die Ueberzeugung sich Bahn bricht, daß die Jury von politischen Motiven geleitet wird und der Geschworene sich berufen fühlt, seinen politischen, confessionellen, nationalen Ueberzeugungen Ausdruck zu geben; wenn somit der Wahn sich Bahn bricht, daß er ein Verräther an dieser Ueberzeugung wird, falls er nicht für unwahr erklärt, was er als wahr erkannt — dann treten Zustände ein, die nur dahin führen können, daß das Gesetz durch die Geschworenengerichte niedergebracht wird. Pflicht der Regierung ist es, jene Umstände zu erwägen, welche den Fortbestand der Jury unmöglich machen: um die Institutionen zu retten, müssen jene Momente unterbunden werden, die den Terrorismus erzeugen.“ Allein das Odium des Decrets erwies sich viel größer als sein Nutzen: nicht nur die prager Advocatenkammer protestirte da-

gegen, auch die deutschen Geschworenen traten aus begreiflichen und achtungswerthen Gewissensscrupeln erst recht schonend auf in ihren Verdicten. Die Hauptaufgabe fiel demnach Baron Koller zu, der sie auch mit seiner Administration glänzend durchführte, indem er in ruhiger, aber fester Weise das Gesetz wieder zu Ansehen und Ehren brachte. Hierin fand er denn allerdings von Wien aus die nöthige Unterstützung und gerade in den Excessen der Wahlperiode die stärksten Hebel, sich den Beifall aller Redlichen bei seinen Bestrebungen zu sichern.

Gleich nach Auflösung des feudal-nationalen Landtages am 13. März begann in ganz Böhmen eine Bewegung, von der eine sehr hochstehende, in Prag residirende Person sagte: „Mit solchen Mitteln operirt keine Opposition mehr, sondern nur noch die Revolution." Während Skreischowski und Oliva im Namen der Altczechen nach Agram reisten, angeblich um dort Geschäfte für die neugegründete Zivnostenska Banka zu machen, knüpften die Feudalen Verbindungen mit Kossuth in Turin an. Daß die Führer der Altczechen mit den kroatischen Malcontenten conspirirten, leuchtete jedem ein, der sich des, noch kein Semester alten Aufstandes von Rakowika erinnerte. Die Tendenzen des „historischen" Adels wiederum traten klar hervor, als sein Organ wörtlich aussprach: „Es sei höchste Zeit, daß Kossuth zurückkehre in sein Vaterland, das von den Deákisten arg bedroht sei." Die Herren hofften damit einen Druck auf Andrássy auszuüben, dem sie gleichzeitig durch andere Mittelsmänner die Hand zur Versöhnung bieten ließen, wenn er ihnen nur diesseit der Leitha freies Spiel geben wolle. Auch hing der Feudaladel die kaiserlichen Rescripte aus Hohenwart's Regiment, deren Verkauf „auf weichem Octavpapier in Packeten zu 5 Kr." er früher schmunzelnd begünstigt, jetzt wieder förmlich unter Glas und Rahmen in den Schloßkapellen auf. Die Consequenzen ließen nicht auf sich warten. Die altczechische „Politik" hetzte die Bevölkerung ganz offen zur Plünderung des Schlosses, welches dem bekannten verfassungstreuen Baron Korb-Weidenhein gehört; die karolinenthaler Fabrikarbeiter beglückwünschten Garibaldi zu seinem Namenstage — warum auch nicht? da die Cavaliere, „welche die Verfassung dem Throne zunächst hat geboren werden lassen", mit Kossuth fraternisirten; und die jungczechischen „Narodni Listy" mußten confiscirt werden, weil sie förmlich Proscriptionslisten aller verfassungstreuen Großgrundbesitzer veröffentlichten. Leicht war Koller's Aufgabe inmitten dieses Tohu-Wabohu nicht: denn aus Potocki's und Hohenwart's Tagen her war er von einer Bureaukratie umgeben, die des endlichen Triumphes der Czechen so gewiß war, daß sie viel aufmerksamer nach den Weisungen aus Skrejschowski's Redactionszimmer, als nach den Befehlen aus dem Statthaltereipalais auf der Kleinseite hinhorchte. Der Verrath amtlicher Telegramme war längst zur süßen Gewohnheit des Daseins geworden; jetzt aber ward auch der Diebstahl amtlicher Actenstücke en gros betrieben. „Auf geradezu unerhörte Weise" wurde, wie das amtliche „Prager Abendblatt" sich ausdrückte, Mitte März in Prag von dem Ambulancewagen, während er seinen Weg von der Kleinseite über die Dominicanergasse nach der Hauptpost zur Ablieferung der Sammelkasten zurücklegte, das Packet von der Kleinseite mit dem amtlichen Briefbeutel nach Wien gestohlen. Dasselbe enthielt kein Geld, sondern nur officielle Documente. Daß es auch nur auf diese letztern abgesehen gewesen, zeigte sich deutlich, als man tags darauf den Postbeutel mit allen Privatbriefen im Straßenschmuz bei dem Belvedere liegen fand. Nicht minder klar trat aber hervor, daß ein Postbeamter seine Hand dabei im Spiele gehabt haben mußte, der genau wußte, wo die gesuchten Schriften zu finden waren. Zur nämlichen Zeit wurde auch das amtliche Postpacket von Neu-Bistritz nach Prag unterwegs geraubt, als der Kutscher in eine Schenke eingekehrt war. Durch Versetzung eines halben hundert wiener Postbeamten nach Böhmen ward dem Unfug ein Ende gemacht. Nicht minder schneidig griff Koller durch, indem er am 22. März den Wahl-

aufruf der feudalen Großgrundbesitzer einfach confisciren ließ, der allerdings mit seltener Unverschämtheit die Sachlage so darstellte, als wäre der Kaiser mit der Opposition ganz einverstanden und spielte mit ihr unter Einer Decke, um gelegentlich der Neuwahlen das Ministerium Auersperg los zu werden. „Es muß sich jetzt zeigen", hieß es in dem Schriftstücke, „ob es der liberal-centralistischen Partei gelingen soll, jene staatsrechtliche Existenz des Königreiches Böhmen, die Se. Majestät feierlich anerkannt, neuerdings zu verleugnen; ob es ihr gelingen soll, mit Umgehung der berechtigten Vertretung und, unter Verletzung der durch das Octoberdiplom verbrieften Rechte, ein Parlament zu schaffen für das cisleithanische Staatsgebilde und so jene Zweitheilung, die ebenso sehr die Rechte und die Individualität der Königreiche und Länder aufhebt als die Einheit Oesterreichs zerreißt und seine Zukunft gefährdet, zu ihren äußersten Consequenzen zu treiben; ob es ihr noch einmal gelingen soll, sich zwischen das Volk und den König zu drängen und den Weg zum Ausgleiche der staatsrechtlichen Wirren zu verlegen. . . . Zweimal hat bereits die conservative Partei in dem Wahlkampfe das Feld behauptet und Zeugniß abgelegt, daß der Großgrundbesitz von Böhmen die heiligen Rechte des Landes zu wahren entschlossen ist. Nun sollen wir nochmals die Probe bestehen. Unser König ruft uns auf, noch einmal Zeugniß zu geben von der Tiefe und Standhaftigkeit unserer Ueberzeugung."

Uebrigens zeigte schon dieser Aufruf, daß die Feudalen Compaß und Halt verloren. In ihrer Wuth über die erlittene Niederlage fingen sie an, blindlings um sich zu schlagen, ohne zu bedenken, wohin ihre Ungeberdigkeit führe. Selbst in den Fundamentalartikeln war ja noch der ungarische Ausgleich anerkannt; in dem Wahlaufrufe dagegen ward, nach den vergeblichen Annäherungs- wie Einschüchterungsversuchen bezüglich Andrássy's, dem Dualismus direct der Krieg erklärt und der föderalistische Fehdehandschuh auch Ungarn hingeworfen. Noch viel sinnloser war vollends der Feldzug, den der „historische Adel" jetzt gegen die Weltausstellung eröffnete, da er doch wissen mußte, wie sehr dies Project gerade dem Kaiser persönlich am Herzen lag. Gleich in der ersten Sitzung der Weltausstellungscommission versuchten Fürst Karl Schwarzenberg und Graf Clam-Martinic einen kleinen Skandal in Scene zu setzen, weil „der heiligen Wenzelskrone" nicht der gehörige Respect bewiesen sei. Das enfant terrible, Fürst Lobkowitz, der Ex-Oberstlandmarschall von Hohenwart's Gnaden, hatte gar dem Minister Banhans angezeigt, daß es unter seiner Magnatenwürde sei, an einer Commission theilzunehmen, in der für gewöhnlich in Abwesenheit des Erzherzogs Rainer ein plebejischer Handelskammerpräsident als Vicepräsident den Vorsitz führen werde. Da Banhans so schwach war, diese Unart mit einem höflichen Briefe zu beantworten, ging der „autochthone" Adel einen Schritt weiter. Den eigentlichen Herd der feudalen Agitation bildete schon seit einiger Zeit die Patriotisch-Oekonomische Gesellschaft, welche ihren angeblichen Zweck längst völlig aus den Augen gesetzt hatte und zum bloßen Hebel für die politisch-nationalen Kastenzwecke der Junkerfraction herabgesunken war, nachdem man die deutschen Gutsbesitzer aus dem Verein hinausgedrängt hatte. Eben erst hatte die Gesellschaft z. B. sieben Urczechen als Wanderlehrer in die rein deutschen Districte, wie nach Kaden, entsendet und jedem derselben aus den, dem Vereine angewiesenen Staatsmitteln ein Jahresgehalt von 1800 Fl. votirt. Dieser Verein nun zwang seinen Vicepräsidenten, den Domänenrath Komers, eine landwirthschaftliche Capacität ersten Ranges, zum Rücktritt, weil er die Berufung in die Weltausstellungscommission nicht ablehnte. Damit nicht genug, stellte Fürst Schwarzenberg am 17. März in der Patriotisch-Oekonomischen Gesellschaft den Antrag, die Weltausstellung nicht zu beschicken, und motivirte denselben mit den Worten: „Wir sollen ihnen ihr Cisleithanien zieren, für sie das Flitterwerk abgeben; aber solange man mich nicht als Präsident absetzt, solange Sie, meine Herren, mich nicht absetzen, werde ich dagegen handeln. Das ist meine Pflicht, und wir haben das

Recht zu unserer Forderung, denn wir müssen es gut bezahlen! Die Fehler und Mängel der Regierung sollen wir verdecken; wir dürfen uns nicht als czechische Landwirthe präsentiren, sondern müssen fremder Nacktheit als Mantel dienen." Als hierauf der Regierungscommissar Statthaltereirath von Abda erklärte, gehen zu müssen, wenn man einen solchen Ton anschlage, johlten die vornehmen Herren ihn förmlich mit „To je dobre! Vyborne!" („Das ist recht, Bravo!") zum Saal hinaus. Graf Harrach, Trojan und andere aber fuhren fort: „Wenn wir selbständig ausstellen, wird man erst sehen, wie armselig das übrige Cisleithanien ist; darum wehren wir uns mit Zähnen und Nägeln; entweder wir stellen selbständig aus oder gar nicht!" Genau dieselbe Forderung und derselbe patzige Uebermuth machte sich zwei Tage darauf in der Versammlung der österreichisch-ungarischen Zuckerindustriellen breit. Auch hier erklärte Fürst Karl Schwarzenberg: „In der Collectivausstellung der österreichischen Zuckerfabrikation muß Böhmen selbständig dastehen; nur die Zusage einer czechischen Extraausstellung kann diese Exposition sichern." „Wir müssen", declamirte Hodek, „das Recht auf eine Sonderausstellung erzwingen; erst bin ich Czeche, dann noch lange nichts, und dann erst Zuckerfabrikant." Schwarzenberg fügte hinzu: „Böhmens Ehre und Würde verlangen, daß wir ganz wie Ungarn eine eigene Landescommission und unsere besondere Collectivausstellung haben." Allein trotz dieser Argumentation und trotz Trojan's Schmähungen lehnten die mährischen und ungarischen Fabrikanten die Zumuthung Schwarzenberg's ab, mit für dieses Begehren der Czechen einzutreten. Angefeuert durch die verfassungstreuen Blätter Wiens, machte denn das Ministerium auch gleich darauf die Schwäche Abda's gut, der sich begnügt hatte, die Sitzung der Patriotisch-Oekonomischen Gesellschaft zu verlassen, anstatt sie zu schließen. Am 27. März wurde der Verein aufgelöst, während gleichzeitig Vorsorge getroffen wurde, daß durch Gründung einer neuen, ebenfalls mit Staatsmitteln ausgestatteten landwirthschaftlichen Gesellschaft, die wirklich nur dem angegebenen Zwecke diente, die Agriculturinteressen besser als vordem gewahrt waren. Die Auflösungsordre des Statthalters führte als Gründe das Benehmen gegen den Regierungscommissar an, sowie daß die Gesellschaft durch ihren Widerstand gegen die Dispositionen für die Weltausstellung auf das politische Gebiet übergegriffen, ja sich durch ihre Beschlüsse in Betreff der Grundsteuerregulirung eine gewisse Autorität bezüglich der Steuergesetzgebung angemaßt habe. Eine Deputation, an deren Spitze die ersten Durchlauchten des historischen Adels standen, ging nach Wien, um sich bei dem Kaiser über die Maßregel zu beklagen, ward aber nicht einmal zur Audienz vorgelassen. Ja dem Fürsten Georg Lobkowitz ward selbst die kaiserliche Bestätigung versagt, als ihn Anfang April die Bezirksvertretung von Melnik zum Obmann wählte.

Wie bekannt, hängt der Charakter eines jeden böhmischen Landtages einzig und allein davon ab, ob bei dem Großgrundbesitzer die feudale oder die verfassungstreue Liste durchgeht. An den 87 Stimmen der Städte und Handelskammern ist eben so wenig irgendeine ausgiebige Beute zu gewinnen, wie an den 79 Sitzen, welche die Landdistricte vergeben. Sie sind alle in festen deutschen oder czechischen Händen. Dasselbe gilt von den fünf Virilstimmen der vier Bischöfe und des Universitätsrectors. Wohin also das Zünglein der Majorität sich neigt, das bestimmen einzig und allein die 70 Vertreter des Großgrundbesitzes. Wie immer, richteten sich daher auch jetzt alle Anstrengungen nur darauf, in dieser Curie der betreffenden Parteiliste zum Siege zu verhelfen; aber es wurden, bei der furchtbaren Erregung der Gemüther, auch Mittel dazu in Anwendung gebracht, welche der Gesetzlosigkeit die Krone aufzusetzen drohten. Als indessen im letzten Drittel des März die Landgemeinden sich von czechischen Emissaren aus Prag bereden ließen, bei den verfassungstreuen Grundbesitzern in Massendeputationen mit Heugabeln und Wagenrungen einzufallen, weil man den Herren „gütlich zuzureden" wünschte, sie möchten ihre Mandate „treuen Söhnen der Nation" verleihen; als Greise und Guts-

frauen sich vor diesen Unholden durch Hinterthüren und zum Fenster hinaus flüchteten, setzte Koller dem Demonstrationsspectakel schnell ein Ziel, indem er nach den betreffenden Orten Militäreinquartierung auf Kosten der Gemeinden und in die Häuser der Unruhestifter legen ließ. Am 24. und 26. März wurde nach Horitz und Gitschin Militär verlegt unter genauer Angabe der Bürger, bei denen jedes einzelne Truppenpiket ins Quartier kam. „Die Kosten der Assistenz", hieß es in dem Decret des Statthalters und Landescommandirenden sodann, „werden später auf alle jene Bürger zu repartiren sein, welche die Demonstrationen in Scene setzten oder sich daran betheiligten." Dann gingen Soldaten nach Smichow ab, desgleichen nach Sobieslau. Von letzterm Orte war eine Deputation mit den landesüblichen Ueberredungsmitteln nach einem Gute entsendet, wo sie nur die Dame des Hauses antraf; sie stellte dieser die Aufnahme ihres Mannes in die Beseda (czechisches Casino) in erfreuliche Aussicht, wenn derselbe sich als treuer Sohn der Nation erweise. „Mein Mann", erwiderte die resolute Frau, „bringt seine freien Stunden am liebsten im Kreise der Familie zu und verzichtet gern auf Ihre Gesellschaft; im übrigen sagen Sie Ihren Auftraggebern, daß wir ihre Fundamentalartikel kennen und daß ihre Phrasen uns ebenso wenig verlocken, wie ihre Drohungen uns schrecken." Am tollsten war die Wirthschaft in dem kolliner Kreise, wo Deputationen in der Stärke von 200 Köpfen die Güter der verfassungstreuen Gutsbesitzer unsicher machten. Theilweise bekamen sie auch hier mannhafte Antworten; so entgegnete der hochangesehene greise Landwirth von Horsky den Patrioten kurzweg: „Ich stimme mit der Verfassungspartei", und kehrte ihnen den Rücken. Im ganzen jedoch wurde der kolliner Kreis durch die militärischen Maßregeln am härtesten getroffen. Einer Deputation, die er an den Kaiser nach Wien abordnete, um Klage zu führen, ward die Audienz ebenso verweigert wie den Magnaten der Patriotisch-Oekonomischen Gesellschaft.

Aber auch in anderer Richtung galt es für die Verfassungspartei Front zu machen. Die Feudalen suchten nämlich ihre Stimmen durch scheinbare Theilabtretungen ihrer landtäflichen Latifundien ins Endlose zu vervielfältigen; selbst ein Schwarzenberg verschmähte es nicht, ein halbes Dutzend seiner Wirthschaftsbeamten in fraudem legis zu seinen Compossessoren zu machen und in die Landtafel eintragen zu lassen. Außerdem suchten die Herren vom „historischen" Adel verfassungstreue Großgrundbesitzer zum Verkauf ihrer Güter an Mitglieder der Rechtspartei zu bewegen. Wol war die deutsch-liberale Partei auf ihrer Hut und brandmarkte die Cavaliere, die aus gemeiner Geldgier sich zur politischen Fahnenflucht verleiten ließen, in den derbsten Ausdrücken. Die Verfassungstreuen hatten in jeder Richtung einen schweren Stand. Höchst charakteristisch war es z. B., daß die durchweg deutsch-liberalen Großgrundbesitzer des Kreises von Eger alle Bitten, sich in die prager Landtafel eintragen zu lassen, mit einem kategorischen Nein zurückwiesen. Dadurch wäre die Sache mit einem mal zu Gunsten der Deutschen entschieden gewesen. Allein die egerer Landschaft hielt auf ihre Sonderprivilegien, die aus den Zeiten des Dreißigjährigen Krieges stammten und zu Gunsten der Deutschen lauteten. Diese Sonderrechte hatten sie vorgesucht in den Tagen Belcredi's und Hohenwart's als eine Waffe gegen die Wenzelskrone, in deren Namen man die Deutsch-Böhmen czechisiren wollte. „Das", sagten sie, „ist der letzte Trumpf, den wir zum Schutze unserer Nationalität auszuspielen haben, wenn in Wien wieder einmal ein Sistirungs- oder Fundamentalartikel-Minister ans Ruder kommt — gilt für die Czechen, was vor der Schlacht am Weißen Berge war, so müssen auch die Immunitäten der egerer Landschaft wieder aufleben; und deshalb dürfen wir nicht, eines momentanen Vortheils wegen, unsern Grundbesitz mit der prager Landtafel in Einen Topf werfen." Ganz vorzüglich erleichtert wurden außerdem die feudalen Manöver durch den Gründungsschwindel, der damals in üppigster Blüte stand, und durch das massenweise flüssige Geld, welches die neuen Banken,

wie nach einem Danaeregen, gleich Pilzen aus der Erde schießen ließ. Für die czechischen Interessen war in diesem Sinne besonders die neuen Zivnostenska Banka in Prag thätig. Nebenbei aber hatten die Nationalen noch den großen Vortheil, durch das Netz der slawischen Agitation für ihre Zwecke, wenn auch völlig statutenwidrig, über die Fonds aller Sparkassen- und Vorschußvereine (Zaloznas) im ganzen Königreiche zu verfügen. Dennoch mußten die Czechen alsbald empfinden, daß sie auf einem Gebiete, wo die Kapitalskraft entscheidet, auch nicht annähernd den Deutschen gewachsen sind. „Der Schwerpunkt des Verfassungskampfes liegt gegenwärtig in dem böhmischen Großgrundbesitze" — schrieb die „Presse" — „und hat sich da zu einem Wettstreite der Kapitalskräfte herausgebildet. Diejenige Partei, die bei den systematischen Güterverkäufen die Oberhand gewinnt, wird am Wahltage in der Lage sein, das ausschlaggebende Dutzend Stimmen in die Wagschale zu werfen. Man sollte glauben, daß bei diesem Wahlkampfe, in dem der blanke Thaler entscheidet, die Deutschen dem endlichen Siege mit vollster Zuversicht entgegensehen können. Leider aber wird das unbestrittene materielle Uebergewicht der Deutschen bis zur Stunde nicht in ausgiebigem Maße geltend gemacht, während die Czechen mit ihren geringern Mitteln bereits namhafte Erfolge erzielen, weil es in ihren Reihen nicht an Opferwilligkeit fehlt, noch an der richtigen Erkenntniß, daß auch Geldausgaben für politische Zwecke eine productive Kapitalsanlage bilden. Sollte im deutschen Lager unter den steinreichen Großindustriellen und Millionären die Opferwilligkeit fehlen? Hat das deutsche Bürgerpatriciat vergessen, wie die Fundamentalartikel die Steuerumlagen dem prager Landtage vindicirten, der in seiner föderalistischen Herrlichkeit schnell genug mit fiscalischen Maßregeln den deutschen Gewerbfleiß brechen, seinen Einfluß vernichten, dem Feudaladel mit der ihm blind ergebenen nationalen Bauernschaft zur unumschränkten Herrschaft verhelfen würde? Wo also bleiben in dem Kampfe, den die Feudalen auf das finanzielle Gebiet gedrängt, die deutschen Millionen? Den ungeheuern Anstrengungen der czechisch-feudalen Consorterien gegenüber müssen die Deutschen sich zu größerer Energie aufraffen. Das verlangt nicht blos die Ehre, sondern auch das wohlverstandene Interesse der Erhaltung des, durch mühsame Arbeit sauer erworbenen Besitzes, den die czechische Sturmflut bald verschlungen haben würde." Der Appell des größten und populärsten unter den verfassungstreuen Blättern an die Energie und Opferwilligkeit der eigenen Partei blieb nicht vergeblich: es war der Präsident des Abgeordnetenhauses Baron Hopfen selber, der als Director der Bodencreditanstalt und als Präsident der von ihm gegründeten wiener und prager Bankvereine mit sehr bedeutenden Geldmitteln ins Zeug ging. Solange es sich um Gütertheilungen handelte, waren die Feudal-Klerikalen entschieden im Vorsprunge gewesen, da sich in ihren Händen weitaus die meisten, auch in der Zersplitterung noch den landtäflichen Umfang repräsentirenden Gutscomplexe befinden. Sobald aber der reelle Ankauf in den Vordergrund trat und wiener Kapitalien den Kampf aufnahmen, mußten die Hochtories das Feld räumen. Zwei Kaufgesellschaften (Chabrus) standen sich nun gegenüber und begannen mit Güterkäufen eine so tolle Hetzjagd auf Stimmen, daß bei dem Angebote völlig wahnsinniger Preise viele tiefverschuldete Cavaliere sich rangirten. Es ward geradezu eine sociale Revolution in diesen Kreisen herbeigeführt: allein der Gewinn blieb den Deutschen; denn das Ende war eine starke deutsche Colonisation. Den Nationalen war bald der Athem ausgegangen, sodaß sie zu den armseligsten Schwindeleien greifen mußten, und umgekehrt der materielle Ruin gar vieler von ihnen aus jenen Tagen datirt. Noch heute laboriren sie schwer an der Abwickelung der Verpflichtungen, die sie damals, weit über ihre Kräfte hinaus, auf sich geladen. Sogar offene Stimmverkäufe kamen vor in der kaum verschleierten Form, daß ein Angeld von 40000 Fl. und mehr gezahlt ward mit der Bedingung, am Tage nach den Wahlen den Scheinverkauf rückgängig machen zu können gegen Ueberlassung dieser Summe als Reugeld in den Händen des Gutsherrn!

So war denn die Niederlage der Feudal-Klerikalen in beiden Gruppen des Großgrundbesitzes, der fideicommissarischen und der nichtfideicommissarischen, gesichert: sie erschienen am Wahltage nur, um unter Protest den Saal zu verlassen. Am 26. April ward in Prag der verfassungstreue Landtag ohne die 84 Czechen und Feudalen eröffnet, dessen Präsidium dem neuen Oberstlandesmarschall, Fürsten Carlos Auersperg, älterm Bruder des Premierministers, übertragen ward. Am 4. Mai ward er, nach Vornahme der Reichsrathswahlen, vertagt; denn die aus den directen Wahlen stammenden Mandate der böhmischen Abgeordneten waren verfassungsmäßig mit dem Zusammentritte des neuen Landtages erloschen. Dies Resultat war ein gewaltiges. Zunächst fiel der moralische Eindruck schwer in die Wagschale, daß jetzt auch die letzte Ruine abgetragen war, die aus dem Potocki-Hohenwart'schen Ausgleichslabyrinth noch in die Gegenwart hineinragte. Sodann konnte die Herstellung gesetzlicher Zustände erst jetzt ernstlich in Angriff genommen werden, da ein verfassungstreuer Landesausschuß dem Baron Koller hülfreich zur Seite stand, während ihm bisher ein czechisch-feudaler nach Möglichkeit Prügel in den Weg gelegt. Endlich aber war der Reichsrath, als er am 6. Mai seine Sitzungen wieder aufnahm, nunmehr der Zweidrittel-Majorität für die Wahlreform sicher, da die Verfassungspartei im Unterhause sich durch die 15 Abgeordneten des Großgrundbesitzes verstärkt sah. Mit Ausnahme der 14 Czechen, die nach vergeblicher Aufforderung, ihre Sitze einzunehmen, am 11. Juni der Mandate verlustig erklärt wurden, war Böhmen jetzt in allen Curien durch 40 Deputirte vollständig im Parlament vertreten. Wie in dem ersten Abschnitt der Session die galizische Frage und die damit so eng zusammenhängenden Vorbereitungen zur Wahlreform den Mittelpunkt bildeten, so gipfelte die andere Hälfte in dem Geplänkel um die klerikalen Angelegenheiten. Allmählich traten die Bedingungen etwas deutlicher hervor, unter denen die Regierung mit dem verfassungsfreundlichen und nicht deutschfeindlichen Theile des Episkopats unter der Führung Rauscher's einen Waffenstillstand bis zum Austrage der Wahlreform abgeschlossen. Wol war es von vornherein klar, daß dieser Friede nur bis zur Einbringung der confessionellen Gesetzentwürfe dauern konnte, die Stremayr schon während seines zweiten Ministeriums unter Potocki ausgearbeitet und durch Döllinger in München hatte approbiren lassen. Eben daher kam es aber auch, daß diese Vorlagen, obschon in dem kaiserlichen Handschreiben bei Aufhebung des Concordats und in zwei Thronreden verheißen, ruhig bis nach Abschluß der Wahlreform vertagt blieben. Eine Bischofsconferenz, die während der Reichsrathspause im April in Wien stattgefunden, hatte den öffentlichen Argwohn um so mehr geweckt, als die Ueberzeugung allgemein herrschte, Stremayr sei mit derselben in Verhandlung getreten, ja, habe sie veranlaßt, um irgendein Compromiß zu Stande zu bringen. Rechbauer interpellirte am 16. Mai in Betreff der confessionellen Gesetze wie der Bischofsconferenz und erinnerte den Minister spitz daran, wie Excellenz ja selber vor einem Jahre Ihrem Vorgänger und Nachfolger im Cultusdepartement zu Gemüthe geführt habe, daß die Entwürfe fix und fertig im Archiv dalägen. Der Minister erwiderte: „Man deute vielfach an, die Regierung befinde sich bereits auf einer abschüssigen Bahn (Ja, ja! links); doch gebe er die bestimmte Erklärung ab, daß er mit der, ohne Zuthun des Cabinets zusammengetretenen Bischofsconferenz in keinerlei Verhandlungen noch Verkehr getreten sei, ihr daher selbstverständlich auch keine Zugeständnisse gemacht habe. In den letzten Tagen nun habe er allerdings Eingaben, die von der Mehrzahl der Bischöfe unterzeichnet wären, erhalten, könne aber mit Befriedigung constatiren, daß dieselben sich durch Versöhnlichkeit auszeichnen und nicht auf eine Abänderung der bestehenden Gesetze gerichtet seien, sondern deren Bestimmungen zum Ausgangspunkte der geäußerten Wünsche nähmen. Die Regierung werde diese Schriftstücke pflichtgemäß eingehend prüfen, an den Schulgesetzen aber nach Wort und Sinn treu festhalten." Außerdem verwahrte Stremayr sich dagegen, daß man

der Regierung zumuthe, sie solle jetzt, „wo sie eben erst sich zu consolidiren in der Lage war, jetzt, wo es vor allem darauf ankomme, ein der Verfassung entsprechendes Parlament zu schaffen, sie solle jetzt ohne eingehende Prüfung der Verhältnisse, ohne Berücksichtigung aller Schwierigkeiten, die bei der Lösung dieser so wichtigen Fragen entstehen, sofort und leichthin irgendeine Vorlage machen." „Wir wollen" — schloß er — „vermeiden, daß der Karren nicht verfahren werde, aber deshalb müssen Sie uns Zeit zur Consolidirung lassen." Am 3. Juni antwortete dann der Minister klar und präcis auf den ersten Theil der Rechbauer'schen Interpellation: „Die Vorlagen über das Verhältniß zwischen Staat und Kirche sind nicht eingebracht worden, weil die Berathungen darüber im Schose der so vielfach in Anspruch genommenen Regierung noch nicht beendet sind; sie wird es sich indessen angelegen sein lassen, dieselben dem Reichsrathe nach seiner Wiedereröffnung zu unterbreiten." Wie wenig sich auch gegen diese Argumentation einwenden ließ, so glücklich traf es sich doch für Hrn. von Stremayr, daß das Mémoire der Bischofsconferenz erst einen Tag nach Schluß der Session bekannt wurde; denn als am 22. Juni die „Neue Freie Presse" eine sehr umfangreiche Analyse des Documents im Wortlaute des Originals veröffentlichte, war das Publikum nicht wenig erstaunt, wie der Minister die darin enthaltenen Forderungen des Episkopats, die so maßlos wie nur je gewesen, in so günstiger Weise habe charakterisiren können. Wol erklärte man officiöserseits, die fragmentarische Mittheilung sei ganz entstellt; allein die officielle Hetzjagd nach dem Verräther des Manuscripts zeigte deutlich, wie wenig diese Ausflucht werth und wie tief das Ministerium über den ihm gespielten Streich verstimmt war. Hatte es doch auch alle Ursache dazu! Das Memorandum bezeichnete zunächst die Anstellung von Protestanten und Juden als Lehrer in katholischen Ländern als unzulässig und verlangte ein directes Verbot, daß an katholischen Schulen kein Nichtkatholik und insbesondere kein Israelit eine Stelle erhalten dürfe. An ganz oder vorwiegend katholischen Schulen sollen die Lehr- und Lesebücher nichts enthalten, was die kirchlichen Autoritäten misbilligen. Die Schüler müssen stets zur Religionsprüfung erscheinen, wann und wo es der Bischof anordnet, in der Schule oder in der Kirche; der Religionsunterricht unterliegt absolut keiner Controle von seiten der weltlichen Schulaufsicht; Religionslehrer darf der Staat nur im Einvernehmen mit dem Bischofe entfernen. Als Minimum der religiösen Uebungen ward nur folgende Kleinigkeit verlangt: tägliches Erscheinen der Schuljugend bei der heiligen Messe, Gebet vor und nach dem Unterrichte, jährlich viermaliger Empfang des Buß- und Altarsakramentes, Theilnahme an den Fronleichnams-, den Markus- und den Processionen der drei Bittage. Der Hauptzorn des Episkopats richtete sich aber gegen die Lehrerbildungsanstalten: „Lehrbücher, welche die Geschichte zu Gunsten des Protestantismus und der Aufklärerei fälschen, zielen darauf ab, die katholische Kirche zu einem Zerrbilde zu machen." Ein „verschwommener Deismus" lehre, daß „Gott und die menschliche Seele dem Reiche der Dichtung angehören, verweise die göttliche Offenbarung in das Bereich der Mythen". Folgte dann der alte leichtverständliche Wink, der sich 1848 so ungemein praktisch erwiesen, daß nämlich der Klerus das beste Instrument einer ausgiebigen Polizeireaction sei: „Der theoretische und praktische Materialismus ist gegenwärtig die schlimmste Seuche; in der Presse und auf den Lehrertagen, für deren Besuch, wie mit Bedauern constatirt werden muß, den Lehrern Urlaub und Geldunterstützung bewilligt wird, führen Diesterweg's Epigonen das große Wort; natürlich soll dann die Besoldung, die solche Welterneuerer beanspruchen, der Größe ihres Berufes entsprechen. So stehen die Dinge, und wenn wir Abhülfe heischen, sind es nicht die Interessen der Kirche allein, für die wir unsere Stimmen erheben."

Waren die constitutionellen Gesetze vertagt, so blieb die galizische Frage gleichfalls in der Schwebe, jedoch in umgekehrtem Sinne: die überpfiffigen Polen hatten mit ihrem

trockenen Egoismus die unglückselige Ausgleicherei einsargen helfen und die Regierung des in der Thronrede verpfändeten Wortes entbunden. Der Verfassungsausschuß hatte, wie wir wissen, die ganze Resolution durchberathen. Das Herbst'sche Elaborat lag fertig vor. Es war darin sogar, mit Zustimmung der Regierung, diejenige Summe für das galizische Landesbudget ausgeworfen worden, welche die polnischen Deputirten, den Entwurf des Subcomités um ein paar mal hunderttausend Gulden erhöhend, beantragt hatten. Allein die polnischen Mitglieder des Verfassungsausschusses beharrten bei ihrer Praxis, sich von Satz zu Satz niedervotiren zu lassen. Es war daher ganz klar, daß sie sich zu nichts verpflichten, durch nichts binden lassen, daß sie lediglich das alte Spiel erneuern wollten, wie sie es der Februarverfassung gegenüber unter Beust mit bestem Erfolge getrieben. Das Parlament sollte einen Riß in die Staatsgrundgesetze machen, damit der lemberger Landtag alsdann den Kampf für die vollständige Realisirung der Resolution gegen die „centralistischen Octroyirungen“ aus Wien mit ungeschwächten Fonds und desto bessern Chancen hätte aufnehmen können. Diese Perfidie war indessen doch etwas zu naiv, als daß die Verfassungspartei ihr zweimal zum Opfer gefallen wäre. Am 23. Mai erklärte Fürst Auersperg dem Verfassungsausschusse: an dem Begehren, daß der lemberger Landtag den eventuellen Ausgleich inartikuliren müsse, halte die Regierung stets offen und unumwunden fest; ob dem Landtage dazu schon jetzt Gelegenheit gegeben werden solle, hänge vorläufig noch von den weitern Beschlüssen des Reichsrathes ab, denen das Ministerium keinenfalls vorgreifen wolle. Am 5. Juni erklärte sich der Ausschuß dafür, dem Cabinet die Entscheidung anheimzugeben, ob die Initiative, sich über das Herbst'sche Elaborat zu äußern, dem galizischen Landtage oder dem Reichsrathe zugestanden werden solle. Regierung und Abgeordnetenhaus ließen immer deutlicher die Ansicht hervortreten, daß der ganze Ausgleich, zum mindesten gesagt, gar keine Eile habe. Am 13. Juni genehmigte endlich der Verfassungsausschuß den Herbst'schen Bericht, zu dem indessen sofort sieben Minoritätsanträge angemeldet wurden — und damit war die Affaire einstweilen erledigt. Das Elaborat kam natürlich gar nicht vor das Plenum; und als in den letzten Tagen der Session Grocholski in ziemlich gereizter Sprache über den Stand der Dinge zu interpelliren wagte, ward es dem Fürsten Auersperg leicht, ihn mit dem Hinweise auf das Herbst'sche Referat ad absurdum zu führen, dessen Annahme ja nur von dem guten Willen der Polen abhänge, auch ihrerseits Garantien dafür zu geben, daß hiermit die Differenz aus der Welt geschafft sei. „Die Regierung“, erklärte der Conseilpräsident am 19. Juni, „habe die in der Thronrede ausgedrückten Absichten aufs loyalste erfüllt. Das Elaborat des Comité sei zur Berathung im Plenum bereit — zunächst werde also erforderlich sein, dem Reichsrathe und der Regierung die beruhigende Ueberzeugung zu verschaffen, daß durch Gewährung der beantragten Concessionen die galizische Resolution definitiv erledigt und hiermit diese Angelegenheit, der Absicht und den Worten der allerhöchsten Thronrede gemäß, endgültig zum Abschlusse gebracht werde.“ Mit fühlbarer Ironie fügt der Fürst hinzu, daß er für „die mannichfachen Deutungen und ernsten Besorgnisse“, auf die der Interpellant verwiesen, nirgends einen Anhaltspunkt zu erblicken vermöge.

Nur in der Behandlung der Landwehrvorlage erwies das Abgeordnetenhaus sich unwirsch gegen das Ministerium, da dieselbe sich um neue Geldbewilligungen drehte, und bereitete dem Cabinet eine Schlappe, die für dessen Stellung zum Hofe um so unangenehmer war, als die Thronrede klar genug angedeutet, daß der Preis für das Wiedereinlenken in verfassungsmäßige Gleise durch reichliche Militärsubsidien für Armee und Landwehr abgetragen werden müsse. War es ja auch ein offenes Geheimniß, daß die starken Abstriche, welche die erbländische Delegation Anfang 1871 an dem Etat des Kriegsministers vorgenommen und denen die ungarische sich hatte fügen müssen, wesentlich

zur Bildung des Ministeriums Hohenwart beigetragen. Die von Horst eingebrachte Novelle zum Landwehrgesetze fixirte nun die Stärke der Landwehr in den Erblanden, Tirol und Vorarlberg mit ihrer Landesvertheidigung ungerechnet, auf 81 Bataillone Infanterie, eine bis zwei Schwadronen für jeden Ergänzungsbezirk eines Cavalerieregiments und eine Abtheilung berittener Schützen; desgleichen sollten schon im Frieden Instructionscadres für die Bataillone und Escadrons aufgestellt werden. Auf Rechbauer's Antrag verwarf der betreffende Ausschuß am 25. Mai die Vorlage mit fünf gegen vier Stimmen, da selbst die Regierung zugeben mußte, daß die Ausführung des Projects den Etat mit einer starken Million jährlich mehr belasten werde. Allein die Minister stellten die Cabinetsfrage und infolge davon zog der Ausschuß seinen Antrag auf Tagesordnung zurück, um in die Berathung der Vorlage einzugehen. Den Vorschlägen seines Comité gemäß nahm denn auch das Abgeordnetenhaus vor Thoresschluß am 17. Juni die Novelle an, jedoch nur mit Streichung aller auf Errichtung neuer Landwehrcavalerie gerichteten Bestimmungen. Im übrigen erwies sich das Abgeordnetenhaus bei allen Geldforderungen, die mit der politischen Situation zusammenhingen, höchst coulant. Um Pfingsten war Böhmen durch gräßliche Ueberschwemmungen von einer furchtbaren Wassersnoth heimgesucht worden; statt der halben Million, welche das Cabinet zur Unterstützung der Nothleidenden begehrte, bewilligte der Reichsrath am 7. Juni eine ganze Million. Ohne Knausern wurden auch die fünf Millionen votirt, die zur Erhöhung der Beamtengehalte gefordert waren. Die Erhöhung der kaiserlichen Civilliste um eine Million ward selbstverständlich ohne Debatte angenommen. Die Verlobung der Erzherzogin Gisela, ältesten Tochter des Kaiserpaares, mit dem Prinzen Leopold von Baiern hatte Anfang April der loyalen Anhänglichkeit an die Dynastie wieder neuen Aufschwung gegeben. Der Ende Mai erfolgende Tod der Erzherzogin Sophie, Mutter des Kaisers, war gleichfalls ein Anlaß für die Bevölkerung zu zeigen, daß sie in Freude wie in Trauer zu Haus Habsburg stehe. Auch hatte das Ableben der Erzherzogin Sophie der ultramontanen Partei ihre mächtigste und einflußreichste Stütze bei Hofe entzogen. Die Vertagung des Parlaments erfolgte am 21. Juni, nachdem das Abgeordnetenhaus vorher in seine Delegation für die gemeinsamen Angelegenheiten auch die unter dem Spitznamen des „Streichquartetts" bekannten vier Deputirten Rechbauer, Demel, Groß und Figuly aus Steiermark, Schlesien und Oberösterreich, trotz aller Gegenbestrebungen der Regierung, wiedergewählt. War es doch bekannt, daß die Regierung, um die Abstriche der letzten Jahre hereinzubringen, eine sehr starke Erhöhung des Militärbudgets fordern werde.

Die nunmehr für Cisleithanien beginnende einmonatliche parlamentarische Pause verwendete das Ministerium Auersperg dazu, sich nach allen Seiten zu consolidiren und insbesondere seine Stellung zum Klerus zu regeln. Ein unangenehmer Zwischenfall für die Regierung war, daß unmittelbar nach dem Sessionsschlusse Hans Kudlich nebst Familie von Amerika aus eine Triumphreise durch Oesterreich antrat. Kudlich war der gefeiertste Held des Reichstages von 1848, weil von ihm der Antrag auf Abschaffung der Roboten und Fronen herrührte. Er lebte seit dem Staatsstreiche von Kremsier in den Vereinigten Staaten als Exilirter; erst die Amnestie von 1867 hatte ihm die Grenzen des Vaterlandes wieder erschlossen, und da er drüben ein reicher Mann geworden, machte er von dem Rechte der Rückkehr nur Gebrauch, um die Heimat noch einmal auf ein paar Wochen wiederzusehen. Kudlich benahm sich im ganzen mit Takt und Bescheidenheit; ja durch seine Reden, deren Enthüllungen in mancherlei Provinzialhauptstädten sich gegen das Verhalten der Czechen im Jahre 1848 kehrten, leistete er der Regierung mittelbar Beistand. Dessenungeachtet bedarf es keines weitern Commentars, wie unangenehm diese Ovationen bei Hofe berühren und wie sehr sie demnach die Stellung der Minister erschweren mußten. Auch nach unten hin ergab sich ein Zwiespalt, der indessen

vielleicht gerade zur Rehabilitirung des Cabinets nach oben hin beitrug; der Gemeinderath ernannte Kudlich zum Ehrenbürger Wiens, und die Statthalterei annullirte den Beschluß auf Grund der Behauptung, daß nur österreichische Staatsbürger dieser Auszeichnung theilhaftig werden dürften, während der Gefeierte Bürger der Vereinigten Staaten war. Das Conseil hielt die Entscheidung aufrecht; Kudlich nahm in Wien mit einem feierlichen Banket im Musikvereinssaale fürlieb; und das Ministerium war überaus froh, als der Spuk vorüber war. Dagegen erschien es um so unerläßlicher, dem Klerus gegenüber Stellung zu nehmen, als die Zusammenkunft des österreichischen Kaisers mit dem deutschen Kaiser in Berlin vor der Thür stand und Bismarck eben erst durch Austreibung der Jesuiten aus Deutschland das Verhältniß des Reiches zur Curie dermaßen zum Angelpunkte seiner gesammten Politik erhoben hatte, daß freundschaftliche Beziehungen zwischen Oesterreich und Deutschland sich kaum denken ließen, wenn in ersterm wieder ultramontane Bestrebungen die Oberhand gewannen. Der Krieg zwischen dem Vatican und Berlin war erklärt, seitdem Pio Nono im Mai 1872 laut die Hoffnung ausgesprochen: „es werde sich ein Steinchen losbröckeln, das dem Kolosse die Ferse zerschmettere“; seitdem er am 17. Dec. 1872 in der Abschiedsaudienz seiner ehemaligen Offiziere diese „zum Gebet aufgefordert, daß Judith, die unter Gottes Beistand das belagerte Bethulia befreite, einen Nachahmer finden möge“. Gleichzeitig hatte im Frühjahr 1872 eine andere, gegen das italienische Klostergesetz gerichtete Allocution des Papstes die Ordensgeneralate als die Mithelfer der Kirche bei Durchführung der Concilsbeschlüsse bezeichnet. Wenn daher die aus Deutschland verjagten Jesuiten, die ja recht eigentlich das verhängnißvolle Steinchen sollten losbröckeln helfen, in Oesterreich eine sympathische Aufnahme fanden und sich dort unter dem Schutze der wiener Regierung eine Operationsbasis gegen Preußen herrichten durften, konnte eine Störung des freundnachbarlichen Verhältnisses kaum lange ausbleiben. Diese wollte Andrássy nun allerdings um jeden Preis verhindern: allein daß er mit den Maßregeln Bismarck's hätte Schritt halten können, daran war natürlich nicht zu denken. Der Minister hat es später in den Delegationen rundheraus für eine Lüge erklärt, daß er sich gegenüber den Zumuthungen, auch seinerseits den Jesuiten den Herrn zu zeigen, mit den Worten aus der Affaire gezogen habe, er sei nicht gewohnt, mit Kanonen auf Spatzen zu schießen. Die Anekdote wäre früher eines Dementi werth gewesen, denn sie schadete Andrássy unendlich viel in der öffentlichen Meinung, als sie die Runde durch alle Zeitungen machte. Mußte doch auf jeden, der die Verhältnisse kannte, dies Dictum mit seiner stolzen Verächtlichkeit, hinter der sich so große Ohnmacht birgt, unwiderstehlich komisch wirken. Indessen, regnete es nicht, so tröpfelte es doch. Mit Rücksicht auf die auswärtige Politik setzte Stremayr bei Hofe so viel durch, daß er durch Verordnung vom 26. Juni die theologische Facultät in Innsbruck von der Rectorwahl, für die sie eben an der Reihe war, ausschließen konnte, weil eine Virilstimme des Landtages nicht in die Hände eines Jesuiten gerathen dürfe, der weder als Staatsdiener fungire, noch auf die Staatsgrundgesetze beeidet sei. Jene Facultät hatte bekanntlich Thun 1857 an den Jesuitenorden übergeben, und der Rector der Universität ist als solcher Mitglied des tiroler Landtages. Ein zweiter Erlaß des Cultusministers vom 11. Juli wies die Statthalter an, auf die Jesuiten ein scharfes Auge zu haben und sogleich nach Wien zu berichten, falls eine neue Ansiedelung von Mitgliedern dieses Ordens, oder eine Verstärkung schon bestehender Convente durch Einwanderung von Ausländern im Werke sei. Der Erlaß lehnte sich zwar durchaus an die Gesetzgebung über die Gründung neuer Convente und Congregationen an, appellirte jedoch ausdrücklich an den Takt der Statthalter bei Bewilligung des Niederlassungsrechtes für nichtösterreichische Geistliche, und ermahnte sie, überall, wo besondere Umstände obwalteten, die Entscheidung des Ministers einzuholen.

Erleichtert ward der Regierung ihr Vorgehen in dieser Richtung durch Skandale, die das Benehmen einzelner Geistlicher im Beichtstuhle gegen junge Frauenzimmer hervorrief. Der ärgerlichste Fall war derjenige des Karmeliterpaters Gabriel in Linz, der sich bemüht hatte, im Wege des „Abtatschelns" der Nähterin Anna Dunzinger die christlichen Heilswahrheiten eindringlicher zu veranschaulichen. Bischof Rudigier spie Feuer und Flamme gegen die „Judenpresse", die das Aergerniß an die große Glocke hing. Wie gewöhnlich machte er die Blamage erst vollständig, indem er den Pater zwang, gegen die liberale linzer „Tagespost" einen Verleumdungsproceß anzustrengen, der am 24. Juli mit der Freisprechung des angeklagten Redacteurs endete. Ein solches Verdict aus dem Munde einer klerikalen oberösterreichischen Jury bildete die eclatanteste Verurtheilung des Priesters, mit dem Rudigier sich identificirt. Aber der Bischof hatte noch einen classischern Einfall, den man ihm mit Mühe ausredete: Gabriel sollte zwar, aus begreiflichen Gründen, die Artikel der wiener Journale ignoriren, jedoch gegen den prager „Tagesboten" klagen, weil da mit den czechischen Geschworenen wol eine Verurtheilung des deutsch-liberalen Blattes zu erzielen sein werde. Mit Beihülfe Rauscher's, der ja im Herrenhause selber für die Staatssubvention eingetreten war, gelang es Stremayr im Laufe des Sommers auch eine, wenngleich sehr milde Lösung der Frage anzubahnen, wie sich der Curatklerus zu der Vertheilung der halben Million, die der Reichsrath für ihn bewilligt, zu stellen habe. Man einigte sich dahin, daß die Gesuche der Geistlichen um Unterstützung aus dem Fonds zwar durch die Hand der Bischöfe, aber mit einer Begutachtung der Statthalter über das politische Verhalten der Petenten an die Regierung gingen. Damit war immerhin so viel erreicht, daß jene Mitglieder der Weltgeistlichkeit, die einfach ihrem christlichen Berufe nachhingen, aus den Händen des Staats eine Subvention empfingen, während die Eingaben jener hetzenden Heißsporne unter den jungen Kaplänen und Cooperatoren, die als ihre Hauptaufgabe den Skandal mit der weltlichen Gewalt und die Denunciation ihrer pflichttreuen Mitbrüder bei den Bischöfen vom Schlage der Rudigier, Gasser, Zwerger betrachteten, unberücksichtigt blieben. Das gab um so mehr zu denken, als gerade die verfassungsfeindlichsten Kirchenfürsten nicht die mindeste Lust zeigten, aus ihrem eigenen Seckel die empfindliche Lücke zu füllen, die so in den Taschen ihres Curatklerus entstanden war. Während Rauscher eine Jahresrente von 20000 Fl. aus seinen mäßigen Revenuen und außerdem den Grund für ein Altersversorgungshaus hergab, beschränkte Fürst Schwarzenberg, der seinen Besitzstand selbst im Herrenhause (Februar 1874) auf 3 Millionen schätzte, seine Mildthätigkeit darauf, sich mit seinen drei Suffraganbischöfen von Königgrätz, Budweis und Leitmeritz an die Spitze einer Subscription zu stellen, die, da die Eminenz und die bischöflichen Gnaden nicht Einen Kreuzer selbst zeichneten, nicht voll 700 Fl. für das ganze Königreich Böhmen ergab. Der olmützer Erzbischof Landgraf Fürstenberg hielt seinen Klerus von jeder Bewerbung ab durch das Versprechen, aus seinen eigenen königlichen Revenuen die niedrigste Congrua auf 600 Fl. bringen zu wollen. Nachher zuckte er die Achseln: er habe zu riesige Summen bei dem „Krach" verloren. Endlich im Juli 1874 gab er drei Güter im Werthe von 1 Million her, angeblich um seiner Verheißung nachzukommen. Die ungeschminkte Wahrheit ist, daß er seit seiner Erwählung zum Erzbischofe 1853 20 Jahre lang dem Kapitel eine Rente von 50000 Fl. schuldete, zu deren Zahlung aus seinen unermeßlichen Einkünften er sich vor der Inthronisirung verpflichtet. Da die Domherren jetzt unangenehm dringend wurden, schlug der Erzbischof viele Fliegen mit Einer Klappe: er entledigte sich jener Zusage ein für allemal, wobei er noch die rückständigen Zinsen und Zinseszinsen, desgleichen die Zahlung der Rente für die Zukunft ersparte, und brachte sich in den Ruf der Großmuth, während er einen Fonds gründete, der in seiner Hand natürlich nur eine staatsfeindliche Agitationskasse ist.

In Böhmen arbeitete inzwischen Feldmarschallieutenant Baron von Koller mit Glück an der Wiederherstellung der Staatsautorität. Die Bürger Prags wußten gleich seinen ersten glücklichen Griff zu schätzen, womit er den czechischen Gemeinderath zwang, die völlig verwahrlosten Kloaken wieder einmal reinigen zu lassen. Da ferner das Unglück der Ueberschwemmung hauptsächlich czechische Districte, im berauner Kreise und anderwärts, getroffen, führte diese Episode um so mehr zu einer Lockerung der nationalen Parteidisciplin, als die slawische Landbevölkerung nicht blos dem Reichsrathe und der Bevölkerung Wiens, wo sich ein Hülfscomité gebildet, für Linderung des Elends verpflichtet war, sondern es auch in enthusiastischen Dankbezeigungen an den Statthalter vielfach anerkannte, daß Koller mit einer wahrhaft heroischen Aufopferung und Hingebung durch Bereisung und persönliche Besichtigung der leidenden Gegenden alles that, was menschenmöglich war, um die Härte des Schlages zu mildern. Der Eindruck dieser Anstrengungen war um so tiefer und bleibender, einen je schreiendern Contrast zu den Bestrebungen der Regierung und der Verfassungspartei der Geiz bildete, mit dem die feudal-klerikalen Magnaten auch diesmal ihre Taschen verschlossen, und die Engherzigkeit, womit die Führer der Czechen selbst die Zeit der höchsten Noth lediglich für ihre egoistischen Parteizwecke ausbeuteten, ohne eben deshalb irgendwelche nennenswerthe Summen aufzubringen. Am 12. Juli wurden zu Prag in czechischen Studenten- und Handwerkerkreisen Verhaftungen wegen eines beabsichtigten Attentats auf den Statthalter vorgenommen, das denn doch, obschon es mit phantastischen Verschwöreralluren auftrat, keineswegs ein bloßer Humbug war, wie anfangs selbst verfassungstreue Blätter fürchteten: denn die Gerichtsverhandlungen führten Ende 1872 zu sehr ernsthaften Verurtheilungen. Das beweist immerhin etwas in einem Lande, wo das gleichzeitige Vorgehen der Regierung gegen die Redacteure Skrejschowski und Gregr anfangs eine Art Fiasco in seinem Gefolge zu haben schien. Der erstere, Führer der Altczechen und böhmischer Finanzminister der Fundamentalartikel in spe, hatte sich durch die einträglichen Geschäfte, die er in Patriotismus machte, vom völlig mittellosen Mann zum vielfachen Großgrundbesitzer emporgeschwungen, während er von seinen beiden Blättern „Politik“ und „Pokrok“ durch offenbar betrügerische Manöver den Staat um die Inseraten- und Stempelsteuer prellte. Natürlich war das aber nur möglich bei der entsetzlichen Demoralisation, welche die unablässige Ausgleicherei durch Depravirung aller Rechtsgefühle hervorgerufen. „Sobald der Wind von Wien her nur ein wenig czechisch wehte, drangen uns ja die Finanzbehörden die Credite förmlich auf“, sagte Gregr in seinem Proceß. Mit andern Worten: um sich bei den Zukunftsministern des Fundamentalartikelstaates einen Stein ins Bret zu setzen, verführten die Beamten die Häupter des Czechismus förmlich, dem Reiche eine wächserne Nase zu drehen, was ihnen, nebenbei bemerkt, nicht einmal zu verargen war — denn was wäre wol andernfalls ihr Schicksal gewesen, wenn das Triumvirat Clam-Skrejschowski-Zeithammer sich als Ministerium der Wenzelskrone entpuppt hätte, eine Eventualität, der Oesterreich nahe genug gestanden? So hatte Skrejschowski durch seinen Reichthum und seine Verbindungen, vor denen die gesammte Bureaukratie zitterte, durch seinen Einfluß und durch die Furcht, die das gewaltthätige Wesen des Mannes überall erweckte, sich förmlich zum Dictator Böhmens aufgeschwungen. Starres Staunen bemächtigte sich aller, als er am 15. Aug. unter der Anklage gemeinen Betrugs verhaftet ward. Jetzt erst fing man in Böhmen an zu glauben, daß diese Regiernng denn doch ernster zu nehmen sei als das Bürgerministerium. Genau einen Monat später wurde auch Dr. Gregr, der Führer der Jungczechen, eingesperrt; es lasteten auf ihm als dem Besitzer der „Narodni Listy“ ähnliche, aber weit weniger bedeutende und gehässige Anklagen. Der Proceß Skrejschowski's und seines Factors Ruzicka enthüllte ein halbes Jahr später so recht deutlich, bis zu welchem Grade in Böhmen die Staatsautorität zum Kinderspott herabgewürdigt worden

war und wie leichtes Spiel demgemäß die nationale Opposition gehabt hatte. Um nicht weniger als 20000 Fl. hatten die beiden Zeitungsunternehmer das Aerar betrogen, und keins der Ausgleichsministerien wagte es, das schuldige Geld von „Pokrok“ und „Politik“ einzutreiben. Als die wiener Regierung Sequester einzusetzen befahl, wählte man dazu in Prag nacheinander fünf hinfällige Greise von 64—76 Jahren, die sich kaum auf den Beinen halten konnten.

Einer dieser bresthaften Zeugen wiederholte vor Gericht nur immerfort mit kindischem Lallen: „es wäre zum Lachen gewesen“, wie man ihn auf den Gängen herumgestoßen, wie Skrejschowski ihm zuletzt aus Mitleid im Winkel des Zimmers einen Sessel angewiesen habe, und wie der Zeitungsexpeditor ihm einmal aus Gnade ein paar Kreuzer hingeworfen mit dem Bemerken, das sei die ganze Tageseinnahme. Im Beisein der Sequester wurden die Zeitungsverschleißer angewiesen, ja kein Geld an jemand anders als an die Zeitungsadministration abzuführen, weil sie sonst keine Blätter bekämen. Da war es denn freilich entsetzlich bequem gewesen, Opposition zu machen: und viel anders war es auch unter dem Bürgerministerium nicht hergegangen, dessen Stärke bekanntlich nicht im Administriren lag. Jetzt wurde wieder einmal regiert, und vor ein bischen Ernst zogen die Nationalen bald genug die Fühlhörner ein.

In erster Instanz endeten beide Processe im Frühjahre 1873 mit einer Freisprechung, aber zugleich mit einer moralischen Brandmarkung Skrejschowski's in der Motivirung des Urtheils. „Es sei“, so hieß es darin, „zwar der objective Thatbestand, die Vorspiegelung falscher, unmöglicher Verleger, um dem Aerar Gebühren zu entziehen, rechtlich sichergestellt; aber es habe, obschon der gegründete Verdacht bestehe, das Nichtschuldig ausgesprochen werden müssen, weil das Verhältniß des Angeklagten zur «Politik» und zum «Pokrok» nicht genügend aufgeklärt werden konnte, um den subjectiven Schuldbeweis straforduungsmäßig zu erbringen.“ Ein schönes Sittenzeugniß für den Mann, den Hohenwart zum Finanzminister der Wenzelskrone erkoren! Daß der subjective Strafbeweis nicht erbracht werden konnte, hatte übrigens seine eigenen Gründe. Die Beweismittel, die dem Gerichtshofe mangelten, um Skrejschowski's Eigenthümerschaft bezüglich der beiden Blätter und damit seine Verantwortlichkeit für die Kniffe und Schliche zur Umgehung der von der Regierung eingesetzten Sequester zu constatiren — Quittungen, Pränumerationsaufforderungen, kurz alle jene Papiere, aus denen hervorging, daß er die dem Staate vorenthaltenen Annoncen- und Zeitungsstempelgebühren in seine eigene Tasche von den Abonnenten und Inserenten zum vollen Betrage erhalten — befanden sich in jedermanns Händen, nur nicht bei den Proceßacten. Es war daher auch nur Gregr's Proceß beendet, als er infolge der Freisprechung durch das Landesgericht, vorläufig gegen 5000 Fl. Caution, am 4. April 1873 aus der Haft entlassen ward. Skrejschowski und Ruzicka, am 8. März 1873 in erster Instanz für nichtschuldig erklärt und acht Tage später gegen eine Caution von 10000, resp. 8000 Fl. freigegeben, wurden schon am 8. April durch das prager Oberlandesgericht zu 18, resp. 13 Monaten schweren Kerkers verurtheilt. Nach Bestätigung des Urtheils durch den obersten Gerichtshof und nachdem Skrejschowski sich mit dem Strafantritte so lange Zeit gelassen wie nur irgend möglich, saß er etwa zwei Drittel seiner Haftzeit ab, bis er im Juli 1874, vor der Reise des Kaisers nach Böhmen zu den Manövern von Brandeis, begnadigt ward. Daß eine gescheite Regierung übrigens immer noch mit der böhmischen Opposition nach dem Goethe'schen Sprüchlein verfahren mußte: „Dem groben Klotz ein grober Keil, auf einen Flegel anderthalbe“ — das lehrte auch wieder Ende Juli 1872 ein altczechisches Pamphlet von einem gewissen Maly. Darin hieß es unter anderm: „Die so ausgeschriene Loyalität der Czechen und ihre sprichwörtlich gewordene Hinneigung zur habsburgischen Dynastie nehmen wir in unserer Ehrlichkeit keinen Anstand, als bloßen Humbug zu kennzeichnen. Ein ähnliches

Gefühl war bei dem czechischen Volke in Wirklichkeit nie vorhanden; eine Anhänglichkeit an das Regentenhaus existirte nie, weder beim gemeinen Volke noch bei den gebildeten Klassen." Ende August ging Koller dann den Zaloznas oder Vorschußvereinen zu Leibe, die sich ebenso wie die landwirthschaftlichen Gesellschaften in ein Netz von Conventikeln zur nationalen Agitation verwandelt hatten. Zuerst in Prosnitz, dann in einem Orte nach dem andern wurden die Zaloznas aufgelöst und ihre Verwaltungsräthe zur Verantwortung gezogen, weil sie, unter völliger Misachtung ihrer Statuten, in einer alles verschleudernden Weise die ihnen anvertrauten Fonds für ganz andere Zwecke der Hetzerei gegen die Verfassungs- und confessionellen Gesetze vergeudet hatten. Unglaubliches, Ungeheuerliches kam ans Tageslicht, als der Statthalter sich darauf an die Revision der „nationalen" Zuckerfabriken machte: Rieger allein schuldete in Maletsch 20000 Fl. Steuer. Und sich einzubilden, daß der Mann, der ein so vortheilhaftes Geschäft mit dem nationalen Hader machte, einen Ausgleich herbeiführen werde! Ueberall hatte der Staat die nationale Agitation aus seinem Seckel prämiirt. Dem ganzen Spuk ein Ziel zu setzen, brauchte die Regierung sich nur ein Beispiel an den Bauern von Maletsch zu nehmen, die, als das Aerar ernstere Saiten aufzog, Rieger auf seinen Appell an ihren Patriotismus, die Rüben auf Credit herzugeben, lachend erwiderten: „Sie können sehr schön reden, Herr Doctor, wir aber können sehr gut rechnen!"

Aber auch in den andern Provinzen nahm Lasser das Heft fester in die Hände, indem er nach Vertagung des Reichsrathes ein durchgreifendes Revirement auf den Statthaltereiposten veranstaltete. Im ganzen zeigte der Minister auch hier wieder einen glücklichen Griff. So namentlich als er in Laibach Wurzbach entfernte, und an seine Stelle den durch und durch verfassungstreuen Grafen Alexander Auersperg als Landespräsidenten setzte, und den energischen, des Czechischen vollständig mächtigen Baron Weeber zum Statthalter Mährens ernannte, wo er ebenso viel Kraft und Glück bei der Niederhaltung der czechischen Propaganda bewährte wie Koller in Böhmen. Den milden, wenngleich streng constitutionellen Grafen Sigismund Thun brachte Lasser von Brünn nach Salzburg, wohin derselbe vortrefflich paßte. In Linz ward Ritter Konrad von Eybisfeld durch einen tüchtig geschulten Beamten, Ritter von Wiedenfeld, ersetzt. Konrad selbst hatte sich, erst als Wurzbach's Vorgänger in Krain, dann in Oberösterreich als ein so durchaus gefügiger Diener Hohenwart's erwiesen, daß es um seine Carrière wol ebenso wie um die Wurzbach's geschehen gewesen wäre, wenn er nicht ein Schwager Lasser's wäre. So fiel er treppauf und gelangte an Weeber's Stelle nach Wien, da der Statthalter in Niederösterreich, unmittelbar unter der Controle der Centralbehörden, nicht viel Unheil anrichten kann. Auch ward, um das Landwehrinstitut in den Erblanden populärer zu machen, am 20. Juni Erzherzog Wilhelm des Oberbefehls über die Landwehr enthoben und sein Vetter Erzherzog Rainer, der ehemalige Präsident des Ministeriums Schmerling, zum Obercommandanten der cisleithanischen Landwehr ernannt. Indessen, die deutsche Bevölkerung verlangt ja nicht eine eigene Armee nach dem Muster der ungarischen Honvéds unter Erzherzog Joseph. Die Nationalen wiederum befriedigt man nur mit einer polnischen, böhmischen Armee, mit dalmatinischen Milizen, mit einer tiroler Landesvertheidigung, die blos von den betreffenden Landtagen abhängen.

In Ungarn ward der Sommer durch die Wahlagitation ausgefüllt, welche diesmal alle Aufmerksamkeit und Anstrengung der Regierung in Anspruch nahm. Schon im Laufe des Mai waren die Slowaken zu Szent-Marton, die Rumänen zu Arad, die Serben zu Groß-Becskerek zusammengetreten und hatten beschlossen, mit der Linken gemeinsame Sache gegen die Deák-Partei zu machen. Andererseits war es zweifelhaft, ob Lonyay rechtzeitig einen gefügigen Landtag in Agram zusammenbringen würde, der sich überhaupt

zur Beschickung des neuen ungarischen Reichstages herbeilassen werde. Da war es denn immerhin ein Glück im Unglücke zu nennen, daß die Ueberschwemmungen, die auch Südungarn schwer heimsuchten, am 9. Mai dem Kaiser Gelegenheit gaben, das Banat zu bereisen und indirect zu Gunsten der Déak-Partei in die Wahlbewegung einzugreifen. Bei diesem Anlasse war es, wo der k. k. Exfeldwebel Türr — 1848 aus Italien durchgegangen, 1856 zu Bukarest in türkischer Uniform von den Truppen Coronini's aufgegriffen und auf Befehl aus Wien wieder entlassen, dann in Konstantinopel, Turin, Paris u. s. w. als actives Mitglied der Emigration thätig; derselbe, der sich 1870 nach Beginn des Krieges mit einem offenen Briefe an Bismarck wandte, um durch großsprecherische „Enthüllungen" den Eindruck der von Berlin aus publicirten Benedetti-Actenstücke zu paralysiren — wo dieser selbe Stephan Türr als Präsident des Verwaltungsrathes für den jetzt vollendeten und neueröffneten Begakanal Se. Maj. in italienischer Generalsuniform begrüßte. Desgleichen trieb die russenfreundliche Regentschaft Ristic-Blaznavac in Belgrad die Rücksichtslosigkeit so weit, die Anwesenheit Franz Joseph's an der Grenze zu ignoriren, während die Pforte einen hohen Beamten entsendete, der dem Kaiser seine Aufwartung machte. Nach der Rückkehr von diesem Ausfluge erließ der Monarch am 19. Juni ein Handschreiben, dessen Inhalt die Resultate des Besuches in Ungarn in einer Weise zusammenfaßte, die der Regierung für die Wahlen zugute kommen mußte. So ergaben denn auch die Ende Juli vollendeten Wahlen im neuen Abgeordnetenhause wieder eine große Majorität zu Gunsten der Déakisten: es waren ihrer etwa 245 gegen 145 Oppositionelle. Die Rechte hatte 19 Sitze gewonnen und ihr numerisches Uebergewicht fiel um so schwerer in die Wagschale, als ja in der Opposition weder die Linke mit der äußersten Linken, noch viel weniger aber die letztere mit den „Nationalen" permanent Hand in Hand gehen konnte. Ein großer Erfolg der Rechten war ferner die eclatante Niederlage, welche die Linke in dem sonst stets radicalen Pesth erlitt. Bedenklich mußte es dagegen auch die Déakisten machen, daß in ihren Reihen zum ersten mal eine specifisch ultramontane Fraction auftrat, in deren Namen Graf Apponyi sich mit der offenen Erklärung hervorwagte: lange ehe er Ungar sei, sei er zu allererst einmal Katholik, d. h. Papist. Auch sonst streckten die Altconservativen sehr sichtbar ihre Fühlhörner aus, um zu sondiren, ob die Wasser des Liberalismus sich nicht schon verlaufen und die Aera feudal-jesuitischer Reaction noch nicht angebrochen sei. Graf Apponyi und Baron Paul Sennyey machten von dem Rechte ungarischer Magnaten Gebrauch, sich ins Unterhaus wählen zu lassen gegen Verzichtleistung auf ihren Sitz im Oberhause für die betreffende Legislaturperiode. Das hieß: sie wollten zusehen, ob denn die Deák-Partei unter Lonyay wirklich noch dieselbe unerschütterlich-compacte Phalanx bilde wie unter Andrássy. Die Rechte und die gemäßigte Linke hatten den wichtigen Augenblick versäumt, durch Fusionirung eine Reform- oder liberale Mittelpartei zu bilden, die der Deák-Partei gestattet hätte, ihren contrerevolutionären Schweif abzustoßen, und dem Centrum unter Tisza und Ghyczy, jede Solidarität mit den Extremen abzuschütteln. Jetzt nahte die Zeit, wo umgekehrt die äußerste Rechte den Versuch machte, mit Hülfe der Radicalen die schon erschütterte Deák-Partei vollends zu sprengen. Die Unnatürlichkeit einer solchen Allianz hat die Feudalen und Jesuiten noch nie erschreckt, und darüber, daß nach dem Falle des constitutionellen Régime die Beute ihnen und nicht den „Aeußersten" zufiel, konnten sie vollends unbesorgt sein. Eine zweckentsprechende liberale Schwenkung war es übrigens, daß Lonyay gleichzeitig mit der Eröffnung des neuen Reichsrathes am 4. Sept. den ultramontanen Pauler das Cultus- und Unterrichtsportefeuille an den Schwager des verstorbenen Eötvös, an Trefort abtreten und ihn selber das Justizdepartement übernehmen ließ, dessen Inhaber Bitto dafür zum Präsidenten des Abgeordnetenhauses designirt ward, da Somssich als solcher nach

der Schlußscene der vorigen Session kaum noch möglich war. Auch ließen Alter und Kränklichkeit ihn den Vorsitz wirklich gern abgeben.

Ein Erfolg Lonyay's war es, daß die kroatischen Deputirten sich in Pesth eingestellt, und dazu ebenfalls war ihm die Krone nach Kräften behülflich gewesen. Die Neuwahlen für den agramer Landtag waren im Mai keineswegs sehr erbaulich ausgefallen. Von den 75 gewählten Vertretern gehörten etwa 50 der „nationalen" Partei an. Der unionistische Banus-Stellvertreter Vucanovic hatte die Saiten zu stramm angespannt, sodaß in Agram die drei ungarnfreundlichen Candidaten, darunter er selber, aus dem Felde geschlagen wurden. Von den Virilstimmen zählten die neun Obergespane natürlich zur Regierungs-, die neun kirchlichen Würdenträger dagegen zur nationalen Partei. Die einzige Hoffnung, eine ministerielle Majorität von ein paar Stimmen zusammenzubringen, beruhte also darauf, daß man die circa 30 Magnaten werde bewegen können, für das pesther Cabinet zu stimmen. Als der Landtag am 15. Juni eröffnet ward, zeigte sich, daß dies gelungen war. Auch sonst ward wol noch der eine oder andere Schwankende gewonnen, weil ein Manifest von demselben Datum, das den Grenzern für die bisher bewiesene Treue dankte und hieran die Ueberzeugung knüpfte, jene Treue werde sich auch in den neuen Verhältnissen bewähren, die weitere Auflösung der Grenzregimenter und den Uebergang der Militärgrenze an die Civilverwaltung auf den 1. Nov. 1872 fixirte. So wurde denn am 8. Juli eine Adresse votirt, welche den Ausgleich mit Ungarn als rechtsbeständig anerkannte und nur noch dessen Revision verlangte; auch ein Mistrauensvotum gegen die Regierung, das die Nationalen beantragt, ward abgelehnt. Am 11. Juli sprach der Kaiser bei Empfang dieses Schriftstückes seine Befriedigung über die Haltung des Landtages aus und verhieß die Erfüllung berechtigter Wünsche. Lonyay traute indessen dem Frieden und der ebenso winzigen wie unzuverlässigen Majorität doch nicht. Sobald der Landtag die 29, resp. 2 Deputirten in das Unter- und Oberhaus nach Pesth entsendet und eine Regnicolardeputation erwählt hatte, die mit einer ungarischen über die Revision des Ausgleichs verhandeln sollte, ward er am 22. Aug. vertagt, erst bis zum 3. Nov., dann wieder auf unbestimmte Zeit, da mittlerweile die Vorschläge der kroatischen Regnicolardeputation in Pesth durchaus unannehmbar befunden worden. Immerhin war selbst ein solcher zweifelhafter Waffenstillstand für Lonyay sehr annehmbar, da ihm die südslawische Agitation in der Wojwodina ohnedies schon genug zu schaffen gab. Der elektrische Funke, der die österreichischen Serben doppelt ungeberdig machte und den Wühlereien des bekannten Deputirten Miletic mit seiner wohlorganisirten Omladina — einer ausgedehnten Verbindung zu Zwecken südslawischer Propaganda — einen mächtigen Impuls verlieh, ging diesmal von Belgrad und den antiösterreichischen Tendenzen der serbischen Regentschaft aus. An die erwähnte Rücksichtslosigkeit bei Gelegenheit der Kaiserreise schlossen sich sehr ärgerliche und rohe Angriffe gegen den k. k. Generalconsul in Belgrad, Baron Kallay. Die Festlichkeiten aber, die im letzten Drittel des August den Regierungsantritt des majorenn gewordenen Fürsten Milan Obrenowitsch verherrlichten, wirkten dann drüben in der Wojwodina vollends wie eine Brandfackel, die man in ein offenes Pulverfaß schleudert — zumal Miletic in Neusatz fleißig mit dem Blasebalge nachhalf. Das Ministerium Lonyay that alles, um den Serben der Wojwodina durch Paß- und Polizeitracasserien, die es schließlich denn doch nicht so recht durchführen konnte, die Reise zu der belgrader Nationalfeier unmöglich zu machen. Namentlich ward den Städten, Municipien und Jurisdictionen die Absendung officieller und corporativer Gratulationsadressen sowie von Deputirten streng verboten. In Belgrad wiederum bot die 3—400 Köpfe starke Colonie ungarischer Serben alles auf, verstärkt durch den Zufluß von Touristen aus Serbien, den Festlichkeiten den Stempel einer wüthenden antimagyarischen und österreichfeindlichen Demonstration aufzudrücken. Lärmende Kundgebungen

wurden in diesem Sinne am 22. Aug. arrangirt; sie wirkten am andern Ufer um so aufregender, als sie unter dem Schutze der belgrader Staatsmänner und des russischen Specialgesandten zu stehen schienen. Zum Ueberflusse tagte zu derselben Zeit auch noch in Carlowitz der serbische Nationalcongreß, der den seit Maschicrevic's Tode erledigten Patriarchenstuhl wieder besetzen sollte. Dieser Versammlung nun, die Miletic wie Marionetten am Fädchen lenkte, stieg die südslawische Propaganda dermaßen zu Kopfe, daß sie die Autorität der ungarischen Regierung, sowie die oberkirchenherrlichen Rechte des Kaisers ganz einfach ignoriren wollte. Ein früherer Congreß hatte nämlich neue Statuten beschlossen, wonach den Sitzungen kein kaiserlicher Commissar mehr beiwohnen sollte: diesen Statuten aber war die Sanction des Monarchen versagt worden. In einfacher Ignorirung dessen beschlossen die Congreßmitglieder, Geistliche und Laien, in einer Vorversammlung, am folgenden Tage gegen die Anwesenheit des kaiserlichen Commissars, Generals Mollinary, zu protestiren. Die Folge davon war, daß der letztere am 17. Aug. den Congreß zwar eröffnete, aber auch sogleich wieder auflöste, als derselbe wirklich den wunderlichen Antrag auf Entfernung Mollinary's in Berathung ziehen wollte. Das ungarische Ministerium schickte nunmehr Baron Majthenyi als Regierungscommissar nach Carlowitz und berief den bisherigen Verweser des Patriarchats Stojkovic von seinem Posten ab, weil dieser altersschwache Herr sich als willfähriges Werkzeug Miletic's und der Omlodina erwiesen. Majthenyi nahm nun auch die Verwaltung der Kirchengüter und ihrer Einkünfte in die Hand, womit der nationalen Agitation eine der ergiebigsten Hülfsquellen verstopft war.

Die südslawischen Bäume wuchsen also nicht in den Himmel; dagegen war es für die Stellung Lonyay's gegenüber dem neuen Reichstage ein übles Omen, daß sich unmittelbar vorher die ersten Nachwehen des Gründungsschwindels zeigten, der seit der Jahreswende wieder in üppigster Blüte gestanden. Schon am 8. Juli hatte mit dem Bankrott des Borsod-Miskolczer Ausstattungsvereins, dem eine Menge ähnlicher Gesellschaften nachfolgten, eine Reihe von Katastrophen begonnen, die gerade den kleinen Mann massenweise um sein sauer erworbenes Geld brachten. Die dadurch hervorgerufene Stimmung mußte sich unwillkürlich auch gegen den Grafen Lonyay richten, der als Finanzminister mit so beispielloser Geschicklichkeit den goldenen Strom der flüssig gewordenen Kapitalien in seine eigene Tasche zu leiten verstanden. Unter diesen Auspicien eröffnete der Kaiser am 4. Sept., unmittelbar vor seiner Abreise nach Berlin, den Reichstag in der ofener Königsburg. Die Thronrede erklärte für die Aufgabe des Parlaments: „auf Grund der verfassungsmäßigen Institutionen die Regelung der gesammten Staatsorganisation in einer, den Interessen der Nation und den Anforderungen der Neuzeit entsprechen- Weise fortzusetzen; die Fortentwickelung der geistigen und der materiellen Interessen nach jeder Richtung hin zu fördern". Zur Erfüllung dieser Mission bedürfe der Reichstag eine continuirliche, consequente und ausdauernde Thätigkeit; nicht minder sei es nothwendig, „daß das Abgeordnetenhaus unter Wahrung der Berathungsfreiheit stets regelmäßig und unbehindert seinem Berufe obliegen könne". Die Anspielung auf den Schluß der letzten Legislaturperiode, wo die Minorität das Haus vergewaltigt hatte, war deutlich genug. Neben einer Vorlage in dieser Richtung wurde wiederum eine Modification des Oberhauses angekündigt und mit klarem Hinweise auf die Wahlgesetznovelle, die im Frühjahre gescheitert war, betont: „Die Wahlbewegung habe neuerdings gezeigt, wie unumgänglich die Verbesserung der Mängel und die Ausfüllung der Lücken in den 1848er Wahlgesetzen erforderlich sei." Noch ward eine Reorganisation der Verwaltung zur Gewährleistung pünktlicher Ausführung der Gesetze urgirt und zum Schlusse die Hoffnung ausgesprochen, der Reichstag werde die ihm gegönnte günstige Friedenszeit auszunutzen verstehen, da „die freundschaftlichen Beziehungen zu den Mächten, deren die letzte

Thronrede gedachte, seitdem neue Bürgschaften für ihre Fortdauer und zunehmende Erstarkung erhalten haben". Trotz des Sessionsbeginnes hatte übrigens Lonyay vor der Hand Ruhe, da der Reichstag einstweilen nur die Mitglieder der Delegation — wiederum lauter Deákisten — wählte und dann vom 16. Sept. bis 24. Oct. die sechste Delegationssession in Pesth mit ihren Peripetien und weittragenden Entscheidungen in militärischen Dingen die Gemüther vollauf beschäftigte.

Die Delegationssession fand diesmal unter dem Zeichen einer Consolidirung der Friedenspolitik statt, die in der Drei-Kaiser-Zusammenkunft von Berlin ihren beredten Ausdruck erhalten. Den August hatte der Deutsche Kaiser wieder in Gastein zugebracht; gleichzeitig hatten auch die ersten Annäherungen zwischen Oesterreich und Rußland stattgefunden. Anfang Juli war Erzherzog Wilhelm nach Petersburg abgereist, um den russischen Manövern von Zarskoje-Selo beizuwohnen, und einen Monat später trat ein weiterer Austausch von Artigkeiten zwischen beiden Höfen ein, indem Franz Joseph I. zwei russischen Großfürsten österreichische Regimenter verlieh. Unter diesen Umständen waren die beiden Monarchen vom 8. Sept. an eine halbe Woche lang die Gäste Wilhelm's I. in Berlin. Da so die auswärtige Politik die ganze Situation beherrschte, war man um so unangenehmer überrascht, daß die äußerste Dürftigkeit des ersten Andrássy'schen Rothbuches den nachher zur Gewißheit gewordenen Verdacht erregte, es sei auf eine Beseitigung dieser Errungenschaft abgesehen. Der Ruhm der kaiserlich königlichen Diplomatie ist eben, Bismarck abzulauschen, wie er sich räuspert und wie er spuckt. Daher suchte auch Andrássy den Mann von Blut und Eisen, der sich so wegwerfend über solche parlamentarischen Rechenschaftsberichte geäußert, zu copiren, indem er den Delegationen nichts vorlegte als die Verhandlungen über die Ansprüche Frankreichs wegen Abänderung des Handelsvertrages mit Oesterreich. Uebrigens trug die feste Haltung, die Andrássy gegenüber den Zumuthungen des Hrn. Thiers an den Tag gelegt, sehr viel zur Befestigung der freundschaftlichen Beziehungen mit Deutschland bei, dem die Consequenzen dieser Entschiedenheit zugute kamen, da so auch Deutschland auf Grund des Frankfurter Friedensvertrages, der ihm die Vortheile der meistbegünstigten Nation zusicherte, alle jene Beneficien weiter genoß, die der Präsident der Republik sich vergebens bemühte Oesterreich zu entwinden. Wesentlich Neues war indessen auch an diesen Mittheilungen nicht. Schon im März hatte das deutsche wie das ungarische Ministerium sich dahin geeinigt, die Thiers'schen Anträge zurückzuweisen. Am 4. Juni hatte Banhans dem Reichsrathe officiell angezeigt, daß die wiener und pesther Regierung sich darüber verständigt hätten, die Verträge bis zu ihrem Ablaufe unverletzt zu bewahren und an den „unwandelbaren" Principien einer „rationellen" Zoll- und Handelspolitik festzuhalten, wie auch die meisten andern europäischen Staaten sie befolgten. Es habe daher Thiers' Ansuchen, die Erhebung eines Flaggenzolles, sei es im Zwischen-, sei es selbst nur im transatlantischen Handelsverkehr, zu gestatten, zurückgewiesen werden müssen. Ueber die Geheimnißtheorie des Rothbuches waren die Delegirten um so mehr erstaunt, als gleichzeitig die Forderung einer bedeutenden Erhöhung des Militäretats an sie herantrat. Gleich bei dem Empfange am 16. Sept. bereitete der Kaiser selbst die Herren darauf vor. „Die günstige Lage der auswärtigen Verhältnisse und die erfreulichen Beziehungen zu den Nachbarmächten", hieß es in der kaiserlichen Ansprache, „gestatten, die Ansprüche für das Heer auf jenes Maß zu beschränken, das für die Sicherheit der Monarchie und die Entwickelung der gesetzlich normirten Wehrkraft erforderlich ist." Ein weiterer sehr verständlicher Wink lag in den Schlußworten: „Die Vorlagen sind das Ergebniß einer gemeinsamen Berathung mit den Regierungen beider Reichshälften; sie beruhen auf gewissenhafter Prüfung und der gereiften Erfahrung der letzten Jahre." Andrássy

versäumte, der kaiserlichen Anrede entsprechend, denn auch nicht, den Delegationen ein rosenrothes Bild von der politischen Lage zu entwerfen, wie sie sich als Ergebniß der Drei-Kaiser-Entrevue gestaltet habe. Nicht nur sei der Frieden im allgemeinen gesichert, der Minister verstieg sich sogar bis zu der kühnen Behauptung, Rußland habe in Berlin feierlich alle panslawistischen Gelüste abgeschworen. Als jedoch die Delegirten von dieser idyllischen Schilderung Gebrauch machen wollten, um die Forderungen des Kriegsministers zu beschneiden, lenkte der Minister des Auswärtigen mit der komischen Ausflucht ein: nur der Vordergrund sei so friedlicher Natur, der Hintergrund könne darum immer einen kriegerischen Anblick darbieten. Den Kernpunkt der Verhandlungen bildeten natürlich die bedeutenden Mehrforderungen, die Baron Kuhn stellte; theils weil die Abstriche der letzten Jahre sich zu groß erwiesen, theils weil die Regierung mit der dreijährigen Präsenzzeit endlich Ernst machen wollte. Außer den Widersachern, die wie Rechbauer, Herbst, Brestel aus rein sachlichen Gründen von der Vermehrung des Militärbudgets zur Verlängerung der Dienstzeit und zur Erhöhung des Friedensstandes nichts hören wollten, hatte das Ministerium sich auch noch an Giskra einen wüthenden Gegner aus rein persönlichen Motiven geschaffen. Banhans hatte endlich verlangt, daß in Sachen der Lemberg-Czernowitz-Jassyer Eisenbahn einige Ordnung gemacht werde; und auf die dreiste Entgegnung des Generaldirectors Ritter Ofenheim von Ponteuxin, deren Tenor kurz darauf hinauslief: „Es bleibt alles wie es ist, und ich werde noch Generaldirector sein, wenn Excellenz längst nicht mehr Minister sind“, am 8. Oct. die Sequestration verfügt. Ofenheim, „der Mann mit der eisernen Krone, der eisernen Kasse und der eisernen Stirn“, heulte und der Verwaltungsrath Giskra schäumte vor Wuth über den Verlust der fetten Sinecuren. Giskra that seitdem der Regierung jeden Tort an, der sich mit seiner Stellung zur Verfassungspartei nur irgend vereinbaren ließ. So völlig hatte er den Kopf verloren, daß er z. B. dem Kriegsminister, als dieser bei irgendeinem Anlaß sagte, er habe in der Angelegenheit schon nach Wien telegraphirt, zurief: „Dabei hätte sich auch wieder ein Stück Geld sparen lassen, wenn Excellenz brieflich angefragt hätten!“ Noch ein anderes Motiv stimmte die Verfassungspartei den Ansprüchen des Kriegsministers wenig sympathisch. Ende September hatte zu Stanislau in Galizien der Monstreproceß gegen den Juden Nuchem Karmelin, seine Helfershelfer und Opfer wegen Conspirationen zur Umgehung des Wehrgesetzes begonnen. Die Art, wie die galizischen Juden förmlich Assecuranzgesellschaften bildeten, um die Mitglieder ihrer Gemeinden dem Militärdienste massenweise zu entziehen, hatte den Staat allerdings in einen Stand der Nothwehr versetzt. Die dira necessitas mochte entschuldigen, daß er Menschen wie Karmelin und dessen Spießgesellen als agents provocateurs kaufte, um Refractäre in das aufgestellte Garn zu jagen. Aber sehr bedenklich und gehässig erschien es, daß — nach Veranstaltungen, die der Landescommandirende General Graf Neipperg noch im Einverständnisse mit dem Grafen Taaffe, damaligen Minister des Innern und der Landesvertheidigung, getroffen — Stabsoffiziere und hohe Beamte, darunter auch Cavaliere, sich auf Befehl ihrer Vorgesetzten hatten hergeben müssen, als Genossen mit Nuchem Karmelin das Netz zu spannen, indem sie sich die Weisung gefallen ließen, in den Assentirungscommissionen die Rolle der Bestochenen zu spielen. Ja, vielfach entstand dabei natürlich die Frage, ob sie wirklich alle und immer nur eine „Rolle“ gespielt? Denn, wie der Delegirte Rosner in seiner Interpellation an den Kriegsminister bemerkte: wo ein so immenser Bestechungsapparat, eine über ein ganzes Königreich ausgebreitete und vortrefflich organisirte Verschwörung functionirte, da war doch unmöglich anzunehmen, daß dies kostspielige und mit jüdischen Fonds unterhaltene Institut zwecklos und ohne Resultat arbeitete? Den Bestechenden mußten zahlreiche Bestochene entsprechen, um so mehr, als ja der Staat sein unmoralisches Gebaren eben nur durch die Nothwendig-

keit, das Institut mit der Wurzel auszurotten, rechtfertigte. Warum also sah man auf der Bank der Angeklagten nur Bestechende und keinen einzigen Bestochenen? Wenn Ruchem Karmelin als agent provocateur zum Schein mit auf die Armesünderbank gesetzt war, wie kam es, daß alle die Militär- und Bezirksbeamten, die doch seine Mitschuldigen gewesen, nur als classische Zeugen vernommen wurden? Rosner's Interpellation in der erbländischen Delegation führte zwar zu gar nichts. Am 17. und 27. Oct. endeten die Verhandlungen in Stanislau mit der Freisprechung Karmelin's und mit Verurtheilungen von 36 Angeklagten zu vierzehntägiger bis einjähriger Kerkerstrafe. Allein das lemberger Oberlandesgericht gab Rosner halb und halb recht, indem es Mitte März 1873 umgekehrt Karmelin zu sieben Jahren Kerker verurtheilte, eine Reihe seiner Mitangeklagten freisprach und die Straferkenntnisse gegen eine andere Serie der Verurtheilten in ganz erheblicher Weise herabmilderte.

Am 24. Sept. gab Andrássy in dem Budgetausschusse der österreichischen Delegation ausführliche Aufschlüsse über den Stand der auswärtigen Verhältnisse. Seine Politik charakterisirte er als eine Fortsetzung derjenigen seines Vorgängers; höchstens sei ein Unterschied in dem Worte vorhanden, da er als eine „Politik mit gebundener Marschroute" bezeichnen möchte, was Graf Beust eine „Politik der freien Hand" genannt; der Zweck sei derselbe, Friede mit allen, zumeist mit den Nachbarstaaten. Abmachungen hätten zu Berlin weder stattgefunden, noch seien sie beabsichtigt gewesen; wohl aber habe der Meinungsaustausch zwischen den Ministern „zu dem vollkommen befriedigenden Resultate geführt, den aufrichtigen, guten Beziehungen zu dem neuconstituirten Deutschland durch den Besuch Sr. Maj. in Berlin einen klaren Ausdruck zu geben". Die „gewisse undefinirbare Spannung" mit Rußland habe einer vertrauensvollern Stimmung Platz gemacht, da sich herausgestellt, daß gewisse panslawistische Tendenzen in den maßgebenden Kreisen des Nachbarreiches keine Unterstützung fänden. Auf die freundschaftlichsten Beziehungen zu Italien lege Redner den größten Werth: auch seien dieselben vollkommen erhalten und beständen gegenseitig in vollem Maße. Den einzigen schwierigen Punkt bilde das Verhältniß Italiens zur Römischen Curie. Hier nun sei die wiener Regierung bemüht, durch vollkommene Offenheit ihre Ansichten annehmbar zu machen, ohne das berechtigte Nationalgefühl zu verletzen; diese Sprache begegne auf seiten der italienischen Regierung vollem Verständniß und aufrichtiger Würdigung. Der Türkei gegenüber wolle der Minister die alten bewährten Traditionen aufrecht erhalten; dies schließe aber nicht aus, daß Oesterreich mit den Vasallenstaaten des Sultans die besten Beziehungen aufrecht zu erhalten suche und an ihrem Gedeihen regsten Antheil nehme. Die Beziehungen zu allen diesen Ländern seien denn auch „sehr erfreulich"; selbst mit Serbiens Fürsten und Regierung stehe Oesterreich „auf freundschaftlichem Fuße"; nur eine gewisse Partei arbeite in Belgrad auf Verfeindung des Fürstenthums mit dem Kaiserreiche hin. Auf eine Anfrage Grocholski's verneinte Andrássy in der kategorischesten Weise, daß in Berlin von der galizisch-polnischen Frage die Rede gewesen. Dagegen beantwortete der Minister eine Interpellation in der Jesuitenfrage mit geschraubten und ausweichenden Worten: die Angelegenheit gehöre eigentlich nicht in sein Ressort. Den beschränkten Inhalt des Rothbuches rechtfertigte Andrássy mit der Bemerkung, daß er ein Feind der Geheimthuerei und ein Freund der Oeffentlichkeit sei — doch gebe es Dinge, die ohne Verletzung fremder Empfindlichkeiten nicht veröffentlicht werden könnten. Ebendiese friedliche Schilderung der Situation wurde denn vom Budgetausschusse der erbländischen Delegation dahin verwerthet, daß er, nach Rechbauer's Bericht, am 26. Sept. mit 16 gegen 4 Stimmen die Bewilligung der $3^3/_4$ Mill. Fl. ablehnte, welche Kuhn verlangte, um den Friedensstand der Armee so weit zu erhöhen, daß er alle Wehrpflichtigen volle drei Jahre, und nicht wie bisher nur zwei Jahre, ja zum Theil noch viel kürzere Zeit unter den Fahnen be-

halten könne. Dies war der Kern der Regierungsforderung; wenn der Minister sich darauf berief, daß ja das Wehrgesetz im Princip die Dienstzeit bei der Linie auf drei Jahre festsetze und keine Fixirung der Friedenspräsenzstärke dieser Bestimmung beschränkend zur Seite stehe, so entgegneten die Delegirten, daß eben in dem Geldbewilligungsrechte der Delegationen und in der Votirung der jährlichen Aushebung durch die beiden Parlamente die indirecte Normirung eines Maximums für die Friedenspräsenz liege. Herbst, Giskra, Brestel secundirten dem Referenten Rechbauer mit großer Energie. Auch das Plus von 192000 Fl. wurde gestrichen, welches der Kriegsminister gegen das Vorjahr für „höhere Commanden und Stäbe" verlangte. Es kam dabei zu heftigen Angriffen auf die Stelle des Armeeinspectors, die Erzherzog Albrecht bekleidete, und die nicht blos als überflüssig, sondern auch als unconstitutionell bezeichnet ward, weil sie die parlamentarische Verantwortlichkeit des Kriegsministers illusorisch mache. Der Ausschuß begnügte sich indessen mit der Pauschalabsetzung der 192000 Fl., ohne bezüglich des beanstandeten Postens eine specielle Entscheidung zu treffen. Auch zeigte das Plenum der österreichischen Delegation, daß ihre Misstimmung nicht Andrássy persönlich galt, indem es ihm am 3. Oct. den Dispositionsfonds in der vollen geforderten Höhe von 440000 Fl. votirte; Beust hatte sich zuletzt mit 260000 Fl. begnügt und selbst diese Summe nicht ohne Schwierigkeit erhalten; der Budgetausschuß der Erblande hatte 60000 Fl. gestrichen.

Weit entgegenkommender benahm sich die ungarische Delegation. Der Honvédausschuß bewilligte am 30. Sept. alles, nachdem Lonyay rundheraus erklärt hatte, er habe nach langen Kämpfen mit dem Kriegsminister in Gegenwart des Kaisers der Erhöhung zugestimmt; Ungarn müsse daher jetzt das Wort seines Ministerpräsidenten „mit beinahe unerschwinglichen Opfern" einlösen. Finanzminister Kerkápolyi gab zu, die jährlich wiederkehrende Summe von 3¾ Mill., von der 1¼ Mill. auf Ungarn entfielen, sei eine sehr bedeutende Ausgabe; indessen die Finanzlage Ungarns sei, wennschon nicht glänzend, doch nicht so schlecht, wie die Blätter sie darstellten. Der Minister hatte eben erst am 17. Sept. im Reichstage das Budget für Ungarn pro 1873 eingebracht, das wiederum ein Deficit von 62½ Mill. aufwies, eine Summe, die nachgerade stabil zu werden drohte, da sie genau so hoch war wie das Jahr zuvor! Andrássy fügte hinzu, daß mit dieser Erhöhung des Friedensstandes die Armeereorganisation ihren Abschluß erhalte; daß der gegenwärtige Etat, abgesehen von Preissteigerungen und Vertheuerungen der Lebensmittel, als ein Normalbudget betrachtet werden könne, mit dem der Kriegsminister sein Auskommen finde, und ließ, auf Antrag eines Delegirten, diese Erklärung nach ihrem ganzen Wortlaut in das Sitzungsprotokoll aufnehmen. Am 10. Oct. fand denn auch nach zweitägiger Debatte die Entscheidung im Plenum der österreichischen Delegation statt. Giskra, seit 1862 Hauptreferent über die Armeepräliminarien, signalisirte das Anschwellen des Heeresetats: 1869 habe der Truppenstand 215000 Mann betragen, heute belaufe er sich auf 251000 Mann; 1869 seien im Ordinarium 68⅓, im Jahre 1870 schon 70½, das Jahr darauf 76½, im Jahre 1872 über 79 Mill. für die Landmacht bewilligt worden; heuer würden 86 Mill. begehrt. Bei Berathung des Wehrgesetzes habe die Regierung einen Etat von 80½ Mill. in Aussicht gestellt, jetzt beanspruche man 5½ Mill. mehr. Herbst secundirte dem Antrage auf Ablehnung in ausführlicher Rede. Minister Kuhn bemühte sich namentlich zu beweisen, daß man die Ausgaben für die Armee nicht als unproductive betrachten dürfe, und erklärte auf ausdrückliche Ermächtigung des Kaisers dieses Präliminar für ein Normalbudget. Auch Graf Andrássy wiederholte aufs bestimmteste die Erklärung: „Die diesjährigen Anforderungen der Kriegsverwaltung sind als ein fester Rahmen eines Normalbudgets für das gesammte Ordinarium zu betrachten." Namentlich aber fühlte er sich verpflichtet, dem Baron Kuhn gegen diejenigen Angreifer zu Hülfe zu kommen, welche seine eigenen frühern Friedenshymnen als Argument für die

Zulässigkeit von Ersparungen an der Wehrkraft ausnutzten. „Principiell könnten die Aeußerungen des auswärtigen Ministeriums niemals die Grundlage für die Organisation der Armee bilden; er verwahre sich dagegen, als wohne dem Minister des Aeußern wie einer Art Laubfrosch der Instinct inne, Witterungsveränderungen zu prognosticiren; gerade ein solcher Minister müsse doppelt vorsichtig sein, weil er die schwarzen Wolken, indem er sie anzeige, zugleich anziehe; von dem Gesagten nehme er kein Wort zurück, aber niemand dürfe daraus die Consequenz herleiten, als ob er im Stande sei, den europäischen Frieden auf Jahre hinaus zu garantiren." So wurden denn die Forderungen des Kriegsministers mit 32 gegen 24 Stimmen bewilligt; aber die Majorität bestand diesmal aus den Herrenhausdelegirten, den Polen, den südländischen Föderalisten und den Glaubenseinheitlichen, welche die eigentliche Verfassungspartei unter Herbst, Giskra, Rechbauer niedergestimmt. Zum zweiten male, und diesmal in einer Frage, an welche die Militärpartei alles zu setzen entschlossen war, hatten die Deutsch-Liberalen das Ministerium im Stiche gelassen, und als Retter in der Noth erwiesen sich die Todfeinde der Staatsgrundgesetze. Selbst die verfassungstreue Presse in Wien und den Provinzen fand es höchst unzeitgemäß, daß die Partei das Ministerium in einer Frage, worin dieses sich offenbar dem Kaiser gegenüber engagirt, und in einem Augenblicke, wo es an die Durchsetzung der Wahlreform gehen müsse, preisgegeben habe. Noch viel tiefer war der Eindruck bei Hofe. „Jetzt haben die Polen sich ihren Landsmannminister herausgeschlagen", sagte Minister Unger gleich nach der Abstimmung — damit aber hätte das Cabinet für die ganze Action der Wahlreform einen Spion und Verräther in seinem Schose gehabt. Nur sehr allmählich, nur mit Hülfe der ebenso energischen wie discreten Unterstützung Andrássy's, nicht ohne die großen Fehler, welche die Polen späterhin selbst mit ihrer Losung: „Alles oder Nichts", begingen, gelang es, an maßgebender Stelle der Ueberzeugung Eingang zu verschaffen, daß ja auch das Votum vom 10. Oct. im Grunde ein Beschluß der Verfassungspartei sei; denn die 20 Pairs, die den Kern der Majorität gebildet, gaben jedenfalls an Feindschaft gegen den Föderalismus der Fraction Herbst-Giskra nichts nach, und um diesen Kern, dem sich auch noch die paar Großgrundbesitzer von der Delegation des Abgeordnetenhauses angeschlossen, hatten sich eben nur die sieben Polen mit ein paar Südländern und Schwarzen gruppirt. Am 19. nahm die ungarische Delegation das Militärbudget einstimmig an, und am 24. Oct. ward die Session geschlossen. Der Reichsetat für 1873 betrug, einschließlich aller Nachtragsforderungen, 112 Mill. Fl., worunter 98¼ Mill. für das Landheer und 10 Mill. für die Flotte. Nach Abzug von 5 Mill. eigener Einnahmen des Kriegsministeriums und von 15½ Mill. Zollerträgniß blieben daher noch 91½ Mill. zu decken, an denen die Quote der Erblande 64 Mill. und die der zur Stephanskrone gehörigen Gebiete 27½ Mill. betrug.

Ruhiger ging in Cisleithanien die Landtagssession vom 5. Nov. bis 6. Dec. vorüber. Die Wahlreform warf ihre Schatten voraus und die Provinzialstände begannen zu fühlen, daß sie sich fortan auf die Landesangelegenheiten zu beschränken hätten. Vergebens hatte ein Congreß, den die föderalistische Partei am 8. und 9. Oct. in Wien abgehalten, dem staatsrechtlichen Hader frische Nahrung zuzuführen gesucht. Sie taufte sich auf demselben zur Reichspartei um und begann, jene Metamorphose mit sich selber vorzunehmen, kraft deren sie, um ihre Stellung bei Hofe zurückzuerobern, das staatsrechtlich-nationale Programm in den Hintergrund schob, dafür aber in den Schul- und Kirchenfragen die klerikalen Interessen als die Hauptsache hinstellte. Die Fundamentalartikel wurden in dem neuen Abkommen mit keiner Silbe mehr erwähnt, dagegen die Ordnung der Landes- und Reichsverfassung auf christlicher Grundlage scharf betont. Indessen ward das Recht der Legislative virtuell den Landtagen im Verein mit der Krone vindicirt, jedoch hauptsächlich nur um der Concordatsgesetzgebung uneinnehmbare Festungen zu sichern.

Denn wenn für gemeinsame Angelegenheiten eine Delegirtenversammlung der Landtage mit einem verantwortlichen Ministerium concurrirte, so sollten im Rathe der Krone auch Landesregierungen vertreten sein, die nur den Landtagen verantwortlich sein würden. Und während der Kreis der gemeinsamen Angelegenheiten gar nicht definirt ward, wurde weitläufig festgesetzt, daß alle Schul-, Kirchen- und Nationalitätenfragen auf den Landtagen zu lösen seien und daß eine durchgreifende Abänderung der bestehenden Gesetzgebung in diesen Dingen wesentliches Bedürfniß sei. Einen eigentlichen Skandal in dem beliebten Pfaffengenre setzten nur die Vertreter der Glaubenseinheit unter Baron Giovanelli zu Innsbruck in Scene, und die schwächliche Achselträgerei des Statthalters Grafen Taaffe ließ denselben üppig ins Kraut schießen. Unterstützt von der klerikalen Majorität, weigerte Rapp sich, dem Rector der innsbrucker Universität Ullmann das Gelöbniß abzunehmen, weil dieser der philosophischen und nicht der, durch das Jesuitencollegium repräsentirten theologischen Facultät entnommen war. Ueber den betreffenden Stremayr'schen Erlaß, den wir oben erwähnten, stand jedenfalls nur der Universität ein Recht der Cognition zu; daß der Landtag sich eine Controle darüber anmaßte, wie eine Virilstimme in seiner Mitte von der competenten Körperschaft besetzt war, überstieg denn doch alle Begriffe. Dessenungeachtet beharrte die Mehrheit des Landtages dabei, daß sie den Saal verlassen werde, wenn die Regierung auf der Zulassung Ullmann's bestehe. Leider ermöglichte Taaffe's halbschlächtiges Benehmen es den Ultramontanen, die Versammlung zu sprengen, indem sie der Prorogirungsordre gegenüber das Prävenire spielten. Statt die Session sofort zu schließen, sodaß nach Auflösung des Landtages alsbald directe Reichsrathswahlen hätten angeordnet werden können, wobei statt einiger von den frühern Abgeordneten, die ihre Mandate sammt und sonders niedergelegt, jedenfalls ein paar Verfassungstreue in das Haus gekommen wären, sprach er ausdrücklich den Wunsch aus, daß man zunächst die Wahler vornehme, die denn auch alle wieder auf die alten Renitenten fielen, genau so wie in Vorarlberg. Dann erst forderte Taaffe den Präsidenten auf, seiner Pflicht nachzukommen und Ullmann zu vereidigen, da die Prüfung eines Virilstimmenmandats den Kreis der Landtagsrechte überschreite. Aber auch jetzt noch ließ er zu, daß die Sitzung sogleich geschlossen ward, damit man die Erklärung der Regierung in Erwägung ziehen könne. Als darauf am 17. Nov. Taaffe in allerhöchstem Auftrage die Session schloß, konnte er diese Weisung nur noch der liberalen Minderheit insinuiren. Die Maßregel war wirkungslos und überflüssig, da die glaubenseinheitliche Mehrheit bereits die Versammlung beschlußunfähig gemacht, indem sie dem Statthalter schriftlich angekündigt, sie werde keine Sitzung besuchen, an der Ullmann theilnehme. Es zeigte sich auch bei diesem Anlasse wieder, daß kein Ministerium der Welt die Ermächtigung erhält, der klerikalen Opposition der „Hoftirolerei" mit derselben Elle zu messen, wie den Czechen und selbst den Feudalen.

Die übrigen deutschen Landtage verwendeten die Session fruchtbringend für ihre Landesangelegenheiten. Der Landtag von Niederösterreich erhöhte die Zahl seiner Mitglieder um 14, von denen 7 auf das arg zurückgesetzte Wien, 7 auf das flache Land entfielen, und bewilligte das 63-Millionen-Anlehen, das der Gemeinderath von Wien behufs der Donauregulirung und der großen Bauten aufzunehmen beschlossen. Dagegen setzte Bürgermeister Felder es durch seine Bemühungen unter den Collegen im Landtage durch, daß die vom wiener Gemeinderathe mit großer Majorität angenommene Aufhebung des Dreiklassensystems für die Communalwahlen mit 37 gegen 27 Stimmen — es fehlten nur die beiden Bischöfe von Wien und Sanct-Pölten in der Sitzung — verworfen ward. Die ostensibeln, übrigens keineswegs unstichhaltigen Gründe der Majorität gegen das neue Gemeindestatut waren: daß man durch Beseitigung der Steuerabstufungen ein gefährliches Präjudiz liefere, kraft dessen einmal eine verfassungsfeindliche Regierung anderswo in einer

großen Stadt, z. B. in Brünn, die Deutschen im Wege des allgemeinen Stimmrechtes durch slawische Arbeiter oder Proletarier niederstimmen lassen könne, und daß eine Aufhebung des Gruppensystems gerade jetzt am wenigsten an der Zeit sei, da nur durch Aufrechthaltung desselben der Großgrundbesitz für die Wahlreform zu gewinnen sei. Einmal das Gruppensystem für die Großcommune Wien beseitigt, was wolle man jenen demokratischen Doctrinären antworten, die das suffrage universel auch für Landes- und Reichswahlen verlangen? Hier wie in Kärnten wurden nahezu einstimmig Petitionen an den Reichsrath um Ausweisung der Jesuiten oder doch um ein Verbot gegen deren Einwanderung beschlossen. In Wien zog der Klerikale, der dagegen sprach, sich einen Ordnungsruf zu, indem er Joseph II. „einen Schwachkopf" nannte. In Oberösterreich und Salzburg hob der Landtag das Schulgeld auf gegen die Einsprache der Bischöfe und der Ultramontanen. In Linz eiferte Rudigier in endloser Jeremiade: man springe mit beiden Füßen in den Communismus; der Schulzwang sei viel ärger als alle Christenverfolgungen unter Nero und Diocletian, denn man wolle die Aeltern nöthigen, ihre Kinder in Anstalten zu schicken, wo dieselben Gefahr am Glauben liefen. Wie in Oberösterreich gegen den Widerspruch der Klerikalen, so wurden in Steiermark und Schlesien die Ersatzwahlen in den Reichsrath für dimissionäre Abgeordnete gegen den Protest der Slowenen, resp. der Czechen und Polen vorgenommen. In Krain erließ der slowenische Landtag wirklich eine heftige Adresse gegen die drohende Wahlreform. In Zara verließ schon am 12. Nov. die verfassungsfreundliche Partei der italienischen Autonomisten den Landtagssaal, weil die südslawische Majorität ihr Uebergewicht wie früher zur offenen Vergewaltigung der Minorität misbrauchte. Infolge der Zusagen, die der Majorität von der Regierung gelegentlich des Nothwahlgesetzes gemacht waren, erwies sich indessen auch diese leidlich gouvernemental. Im Süden Dalmatiens gärte immerhin noch der alte widerspenstige Geist, der sich vor drei Jahren im offenen Aufstande Luft gemacht; wie die Blätter meldeten, hatten die kaiserlichen Gerichte dort nichts zu thun, weil die Bocchesen es vorzogen, ihre Streitigkeiten jenseit der Grenze vor den Tribunalen von Montenegro auszutragen. Die Landtage von Görz, Triest und Istrien verhielten sich diesmal gleichfalls vollkommen ruhig, und der verfassungstreue Landtag der Bukowina zeigte nicht die geringste Lust, etwaigen föderalistischen Passionen der Polen zu secundiren. Demgemäß ließ denn auch der lemberger Landtag, zwar nicht wie Goluchowski dem Cabinet versprochen, den staatsrechtlichen Hader ganz ruhen, aber er begnügte sich mit einer sehr zahmen Adresse, die am 23. Nov. beschlossen ward. Dieselbe protestirte allerdings wider die directen Reichsrathswahlen und erinnerte an die alte Resolution von 1868, die noch immer unerledigt geblieben. Allein er wagte nicht weiter zu gehen, ja nicht einmal die Regierung um Einbringung des Ausgleichselaborats, das der Verfassungsausschuß zu Stande gebracht, zu ersuchen. War dem Ministerium nicht damit gedient, die Frage wegen Einbeziehung Galiziens in die Wahlreform zu Lemberg einer aufregenden Discussion unterzogen zu sehen, so hatten die Polen noch weniger Lust, sich mit dem Kopfe an die Wand drängen zu lassen, sodaß sie durch ein Votum ohne Hörner und Zähne beweisen mußten, wie sie nur die Verfassung durchlöchern, aber keineswegs ein definitives Abkommen eingehen wollten. Eine ruthenischerseits beantragte Resolution zu Gunsten directer Reichsrathswahlen ward allerdings mit 101 gegen 19 Stimmen verworfen; allein damit war die Agitation draußen nicht lahm gelegt. Die polnischen Herren wußten nur zu gut, wie wenig ihre Adresse zu bedeuten habe, da die Deutschen und Juden so wenig davon hören wollten, wie die polnischen Bauern. Die Ruthenen aber, d. h. die große Majorität der galizischen Bevölkerung, hatten schon seit Ende August Meetings im ganzen Königreiche organisirt, denen eine Reihe von den Führern angenommener Resolutionen vorgelegt werden sollte. Das neue Agitationsprogramm verlangte die Theilung

Galiziens in zwei Administrationsgebiete von Krakau und Lemberg mit ihren Landtagen, sowie eine Revision des Wahlstatuts und volle Gleichberechtigung der russinischen Sprache in Amt und Schule für ganz Ostgalizien; sodann Aufhebung der Bezirksvertretungen und Bezirksausschüsse, die, nach Art der ungarischen Comitatsbehörden, ein wichtiger Hebel der polnischen Suprematie geworden waren; ferner totale Reorganisation der Schulbehörden zu Gunsten der Ruthenen; hauptsächlich eine gründliche Durchsicht der ganzen materiellen Gesetzgebung über Robot-, Fronen- und Servitutenablösung, über Beiträge zu Straßen- und Kirchenbauten, über die Pfarrerpräsentation, endlich, wol aus Anlaß des Processes Karmelin, abgesonderte Rekrutirung der Israeliten und eigene Berechnung der auf sie entfallenden Rekruten.

Die Landtage von Prag und Brünn cassirten die Mandate der ausbleibenden 84, resp. 31 Declaranten und Feudalen. Als vorher zwei Declaranten im böhmischen Landtage erschienen waren, verlangte der Präsident von ihnen sofort die Ablegung des Gelöbnisses auf die Verfassung, sodaß die Herren es vorzogen, sich zurückzuziehen. Desgleichen wies das Haus die Zumuthung Skrejschowski's und Gregr's ab, sich für die Freilassung dieser beiden Declaranten während der Sessionsdauer, weil sie nominell Landtagsmitglieder waren, zu verwenden. Im übrigen beschäftigte sich der mährische Landtag mit einem Gesetze über die Wahlkreise, das einer Wiederholung des Schäffle'schen Experiments, die Deutschen an czechische Bezirke aufzutheilen, vorbeugen sollte. In Prag machte man ein Gesetz, das die Wählerrechte im Großgrundbesitz regelte und einer zweiten Auflage der Güterverkäufe vorbeugte, indem namentlich das Wahlrecht an die mindestens einjährige Dauer des Gutsbesitzes geknüpft ward. Auch nahm man am Schulgesetze praktische Aenderungen vor, die selbst den Beifall der Jungczechen fanden. Je länger die Regierung in ihrer ruhigen Reserve verharrte und sich begnügte, lediglich die Ordnung in Böhmen aufrecht zu halten, im übrigen aber die czechische Opposition ganz sich selber überließ und namentlich auch nicht im entferntesten den Gedanken an einen Ausgleich Vorschub leistete, sondern blos das Gesetz handhabte, desto schneller löste die Opposition sich in ihre feudalen, nationalen, klerikalen Schattirungen und Atome auf. Die Czechen schimpften auf Clam-Martinic, der seinen Einfluß bei Hofe nicht gehörig benutzt habe, und auf die ganze Aristokratie; der Graf entgegnete: Skrejschowski's Halsstarrigkeit sei an allem Unheil schuld. Der Jungczeche Sladkowski beschuldigte den Altczechenführer Rieger der Doppelzüngigkeit, und die Nationalen decretirten zum Aerger des Klerus, der passive Widerstand gegen die Schulgesetze sei kein Artikel des staatsrechtlichen Programms. So fingen denn die Czechen allerorts an, in die Schulräthe zu wählen, und als vom 9. bis 12. Dec. der Proceß wegen des Attentats gegen den Statthalter mit der Verurtheilung zweier Angeklagter zu sechs und zwölf Jahren schweren Kerkers endete, wurde Baron Koller bald eine so populäre Persönlichkeit, daß er nach Weihnachten aus den czechischen Gemeinden Böhmens häufig und immer häufiger mit Ehrenbürgerrechtsbriefen förmlich überschüttet ward. Der Umschwung war ebenso allgemein wie entschieden und nachhaltig.

Inzwischen hatte in Ungarn den Grafen Lonyay bereits „das Verhängniß" ereilt — weniger aus Anlaß irgendeiner äußern Schwierigkeit, als weil die heillose Misachtung, in die ihn seine auri sacra fames bei allen Parteien gebracht, der Opposition den Angriff in derselben Maße erleichterte, wie er der Rechten die Vertheidigung erschwerte. Die Versuche, durch eine Verständigung zwischen der gemäßigten Linken und dem liberalen Gros der Deákisten eine starke Reformpartei zu bilden, waren bei Beginn der Session abermals gescheitert. Von den beiden Führern der Opposition stellte Tisza nach wie vor die staatsrechtliche Frage derart in den Vordergrund, daß er zur Vorbedingung einer Annäherung immer in der einen oder andern Form die Annullirung des ganzen Ausgleiches machte: sein College Ghyczy, obschon ruhiger und Deák persönlich befreundet, hatte noch

nicht die Kraft gewonnen, sich von der Supremacie Tisza's zu emancipiren. So kam es denn gleich bei der Adreßdebatte, die sich vom 28. Sept. bis zum 11. Oct. hinschleppte, zu einem heftigen Rencontre zwischen Lonyay und Tisza: der Ministerpräsident ward hart in Sachen der „Familienbahnen" mitgenommen und scharf angegriffen, weil er selbst in seiner neuen Stellung als Premier sich nicht zur Niederlegung seiner Verwaltungsrathsstellen hatte entschließen können. Sennyey's Auftreten zeigte deutlich, daß die Altconservativen ihre Stunde nahe glaubten: und sie mochten so unrecht nicht haben, wenn auch der Baron mit seiner Rede wie ein schlecht dressirter Jagdhund viel zu früh vorprallte. Unter andern Verhältnissen hätte die gravitätisch aufgeblasene Rede Paul Sennyey's, worin er am 7. Oct. erklärte, das Land erwarte von ihm die Erfüllung einer Mission, einfach komisch wirken müssen. In einer Situation aber, wo die Rechte sich nur widerwillig zur Unterstützung des Cabinets commandiren ließ und die, seit Andrássy's Abberufung nach Wien sichtlich immer weiter um sich greifende Anarchie mitsammt dem finanziellen Ruin in ihrem Gefolge, der Masse selbst eine Art conservativer Dictatur, bei Wahrung der parlamentarischen Formen, nicht mehr geradezu unerträglich erscheinen ließ: da machte Sennyey's Speech, der sich offen als ein Ministerprogramm gab und auch als solches aufgefaßt ward, einen großen, wenngleich nur vorübergehenden Eindruck. Zur Sache wußte er allerdings absolut nichts vorzubringen, als die alten landläufigen Redensarten, daß die Altconservativen von Reaction und Revolution gleich weit entfernt seien, daß er „ausführbare" Reformen anbahnen wolle u. s. w. Worin aber diese letztern bestanden, oder welche Mittel er anzuwenden dachte, um die von aller Welt begriffene Nothwendigkeit einer Herstellung des finanziellen Gleichgewichts zu realisiren, darüber verwies er auf seine spätern Reden. Die praktische Bedeutung des ganzen Vortrags lag darin, daß er, ohne mit der Deák-Partei zu brechen, doch der Linken die Hand hinstreckte; bei seinen Reformen — so weit lüftete er den Zipfel des Schleiers, der dies tiefe Geheimniß bedeckte, schon jetzt — werde er sich nicht auf eine Fraction stützen, sondern die Mitwirkung aller Patrioten acceptiren, denen das Wohl des Vaterlandes über selbstische Parteizwecke ginge. Hoch spitzte die Opposition die Ohren, sie jubelte dem Redner zu, weil sie ganz richtig verstand, daß die Altconservativen nicht abgeneigt wären, mit den Radicalen ein Halbpartgeschäft zum Sturze des Ministeriums Lonyay und zur Sprengung der verhaßten Rechten zu entriren. Aber auch Deák war klug genug, Sennyey zu seinem großen Erfolge recht demonstrativ zu gratuliren. Es gab wol kaum ein besseres Mittel, diesen Succeß abzuschwächen. War es doch schon an sich eine Impertinenz, daß die Devise, man müsse das Wohl Ungarns über die Parteiprincipien stellen, gerade von der Fraction proclamirt ward, die bei den Wahlen zuerst es offen ausgesprochen, daß ihre Mitglieder erst Katholiken, d. h. Parteimänner schroffster Färbung seien, ehe sie sich als Patrioten fühlten. Von den beiden Adreßentwürfen, die dem Hause von seiten der Rechten und der Opposition unterbreitet waren, wurde der deákistische mit 185 gegen 101 Stimmen angenommen. Von dieser Zeit an aber datirt das Kokettiren des Fähnleins der Altconservativen mit der Linken. Wo das irgend möglich war, ohne schroff mit der Rechten zu brechen, und aus dem Deák-Club, dem sie immer noch angehörten, zu scheiden, unterstützten sie die Radicalen; wo das nicht anging, blieben sie der Sitzung fern oder verschwanden vor der Abstimmung. Trotzdem war die Ligue der Altconservativen, Männer des linken Centrums, Radicalen und Nationalen eine zu unnatürliche, als daß sie Lonyay hätte gefährlich werden können, wenn ihm nicht eben das Urtheil der eigenen Partei das Grab gegraben. Ohne die geringste Schwierigkeit fertigte er die Interpellation Miletic wegen der belgrader Vorgänge am 12. Oct. ab: nur den Corporationen, nicht einzelnen Individuen sei die Betheiligung an den Festlichkeiten untersagt worden; die zwei Inhaftirten, deren Miletic sich annahm, seien wegen Majestätsbeleidigung angeklagt.

Ein Erfolg war es doch am Ende auch, daß vom 1. Nov. die Militärgrenze definitiv in die ungarische Civilverwaltung überging. Seitdem erfolgt die Bedeckung des gemeinsamen Budgets in der Art, daß nach Abzug der eigenen Einnahme aus den verschiedenen Reichsministerien und des reinen Zollerträgnisses, von dem übrigbleibenden Erforderniſſe Ungarn 2 Proc. übernimmt; der Rest wird dann durch die Matricularbeiträge im Verhältniſſe von 70 zu 30 gedeckt. Die Begleichung von Nachtragscrediten für die Militärgrenze hatten die Delegationen in der Schwebe lassen müssen, da die Erblande dieselben in das ungarische Budget verweisen, die jenseitigen Delegirten sie in das gemeinsame Präliminare aufnehmen wollten. Es bildete das auch für die nächsten Delegationen einen Differenzpunkt; allein derselbe war zu nebensächlicher Natur, um die Genugthuung über die Erledigung dieser Angelegenheit zu stören. Die klerikalen Hetzereien konnten Lonyay gleichfalls nicht viel anhaben. Wol unterwarf sich auch der letzte Bischof, der sich bisher geweigert hatte, das famose sacrificio del intelletto zu vollziehen; der glänzende Redner der Concilsminorität, Stroßmayer von Diakovar, passirte das Caudinische Joch der Unfehlbarkeitslehre Ende October und verkündete um Weihnachten in Kroatien die Concilsbeschlüsse, jedoch ohne irgendeine provocirende Spectakelmacherei — und die Misachtung des placetum regium stillschweigend hinzunehmen, war die pesther Regierung seit lange gewohnt. Ein grimmiges Fiasco aber zog sich gar der Erzbischof von Kalocsa, der famose Haynald zu, als er Mitte November in der pesther Comitatscongregation zu Gunsten der Jesuiten Propaganda machen wollte. Die Municipien von Arad und Hermannstadt hatten das hauptstädtische Comitat ersucht, ihre Petition an den Reichstag gegen die Jesuiteneinwanderung zu unterstützen. Zwei Stunden perorirte Haynald über die großen Verdienste des Ordens um Ungarn: Bismarck vertreibe die Jesuiten nur, „um Deutschland im Protestantismus zu einigen". Die Antwort auf dieses Geschwätz war, daß die Congregation ohne weitere Debatte einstimmig unter stürmischem Jubel beschloß, eine eigene Petition an den Reichstag um strenge Ausführung der alten Gesetze zu richten, die den Ordensmitgliedern den Aufenthalt in Ungarn verbieten. Das Loch im Budget endlich stopfte Anfang November ein Anlehen von 54 Mill. zum Curse von 74; und das vorläufige Abkommen vom 26. Oct. über die Bankfrage kam Ungarn nicht minder zu statten. Die Nationalbank erhöhte sofort die Dotationen ihrer ungarischen Filialen um 4 Mill. — wofür Ungarn die Einheit der Währung für die gesammte Monarchie als ein über jede zukünftige Discussion erhabenes Princip anerkannte. Jede Einrichtung, die jene Einheit stört, oder die Einleitung von Verhandlungen über die Privilegiumsverlängerung der Nationalbank verhindert, ist von vornherein ausgeschlossen. Commissarien beider Regierungen sollen mit Bevollmächtigten der Nationalbank zusammentreten, um auf diesem Grundsatze der einheitlichen Banknote für beide Reichshälften eine neue, auch die 80-Millionen-Schuld regelnde Bankacte zu entwerfen.

Das Ungewitter, das über Lonyay's Haupt hereinbrach, hatte mit allen diesen Dingen nicht das Geringste zu thun: es war ausschließlich die Vermischung von Staats- und Privatgeschäften, die den Mann unmöglich machte. Schon im Laufe der Adreßdebatte hatte Helfy (recte Helfert) gewisse Geldmanipulationen, die bei Contrahirung der verschiedenen Anlehen mit einem nicht allzu gut beleumdeten Agenten Levay ausgeführt worden und die in den Zeitungen lebhaft discutirt wurden, auf der Tribüne des Unterhauses zur Sprache gebracht. Damals aber, am 7. Oct., war Finanzminister Kerkápolyi für Lonyay in die Bresche getreten: dem starren Calvinisten, dem steif-doctrinären Professor aus Papa wagte niemand zu widersprechen, als er rundweg jede geschäftliche Beziehung der Regierung zu Levay in Abrede stellte. Tag um Tag sechs Wochen später aber führte ein durch und durch anrüchiger Geselle der äußersten Linken den Schlag direct gegen Lonyay, den der Blitz wie aus heiterm Himmel traf. Wer die feudalen Jesuiten

vom Schlage der Apponyi und Széchen bei Schmerling's Sturze hatte operiren sehen, der konnte auch nicht einen Augenblick zweifeln, daß der Angriff Csernatonyi's, der die Gelegenheit zum Zanke mit den Premier förmlich vom Zaune brach, ebenso mit ihrem Gelde erkauft war, wie damals gewisse Invectiven gegen den Staatsminister, welche die Demokraten im Reichsrathe zum besten gaben. Für die Entscheidung der fiumaner Processe war ein in Fiume geborener Richter, der natürlich kein Wort Ungarisch konnte, als Beisitzer an die königliche Tafel nach Pesth berufen worden. Bei seiner Beeidigung ward die alberne Farce aufgeführt, daß Batagliarini den Schwur auf magyarisch Silbe für Silbe wie ein Papagai nachplappern mußte. Was aber nun weiter? Da die Ungarn keine Silbe Italienisch verstanden, blieb nichts übrig, als Batagliarini in deutscher Sprache referiren zu lassen, die den Herren allen zusammen gleich geläufig war. Dies crimen laesae majestatis brachte nun am 18. Nov. Csernatonyi — ein enragirter Deutschenfresser, der unter Bach wegen Banknotenfälschung verurtheilt und vorher von der ungarischen Emigration in Paris als bezahlter Polizeispitzel protokollarisch gebrandmarkt war — auf der Tribüne zur Sprache. „Die Regierung", schrie er wie ein Besessener, „fördert die Germanisation; sie ist so wenig ungarisch, daß sie keine Existenzberechtigung hat; denn daß die Minister sich Güter kaufen und Häuser bauen, ist keine Existenzberechtigung." Leichenblaß sprang Lonyay auf, um sich sofort, nach Luft schnappend, wieder in seinen Fauteuil fallen zu lassen. Denn der Klopffechter von der äußersten Linken hatte insofern seinen Zeitpunkt richtig gewählt, als es eben wieder einmal „das Verhängniß so mit sich gebracht", daß der Minister Lonyay dem Privatmanne eine Million zu verdienen gegeben. Alle Journale besprachen das Ereigniß, daß der Staat die vajda=hunyader Kohlenwerke gerade verpachten mußte, sobald Lonyay die umliegenden Waldungen erworben, auf welche der Pachter bei dem Holzbezuge angewiesen war. In furchtbarer Aufregung scharten Gruppen von Deákisten sich um den Ministertisch unter lauten Rufen: „Zur Ordnung!" Auf die Aufforderung des Vicepräsidenten Perczel, der den Vorsitz führte, zu präcisiren, fuhr Csernatonyi, jetzt Lonyay persönlich scharf ins Auge fassend, fort: „Gut, so will ich präcisiren! Ich sage, daß in Ungarn sich jedermann bereichern darf, jedoch Minister nicht ohne Misdeutung. Hier jedoch ist die Sache umgekehrt; hier wird jedermann arm und die Minister bereichern sich." Nun brach der Sturm erst recht los: „Das ist eine Schmach! das darf nicht geduldet werden!" klang es von rechts her — „Gschaftelhuber, Wucherer!" schrie die Linke Lonyay ins Gesicht. Endlich hatte sich dieser so weit erholt, um die Worte herauszubringen: „Gegen die Art der Verdächtigung, die sich hier einbürgert, erhebe ich mich; auf den Angriff selbst habe ich nichts zu erwidern, meine Antwort ist die Verachtung! Ein solcher Mensch, wie der Herr Abgeordnete, dessen Vergangenheit ich nicht ventiliren will, wagt es, gegen ein in solch reiner und ehrlicher Arbeit verbrachtes Leben, wie das meine, derlei Anklagen vorzubringen — darauf habe ich nur Eine Antwort, die Verachtung!" Csernatonyi gab zum Schlusse zu, daß sein hitziges Temperament ihn vielleicht *etwas zu heftig* habe sprechen lassen; jetzt aber erkläre er dem Ministerpräsidenten *ganz ruhig*, daß seine Antwort nun die gleiche sein könne, die Verachtung — sowie Graf Lonyay gesprochen, so spreche kein anständiger Mensch. Unter furchtbarer Aufregung ging das Haus auseinander. Lonyay ward halbkrank nach Hause gebracht und ließ sogleich der Deákisten=Conferenz, die im Ständesaale selbst abgehalten ward, seinen sofortigen Rücktritt anzeigen, falls ihm nicht vollständige Satisfaction zutheil werde. Auch seine Collegen beschlossen auf der Stelle, solidarisch für ihn einzustehen. Bald genug indessen konnte die Opposition sich überzeugen, daß die Deák=Partei Lonyay fallen lassen werde, sobald sich ihr ein Ausweg eröffne, das mit Ehren zu thun. Schon am 20. verweigerte der Deák=Club dem Conseilpräsidenten jede persönliche Genugthuung: es sollte eben nur Korizmics einen, durch den tadelnden Hin-

weis auf Csernatonyi's Benehmen motivirten Antrag einbringen, die Hausordnung zur Verhütung der Wiederholung ähnlicher Skandale zu revidiren. Am 25. wurde dieser Antrag einstimmig angenommen, aber erst nachdem er durch Amendirung zu dem berühmten Messer ohne Klinge, dem das Heft fehlte, verballhornt worden war. Csernatonyi hatte nämlich ein pater peccavi gesagt: er sehe ein, eine Rüge verdient zu haben; und darauf hin hatte Lonyay selbst die Streichung der erwähnten Motivirung großmüthig verlangt. Auf Tisza's Vorschlag ward auch die Anspielung auf die Episode am Ausgange der letzten Session, welche die Nothwendigkeit, den Schluß der Debatte zu gestatten, so recht deutlich illustrirt hatte, fortgelassen. So blieb denn nichts weiter übrig, als ein ganz indifferenter Antrag auf Durchsicht der Geschäftsordnung, wie die Linke ihn von vornherein beabsichtigt. Daß Lonyay sich durch dieses Compromiß unmöglich halten könne, sah er selber ein: schon am 30. beantwortete Pauler die Interpellation Simonyi's wegen der umlaufenden Gerüchte von einer Ministerkrisis dahin, die Sache sei zur Mittheilung noch nicht reif genug. Aber bereits am 2. Dec. darauf konnte Präsident Bitto dem Hause anzeigen, daß am vorhergehenden Tage, einem Sonntage, Lonyay in Gödöllö gewesen sei, um den Kaiser die Dimission des gesammten Cabinets zu überreichen und daß dieselbe formell angenommen sei. Denn materiell war nur der Premier entlassen, da augenblicklich Handelsminister Szlávy mit der Neubildung der Regierung betraut ward und es von vornherein sicher war, daß er alle seine alten Collegen beibehielt. Von der Deák-Partei so gut wie aufgegeben, hatte Lonyay an seine Mitminister appellirt, um gemeinsam mit ihnen einen Druck auf das Parlament zu üben. Er formulirte, nachdem auch sein zweiter Versuch, ein Vertrauensvotum des Deák-Clubs für sich zu erzielen, gescheitert war, das collective Dimissionsgesuch, sah sich nun aber auch von seinen Gefährten verlassen. Sie weigerten sich ganz entschieden, der Stelle zuzustimmen, welche die Bitte um Entlassung damit motivirte, daß sie „alle zusammen und jeder einzeln" das Vertrauen der Partei verloren hätten, welches zu einem ersprießlichen Wirken unentbehrlich sei. Die Ressortchefs gaben aufs entschiedenste zu verstehen, daß sie diese Ueberzeugung durchaus nicht theilten, daß sie vielmehr zu wissen glaubten, das Mistrauen der Partei richte sich einzig und allein gegen den Premier. Lonyay ließ auch noch die Demüthigung über sich ergehen, die Worte „alle zusammen und jeder einzeln" zu streichen. Er hoffte bis zum letzten Augenblick. Wol bemerkte er am Schlusse der Ministerconferenz mit bitterm Lächeln: „Mir scheint, wir spielen Kämmerchenvermiethen, und ich bin der Eine, für den kein Sessel mehr da ist." Dennoch, statt allein zurückzutreten, überbrachte er die Dimission des Gesammtcabinets, die doch nur eine scheinbare war, nach Gödöllö, wo der Kaiser weilte, in der eiteln Erwartung, selber mit der Neubildung des Ministeriums beauftragt zu werden. So hatte er, trotz klarer Erkenntniß der Sachlage, auch den letzten Augenblick, freiwillig zu gehen, verpaßt.

Lonyay betheuerte am 5. Dec., er wolle auch fernerhin der Partei angehören, wenngleich als unabhängiges Mitglied und als Haupt einer eigenen Fraction. Natürlich wußte Deák recht gut, daß diese glatten Worte nur bedeuteten, Lonyay wolle vorerst innerhalb der Deák-Partei selbst seine Hebel ansetzen, um an der Sprengung der Rechten zu arbeiten und dem neuen Ministerium alle möglichen Hindernisse zu bereiten. Dessenungeachtet hatte der alte Herr gesunden Humor genug, um seine Freude über die verheißene Mitwirkung auszusprechen und den gestürzten Conseilpräsidenten zu versichern: er für seine Person habe niemals an die Verdächtigungen geglaubt, die gegen denselben ausgestreut wurden.

Der historische Roman in Frankreich.

Von

Rudolf Gottschall.

Der neueste Roman Victor Hugo's: „1793", mit welchem der Autor ganz auf das Gebiet des Geschichtsromans eingelenkt hat, fordert zu einem kurzen Rückblicke auf die Rolle auf, welche der letztere in neuerer Zeit in der französischen Literatur spielte. Der historische Roman des 19. Jahrhunderts ist bei allen europäischen Nationen durch den Vorgang Walter Scott's ins Leben gerufen worden. So auch in Frankreich. Das 18. Jahrhundert kannte den geschichtlichen Roman nicht. Im 17. Jahrhundert, im Zeitalter Ludwig's XIV., wurden allerdings zahlreiche historische Romane verfaßt von Gautier de Costes de la Calprenède, von Madeleine de Scudéry, der Gräfin Lafayette u. a.; doch in diesen Romanen wurden meistens berühmte Männer des Alterthums im Stil der Ritterromane behandelt, oder die historische Einkleidung maskirte Darstellungen der Männer und Zustände der gleichzeitigen Epoche. Eine Abart dieses Romans ist am berühmtesten geworden und hat sich bis auf die Gegenwart erhalten; man kann an ihr noch die Charaktereigenthümlichkeit des ganzen Genres studiren. Es ist der „Télémaque" von Fénelon.

Im 18. Jahrhundert herrschte der geistreich tendenziöse, der frivole und der Familienroman in Frankreich, der letztere nach Richardson's Muster. Berühmte Revolutionsmänner wie Saint-Just und Louvet hatten frivole Romane verfaßt. Die gefeiertsten Schriftsteller des Kaiserreiches, die Staël und Châteaubriand, schrieben Romane mit einem psychologischen und rein poetischen Grundzuge. Erst der Schöpfergeist des großen schottischen Autors, der jahrzehntelang den Roman aller Völker beherrschte, wie sein Dioskure Lord Byron die Lyrik derselben, führte nicht nur den geschichtlichen Roman auch in Frankreich ein, er machte ihn dort wie überall eine Zeit lang zu der beliebtesten literarischen Modewaare. Die Romantische Schule, die auf der Bühne an Shakspeare anknüpfte, bemächtigte sich der neuen Gattung, und Victor Hugo's Haupt- und Meisterwerk „Notre-Dame de Paris" wurde als ein französisches Original im Geiste des schottischen Autors noch mehr als die englischen Romane tonangebend für die jüngere literarische Generation. Das Werk war zum Theil das Product einer glühenden Phantasie, zum Theil dasjenige einer archäologischen Begeisterung. Beide Richtungen waren nicht so glücklich verschmolzen wie bei Walter Scott, die Vorliebe für grelle, fieberhaft spannende Situationen prägte sich in dem ganzen Romane aus; aber es lag auch ein eigenthümlicher poetischer Zauber in demselben: die ganze Handlung hatte eine fesselnde Einheit des Ortes, sie war an den großen Dom gebunden, der fast wie ein lebendes

Wesen mit in dieselbe hineinspielte; und wenn der Roman die Anregung dem schottischen Autor verdankte, so herrschte doch in ihm ein selbständiger Geist, der an phantasievollem Schwung sein Vorbild noch übertraf. Ein anderes Product der Romantischen Schule, „Cinq-Mars“ vom Grafen Alfred de Vigny, schließt sich enger an das Muster Walter Scott's an; das historische Porträt, die Art und Weise der Darstellung ist ganz in dem Stil desselben gehalten, und obgleich auch Vigny wie Victor Hugo ein talentvoller Lyriker war, der sogar dies sein beliebtestes Werk als einer nur untergeordneten Gattung angehörig betrachtete, so gönnte er doch seiner lyrischen Ader in dem Roman keinerlei freien Spielraum und that der epischen Ruhe und objectiven Haltung nirgends Abbruch.

Den Talenten folgten die Routiniers auf dem Fuße nach, und der phantasievollste von ihnen, der ältere Alexandre Dumas, hat den historischen Roman mit einer Stillosigkeit ausgebeutet, welche kaum eine literarische Charakteristik zuläßt. Dumas und die Seinen, Maquet, der Verfasser von Dumas' berühmtesten Romanen, Maurice, Malefille und die andern Mitarbeiter und Procuristen der Firma, sahen in den geschichtlichen Ueberlieferungen nur eine unerschöpfliche Stofffülle, nicht wie Walter Scott den Geist, der den heimatlichen Boden belebte; sie lernten von ihm vieles, was die Technik des Romans betrifft: die Kunst der Spannung und der Ueberraschungen, sie ahmten ihm nach in lebendigen Schilderungen des Zeitcostüms, sie vermieden die Längen seiner geschichtlichen Einleitungen und Excurse, seiner humoristischen Einkleidungen; aber sie opferten die geschichtliche und poetische Wahrheit der Charaktere dem Unterhaltungsbedürfnisse und dem Romaneffect, und statt geschlossene Kunstwerke zu schaffen wie Walter Scott, zogen sie den geschichtlichen Goldgehalt in weitausgedehnte Fäden auseinander, die für ganze Romancyklen ausreichen mußten. Man denke nur an „Les trois mousquetaires“ und ihre Fortsetzungen: „Vingt ans après“, an „Les mémoires d'un médecin“, welchem „Le collier de la reine“ und „Ange-Pitou“ als die andern Glieder der Romantrilogie folgten, und man erstaunt über diese Bandwürmer einer unerschöpflichen Phantasie und einer alle Memoiren plündernden Betriebsamkeit, denen von deutschen Autoren nur Luise Mühlbach Aehnliches an die Seite zu setzen hat. So sehr die vielschreibende Routine die Eigenheiten des Stils verwischt und so wenig die Philologie der Zukunft einen Dumas von einem Maquet wird unterscheiden können, so sind doch die historischen Romane der Firma von sehr ungleichem Werth. Einzelne derselben, wie „La reine Margot“ und „La dame de Monsoreaux“, auch einzelne Abschnitte der „Trois mousquetaires“ haben manche Vorzüge der Walter Scott'schen Werke, namentlich was spannende Handlung und lebhafte Schilderung der Sitten und Zustände des Zeitalters betrifft, in welchem die Handlung spielt; auch fahren sie nicht so ganz in den zerfaserten Memoirenroman auseinander wie die spätern Werke von Alexandre Dumas, namentlich der neunbändige Roman „La San-Felice“, welcher einzelne Kapitel der neapolitanischen Geschichte an den Faden einer nur mit Arabesken freigebigen Erfindung reiht. Die Grenze zwischen Geschichte und Roman war bei Dumas überhaupt eine fließende; wenn er anekdotische Geschichtsbilder herausgegeben und den Regenten, Ludwig XV. und Ludwig XVI., mit der Miene eines Historikers geschildert hatte, so folgte alsbald der Roman, oder umgekehrt die Romanstudien wurden auch noch als historisches oder biographisches Werk verwerthet. So schloß sich „La régence“ an „La fille du régent“, „Louis XVI et Marie-Antoinette“ an „Les mémoires d'un médecin“ und „Le chevalier de Maison-rouge“. Und die literarische Industrie begnügte sich auch damit nicht; aus dem Roman wurde dann noch ein Drama zubereitet, welches dem Autor namhafte Tantièmen eintrug. Der historische Roman ohne künstlerischen Halt und Abschluß, in endlosem Erguß, mit Vorliebe für das Grelle und Ueppige ausgeführt, die geschichtlichen Charaktere meist pikant verzeichnend, bisweilen mit glücklichem Instinct aus Anekdoten zu glaubwürdigen Gestalten

aufbauend, der Anekdoten-, Memoiren- und Effectroman: das ist der geschichtliche Roman des Alexandre Dumas, seiner Mitarbeiter und seiner Jünger, zu denen wir die in noch gröberer Holzschnittmanier arbeitenden Montépin und Ponson du Terrail rechnen.

Die genialsten Autoren des neuen Frankreichs, eine George Sand und ein Balzac, sowie die erfolgreichsten, wie Eugène Sue, haben den Geschichtsroman nicht gepflegt, und der Culturroman des second empire, dessen Vorgänger und Vertreter: die Bernard, Gozlan, Souvestre, Feydau, Feuillet u. a., wählten fast immer die moderne Gesellschaft zum Hintergrunde ihrer Erzählungen. Einzelne, wie Soulié, spielen den Geschichtsroman als Singleton aus; sein „Duc de Guise" behandelt eine Episode der neapolitanischen Geschichte mit ihren wildesten Greueln, um die Phantasie und die Sinne aufzuregen: ein Gemälde, in welchem derselbe Grundton herrscht wie in „San-Felice" von Dumas. Ein anderer Autor, Saint-Hilaire, war der Romanschreiber der Napoleonischen Legende. Einzelne Frauen suchten sich Heldinnen aus den geschichtlichen Annalen, wie dies schon Frau von Genlis gethan, wenn sie Madame de Maintenon zur Heldin eines Romans macht. Madame Gay verherrlichte die Herzogin von Châteauroux und Marie von Mancini; die Gräfin Dash die Marquise von Parabères und die Mademoiselle Robespierre. Als eigentlichen historischen Romanschriftsteller könnte man den ausgezeichneten Alterthumsforscher und Bibliothekenbeherrscher Jacob bezeichnen; doch für ihn ist der Roman Nebensache, Hauptsache das Costüm der Zeit und die aus den Archiven herausgegrabene Anekdote, mag er uns nun la chambre des poisons schildern, oder uns in die Geheimnisse der Schönheit einer Diane von Poitiers einweihen. Méry wählt öfter einen geschichtlichen Hintergrund für seine Erfindungen und liebt dabei die orientalische Scenerie. Flaubert's „Salammbo", ein Roman aus Karthagos Vorzeit, benutzt Sittenbilder eines bis in alles Detail hineinstudirten Alterthums, um in grausamen und wollüstigen Darstellungen zu schwelgen. Alle diese geschichtlichen Romane sind mehr oder weniger vereinzelt und haben für die Autoren selbst keine charakteristische Bedeutung. Frankreich besitzt weder einen Walter Scott noch eine Luise Mühlbach, und der einzige Alexandre Dumas ist ein historischer Romanschreiber von Fach, eine Mischung von beiden.

Mit seinem neuesten Werke nimmt Victor Hugo den Anlauf zu einem großen Geschichtsroman, nicht im Stil von „Notre-Dame de Paris", nicht in demjenigen Walter Scott's, in welchem dieser vorzügliche Roman gehalten war, sondern in einem neuen Stil, den man am besten als den Stil der Shakspeare'schen Historie in Romanform bezeichnen könnte. Die Geschichtsphilosophie der „Légende des siècles", welche diesmal bei der großen Französischen Revolution halt macht, bildet den geistigen Kern des Werkes; für seine Darstellungsweise, die von dem üblichen eleganten französischen Romanstil und seinen glatten Gedankenverbindungen durch eine trotzige Originalität abweicht, gab uns bereits der Roman „Les misérables" in denjenigen Kapiteln, welche die Schlacht bei Waterloo schildern, einen Vorgeschmack. Seine Helden haben etwas Legendarisches; der Heiligenschein der „Légende des siècles" schwebt um ihre Stirn; sie richten sich soweit wie möglich über das gewöhnliche Maß der Sterblichen empor — eine optische Täuschung, welche durch die ideale Beleuchtung hervorgerufen wird. Die dichterischen Geberden Victor Hugo's haben oft etwas Titanenhaftes, und auch seine Romanprosa nimmt bisweilen den erhabenen Stil des Aeschylos an. Kein größerer Gegensatz als diese bis zur Paradoxie sich steigernde Originalität und die Gleichmäßigkeit des Stils in den französischen Durchschnittsromanen, bei denen man, ohne daß es bemerkt werden würde, einen Autor für den andern setzen könnte. Nur ein Schriftsteller, der wie Victor Hugo einen großen Namen und eine ruhmvolle Vergangenheit für sich hat, darf es wagen, so die geregelten

Gleise zu verschmähen; ein jüngerer Dichter würde von dem französischen Modepublikum als ein ungenießbarer Sonderling beiseitegeschoben werden, wenn er sich erdreisten wollte, so von dem Hergebrachten abzuweichen und wie an einer steilen Felswand hinauf den Parnaß zu erklettern.

Die Romanhistorie Victor Hugo's unterscheidet sich von dem Walter Scott'schen Roman durch eine Compositionsweise, welche sich keineswegs an den Gang der Erzählung anschließt und das Bild der Ereignisse in fortschreitender Allmählichkeit vor uns aufrollt, sondern welche theils große Massen von Weltgeschichte unverschmolzen in die erfundene Handlung einschiebt, theils mit philosophischen Perspectiven und dramatischen Monologen, welche ganze Kapitel füllen, die Spannung des ungeduldigen Lesepublikums hinhält. Von den Memoireromanen aber unterscheidet sich diese Romanhistorie, so überladen sie mit einem historischen Notizenkram ist, doch wieder dadurch, daß sie nicht geschichtliche, mit der beliebten Romanwatte ausgestopfte Charaktere zu ihren Helden macht, sondern durch freie poetische Schöpferkraft lebensvoll hingestellte Gestalten. Für diesen neuen französischen Geschichtsroman gibt es eben kein Vorbild und auch eine Nachfolge ist unmöglich, da derselbe mit der dichterischen Originalität Victor Hugo's aufs engste verwachsen ist, nur gehalten wird durch ihre selbst das Barocke und Bizarre bändigende Energie und jeder Schritt weiter auf diesem Gebiete unfehlbar der Schritt vom Erhabenen zum Lächerlichen wäre, zu welchem selbst Victor Hugo's Muse hin und wieder den Fuß erhebt.

In den Memoirenromanen umrankt die Phantasie der Autoren mit ihren Gewinden und Blüten die überlieferten geschichtlichen Charaktere, ohne welche sie unselbständig am Boden kriechen würden. Bei Victor Hugo ist es umgekehrt. Das Große, Bedeutende, ja Titanische ist seinen Phantasiegestalten eigen; der ganze dichterische Glanz ruht auf ihnen, mag er immerhin auch für dieselben irgendeine historische Nebenfigur zum Modell genommen haben. Wo er uns aber die geschichtlichen Heroen selbst in episodischen Kapiteln vorführt: da reicht seine Darstellung kaum an die Bedeutung derselben heran. Was sind Robespierre, Marat und Danton, die uns der Dichter in der Schenke der Rue du Paon vorführt, gegen Cimourdain, Gauvain und Lantenac, seine Phantasiehelden? Zwar das Triumvirat jener drei Männer — die übrigens niemals ein Triumvirat gebildet, denn Marat war immer nur Schildknappe Danton's und wurde mit diesem und Robespierre nur von dem Pöbel der Vorstädte, nie vom Convent in Eine Linie gestellt — ist uns von Victor Hugo, was das Aeußere derselben betrifft, mit geschichtlicher Treue und sehr lebendig geschildert: „Der Eine dieser drei Männer war bleich, jung, ernsthaft, hatte dünne Lippen, einen kalten Blick und in der Wange ein nervöses Zucken, das ihm das Lächeln jedenfalls erschwerte. Er war gepudert, gebürstet, zugeknöpft und hatte Handschuhe an; sein hellblauer Rock warf auch nicht ein Fältchen. Er trug ein Nankingbeinkleid, weiße Strümpfe, eine hohe Halsbinde, einen gekräuselten Jabot, silberne Schnallen an den Schuhen. Von den beiden andern war einer fast ein Riese und der andere fast ein Zwerg. Der Große, ganz verwahrlost in seinem weiten scharlachrothen Rock, hatte einen bloßen Hals, denn die Binde war so lose, daß sie über den Jabot herunterhing, eine aufgeknöpfte Weste, an der ein paar Knöpfe fehlten, Stulpstiefeln, borstig gesträubtes Haar, dem man noch ansehen konnte, daß es geglättet und frisirt gewesen war, ein Haar, das viel von einer Mähne hatte. Das Gesicht war voller Blatternarben; zwischen den Augenbrauen lag eine Zornfalte, aber um die Mundwinkel lag ein Zug der Gutmüthigkeit; dicke Lippen, große Zähne, die Faust eines Hausknechts und im Blick ein Leuchten. Der Kleine mit dem gelben Teint schien, wie er jetzt dasaß, verwachsen; sein Kopf war zurückgeworfen, seine Augen mit Blut unterlaufen, seine Haut voll von grünlichen Flecken. Ueber dem hellen, steifhängenden Haar trug er ein umgebundenes Tuch; er hatte keine Stirn und einen ungeheuern schrecklichen Mund. Strumpfhosen und Pantoffeln hatte er

an, eine Weste von Atlas, der einmal weiß gewesen zu sein schien, und über der Weste einen Kittel, in dessen Falten eine harte gerade Linie einen Dolch vermuthen läßt. Der erste dieser Männer hieß Robespierre, der zweite Danton, der dritte Marat."

Gewiß, der Steckbrief dieser drei Gewaltigen ist mit der wünschenswerthesten Genauigkeit ausgefertigt, aber in ihrem Gespräch suchen wir vergebens ihre geschichtliche Bedeutung. Und doch erscheinen sie in dem Roman nicht wieder. Danton erscheint als Renommist, Robespierre als ein etwas beschränkter Staatsmann, Marat aber, den der Schöpfer des Quasimodo mit besonderer Vorliebe behandelt, als der überlegene prophetische Geist, der vorausverkündet, was in der Zukunft wirklich eingetroffen ist. Alle drei sind zusammengekommen, um über die Vendée Beschlüsse zu fassen, und sie ernennen Cimourdain zum Commissar des Wohlfahrtsausschusses, der als solcher dem Commandanten Gauvain in der Bretagne an die Seite gestellt ward. Dies geschah am 28. Juni 1793, und geschehen konnte eine solche Ernennung doch nur durch den Wohlfahrtsausschuß. Nun war aber Marat niemals Mitglied desselben, Robespierre trat erst am 24. Juli in ihn ein, und Danton war schon wieder aus demselben ausgetreten. So ungenau ist der Dichter hier der Geschichte gegenüber, selbst wo er durch ein ganz bestimmtes Datum die Aufmerksamkeit auf die geschichtliche Genauigkeit hinlenkt.

Der Roman spielt übrigens nicht vorzugsweise in Paris, sondern in der Bretagne zur Zeit des Vendéerkrieges, und hier, wo die Phantasiehelden des Dichters in den Vordergrund treten auf ihren heroischen Piedestalen, da finden wir, was den Geschichtshelden fehlt, Größe der Charaktere und dichterischen Schwung. Der erste derselben ist der Marquis von Lantenac, ein royalistischer Parteiführer der Vendée, jeder Zoll ein königlich Gesinnter, ein greiser Held, aber unerbittlich gegen seine Gegner; der zweite, Cimourdain, ein früherer Priester, ein starrer Republikaner, der Commissar des Wohlfahrtsausschusses; der dritte, Gauvain, ein früherer Vicomte und Verwandter Lantenac's, ein tapferer Vorkämpfer der Republik, aber dabei von edler und milder Gesinnung. Zwischen diesen dreien spielt die eigentliche Handlung des Romans, die sich zu einer Katastrophe von wahrhafter und erschütternder Tragik unmerklich hinlenkt.

Wir werden von Anfang gleich in medias res, mitten in den Vendéerkrieg hineingeführt, und zwar in einen der bretagner Wälder, in welchem die republikanischen Truppen ein Weib mit drei Kindern auffinden. Dann entrollt uns der Dichter ein Marinebild von seltener Farbengebung; ein Schiff der Königlichen kämpft heldenmüthig, dem Untergang geweiht, mit einer republikanischen Flotille; Marquis de Lantenac allein sucht an das Land zu kommen, um hier den Oberbefehl zu übernehmen. Es ist eine Meerscenerie, die uns aus Victor Hugo's „Travailleurs de mer" bekannt ist. Der geächtete Marquis stellt sich an die Spitze der Bretagner und wüthet gegen die Blauen. Nur jene drei im Walde aufgefundenen Kinder werden verschont. In Dol hat er Gauvain sich gegenüber; die Kampfscenen in Dol werden mit homerischer Anschaulichkeit geschildert. Zu Gauvain kommt Cimourdain, sein früherer Lehrer; die Milde des erstern und die unerbittliche Strenge des letztern treten sich hier schon in scharfem Contrast gegenüber. Nach längern Excursen nach Paris concentrirt sich die Handlung in La Tourgue, einem Felsen- und Brückenschloß an der westlichen Grenze des Waldes von Fougeres. Der Thurm und das Schloß wird mit der architektonischen Genauigkeit beschrieben, die wir aus „Notre-Dame de Paris" kennen. Und in der That müssen unserer Phantasie alle Stockwerke des Thurmes bis auf die unterirdischen Verließe deutlich vorschweben, wenn wir die nun folgenden Ereignisse in ihrem Zusammenhange begreifen sollen. Es ist ein merkwürdiger Bau; die Gebäude, die sich an den Thurm schließen, sind auf eine Brücke gebaut. In La Tourgue wird der greise Bretagnerhäuptling von Gauvain und Cimourdain umlagert. Die Be-

lagerung, die Kämpfe der vor- und eindringenden Republikaner mit den Königlichen werden uns in anschaulichster Weise vorgeführt. Während wir aber darauf gefaßt sind, ein nur episches Schlußtableau zu erblicken, den Untergang der bretagner Parteigänger und den Sieg der Republikaner, beleuchtet von den Flammen des brennenden Schlosses, werden wir durch eine wahrhaft geniale Wendung des Dichters einem dramatischen Abschlusse zugeführt, der auf einmal das Hin- und Herwogen des grausamen Kampfes mit dem Licht einer tiefern Idee erhellt. Diese Idee ist der Sieg des echt Menschlichen über alle Unterschiede des politischen Credos, der Humanität über die Greuel des Bürgerkrieges.

Der Marquis von Lantenac rettet sich aus dem Schlosse, während einer seiner Mitkämpfer das über die Brücke gebaute Gebäude in Brand steckt. Hier befinden sich aber die drei Kleinen im Bibliothekzimmer — und es ist von dem Dichter rührend dargestellt, wie sie mitten in dem ringsum tobenden Kampfe sich in ihrer Unschuld mit den verschiedensten Spielen und den harmlosen Studien kleiner Naturwunder beschäftigen, die ihnen gerade in den Weg kamen. Dies Kapitel konnte nur ein Dichter schreiben, nicht eben ein gewandter Romanschriftsteller, sondern ein Dichter von Gottes Gnaden. Die schwerverwundete Mutter hat sich inzwischen aufgemacht, um ihre Kinder zu suchen, und ist auch richtig nach dem Thurm La Tourgue gewiesen worden. Gerade als sie ankommt, beginnt der Brand das Gebäude zu erfassen. Am Fenster erblickt sie ihre schlummernden Kinder. Ein Schrei der Verzweiflung — man versucht zu retten. Vergebens! Die eiserne Thür, die von dem Thurme in das Brückengebäude führt, läßt sich nicht sprengen; der Marquis, der bereits geflüchtet ist, hat den Schlüssel. Da erscheint er plötzlich mitten in dem flammenden Hause, rettet die Kinder, gibt sie der Mutter und läßt sich von den Republikanern gefangen nehmen. Der sonst grausame Parteimann hat eine That reiner Menschlichkeit vollbracht; doch was kümmert sich das Gesetz darum? Das Gesetz verlangt seinen Tod, und der unerbittliche Cimourmain wird diesem keinen Schuldigen entziehen. Anders Gauvain; seinem edeln Sinn erscheint es unmöglich, daß der Marquis für diese schöne menschliche That gerichtet werde, nachdem er, nur um sie zu vollbringen, in die Gewalt seiner Gegner gefallen ist. Er rettet ihn aus dem Gefängnisse, gibt ihm seinen Mantel und seine Abzeichen und opfert sich für ihn. Jetzt tritt der gleiche Conflict an Cimourdain heran. Gauvain ist sein geliebter Schüler, dem er mehrmals das Leben gerettet hat; er steht seinem Herzen nahe, und das einzige, was er an ihm misbilligt, ist seine Milde. Der harte Republikaner, ein Mann von dem Stoff, aus dem die Brutus und Cato gemacht sind, ein Held, der keinen andern Leitstern kennt als die Pflicht, kann diesen innern Conflict nicht in solcher Weise lösen, wie ihn Gauvain gelöst hat. Wer einem Königlichen zur Flucht verhilft, ist der Guillotine verfallen. Seine Stimme im Kriegsgericht entscheidet die Verurtheilung Gauvain's; dieser besteigt das Schaffot; doch in dem Augenblicke, als das Guillotinenmesser fällt, tödtet sich Cimourdain selbst durch einen Pistolenschuß.

Die großartige Katastrophe, mit welcher der Dichter den tragischen Kothurn besteigt, und die er auch ausbeutet mit dramatischer Vertiefung in den Geist der Helden und ihre innersten Kämpfe, eine Katastrophe, welche in dem Kampfe der Politik und Menschlichkeit einen der tiefsten Conflicte der modernen Zeit behandelt und zwar mit der machtvollen Tragik der großen Dichter, muß uns für die vielen Bizarrerien der Victor Hugo'schen Darstellungsweise entschädigen, die bisweilen hoch aufgebauscht, schwülstig, forcirt ist, bisweilen aber einen historischen Notizenkram, den sie nicht poetisch lebendig zu machen versteht, in die eigentliche Erzählung einschiebt, geistige Güter Todter Hand, für welche der Autor eine besondere Vorliebe hegt.

Was ihm sehr oft als ein Muster epischen Stils vorschwebt, ist der Homerische

Schiffskatalog. Bei aller Ehrfurcht vor dem großen Rhapsoden von Chios können wir aber in diesen Schiffskatalogen, in diesen versificirten Registern keine Poesie entdecken. Sie vertreten die Chronik, die sich hier in das Epos eindrängt. Die Volks- und Stammgenossen mochten große Genugthuung empfinden, wenn sie die Namen ihrer Gemeinden in der Lapidarschrift dieser Hexameter verherrlicht wiederfanden; den neun Musen aber konnten diese trockenen Aufzeichnungen nur Langeweile erregen. Die Anziehungskraft, die sie auf Victor Hugo ausüben, sodaß solche Schiffsregister ihm sogar nachahmenswürdig erschienen, hängt mit zwei Steckenpferden desselben zusammen. Das erste ist die Marotte, aus allerlei antiquarischen Bücherhaufen ein ganz vergessenes historisches Detail zusammenzukehren. Je verschollener, desto anziehender ist es für ihn. Namen, die kein Mensch kennt, üben einen besondern Zauber auf ihn aus. Die Vergessenheit, in welche Klio manche Personen, die doch immer gelebt, manche Begebenheiten, die sich doch immer zugetragen haben, fallen läßt, hat etwas Reizendes für ihn. Die geschichtliche Specialität bis in ihre äußersten Verzettelungen ist ihm ans Herz gewachsen. Hierzu kommt die Eigenheit seines Stils, seiner dichterischen Methode; er liebt in jeder Hinsicht die Häufungen: in der Lyrik die Häufungen der Tropen und Vergleichungen, im Drama die Häufung der Effecte, im Roman die Häufung der Notizen, der Daten, der geschichtlichen und geographischen, auch wo sie nicht dazu beitragen, das Colorit zu erhöhen, obwol er diese nicht eben geschmackvolle Angewöhnung gerade damit zu entschuldigen meint. Wenn sein Marquis de Lantenac den Boden der Bretagne betreten hat, so erkennt er das Sturmgeläute der umliegenden Dörfer daran, daß der Glockenstuhl der Kirchthürme bald offen, bald verschlossen ist; er sieht gleichsam das Sturmgeläute, ein Paradoxon, auf welches sich der Dichter offenbar etwas zugute thut. Nun könnte er sich damit wohl begnügen, den Marquis diese Beobachtung an dem Kirchthurm von Cormeray machen zu lassen; doch er führt ein ganzes Schiffsregister von Kirchthürmen auf, nach denen der Greis sucht. Die genaue Kenntniß der Specialkarte gewährt dem Dichter selbst Befriedigung, und diese bretonischen Namen üben auf ihn einen charakteristischen Zauber aus. Ein anderes mal schildert er uns sämmtliche Wälder der Bretagne und Vendée mit ihren Kriegshelden. Diese Darstellungsweise erreicht ihren Gipfelpunkt in der Schilderung des Convents. Den Saal des Convents schildert er uns mit einer Genauigkeit, der kein Fenster und keine Thürklinke entgeht und die in der That von höchstem Interesse ist; dann bevölkert er den Saal mit allen Abgeordneten; von den einen entwirft er einen Steckbrief, von den andern erzählt er eine Anekdote, doch von den berühmtesten geht er über zu den größten Nullen und gibt uns ein Schiffsregister von Namen. Nie ist eine Bühne sorgfältiger aufgebaut, eine Statisterie genauer aufgezählt worden. Wir erwarten mit Spannung die Handlung, die auf dieser großen Bühne der Menschheit sich abspielen wird. Marat erscheint hinter den Coulissen; er verlangt im Gespräch mit Chabot eine Verordnung, welche Todesstrafe über jeden Befehlshaber verfügt, der einem gefangenen Rebellen zur Freiheit verhilft. „Die Verordnung gibt es schon", sagt Chabot, „sie soll erneuert werden." „Dazu braucht man nicht den Convent", entgegnet Marat, „nur den Wohlfahrtsausschuß." Und der Dichter läßt die kolossale Bühne, die er in einem ganzen Buche aufgebaut hat, unbenutzt für die Handlung stehen. So wird „der Convent" ein müßiges Geschichtskapitel mit all seinen Häufungen von Notizen, eine historische Vedute, aber kein historisches Tableau!

Man muß von diesen bizarren Eigenheiten der Composition und des Stils absehen, wenn man den dichterischen Werth des Werkes schätzen will. So weit darf überhaupt der Nationalitätseifer nicht gehen, um aus dem großen Dichter eines uns nicht wohlgesinnten Nachbarvolkes eine Caricatur zu machen, wie dies von manchen Seiten mit wohlfeiler Anlehnung an seine Sonderbarkeiten und Nichtachtung seines Genius geschieht.

Chronik der Gegenwart.

Nekrologe.

Anfang Februar 1874 schied zu Petersburg der General Alexander von Lüders aus dem Leben. Er erblickte im Jahre 1790 das Licht der Welt und trat als siebzehnjähriger Jüngling in die russische Armee ein, hierin den Traditionen seiner Familie folgend. In Finnland und den Kriegen gegen Napoleon erwarb er sich die Sporen; ein rasches Avancement machte es ihm möglich, den polnischen Krieg im Jahre 1831 bereits als Brigadecommandenr mitzumachen. Beim Sturm auf Warschau zeichnete er sich durch seine Tüchtigkeit als Führer und persönliche Tapferkeit in hohem Grade aus, sodaß er zum Generallieutenant befördert wurde. Im Jahre 1838 wurde ihm das Commando des 5. Corps übertragen. Die Kämpfe gegen Schamyl im Kaukasus machte er während der Jahre 1843—45 mit. Die übergroßen Anstrengungen und Strapazen dieses überaus beschwerlichen und anstrengenden Feldzuges hatten für ihn die üble Folge, daß er sich ein Leiden ernster Art zuzog, welches ihn zwang, sich längere Zeit lang in Italien aufzuhalten, um die verlorene Gesundheit wiederzufinden. Im Jahre 1848 begegnen wir ihm mit seinem Corps in den Donaufürstenthümern und später in Siebenbürgen, wo er gegen Bem siegreich focht. Er war es, der den Krimkrieg eröffnete, indem er am 2. Juli 1853 abermals an die Donau rückte. Er konnte hier seine Aufgabe nicht erfüllen, da er unvermuthet erkrankte und dadurch vom Kriegsschauplatze abgerufen wurde. Dies gab Veranlassung zu dem damals allgemein verbreiteten Gerüchte von seinem Tode. Allein nach eingetretener Genesung übernahm er wieder das Commando der Südarmee bei Odessa und zwar schon Ende des Jahres 1854. Längere Zeit hindurch war Lüders schon kränklich gewesen, als ein Augenleiden ihn zwang, im Jahre 1857 den Kriegsdienst aufzugeben. Er lebte nun mehrere Jahre hindurch auf Reisen. Als in Warschau die Unruhen ausbrachen, unterdrückte er als Statthalter des Königreichs Polen, welchen Posten er seit dem Ende des Jahres 1861 bekleidete, mit Energie und Unbeugsamkeit die Empörung. Die Erhebung in den russischen Grafenstand lohnte diese That. Am 27. Juni 1862 verübte ein Soldat ein Attentat auf ihn, wobei er ihn am Kinn verwundete. Bald darauf trat Lüders in den Ruhestand. Er lebte seitdem auf seinen Gütern in Bessarabien und zeitweise in Odessa.

Zu Grimma bei Leipzig starb am 3. März 1874 Louis Plaidy, einer der ersten zehn Lehrer, welche bei Errichtung des leipziger Conservatoriums der Musik in den Verband des jungen Instituts eintraten. Plaidy war bereits im ersten Semester (Ostern 1843) an der genannten Anstalt thätig und zeigte sich schon damals als vorzüglicher Lehrer. Er hat den dritten Theil seines sorgen- und mühevollen Lebens dem leipziger Conservatorium gewidmet und durfte bei seinem Ausscheiden aus demselben, im Jahre 1865, von sich sagen, daß er nur im Sinne der reinsten Kunst sein Amt verwaltet. Zahlreiche Schüler verdanken ihm ihre Ausbildung.

Louis Plaidy erblickte zu Wermsdorf im Jahre 1810 das Licht der Welt, erhielt bei Agthe in Dresden den ersten Unterricht im Klavierspiel, war ein eifriger Schüler des bekannten Violinlehrers L. Haase und wirkte dann eine Zeit lang als Musiklehrer bei einem Grafen Solms und als Musiker in Dresden, wo er sich vergeblich bemüht hatte, als Lehrer eine passende Stellung zu finden. Im Jahre 1831 ging er nach Leipzig und wurde dort in der Wunderlich'schen Kapelle als Geiger engagirt. Als Concertist ließ er sich damals auch in der dortigen Gesellschaft Euterpe hören. Bald widmete er sich indessen ausschließlich dem schon früher von ihm mit Vorliebe betriebenen Pianoforte. Als Lehrer für dieses Instrument erwarb er sich binnen kurzem einen zahlreichen Schülerkreis, und als Mendelssohn-Bartholdy sich für ihn zu interessiren begann und ihn kräftigst protegirte, war seine Carrière gemacht. So kam er neben Becker, Wenzel, Mendelssohn, Klengel, Robert Schumann, Ferdinand Böhme, David, Hauptmann und Frau Bünen-Grabau ins Lehrercollegium des Conservatoriums und damit in einen seinem Talente und seinen Kenntnissen angemessenen Wirkungskreis. Von diesen Veteranen des leipziger Conservatoriums sind, nebenbei bemerkt, jetzt nur noch Becker und Wenzel am Leben; letzterer ist der einzige dieser Zehn, welcher noch an dem Institute wirkt. Von Plaidy's „Studien" ist die dritte Auflage erschienen; auch in einer englischen Uebersetzung liegen dieselben vor. Diese „Studien" müssen als eine überaus nützliche Klavierschule bezeichnet werden und suchen, was ihre Verbreitung betrifft, ihresgleichen. Das leipziger Conservatorium der Musik verdankt dem Verstorbenen sehr viel. Er hat sich um die Hebung und Regelung des Unterrichts an diesem Kunstinstitute ein hervorragendes Verdienst erworben.

Am 22. Juni 1874 starb in Halle Dr. August Rudolf Gebser, früher Superintendent und Professor der Theologie zu Königsberg. Durch seine Arbeiten auf dem Gebiete der Theologie, namentlich durch seinen „Brief des Jakobus" (Berlin 1828) hat sich der Verstorbene bekannt gemacht. Außer vielen kleinern Schriften, die er herausgab, betheiligte er sich durch Recensionen an der „Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung", an der „Darmstädter Allgemeinen Kirchenzeitung" und an Röhr's „Kritischer Predigerbibliothek". Durch Reisen in der Schweiz, England, Frankreich und Italien hatte er seine Anschauungen von der Welt und dem Leben der Menschen erweitert und sich eine leichte Art der Unterhaltung und des Verkehrs angeeignet. Er wußte viel zu erzählen, denn er hatte auf seinen Lebenswegen viele Menschen kennen gelernt und war in mannichfache Beziehungen zu ihnen getreten. Seit 1854 hatte er auf den Rath seiner Aerzte seine Aemter in Königsberg niedergelegt und war in Pension getreten. Zuerst zog er sich aus alter Anhänglichkeit an seine thüringische Heimat nach Weimar zurück. Nach einigen Jahren siedelte er nach Kösen über und von da schließlich nach Halle, wo er denn auch gestorben ist.

Gebser wurde zu Tauhardt in Thüringen am 19. Jan. 1801 geboren. In Naumburg und dann auf der Klosterschule zu Roßleben erhielt er seine Vorbildung zu den akademischen Studien. Im Jahre 1818 bezog er die Universität Halle, um Theologie zu studiren; nach zweijährigem Aufenthalte ging er zur Fortsetzung seiner Studien nach Göttingen. Nachdem er in Magdeburg die theologische Staatsprüfung bestanden hatte, promovirte er als Doctor der Philosophie und begann im Sommersemester in Jena 1824 seine Vorlesungen, die sich auf Exegese des Alten und Neuen Testaments, auf Kirchengeschichte und praktische Theologie erstreckten. Im Jahre 1828 wurde er zum außerordentlichen Professor der Philosophie ernannt. Schon 1829 folgte er einem Rufe als außerordentlicher Professor der Theologie nach Königsberg, wo er zugleich zum Superintendenten der Kneiphofschen Diöcese und zum ersten Domprediger ernannt wurde. Bei dem zweihundertjährigen Stiftungsfeste, das die Universität Königsberg 1844 feierte, hielt Gebser die Jubelpredigt. Durch sein gefälliges und menschenfreundliches Wesen hat sich der Verstorbene manchen Freund erworben.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Wilhelm von Kaulbach.

Ein biographisch-kritischer Essay

von

Alfred Woltmann.

Als Wilhelm von Kaulbach im Frühlinge 1874 starb, stand er im 69. Jahre seines Lebens, inmitten unermüdlicher schöpferischer Thätigkeit und im Vollbesitze seines Ruhmes. Kurz vorher hatte er sein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum als Director der münchener Akademie gefeiert und von den verschiedensten Seiten begeisterte Huldigungen empfangen, welche durch die Opposition ultramontaner Widersacher nur um so lebhafter angefacht wurden. Die Theilnahme war bei seinem plötzlichen Tode eine allgemeine. Mit Kaulbach war eine Persönlichkeit geschieden, die im deutschen Kunstleben der Neuzeit eine bedeutungsvolle Stellung eingenommen hatte.

Wilhelm Kaulbach war am 15. Oct. 1805 zu Arolsen geboren.*) Sein Vater war Goldschmied, verstand sich zugleich auf das Zeichnen und war als Kupferstecher thätig. So empfing der Knabe sehr früh den ersten künstlerischen Unterricht im Aelternhause, aber anfangs ohne jede eigene Neigung zur Kunst. Der Vater dagegen glaubte entschiedenes Talent bei ihm wahrzunehmen und hielt ihn mit äußerster Strenge zum Zeichnen an. Seine Jugend war eine harte; die Familie war durch unglückliche Verhältnisse gebeugt und hatte oft mit der äußersten Noth zu kämpfen. Etwas später erzählte er den düsseldorfer Genossen, wie er als Kind mit seiner Schwester von Haus zu Haus gezogen, um Heiligenbildchen feilzubieten, welche der Vater in Kupfer gestochen, und wie ihnen für dieselben oft nur trockenes Brot, das ihren Hunger stillte, zutheil ward.

Im Herbst 1821 wurde er nach Düsseldorf geschickt, um sich auf der Akademie weiter auszubilden. Um dieselbe Zeit trat Cornelius sein Amt als Director der rheinischen Akademie an, und Kaulbach gehörte bald zu dem Kreise seiner eigentlichen Schüler. Er zeichnete einen Carton, welcher das Mannasammeln der Israeliten in der Wüste

*) Für das Biographische vgl. Ernst Förster, „Geschichte der deutschen Kunst" und „Allgemeine Zeitung", 1874, Beilage Nr. 108, Hauptblatt 110; ferner Regnet, „Münchener Künstlerbilder" (wegen zahlreicher Incorrectheiten mit Vorsicht zu benutzen). Eine auf authentisches Material begründete Biographie von K. Stieler ist zu erwarten.

darstellte, später begann er ohne weitere Vorkenntnisse eine thronende Madonna mit Engeln in Oel zu malen, die als Altarbild für eine westfälische Kirche bestellt worden war. Gleichzeitig war Karl Hermann damit beschäftigt, die Fresken in der Universitätsaula zu Bonn in Gemeinschaft mit Götzenberger und Ernst Förster zu malen. Der letztere trat die Figur eines Freidenkers auf dem Bilde der Theologie seinem Mitschüler Kaulbach ab, der sie im Carton zeichnete und dann auch ausführte, als ersten Versuch in der Frescomalerei. In der Kapelle des Irrenhauses zu Düsseldorf führte er dann Engelfiguren mit Festons in Fresco aus.

Unterdessen hatte Cornelius 1825 Düsseldorf verlassen, um seine neue Stellung in München anzutreten. Der größte Theil seiner eigentlichen Schüler begleitete ihn; Kaulbach aber blieb in Düsseldorf zurück, wo er sich nun am meisten an Mosler anschloß. Im nächsten Jahre wurde indessen sein weiteres Verbleiben an dieser Anstalt unmöglich. Bei Gelegenheit eines unbedeutenden Streites, der sich im Actsaal entsponnen hatte, benahm Kaulbach sich gewaltthätig gegen einen wehrlosen Mitschüler, den Zwerg Lehnen, und wurde infolge davon relegirt. Jetzt ging auch er nach München und kam gerade zur rechten Zeit an, um an den bedeutenden monumentalen Arbeiten theilzunehmen, die sich nach dem Regierungsantritte des Königs Ludwig der Schule von Cornelius erschlossen.

Das erste größere Unternehmen dieser Art bestand in den Fresken aus der bairischen Geschichte in den Arcaden des Hofgartens neben der Residenz (1827—29 ausgeführt). Diese Arbeiten waren für die fernere Entwickelung der Schule nicht günstig. Ihrer ganzen Richtung nach war sie auf Behandlung historischer Gegenstände am wenigsten vorbereitet; sie hatte mit Aufgaben zu thun, die sie nicht richtig anzugreifen und nicht zu bewältigen verstand. Nur einige allegorische Figuren gewährten die Gelegenheit, sich auf einem Gebiete zu bewegen, welches dem Idealismus des Meisters näher lag, und von diesen fielen mehrere, die vier Gestalten der bairischen Flüsse und die Bavaria, Kaulbach zu. Sie gehören zu den Bessern, aber sie sind eigentlich doch nur Exercitien in der Manier von Cornelius, zum Theil von einer gewissen Größe des Motivs, wie die Donau, doch schablonenhaft und nicht correct in den Formen.

Um dieselbe Zeit entstanden die großen Deckenbilder im Saale des Odeon, von welchen das eine, Apollo unter den Hirten, ebenfalls Kaulbach zufiel. Dann schmückte er den Tanzsaal im Palast des Herzogs Max mit 16 Bildern aus dem Märchen von Amor und Psyche. Hierauf hatte er an den Wandbildern zu den Werken deutscher Dichter theil, mit welchen die Gemächer der Königin im Neuen Königsbau geschmückt wurden. Er führte in enkaustischer Malerei im Thronsaal Compositionen zu Dichtungen Klopfstock's, besonders zu der „Hermannsschlacht" und zu „Hermann's Tod", aus, malte Bilder zu Goethe's Werken im Schlafsaal und entwarf die Compositionen zu Wieland'schen Werken, die in einem andern Saale von E. Förster ausgeführt wurden.

Entschiedene Fortschritte treten in diesen Arbeiten unverkennbar zu Tage. Kaulbach nahm unter den Genossen sichtlich eine hervorragende Stellung ein. Dennoch war noch keins dieser Bilder von ungewöhnlicher und durchschlagender Bedeutung; auch er selbst fühlte sich hier noch nicht ganz in seinem Element. Wiederholt rief er den Genossen zu: „Ich tauge nicht für euere monumentale Kunst." Unterdessen hatte er aber schon ein Gebiet gefunden, das seinen Neigungen besser entsprach. Eine tiefe Verbitterung, durch die unglücklichen Familienverhältnisse genährt, wühlte in seinem Innern und fand in künstlerischen Aeußerungen einen Ausweg; es entstanden mehrere Zeichnungen, die in Stoff und Auffassung ihm ganz eigenthümlich sind, die zwei Blätter zu Schiller's „Verbrecher aus verlorener Ehre", von denen eins, der Sonnenwirth vor Gericht, von Gonzenbach gestochen wurde, und das Narrenhaus, gestochen von Merz. Eine ergreifende

Schärfe der psychologischen Auffassung, die namentlich die Nachtseiten des Lebens und der Gesellschaft zu schildern versteht, eine seltene satirische Kraft, eine zersetzende Ironie, der nichts widerstehen kann, sprechen sich hier aus und steigern sich namentlich in dem Narrenhause, das die tiefsten und düstersten Abgründe des Menschengeistes bloßlegt, bis zum Peinlichen.

Ein größerer Gegensatz als zwischen diesen Arbeiten und dem nächsten größern Werke, das dann Kaulbach's Geltung wahrhaft entschied, läßt sich kaum denken. Damascius, ein Schriftsteller des 6. Jahrhunderts, erzählt von einer Schlacht zwischen den Hunnen und den Römern, nach welcher die Geister der Erschlagenen drei Tage und drei Nächte lang mit gleicher Erbitterung weiter kämpften. Die Sage hatte der Architekt Klenze dem Maler gelegentlich mitgetheilt, und Kaulbach ergriff diesen Stoff mit der ganzen Macht seiner Phantasie. Hier gelang ihm ein kühner Wurf, der in der neuern deutschen Kunst kaum seinesgleichen hat. Im Jahre 1834 entstand der Entwurf der Hunnenschlacht; Graf Raczynski bestellte die Ausführung in Oel und in lebensgroßen Figuren, begnügte sich aber mit der braunschattirten Untermalung, die er im Jahre 1837 vollendet sah und welche er mit richtigem Takt statt des vollendeten Bildes begehrte, da er empfand, daß der Künstler in dieser Darstellungsweise alles erreicht hatte, was sowol seiner Richtung als auch der Natur des Stoffes entsprach. So schmückt das Werk, als eine Art Carton, die Galerie des Grafen in Berlin.

Mit Erschlagenen ist der Boden bedeckt, sie schütteln den Todesschlaf ab, die einen wecken die andern, sie erheben sich und steigen in die Luft empor, anfangs langsam, schattenhaft und willenlos, bis dann in der Höhe Leidenschaft und Leben über sie kommen und nun die Scharen in wilder Erbitterung gegeneinanderstürmen, ihre Könige in der Mitte. Wuth und Erregung werden immer fesselloser; zwischen den Führern ballen sich Gruppen von Gespenstern im furchtbaren Handgemenge und senken sich wie eine Gewitterwolke gegen die Mitte herab. Schwung der Erfindung und hinreißende Einbildungskraft verbinden sich hier mit einer Durcharbeitung in der Form, wie sie bei Kaulbach vielleicht niemals wieder vorkommt. Der Sinn für das Dämonische offenbart sich ebenso mächtig wie im Narrenhause, aber durch echt poetische Empfindung gebändigt und durch das Gefühl für Rhythmus und Schönheit der Linien geläutert, das sich Kaulbach in der Schule von Cornelius angeeignet hatte.

Diese Schöpfung begründete Kaulbach's Ruhm; sie sicherte auch gleichzeitig seine Stellung in München, die gerade bedroht war. Ein Journalartikel, der gegen die Bevorzugung der ältern münchener Künstler heftig zu Felde zog, wurde auf seine Rechnung gesetzt, es schien, daß er ihn wenigstens veranlaßt habe, und es drohte eben ein Ausweisungsbefehl gegen ihn, als der König auf die Hunnenschlacht aufmerksam gemacht wurde und nun das Einschreiten gegen den Künstler aufgab. Durch seine Heirath mit einer Münchenerin fühlte sich Kaulbach noch mehr an diese Stadt geknüpft, und als bald darauf an ihn ein ehrenvoller und vortheilhafter Ruf nach Dresden erging, ließ er sich gern festhalten, als ihm König Ludwig ein kleines Jahrgehalt und ein geräumiges Atelier gewährte.

Der Erfolg dieses Werkes sicherte dem Künstler die allgemeinste Theilnahme, als er gleich nach der Vollendung desselben eine andere große Composition in Angriff nahm: Die Zerstörung Jerusalems, als kolossales Oelbild im Jahre 1845 ausgeführt und von König Ludwig für die neue Pinakothek erworben. Hiermit betrat Kaulbach zum ersten mal das Gebiet der symbolisch-historischen Malerei, dem er wesentlich den außerordentlichen Ruhm bei seinen Zeitgenossen dankt. Und doch läßt sich weder diese Composition noch irgendeine spätere verwandten Charakters mit der Hunnenschlacht an wahrhaft künst-

lerischem Werthe messen. Dort hatte er einen rein poetischen Stoff mit der ganzen Frische und Unmittelbarkeit der Phantasie ergriffen, hier dagegen war er wesentlich durch die Reflexionen zu dem Stoff und zu der Behandlungsweise geführt worden.

Die Stimmung der Zeit kam damals der Geschichtsmalerei lebhaft entgegen. Franzosen, Belgier, Düsseldorfer hatten bereits mit Vorliebe Gegenstände aus der profanen Geschichte ergriffen und mit Arbeiten dieser Art den größten Erfolg davongetragen. Das waren keine Vorwürfe, welche, wie die Aufgaben der religiösen Kunst, schon durch jahrhundertlange Tradition in Inhalt und Motiven festgestellt waren. Sie entsprachen vielmehr, wie man allgemein überzeugt war, durchaus dem modernen Geiste, dem neuerwachten historischen Sinne, der in der Wissenschaft zu Tage trat und nun auch schon der Dichtung neue Gegenstände zugeführt hatte; sie entsprachen dem gesteigerten Gefühl für das Thatsächliche und Reale. Das Interesse des Publikums an der Geschichtsmalerei ging freilich nicht aus rein künstlerischer Auffassung hervor. Einerseits hatte es freilich, der idealen und typischen Gestalten aus der heidnischen und christlichen Mythenwelt müde, eine Vorliebe für Darstellungen von lebhafterm Schein des Wirklichen; andererseits aber ließ es sich von dem rein stofflichen Interesse, dem völligen Gegentheil des künstlerischen, leiten, es hatte Gefallen daran, sich von den Gemälden etwas erzählen, sich in eine Welt versetzen zu lassen, die seiner Bildung entsprach. Hier und da waren auch die Nachwirkungen der romantischen Richtung, die Vorliebe für die gute alte Zeit, für die glänzende ritterliche Welt, für theatralischen Apparat und schimmernde Costüme bestimmend, und gar oft fühlte sich auch das patriotische Gefühl durch die Gegenstände der Bilder befriedigt.

Während das gebildete Publikum der historischen Malerei diese naive Theilnahme, die freilich nicht lange angehalten hat, entgegentrug, faßte die ästhetische Kritik die Sache tiefer. Auf Grund der modernen philosophischen Bildung verlangte man, daß ein Geschichtsbild nicht blos eine Illustration des Geschehenen sei, sondern in einem bestimmten realen Ereigniß das Walten höherer Mächte offenbare. Und von diesem Standpunkt aus wies man dem geschichtlichen Stoff in der Kunst der Gegenwart eine ähnliche Stellung zu, wie den religiösen Stoffen in der Kunst früherer Epochen.

Von ähnlichen Vorstellungen erfüllt, glaubte nun Kaulbach, die geschichtlichen Stoffe solchen Anforderungen weit entsprechender behandeln zu können, als die realistische Darstellung es bisher vermocht hatte. Dem Stoff realen Charakters suchte er neue Seiten abzugewinnen, indem er die Darstellungsmittel des idealen Stils auf ihn anwandte. Den Gegenstand selbst schien er diesmal auf das glücklichste gewählt zu haben. Das Walten höherer Mächte ließ sich an wenigen Ereignissen so nachdrücklich zeigen, als an dem Fall Jerusalems, in welchem uns der Todeskampf des jüdischen Volkes und sein Unterliegen unter der welterobernden Macht der Römer vor Augen steht. Angst, Qual und Verzweiflung, den Brand des Tempels, den die letzten Kriegerscharen besetzt halten, die Jungfrauen, die von wilden Feinden fortgeschleppt werden, die Niedermetzelung Wehrloser, den Hohenpriester, der sich inmitten der Seinigen den Tod gibt, den Einzug des Titus hatte Kaulbach dargestellt, aber nicht nur dies. Unmittelbar neben diese realistische Schilderung hatte er Gestalten und Gruppen allegorischen Inhalts gesetzt; im Vordergrunde erscheint einerseits Ahasver, der Ewige Jude, als Symbol seines zur Ruhelosigkeit verdammten Volkes, von Dämonen in die Flucht gejagt; andererseits die Christenfamilie, welche, von Engeln geschirmt und psalmensingend, friedlich von der Unglücksstätte zieht. Sie bildet ein unleugbar poetisches Motiv und ruft die Rührung des Beschauers hervor; auch die Gegenüberstellung dieser Gruppe und des Ahasver wirkt anregend auf die Phantasie. Aber diese unmittelbare Vermischung des Symbolischen mit dem Realen vernichtet die Einheit des Tones. Was der Künstler hier mit absichtlichem Hinweis an-

deutet, hätte unwillkürlich, in der Handlung selbst, als geheimnißvolle Ahnung anklingen müssen. Und ebenso hätte durch die Handlung selbst das Hereinbrechen des göttlichen Gerichts dargestellt werden müssen, nicht durch dieses Obergeschoß des Bildes mit seinen Prophetengestalten, die in den Wolken erscheinen, und den Engeln mit Posaunen und mit flammenden Schwertern, welche niederschweben, um das Strafgericht zu vollziehen.

Kaulbach wäre berechtigt gewesen, eine allegorische Darstellung vom Untergang Jerusalems an Stelle der realen Darstellung zu geben, nicht aber beides zu vermengen, das sich gegenseitig überflüssig macht. Das Ueberflüssige aber wird und muß zugleich unwahr werden, weil ihm eben die innere Nothwendigkeit fehlt. So erscheinen die realen Figuren theatralisch; die Gestalten der idealen Welt, besonders diejenigen der höhern Sphären, sind aber nichtssagend, blaß, matt und schattenhaft. Der Beschauer kann an ihre Existenz nicht glauben, wie es auch der Maler nicht gethan hat. Das alles ist ein müßiges Spiel der Phantasie. Alle Mittel der malerischen Darstellung bot der Künstler auf, um das Ganze, das er erfunden, zu voller Wirkung zu bringen, aber was gezeichnet und in kleinerm Maßstabe leicht hingeworfen, als Illustration, vielleicht ein berechtigtes Phantasiespiel wäre, scheint, in so großen Verhältnissen und in Farben ausgeführt, nur noch unmöglicher und unerträglicher für die gesunde künstlerische Empfindung.

Ein ironischer Zug lag tief in Kaulbach's Wesen; seine satirische Begabung war uns schon in frühern Werken entgegengetreten; sie beherrschte ihn auch bei dieser Aufgabe ganz anderer Art. Auch hier, wo er den geschichtlichen Stoff gewählt hat und eine großartige monumentale Composition entfalten will, bestimmt ihn die ironische Weltanschauung. Statt den Stoff mit seelenvollem Leben zu durchdringen, zersetzt er ihn kritisch und wird nur durch die Reflexion seiner Herr.

So trifft diese neue Gattung historischer Malerei mit der religiösen Malerei gewöhnlichen Schlages, der sie den Rang streitig machen sollte, zusammen. Wie letztere nach der bekannten Vorschrift von Friedrich Schlegel verfuhr: „Gemälde sollen sein Hieroglyphen voll heiliger Mystik", so ist auch Kaulbach's Composition der Zerstörung Jerusalems nur eine Art Bilderschrift. Die Gruppen und Gestalten sind nicht das was sie darstellen, sie bedeuten es nur, und das Ganze bildet nur eine Schaustellung, ein mit glänzenden Mitteln aufgebautes opernhaftes Tableau.

Einzelne kritische Stimmen ließen sich schon damals hören, als das Werk entstand, aber sie wurden durch die laute Bewunderung, die losbrach, übertönt. Gerade durch seine Fehler wirkte das Bild auf ein Publikum, das zur Kunst ein falsches und ungesundes Verhältniß hatte und, einseitig literarisch gebildet, durch die Reflexion überall bestimmt, für lebendige und unmittelbare Anschauung keinen Sinn besaß. Nicht bei dem Volke und nicht bei den Künstlern machte diese Schöpfung Eindruck, sondern in gewissen Kreisen des „gebildeten" Publikums. Dies fühlte sich durch den stofflichen Inhalt angezogen, der seiner Bildung schmeichelte; im Anblick des Bildes orientirte es sich durch die Lektüre eines gedruckten Programms, das ihm die Intention des Künstlers und die einzelnen geistreichen Beziehungen erschloß. Es staunte den gewaltigen Apparat an, welchen der Maler aufgewendet, um seinen Gegenstand in Scene zu setzen; es fühlte durch die geschickte Gruppirung und den eleganten Fluß der Linien das Auge angenehm berührt und übersah dabei, daß dem Colorit Wahrheit und Haltung fehlten, daß selbst die Formen nicht entfernt mehr so sorgfältig durchgearbeitet waren wie bei der Hunnenschlacht. Es begnügte sich gern mit dieser unvollkommenen künstlerischen Wirkung, da außerdem sein Scharfsinn und seine Reflexion auf das lebhafteste in Anspruch genommen wurden und es diese Art von Anregung irrthümlich für künstlerischen Genuß hielt.

Dieses Eindringen eines reflectirenden Elements in die Kunst war in der ganzen geistigen Richtung der Epoche begründet. Schon in den Schöpfungen von Cornelius

war es hier und da hervorgetreten, freilich in ganz anderer Art. Das einzelne Bild ist bei Cornelius stets rein künstlerisch in Empfindung und Wirkung, aber in der Art, auf welche er Bild mit Bild verbindet, einen großen Cyklus von Wandmalereien entwirft und gliedert, gewährt schon Cornelius dem Gedankenhaften einen zu großen Spielraum, verfällt auch er schon in die Programmalerei. Nun ging Kaulbach noch einen Schritt weiter, aber einen sehr verhängnißvollen Schritt, der ihn über die Grenze hinausführte. welche Cornelius noch immer gewahrt hatte. Die Zerstörung Jerusalems bildet einen gefährlichen Wendepunkt für Kaulbach's eigene Entwickelung wie für die ganze Kunstanschauung der Zeit.

Während er mit der Ausführung des Bildes im Großen beschäftigt war, unternahm er seine erste Reise nach Italien und verfolgte hier namentlich das Ziel, sich in Farbe und rein malerischer Behandlung weiter auszubilden, besonders durch zahlreiche Studien nach dem lebenden Modell. Eine sehr hübsche, ein lebensgroßer Hirtenknabe, befindet sich in der Galerie des Grafen Raczynski zu Berlin. In den nächsten Jahren entstanden noch manche andere Oelbilder, wie die ziemlich nichtssagende Composition Poesie und Liebe im Besitz des Königs von Würtemberg, und mehrere Porträts, bei denen aber selten eine tiefere Individualisirung hervortritt, sondern meist eine ziemlich äußerliche, theatralische Eleganz den Ton angibt. Als Beispiele seien das Bildniß König Ludwig's in der Neuen Pinakothek und ebenda die der Maler Heinlein und Monten, in der Tracht des Künstlerfestes von 1842, genannt.

Ungleich mehr in seinem Element erscheint Kaulbach in einer Schöpfung ganz andern Charakters, die gemeinschaftlich mit der Hunnenschlacht noch in späterer Zeit von bleibendem Werthe sein wird: in den Illustrationen zu Reineke Fuchs. Hatte er schon in einigen frühern Arbeiten sein Talent für die Satire gezeigt, so steht er in dieser Beziehung jetzt auf seiner Höhe.

Freilich hat er keine eigentliche Illustration des alten Thierepos geliefert, ja nicht einmal eine solche der Goethe'schen Umdichtung, die doch schon wesentlich modernisirt ist. Den naiven und volksthümlichen Charakter der Dichtung hat er nicht beachtet und hat etwas ganz anderes an dessen Stelle gesetzt. Die Motive, die er in der Dichtung vorfand, übertrug er völlig frei in diejenige künstlerische Darstellungsweise, die ihm am meisten entsprach. Sein Spott wendet sich gegen seine eigene Zeit, deren kirchliche, politische und sociale Verkehrtheiten er in schneidender Ironie bloßlegt. Seine Thiere sind durchaus maskirte Menschen, und in diesem eigenthümlichen Doppelwesen geistreich, pikant und mit solidem Studium der Wirklichkeit gezeichnet. Souveräner Witz, unerschöpfliche Laune, glänzende Schlagfertigkeit sind die durchgehenden Eigenschaften dieses Werkes. Ein Zug des Absichtlichen tritt freilich auch hier manchmal auf, aber im großen und ganzen muß man dem Künstler zugestehen, daß er von Fehlern, die ihm sonst nahe liegen, hier im wesentlichen frei blieb, und daß ihm die künstlerische Frische und Unbefangenheit diesmal nicht über der Reflexion abhanden kamen. Nicht ganz so glücklich war er in der Wahl der vervielfältigenden Technik, welcher er diesmal seine Erfindungen anvertraute. Der Stahlstich verleiht den Darstellungen den Charakter einer spröden Eleganz. Wenn er von Anfang an für den volksthümlichen, solchen Illustrationen vorzugsweise angemessenen Holzschnitt*) gearbeitet hätte, würde die Zeichnung markiger und schlichter geworden sein, und auf manche willkürliche Spielereien hätte er wol überhaupt verzichtet.

Verwandten Charakters, ob auch viel weniger populär geworden, sind die Zeichnungen zum Märchen vom Zwergkönig Worzel und vom Rattenkönig Fitzliratzi, 1849 entstan-

*) In den spätern Ausgaben kleinern Formats tritt der Holzschnitt allein auf.

den, doch erst 1869 in Photographien herausgegeben. Kaulbach hatte die Geschichte für seine Kinder erfunden, aber vom naiven Charakter des Märchens ist keine Spur vorhanden, seine innerste Neigung führte ihn auch hier wieder zur Satire, die gegen die eigene Zeit und Welt gerichtet war.

Schon einige Jahre früher (nach 1846) entstand eine Schöpfung, bei welcher ebenfalls die satirische Auffassung überwog, ohne aber, dem Wesen der Aufgabe nach, am Platze zu sein. Die Neue Pinakothek, von König Ludwig für seine Sammlung moderner Gemälde errichtet, bot außen an ihrem Hauptstockwerk, wegen überwiegender Beleuchtung von oben, große leere Wandflächen dar, welche mit Malereien geschmückt werden sollten. Kaulbach erhielt den Auftrag hierzu, und der neue Aufschwung der deutschen Kunst mit besonderer Rücksicht auf München sollte das Thema sein; Kaulbach aber griff dasselbe auf höchst seltsame Weise an.

Während die Künstler, der König und das Publikum die neue Richtung in der deutschen Kunst und die Schöpfungen in der bairischen Hauptstadt mit immer wachsender Begeisterung betrachteten, war Kaulbach ein viel zu kritischer Kopf, als daß er das Unvollkommene in diesen Bestrebungen, die Selbstüberschätzung, die oft naiv genug hervortrat, nicht durchschaut hätte. Er verhielt sich ironisch zu seinem Stoffe, und während er scheinbar in heitern Genrebildern und in einfachen Porträtgestalten erzählte, konnte er doch nirgends die Satire unterdrücken, die bald leise anklang, bald unverhohlen losbrach, am heftigsten in dem ersten Bilde, auf welchem vier Künstler, die er als seine Vorgänger betrachten mußte, wie die Haymonskinder gegen das Ungeheuer des Zopfes zu Felde ziehen, Cornelius, Overbeck und Philipp Veit auf einem sichtlich hölzernen Pegasus, während ein Vierter, dessen Gesicht durch seinen Arm verdeckt wird und der doch leicht als Julius Schnorr von Carolsfeld kenntlich ist, hintennach läuft und vergeblich sich auf den Gaul zu schwingen sucht.

König Ludwig hatte anfangs den Satiriker gewähren lassen, bis dieser auch den König selbst nicht schonte. Wenn dem Uebermuthe nun auch halt geboten wurde, so konnte doch der Charakter des Ganzen nicht mehr geändert werden; die spätern Compositionen wurden nur matter und lahmer, seitdem die ehemalige Freiheit fehlte. Im Kreise derjenigen, welche von der Satire getroffen waren, brach laute Entrüstung los, welcher Julius Schnorr energisch Worte lieh. Kaulbach's ironisches Verhalten mochte sachlich nicht unberechtigt sein, aber es war an der Stelle, für welche diese Malereien bestimmt waren, nicht würdig und auch künstlerisch nicht am Platze. Für heitere Illustrationen oder vielleicht für Augenblicksbilder bei einem Künstlerfeste hätte man sich diesen neckischen Humor gefallen lassen, selbst die zu weit gehende Schärfe und Bitterkeit hätte man verzeihen können; aber für die monumentale Ausführung an einem der Kunst geweihten Gebäude paßte diese Tonart nicht. An solcher Stelle kann man auf ernste und edle Festlichkeit, auf ideale Formen, auf monumentale Theilung des Raums und decoratives Geschick, die bei Kaulbach's Erfindungen vollständig mangeln, nicht verzichten. Die kleinen Farbenskizzen, welche im Innern der Neuen Pinakothek bewahrt werden, mag man nicht ohne Vergnügen betrachten; die Ausführung der Bilder im Großen ist und bleibt ein Misgriff, und diese stilistische Verirrung verdient mindestens ebenso ernste Rüge wie der Mangel an Pietät. Es wird nicht viel von ihnen auf die Nachwelt kommen; Wind, Wetter und Sonnenschein haben schon jetzt unerbittliche Justiz geübt.

Nicht nur durch diese Satire war Kaulbach seinem Meister Cornelius schroff gegenübergetreten, er hatte auch sonst den Boden unter dessen Füßen durch sein eigenes Schaffen unterminirt. Seit dem Ende der dreißiger Jahre war bei dem Publikum wie bei König

Ludwig die Bewunderung für den großen Meister schon etwas erkaltet; in Kaulbach glaubte man diese Richtung auf ihrer Höhe zu sehen, man fand bei ihm dieselbe Großartigkeit und Gedankentiefe; man war zufrieden, daß bei Kaulbach nicht jene Strenge und Sprödigkeit zu überwinden war, durch welche Cornelius oft zurückstieß. Dieser malte die Bilder in der Ludwigskirche, die an Größe und Form und an geistiger Bedeutung noch die Gemälde in der Glyptothek übertreffen, in der Ausführung hinter ihnen wenigstens nicht zurückstehen, aber das deutsche Publikum, sogar die münchener Kreise blieben jetzt verhältnißmäßig gleichgültig. Und als nun König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen bald nach seiner Thronbesteigung an Cornelius einen Ruf nach Berlin ergehen ließ, hielt König Ludwig den Meister nicht zurück.

Nun trat aber Kaulbach auch in Berlin bald rivalisirend neben Cornelius auf. Wenn dessen Friedhofsbilder nicht zur Ausführung kamen, so liegt die Schuld größtentheils daran, daß der König und daß die Stimmung des Tages sich mehr für ein anderes umfassendes Werk der Wandmalerei zu interessiren begannen: die Bilder von Kaulbach im Treppenhause des Neuen Museums. Die tiefe Abneigung, welche Cornelius in spätern Jahren gegen Kaulbach empfand, die unbedingte Zurückweisung, welche er diesem zutheil werden ließ, war nicht blos in der Empfindlichkeit über die satirischen Bilder der Neuen Pinakothek begründet, sondern im innersten Widerspruch gegen dessen gesammte künstlerische Richtung. Das große Publikum hielt diese für eine Fortsetzung von Cornelius' eigener Richtung, er aber mußte fühlen, daß Kaulbach, dessen Talent er einst hochhielt, in der Gesinnung ganz von ihm abgefallen war, daß er seinen Stil nur äußerlich als ein Prunkgewand sich umhing, daß er mit dem, was dem Meister heiliger Ernst war, speculirte, daß die künstlerischen Principien, die er entwickelt hatte, von diesem glänzenden, aber ironisch kühlen Talent gehandhabt, einem Zersetzungsprocesse überliefert waren. Die Wandbilder im Neuen Museum zu Berlin gewähren hierfür den vollständigsten Beleg.

Friedrich Wilhelm IV. hatte das große Oelbild der Zerstörung Jerusalems erwerben wollen. Als er gegen König Ludwig zurücktreten mußte, hatte er bei Kaulbach eine Wiederholung bestellt, dann aber diesen Auftrag dahin abgeändert, daß er statt des einen Bildes noch fünf andere verwandte wollte und damit ihm die Ausmalung des Treppenhauses im Neuen Museum mit jenem Bildercyklus übertrug, welcher die gesammte Culturentwickelung der Menschheit in ihren Hauptmomenten zur Anschauung bringen sollte.

Es war eine großartige Aufgabe; mächtige und ausgedehnte Wandflächen standen zur Verfügung, ein bedeutungsvolles Thema war dem Künstler gegeben worden. Aber gerade in diesem lag eine Gefahr, der Kaulbach sich nicht entziehen konnte. Den Geist der Geschichte anschaulich zu machen, das ist der Malerei nicht möglich, sobald sie sich mit ihren eigenen und eigentlichen Mitteln begnügt. Es ist bei einem solchen Programm für den Künstler unvermeidlich, die Reflexion zu Hülfe zu nehmen, sich nicht blos an die Einbildungskraft, sondern auch an den überlegenden Verstand zu wenden. Und so wurde Kaulbach auf dem bedenklichen Wege weiter getrieben, den er schon mit der Zerstörung Jerusalems betreten hatte. Durch diese war die Veranlassung zu dem Bildercyklus im Neuen Museum geboten worden, durch sie war auch Anlage, Aufbau, Gliederung und Charakter der meisten übrigen Bilder vorgezeichnet.

Bei Cornelius steigerte sich jedesmal die künstlerische Kraft in eben dem Maße, in welchem die Aufgaben, die Stoffe und die Räume, die ihm angewiesen waren, an Bedeutung zunahmen. Anders bei Kaulbach. Er besaß vieles, aber ihm fehlte jene große, mächtig empfindende Seele, jene unmittelbare Gestaltungskraft, welche die erhabensten Gedanken nicht nur zu fassen, sondern auch in sichtbaren Formen auszuprägen vermag, das Tiefste, Uebermenschliche klar und einfach im Bilde ausspricht. Das geht über die Grenzen

von Kaulbach's reicher Phantasie, glänzender Beweglichkeit und scharfer Verständigkeit hinaus. Diesen großen Vorwürfen gegenüber faßt er sich wie er kann. Was wir bei der Zerstörung Jerusalems gesehen haben, trifft auch hier ein: die ernste innere Hingabe an den Stoff wird ihm durch den ironischen Grundzug seiner Natur unmöglich. Statt ihn im Kerne zu erfassen und von innen heraus zu gestalten, gibt er sich kritisch von ihm Rechenschaft, analysirt ihn nach allen Beziehungen hin und baut dann aus den Einzelheiten, die sich auf diese Weise seiner Ueberlegung darbieten, ein Ganzes auf. Ein seltenes Geschick, eine überraschende Virtuosität in Linienführung und Gruppirung kommen ihm dabei zu statten; es kommt ein imponirendes Ganzes heraus, welches das Publikum besticht:

Das ist eine von den alten Sünden:
Sie meinen, Rechnen das sei Erfinden.

Und in der That ist auch Berechnung bei allen diesen figurenreichen Compositionen, diesen „großen Maschinen", wie die Franzosen sagen, das Wesentliche. Sie sind nach einem bestimmten Recept gemacht, dessen Grundzüge durch die Zerstörung Jerusalems festgestellt worden waren. Aber eins ist bei dieser Art von Production unvermeidlich. Der Künstler, der seinen Gegenstand nicht mit voller Seele ergreift, sondern der nur durch Analyse und Reflexion seiner Herr wird, geht nie ganz in der Sache auf, sondern steht immer über den Dingen, außerhalb der Dinge. Ihm muß der Glaube fehlen an das, was er darstellt. Je größer die Mittel und der äußere Aufwand werden, um so äußerlicher ist auch seine ganze Auffassung.

Das beweist namentlich das „Obergeschoß", das er nach dem einmal aufgestellten Recept in den meisten dieser Bilder anbrachte. Den Propheten und Engeln auf der Zerstörung Jerusalems entsprechen der Jehovah mit der Engeln auf dem Bilde der Völkerscheidung bei dem Thurmbau in Babel, der Götterzug auf der Blüte Griechenlands, der Christus mit Maria und den Heiligen auf den Kreuzfahrern. Sie sind alle flach, leer, nichtssagend, schablonenhaft, weil es eben dem Künstler nicht mit ihnen ernst ist, weil sie sachlich vollkommen überflüssig und nur ein conventionelles Gaukelspiel sind. Sie haben blos den Zweck, dem Beschauer den handgreiflichen Wink zu geben, daß er in allen diesen historischen Ereignissen oder Zuständen eine höhere Bedeutung zu suchen habe. Ein scharfer, aber geistreicher Autor hat zum Vergleich mit Kaulbach'schen Gestalten manche mittelalterliche Bilder herangezogen, auf welchen Schriftbänder von dem Munde der einzelnen Figuren ausgehen, um dem Beschauer das mitzutheilen, was sie eigentlich meinen, und was eine unentwickelte Kunst nicht in den Gestalten selbst malerisch auszudrücken wußte. Der einzige Unterschied zwischen Kaulbach'schen Darstellungen und diesen alterthümlichen Bildern ist eben der, daß er es dem Betrachtenden bequemer machen konnte durch eine gedruckte Erklärung, welche dieser zur Hand nehmen muß, um den wahren Sinn der Sache zu verstehen und alles, was er in dem Bilde sieht oder auch nicht sieht, verzeichnet zu finden.

Der Mangel an Ernst, an wahrem Durchdrungensein von der Sache zeigt sich im ganzen wie im einzelnen. Bald nachdem das erste große Bild im Treppenhause, die Völkerscheidung, gemalt worden, wurde von einsichtigen Beurtheilern darauf hingewiesen, daß Kaulbach die biblische Erzählung in einem Sinne aufgefaßt, der ihr völlig fremd ist. Diese kleidet die Sonderung des Menschengeschlechts in ein schlichtes mythisches Gewand; der Thurmbau ist ein Werk menschlicher Vermessenheit, für welches durch die Zerstreuung der Menschheit die göttliche Strafe eintritt. Der moderne Maler, der Geschichtsphilosophie treibt, setzt etwas anderes an die Stelle. Ihm ist der Thurmbau eine Fronarbeit, die auf Geheiß des Despoten geschieht; nur gegen diesen, nicht gegen die

Menschheit, richtet sich die zürnende Erscheinung Jehovah's, und für die Menschen sind die Sonderung und das Fortziehen eine Befreiung. Trotz dieses Grundfehlers ist aber das Bild sicherlich die beste größere Composition im Treppenhause, und der Zerstörung Jerusalems ist es in künstlerischer Beziehung ohne Zweifel überlegen. Die Gruppen des Vordergrundes haben mit dem Hauptvorgange, der Auflehnung gegen den Tyrannen, freilich nur einen losen Zusammenhang; die Episode des Baumeisters, der von Arbeitern erschlagen wird, ist eine Zuthat, welche durch das Fratzenhafte des Ausdrucks unangenehm wirkt; aber die Gegeneinanderstellung der drei Stammeseigenthümlichkeiten in den Fortziehenden ist glücklich und bezeichnend, wenn auch zu sehr berechnet, zu wenig naiv.

Desto unglücklicher ist das nächste Bild: Die Blüte Griechenlands. Kaulbach war ganz dazu berechtigt, keinen bestimmten historischen Moment zu wählen, sondern den Stoff symbolisch aufzufassen, und Homer, der, an der Küste Griechenlands landend, neues Geistesleben mit sich bringt, ist dafür ein glückliches Motiv. Nur auf die rechte künstlerische Verwerthung desselben kam es an, und diese eben mangelt. Was Kaulbach darstellen mußte, wird man inne, wenn man zum Vergleich die herrliche Zeichnung von Asmus Carstens: Homer vor dem Volke, heranzieht. Der Eindruck des Liedes auf alt und jung ist hier die Hauptsache und ist mit echter Empfindung in überwältigender Weise geschildert. Dieses psychologische Element fehlt der Kaulbach'schen Darstellung, und damit fehlt ihr alles, was das Bild zum Bilde machen konnte. Wieder haben wir eine bloße Bilderschrift vor uns; alle diese Leute sind nur da, um bestimmte Namen zu tragen, durch welche das griechische Leben in seinen mannichfaltigsten Beziehungen repräsentirt werden soll; sie stehen und sitzen alle nur Parade; sie sind ausdruckslos und gleichgültig, nicht am wenigsten Homer selbst, welcher grundlos von der traditionellen Erscheinung des blinden Sängers abweicht, mit seiner hölzernen Armbewegung wie ein ungeschickter Declamator aussieht und mit seiner plumpen Masse die Composition unschön durchschneidet. Jeder wahre Ausdruck der Empfindung in den Einzelnen fehlt ebenso wie der Zusammenschluß der Empfindungen zur einheitlichen Stimmung. Alles ist wieder nur eine Schaustellung, mit der es der Künstler nicht ernst meinte, wie er es auch namentlich mit den schablonenhaften Göttern nicht ernst gemeint hat, die oben in den neugebauten Tempel auf einem Regenbogen ziehen: dies noch dazu ein Motiv, das der Auffassung der Alten völlig widerspricht, denen der Regenbogen keine farbige Brücke über die Landschaft ist, sondern die sie als Gottheit unter den übrigen Göttern als Iris verkörpern.

Das dritte und das vierte Bild brauchen uns nicht mehr zu beschäftigen, sie sind nur Wiederholungen früherer großer Compositionen; die Zerstörung Jerusalems ist wenigstens in diesem Zusammenhange berechtigt, die Hunnenschlacht aber durchaus nicht; kein nachträgliches Zurechtlegen und Deuten kann der poetischen Sage der Geisterschlacht einen Platz unter den Hauptmomenten der menschlichen Culturentwickelung beanspruchen helfen. In Hinsicht der Ausführung bleibt das Wandgemälde gegen die Uebermalung der Raczynski-Galerie zurück. Das fünfte Bild: Die Kreuzfahrer vor Jerusalem, entbehrt der Würde und Macht, welche man von einem monumentalen Kunstwerke verlangt; es nimmt sich aus, als sei es für eine leichte Illustration erfunden; einzelne gefällige Episoden, wie diejenige, die sich auf die ritterliche Minne bezieht, sind das einzig Beachtenswerthe.

Die Ausführung des letzten Bildes, das den Geist der Neuzeit künstlerisch verherrlichen sollte, stieß bekanntlich auf Schwierigkeiten, weil Kaulbach sachgemäß die Reformation als Vorwurf gewählt hatte, dies aber den Wünschen des ultramontan gesinnten Generaldirectors der Museen nicht entsprach. Kaulbach blieb andern Vorschlägen gegenüber standhaft und kam zu Anfang der sechziger Jahre endlich zum Ziel. Aber die richtige Wahl des Stoffes fällt mit der angemessenen künstlerischen Behandlung desselben noch nicht zusammen.

Kaulbach glaubte in dieser Composition etwas Aehnliches zu leisten, wie Rafael in seiner Schule von Athen in den Stanzen des Vaticans, und Kaulbach's Bewunderer haben sein Reformationsbild auch oft genug mit der Schule von Athen verglichen. Aber diese gewährt gerade den sichersten Maßstab, um das Unzureichende seiner Schöpfung nachzuweisen. Aeußerliche Anklänge in der Anordnung sind zwar nicht zu leugnen. Auf das Obergeschoß mit mythischen Figuren hat der Künstler diesmal verzichtet; einen idealen Bau von Menschenhand hat er dem Ganzen als Hintergrund gegeben, gedankenlos genug freilich eine gothische Kirchenhalle, denn der Geist der Reformation und der Renaissance steht in ausgesprochenem künstlerischem Gegensatze zur Gothik und ruft einen neuen Stil hervor. Wie in der Schule von Athen ist auch hier die Hauptgruppe in die Ferne der Mittelpartie gerückt, zwei andere in sich abgeschlossen. Gruppen füllen rechts und links den Vordergrund; wie bei Rafael der Diogenes auf den Treppenstufen ruht, so lagert bei Kaulbach, freilich in recht ungeschickter Haltung, ganz vorn der schreibende Hans Sachs unter seinen Schusterwerkzeugen.

In der künstlerischen Auffassung hat aber dies moderne Product mit der Schule von Athen nichts gemein. Gewiß wäre es möglich gewesen, die weltgeschichtliche That der Reformation bildlich darzustellen und zwar nicht durch Schilderung eines bestimmten realen Moments, sondern in idealer Weise durch die Vereinigung der Charaktere, aus deren Geist diese That entsprang. Statt nun aber darzustellen, wie alle andern geistigen Bestrebungen der Zeit durch das Auftreten Luther's zu einem großen Ziele zusammengefaßt werden, zeigt Kaulbach, wie die Vertreter der verschiedenen Richtungen sich alle lediglich in ihre Interessen und Beschäftigungen versenken, ohne daß sich der Reformator, trotz aller Bemühung, irgendwo zur Geltung zu bringen vermag. Die einzelnen Elemente der Schule von Athen sind vorhanden, es fehlt leider nur das geistige Band. Im Hinblick auf solche Darstellungen hat Jakob Burckhardt gelegentlich das scharfe Wort von den modernen idealen Compositionen gesprochen, auf welchen die Leute aussehen, als ob sie auf ein Diner warteten. Alle sind gleichgültig und gelangweilt, sie sind elegante Salonfiguren mit hohlen Masken statt der Gesichter. Trotz des vortrefflichen Materials an Bildnissen, welches diese Epoche ihm in unerschöpflicher Weise geliefert hatte, vermochte der Künstler keine Charaktere zu schaffen. Und wie war ohne Charaktere die Darstellung vom Widerschein einer Idee in den Menschen möglich. Auch Rafael's Schule von Athen ist kein Handlungsbild, aber seine zwingende künstlerische Einheit findet sie in etwas anderm, sie ist ein geistiges Stimmungsbild. Das psychologische Interesse, welches der Malerei zukommt, ist in ihr die Hauptsache, die Empfindungen sind dargestellt, welche sich je nach Maßgabe der einzelnen Charaktere in jeder Gestalt verschieden spiegeln, zugleich aber in einem vollen Einklange, der alles beherrscht, zusammenstimmen. Weil dies psychologische Interesse fehlt, ist Kaulbach's Gemälde leer, weil diese Einheit der Stimmung fehlt, fällt es auseinander.

Daß den Schöpfungen Kaulbach's das wahre innere Leben mangelt, welches die Form erfüllen und beseelen müßte, tritt auch in den vielfach bewunderten Engelfiguren hervor, welche die pilasterartigen Streifen zwischen den Hauptbildern einnehmen. Die einzige Ausnahme bildet die Gestalt der Sage (auch als Oelbild für den Grafen Raczynski ausgeführt). Sie erscheint als der Nachklang einer bessern Zeit; dieser einfache, poetische Vorwurf ist mit derselben Phantasie erfaßt, die wir in der Hunnenschlacht finden. Hier hat der ideale Inhalt in großartigen Formen wirklich ein überzeugendes Leben gewonnen; die Gestalt wirkt in geheimnißvoller Macht und über ein paar geistreich-tändelnde Zuthaten kann man vollkommen hinwegsehen. Desto nichtssagender sind die Figuren der Geschichte, der Wissenschaft, beide ganz hohl und conventionell, dabei fast widerwärtig durch das Spiel, das hier wieder mit malerisch nicht darstellbaren Gedanken getrieben

wird. Daß der Knabe, welcher der Geschichte mühsam ein Buch zuschleppt, den „Genius der jüngsten Zeit“ bedeutet, „welcher an den Traditionen der Vergangenheit schwer zu tragen hat“, wird man doch auch nur durch die Lektüre des gedruckten Programms inne. Die Figuren des Moses, des Solon haben eine gewisse scheinbare Hoheit und Macht; sie scheinen an die Stilgröße eines Cornelius heranzureichen, ohne so herb zu sein wie dieser. Aber bei genauerer Prüfung überzeugt man sich, daß auch diese Formen nur ein leeres Schema sind. Die Genien ihnen zur Seite mit den Modejournalgesichtern und den affectirten Stellungen wirken von Anfang an abstoßend. Wie weit sich Kaulbach verirren kann, zeigt namentlich die Germania, welcher die Krone vom Haupte rutscht, während sie in einem alten Buche liest. Dergleichen läßt man sich in einer launigen Illustration gefallen; an dieser Stelle ist es aber ebenso unpassend, wie die Compositionen an der Neuen Pinakothek. Im Anschauen empfinden wir nur den Hohn gegen die nationalen Ideale, der die eigene Würde wie die Würde des Ortes vergißt.

Selbst das war ein gefährliches Spiel, daß Kaulbach über den geschichtsphilosophischen Wandbildern hier noch den Kinderfries anbrachte, der die Entwickelung der Weltgeschichte, welche unten gedankenreich, beinahe feierlich dargestellt wird, übermüthig persiflirt. In künstlerischer Hinsicht gehört dieser Fries allerdings zu Kaulbach's besten Leistungen. Ein Reichthum witziger und geistreicher Einfälle ist hier ausgeschüttet, von denen manche sich freilich mehr durch die schriftliche Erklärung an die Reflexion als durch den malerischen Eindruck an das Auge wenden. Aber im ganzen sind die Lustigkeit der Erfindung, der Reiz der Entwickelung, die Anmuth in Gestalten und Bewegungen überraschend. Trotz dieser Vorzüge kann man dem Fries gegenüber nicht alle Bedenken unterdrücken. In den Cartons, in den Kupferstichen mag man ihn mit Freude, oft mit Entzücken betrachten. Im großen ausgeführt, scheint er seiner Sphäre entrückt zu sein, während die decorative Wirkung des viel zu hoch angebrachten, einförmig grauen Bandes zugleich eine höchst dürftige ist.

Hierin liegt überhaupt einer der wesentlichen Mängel des ganzen Cyklus. Seine Einheit ist nur durch das Programm künstlich erzwungen, ist aber keineswegs in malerischem Gesammteindruck da. Das Gefüge ist locker, das Ganze ist nicht zusammen concipirt, jene monumentale Gliederung des Raumes, in welcher die Meister der Renaissance und in neuerer Zeit Cornelius so groß waren, wird vermißt. Die Gemälde erscheinen nicht wie ein nothwendiger Schmuck der großen Halle, aus dem Organismus ihrer Anlage hervorgegangen, sondern sie nehmen sich wie angeheftete Bilderbogen aus.

An dieser Schwäche des malerischen Gesammteindrucks ist freilich auch die coloristische Unzulänglichkeit der Bilder stark betheiligt. Wie bei Cornelius, ist auch bei Kaulbach die Farbe gerade die schwächste Seite. Bei Cornelius beruht diese Schwäche auf einer Einseitigkeit der Anlage und der Ausbildung; er hatte, durch andere Seiten seines Schaffens in Anspruch genommen, die Farbe vernachlässigt. Kaulbach dagegen hatte wol in dieser Richtung studirt, er hatte auch Fortschritte gemacht; aber alles war und blieb vergeblich, denn seinen Compositionen fehlte eben von Haus aus die Fähigkeit zu farbiger Erscheinung. Diese bildliche Darstellung nach Recept und Programm, diese Häufung von Figuren und Motiven, dieses Spiel mit geistreichen Beziehungen und hochfliegenden Gedanken hat eine gewisse Möglichkeit der Existenz im Gebiete der Illustration, welches dem Beschauer das Figürliche in kleinem Umfange, in tändelnder Leichtigkeit, verbunden mit Rankenwerk und Arabesken, in einer blos andeutenden Technik vorführt. Auch in größerer Zeichnung, im Carton, ist dergleichen vielleicht eher erträglich, aber der Farbe ist es nicht fähig. Tritt diese hinzu, so macht sie nur erst recht klar und sichtlich, wie sehr alle Elemente in diesen Bildern auseinanderfallen, wie sehr die sinnliche Existenz ihnen abgeht, wie viel dem Künstler zum Ausdruck des wahren Lebens fehlt.

Statt der nahe beieinander wohnenden Gedanken haben wir Sachen, die sich hart im Raum stoßen, vor uns. Man kann schließlich alles malen, wie man alles in Musik setzen, selbst, nach dem Einfall einer bekannten berliner Posse, ein ganzes Anzeigeblatt mit Polizeibericht, Geschäftsannoncen, Dienstgesuchen, Heirathsanträgen und Curszettel, alles nach bekannten Opernmelodien singen kann. Doch nur zum Scherz. Kaulbach'sche große Maschinen aber im Ernste malen — das ist nicht möglich.

Kaulbach's Schwäche in der Farbe gestehen selbst seine Bewunderer meistens zu; sie weisen aber auf seinen außerordentlichen Formensinn hin, der diesen Mangel aufwiegt. Im Grunde ist aber auch diese Eigenschaft nur in sehr bedingter Weise bei ihm zu finden. Nur Liniengefühl besitzt er, und dies in staunenswerthem Maße, Schwung und Freiheit in den Umrissen der einzelnen Gestalt, vollendete Gruppenbildung, daher seltenen Rhythmus und bestechende Leichtigkeit, zugleich oft eindrucksvolle Größe in dem Aufbau der umfangreichsten Compositionen. Damit sind aber die Qualitäten seiner Darstellungsweise erschöpft. Das unbedingte Verständniß der Form, welches in der Erscheinung den Bau und das Wesen, das eigentlich sinnliche Leben des Körpers, zum Ausdruck kommen läßt und im sinnlichen Leben zugleich das geistige ausspricht, hat Kaulbach nie erreicht. Das Individuelle ist ihm eigentlich verschlossen. Darum ist ihm selten ein Porträt gelungen; darum gewähren uns unter seinen großen Arbeiten etwa nur die Gestalt der Sage oder Figuren der Hunnenschlacht reine Befriedigung, weil sie der Geister- und Sagenwelt angehören und man von ihnen keine weiter gehende Individualisirung verlangt. Dem Typischen neigt sich Kaulbach aber auch da zu, wo es nicht berechtigt ist, selbst bei Bildnißfiguren, wie sie das Reformationsbild aufweist. Die Persönlichkeiten sind in Bildung und Ausdruck der Züge abgeschliffen, die Gesichter Larven mit gläsernen Augen; die schönen Formen, die man zu sehen glaubt, sind eine Täuschung des Auges. Nur in den Umrissen liegt die Schönheit, aber den Motiven, wenn sie anfangs auch noch so leicht bestechen, fehlt der reelle Werth, die körperliche und geistige Berechtigung. Jene unaufhörliche und energische Versenkung in die Natur, deren der echte Künstler nicht entrathen kann, ist Kaulbach fremd. Nicht aus Anschauung der Wirklichkeit und sicherm Formgefühl heraus sind seine Gestalten gezeichnet, sondern ein feststehendes Schema liegt ihnen zu Grunde.

Daher fehlt der Sinn für richtige Bildung und festen Bau des Körpers; namentlich jugendliche Gestalten sind von einer schwammigen Weichlichkeit, durch welche der sonst in erhebenden Gedanken schwelgende Künstler rein auf die Sinnlichkeit speculirt; aber diese Sinnlichkeit ist keine überschäumende Kraft, sondern eine ungesunde Lüsternheit, die überall frivol nach dem Reize jagt. Wir sprechen nicht von so unsaubern Compositionen, wie das Blatt: Wer kauft Liebesgötter, von der groben Auffassung, die Geibel's schönes Gedicht: „Die Entstehung des Dampfes", bei ihm gefunden, sondern von den niedrig-sinnlichen und wohlfeil üppigen Elementen, durch welche er in seinen großen monumentalen Compositionen den gewöhnlichen Troß der Bewunderer für das mühsame Herausbuchstabiren der malerisch nicht darstellbaren Gedanken entschädigt. Die weiblichen Idealfiguren sind oft nur gewöhnliche Dirnen; selbst in Kindern und Genien tritt uns eine unreife Lüsternheit, die bis zum Widerlichen geht, entgegen.

Um Kaulbach's eigentliches Wesen zu bezeichnen, ehe wir von dem Hauptwerk seines Lebens, den Bildern im Treppenhause des Neuen Museums, scheiden, wollen wir unser Urtheil nur noch kurz in Folgendem zusammenfassen: Das Werk der bildenden Kunst hat, um die Wirkung zu thun, die ihm zukommt, eine vollkommene Durchdringung des geistigen Gehaltes und der Erscheinung darzubieten. Beide Elemente, Gehalt und Erscheinung, sind in der That bei Kaulbach vorhanden, ihre Durchdringung aber fehlt. Kaulbach's

Werke besitzen in ihrer Erscheinung nach einer Seite hin ganz außerordentliche Qualitäten, nämlich in der Linienschönheit und in dem, was mit ihr zusammenhängt; aber diesen Linien, Gestalten und Gruppen fehlt die geistige Beseelung, ja sogar das individuelle Leben. Der geistige Gehalt ist vorhanden, er erhebt den Anspruch, der ganzen Höhe moderner Bildung zu entsprechen; aber er offenbart sich nicht in der Erscheinung, er existirt für sich; er wendet sich nicht an die Phantasie durch die Anschauung, sondern nur an die Reflexion durch die Analyse des Bildes. Während das Wesentliche der Kunst darin besteht, daß sie den ganzen Menschen ergreift, daß ihr gegenüber alle Kräfte, die sonst getrennt in dem Menschen thätig sind, Phantasie, Sinnlichkeit, Gedanke, Empfindung, harmonisch zusammenklingen und zu untrennbarer Einheit verschmelzen, wird zwar auch durch Kaulbach's Werke die Phantasie angeregt; die sinnliche Wahrnehmung und der Gedanke erhalten ihren Antheil; aber jede dieser Kräfte wird eben für sich allein angeregt und in Anspruch genommen, und nur die Empfindung geht leer aus.

Kaulbach war nun einmal in eine abschüssige Bahn gerathen, auf der es keinen Halt mehr gab. Wir wollen seine spätern Schöpfungen daher nicht mit gleicher Ausführlichkeit berücksichtigen. Im Jahre 1859 entstand das Wandbild im Germanischen Museum zu Nürnberg, Otto III. in der Gruft Karl's des Großen. Es ist geschickt angeordnet, aber Größe und echte Empfindung fehlen. Nur Alfred Rethel's Darstellung desselben Gegenstandes für den aachener Rathhaussaal braucht man damit zu vergleichen, um dies inne zu werden. Einige ganz große Compositionen, die folgten, können als Nachklänge der berliner Museumsbilder gelten, so die Schlacht von Salamis, für die Historische Galerie im Maximilianeum zu München ausgeführt, kleiner in der stuttgarter Galerie. Wieder Figurenreichthum, großer Apparat und seltenes Geschick der Anordnung, aber abstoßend theatralische Hauptfiguren, wie der Xerxes, ein lahmes Obergeschoß und eine Speculation auf den sinnlichen Reiz in dem ertrinkenden Harem, der eigentlich die Hauptsache in dem Bilde ist. Anfang der sechziger Jahre, als dies Werk ausgeführt wurde, entstand der Entwurf eines andern, das dann erst viel später vollendet wurde und im Jahre 1873 seine Rundreise durch Deutschland antrat: der große Carton des Nero. Angeregt durch Piloty's Nero, hatte Kaulbach versuchen wollen, ob er mit seinen Mitteln, in einer großen Composition, die das Reale und das Symbolische in sich vereinigte, dem Stoffe nicht noch in umfassenderer Weise gerecht werden könne. Die Bedenken, welche gegen frühere ähnliche Werke bestehen, sind auch hier am Platze; immerhin aber ist die Leistung in dem, was der Künstler vermag, Linienführung, Anordnung und Bewältigung der Massen besonders glücklich, und zeigt ihn im Vollbesitz seiner Virtuosität.

Im übrigen wandte er sich in seiner spätern Zeit mit besonderer Vorliebe der Illustration von Dichtern zu. Schon zu Anfang der funfziger Jahre waren die seit dem Kupferstich bestimmten Compositionen entstanden; gegen 1860 nahmen die großen Blätter zu Dichtungen Goethe's ihren Anfang, denen sich dann einige Darstellungen zu Dichtungen von Schiller, von Walther von der Vogelweide, zu Opern von Richard Wagner anreihten, sämmtlich ebenfalls mit Rücksicht auf die Vervielfältigung, besonders in Photographien großen Formates, gezeichnet.

Von der Hingabe an die Dichtung, dem Aufgehen in ihr, dem Verschmelzen mit ihrem Geiste, welche zum Wesen der echten Illustration gehören, ist in diesen Bildern keine Rede. Dazu treten sie schon in der Form der Darstellung zu anspruchsvoll auf. Die Wahl des Stoffes scheint oft vorzugsweise nur einem Speculiren auf die Gunst eines vorwiegend literarisch gebildeten Publikums zu entstammen.

Diese Gunst wurde namentlich den Blättern zu Goethe'schen Dichtungen, „Goethe's Frauengestalten", wie der programmgemäße Titel lautet, in höchstem Maße zutheil. Sie haben großentheils etwas unbedingt Gewinnendes durch die glückliche Wahl der Situa-

tionen, die elegante Zeichnung, die geschmackvolle Anordnung; aber die seelenvolle Wärme, die Offenbarung wahrhaft individuellen Lebens, und somit auch das tiefe innere Verhältniß zum Gegenstande mangeln. Kaulbach liefert seinem Publikum effectvolle dramatische Scenen; aber das, was der Titel verspricht und was den Dichtungen Goethe's gegenüber auch das Wesentliche wäre, Goethe's Frauencharaktere gibt er nicht.

Wohl können uns manche überwiegend genrehafte und idyllische Situationen befriedigen, wie die Scene aus Sesenheim; wohl können wir Adelheid beim Schachspiel, zu „Götz von Berlichingen", gelten lassen, weil es sich hier um einen Charakter handelt, zu dem Kaulbach's halb ironische und halb sinnliche Auffassung eher ein Verhältniß fand. Man mag die Beliebtheit begreifen, welche Werther's Lotte wegen der glücklichen und launigen Kindergruppe gewonnen hat, die sie umgibt, auch wenn man weiß, daß hier das Hauptmotiv der Composition schon durch eine kleine Radirung von Chodowiecki geliefert worden ist. Aber wie unbedeutend Dorothea, wie einseitig Klärchen, wie abstoßend Gretchen! Nur das flache, gefallsüchtige, lüsterne Ding, das wir so vor der Kirchthür einherschreiten sehen, kann sich mit dieser einstudirten Schauspielergrazie vor dem Muttergottesbilde niederwerfen. Sollen wir denn wirklich jenes sentimentale, verzogene Püppchen als Goethe's Mignon hinnehmen? Und Tasso's Leonore! Kaulbach stellt jene lange vor der Handlung des Dramas liegende Situation dar, von welcher der Dichter im Gespräch mit der Prinzessin ausruft:

Welch ein Moment war dieser — O vergib!
Wie den Bezauberten von Rausch und Wahn
Der Gottheit Nähe leicht und willig heilt,
So war auch ich von aller Phantasie,
Von jeder Sucht, von jedem falschen Triebe
Mit Einem Blick in deinen Blick geheilt.

Das tiefste innere Erlebniß zweier Seelen liegt in diesem Augenblick; doch was gibt uns Kaulbach? Glänzender äußerer Apparat ist die Hauptsache, geputzte Hofdamen umringen den Poeten und ihm gegenüber thront eine seelenlose, üppige Salonschönheit, kokett mit ihrer Rose spielend, mit prüfendem Blick den schüchternen jungen Menschen betrachtend, bei dem sie es mit einer kleinen Aufmunterung versuchen will. Darf der Maler das Heideröschen in ein solches lüsternes Possenspiel übersetzen? Darf er dem Gedicht „Tandarebei" von Walther von der Vogelweide den minniglichen Duft froher, sinnlich-kecker Liebe abstreifen und das Motiv in das Gemeine ziehen?

Er durfte es in der That, wenn man nur den Erfolg zum Maßstabe nimmt. In beispiellosen Massen vervielfältigt, in Hunderttausenden von Exemplaren wanderten diese Compositionen durch die Länder; überall in Deutschland setzten sie sich in den Salons, in den Kunstläden fest; in fremden Welttheilen wurde ihnen nachgefragt. Die Speculation war glücklich gewesen, der Künstler hatte sein „gebildetes" Publikum gekannt.

Nahe an Speculation streifte auch die Art, auf welche Kaulbach den liberalen Ideen der Zeit, in politischer und namentlich in religiöser Beziehung, seine Kunst als Ausdrucksmittel zur Verfügung stellte. Das ist nicht so zu verstehen, als ob er etwa nicht mit voller Ueberzeugung bei der Sache gewesen wäre. Im Gegentheil, er hatte längst an allen Kämpfen seiner Epoche, den geistigen und den politischen, Antheil genommen, und er fühlte den Trieb, für seine Anschauungen auch mit den künstlerischen Mitteln, die ihm zu Gebote standen, einzutreten. Aber er gab sich keineswegs rein der Sache hin; er hatte unausgesetzt das Publikum, das seinem Angriffe zuschaute, im Auge. Er wußte, wie er die Gegner treffen und auf das empfindlichste verwunden konnte; es war ihm eine

Wonne, das zu thun; er haschte begierig nach jener lauten Zustimmung von Parteigenossen, die in ganz andern als in künstlerischen Gründen ihren Ursprung hatte, und er wußte, wie schon der Stoff und die zeitgemäße Tendenz für das Bild Reclame machen mußten. Daher das Absichtliche und hierdurch Peinliche solcher Erfindungen.

Um 1870 trat sein großer Carton des Ketzerrichters Pedro Arbues auf. Den blutigen Fanatiker, den die Curie eben heilig gesprochen, wollte Kaulbach in aller Nichtswürdigkeit seines furchtbaren Treibens zeigen, und er erregte bei Gesinnungsgenossen wie bei Gegnern den gewünschten Eindruck. Aber statt der objectiven Darstellung von Charakteren und Leidenschaften in unverhüllter Realität, bei der selbst das Aeußerste künstlerisch berechtigt gewesen wäre, sehen wir nur Fratzen, weil lediglich Tendenz und zersetzender Hohn in dem Ganzen walten. Es entsteht ein Zerrbild, dem die Würde fehlt, und bei welchem der Künstler fortwährend aus der Rolle fällt. Für die Illustration eines Witzblattes, nicht aber für eine dramatische Composition in überlebensgroßen Figuren würde zum Beispiel ein Einfall statthaft sein wie jene Madonnenstatue, die sich von dem wüthenden Priester mit Abscheu fortzuwenden scheint.

In neuerer Zeit führte Kaulbach eine Reihe von großen Todtentanzzeichnungen aus, in denen er einen traditionellen und fruchtbaren Vorwurf der ältern Kunst wieder aufnahm und scheinbar ein Gebiet betrat, das seiner eigenthümlichen Richtung, seiner satirischen Begabung, seinem Sinn für das Phantastische besonders entsprach. Mitunter stellte er hier historische Persönlichkeiten, Napoleon, Alexander von Humboldt, in dem Moment dar, in dem sie das Opfer des Todes werden. Die Situationen waren geistvoll gewählt, aber die ältern Meister hatten doch wol recht, wenn sie nicht benannte Persönlichkeiten, sondern unbenannte, nach Stand, Rang und Geschlecht, dem Gerippe gegenüberstellten und gerade dadurch das Allgemeingültige der menschlichen Vergänglichkeit anschaulich machten. In andern Fällen dienen auch diese Compositionen wesentlich der religiösen und politischen Satire. In gewissem Sinne hatten auch schon ältere Meister das gethan, was Kaulbach hier auf die modernen Verhältnisse anwendet; dennoch besteht zwischen ihren Erfindungen und den seinen eine tiefeinschneidende Verschiedenheit. Auf diesen Punkt hat Karl von Lützow in einem Aufsatze, den die „Deutsche Zeitung" kurz nach dem Tode Kaulbach's brachte, schlagend hingewiesen: „Es war ein entschiedener Misgriff, daß Kaulbach seine Todtentanzbilder in riesengroßen Photographien, gleichsam als Plakate, publiciren ließ, anstatt sie als kleine Holzschnitte in Gestalt fliegender Blätter, etwa mit kurzen Reimsprüchen begleitet, unter das Volk zu werfen." In der That ist die schlichte, blos andeutende Darstellungsform des Holzschnittes das wahre Element für diesen phantastischen Vorwurf, und nur in einem anspruchslosen Format, das nicht laute Reden an die Menge halten, sondern sich jedesmal still und ernst an den einzelnen wenden will, kann er seine Naivetät bewahren. Dies hätte Kaulbach von den Todesbildern eines Holbein und seiner Zeitgenossen lernen können. Dieselben hätten ihm zugleich zeigen können, daß erst der großartige Ernst der Ironie dieser ihre volle Wucht gibt. Maßlose, übertriebene, gewöhnliche Motive, wie Kaulbach sie verwendet, rauben dem Thema das Geheimnißvolle und Ergreifende, das ihm innewohnt.

Ein stilistischer Misgriff, wie er sich hier, wie er sich auch schon früher vielfach aufweisen ließ, ist Kaulbach endlich auch in seiner letzten Composition begegnet: dem deutschen Michel als Erzengel Michael, der Napoleon III. mit seinem Knaben, einen particularistischen König, den Papst und den Klerus zu Boden schmettert. Die Hauptfigur, die ideal sein möchte, ist dürftig und conventionell, die Motive in den niedergeworfenen Gestalten sind absichtlich, gewöhnlich, verzerrt. Was als fliegendes Blatt, als leicht hingeworfene Illustration für den „Kladderadatsch" oder die „Wespen" geeignet wäre, darf nicht als der Inhalt eines ausgeführten großen Cartons, eines selbständigen Kunstwerkes

erscheinen. Kaulbach starb noch vor Vollendung dieser Arbeit, am 7. April 1874, in München an der Cholera.

Wenn wir im Zusammenhange über den Künstler reden wollen nur wenige Monate nach seinem Tode, und die Darstellung unwillkürlich in den Ton der scharfen Kritik verfällt, so hat dies für den Autor, der sein Urtheil ausspricht, beinahe etwas Beklemmendes. Und doch läßt sich so schwer etwas modificiren und mildern, um so weniger, je mehr man auf Einzelnes eingeht. Die Kritik, wie wir sie üben, geht ja auch eigentlich nicht gegen den Künstler selbst, sie ist wesentlich gegen die gesammte Kunstanschauung einer bestimmten Epoche, in der er lebte, wenigstens gegen die damalige Anschauung gewisser Kreise gerichtet. Auch wir stehen nicht an, die wahrhaft hervorragenden künstlerischen Qualitäten, die Kaulbach besaß, in vollem Maße anzuerkennen, und für die Bedeutung einzelner Werke, die er geschaffen hat, namentlich manche frühern Werke, Zeugniß abzulegen. Wenn er dann mehr und mehr in eine Richtung hineingerieth, die wir nicht gutheißen können, so geschah dies unter dem Einflusse seiner Epoche, und die scharfe Opposition gilt in erster Linie dem Publikum, das ihn bewunderte, ihm da gerade Beifall zollte, wo er die Grenzen seiner Kunst überschritt, und ihn immer entschiedener in die Abwege hineintrieb. Seine spätern Werke sind das Product einer zur Reflexion geneigten, anschauungslosen Zeit, die der bildenden Kunst überhaupt einen schweren Stand bereitet, und sobald diese entschiedene, wenn auch noch nicht vollkommen entwickelte Bestrebungen zu einem großen und gesunden Aufschwunge zeigte, gegen solche sofort wieder eine krankhafte Opposition hervorrief.

Wenn Bewunderer gerade das an Kaulbach rühmen, daß seine Schöpfungen auf der Höhe unserer modernen Bildung stehen, so darf man sich dem gegenüber auf Geibel's Dichterwort berufen:

> Das ist der Bildung Fluch, in der wir leben,
> Daß ihr das Beste untergeht im Vielen.

Wol soll auch die Kunst das Gepräge unserer neuern Bildung aufweisen und den Geist unserer Zeit athmen, aber es kommt darauf an, wie das geschieht. Weil im geistigen Leben unserer Epoche das literarische Element einseitig vorwiegt, weil wir vorzugsweise mit der Reflexion an die Dinge heranzutreten gewohnt sind, darf doch die Kunst darum ihr eigentliches Wesen nicht verleugnen und darf nicht das reflectirende Element an die Stelle der Empfindung, der Anschauung und der Einbildungskraft setzen.

So bezeichnet Kaulbach's Wirksamkeit im wesentlichen einen bedenklichen Rückschlag in der modernen deutschen Kunstentwickelung. Er selbst aber bleibt trotzdem eine interessante und bedeutende Persönlichkeit; seine Werke sind und bleiben Documente nicht nur für die Kunstgeschichte, sondern für die Geschichte der Anschauung und des geistigen Lebens im 19. Jahrhundert; sie sind werthvoll, wichtig und lehrreich selbst in ihren Irrthümern. Als Kaulbach starb, stand er im neunundsechzigsten Jahre, aber seinem Wesen nach war er immer noch kein Greis. Gewinnend in seiner Persönlichkeit, geistvoll, witzig, anregend, voll Kampflust und voll sprühender Lebendigkeit, steht er als ein merkwürdiges Charakterbild selbst vor den Augen derjenigen, die sich in ausgesprochenem Gegensatze zu seiner Richtung fühlen. Ehren, Anerkennung, Bewunderung der Menge und Weltruhm hat er reichlich genossen. Daß seine Geltung aber noch lange eine so allgemeine bleiben wird, wie sie es jetzt ist, muß bezweifelt werden. Eine weitere Entwickelung kann seine Richtung nicht haben. Eigentliche Schüler kann er nicht aufweisen; die Versuche, ihm nachzufolgen, blieben auf geringe Anläufe beschränkt. Die ideale Richtung

in der neuern deutschen Kunst, die scheinbar in ihm einen neuen Aufschwung nahm, wurde durch ihn eigentlich nur einem Proceß der Auflösung und der Zersetzung entgegengeführt. Noch als er in voller Thätigkeit und im Genusse seines Ruhmes dastand, war er in dem Kreise, der ihn umgab, isolirt. An der münchener Akademie, deren Director Kaulbach war, hatte längst die entschiedene realistische Richtung Piloty's die maßgebende Stellung eingenommen. Diesem wies Kaulbach seinen eigenen begabten Sohn als Schüler zu, und Piloty ist jetzt in München bereits sein Nachfolger geworden. Ist in der neuern Kunst eine ideale Richtung noch möglich, so muß sie jedenfalls ganz andere Bahnen gehen.

Die neueste Geschichte Spaniens.

Von

Wilhelm Lauser.

IV.

So vollständig war in dem Vierteljahre, das nunmehr die Septemberrevolution zählte, die Bewegung von dem nächsten Ziele abgewichen, welches ihr die Urheber derselben gesteckt, daß es sich bei den Wahlen für die constituirenden Cortes, welche in den ersten Tagen des Januar 1869 vorgenommen wurden, bereits um einen Kampf auf Leben und Tod zwischen den Monarchisten und der republikanischen Partei handelte, die allein alle Früchte des Sturzes der bourbonischen Dynastie für sich einzuheimsen gedachte. Des Volkes Meinung, so hieß es im republikanischen Lager, war nicht, blos eine Dynastie zu stürzen; als es von den alten Wappen die Krone abriß, hat es dieselbe mit Füßen getreten, damit sie niemals wieder mit Würde jemand auf das Haupt gesetzt werden könnte. Die von der Revolution verkündigten Grundsätze, die Menschenrechte, das allgemeine Stimmrecht, als dauernder Ursprung der Staatsgewalt, die unbeschränkten Freiheiten der Presse und der Versammlungen, als ewige Bürgschaften gegen jede Willkür der Staatsgewalt, seien unverträglich mit der Monarchie. Ja es wurde sogar geltend gemacht, daß man seit dem Sturze der alten Monarchie, trotz dem Bestreben der provisorischen Regierung, eine neue herbeizuführen, sich thatsächlich in der Republik befinde. Die Republik sei der gesetzliche Zustand; die Regierung selbst sei eine republikanische, da sie ihre Gewalt vom Volke erhalten habe, und vor der Volksvertretung allein Rechenschaft für ihre Politik und ihre Handlungen ablegen müsse. Diese Republik habe nichts weiter nöthig, als die gesetzliche Weihe durch den Beschluß der constituirenden Versammlung zu erhalten und mit ebenso einfachen als weisen Gesetzen eingerichtet zu werden. So sei die Republik bereits wesentlich conservativ, die Monarchie eine Gefahr für die Ordnung und Ruhe. Ja, dermaßen überschwenglich, wenn nicht in ihren Hoffnungen, so doch in ihren Ansprüchen, traten bereits die republikanischen Führer auf, daß sie in einem Aufruf der letzten Stunde die Wähler mahnten: „Schreitet denn zu den Urnen, und legt in dieselben zu Gunsten der Republik euere Stimmen nieder, sicher, daß ihr das Vaterland rettet, und mit dem Vaterlande Europa, und mit Europa die Welt, die schon müde ist, die verwesten Ueberbleibsel der Monarchie und der Theokratie weiter zu ertragen."

Mit solchen blendenden Mitteln vermochte nun allerdings die monarchische Partei nicht auf die Massen zu wirken. Die Herrlichkeiten, welche sie dem Volke von der

Septemberrevolution in Aussicht gestellt, hatten zum größern Theil bereits in den entsprechenden Decreten Gestalt angenommen; und sie mußte sich im wesentlichen auf das Versprechen beschränken, daß dieselben durch die nun zu errichtende verfassungsmäßige Monarchie dauernden Bestand gewinnen sollten. Um so entschlossener nutzte sie aber die Hülfe aus, welche ihre lange Uebung in den öffentlichen Angelegenheiten, die Stellung und die Namen ihrer Mitglieder ihr gegenüber der jungen, unerfahrenen, noch sehr mangelhaft organisirten republikanischen Partei gewährten. Ihr Versprechen zwar, die constituirenden Cortes auf Grund des allgemeinen Stimmrechtes zusammenzuberufen, erfüllte sie wörtlich; das Wahlgesetz, welches die Regierung erließ, enthielt keine Bestimmung, die ein unmittelbarer Widerspruch hiergegen gewesen wäre; und dasselbe war jedenfalls ein bedeutender Fortschritt gegenüber den frühern. Bis zum Jahre 1865 waren blos diejenigen wahlberechtigt gewesen, welche 400 Realen unmittelbare Steuer zahlten; es waren deren etwa 166200. Im Jahre 1865 war die Quote auf 200 Realen herabgesetzt worden und die Zahl der Wähler hatte 318270 betragen. Durch das neue Wahlgesetz wurden im ganzen 3,619642 oder 23 Proc. der Bevölkerung Spaniens berufen. Aber dadurch, daß das gesetzliche Alter erst auf das 25., und nicht, wie die Republikaner es wünschten, und wie es bei der Frühreife der Spanier nicht ganz unberechtigt gewesen wäre, auf das 20. Lebensjahr angesetzt war, wurden nicht weniger als 647000 Köpfe ausgeschlossen, die naturgemäß die Kerntruppe der jungen republikanischen Partei gebildet hätten. Nicht minder bedenklich war, daß für die großentheils liberal, ja republikanisch gesinnten Bevölkerungen der Antillen ein besonderes Wahlgesetz erlassen wurde. Der Ultramarminister Ayala erklärte in dem betreffenden Decret, es wäre gefährlich, jetzt schon das allgemeine Stimmrecht auf den Colonien zur Anwendung zu bringen. Abgesehen nun davon, daß alle Beschränkungen der Ausübung des Wahlrechtes im Mutterlande auch für die Colonien gelten sollten, war hier auch die Wahl nach dem Census festgestellt; und zwar wurde dieser auf die ziemlich hohe Steuer von 1000 Realen angesetzt. Und da die provisorische Regierung sich überdies die Bestimmung des Zeitpunktes der Wahlen noch vorbehielt, so war ziemlich klar, daß die Colonien von den Verhandlungen und der Abstimmung über die künftige Regierungsform ausgeschlossen bleiben sollten.

Gebot ferner die Regierung nicht über jene Massen, welche sich zu den Wahlversammlungen und Wahlclubs der Republikaner drängten, in welchen freilich weniger von praktischen Organisationsvorschlägen, als von dem Despotismus der Bourbonen, von den reactionären Absichten der provisorischen Regierung, von den Umtrieben des Tuilerienhofes gegen die Freiheit Spaniens, von der besten Regierungsform im allgemeinen, von der Republik Athen, Sparta, Karthago und Rom geredet wurde, so standen ihr um so unbedingter andere Hülfstruppen zur Verfügung. Da das Heer durch die ihm ausgetheilten Belohnungen für die Unterstützung der Revolution den Generalen zum Dank verpflichtet und zudem durch die Kämpfe von Cadix und Malaga den republikanischen Bevölkerungen entfremdet war, so durfte die Regierung nicht befürchten, die Soldaten möchten die ihnen von ihren Obern eingehändigten Wahlzettel mit republikanischen vertauschen. In allen großen Städten, namentlich in Madrid selbst, wurde den vielen Tausenden von Arbeitern, die auf öffentliche Kosten unterhalten wurden, von den Behörden bedeutet, daß man diejenigen entlassen werde, welche nicht für die Regierung stimmen. Außerdem schickte man den ganzen Heerbann der Frauen ins Feuer; in Madrid allein gelang es, namentlich unter Mitwirkung der Geistlichkeit, 15000 derselben zu vereinigen, um in einer Zuschrift Einsprache gegen die republikanischen Forderungen, insbesondere gegen die Cultusfreiheit, zu erheben.

Einen Vortheil von unberechenbarer Bedeutung hatte sich die provisorische Regierung

noch dadurch gesichert, daß sie während der vier Wahltage die sämmtlichen Telegraphenverbindungen im Lande belegte. Die Zahl der Depeschen von beiläufig 50 Worten, die ihr während dieser Frist von den 17000 Wahlbureaux zugeschickt wurden, beträgt 55000. So war die Regierung, während die Republikaner bei einer ohnedies höchst mangelhaften Organisation wie im Dunkeln arbeiten mußten, in die Lage versetzt, jeden Augenblick auf jeden bedrohten Punkt ihre ganze Kraft zu vereinigen; und sie soll diesen Vortheil, wie ihr vorgeworfen wurde, besonders am letzten Entscheidungstage, als die Wahl von nicht weniger denn 114 Republikanern sicher schien, sehr stark ausgenutzt haben. Als es ihr z. B. trotz aller Anstrengungen in Valencia nicht gelingen wollte, den großen Vorsprung zu verringern, den Orense und seine republikanischen Mitcandidaten hatten, veranstaltete man, daß ein Schuß in der Straße abgefeuert wurde, was den Behörden den Vorwand gab, das Wahlgeschäft ganz einzustellen. In Tarragona, wo man einen glänzenden Sieg Garrido's befürchtete, verlängerte man plötzlich die Wahlfrist um fünf Stunden, ließ durch die bewaffnete Macht die Bauern aus den nächstliegenden Dörfern zusammentreiben und abstimmen; außerdem wurden die Soldaten abtheilungsweise zur Urne geführt und unter namentlicher Aufrufung commandirt, ihre monarchischen Wahlzettel abzugeben. Kurz, es ist unbestreitbar, daß der Minister des Innern, Sagasta, als „Wahlminister“ an Findigkeit und rücksichtsloser Thatkraft seine Vorgänger unter Isabella und seine Vorbilder im kaiserlichen Frankreich hinter sich ließ.

Dem spanischen Volke selbst muß im ganzen nachgerühmt werden, daß es bei der erstmaligen Ausübung des allgemeinen Stimmrechtes eine sehr würdige Haltung beobachtet hat, zum Verdruß der Reactionäre im Inlande und Auslande, welche bei Störungen der öffentlichen Ruhe ihre Rechnung zu finden gehofft hatten. Namentlich in der Hauptstadt, wo der Kampf zwischen Monarchisten und Republikanern ein besonders heißer war, wurde die schönste Ordnung beobachtet. Der Ausfall der Wahlen, ein so unvollständiger Ausdruck der öffentlichen Meinung derselbe auch sein mochte, bildete doch einen Markstein, welcher eine neue Zeit von der alten trennte. Seit Jahrzehnten waren die Wahlen regelmäßig im Sinne des eben am Ruder befindlichen Ministeriums ausgefallen und irgend nennenswerthe oppositionelle Minderheiten waren eine große Seltenheit gewesen. Daß diesmal nun die Partei der im September gestürzten Regierung so gut als ganz ohne Vertreter blieb, erklärte sich hinreichend aus der völligen Rathlosigkeit und Hülflosigkeit derselben, die ihr ein Widerauftreten auf dem öffentlichen Schauplatze unmöglich machte, so ungeduldig hierzu auch die vertriebene Königin von Paris aus durch Mahnungen und Geldspenden drängte. Dafür hatten die Wahlen diesmal in den Republikanern eine Minderheit geliefert, die der herrschenden Mehrheit zwar nicht ernstlich den Platz streitig zu machen, aber gelegentlich stark zuzusetzen drohte. Die Republikaner sahen sich zwar in der Erwartung getäuscht, mindestens hundert der Ihrigen auf den Bänken des Congresses Platz nehmen zu sehen; aber auch mit einer Minderheit von 70 durften sie schon hoffen, dem Geiste der Septemberrevolution, wie sie denselben auffaßten, bei Gelegenheit zu manchem Siege zu helfen, und von den Monarchisten im Laufe der bevorstehenden Verhandlungen manchen, namentlich Esparteristen, und überhaupt solche welche keine fremde Monarchie und keine erbliche Monarchie wollten, zu sich hinüberzuziehen. Selbst in Madrid, dieser Beamten-, Lieferanten- und Soldatenstadt, hatten sie eine recht anständige Minderheit davongetragen; Catalonien und Andalusien hatten sich ganz republikanisch erwiesen; und es war augenscheinlich, daß das Land in seiner Mehrheit den Republikanern zugefallen wäre, wenn die Organisation der Partei so stramm, ihre praktische Thätigkeit so ausdauernd gewesen wäre, wie ihr Programm verlockend war.

Wie vorauszusehen war, verblieb unter den drei herrschenden Parteien der Vortheil

den Progressisten. Die demokratische Partei, welche so unentschieden zwischen Republikanismus und Monarchismus schwankte, konnte es auf nicht mehr als 30, die Liberale Union auf kaum mehr als 40 Stimmen bringen. Die relative Niederlage der letztern besiegelte zunächst auch das Los der einzig ernsthaften Throncandidatur, die bisjetzt aufgetaucht war, derjenigen Montpensier's. Alle wesentlich revolutionären Parteien hatten sich gleich beim Beginn instinctiv von der orléanistischen Candidatur abgewendet, sei es aus Mistrauen gegen den Namen selbst, sei es wegen der Erinnerungen und Ueberlieferungen der Familie; und sie hatten die Anhänger des Herzogs als Gegner der logischen und natürlichen Entwickelung der Revolution betrachtet. In Beziehung auf diese Frage hatte so gut als kein Unterschied bestanden zwischen den Organen der republikanischen und denjenigen der demokratischen und progressistischen Presse, und eben dies hatte andererseits die Anhänger Montpensier's gezwungen, den Bund mit allen conservativen und hyperconservativen Elementen aufzusuchen, der bei diesen Corteswahlen verhängnißvoll für sie werden sollte. War die Candidatur Montpensier's die Losung aller derjenigen geworden, welche eine allgemeine Auflösung der Ordnung befürchteten, und im Namen des Eigenthums, der Familie, Gesellschaft, des Staates eine sogenannte starke Regierung verlangten; hatte sie nach und nach den Charakter entschiedener Opposition gegen die Entwickelung der Septemberrevolution angenommen, so fühlte diese letztere sich zur Stunde noch stark genug, um über sie hinweg zur Tagesordnung überzugehen.

Dagegen war es den Nebenbuhlern der Unionisten, den Progressisten, selbst bei sonst republikanisch gesinnten Wählerschaften zu statten gekommen, daß sie einerseits in allen ihren Kundgebungen sorgfältig betonten, es sei nothwendig, das revolutionäre Werk auszubauen, und daß andererseits die von dem einen Theil derselben empfohlene Idee, dem alten Volkshelden Espartero die höchste Staatswürde zu übertragen, ebenso wenig auf allgemeinen Widerstand stieß, als die von andern aus ihrer Mitte befürwortete Idee, die Iberische Union durch Uebertragung der spanischen Krone auf Don Ferdinand von Portugal zu verwirklichen. Mit der letztern hatten sich sogar hervorragende Republikaner während ihrer Verbannung stark befreundet. Die Abneigung der Portugiesen, ihre Geschicke mit denjenigen Spaniens zu verknüpfen, von der allerdings aus letzter Zeit noch deutliche Beweise vorlagen, hoffte man seit der Revolution vom September leichter als zuvor überwinden zu können. Denn es galt als Thatsache, daß die Portugiesen stets an eine engere Verbindung mit Spanien dachten, wenn sie mit ihrer Regierung nicht zufrieden waren, und daß sie sich von Spanien entfernten, wenn in demselben eine Misregierung herrschte. Im Jahre 1848 war die Begeisterung für die Iberische Union ziemlich allgemein, besonders auch unter der portugiesischen und spanischen Emigration in Paris; im Jahre 1851 war eine Reihe der hervorragendsten Männer in beiden Ländern für diese Idee thätig gewesen. Als aber in Spanien die absolutistischen Staatsstreiche begannen und dagegen Ferdinand in Portugal ein ernsthaftes Repräsentativsystem begründete, schwanden die Sympathien Portugals für Spanien. Durch Herstellung einer guten und dauerhaften Regierung hofften aber seit Isabella's Sturz wieder viele Spanier die Iberische Union auf eine dauerhafte Weise begründen zu können; und sie glaubten, eben Ferdinand könnte dieselbe während seiner Herrschaft allmählich vorbereiten. So hatte der Progressist Salazar y Mazarredo in seinem Wahlaufrufe gesagt: „Während der Herrschaft Ferdinand's könnten wir alle Zollschranken zwischen Portugal und Spanien aufheben; zugleich würden Maß und Gewicht, Münze, Flußschiffahrt, akademische Einrichtungen, Strafgesetzbücher gemeinschaftlich werden; wir würden uns neue Märkte eröffnen, die Verkehrswege vermehren und durch die Künste des Friedens erreichen, was durch die Gewalt nicht zu erreichen wäre; die Handelsflotte würde einen neuen Aufschwung nehmen, der jetzt gefährdete Besitz der Colonien gesichert und die Zeit der Portugal in

der Angelegenheit des Schiffes Carlos Jorge zugefügten Beleidigungen geschlossen sein." Als ein bedeutsamer Schritt auf dieser Bahn durfte auch betrachtet werden, daß der progressistische Unterrichtsminister Zorrilla um diese Zeit durch ein Decret verfügte, daß die von den portugiesischen Unterrichtsanstalten ausgestellten Prüfungszeugnisse auch in Spanien Gültigkeit haben sollten. Die beiden einzigen Throncandidaturen also, von welchen bei den Progressisten die Rede sein konnte, empfahlen sich durch höhere Interessen, während man sich die Parteinahme der Unionisten für Montpensier wesentlich nur durch das von dem letztern für seine ehrgeizigen Plane verschwendete Geld zu erklären pflegte. Nachdem aber nun die Unionisten so geschwächt aus den Wahlen hervorgegangen, und nachdem vollends Gerüchte von Zerwürfnissen zwischen ihnen und dem in seinen Hoffnungen getäuschten Herzog in die Oeffentlichkeit gedrungen waren, scheuten sich die Republikaner gar nicht mehr, diese Candidatur für ein Verbrechen an der Würde der Nation zu erklären und Montpensier selbst, wenn er sich öffentlich zeige, mit dem Lose Maximilian's von Mexico zu bedrohen.

So standen sich, nach den Wahlen für die constituirenden Cortes, der Hauptsache nach die zwei großen Parteien gegenüber, die Republikaner und die Progressisten, die für sich allein über mehr Stimmen geboten als die Demokraten und Unionisten zusammen. Um die karlistischen Proclamationen, die im wesentlichen nur wiederholten, durch die Schlacht von Alcolea sei der Vertrag von Vergara zerrissen worden, sowie um die Umtriebe dieser Partei, von denen aus dem Norden des Landes berichtet wurde, glaubte man sich ja nicht kümmern zu müssen, da kaum ein einziger Candidat bei den Wahlen sich geradezu als Anhänger von Don Carlos zu bekennen gewagt hatte. So nahm in Madrid kein Mensch Kenntniß von einer Versammlung, welche über tausend sogenannter Legitimisten während dieser Tage in einem Kloster bei der Hauptstadt hielten, und eine Flugschrift: „La Solucion española en el Rey y en la Ley", konnten die Landgeistlichen, denen dieselbe massenhaft umsonst zugeschickt wurde, beim Volke nur wegen der hübschen Bildchen darin anbringen, welche Don Carlos de Borbon y de Este und seine Gemahlin Donna Margarita de Borbon y Borbon darstellten. — Allzu spät sahen die Unionisten den verhängnißvollen Irrthum ein, die wachsende Macht der republikanischen Partei verkannt zu haben. Als sie jetzt, nach beendigten Wahlen, mit einem mal den Versuch machten, den Republikanern etwas näher zu treten, konnte derselbe von diesen unmöglich mehr ernst genommen werden. Es hatte jetzt der von den verschiedensten Seiten empfohlene Gedanke sehr an Boden gewonnen, ein Triumvirat zu bilden, welches durch ein Ministerium in der Kammer vertreten sein und vorläufig die ganze öffentliche Verwaltung leiten sollte. Und zwar suchte man denselben den Republikanern besonders durch die Erwägung zu empfehlen, daß ein solches Triumvirat, selbst wenn bereits die monarchische Staatsform zum Beschluß erhoben wäre, ein Hinderniß bilden könnte, unmittelbar auch einen Prätendenten auf den Thron zu erheben. Serrano selbst eröffnete einem Führer der republikanischen Partei, die Regierung sehe die Unmöglichkeit ein, von diesem Triumvirat das republikanische Element auszuschließen. Als Vertreter des letztern war von den Unionisten Estanislao Figueras in Aussicht genommen. Allein abgesehen von dem sehr natürlichen Mistrauen der Republikaner scheiterte dieser Plan an der Gefahr, es möchte den vereinigten Demokraten und Progressisten gelingen, die Unionisten selbst von dieser Combination auszuschließen. Außer mit diesem Plane hatten die Unionisten aber auch entschiedensten Miserfolg mit dem ganzen parlamentarischen Feldzugsplan, den sie ausgesonnen hatten. Sie beabsichtigten nämlich, unmittelbar nach der Eröffnung der Cortes die Frage der Regierungsform zu stellen, um die Gemüther dadurch in Aufregung zu bringen, und diejenigen voneinander zu trennen, die im allgemeinen durch die

Grundgedanken der Revolution zusammengehalten waren. Sie dachten, wenn einmal die ihnen feindlichen Kräfte zertheilt, die Gemüther erhitzt, die Leidenschaften entzündet und die monarchische Form votirt wäre, dann würde es nicht allzu schwer sein, die Thronbesteigung Montpensier's als das einzige Mittel erscheinen zu lassen, die nöthige Harmonie wiederherzustellen. Dieser Plan nun wurde durch eine geschickte Taktik des gemäßigtern Theils der Republikaner durchkreuzt. Dieselben erinnerten, daß im Grunde die meisten Progressisten und Demokraten die demokratische Monarchie mehr nur als ein nothwendiges Uebel, als eine Brücke ansehen, welche früher oder später zur Republik führen müsse, daß also zwischen diesen beiden Parteien und den Republikanern eigentlich kein grundsätzlicher Zwiespalt herrsche. So gelangten sie zu dem einfachen Vorschlage, man solle zunächst den Cortes gar nicht die Frage vorlegen, ob der Thron für eine neue Dynastie wiederherzustellen oder ob die Republik zu proclamiren sei; man solle sich vielmehr darauf beschränken, die Volkssouveränetät als die Grundlage der neuen Verfassung zu proclamiren, eine Regierung aus allen liberalen Elementen, welche die Volkssouveränetät anerkennen, zu bilden und eine demokratische Verfassung auszuarbeiten. Die Progressisten und Demokraten stellten sich an, als fänden sie an diesem Plane viel Geschmack. In ihren Blättern wurde auf einmal wieder daran erinnert, daß sie früher nicht weniger als die Republikaner von den Verfolgungen der Liberalen Union zu leiden gehabt haben. Der Demokratenführer Rivero that geheimnißvolle Aeußerungen, seine Stellung habe ihm seither nicht gestattet, unumwunden Farbe zu bekennen, aber er werde in den Cortes zeigen, daß er republikanischer sei als viele Republikaner neuen Datums. Und der Progressist Prim, dem allerdings nichts weniger in den Sinn kommen konnte, als die Geschäfte der Union, beziehungsweise Montpensier's, zu machen, zögerte nicht, wieder einmal Unterhandlungen nach allen Seiten anzuknüpfen. Serrano und seiner Partei blieb zunächst nichts übrig, als mit gekreuzten Armen zuzusehen; ein ehrliches Zusammengehen von Prim, Rivero und den Republikanern erschien ihnen übrigens vielleicht auch von Anfang an als ein Ding der Unmöglichkeit.

Auf republikanischer Seite, wo man jetzt offenbar durch diplomatische Schlauheit ersetzen wollte, was man durch Mangel an Thatkraft und Ausdauer bei den Wahlen versäumte, formulirte Fernando Garrido das Programm des progressistisch-republikanischen Bündnisses in folgender Weise: Wenn beide Theile die gebieterische Nothwendigkeit einsehen, ihre Kräfte zu vereinigen, um mit starker Hand die politischen und ökonomischen Reformen auszuführen, welche das Land gegenüber den bourbonischen und reactionären Bestrebungen des Klerus und gegenüber den andern wesentlich rückschrittlichen Elementen verlangte, so bleibt kein anderes Mittel zur Verständigung übrig als dies: man lege den Cortes nicht die Frage zur Abstimmung vor, ob der Thron für eine neue Dynastie wiederherzustellen, oder ob die Republik auszurufen sei. Man proclamire das Dogma von der Volkssouveränetät mit allen seinen logischen Folgen und Attributen als Grundlage der neuen Verfassung; man bilde eine Regierung aus den verwandten liberalen Elementen, welche dieses Dogma zulassen, und man verhandle gemeinsam über eine demokratische Verfassung und wende unverzüglich auf die schlecht bestellten Finanzen das nothwendige radicale Heilmittel an, indem man die öffentlichen Ausgaben um mehr als 50 Proc. verringert. Auf diese Weise würden Demokraten, Monarchisten und Republikaner mit einer beträchtlichen Mehrheit in der Versammlung gegenüber einer reactionären Minderheit der Vertreter der dynastischen und theokratischen, durch die Septemberrevolution überwundenen Interessen eine dauerhafte Situation schaffen können.

Besonders die Veteranen der republikanischen Partei vom Jahre 1854 arbeiteten ernstlich an dieser Coalition mit den Progressisten. Sie glaubten derselben um so weniger entrathen zu können, je besser sie aus den Parlaments- und Straßenkämpfen der letzten Jahrzehnte

wußten, daß die Führer der Liberalen Union, was ihnen an Beliebtheit bei den Massen und an Zahl abging, durch Thatkraft, Rücksichtslosigkeit in der Wahl der Mittel und durch Verschlagenheit zu ersetzen suchten; mit den Progressisten selbst hofften sie später keinen allzu schweren Stand zu haben, da sie von der Fähigkeit der Führer derselben eine ziemlich geringe Meinung hatten. Sie führten ihnen ohne Unterlaß zu Gemüthe: wie die constitutionellen Doctrinäre, die ihr Leben lang die Bourbonen gegen die Republikaner vertheidigt, dazu gedrängt worden seien, die Bourbonen zu verjagen und die zuvor verspotteten demokratischen Grundsätze anzunehmen, so würden sie selber durch die Ereignisse, die natürliche Entwickelung der öffentlichen Meinung, wie dieselbe sich in den Wahlen geoffenbart, und durch andere Umstände sich zwingen lassen müssen, in der Föderativrepublik die möglichst conservative Lösung, das am meisten logische, vernünftige und praktische Ergebniß der Septemberrevolution zu erkennen. Denjenigen Progressisten, welche nicht grundsätzlich, sondern nur deswegen die Republik bekämpften, weil sie dieselbe für verfrüht hielten, entgegneten sie, die demokratische Monarchie sei sowol deswegen unmöglich, weil sich jede monarchische Fraction wieder für einen andern Candidaten verpflichtet habe, als auch deswegen, weil die Stadtbehörden und die ungeheuere Mehrheit der reichsten und gewerbsamsten Bevölkerungen von Barcelona, Sevilla, Valencia, Valladolid, Cadix, Malaga, Ecija, Cartagena, El Puerto, Saragossa, Jerez, Huesca, Teruel, Jariva, Jaen, La Coruña, Oviedo, Vigo, Santander, Baeza, Cordova, Bajadoz, Sabadell, Murcia, Alicante, Alcoy, Bejar, Salamanca, Logroño, Castellon, Carmona, Almeria, Reus, Figueras, Antequerra u. s. w. sich weigern würden, einem neuen König zu huldigen. Solchen Coalitionsversuchen gegenüber hielt sich nun zunächst die junge Schule der Republikaner, die sich gelegentlich auch als Actionspartei bezeichnete, ziemlich theilnahmlos. Sie glaubte eben, wie schon früher erwähnt wurde, nicht an die Möglichkeit, daß die künftige Regierungsform durch die Cortes entschieden werde; ja sie bestritt die Rechtszuständigkeit dieser letztern theils wegen des von der Regierung ausgeübten Druckes bei den Wahlen, theils wegen der Ausschließung der Männer zwischen 20 und 25 Jahren von diesen letztern. Sie hatte sich mit fatalistischer Ruhe bereits in den Gedanken der Unvermeidlichkeit des Bürgerkrieges ergeben und in ihren Clubs ausgemacht, sobald die Monarchie durch Stimmenmehrheit in den Cortes beschlossen würde, aus dem Congreß zu scheiden und in Valencia oder Barcelona die Republik für die Ost- und Südprovinzen Spaniens auszurufen. Uebrigens war schließlich weniger die Haltung dieses linken Flügels der Republikaner, weniger auch die Forderung, die von republikanischer Seite aufgestellt wurde, daß nämlich das Directorium der Kammer verantwortlich sein müsse, und weniger das Mistrauen der Unionisten, welche mit der Bildung eines solchen die thatsächliche Herstellung der Republik fürchteten, als die großen, mit der Personenfrage verbundenen Schwierigkeiten daran schuld, daß man in der letzten Stunde wieder darauf verzichtete, einem Collegium von drei oder fünf Männern die ausübende Gewalt zu übertragen. Und so ließ man alle diese Plane wieder fallen und steuerte mit echt castilischer Sorglosigkeit dem Ungewissen entgegen.

Eine dauernde Frucht aller dieser in Betreff ihres nächsten Zieles freilich ergebnißlosen Unterhandlungen blieben nur gewisse freiheitliche Zugeständnisse der Progressisten an die Republikaner. Die letztern hatten die Gleichberechtigung der Colonien mit dem Mutterlande und namentlich auch die Abschaffung der Sklaverei in ihr Programm aufgenommen, und zu Gunsten dieser Forderungen Volksversammlungen und öffentliche Kundgebungen veranstaltet. Das verhängnißvolle Zögern und die unsichere Politik der provisorischen Regierung in dieser Frage hatte, wie wir bereits in den frühern Artikeln*),

*) Vgl. „Unsere Zeit", Neue Folge, VII, 1., 657 fg. und 763 fg.

auf welche wir ein für allemal verweisen, ausführten, nur allzu viel beigetragen, den Bürgerkrieg auf Cuba zu nähren; jetzt gab man den Republikanern zu verstehen, in dem Verfassungsentwurfe, welcher den Cortes vorgelegt werden solle, werde die unmittelbare Aufhebung der Sklaverei festgestellt werden. Hatten die Republikaner aus der Frage des allgemeinen Volksunterrichtes bisher eine Sache ihrer Partei gemacht, den Grund dazu mit der Einführung von unentgeltlichen Vorträgen für die niedrigen Volksschichten gelegt und eine allgemeine Unterrichtsliga ins Leben gerufen, so wandte sich jetzt der progressistische Minister des Unterrichtes, Ruiz Zorilla, zwar auch an die Thätigkeit und Aufopferung der einzelnen; er erließ aber zu gleicher Zeit auch ein neues Schulgesetz, das einen völligen Bruch der Regierung mit den Klerikalen ankündigte und die kühnsten Wünsche der Radicalen übertraf. Nach diesem Gesetze sollten innerhalb zwei Monaten dem Minister die Plane vorgelegt werden für die Gründung einer Mädchen- und Knabenschule bei einer Bevölkerung von 500 Seelen, einer getrennten Knaben- und Mädchenschule bei 500—5000 Seelen und für weitere Schulen bei mehr als 5000 Seelen. Dieses Gesetz hatte offenbar vorzugsweise den Charakter einer Kundgebung gegen die klerikale Reaction, welche unter Isabella das höhere und niedere Schulwesen absichtlich dem Verfall preisgegeben hatte; denn einer Täuschung über die Möglichkeit, solche schöne Dinge in dem verarmten Lande über Nacht hervorzuzaubern, konnte sich der Minister gewiß nicht hingeben.

Noch mehr aber als in allen diesen Fragen machte der Progressist Zorilla in derjenigen Cultusfreiheit, der Kernfrage der ganzen Septemberrevolution, den Republikanern, denen er dieses mächtige Mittel zur Aufregung der Massen nicht ausschließlich in den Händen lassen wollte, nunmehr wichtige Zugeständnisse. Wir haben gesehen, daß in den ersten Tagen der Revolution überall von den Junten die Forderung der Cultusfreiheit aufgestellt worden war. Die provisorische Regierung selbst hatte sich derselben auch ziemlich geneigt bewiesen, und noch in ihrem Rundschreiben an die Mächte den beschränkten Klerikalismus als eine Hauptursache des Sturzes Isabella's bezeichnet. Die Cultusfreiheit aber als bereits zu Recht bestehend anzuerkennen, dazu hatte sie sich nicht entschließen können. Während der Progressist Olózaga in Madrid vor Ueberstürzung warnte, machte der Unionist Posada Herrera als Vertreter Spaniens in Rom die größten Anstrengungen, um den Vatican mit der thatsächlich in Madrid bestehenden Regierung auszusöhnen, und der Demokrat Rivero legte als Alcalde der Hauptstadt den republikanischen Kundgebungen zu Gunsten der Cultusfreiheit alle möglichen Schwierigkeiten in den Weg. Inzwischen erwiesen sich die Künste, durch welche die hohe Geistlichkeit im Lande und die päpstliche Curie gewonnen werden sollte, als fruchtlos; und andererseits wuchs die Gefahr, daß das Volk, wie Castelar in einer großen Versammlung zu Madrid gesagt, die Cultusfreiheit sich nehmen werde, wenn man sie ihm nicht gebe. Dieser Redner hatte damals einen großartigen Erfolg erzielt, als er nach der Aufzählung aller durch die katholische Glaubenseinheit über das Land gebrachten Drangsale die Versammelten fragt: „Sollen wir von der Regierung die Religionsfreiheit verlangen?“ Ein vieltausendstimmiges Ja schallte ihm entgegen. Er aber gab, unter verdoppeltem Jubel, die Antwort: „Nein, wir müssen dieselbe nehmen!“

Bereits waren an vielen Orten Civilehen geschlossen worden, welche die Regierung nicht mehr für ungültig zu erklären wagte. In der Hauptstadt wurde ein protestantisches Gotteshaus errichtet, und in Stadt und Land wurde durch Sendboten aus England, Frankreich und Deutschland und durch religiöse Schriften für den Protestantismus gewirkt. Die Juden in Nordafrika hatten eine Anfrage an die Regierung gerichtet, ob nichts mehr ihrer Rückkehr nach Spanien im Wege stehe, das bekanntlich einem großen Theil der Juden, weil dort das nachexilische Judenthum seine Glanzperiode erlebte, wie

eine zweite Heimat nach Palästina gilt. Aehnliche Zuschriften kamen aus Südfrankreich und Deutschland. Besonders bezeichnend war eine von der amtlichen Zeitung veröffentlichte Glückwunschadresse, welche die in Holland wohnenden Nachkommen der im Jahre 1492 aus Spanien vertriebenen Juden an die provisorische Regierung schickten. Dieselben sprachen im Einverständnisse mit ihren Glaubensgenossen in Frankreich, England und Portugal ihren unbegrenzten Dank für die Anerkennung des Grundsatzes der Glaubensfreiheit aus und sagten: „sie zweifeln nicht, daß dieser edeln Handlung eine vollständige Aufhebung des 1492 in Spanien gegen ihre Väter erlassenen Verbannungsedicts folgen werde.“ „Wir wünschen nicht das Haus unserer Fürsten von Oranien zu verlassen, welches uns wie seine eigenen Söhne während drei Jahrhunderten behandelt hat und noch behandelt. Das Land, welches unsere Väter so gastlich aufgenommen hat und in welchem wir die größte Religionsfreiheit genießen, ist uns über alles theuer. Der Boden, in welchem die Asche unserer Väter ruht, und auf welchem unsere Söhne geboren sind, ist uns zu heilig, als daß wir denselben mit irgendeinem andern Lande vertauschen möchten; nur aus Achtung für das Gedächtniß unserer Ahnen drücken wir unsere Sympathie für Sie aus. . . .“

Solchen Erscheinungen und Kundgebungen gegenüber hielt es die provisorische Regierung, da sie wegen des hartnäckigen Widerstandes einzelner ihrer Mitglieder nicht ein Decret über die Cultusfreiheit zu veröffentlichen wagte, wenigstens für unerläßlich, in deutlicher Weise immer wieder zu betonen, daß sie die Religionsfreiheit wie alle andern Freiheiten in feierlichen Urkunden verkündigt und die Ausübung derselben in allen Fällen, in welchen man dieselbe nachgesucht, zugestanden habe; der Entscheidung der Cortes freilich müsse vorbehalten werden, die Beziehungen zwischen Kirche und Staat endgültig zu regeln. Diese Erklärung befriedigte die öffentliche Meinung nur wenig, reizte aber um so mehr die Wuth der Ultramontanen im karlistischen und isabellinischen Lager. Dieselben sprengten jetzt unter den Bevölkerungen das lächerliche Gerücht aus, die Regierung wolle das Land protestantisch oder gar heidnisch machen. Ja sie beschuldigten dieselbe geradezu der Kirchenschändung, als sie endlich dem Unfug zu steuern begann, daß reiche Kirchen- und Klosterschätze beiseitegebracht wurden, wie allgemein nicht ohne Grund angenommen wurde, um den Ultramontanen die Mittel zum Bürgerkriege zu liefern. Dem Beichtvater Isabella's, Pater Claret, wurde die Entfernung von Kirchengefäßen aus dem Escorial im Werthe von 7 Millionen zur Last gelegt. Aus der Kirche von Atocha in Madrid und aus vielen Kirchen Andalusiens waren Kostbarkeiten aller Art und heilige Gefäße in Menge entfernt worden. Ein Decret des Unterrichtsministers Zorrilla erklärte nun alle Archive, Bibliotheken, Cabinete und andere wissenschaftliche, künstlerische oder literarische Sammlungen, welche den Kathedralen, Kapiteln, Klöstern und militärischen Orden gehören, für Nationaleigenthum. Dieselben sollten dem öffentlichen Gebrauche anheimgegeben und in den nationalen Bibliotheken, Archiven und Museen aufbewahrt werden, und nur die Bibliotheken der Seminarien dem Klerus verbleiben. Das Decret erwähnte eine Menge von Fällen, wie die kostbarsten Schätze, Urkunden und Alterthümer durch die Unwissenheit oder Habsucht der Klerikalen, durch Unbilden des Wetters und andere Ursachen zu Grunde gegangen sind, während den Nationalbibliotheken das Lob ertheilt wurde, nichts von dem ihnen anvertrauten Gut verloren zu haben. An einem bestimmten Tage nun, am 25. Jan., sollten sämmtliche Statthalter des Landes, wie ihnen in einem geheimen Rundschreiben der Regierung aufgetragen war, das Verzeichniß aller in den betreffenden Kirchen aufbewahrten Schätze aufnehmen. Dieser Tag nun wurde durch ein Verbrechen bezeichnet, das den Fanatismus der ultramontanen Geistlichkeit im furchtbarsten Lichte erschienen ließ und zu gleicher Zeit die Bedeutung einer neuen Kriegserklärung der

Karlisten hatte, welche sich ruhig gehalten hatten, seitdem die von ihnen während des marokkanischen Feldzuges angezettelte Verschwörung kläglich gescheitert war.

Die karlistische Geistlichkeit von Burgos hatte auf die Kunde, es habe der dortige Statthalter, von dem sie wußte, daß derselbe allein genaue Kenntniß von den bereits aus der Kathedrale entfernten Gegenständen hatte, die Untersuchung eingeleitet, ihre Anhänger unter dem gemeinen Volke aufgewiegelt. Dieselben stürzten sich, während hohe Mitglieder des Kapitels von den Fenstern ihrer Amtswohnung zusahen, unter dem Rufe: „Es lebe Don Carlos! Es lebe die Religion!“ auf den unglücklichen Statthalter und seinen Gehülfen, schlugen ihn mit Knüppeln zu Boden, entkleideten seine Leiche, durchbohrten dieselbe mit unzähligen Dolchstichen, schnitten ihr Ohren und Nase ab, stampften mit den Füßen auf derselben herum und hätten ein Auto de Fé veranstaltet, wenn sie nicht durch die Bajonnete der Freiwilligen auseinandergetrieben worden wären. Diese schauerliche Nachricht brachte in ganz Spanien eine ungeheuere Aufregung hervor; man sah mit einem mal wieder das karlistische Gespenst in seiner ganzen Scheußlichkeit auftauchen. In Madrid, wo um dieselbe Zeit auch die Nachricht eingetroffen war, der Papst, von Kaiser Napoleon hierzu ermuthigt, weigere sich, den spanischen Gesandten anzuerkennen, verlangte zunächst die liberale Presse, man solle unverzüglich dem päpstlichen Nuntius die ihm immer noch aus dem Staatsschatz ausbezahlte Besoldung von 11000 Duros aufkündigen und die Päffe zustellen. Am Abend des 27. Jan. versammelte sich die Volksmenge vor seiner Amtswohnung und ließ die Cultusfreiheit hoch leben; ähnliche Kundgebungen fanden auf der Puerta del Sol statt. Die zahlreich ausgerückten „Freiwilligen der Freiheit“ hielten zwar allerwärts die Ordnung aufrecht; sie konnten aber nicht verhindern, daß das päpstliche Wappen von der Nuntiatur abgerissen und durch die Straßen bis zum Cultusministerium geschleift wurde. Das diplomatische Corps fühlte sich hierdurch veranlaßt, in einer Eingabe an das Ministerium des Auswärtigen zu erklären, daß es eine Verletzung des Völkerrechtes gewesen wäre, wenn das Volk, wie der Nuntius befürchten zu müssen glaubte, in dessen Wohnung eingebrochen wäre; es wurde außerdem hervorgehoben, daß der Nuntius nicht blos Vertreter einer fremden Regierung, sondern auch Doyen des diplomatischen Corps sei. Dem letztern wurden nun die beruhigendsten Versicherungen gegeben. Als aber der französische Gesandte, unter dessen besondern Schutz sich der Nuntius gestellt hatte, Serrano gegenüber einen etwas schärfern Ton anschlug und ihn fragte, ob sich die Regierung im Stande glaube, die Gesandten zu schützen, erwiderte dieser sehr kurz: es sei keine Zeit zu diplomatischen Umschweifen; wenn der französische Gesandte sich nicht sicher glaube, so werde die provisorische Regierung ihn nicht aufzuhalten suchen.

Die Regierung, der schon lange lebhafte Vorwürfe gemacht worden waren wegen ihrer Lässigkeit und Nachsicht gegenüber den karlistischen Umtrieben im Norden, welche so seltsam abstach von der fürchterlichen, gegenüber den Republikanern des Südens geübten Strenge, ermannte sich jetzt zu größerer Thatkraft. Von Barcelona wurden Truppen entsandt zur Verfolgung der Karlistenbanden, die durch das Andorrathal in Catalonien eingedrungen waren; die baskischen Provinzen, wo Munition und Geldmittel für dieselben, wie man wußte, bereit gehalten wurden, stellte man unter strenge Bewachung. Mobilisirte Freiwillige besetzten Berga, Ripoll und andere Punkte, um die Karlisten zu überwachen, von denen es hieß, sie wollten am 10. Febr. losschlagen, um die Eröffnung der Cortes am 11. zu verhindern. Der Generalcommandant von Morella erließ eine Ansprache an die Bevölkerung von Maestrazgo, in welcher er zwar die Nachrichten über die Bedeutung der karlistischen Invasion für übertrieben erklärte, aber zugleich versicherte, daß die ihm zur Verfügung stehenden Truppen und die noch zu erwartenden Reserven jeder etwa drohenden Gefahr vollkommen gewachsen seien; im Nothfalle würden von den-

selben alle strategischen Punkte des Landes besetzt werden; die Alcalden sollten dafür sorgen, daß die Meierhöfe rechtzeitig verlassen und die dort befindlichen Waffen nach den Gemeindehäusern geschafft werden. In gleicher Weise ermuthigte der Civilstatthalter von Castellon in einem Rundschreiben, das gleichfalls die Karlisten als die Urheber des Verbrechens von Burgos bezeichnete, die Bevölkerung. Die energische Haltung der Behörden und der Bevölkerung schaffte denn auch sehr bald dem Lande vollkommene Sicherheit nach dieser Seite.

Uebrigens begann sich auch bald die gereizte Stimmung der römischen Geistlichkeit gegen die nach ihrer Anschauung ungesetzlichen Eingriffe des Staates in das, was sie seither als unantastbares Kirchengut und als im Nothfalle zu verwerthendes Privateigenthum ansah, wieder etwas zu legen. Einige ehrenhafte Mitglieder des Klerus wagten sogar gegen die klerikalen Greuelthaten öffentlich zu protestiren. In Jerez de la Frontera verzichteten die Geistlichen der Parochie San-Miguel auf die Beneficien der Seelenmessen für den Statthalter von Burgos als „Protest gegen das fürchterliche, an demselben verübte Verbrechen".

So konnte die provisorische Regierung mit voller Seelenruhe an die Vorbereitungen zur Eröffnung der constituirenden Cortes wie zu ihrem parlamentarischen Feldzuge gehen. Das Bedürfniß des Augenblicks hatte wieder zur Herstellung der äußern Eintracht unter den Mitgliedern der Regierung geführt, und da dieselben sehr entschlossen waren, die ihnen von der provisorischen revolutionären Junta Madrids seinerzeit übertragenen Vollmachten, wenn sie dieselben nach der Constituirung der Cortes in die Hände der letztern niedergelegt, sich wieder aufs neue übertragen zu lassen, so waren sie nach Kräften bemüht, die Eröffnungsrede, welche der Präsident Serrano in ihrem Namen verlesen sollte, in einem versöhnlichen, allen Parteien entgegenkommenden Geiste abzufassen. Schwieriger war, wie immer in Spanien, die Personenfrage, als es sich darum handelte, wem der wichtige Posten eines Präsidenten der constituirenden Cortes übertragen werden solle. Die Unionisten mußten den von ihnen vorgeschlagenen Candidaten Rios Rosas bald wieder fallen lassen, da der Name dieses Mannes wegen der Erinnerung an 1856 allzu verhängnißvoll klang und alle seine persönliche Begabung nicht dem schlimmen Rufe seiner Leidenschaftlichkeit das Gegengewicht halten konnte. Nach ihm kam Olózaga zum Vorschlag, und die Progressisten glaubten die Sache dieses ihres Candidaten bereits so sicher gewonnen, daß sie ihn aus Paris, wo derselbe sich so sehr im Glanze eines Gesandten beim Tuilerienhofe gefiel, schleunigst herbeiriefen. Allein in dem Augenblicke, da derselbe in Madrid ankam, fand er zu seiner nicht geringen Entrüstung bereits wieder eine ganz veränderte Lage vor. Der Demokratenführer Rivero, der inzwischen bei Progressisten und Unionisten mit Erfolg geltend gemacht hatte, daß erstlich der demokratischen Partei der Präsidentenstuhl um so mehr zukomme, als sie im Ministerium nicht vertreten sei, und daß Olózaga theils wegen seines Widerstandes gegen die Cultusfreiheit, theils wegen seiner vergeblichen Bemühungen, für Spanien einen König im Auslande zu suchen, der unbeliebteste Mann im ganzen Lande sei; Rivero war der von den drei herrschenden Parteien Auserkorene. Olózaga verließ beschämt und zornig Madrid auf der Stelle wieder.

Am 11. Febr. endlich erfolgte unter großen Feierlichkeiten die Eröffnung der Cortes. Serrano rechtfertigte in seiner Eröffnungsrede zunächst die allgemeine Politik der provisorischen Regierung: „Die Regierung, von der Revolution mit einer vorübergehenden Gewalt bekleidet, hat nichts mehr thun dürfen und hat nichts mehr gethan, als den Boden zu ebnen und in großen Zügen die Hauptlinien auszuführen für das, was jetzt erbaut werden soll. Zu diesem Zwecke hat sie sich die wesentlichen Grundsätze des radicalsten Liberalismus gegenwärtig gehalten, und dieselben mit lebendigem Glauben und feuriger

Begeisterung angenommen und verkündigt, indem sie in der Erklärung aller Freiheiten und aller Rechte bis zu dem Punkte schritt, wohin sie gehen konnte, ohne gegen ihren Charakter als eine anormale und vorübergehende Gewalt zu verstoßen. Verkündigt ist die Freiheit der Religion, der Presse, des Unterrichtes, der Vereine und Versammlungen. An Ihnen ist es nun, dieselbe festzustellen und zu bestimmen durch weise Gesetze, welche sie weder beeinträchtigen noch beflecken, aber die Gefahr beseitigen, daß diese, indem sie aus Mangel an fester Umgrenzung sich durchkreuzen, in Verwirrung und Verlust gerathen."

Die Rede kam sodann auf die Ruhestörungen, mit welchen die Regierung zu kämpfen gehabt hatte, in einem unstreitig sehr gemäßigten Tone zu sprechen: „Die Anhänger des entthronten Königshauses, diejenigen, welche in Namen, die seit der Morgenröthe unserer politischen Wiedergeburt verbannt sind, ihr Bestreben verkörpern, das schmachvolle Gespenst vergangener Jahrhunderte wieder heraufzubeschwören; diejenigen, welche in entgegengesetzter Richtung schreiten und dem unwiderleglichen Gesetze der Geschichte Gewalt anthun wollten, indem sie auf gewaltsame Weise Lösungen vorgriffen, die nur dem Urtheil einer noch ungewissen Zukunft vorbehalten sein können, haben die friedliche und ruhige Entwickelung der Revolution gehindert und die Regierung gezwungen, sich mit der Thatkraft zu vertheidigen, die demjenigen eigenthümlich ist, welcher, wenn auch nur vorübergehend, in seinen Händen die hohen Geschicke eines großen Volkes hält."

Mit besonderer Lebhaftigkeit malte der Präsident der provisorischen Regierung die Gefahren des Karlismus aus, indem er, das Verbrechen von Burgos berührend, sagte: „Ein durch seine wilde Hinterlist und die barbarische Grausamkeit der Umstände unerhörtes Verbrechen hat geoffenbart, daß die dunkeln Gebiete, in welchen als unbeschränkter Gebieter der Fanatismus herrscht, der Sanftheit der Gebräuche unserer neuen Zeit ganz unzugänglich sind; es hat uns die Augen geöffnet über das unselige Los, welches das Vaterland an dem Tage heimsuchen würde, an dem die ewigen und unversöhnlichen Feinde unserer Freiheiten die Gewalt wieder eroberten, welche die Würde und das Recht, durch eine Fügung der Vorsehung zur Macht gelangt, ihrer unheilvollen Hand entrissen."

Mit vollem Freimuthe entwickelte die Rede sodann die schwierige finanzielle Lage und die Nothwendigkeit großer volkswirthschaftlicher Reformen, indem sie aber zugleich, entgegen den republikanischen Täuschungen, die Nothwendigkeit betonte, Heer und Flotte in gutem Stande zu erhalten, damit nicht die Nation etwaigen innern und äußern Verwickelungen waffenlos gegenüberstände.

In Betreff der Colonien hieß es, bald werde der Bürgerkrieg erstickt werden, den Irrthümer früherer Regierungen, für welche die Revolution nicht verantwortlich sei, als traurigste Erbschaft hinterlassen haben. „Dann wird der Friede wiederhergestellt werden auf dem dauernden Grunde jener liberalen Reformen, welche der Geist unserer Zeit, die Gerechtigkeit und das menschliche Gewissen verlangen. Bürger, in so fernen Ländern geboren, werden kommen, mit uns Gesetze auszuarbeiten; und endlich, um nicht den beneidenswerthen Wohlstand der Perle der Antillen durch Ueberstürzung und Ungeschicklichkeit zu Grunde zu richten, werden auch die Ketten der Sklaven gebrochen werden."

Die Rede schloß mit folgenden Worten: „Eine der durchgreifendsten und tiefsten Revolutionen zu machen, welche die Geschichtsbücher der neuern Zeiten verzeichnen, ohne daß einen Augenblick die Anarchie ihre traurige Herrschaft unter uns errichten konnte; in ihrer weitesten Ausdehnung und ohne Vorbereitung alle Freiheiten festzustellen, ohne daß die Grundlagen unserer Gesellschaft die geringste Erschütterung erlitten; mit ebenso großer Mäßigung als Glück die rauhen und ungestümen Angriffe zurückzuweisen, welchen unser gemeinsames Werk ausgesetzt war; zum ersten mal in Spanien, inmitten der Verwirrung durch zusammenbrechende Einrichtungen, der traurigen Umtriebe der Fractionen und der unheilvollen Drohungen des Bürgerkrieges, ein kaum noch versuchtes und unter

den vorgeschrittensten Nationen nicht hinreichend bekanntes Verfahren, das Verfahren des allgemeinen Stimmrechtes, anzuwenden, und dasselbe anzuwenden mit unerwarteter Regelmäßigkeit und glücklichem Erfolge; das geheiligte Gut der Autorität, der Freiheit und Ordnung, welches durch die Gewalt der Ereignisse selbst und durch den rettenden Instinct der Gesellschaft unter die Hut der moralischen Dictatur gestellt war, welche wir ausgeübt haben und in euerm Schose niederlegen, unversehrt zu bewahren, um dasselbe, wie wir heute achtungsvoll und ohne Verletzung noch Beeinträchtigung von irgendjemand thun, Ihnen einzuhändigen: alle diese Thatsachen, und viele andere, welche ich übergehe, um nicht Ihre Aufmerksamkeit zu misbrauchen, zeigen an, daß die Vorsehung das heilige Werk der begonnenen Revolution gesegnet hat, das Sie zu einem glücklichen fortführen sollen."

Nachdem Serrano diese Rede verlesen und dem Justizminister übergeben hatte, erklärte er mit lauter Stimme: „Im Namen der Nation sind die constituirenden Cortes von 1869 eröffnet." Es erschollen nun bunt durcheinander die Rufe: „Es lebe Serrano! Es lebe Prim! Es lebe Topete! Die constitutionelle Monarchie! Die demokratische Monarchie! Die Republik! Die Föderativrepublik!" bis Serrano mit einer die Parteirufe übertönenden Stimme den Ruf ausbrachte: „Es lebe die Souveränetät der constituirenden Cortes!" Die Rede des Präsidenten der provisorischen Regierung, auch stilistisch allen frühern Kundmachungen dieser letztern überlegen, hinterließ einen im allgemeinen sehr günstigen Eindruck, weil sie sehr bescheiden und versöhnlich gehalten war, nicht, wie die bisherigen Urkunden der provisorischen Regierung, der Entscheidung über die Frage der Regierungsform vorgriff, mit Geschicklichkeit vielmehr die schwierigern Fragen umging, und, was die Vergangenheit betrifft, die Thaten der Regierung eher entschuldigte als rühmte.

Bilder aus Kreta.

Von

Elpis Melena.

III.

Von Kreta abreisen ist immer ein misliches Unternehmen; die Lloyddampfschiffe, welche den Dienst zwischen dieser Insel und Syra, der Ultima Thule europäischer Civilisation, verrichten, sind, wie ihre Bauart, Einrichtung und Nummern es bekunden, die schlechtesten und ältesten der Compagnie.

Zwischen Syra und Kreta gibt es auf der zweiten Klasse nur wenige, auf der ersten höchst selten Passagiere, und so werden die untauglichen Schiffe zu diesen Fahrten benutzt, bis ein Herbststurm ihnen entweder den Gnadenstoß gibt oder im glücklichsten Falle einen Schaden zufügt, der eine Ausbesserung in dem Werft zu Triest unerläßlich macht. Die unberechenbare Ankunft dieser Postboote, die nach der Willkür des Kapitäns mehrere Stunden oder auch nur einige Augenblicke in dem Hafen von Canea liegen bleiben, bringt den Reisenden, besonders wenn er auf dem Lande wohnt, oftmals in große Verlegenheit; denn es kommt vor, daß er reisefertig, ja zuweilen obdachlos viele Tage auf das ausbleibende Schiff zu warten hat. So schlimm konnte es mir diesmal nicht ergehen, weil ich noch Haus und Hof hatte und den „Schild" nur bis Candia benutzen wollte. Die Furcht, ihn zu versäumen, gönnte mir indessen keine lange Nachtruhe. Kaum beleuchteten die ersten Strahlen der Augustsonne den baum- und schattenlosen Meeresstrand, als ich in der Gesellschaft des mich begleitenden Arztes und meines kretischen Dieners Marco mich nach der kleinen Bucht begab, die an Khalepas felsigem Gestade allein den Zutritt eines Kahns gestattet.

Unsere Zelte, Matratzen, Sättel nebst all den Gegenständen, die unentbehrlich sind, wenn man eine vom Kriege schwer heimgesuchte Insel bereisen will, wo man alles, ja selbst Lebensmittel, mit sich führen muß, waren einstweilen von dem Grauschimmel nach dem Einschiffsplätzchen gebracht worden.

In gespannter Erwartung schauten wir nun bald in östlicher Richtung nach dem Lloyddampfer, der jeden Moment hinter dem weit ins Meer sich erstreckenden Akrotirischen Cap erscheinen konnte, bald links nach der noch immer zögernden Barke, die aus der Stadt kommen sollte, uns abzuholen. Heißer wurde die Geduldsprobe, bis endlich rechts der „Schild" und links ein weißes Segel sich zeigten. Es währte nicht lange, so hatte das leichte Fahrzeug unsere kleine Bucht erreicht, und, vom günstigen Winde

getrieben, uns in den Hafen von Canea getragen, wo der soeben eingelaufene Lloyd schon von Booten voll von Waaren und Passagieren umlagert war.

Wir traten ans Land, nur um die aus der Heimat frisch angekommenen Briefe und Zeitungen entgegenzunehmen, und begaben uns mit unserer Beute sofort an Bord des „Schild". Eine bunte Menge von Passagieren aus den drei Welttheilen, welche sich sozusagen auf Kreta die Hand reichen, belebte schon das Verdeck, doch an das Lichten des Ankers dachte der Kapitän so wenig, daß ich einen Besuch von Mehemed-Ali-Pascha in aller Ruhe noch empfangen konnte.

Dieser Divisionsgeneral der hier stehenden Truppen ist kein Türke von Geburt, sondern ein Preuße, der, wie er mir selbst erzählte, schon als elfjähriger Knabe seinem Vater entlief, um in Konstantinopel sein Glück zu versuchen, was bei dem Ehrgeiz und den sich Bahn brechenden Fähigkeiten des jungen Deutschen, dem das väterliche Handwerk, der Sage nach das Virtuosenthum auf der Drehorgel, unmöglich zusagen konnte, mich weniger verwundert als sein Uebertritt zum Mohammedismus, dem er sein rasches Fortkommen und seine glänzende Stellung zum Theil verdanken mag. Dem sei wie ihm wolle: Mehemed-Ali-Pascha ist im geselligen Umgange ein gutmüthiger Deutscher geblieben, der bei traulichem Gespräche noch gern sein Glas Bier trinkt. Er genießt das volle Zutrauen der türkischen Regierung und soll, wie es heißt, nächstens zum Generalgouverneur einer Provinz ernannt werden; seine Leutseligkeit und die üppigen Bälle und ländlichen Feste, die er gibt, sichern ihm einstweilen die Liebe der levantinischen Jugend auf Kreta. Se. Excellenz war so freundlich, mir mein Ausbleiben bei diesen Belustigungen nicht nachzutragen und mich zur letzten Stunde mit Empfehlungsschreiben an den Gouverneur von Lassithi und an höhere Beamte zu versehen.

Bald nachdem Mehemed-Ali-Pascha sein türkisches Siegel auf dieselben abgedrückt hatte, fingen die trägen Räder des „Schild" an sich zu bewegen: langsam bahnten sie sich ihren Weg aus dem Hafen der Canea, langsam plätscherten sie die Küste entlang. Ein Abschiedsgruß an das im Grün seiner Olivenhaine romantisch gelegene Dorf Khalepa, und wir durchfurchen die stilldunkle Flut, die zu den Füßen der schroffen Felsenwand des Cap Maleca ruht. Wohlthuende Kühle strömt uns vom beschatteten Gestade entgegen, dem wir so nahe vorbeigleiten, daß ein als Passagier mitfahrender neapolitanischer Kapitän, der nicht zu wissen schien, daß Spratt, der erfahrene Nautiker, die Tiefe hier auf mehrere hundert Fuß angibt, sich nicht enthalten konnte, den Steuermann der Unvorsichtigkeit zu beschuldigen.

Nun entfaltete sich unsern Blicken eine Reihenfolge von schönen Naturbildern, von Gegenden, die wir kannten und oft durchkreuzt hatten, die wir aber jetzt ohne Beschwerlichkeiten und Gefahren vom Meere aus in neuer Darstellung bewundern konnten.

Das zur Zeit des großen Freiheitskampfes in Ruinen verwandelte Kloster Katholikó ist der erste Punkt, auf welchem das Auge weilt. Es ist gleich einem Adlershorst in wilder Bergschlucht hoch genistet, und man müßte glauben, daß es seinen Bewohnern ein unverbrüchliches Asyl geboten hätte, doch die ringsumher verübte Zerstörung zeugt für das Gegentheil und für vielfach hier erduldete Leiden.

An der Felsenwand, die sich über diesem Denkmal ottomanischer Barbarei erhebt, sieht man den Eingang zu einer Stalaktitengrotte, welche der vielgereiste Pococke in seiner Begeisterung als die schönste schildert, die er gesehen habe. Kann sie der Grotte von Antiparos auch nicht den Vorrang streitig machen, so darf sie durch die Zuflucht, die sie Hunderten von verfolgten Christen jahrelang gewährte, sich eines eigenen historischen Interesses rühmen.

Das noch gut erhaltene Kloster des heiligen Johannes zieht zunächst unsere Aufmerksamkeit auf sich; wir gedenken seiner Bärenhöhle, einer Höhle, wo in scherzhafter Laune

es der Natur gefiel, einen bärenähnlichen Koloß aus Sandstein zu bilden, und zugleich seines riesigen Mönchs, von welchem im Anfange des letzten Aufstandes erzählt wurde, er habe 50 Türken todt niedergestreckt, sei aber deswegen, als er später in die Hände seiner erbitterten Feinde fiel, in ebenso viele Stücke gehauen worden.

Hinter dem Vorgebirge Maleca öffnet sich die meilenweit einlaufende Sudabai, berüchtigt im 16. Jahrhundert wegen berberischer Seeräuber, welche eine Insel dieser Bai als Schlupfwinkel innehielten, jetzt aber durch die Vorzüge ihres prächtigen Naturhafens und durch die an ihren Ufern entdeckten Rudera cyklopischer Mauern und altgriechischer Städte berühmt. Bald hatten wir den classischen Boden, wo Aptera und Minoa einst blüthen, zurückgelassen und das Cap Drepano erreicht.

Weder die sonnenbeglänzte Meeresbläue noch das Fächeln sanfter Lüfte vermochte den Ernst dieser ungastlichen Küstenstrecke zu mildern. Während man dieselbe entlang fährt, gedenkt man unwillkürlich des hier vom Herbststurm überfallenen Schiffers, dem eine mond- und sternenleere Nacht die nahen Klippen verschleiert; an diesem verhängnißvollem Punkte kennen die entfesselten Elemente kein Erbarmen, und gelingt es dem verzweifelnden Seemann nicht, das Vorgebirge zu umsegeln, dessen Leuchtthurm den Eingang zur Schutz gewährenden Sudabai zeigt, dann wird sein leichtes Fahrzeug an dieser schwarzen Felswand zerschellt, falls der Sturmwind es nicht ins offene Meer hinauswirbelt.

Willkommen heißt man das lachende Gefilde, welches so düstere Bilder verscheucht; es ist die Ebene von Apokorona, durch welche der Armyró seinen rasch fließenden, aber salzigen Strom bald unter dem laubbewachsenen Spitzbogen einer hellenischen Brücke, bald im Schatten des hochwüchsigen Oleanders und des üppig wuchernden Keuschlamms*) treibt und wo der Kurnasee ernst, geheimnißvoll, träumerisch, wie der waldumrauschte Arensee, das vielbesungene Grab der liebeskranken Jungfrau, zu den Füßen der weißen Gebirge schweigt.

Nur die Gipfel dieser Sphakiotischen Höhen erglühten noch im rosigen Schimmer der scheidenden Sonne, als wir an dieser entzückenden Landschaft vorbeiglitten, und nachdem das Aus- und Einschiffen der Passagiere zu Rettimo stattgefunden und wir dieses mit seinen Festungswerken ins Meer sich erstreckende Städtchen verließen, herrschte völlige Dunkelheit. Der Mond versagte unsern „flüssigen Pfaden" sein mildes Silberlicht, denn kaum war seine dünne Sichel in zartem Goldschimmer sichtbar. Unter dieser gesegneten Zone haben selbst die mondlosen Nächte einen überwältigenden Zauber; wer ihn empfunden, hat einen Vorgeschmack überirdischer Freuden, die mit menschlichen Worten sich nicht beschreiben lassen. Labende Zephyre durchsäuseln bei einbrechender Dämmerung die Atmosphäre, die, von keinem Nebelhauch getrübt, das europäische Auge eine nie geahnte Firmamentpracht entdecken läßt. Das azurne Himmelszelt ist wie mit Myriaden von Diamanten und Edelsteinen übersäet, welche Feuerstrahlen werfen und funkeln, als wollten sie sich vom blauen Dome losreißen, und sollte man nicht meinen, es geschehe, wenn man Sternschnuppe nach Sternschnuppe, Feuerkugel nach Feuerkugel hinabschießen sieht?

Während ich im Genuß dieses herrlichen Schauspiels schwelgte, bald meinen Gedanken nachhängend, bald die Gestirne zu Bildern sammelnd, fiel mir eine Aeußerung Garibaldi's ein, die er mir kürzlich im Laufe eines ernsten Gesprächs auf Caprera machte.

„Der bloße Anblick des Firmaments genügt, um in mir den Glauben an ein zukünftiges Leben zu erwecken", sagte der greise Held; „unter Südamerikas reichbesterntem Himmel, wo ich als junger Seemann manche schöne Sommernacht in stummer Bewunderung vor Gottes Werken durchwacht habe, lernte ich an die Unsterblichkeit der Seele

---

*) Ἄγνος, Agnos vilex L.

glauben." Der italienische Patriot, begeistert durch die Erinnerung an seine vielbewegte romantische Jugend, sprach diese Worte mit erhebender Zuversicht.

Es war bereits Mitternacht geworden, als bei der herannahenden Ankunft in Candia alles auf dem Verdecke allmählich aus dem Schlafe erwachte und sich zu regen begann. Die späte Stunde, zu welcher wir in dem kleinen Hafen einliefen, mäßigte ebenso wenig das gegenseitige Hin- und Herdrängen, Stoßen und Schieben der Passagiere, als das Lärmen, Schreien und Streiten der den „Schild" bestürmenden Bootsleute und Lastträger; ich durfte indessen diesem Treiben mit Seelenruhe zusehen, weil ich die Ueberzeugung hatte, daß der uns erwartende englische Viceconsul entweder selbst erscheinen oder uns von seinem Kavaß abholen lassen würde.

Da aber das Verdeck lichter und lichter wurde, ohne daß Viceconsul oder Kavaß sich erblicken ließ, blieb uns keine Wahl übrig als ans Land zu fahren und den uns dort bevorstehenden Eventualitäten die Stirn zu bieten: ich sage dies, weil auf Kreta, unter der ottomanischen Herrschaft, jeder Tourist, der nicht von einem Polizeidiener, Soldaten oder Kavaß begleitet ist, sofort bei den Behörden Mistrauen erweckt und als politischer Umtriebe verdächtig Unannehmlichkeiten ausgesetzt wird.

Kaum hatten wir den Kai betreten, als wir sammt Gepäck ins Zollhaus genöthigt wurden, wo der Mangel einer uns legitimirenden Begleitung große Entrüstung veranlaßte. Ein Wortschwall entstand, bei welchem weder der Doctor noch mein Kreter mir helfen konnte, indem der erstere, der griechischen Sprache nicht mächtig, nur Fragen an mich richtete oder seinen Unwillen in derbem Schweizerdeutsch zu erkennen gab, während der fast 6 Fuß hohe Marco als frisch unterjochter Insurgent sich den Türken gegenüber keine Bemerkungen erlauben durfte.

Ich erklärte den uns umdrängenden Zollbeamten und Polizisten, die Abwesenheit des englischen Viceconsuls könne nur auf einem Irrthum beruhen, und der Muschir (Generalgouverneur der Insel Kreta) habe mich übrigens mit einem so dringenden Empfehlungsschreiben an den Gouverneur von Candia versehen, daß es jedem, der uns Schwierigkeiten in den Weg zu legen wage, gewiß schlecht ergehen würde. „Più confusi che persuasi", wie der Italiener zu sagen pflegt, ließen sie uns hierauf unter der Aufsicht eines Polizeidieners wieder gehen. Ein paar athletische Neger bemächtigten sich in einem Nu des Gros unsers Gepäcks, und während sie uns in wahrem Sturmschritt durch die dunkeln und löcherigen Straßen der Stadt Candia vorangingen, keuchten wir unter der Last der zurückgebliebenen Gegenstände ihnen mühevoll nach. Nah und fern ertönte noch das Bellen der durch unsere Ankunft aus der Nachtruhe gestörten Hunde, bis wir endlich die entlegene Wohnung des Hrn. Lysimachus Calocherino erreichten. Der Polizist, beruhigt darüber, daß wir wirklich zum englischen Viceconsul, und nicht zu einem politisch verdächtigen Individuum wollten, entfernte sich, vernichtete aber damit keineswegs den Zauber des über uns waltenden Unsterns.

Ein Wächter des Hrn. Calocherino öffnete zwar bei Marco's erstem Pochen das Thor des Vorhofes, und die Helle, die aus zwei Zimmern des Hauses leuchtete, schien meine Vermuthung zu bestätigen, daß jemand unserer gastlich harrte. Dem war aber nicht so; und nachdem der Hauswächter zu wiederholten malen an die zum Parterregarten führende Thür geklopft hatte, ohne daß uns geöffnet wurde, mußten wir uns dazu bequemen, die Nacht unter freiem Himmel zuzubringen.

Wenn ich hier die Aufmerksamkeit des Lesers einige Augenblicke auf mich zu lenken wage, so geschieht es nur, um ihn mit den Localverhältnissen vertraut zu machen. Der blutige Aufstand, der im Jahre 1866 auf Kreta ausbrach, vereitelte zwar den Zweck meines ersten hiesigen Aufenthalts und nöthigte mich unverrichteter Dinge nach Italien zurückzukehren, benahm mir aber so wenig die Lust, meinem Vorhaben treu zu bleiben, daß

ich auf die Gefahr hin, nicht landen zu können, meine zweite Reise nach Kreta unternahm, noch bevor Europas lange verlarvte Politik die Maske hatte fallen lassen, um das heroische Kretavolk von neuem dem ottomanischen Joche preiszugeben. Wenige Monate nach meiner Ankunft war auch der letzte der Insurgenten unterwürfig gemacht, gefangen genommen, verbannt oder hingerichtet, und Kreta, wie man zu sagen pflegt, „beruhigt“. Von flüchtigen Soldaten oder räuberischem Gesindel hatte man nichts zu fürchten, und auf meine Anfrage, ob ich die Insel bereisen dürfe, antwortete mir mein Consul: „Sie brauchen keiner andern Begegnung als der einiger herrenlos gewordenen Hunde gewärtig zu sein, die, wie ich höre, in verwildertem Zustande umherstreifen, und vom Hunger getrieben bald ein Lamm, bald eine junge Ziege zerreißen.“ Die Kriegsverheerungen hatten aber einstweilen Kretas üppiges Gefilde in eine Wüstenei verwandelt, die den Reisenden freilich keine Gefahren, aber auch weder Unterkommen noch Lebensmittel bot. In Erwägung dieser Umstände meinte ich, es sei am zweckmäßigsten, ein Segelboot zu miethen, dasselbe nach schwachen Kräften mit Matratzen, Sätteln und Lebensmitteln auszurüsten und die Insel zu umfahren, was mir nicht nur die Annehmlichkeit gestatten sollte, in jeder beliebigen Bucht Anker zu werfen und Ausflüge nach den nahe liegenden interessanten Punkten zu machen, sondern mich auch der Pein enthoben hätte, einer vom Kriege schwer heimgesuchten Bevölkerung zur Last zu fallen.

Dieser Plan war noch nicht ausgeführt, als der Tod des Hrn. Dickson, meines Consuls und achtbarsten Beschützers, mich plötzlich eines unersetzlichen Gönners beraubte. Wohlgesinnte Bekannte, die im Bewußtsein, ich sei den Behörden eben keine „persona grata“, die eventuelle Tragweite meines Verlustes ermessen konnten, riethen mir, meine Beziehungen zum Regierungsrath F.-Bei, der als christlicher Berather mit einem mohammedanischen gegenwärtig dem Statthalter an die Seite gesetzt ist, aufrecht zu erhalten. Die Liebenswürdigkeit seiner jungen Frau und die unmittelbare Nähe seiner Villa in Khalepa erleichterten mir übrigens sehr die Anbahnung des Verkehrs.

Ich zögerte nicht, meinem hochgestellten Nachbar mitzutheilen, daß ich eine Segelfahrt um die Insel beabsichtigte, zu welcher ein vortrefflicher Kapitän mir bereits sein neues Kaïk zugesagt habe. Se. Excellenz erkundigte sich nach der Größe des Bootes, nach dem Contract, den ich gemacht, und billigte meinen Entschluß, indem er bemerkte, dieses sei bei den obwaltenden Umständen die einzige Art, die entlegenen Punkte der Insel zu erreichen. Alles war zur Reise bereit, und wir warteten nur noch auf den Neumond, als der Kapitän, der Handgeld genommen hatte, 48 Stunden vor dem zur Abfahrt bestimmten Tage mir sagen ließ, er wolle mir nicht sein Kaïk geben.

Dieser mir hochgepriesene Kapitän war ein Türke, und in der Meinung, F.-Bei's Einsprache müsse ihn sofort zum Halten des Contracts zwingen, eilte ich zu meinem einflußreichen Nachbar und erzählte ihm den Vorfall. Wie staunte ich aber, als Se. Excellenz mir mit der freundlichsten Unbefangenheit sagte, die Regierung habe dem Kapitän verboten, mich zu fahren, indem es ihr nicht recht sei, daß ich Kreta bereise; F.-Bei fügte hinzu, er glaube doch dafür haften zu können, daß meine Ausflüge keinem politischen, sondern einem rein literarischen Zwecke dienten, weshalb er sich erbötig mache, die vorhandenen Schwierigkeiten zu beseitigen, wenn ich mich der Begleitung eines Polizisten unterwerfen wollte.

Wie unerfreulich es mir auch war, gleichsam als Staatsgefangene zu reisen, so zauderte ich nicht, auf F.-Bei's Vorschlag einzugehen. Seinen Versprechungen zufolge, alles zu schlichten, glaubte ich, der Kapitän würde mir gegenüber wieder pflichtgetreu geworden sein, doch das „Veto“ der Behörden hatte ihm einen solchen Schrecken eingejagt, daß er sofort das Handgeld beim englischen Viceconsul deponirte und, die türkischen Piaster den englischen Pfunden vorziehend, mit einer Ladung Dielen nach Rettimo fuhr.

Es fand sich ein anderes Kaïk, dessen Kapitän, obgleich ich ihm mit der beruhigenden Nachricht entgegenkam, ein Polizist würde mich begleiten, voller Verdacht war und bei den unverschämtesten Forderungen mich beim Aufsetzen des Contracts sechs Tage mit lauter Chicanen hinhielt; denn während der erste Kapitän sich mit einem täglichen Miethgelde von 60 Piastern (4 Thlr. preußisch) begnügt hatte, mußte ich diesem 106 Piaster zusagen, und für den Fall, daß ich vor Ablauf von 10 Tagen heimkehren sollte, ihm außerdem eine Entschädigung von 1060 Piastern bewilligen.

F.-Bei benachrichtigte mich einstweilen, daß der Generalgouverneur, anstatt mich mit einem einfachen Teskereh (großartigen Geleitsbrief) zu versehen, die Gewogenheit gehabt habe, meinem Begleiter, dem Jusbaschi (Anführer von Hundert) Arif-Aga ein officielles Befehlsschreiben zu übergeben, wodurch die Behörden aufgefordert werden, mir allen möglichen Schutz, Hülfe und Ehrerbietung angedeihen zu lassen.

Das letzte Hinderniß war somit aus dem Wege geräumt, und wir konnten endlich zur lange beabsichtigten Abreise schreiten. Als Ersatz für den verscherzten Mond hatten wir freilich mit einem hochwogenden Meere und so heftigem Winde zu thun, daß der Kapitän erst nach Mitternacht einwilligte, den Anker zu lichten; als es aber geschehen war und die Sturmesgewalt unser leichtbeladenes Fahrzeug von einem Wasserberge auf den andern schleuderte, tröstete er uns mit der Aussicht, daß wir Rettimo bei Tagesanbruch erreichen würden.

Eitler Wahn! Nicht nur der Tagesanbruch, sondern die sinkende Sonne fand uns noch vor der Canea im steten Kampfe mit den Elementen begriffen. So mußte ich dem verlockenden Gedanken, Kreta zu umsegeln, bald entsagen; auch hatten mich die weder zu ertragenden noch zu beseitigenden Uebelstände, die sich auf dem alten, schmuzigen, nur auf Waarentransport berechneten Kaïk fühlbar machten, bereits von der Unausführbarkeit einer solchen Reise überzeugt, und ich hätte nicht 10, sondern 100 türkische Pfunde lieber geopfert, als mich solcher Pein zu unterziehen.

Nach diesem zweifachen „Kaïkfiasco" entschloß ich mich, per Dampfschiff nach Candia zu fahren, um von dort aus mein Glück zu Lande zu versuchen. Aber auch dies durfte ohne das Gutheißen meines Nachbars nicht unternommen werden. F.-Bei bemerkte, man würde mich nicht allein reisen lassen, und war deswegen so freundlich, mir ein officielles Empfehlungsschreiben an den Gouverneur von Candia zu geben, damit dieser mich mit der erforderlichen Begleitung versehe.

Dies sind die Verhältnisse, unter welchen der Leser mich nach der Hauptstadt der Insel begleitet hat. Hr. Lisimachus Calocherino, dessen Name eine griechische Nationalität bekundet, hat zwar während dieser langen Abschweifung ausgeschlafen, doch finden wir ihn so beschäftigt, Frau, Kinder und Dienerschaft zu Wagen, zu Pferde und zu Esel nach seiner schönen Landbesitzung bei Hagios Myros zu befördern, daß er dem Bivuak, welchen die eingeladenen und erwarteten Bekannten in seinem Vorhofe aufschlagen mußten, nur wenig Aufmerksamkeit schenken kann.

„Non ragioniam di lor ma guarda e passa" — den Leser versichere ich aber, daß der Reichthum des englischen Viceconsuls seine Gastlichkeit bei weitem übertrifft.

Um derselben nicht zu nahe zu treten, bot ich alles auf, um am folgenden Morgen aufbrechen zu können; es kam mir also sehr zu statten, daß der Gouverneur, sobald er das officielle Empfehlungsschreiben empfangen, mich zu sich einlud. Se. Excellenz bewillkommnete mich mit großer Freundlichkeit und sagte mir nach dem Austausch der üblichen Complimente und Erkundigungen, er wolle mir Soldaten mitgeben, soviel ich wünschte, und in Betreff sonstiger Gegenstände, die ich zur Reise nöthig hatte, müsse ich ihm nur eine Liste derselben geben. Ich versicherte den Pascha, daß die Begleitung eines Soubaris (ein berittener Soldat) mir genüge, ich sei im übrigen mit allem ver-

sorgt, würde aber Sr. Excellenz ganz besondern Dank wissen, wenn er mir zu zwei guten Pferden für mich und meinen Arzt verhelfen wollte.

Die leutselige Persönlichkeit des Gouverneurs ist seinem unbestrittenen Rufe von Güte und Gerechtigkeit ganz entsprechend, und die Kretaer mögen nicht mit Unrecht die Verwaltung solcher türkischen Beamten derjenigen gewisser Christen vorziehen, die, anstatt ihre überlegenen Kenntnisse zum Wohle ihrer unterjochten Glaubensgenossen zu verwenden, diese schöne Insel nur als Fundgrube ausbeuten oder als Leiter betrachten, vermittels welcher man schnell zu den höchsten Würden steigen kann.

Arif-Pascha hatte den Medjilis (Gerichtshof) verlassen, um mich zu empfangen, was mich verpflichtete, ihn nicht lange aufzuhalten, doch bevor ich mich entfernen durfte, bat mich Se. Excellenz, ihm bei meiner Rückkehr nach Candia Bericht über die Reise zu erstatten, und versprach bei dieser Gelegenheit mich mit seiner Frau bekannt zu machen.

Mein Besuch bei dem Metropolitan war nicht minder befriedigend: ich fand Se. Heiligkeit von verschiedenen kirchlichen Würdenträgern umringt. Das Conclave erhob sich, als wir eintraten, und ich mußte mich auf den Divan neben den Erzbischof setzen. Süßigkeiten mit frischem Wasser, denen die nie fehlende Tasse Kaffee folgte, wurden servirt. Der Metropolitan ist ein großer, stattlicher Mann mit würdevollem Benehmen und ihm steht der volle, lange Bart zur Priesterkleidung vorzüglich.

Ich brachte ihm einen Empfehlungsbrief eines seiner werthesten Freunde, des ehemaligen Vorstehers des Klosters Hagia Triada, den auch ich seit drei Jahren als den biedersten und aufgeklärtesten Kreter hoch schätze.

Die Unterhaltung war anregend und interessant und es gereichte mir zu aufrichtigem Bedauern, daß das Hereintreten mehrerer Bittsteller derselben ein rasches Ende machte. Se. Heiligkeit entließ mich mit der freundlichen Zusage, daß er mir unverzüglich ein Rundschreiben an die vier Bischöfe und eins an die Vorsteher sämmtlicher Klöster der östlichen Provinzen zuschicken würde und ich überall der gastlichsten Aufnahme versichert sein könnte.

Obschon der Nachmittag nur dazu verwendet wurde, um die letzten Reiservorkehrungen zu treffen, und bis zum Abend von nichts anderm die Rede war als vom Wählen und Versuchen der Pferde, von den Chicanen und Streitigkeiten ihrer Vermiether, vom Vertheilen und Anordnen des Gepäcks und vom Einkaufen und Zubereiten einiger karg vorhandenen Lebensmittel, so fand uns der Tagesanbruch dessenungeachtet nicht hoch zu Rosse. Erst um halb neun gelang es uns, den „unvergeßlichen“ Vorhof des englischen Consuls zu verlassen, und wenn die Sonne auch in voller Löwenkraft auf uns niederflammte, so war mir doch ganz „kannibalisch“ wohl, als ich hinter Mustapha-Aga aus Candias Thor reiten durfte, das mir bisher den Zutritt zu Kretas interessantesten Punkten verweigert hatte.

Der mir vom Gouverneur mitgegebene Jusbaschi, zum Glück ein griechisch redender Albanese, war ein seiner polizeilichen Mission gewachsener, abgefeimter Schlaukopf, im übrigen ein leichtlebiger, dienstfertiger Gesell. In der Hoffnung auf ein größeres Trinkgeld hatte er seinem eigenen Pferde so viel von unserm Gepäck aufgebürdet, daß ein Extralastthier ganz überflüssig wurde. Hinter dem Doctor folgte also Marco, der auf einem pyramidalen Agglomerat von Zeltzubehören, aufgerollten Teppichen, Reisesäcken und Speisekörben, Wasserkrügen und Melonen stolz zu Rosse thronend, unsere kleine Karavane in höchst grotesker Weise schloß.

Nachdem wir etwa eine Stunde über die baumlose, versengte, kalkige Ebene geritten waren, die sich in leichten Wellungen südlich von Candia erstreckt, gewahrten wir in einiger Entfernung rechts das Dorf Fortezza und links die zerstreut liegenden Häuserchen

des Fleckens Makrotícho, dessen Benennung einer langen Mauer, römischen Ursprungs, zugeschrieben wird.

Den übereinstimmenden Angaben alter und moderner Schriftsteller gemäß muß der Grund und Boden, über welchen wir ritten, die Stätte der alten Hauptstadt Kretas, des minoischen Knossos, gewesen sein, die Wiege und das Grab unzähliger Mythen. Hier war es, wo Jupiter herrschte und sich mit Juno vermählte, Giganten überwältigte und selbst Göttern ihre mannichfaltigen Beschäftigungen anwies; hier stand das Labyrinth; hier kämpfte Theseus mit dem Ungeheuer Minotaurus um Freiheit, Vaterland und Ariadne; hier wurde Epimenides, der fromme Sühnpriester des Alterthums, geboren, der, nachdem er den Fluch der Gottheit von den Athenern gewandt und bei ihnen die Ruhe wiederhergestellt hatte, mit dem selbstverlangten Lohne, einem Zweige des der Minerva geweihten Oelbaumes, als Friedensprophet in die Heimat zurückkehrte; hier war es, wo der weise Minos waltete und Gesetze gab, von denen manches vielleicht noch heute die Welt regiert.

In gespannter Erwartung und mit der Pietät, die das Betreten eines so classischen Bodens einflößt, folgte ich Mustapha-Aga auf Schritt und Tritt, während er, wie im Suchen einer besondern Stelle, verschiedene Zickzacks machte, die damit endeten, daß er plötzlich sein Pferd anhielt und auf das verödete umliegende Brachland hindeutend, sagte: „ἐδῶ ἑλληνικά!“ („Hier sind die griechischen Ruinen!“)

Wie bitter auch die Enttäuschung sein mochte, so benahm sie mir doch nicht die Hoffnung, noch etwas anderes als die Zeltfurchen eines frisch aufgehobenen türkischen Lagers auf der geweihten Stätte der einst weltberühmten kretischen Metropole entdecken zu können; denn Savary spricht von hier vorhandenen halbzerstörten antiken Mauern und Bauten, und der glaubwürdigere Sieber will mehrere dicke Mauern von Backsteinen von der bekannten altgriechischen Constructionsart, auch Säulen von edelm Serpentin, Bruchstücke von rothem Porphyr, verde antico und andern seltenen Steinen angetroffen haben.

Wir ritten nach allen Seiten hin und her, ohne jedoch andere antike Ruinen als die der obenerwähnten Römermauer des Dorfes Makroticho ausfindig zu machen. Auch gelang es mir nicht, beim Aufwühlen des Erdbodens Bruchstücke irdener Hausgeräthe zu entdecken, wie sie der englische Reisende Spratt vor wenigen Jahren hier vorfand.

Der Ueberlieferung gemäß liegen Idomeneus und Meriones, die Anführer der griechischen Helden vor Ilion, zu Knossos begraben.

Auch Kaiphas, der auf einer Reise nach Rom mit Pilatus hier verweilte, wie Buondelmonti, der toscanische Reisende, und Cornaro, der kretische Historiker, berichtet, soll hier gestorben und bestattet sein.

Pococke beschreibt das Grabmal, welches ihm als das des jüdischen Hohenpriesters gezeigt wurde, und sagt, es nehme einen Flächenraum von 10 Quadratfuß ein und habe 6 Fuß dicke Mauern.

Der Anblick eines jungen Hirten, der auf einem dürren Stoppelfelde etwas Nahrung für seine Ziegen suchte, ermuthigte mich, und in der Hoffnung auszukundschaften, wo der Eingang zum welthistorisch berühmten Labyrinth zu sehen sei, eilte ich auf ihn zu, doch leider nur um bestätigt zu hören, daß die nächsten Dorfbewohner so etwas nicht kannten.

Verlassen wir eine Stätte, wo die Macht der Zeit auch den letzten Nachklang vergangener Größe aus dem Gedächtnisse des Volkes zu verwehen vermocht hat. Auf das „monumentum aere perennius“, welches der Fleiß wissenschaftlicher Männer der stolzen kretischen Metropole errichtete, kehren wir später zurück, und kann der Dichter nicht scheiden, dann verweile er am Ufer des Käratos, denn jener Strom, der dem entstehenden Knossos den ersten Namen verlieh, schlängelt sich heute wie vor drei Jahrtausenden durch das Omphalische Gefilde dem Meere zu, und wer in jugendlicher Begeisterung dem leisen

Rauschen seiner Wellen horcht, vernimmt ein Epos, dessen erste Strophen die Liebe himmlischer Götter feiern, dessen letzte aber die Unterjochung eines Heldenvolkes beweinen.

Unser nächstes Ziel war der Jukta. In majestätischer Einsamkeit erhebt sich das legendenumkrönte Haupt dieses Berges, der dem Jupiter die letzte Ruhestätte bietet. Seine charakteristischen Umrisse verleihen der Gegend bei Candia die schönste Zierde; von den Wällen jener Hauptstadt und von dem Meere aus gesehen zeigt sich der Jukta fast in konischer Gestalt, doch er läuft von Norden nach Süden mit einem langen, scharfen Rücken aus und fällt östlich und westlich in steilen Felsenwänden ab.

Plato in seinem ersten „Buche der Gesetze" sagt:

„Der Weg von Knossos zur Höhle des Jupiter und zu seinem Tempel ist, wie wir gehört haben, ungemein bequem, denn wenn auch eine große Hitze herrscht, so gibt es doch zur Auswahl entweder Landhäuser am Wege oder hohe schattige Bäume, und nicht weniger findet man im Weitergehen in den Wäldern Cypressen von ungewöhnlicher Höhe und Schönheit und endlich Wiesen, auf denen man ausruhen und Gespräche führen kann."

Wie anders würde der griechische Denker diese Gegend jetzt schildern, wo einzig und allein die Sonnenglut ihn nicht Lügen straft! Durchkreuzt der Reisende sie nicht, wenn die grünende Kornsaat den Boden schmückt, dann sieht er ringsumher nur eine mit Schutt und Steinen besäete Oede. Eine von den Venetianern angelegte Straße ist theilweise noch vorhanden; die türkische Regierung hat aber nie etwas gethan, um sie zu erhalten, und ihre Löcher und Unebenheiten sind den Füßen der Pferde so gefährlich, daß diese mit Scharfsinn den danebenlaufenden, von den Lastthieren tief getretenen Pfad vorziehen.

Es wurde Mittag, bis wir das liebliche Thal Arkhanes erreichten, welches sich an der östlichen Seite des Jukta erstreckt.

Hier liegen, wie so häufig auf Kreta, in unbedeutender Entfernung zwei Dörfer gleichen Namens, die nur durch die Nebenworte ἐπάνω (oben) und κάτω (unten) unterschieden werden.

Bald nachdem wir das Dorf Kato-Arkhanes zurückgelassen hatten, befanden wir uns in Epano-Arkhanes, durch dessen artige Baumgruppen ein kleiner Arm des classischen Amnisos*) sich schlängelt. Hier waren Frauen mit dem Waschen ihres Zeuges und Männer mit dem Tränken ihrer Lastthiere an einem malerischen Brunnen beschäftigt, dessen lateinische Inschrift dem Andenken Francesco Morosini's, des tapfern Vertheidigers der Hauptstadt gegen die Türken, des letzten venetianischen Proconsuls, gewidmet ist, der im Jahre 1627, als die Hauptstadt an großem Wassermangel litt, diesen Strom vermittels eines Aquäducts nach Candia leitete.

Erschöpft durch die unerträgliche Mittagshitze bedurften wir eines Haltes, um neue Kräfte zur Besteigung des Jukta zu sammeln; ein von Olivenbäumen beschattetes Stoppelfeld bot uns am Amnisosstrom den günstigsten Platz, um die Zelte aufzuschlagen. Es waren keine regelrechte englische oder französische, nein, nicht einmal türkische Zelte, sondern die bescheidensten Vertreter derselben, die der Doctor mit sinnreicher Geschicklichkeit aus zwei baumwollenen Gardinen und einigen frisch abgehauenen Stöcken verfertigt hatte.

Unsere Ankunft hatte einstweilen kein geringes Aufsehen unter den Dorfbewohnern erregt. Mustapha-Aga's Weisungen genügten nicht, um die unsern kleinen Bivuak dichter und dichter umdrängende Menge zu entfernen, und erst als der Bimbaschi (Anführer von Tausend) uns begrüßen kam, wich sie seinem gebieterischen Zurufe.

Sadik-Efendi ist ein kretischer Muselman, wiewol seine Tracht und sein aufgewecktes

---

*) „Doch zum Amnisos gelangt, wo der Eileithya Geklüft ist." Odyssee, XIX, 188.

Wesen eher den kretischen Griechen in ihm vermuthen läßt. Es widerstrebte seiner orientalischen Gastlichkeit, uns auf freiem Felde lagern zu sehen, doch als er sah, daß wir auf unsern Zelten bestanden, ließ er Feigen und vorzügliche Weintrauben bringen, die er bei gemüthlicher Unterhaltung mit uns genoß.

Ein Segen scheint auf dem Oertchen Arkhanes zu ruhen; Sieber rühmte es schon als ein „sehr volkreiches Dorf". Jetzt zählt es über 2000 Einwohner, von denen nur eine geringe Anzahl sich zum Glauben des Propheten bekennt. Das unversehrte Aussehen seiner Kirchen, Häuser und Gärten bekundet, daß es durch den letzten Aufstand nicht gelitten hat. Der Bimbaschi sagte uns, dies sei nur dem Umstande zuzuschreiben, daß die wenigen Familien, die anfangs entflohen waren, schon nach zwei Monaten zurückkehrten und sich mit dem übrigen Theil der Einwohner unterwarfen, worauf Arkhanes zwei Jahre lang mit drei Bataillonen besetzt wurde und so von allen Kriegsverheerungen verschont blieb. Inwiefern die Bevölkerung von Arkhanes aus Ueberzeugung oder aus Furcht vor einer so starken Besatzung sich ruhig verhalten hatte, muß ich unerörtert lassen, daß sie aber jetzt nach dem Fehlschlagen der blutigen Revolution besser daran ist, kann nicht geleugnet werden.

Sadik-Efendi's Anerbieten, uns auf den Jukta zu begleiten, war mir sehr willkommen; noch interessanter aber seine Mittheilung, er habe sagen hören, daß irgendwo zwischen Arkhanes und Candia eine im Alterthume schon berühmte Grotte, Namens Labirto, sich befände, auf deren Entdeckung er am folgenden Tage gern mit uns gehen wolle.

Sobald eine kurze Siesta uns genügend erfrischt hatte, brachen wir auf, um den Jukta zu besteigen. Mein pflichtgetreuer polizeilicher Wächter, Mustapha-Aga, der den Spruch des Dichters: „E l'ombra che fai tu, quella son io" („Und der Schatten, den du wirfst, bin ich"), mit größter Gewissenhaftigkeit bei mir in Anwendung brachte, war natürlich dabei, und außer dem Führer, dem Bimbaschi und zwei seiner Soldaten begleiteten uns mehrere Dorfbewohner.

Erst nachdem wir einen zwischen Weinbergen sich schlängelnden steinigen Pfad eine Weile verfolgt hatten, gewahrten wir in ihrer ganzen Schroffheit die graue Felsenwand des Jukta. Dieser aus einer hippuritischen Masse gebildete Berg erhebt sich steil zu einer Höhe von 2700 Fuß. Er ist nur an der östlichen Seite, und zwar mit Mühe zugänglich. Sadik-Efendi, der als Orientale jedes noch so gefährliche Reiten den Strapazen einer Fußtour vorzog, hatte uns beredet, zu Pferde zu steigen, doch das Thier, welches ich reiten mußte — indem der Gurt des Sattels meine gute Stute verletzt hatte — war dieser Gemsenjagd keineswegs gewachsen; es stürzte bei den halsbrechendsten Stellen so jämmerlich nieder, daß darauf sitzen zu bleiben nicht rathsam war. Wenn ein englischer Reisender von einem Maulthierpfad spricht, der von Arkhanes auf den Jukta führt, möchte ich fast an seiner Aussage zweifeln. Nicht einer der Männer, die uns begleiteten, nicht einmal unser vermeintlicher Führer, hatte diesen Berg vorher bestiegen, und jeder Leitung bar irrten wir in verschiedenen Richtungen, um die immer schroffer sich erhebenden Felsblöcke mühevoll zu überschreiten.

Das Ziel, welches wir erstrebten, war aber kein geringes. Es war eine Stätte, die bei den ersten und letzten Heiden eine Verehrung genoß, ähnlich der, welche die Mohammedaner der Kaaba zu Mekka und die Christen dem Heiligen Grabe zu Jerusalem zollen. Wir erreichten nach einer langen, anstrengenden Stunde den Gipfel des Jukta und betraten den classischen Boden, wo der „Vater der Götter und Menschen" von seinen himmlischen und irdischen Sorgen ausruht.

Da ich die Aufmerksamkeit des Lesers nicht auf die Meinungsverschiedenheit der alten und modernen Schriftsteller über Kretas wichtige Punkte zu lenken beabsichtige, sondern nur bezwecke, ihm nach schwachen Kräften mitzutheilen, welche Spuren diese Insel noch

heutzutage von ihren mythologischen und geschichtlichen Glanzepochen aufzuweisen hat, so muß ich ihm leider bekennen, daß weder von der Höhle noch von dem Grabsteine des Jupiter hier etwas zu sehen ist. Daß aber das Grabmal bei Knossos lag, bezeugt nicht allein Lactantius, sondern auch andere classische und kirchliche Autoren, die auch deutlich beweisen, daß es bis nach Konstantin's Zeit die Neugier der Fremden erregte, und daß die alten Götter der Insel noch ein halbes Jahrhundert nach der gesetzlichen Einführung des Christenthums im ganzen Reiche von den Kretern verehrt und heilig gehalten wurden.

Erst nach Theodosius' Verfolgungen des Heidenthums wird Zeus' Grab nicht mehr als einer vom Volke seiner vaterländischen Insel verehrten Stätte erwähnt; doch es scheint als ob der Prunk und die Glorie der alten Religion, trotz der Bemühungen des Titus und seiner Anhänger, noch während fast vier Jahrhunderten nach der christlichen Aera, die Zuneigung der Kreter gefesselt hätten.

Auch darf es uns nicht befremden, wie Pashley bemerkt, daß das Christenthum nicht sofort auf dem bergigen Kreta Wurzeln schlug, indem die Bewohner dieser Insel, wenn auch frei von jener alten Weisheit und falschen Philosophie, welche die Ohren der atheninsischen Schüler für Paulus' Lehre schloß, doch von Aberglauben und Vorurtheilen befangen waren und sich nicht leicht belehren ließen.

Außerdem war ihr Land als Geburtsort des „Himmelskönigs" und vieler anderer Gottheiten der früheste und wichtigste Sitz des Zeuscultus und „al tempo degli Dei falsi e bugiardi" rühmte sich fast jeder Fluß, jede Quelle, jedes Thal auf Kreta, mit einer Sage verbunden zu sein, die ihren Ursprung aus der Zeit, wo es den Göttern gefiel, ihr Schicksal mit dem der Menschenkinder zu einen, herleitete. Freilich rühmten sich auch Arkadien, Messenien, das böotische Theben, die Bewohner des phrygischen oder trojischen Ida, wie mehrere andere Orte, Zeus' Geburtsstätte zu sein; doch war die Meinung am verbreitetsten, er sei auf Kreta geboren. Das bezeugt der Mythen große Menge, das beweist die Aufnahme dieser Ansicht in das theogonische System der Hellenen.

Kallimachus in seiner bekannten Strophe beschuldigt die Kreter einer Lüge, weil sie behaupteten, dem unsterblichen Zeus, der doch im Himmel sei, hier eine Grabstätte bereitet zu haben. Diesen Vorwurf verdienten sie nicht, am allerwenigsten von den heidnischen Schriftstellern, indem es ihnen nicht als Schuld anzurechnen ist, daß die griechischen Dichter die Entstehung ihrer Mythologie nach Kreta versetzten. Die Verehrung, die sie diesem Grabe bezeugten, und der Glaube, den sie dem Wunder zollten, das sich in der Grotte, wo Zeus zur Welt kam, jährlich wiederholte, schützte wenigstens vor der Anklage der Unaufrichtigkeit. Wenn das Flüssigwerden des vermeintlichen Blutes des heiligen Januarius, das Augenverdrehen eines Madonnenbildes die Leichtgläubigkeit eines europäischen Volkes im 19. Jahrhundert zu fesseln vermögen, wie sollte das mit nicht minder List von den Tempeldienern veranstaltete Phänomen der zu bestimmten Zeiten plötzlich aus der Grotte hervorbrechenden Flammen, nicht gleichen Einfluß auf die Gemüther einer abergläubigen heidnischen Bevölkerung ausüben!

Minutius Felix, Cyprian und andere Autoren machen es gewiß, daß die Höhle des Jupiter unweit seines Grabmals lag.

Dionysius von Halikarnaß vergleicht die Zusammenkünfte zwischen Minos und Zeus in diesem Ἰδαῖον ἄντρον mit denen des Numa und der Nymphe Egeria bei Rom im Haine vor dem Carpenischen Thore. Der Kirchenvater Cyrillus erwähnt in seinem Werke gegen Kaiser Julian, daß Minos bei dem Heraustreten aus der Höhle auch das Grab des Jupiter zu besuchen pflegte, wo er die Worte „Hier liegt Zeus" u. s. w. eingegraben habe.

Finden wir nichts auf dem Gipfel des Jukta, das an seine längstverschwundene Berühmtheit erinnert, so bietet das schöne Rundgemälde, welches sich unsern Blicken von

dieser Bergeshöhe aus entfaltet, einen reichen Ersatz für das beschwerliche Hinaufsteigen. Nach Osten und Süden das an Sagen und historischen Andenken so reiche Omphalische Gefilde, in welches die Archäologen das dorische Lyttos, Rhaukus, Lykastus, Thenä und andere alte kretische Städte verlegen und wo man die oft erwähnten Ruinen der venetianischen Festung Temenos deutlich erkennt; nach Norden Candia und die aus der dunkeln Meeresflut sich erhebende Insel Standia, auch die „göttliche" genannt wegen der Nähe des Jukta; nach Westen die Berge Stromboli, Khruseanotika-Lividia und Amurghielos.

Pashley erwähnt die massiven Fundamente eines etwa 80 Fuß langen Gebäudes, das er an dem nördlichen Ende des Jukta gesehen haben will, und meint von diesen Trümmern auf die Stelle des Zeusgrabmals schließen zu können. Spratt dagegen ist der Ansicht, das südliche Ende des Bergkammes sei als die geheiligte Stätte zu betrachten, weil dieser höchste Punkt des Gipfels die schönste Aussicht beherrscht und durch das Factum, daß seit undenklichen Zeiten, bis zum heutigen Tage, eine Kapelle darauf gestanden hat, sich einer traditionellen Weihe rühmen darf.

Das kleine Gotteshaus, welches sich hier erhebt, hat während des letzten Aufstandes sehr gelitten; der Altar ist in einem kläglichen Zustande, Thüren und Fenster sind zerstört und der unaufhörlich durchsausende Wind hat viel Schmuz darin angehäuft, daß es eher einem Stalle als einer Kapelle gleicht; die Messe wird dessenungeachtet an gewissen Jahrestagen hier gelesen, und am Feste von Mariä Himmelfahrt soll ein großer Theil der Bevölkerung aus den benachbarten Dörfern hierher wallfahrten.

Weniger vom Schicksal begünstigt als Sieber oder Pashley, fanden wir weder Hirten hier, denen das heilige Grab der alten Griechen bekannt gewesen wäre, noch eine Vertiefung, die wir für die berühmte Höhle, in die Minos mit Epimenides, Pythagoras, Lykurgos und Solon hinabstiegen, hätten halten können. Sieber bereiste Kreta vor 52, Pashley vor 36 Jahren, und gering, wie solche Frist auch sein mag, so bringt sie doch manche Veränderung in einem Lande, wo das stets rege Verlangen, sich vom Fremdenjoch zu befreien, das Volk immer zu neuen Aufständen verleitet und welches der türkische Herrscher nur durch wiederholte Kriegsverheerungen zu behaupten vermag.

Alles, was ich während dieses Ausfluges an Ruinen sah, beschränkte sich auf die kargen Rudera einer antiken Mauer, die an der östlichen Seite des Jukta etwa 100 Fuß von seinem Gipfel, auf einer Strecke von vielleicht 500 Schritt, verfolgt werden kann. Diese Bruchstücke bestanden aus gewaltigen, vieleckigen, zusammengefügten Felsblöcken, zwischen welchen jedoch die lückenausfüllenden kleinen Steine fehlten; sie schienen mir gute Proben der ursprünglichen cyklopischen Bauart zu bieten. Es ist anzunehmen, daß diese riesige Mauer die ganze Höhe des Berges bis auf den westlichen Theil, dessen Felsenwand fast senkrecht herabfällt, früher umringte. Ein auf den letzten Abdachungen des Jukta allein stehendes Gebäude war mir wegen seiner reizenden Lage und seines stattlichen Aussehens gleich bei unserer Ankunft in Arkhanes aufgefallen. Als wir, von unserer Bergtour heimkehrend, zum zweiten male dicht an demselben vorbei sollten, erfuhr ich von Sadik-Efendi, es hieße „il Serraglio". Mustapha-Pascha-Kiritli habe diese Villa gebaut. Was diesen Pascha betrifft, so empfing er, um ihn von dem andern Mustapha-Pascha zu unterscheiden, infolge seines frühern zweiunddreißigjährigen Aufenthaltes auf Kreta den Beinamen „Kiritli" („der Kreter"). Im Jahre 1866 schickte ihn die Pforte als ihren Bevollmächtigten, außerordentlichen Gesandten nach Kreta zur Unterjochung der Insel, die ihm jedoch nicht gelang. Jetzt gehört die erwähnte Villa einem bemittelten Derwisch, einem Bektaschis, der in Sorglosigkeit dort lebte, sich durch Güte und Gastlichkeit auszeichnete. Die Bektaschis gehören einer besondern Brüderschaft von Derwischen an und sind sozusagen die Freimaurer der Mohammedaner; ihr Orden besteht seit dem Jahre 1357. Sie glauben an Mohammed, aber auch an Christus, als an einen großen Pro-

pheten; sie dürfen heirathen, außerhalb des Klosters wohnen, betteln gehen, Wein trinken und genießen im allgemeinen viel Freiheit, was ihnen die Verachtung der orthodoxen Türken und ebenfalls die der Christen zuzieht; die letztern behaupten, die Bektaschis geben vor, an alles zu glauben, seien aber im Grunde ungläubige Freigeister. Der Derwisch Edhem-Baba, als rechnete er auf unsern Besuch, stand auf der Thürschwelle seines idyllischen „Ritiro" und empfing uns mit sichtlicher Freude. Er konnte kein Griechisch, verstand aber etwas Italienisch; ein hellgrüner Kaftan umhüllte seine hohe Gestalt, und der weiße Turban, den er trug, stand seinen ernsten, milden Zügen besonders gut.

Unter einer riesigen Platane, deren üppig belaubte Zweige ihren Schatten weit über die Marmorplatten der Terrasse ausbreiteten, bot ein mit kostbaren Teppichen bedeckter Divan den schönsten Ruheplatz. Ein Blick, den ich von hier aus über die weite Lache des vor uns plätschernden Springbrunnens that, erklärte mir, warum der Bimbaschi uns beim Derwisch wollte einkehren lassen; der gläubige Sadik-Efendi war nämlich mit der Verrichtung seines Abendgebets eifrig beschäftigt, und nach Osten gewendet vollzog er mit fanatischer Andacht die dazu gehörenden endlosen (Verbeugungen), die den nüchternen Christen stets mit Erstaunen erfüllen.

Die Bemühungen des alten Edhem-Baba waren einstweilen anderer Art und zeugten von keiner mohammedanischen Orthodoxie. Er bewirthete uns nicht nur mit Wein, sondern genoß auch selbst mit merkwürdiger Unbefangenheit vom rothen Rebensaft, dessen Vorzüglichkeit mich daran erinnerte, daß der Wein von Arkhanes schon vor Jahrhunderten berühmt war.

Als der Einbruch der Nacht uns mahnte, es sei Zeit, uns in unsere Zelte zurückzuziehen, widersetzte sich der Bimbaschi aufs hartnäckigste; er behauptete — und vielleicht nicht mit Unrecht — die Nähe des jetzt seichten Baches würde uns ein Fieber zuziehen, und wir müßten daher uns schon bequemen, in seinem Hause zu Abend zu essen und bei Edhem-Baba zu übernachten. Jeder Einspruch gegen Sadik-Efendi's peremtorische Entscheidung wäre vergebens gewesen, und während der Doctor den Transport der Zelte und Effecten in das Serraglio beaufsichtigte, führte mich der Bimbaschi über Berg und Thal nach seiner am äußersten Ende des Dorfes entfernt gelegenen Wohnung. Alles war hier ländlich, einfach, doch augenblicklich auf unsern Empfang vorbereitet. Die Hausfrau bewillkommnete mich mit entblößtem Gesichte im Erdgeschoß, wo ein Lehmboden die Dielen ersetzte und ein kleiner mit einer Serviette und einigen Messern, Gabeln und Gläsern versehener Tisch auf ein bald zu erhoffendes Nachtessen deutete.

Sadik-Efendi, als ehrgeiziger Vater, verlor keine Zeit, um mir zu beweisen, wie ernst es ihm um die Erziehung seiner Kinder zu thun sei, und ließ sein ältestes Töchterchen mir etwas Griechisch vorlesen, was die Kleine ganz geläufig that und was in einem Lande, wo manches erwachsene Fräulein oftmals keinen Buchstaben seiner Muttersprache kennt, bei dem achtjährigen Kinde eines türkischen Beamten als anerkennenswerthe Ausnahme der Erwähnung verdient.

Kaum wurden die Schritte des herannahenden Doctors vernehmbar, als die Hausfrau schleunigst verschwand und ihrem Gatten allein die Sorge der Bewirthung anvertraute. Dieser setzte uns eine mit Citronensaft gewürzte Reissuppe vor, das dazu verwendete gekochte Huhn und ein türkisches Pilav, und wiewol er als gläubiger Mohammedaner kein geistiges Getränk genießen durfte, so entbehrten wir an seinem Tische weder des beliebten „Raki" noch des vortrefflichen Arkhanesweines.

Mit dem Kaffee erschien auch der vornehmste Geistliche des Ortes, um uns seine Aufwartung zu machen. Es war ein hochbejahrter, ehrwürdig aussehender Greis mit einem langen schneeweißen Barte und so gravitätischer Miene, daß ich aus seinem wortkargen Munde nur Sprüche der Weisheit zu vernehmen erwartet hätte; er setzte sich

neben mich auf die schmale Bank, die hier, wie fast in allen kretischen Wohnungen, eine Seite des Erdgeschosses einnimmt, und nachdem er eine Weile in Nachdenken geschwiegen hatte, fragte er mich leise und geheimnißvoll, in welcher Verwandtschaft ich eigentlich zur Königin von England stände, ob die Victoria meine Schwester, Cousine oder Tante sei? Die Einfalt des silberbärtigen Priesters würde uns noch reichen Stoff zur Unterhaltung geboten haben, doch Edhem-Baba wartete auf uns, und wir mußten aufbrechen. Während wir bei dunkelster Nacht unsern Weg durch die löcherigen, abschüssigen Gäßchen von Arkhanes suchten, drangen die einförmigen Klänge einer Lyra immer deutlicher zu unsern Ohren, bis wir die Dorfschenke erreichten, wo die Jugend von Arkhanes sich mit dem Tanzen der Pyrrhicha belustigte — derselben Pyrrhicha, die Thaletas von Gortyna sechs Jahrhunderte v. Chr. aus seinem Vaterlande nach Sparta brachte und welche Athene selbst nach der Besiegung der Giganten getanzt haben soll.

Ich hatte früher schon Gelegenheit gehabt, diesen alten kretischen Waffentanz aufführen zu sehen, ließ mir dennoch nicht zweimal vom Bimbaschi sagen, in das Café zu treten; unsere Erscheinung machte aber der Belustigung ein rasches Ende, und nur auf Sadik-Efendi's gebieterisches Zureden ertönte die Lyra von neuem und ermuthigte die Schmucksten der Tänzer, unserm Wunsche zu willfahren. Denn wie der lacedämonische Dichter Alkmäon sagt, der als Knabe geraubt und nach Sparta verkauft war:

Der schöne Klang der Zither wiegt ja wol
Noch schwerer als das Eisen.

Sechs Jünglinge faßten sich bei der Hand und folgten anfangs scheinbar mit großer Lässigkeit dem Rhythmus der Musik; allmählich schwand ihre Befangenheit, rascher und rascher tummelten sie sich, bis ihre wildleidenschaftlichen Geberden die Nachahmung aller Arten des Angriffs mit dem Bogen und dem Wurfspieß, mit Stoß und Schlag, ebenso auch die Bewegungen des Sprungs zur Seite, des Zurückweichens, des Niederbückens zur Erde und Emporspringens, durch welche man die Streiche und Würfe des Gegners parirt, so charakteristisch darstellten, daß ich zu ruhmvollen Thaten begeisterte „Melleirenes" die Evolutionen des alten Waffentanzes ausführen zu sehen glaubte.

Trotz dieses lärmenden Treibens erinnere ich mich nirgends ein anständigeres Publikum von Dorfbewohnern und Landleuten gesehen zu haben als in diesem Café zu Arkhanes. Es bestand ausschließlich aus Männern und zwar aus Männern eines auffallend schönen Menschenschlages, die weder spielten noch zechten, sondern den Abend beim Klange der Lyra mit Plaudern und Tanzen harmlos verbrachten, was von mehr Lebensmuth und Philosophie zeugte, als ich auf dem soeben durch Kriegsverheerungen schwer heimgesuchten Kreta erwarten durfte.

Mit solchen Gedanken beschäftigt erreichten wir das Serraglio, dessen Inneres seinem stattlichen Aeußern jedoch keineswegs entsprach. Die Räume, die uns als Nachtquartier angewiesen wurden, erfüllten mich fast mit Grauen, nicht etwa, weil es denselben an Mobilien, Fenstern und Thüren fehlte, oder weil sie einer Menge von unklassificirten Hausbewohnern von jedem Alter und jedem Geschlechte als Durchgang dienten (denn auf dergleichen ist der Reisende auf Kreta schon gefaßt), sondern weil der Anblick gewisser loser Breter, die als fliegende Zugbrücken über dunkle Abgründe geworfen, in einen andern Flügel der Villa führten, mich allzu lebhaft in die Zeit der Valois und der damals in Frankreich üblichen „Oubliettes" versetzte.

Ein vernehmliches Schnarchen überzeugte mich bald, daß Müdigkeit beim Doctor das Spiel seiner Phantasie glücklich überwunden hatte, während der Schein meiner hin- und herflackernden Stearinkerze mich die an den verfallenen Mauern noch vorhandenen Spuren erotischer Frescomalereien und blutiger Kriegsthaten so deutlich erkennen ließ, daß

ich in meiner fieberhaften Schlaflosigkeit nicht umhin konnte, der Scenen orgiastischer Belustigungen und fanatischer Grausamkeiten zu gedenken, denen die Stätte, wo ich ruhte, zum Schauplatz gedient haben mochte.

Es währte nicht lange, so löschte der Wind mein Licht aus und ein erquickender Schlaf schien diese unerfreulichen Bilder verscheuchen zu wollen, als ein fremdartiges Gewimmer durch das Schweigen der Nacht deutlich vernehmbar wurde. Es glich weder dem Geheul eines herrenlosen Hundes, noch dem Miauen mondsüchtiger Katzen, noch weniger dem melancholischen „Tu, tu, kukuweh" der kleinen athenienſischen Eule, das den Sommernächten auf Kreta einen so elegischen Reiz verleiht. Wie die vom Sturm bewegten Meeresfluten bald schwächer, bald lauter tosen, so stiegen und fielen diese schauerlichen Klagetöne; zuweilen trat gänzliche Stille ein, doch nahm das Geheul, welches derselben folgte, so sehr an wilder Leidenschaft zu, daß ich über die Veranlassung des schauerlichen Gewimmers nicht lange in Zweifel bleiben konnte.

Zu den widrigsten Schauspielen, denen ich jemals beiwohnte, rechne ich die Gebetsverrichtungen der „heulenden" Derwische", wie man sie in Skutari bei Konstantinopel sieht; was ich vernahm, konnte nichts anderes sein als die nächtliche Andacht des Bektaschis und seiner Hausgenossen. Unwillkürlich gedachte ich des blutigen Ereignisses am Bord der Impératrice. Als ich vor einigen Jahren in Konstantinopel war, schifften sich auf dem österreichischen Dampfschiff Impératrice, welches damals nach Trapezunt fuhr, ungewöhnlich viele Mohammedaner ein, unter diesen auch acht heulende Derwische. Das Schiff war auf hoher See, als diese durch die Verrichtung ihrer nächtlichen Andacht in einen Zustand so wüthenden Fanatismus geriethen, daß sie nach Vollendung derselben mit einstimmiger Mordlust über sämmtliche am Bord befindliche Christen herfielen, ihre Glaubensgenossen gleichzeitig aufwiegelnd, ihnen zu helfen, auch den letzten der Giaurs niederzumetzeln. Obschon der Schiffskapitän diesem Ausbruch von Raserei die energischsten Maßregeln entgegensetzte, so kostete er doch vielen Unschuldigen das Leben, und mit Leichen bedeckt erreichte die Impératrice den Hafen von Trapezunt. Als jetzt in meiner Hütte nach kurzer Ruhefrist herannahende Schritte hörbar wurden, erfüllte mich ein Grauen, denn ich meinte jeden Augenblick den festen Handgriff oder die mörderische Waffe eines in fanatischer Ekstase gerathenen Derwisches gewärtigen zu müssen. Doch ich kam mit dem bloßen Schrecken davon, mir wurde im Serraglio des Edhem-Baba kein Haar gekrümmt. Das erste Dämmerlicht zeigte mir die Umrisse von zwei Frauen; jede hatte einen Säugling an der Brust und einige erwachsene Kinder bei sich. Sie standen da, nicht blos aus Neugier, um meinem Lever beizuwohnen, sondern waren gekommen, um den Doctor um ärztlichen Rath und Mittel für mehrere Patienten zu bitten; diesen Consultationen folgten andere, und da der Bimbaschi auch auf sich warten ließ, so hatten die Strahlen der Augustsonne einen bedeutenden Höhegrad erreicht, als wir auf Recognoscirung des knossischen Labyrinths ausgingen.

Bevor wir eine Stätte betreten, deren zauberreiche Mythe gewiß jede jugendliche Phantasie aufs lebhafteste begeistert und anregt und deren bloße Erwähnung genügt, um auch bei solchen, welche die Schuljahre längst hinter sich haben, Interesse und Neugier zu erwecken, wird es vielleicht dem Leser nicht unlieb sein, die natürliche Erklärung, die Plutarch und noch ältere Schriftsteller über den Zweck des knossischen Labyrinths geben, zu vernehmen. Weil nämlich Androgeos, wie man glaubte, in Attika meuchlerisch getödtet worden war, hatte nicht nur Minos durch einen kriegerischen Einfall der Bevölkerung vieles Unheil zugefügt, sondern auch der Himmel sandte Verderben über das Land. Unfruchtbarkeit und Seuchen lasteten schwer auf demselben; nicht minder traten auch gewaltige Ueberschwemmungen ein. Als nun die Gottheit den Athenern das Gebot ertheilte, mit Minos wieder Friede und Freundschaft zu schließen, worauf sein Grimm nachlassen und ihr

Jammer ein Ende nehmen würde, so wurden Herolde abgesandt, deren Bitten wirklich einen Friedensschluß herbeiführten. Doch geschah dies nur unter der Bedingung, alle neun Jahre sieben Jünglinge und eine gleichgroße Anzahl von Jungfrauen als Tribut zu senden, eine Angabe, worin die meisten Geschichtschreiber übereinstimmen.

Die Sage in ihrer traurigsten Gestalt schildert uns nun, wie diese nach Kreta gebrachten jungen Leute entweder von dem Minotaurus im Labyrinth aufgefressen wurden, oder wie sie selbst darin verirrten und unfähig, wieder einen Ausgang zu finden, jämmerlich verschmachteten. Minotaurus aber sei, nach Euripides' Darstellung, „ein scheußliches Geschöpf von arg gemischter Art" gewesen und „zur Hälfte Stier, zur Hälfte Mensch — ein Doppelding".

Nach Philochorus' Angabe gestehen die Kreter letzteres nicht ein, sondern behaupten: das Labyrinth sei nur ein Ort des Gewahrsams gewesen ohne weitere Schrecknisse, als daß die Gefangenen nicht hätten entfliehen können. Minos habe zu Ehren des Androgeos nur Kampfspiele angestellt, wobei man die inzwischen im Labyrinth sicher aufgehobenen Kinder an die Sieger als Preis vertheilte. Nun siegte in den frühern Kampfspielen gerade der Mann, welcher bei Minos damals den größten Einfluß besaß, der Feldherr Taurus, ein harter Charakter, der auch mit den athenischen Kindern rauh umging. Aristoteles selbst glaubt offenbar ebenfalls nicht an eine Ermordung der Kinder durch Minos, sondern nur an ein lebenslängliches Sklavenverhältniß auf der Insel Kreta. Hellikanus behauptet indessen, daß man von seiten Athens keineswegs diejenigen Personen beiderlei Geschlechts, welche man absenden wollte, durch das Los bestimmt habe; vielmehr sei Minos selbst jedesmal gekommen, um eine Auswahl zu treffen, und habe in Gemäßheit der Vertragsbestimmungen sogar den Theseus zu allererst herausgenommen. Eine Bestimmung habe ferner dahin gelautet, daß die Athener das Schiff zu stellen hätten; daß die jungen Leute mit ihm absegeln sollten, ohne irgendeine Kriegswaffe mitzunehmen, und daß — nach dem Tode des Minotaurus — die Strafe ein Ende nehmen würde.

Nach Theseus' Ankunft in Kreta bekam er, wie die meisten Schriftsteller in Prosa und Poesie berichten, von Ariadne, die sich in ihn verliebte, den bekannten „Faden" nebst Anweisung über die Art, wie er durch die Irrgänge des Labyrinths hindurchkommen könnte. Er tödtete also den Minotaurus und segelte mit Ariadne, die er zu sich nahm, und seiner Jugend wieder heim. Pherekydes fügt der Erzählung noch bei, daß Theseus an den Schiffen der Kreter den Fußboden habe einschlagen lassen, um ihnen dadurch jede Möglichkeit einer Verfolgung zu benehmen. Dagegen berichtet Demon, daß Taurus, der Feldherr des Minos, erschlagen worden sei, als er bei der versuchten Abfahrt des Theseus letztern noch im Hafen mit seinen Schiffen angriff.

Eine andere Sage des Philochorus geht dahin, daß, als Minos die Kampfspiele wieder veranstaltete, jedermann einen abermaligen Sieg des Taurus erwartete, was einen allgemeinen Neid hervorrief. Denn seine Macht war wegen der Beschaffenheit seines Charakters verhaßt; auch ging über ihn das schlimme Gerücht von einem unerlaubten Umgang mit der Königin Pasiphäe. Als daher Theseus sich gleichfalls an dem Kampfe zu betheiligen wünschte, gab Minos seine Einwilligung. Nun war es in Kreta gewöhnlich, daß das weibliche Geschlecht sich gleichfalls unter den Zuschauern befand. Auch Ariadne war anwesend und wurde über die äußere Erscheinung des Theseus ganz betroffen, wie sie zugleich seine athletische Kraft bewundern mußte, indem er über alle andern Meister wurde. Minos hatte nicht minder seine Freude daran, daß Taurus zu Boden geworfen und dadurch dem allgemeinen Spotte preisgegeben war. Er gab daher dem Theseus die Kinder zurück und erließ der Stadt ihren bisherigen Tribut. Was Plutarch hier gibt, ist aus der attischen Sage entlehnt, und so haben wir in dem ältesten mythischen Berichte vom Labyrinth nicht reine kretische Landessage, sondern attische Fabel.

Doch der attische Mythus vom kretischen Labyrinth konnte sich nicht ohne Veranlassung bilden, und diese mußte Kreta selbst darbieten. Kretische Münzen beweisen den einheimischen Glauben an ein Labyrinth (wenn auch nicht an ein solches, wie es Diodor von Sicilien kennt), und später zeigte man, wie es scheint, ein Local, welches diesen Namen führte. Daß aber das kretische Labyrinth als eigentlicher Kunstbau des Dädalos eine bloße Dichterfiction sei, kann wol keinem Zweifel unterworfen sein. Keiner unter allen Schriftstellern, die des Labyrinthes erwähnen, spricht von ihm als Augenzeuge. Weder Homer, der sonst so viel Rühmliches von Kreta zu sagen weiß, noch Hesiodos, selbst Herodotos nicht, der bei seiner Beschreibung des ägyptischen Labyrinthes vergleichungsweise des Tempels von Ephesos und Samos gedenkt, verweilt dabei. Nur im Mythus tritt es hervor, und es heißt daher das mythische Labyrinth. Hätte es aber wirklich als Gebäude auf Kreta existirt, wie konnten dann bereits im Zeitalter Diodor's alle Spuren von diesem Kolossalbau so gänzlich verschwunden sein? Wie könnten die bildlichen Darstellungen desselben so verschieden ausfallen? Warum haben alle knossischen Münzen das Labyrinth auf der Kehrseite in ganz verschiedenen Formen abgebildet? Und wie hätte überhaupt jede historische Kunde von ihm schwinden können, da es in eine Zeit fällt, deren historische Monumente sonst so deutlich durch den Nebel des Mythus erkennbar sind?

Was nun die Lage des Labyrinths betrifft, so sind die Gründe, die Hoeck anführt, um zu beweisen, daß der erdichtete Dädalische Kunstbau nur in die Sagen von Knossos verwebt ist — wie auch nur knossische Münzen das Labyrinth auf ihrem Gepräge zeigen — so schlagend, daß man, der Aussage des tiefforschenden deutschen Gelehrten, meines Erachtens, unbedingten Glauben schenken muß. Ausdrückliche Zeugnisse verlegen den Dädalischen Bau nach Knossos, Zeugnisse, gegen welche Stellen späterer Dichter und Byzantiner nicht in Betracht kommen, und wenn Tournefort, sein Nachbeter Savary, Spratt und mehrere andere moderne Schriftsteller behaupten, der Mythus habe sich an den gortynischen Höhlen ausbilden können und die jetzt noch vorhandenen steinbruchartigen Grotten bei Gortyna seien das Labyrinth des Minotaurus gewesen, so ist eine so unstatthafte Meinung nur einem Mangel an gründlichen Untersuchungen zuzuschreiben.

Das Wort Labyrinth ist unstreitig aus der ägyptischen Sprache in die der Hellenen übergegangen; wann es aber das hellenische Bürgerrecht erhielt, ist schwer zu bestimmen. Es war der Begriff von vielfach verschlungenen und ineinandergreifenden unterirdischen Gängen. Kreta besitzt eine Menge solcher natürlichen Zerklüftungen seiner Kalkfelsen. Die Umgegend von Knossos namentlich bietet noch jetzt mehrere Katakomben dieser Art. Die frühesten Bewohner Kretas sollen der Sage nach in Grotten und Höhlen gehaust haben. Als Schutz und Zufluchtsort bediente man sich ihrer in den Zeiten der bürgerlichen Unruhen; eine ähnliche Felsengrotte diente wahrscheinlich dem Religionskreise, dem der Minotaurus und die Pasiphaë angehören. War einmal jenem unterirdischen Cultuslocal der Name Labyrinth ertheilt, wie andere natürliche und künstliche Felsengrotten diese Benennung führten, so war der Sage freies Feld gelassen, sich das Labyrinth zu bilden, wie es dies Wort erlaubte. Ein enges religiöses Band existirte früher zwischen Kreta und Delos: auf Delos gab es noch zu Plutarch's Zeiten einen heiligen Tanz, den man Geranos nannte. Ihn soll, der Sage nach, zuerst Theseus getanzt haben, als er nach glücklicher Bekämpfung des Minotaurus von Kreta hierher kam, und der Reigen sollte die verschlungenen Windungen des Labyrinths, wie man glaubte, nachahmen. Möge nun auch jener Tanz, wie die Sage andeutet, von Kreta entlehnt sein, ja möge er derselbe sein, wie ihn

vordem in der weitbewohnten Knossos
Dädalos künstlich ersann der lockigen Ariadne —

zu einem labyrinthischen Tanze ward dieser Reigen erst, als die alte heilige Sage zu dem breiten Mythus der Logographen angewachsen war.

„Die Ansicht vom Labyrinth als einer natürlichen Grotte", sagt Hoeck, „welche der Mythus zu einem Gebäude schuf, kann keineswegs erschüttert werden dadurch, daß es selbst in scenische Darstellungen der heiligen Chortänze aufgenommen wurde. Will man auch nicht annehmen, daß die zufällige Aehnlichkeit der sich verwickelnden und wieder auflösenden Touren des Reigens mit dem, was das Wort Labyrinth bedeutete, zu jener ganzen Erklärung Veranlassung ward — klar ist es, daß es einen labyrinthischen Tanz erst da geben konnte, als die natürliche Grotte zum Dädalischen Kunstbau des Labyrinths im spätern Mythus sich hob."

Unter allen Schriftstellern von Tournefort an, der im Auftrage der französischen Regierung Kreta bereiste und beschrieb, bis auf Spratt, der im Dienste der englischen Marine es vor wenigen Jahren that, ist meines Wissens Sieber der einzige, der mit dem wissenschaftlich forschenden Hoeck darin übereinstimmt, daß das echte Labyrinth nur bei Knossos hat liegen können. Keiner der Reisenden, deren Werk über Kreta ich gelesen, erwähnt, soviel ich mich entsinnen kann, dasselbe betreten zu haben, und wenn Spratt vorgibt, der Eingang des vermeintlichen Labyrinths bei Knossos gleiche dem der steinbruchartigen Höhlen bei Gortyna, so beweist er nur, daß er diese Untersuchung — wie so viele andere — Offizieren überlassen hat, denen es auf das Finden der wirklichen Stätte wenig ankam.

Wir konnten also von Glück sagen, mit dem Bimbaschi von Arkhanes zusammengetroffen zu sein, der, voller Begeisterung für unser Vorhaben, nichts unterließ, um das „Labirto" des Alterthums und der Fabel ausfindig zu machen; er hatte außer seinen berittenen Soldaten einen besondern Führer mitgenommen, dessen Kenntniß der Gegend jedoch so ungenügend ausfiel, daß wir nach zweistündiger, vergeblicher Erforschung auf dem knossischen Gebiete im Dorfe Selano ein paar sachkundige Männer anwarben, die uns dann glücklich zum berüchtigten Labyrinth des Minotaurus geleiteten.

Der Eingang desselben ist keineswegs, wie Spratt und andere Schriftsteller sagen, verschüttet und unzugänglich; er liegt aber in einer Grundvertiefung der kahlen, welligen Ebene so verborgen, daß man wol hundertmal an dieser scheinbar unbedeutenden Höhle vorbeigehen kann, ohne ihre Ausdehnung und ihre frühere Berühmtheit zu ahnen.

Kaum hat man sie betreten, so weichen die Sandsteinwände ins Unsichtbare zurück, der Boden schwindet abschüssig unter den Füßen und die Wölbung erhebt sich zu solcher Höhe, daß keine Fackel eine Grenze irgendwo erkennen läßt. Ohne Ariadnefaden, ohne Vorrath von gehacktem Stroh oder von zusammengebundenen Sträuchern zum Bezeichnen der verfolgten Richtung bei uns zu führen, nur mit einigen dünnen Wachskerzchen versehen, begaben wir uns, neun an der Zahl, in das „antrum horridum"; doch das Vordringen in dieses Reich der ewigen Nacht wurde mit jedem Schritte bedenklicher. Bald mußten wir eine steil sich erhebende Anhöhe erklimmen, bald einen kühnen Sprung über bodenlose Klüfte wagen, bald über chaotisch aufgethürmte Steinblöcke klettern; der Boden war überdies mit einer so dicken Schicht glatten Kothes bedeckt, daß man an einigen Pässen weder vorwärts noch rückwärts konnte und auch der Standhafteste zuweilen daniederliegen mußte.

Nicht nur die Mannichfaltigkeit der Irrgänge, sondern das Riesige dieses Wirrsals von ineinanderlaufenden Wölbungen, von Natursäulen, Zerklüftungen und wahrhaft cyklopischen Barrikaden setzte mich in Erstaunen, und alles, was das Auge in dieser titanischen Unterwelt erspäht, ist so kolossal, daß nur ein mit Faden und Fackeln versehenes, verständig befehligtes Bataillon dieselbe mit Erfolg auszukundschaften im Stande wäre.

Grauenvoll wie diese Stätte auch sein mag, so hat sie doch ihre zahlreichen Ein-

wohner; Tausende von Fledermäusen, die unser Besuch gewiß zum ersten mal aus ihrer Ruhe störte und die uns gleich dicht umflatterten, gaben uns das unheimlichste Geleit; und als wir alle Hindernisse beherzt überwindend tiefer und tiefer in die schauererregende Nacht drangen, fragte ich mich: Ist dies der Schauplatz der Liebe einer Königin Pasiphaë gewesen? War es hier, wo die lockige Ariadne voll Anmuth sich im üppigen Reigen wiegte? wo symbolisch bedeutsame Tänze beim Klange religiöser Chöre aufgeführt wurden? wo atheniensische Jünglinge und Jungfrauen in grausamer Ungewißheit über ihr Schicksal harrten, bis Theseus den gefürchteten Minotaurus zu ihrer Befreiung besiegte?

Nimmer! Ich glaubte vielmehr in Aïdes unterirdisches Reich hinabgestiegen zu sein, aber vergebens schaute ich nach Minos „mit goldenem Stab Urtheil den Gestorbenen sprechend“, — nach Tityos, Tantalus, Sisyphus „umhäuft von schrecklicher Drangsal“, — vergebens lauschte ich auf Elpenor's Schluchzen und auf das Wehklagen anderer hinabgesunkener Männer.

In dieser ewigen Nacht vernahm ich nichts als das Schweigen des Grabes und gewahrte nur die Umrisse der aufgescheuchten Fledermäuse, wie sie in ihrem unsteten Fluge gleich zu ewigen Qualen verurtheilten Seelen uns immer dichter und dichter umkreisten, und als das schwache Licht unserer Kerzen die mephitischen Nebel dieser Finsterniß nicht mehr durchbrechen konnte und die letzte zu erlöschen drohte, da erfaßte uns „bleiches Entsetzen“ und angstbeklommen suchten wir eiligst uns dem Ausgange des berüchtigten Labyrinths zu nähern.

Sollten diese gigantischen unterirdischen Höhlen einem Zwecke gedient haben, so können sie nur ein Zufluchtsort für die politisch verfolgte Bevölkerung oder auch eine Begräbnißstätte gewesen sein; doch vergebens suchte ich nach grabartigen Aushöhlungen oder Nischen, die auf letztere Verwendung hätten schließen lassen.

Sadik-Efendi's Vorschlag, einen kleinen Halt in dem unweit des Dorfes Selano gelegenen Garten eines Pascha zu machen, war uns nach dem heißen Ritt und dem anstrengenden Gang durch die knossischen Katakomben sehr genehm. Im Schatten üppiger Orangenbäume gelagert, wurden wir auf einen Wink des fürsorgenden Bimbaschi mit vortrefflicher Schafmilch, Brot, Oliven und Weintrauben bewirthet. Nachdem wir uns daran erquickt hatten und aufbrechen wollten, erklärte er uns, es wäre ihm sogar unmöglich, sich der schrecklichen Mittagsglut auszusetzen, und wir müßten nach Landesgebrauch die unumgängliche Siesta halten.

Der wohlbeleibte Türke, der mit Recht einen Sonnenstich fürchten konnte, hatte sich zu diesem Zwecke einige Kissen schon herholen lassen, während er dem Pachter des Gartens anbefahl, mich und meinen Reisegefährten nach seinem Häuschen zu führen.

Dasselbe bestand aus einem einzigen Raume, wo es aber drei Fenster und zwei Thüren weder an Licht noch an Luft mangeln ließen und wo dieselbe Ordnung und Reinlichkeit herrschte, die in der Kleidung des Pachters, seiner Frau und seiner Kinder zu bewundern war. Ohne uns mit neugierigen Blicken oder eiteln Fragen zu belästigen, holten die guten Leute sofort aus einer alten Familientruhe saubere, selbstverfertigte Laken, die, aus Wolle und Baumwolle gewebt, einem rohen Seidenstoffe glichen. Die Hausfrau breitete sie auf die Divans aus, und nachdem wir darauf Platz genommen, mäßigte sie das Tageslicht, befahl den Kindern, keinen Lärm zu machen, und nahm dann schweigend ihren Spinnrocken zur Hand.

Die Siesta im Häuschen des türkischen Pachters bei Selano wird mir unvergeßlich bleiben, nicht nur weil ich derselben fast mein Leben zu verdanken glaube, indem der heiße Morgenritt mir so heftige Schmerzen im Gehirn verursacht hatte, daß ein verlängerter

Einfluß der Augustsonne bedenkliche Folgen hätte nach sich ziehen können, sondern weil die zarten Aufmerksamkeiten, mit welchen die artigen Mädchen mich überhäuften, mir bewiesen, daß auf Kreta auch in den mohammedanischen Familien und zwar im bescheidensten Bauerhäuschen echte orientalische Gastlichkeit noch gäng und gebe ist.

Bei dem argen Kopfleiden konnte von Schlafen keine Rede sein; doch ich ließ die jungen Türkinnen glauben, ich sei eingeschlummert, und beobachtete im Genusse einer erquickenden Ruhe alles, was um mich her geschah. Mit einem großen Wedel war das jüngste Mädchen eifrig beschäftigt, jede Fliege von mir zu entfernen, während die ältern, ohne unter sich ein Wort zu wechseln und wie Elfen leichtfüßig einhertrippelnd, bald mir die glühende Stirn mit kühlenden Compressen bedeckten, bald mich mit Orangenblütenwasser nach altkretischem Gebrauch besprengten, dann eine duftende Blume oder ein Zweigchen des hier zu Lande allgemein beliebten Basilienkrautes aus dem Garten holten und auf mein Kopfkissen legten.

Unermüdlich im Ersinnen neuer Aufmerksamkeiten, hatten die reizenden Elfen mich wol zwei Stunden so gepflegt und gewartet, als des Pachters Ruf: „Der Herr kommt, der Herr kommt!" ihren liebenswürdigen Bemühungen ein rasches Ende machte, denn kaum vernahmen sie diese Worte, als sie wie elektrisirt, durch die Hinterthür, der Mutter in den Garten nachsprangen.

Der „Efendi" war kein anderer als unser Bimbaschi, der uns zum Aufbruch mahnen kam. Da in dieser türkischen Familie wie durchgehends bei den kretischen Mohammedanern ausschließlich griechisch gesprochen wurde, so konnte ich mich mit den Frauen verständigen, und als ich sie beim Abschiednehmen fragte, warum sie vor dem Efendi geflohen seien, während sie meinen Reisebegleiter, ohne sich das Gesicht zu verschleiern, empfangen, ja in ihrer Mitte sogar hätten schlafen und laut schnarchen lassen, erwiderten sie mir: „Es thut nichts, wenn der Arzt uns sieht, denn er ist ein Fremder und Ihr Begleiter."

Der Bimbaschi, in der Hoffnung, uns einen kühlern Ritt zu verschaffen, schlug eine andere Richtung zum Heimwege ein. Die vielen „πατητήρια" (Kelter), die wir bei dieser Gelegenheit unweit Arkhanes sahen, bewiesen uns, daß diese Oase nur zum Weinbau benutzt wird, und der köstliche Rebensaft, den Edhem-Baba uns vorgesetzt, hatte uns schon überzeugt, daß wie vor Jahrhunderten auch jetzt der Wein dieser Gegend in hohem Rufe zu stehen verdient. Nach einigen Stellen des Alten Testaments zu urtheilen, scheint die Methode des Weinmachens, auf Kreta wenigstens, keine wesentliche Veränderung erlitten zu haben. Auch heute noch thut man die gelesenen Trauben in die Kelter und läßt sie dort, bis der Gärungsproceß den Saft derselben durch eine Oeffnung in ein irdenes Gefäß fließen macht, das zu diesem Zwecke unmittelbar an dem Kelter in der Erde begraben liegt; die Kreter nennen dieses Behältniß „τὸ φρασκί", den Saft, der hineinfließt, bevor das Treten beginnt, „στραγγίκτης" und die Treter „πατηταί."

Sobald das „φρασκί" durch das Keltern voll geworden ist, wird ein „μίστατον", d. h. ein irdenes Maß, das etwa 26—30 Liter enthält — genommen, um den jungen Wein in Tonnen oder irdene Gefäße umzugießen.

Am 3. Nov. alten Stils, am Tage des heiligen Georg, pflegen die Kreter durchgehends auf der ganzen Insel den neuen Wein zu versuchen, was dann zur Folge hat, daß ein bedeutender Theil der Bevölkerung sich einen Rausch antrinkt. Dieser uralte Gebrauch hat große Aehnlichkeit mit dem antiken Feste der Bacchanalien, „χήναια" genannt, welche zu derselben Zeit gefeiert zu werden pflegten. Der Heilige des jetzt üblichen Festes wird der heilige Georg der Betrunkene genannt, um ihn von dem andern heiligen Georg zu unterscheiden, dessen Fest auf den 23. April alten Stils fällt. Die vielen „πατητήρια" geben der Gegend unweit Arkhanes ein eigenthümliches Ansehen. Da die Kelterung des

Weines im Laufe des Septembermonats vor sich geht, wo unter Kretas schönem Himmel vom Regen nichts zu fürchten ist, liegen sie unbedeckt auf freiem Felde. Sie sind in einer länglich viereckigen Form, wie Cisternen von einer sehr geringen Tiefe, gebaut, deren rund umherlaufendes Mauerwerk nur wenige Fuß über den Boden hervorragt.

Als wir das Serraglio erreicht hatten, gedachten wir, unserm ursprünglichen Plane gemäß, noch an demselben Abend eine Strecke Weges in der Richtung nach Lassithi zurückzulegen. Doch Edhem-Baba widersetzte sich diesem Vorhaben so peremtorisch, daß wir seine Gastlichkeit für die Nacht anzunehmen gezwungen waren. Es schien dem Derwisch nämlich darum zu thun, mich mit seiner Familie bekannt zu machen, denn er führte mich sofort zu seiner Schwester, die mit verschiedenen, nicht leicht zu klassificirenden Frauen, Mädchen und Kindern hinter türkischem Gitterwerk in einem andern Flügel der Villa weilte. Das aus flatternden, bunten Kattungewändern bestehende Négligé dieser weiblichen Wesen erhöhte keineswegs ihre Reize, während ihr Erstaunen über meine Erscheinung sie verstummen machte. Edhem-Baba war dagegen desto redseliger und schien namentlich darauf bedacht, mir das Wissen und die Talente seines ältesten Sohnes anzupreisen. Er versicherte mich, er könne nicht allein das Englische vollkommen gut sprechen, sondern er schreibe sogar Bücher in jener fremden Sprache. Als Beleg hierzu wurde mir ein arg mitgenommenes Schulheft zur Durchsicht gebracht, in welchem einige englische Redensarten und die Verba to be und to have, mit sehr excentrischen, kalligraphischen und grammatischen Licenzen copirt, zu sehen waren. Der Derwisch, um mich ferner zu überzeugen, daß die künstlerischen Leistungen seines Sohnes seinen literarischen gleichkämen, lenkte meine Aufmerksamkeit auf verschiedene Aquarellmalereien, welche die Wände der Wohnung schmückten. Auf diesen Gemälden waren die Häuser noch merkwürdiger als die Santa-Casa di Loreto, weil sie selbst, ohne von den Engeln getragen zu sein, durch die Lüfte schwebten, während die Bäume und Gebüsche jener Landschaften, die unstreitig im Moment eines Erdbebens aufgenommen worden waren, mit gen Himmel strebenden Wurzeln im Wirrsal der Katastrophe umherzutaumeln schienen. Als ich mich aber genöthigt sah, dem Schöpfer dieser Kunstwerke die gebührenden Complimente zu machen, und er mir mit Einfalt darauf erwiderte: „Oh me be animal great!", mußte ich zugeben, daß, wenn die Leistungen dieses türkischen Rafael noch manches zu wünschen übrigließen, er andererseits die Lehre jenes Weisen, der die Selbsterkenntniß als die erste aller Tugenden anempfiehlt, mit seltener Reife in seinem 20. Jahre schon zu beherzigen gelernt hatte.

Nach vollbrachtem Besuch im Haremlik führte mich Edhem-Baba durch den Garten seiner Frauen in einen Orangen- und Limonenhain, wo mir indessen nicht viel Zeit gelassen wurde, die Mannichfaltigkeit der dort üppig gedeihenden Bäume zu bewundern, indem Sadik-Efendi mich sofort bitten kam, dem Doctor bei einigen Kranken, die ihn zu consultiren wünschten, als Dolmetscher zu dienen. Wie willkommen wäre mir nicht dieses Gesuch gewesen, hätte ich hoffen dürfen, daß die Bemühungen meines Reisebegleiters den armen Dorfbewohnern Linderung verschaffen würde; doch dies konnte ich leider nicht. Die Uebel, an welchen die meisten dieser Kranken litten, waren aus Mangel an ärztlicher Hülfe, Pflege und kräftiger Nahrung, oder auch infolge von thörichter Behandlung chronisch, ja unheilbar geworden und eine einmalige Consultation bezweckte nichts als die Vergewisserung, daß der unglückliche Patient sein Leiden, wie ein lebenslänglich verurtheilter Galerensklave seine Streifkugel, bis zu seinem Tode ertragen müsse. Auch dem Uebelstande, daß die Auswahl unserer vorräthigen Arzneien keineswegs den an uns gemachten Ansprüchen entsprach, war nicht abzuhelfen; denn selbst mit den specifischen Recepten und dem zur Bereitung der Medicin nöthigen Gelde war diesen Kranken nicht gedient, da selbst für den unwahrscheinlichen Fall, daß sie die Mühe nicht scheuen

würden, für die Mittel nach Candia zu schicken, die verschriebenen Arzneien in der Apotheke der kretischen Hauptstadt gewiß nicht zu finden gewesen wären.

Trotz alledem war es unmöglich, den armen Leuten Theilnahme und Aufmerksamkeit zu versagen; auch genügte es nicht, den von nah und fern herbeigeeilten Hülfesuchenden jeden Geschlechts und Alters Rathschläge, Arzneien und Geld zu geben. Wir mußten, nachdem dies nach besten Kräften geschehen war, den Bimbaschi in das Dorf und außerhalb desselben zu den bettlägerigen Kranken begleiten. Unter diesen erweckte ein sechzehnjähriges bildschönes Mädchen unser besonderes Mitleid: sie befand sich im letzten Stadium einer Lungenschwindsucht und lag mit verklärtem Antlitz, lautlos wie eine Dahingeschiedene, auf ihrem kleinen saubern Divan. Ernst und Trauer war in der Aeltern Zügen ausgeprägt; sie ahnten, daß ihr Kind nicht mehr zu retten sei, und fragten ängstlich, ob das schreckliche Uebel sich den beiden andern Töchtern, welche die Kranke unermüdlich pflegten, mittheilen könne? Wenn wir der armen Familie auch nicht die geringste Hoffnung machen konnten, so verweilten wir doch eine Zeit lang in ihrer Mitte, was zur Folge hatte, daß, als wir uns entfernen wollten, eine Volksmenge, die sich inzwischen vor dem Häuschen versammelt hatte, uns förmlich den Weg versperrte. Eine treuere Darstellung dessen, was sich um Jesus ereignete, als er sich auf einem Berge unweit des Galiläischen Meeres sich befand, hätte man nicht gut sehen können. Lahme, Blinde, Stumme, Krüppel und Kranke aller Art waren hier vertreten, und die Männer, Frauen und Kinder, die keinen Patienten mit sich brachten, umdrängten uns mit nicht geringerm Ungestüm, voller Neugier die ersten Zeugen der vom Schweizerdoctor erwarteten Wundercuren zu sein. Bald die Unverschämten mit einem Verweise abwehrend, bald den Schwerleidenden Gehör schenkend, bald die Bettler mit einer kleinen Geldgabe fortschickend, glaubten wir nach einer gehörigen Geduldsprobe den Heimweg einschlagen zu können, als ein Jammern und Schreien uns verkündigte, daß der biblischen Scene des 19. Jahrhunderts die Krone fehle; und siehe da! das Volk trat zurück, um solchen Kranken Platz zu machen, welche aus Furcht, der durchreisende Arzt würde sie nicht besuchen, sich sammt ihrem Lager hatten herbeitragen lassen und dem Doctor nun förmlich „vor die Füße geworfen wurden". Doch der Doctor war kein Jesus von Nazareth. Vergebens hätte er dem siechen Weibe gesagt: „Sei getrost, meine Tochter, dein Glaube hat dir geholfen", oder dem gichtbrüchigen Kreter: „Gehe hin, dir geschehe wie du geglaubet hast." Unsere Wünsche wurden zu Mitleid, und was an Hülfe gebrach, mußte ein wohlgemeinter Trost ersetzen.

Deswegen soll der Leser nicht länger im Gedränge der Kranken von Arkhanes verweilen, sondern uns nach dem Serraglio begleiten, wo Edhem-Baba mit bescheidenem Abendessen auf uns wartete, welches wir beim Plätschern des kühlenden Springbrunnens, bei den lange ausgehaltenen Liebestönen der Nachtigallen und dem berauschenden Duft exotischer Pflanzen unter der Riesenplatane seiner Terrasse genossen.

Wir brachen am folgenden Morgen in aller Frühe auf, und da ich dem wohlhabenden Eigenthümer des Serraglio kein Geld anbieten durfte, überreichte ich ihm zum Andenken an unsere Erkenntlichkeit ein Geschenk; wie staunte ich aber, als er in demselben Augenblicke, wo er es annahm, auf seine umstehenden Diener deutend, mir hastig wiederholte: „Fate regali, fate regali." („Machen Sie Geschenke, machen Sie Geschenke.") Diese ebenso überflüssige als voreilige Mahnung stimmte nicht mit Edhem-Baba's Gastlichkeit und warf einen störenden Schatten auf das schöne Bild des ehrwürdigen Derwisches.

Noch ruhte alles in Arkhanes, als wir, durch diesen blühenden Ort reitend, die am Portal seiner Hauptkirche noch vorhandenen venetianischen Basreliefs zum Abschied in Augenschein nahmen; der auf dem Pflaster laut widerhallende Hufschlag unserer Pferde

weckte indessen bald sämmtliche Dorfbewohner aus dem Morgenschlafe und meldete dem Bimbaschi unsere frühzeitige Abreise; denn wir hatten nur eine unbedeutende Strecke Weges zurückgelegt, als er mit drei berittenen Soldaten uns nachgeeilt kam, und gekränkt, daß wir nicht auf ihn gewartet, stets wiederholte, es gereiche ihm nicht allein zur Ehre, sondern es sei seine Pflicht, uns bis zur Grenze des unter seiner Verwaltung stehenden Districts Tenemos zu begleiten.

Hagios Perakios, das letzte Dorf dieser Provinz, wurde auch deshalb zu unserm Ruheplatz gewählt. Sadik-Efendi, in unermüdlichem Diensteifer, führte uns hier in den üppigsten Orangenhain und unterließ nichts, uns einen von jenen unvergeßlichen Tagen zu verschaffen, die man nur auf Kreta verleben kann, und die wie eine Fata-Morgana aus der homerischen Zeit jedes für die Naturschönheiten und eigenthümliche Classicität dieser Insel und patriarchalische Gastlichkeit ihres heroischen Volkes empfindliche Gemüth zauberisch berauscht.

Kaum war unsere Ankunft im benachbarten Dorfe bekannt, so eilte alles herbei, um uns mit dem üblichen Willkommengruße zu begrüßen. Weder der griechische Papas, noch der türkische Derwisch fehlte in der Procession von Alten und Jungen, von Männern, Frauen, Knaben und Mädchen, die zu uns gepilgert kamen. Jeder brachte eine oder die andere ländliche Gabe, und wenn es an Früchten gebrach, reichte man uns halb verschämt einige Kulluria, oder war mit einem zu unserer Erfrischung bestimmten Wasserkruge und einem saubern Leintuche versehen. Die Kulluria sind kleine, aus feinem Brotteige gebackene Kringel, die auf Kreta sowol von den Türken als auch von den Griechen in großer Menge verzehrt werden. Sie werden mit Sesamkörnern (Sesamum orientale) bestreut, die weiß wie ein kleines Leinkorn aussehen und sehr angenehm schmecken. Dieses einjährige Gewächs, welches erst im Juni zum Vorschein kommt und Ende August schon reif ist, trägt lange, eckige Schoten, in denen die Samen zu Tausenden liegen, die ein Oel liefern, welches selbst das Mohn- und Mandelöl weit übertrifft, indem es flüssig wie Wasser ist und keinen wahrnehmbaren Geschmack hat.

Bald übertönte der Lyraklang den Flügelschlag der Grillenschar; freundliche Bäuerinnen verschmähten es nicht, sich mit den schmucken Dorfburschen im wilden Reigen der leidenschaftlichen Pyrricha zu tummeln, während blühende Jünglinge, deren schalkhafte Augen, blonde Locken und mit zartem Flaumbart bedeckten Lippen Anakreon's Muse gern besungen hätte, uns einen rubinfarbigen Nektar credenzten. Gleich dem ὀνοχόος (Mundschenk) des Alterthums, wenn auch der Bedeutung dieses Gebrauches ganz unbewußt, verrichteten sie keinen Ganymedsdienst, ohne den längstvergessenen Göttern ihrer Vorfahren den Opfergruß zu spenden.

Unsere Pferde, die, ihrer unbeschränkten Freiheit überlassen, erst ihren Durst am nächsten Bache gestillt hatten, und dann bald im Schatten der Orangen- und Feigenbäume bei uns verweilten, bald umherschnüffelten, um einige Blätter oder am Boden liegende Blätter zu erwischen, vollendeten diese bukolische Scene.

Unserer schwelgerischen Rast folgte der Abschied von Sadik-Efendi, dessen freundliche Fürsorge uns während der drei letzten Tage zur angenehmen Gewohnheit geworden war. Gar bald bereueten wir es, die Dienste eines Soldaten, den er uns als Führer durch die zerklüftete Gegend mitgeben wollte, ausgeschlagen zu haben; denn kaum hatten die Honoratioren von Hagios Perakios, die nach Landessitte eine Strecke Weges uns begleiteten, uns unserm Schicksal überlassen, als wir in ein Labyrinth von Schluchten, Thälern, Anhöhen, Dickichten und mit Buschwerk überwachsenen Bächen geriethen, aus welchem keine menschliche Seele uns zu erlösen kam, und da Marco, wegen des Gepäcks seines Pferdes, uns durch manchen schwierigen Paß nicht folgen konnte, so verloren wir ihn, und erst nach stundenlangen Hin- und Herreiten, Suchen und Zurufen, gelang es

uns, mit ihm wieder zusammenzutreffen und die benachbarte Ebene von Pediada zu erreichen. Nach einer so aufregenden Irrfahrt begrüßten wir sie mit derselben Freude, die ein Seemann empfinden mag, wenn er nach glücklich überstandenem Sturm sein Fahrzeug über die ungekräuselten Gewässer eines stillen Meerbusens gleiten läßt.

Die Ebene von Pediada ist von sanft hinansteigenden Hügeln umringt, die an der östlichen Seite sich zu den 7000 Fuß hohen Lassithibergen schroff erheben. Sie ist baumlos und ihre Kahlheit mag den zu gewissen Jahreszeiten hier herrschenden heftigen Windstößen, denen sie von Norden her ausgesetzt ist, zuzuschreiben sein. Sie wird ausschließlich zum Getreidebau benutzt; es war aber schon vor ein paar Monaten geerntet worden und die Schafe hatten auch die letzte Spur einer Stoppel verschwinden machen, sodaß diese meilenweite Landesfläche, wo das Auge weder eine menschliche Wohnung, noch einen Baum, noch ein Gebüsch, noch einen Grashalm erspäht, uns in ihrer glatten Nacktheit einen höchst eigenthümlichen und auf Kreta in der That seltenen Anblick darbot. Die Ebene liegt nur 200 Fuß über der Meeresfläche, ihre Kahlheit aber erstreckt sich auch auf die sie umgrenzenden Hügel. Spratt erzählt, daß, als er sein Zelt unweit des am Abhange derselben gelegenen Dorfes Apostoli aufgeschlagen hatte, seine Leute aus Mangel an Reisig sich des getrockneten Kuhmistes als Feuerung bedienen mußten, um ihm den Kaffee zu kochen.

Wir befanden uns nun in einem Centrum altkretischen Culturlebens. Nach Spratt's Karte lag das von Homer besungene weiße Lykastos*) am südwestlichen, das in die Geburtsscene verwebte Thenä am nordwestlichen Theile des Omphalischen Gefildes, welches uns jetzt unter dem Namen der Ebene Pediada bekannt ist.

Da aber Strabo, dessen Ausspruch, durch seinen langen Aufenthalt in dem benachbarten, von seinen Verwandten beherrschten Knossos großes Gewicht erhält, berichtet, Lykastos sei zu seiner Zeit schon spurlos verschwunden, und da die Lage von Thenä überdies von keinem Schriftsteller mit Bestimmtheit angegeben wird, so schenkten wir diesem classischen Punkte keine weitere Aufmerksamkeit, sondern verfolgten die vortreffliche Straße, welche die Pediada von Westen nach Osten durchschneidet, und erreichten nach einem anderthalbstündigen Ritt den Flecken Kastelli, in dessen Nähe wir unser Nachtlager aufzuschlagen gedachten. Dieses Dörfchen liegt auf der Abdachung eines Hügels, der die östliche Grenze des Pediada bildet, und erhält seinen Namen von einer Festung, die denselben krönt.

Nicht willens, in die engen steilen Gäßchen von Kastelli vorzudringen, beschlossen wir, unsern nächtlichen Halt in der Ebene zu machen, wo wir freilich eines Baches entbehrten und in Ermangelung eines dichtbelaubten Baumes mit dem Schutze einer zertrümmerten Mauer fürliebnehmen mußten, wo wir aber wenigstens von den Zudringlichkeiten eines gaffenden Publikums verschont blieben. Doch kaum waren die Pferde abgepackt, als Mustapha-Aga, dem solches Incognito, den Behörden gegenüber, gar nicht gefiel, mit plötzlich erheitertem Gesichte mir bedeutungsvoll zurief: „Herrin Dame, der Kaimakan kommt!“ Ein schöner stattlicher Türke, begleitet von einem Offizier und vier Soldaten, trat bald darauf mit freundlicher Bewillkommnung an uns heran und bat uns in griechischer Sprache, bei ihm gefälligst einzukehren, indem er uns versicherte, er würde es nie gestatten, daß wir die Nacht auf schuttbedecktem Boden unter freiem Himmel zubrächten.

---

*) Kretas Jünglinge führt Idomeneus, kundig der Lanze:
Die einst Knossos bewohnt, und die festummauerte Gortyn,
Lyktos auch, und Miletos, und rings die weiße Lykastos,
Fästos und Rhytios auch, die volkdurchwimmelten Städte.
Ilias, II, 645.

Obschon Edhem-Baba uns bereits gelehrt hatte, wie groß die muselmanische Gastlichkeit auch gegen Christen sein könne, so zauderten wir doch, Suleiman-Bei's gütiges Anerbieten anzunehmen. Der Doctor zumal, begierig die Dienste seines Zeltwerkes zu erproben, machte Opposition und bestand darauf, draußen zu campiren. Der Meinungsverschiedenheit, die hierüber zwischen uns entstand, machte indessen der Kaimakan ein rasches Ende; er befahl seinen Leuten, unser Gepäck nach seinem Hause zu fördern, legte dann meinen Arm in den seinigen und führte mich so energisch davon, daß jeder Widerstand gegen seine ritterliche Gastfreundschaft verlorene Mühe gewesen wäre. Die provisorische Wohnung des erst seit dem letzten Aufstande zum Kaimakan ernannten Suleiman-Efendi bestand aus wenig mehr als zwei räumlichen Zimmern, von welchen das obere zu meiner Verfügung gestellt wurde. Hier mangelte es an nichts; die Decke von schwerem Seidendamast auf dem Bette, der fein gehäkelte Divanüberzug, die überall herrschende Ordnung und Reinlichkeit zeigte, daß Suleiman-Bei nicht nur ein civilisirter Türke sei, sondern auch eine fürsorgende Gattin habe, die, wie ich später erfuhr, um den Blicken der Männer weniger ausgesetzt zu sein, mit ihren Kindern ein benachbartes Dorf bewohnte.

Die Tageszeit gestattete noch einen Gang auf die Festung; sie ist von dem auf Kreta befehlenden Divisionsgeneral Mehemed-Ali-Pascha während des letzten Aufstandes in Vertheidigungszustand gesetzt worden und gegenwärtig mit 200 Mann besetzt. Von dieser Höhe aus begrüßten wir das Omphalische Gefilde der Alten zum letzten mal, gerade im Moment, wo es von jenem lichtströmenden Purpurschimmer, der dem Sonnenuntergange in südlichen Gegenden so zauberisch nachleuchtet, verschleiert wurde, während die üppige Landschaft, die uns nach Osten hin die Stätte des dorischen Lyktos zeigte, bis auf die, im scheidenden Abendroth noch erglühenden Gipfel des ernst sie begrenzenden „Efendi" von kalten Schatten schon umlagert war. Keine der leidigen Blockhäuser, die in den westlichen Districten der Insel so viele der Anhöhen und der Berge krönen, störten die Harmonie dieses großen Naturbildes. Es wurden zur Unterdrückung des letzten Aufstandes 200 dieser Blockhäuser auf Kreta errichtet, von denen ich im Districte Apokorona allein 27 zählte. Daß diese Blockhäuser, indem sie den Rückzug der Insurgenten in ihre Berge vereitelten, zur Unterwerfung der christlichen Bevölkerung beigetragen haben, ist nicht in Abrede zu stellen; wohl aber ist zu zweifeln, ob sie in dem Falle einer neuen Revolution der türkischen Regierung von bedeutendem Nutzen sein werden. Der Kaimakan bemerkte, solche Zwangsmaßregeln seien in diesem Districte nicht nöthig gewesen; die Regierung habe in Lassithi mit einer guten, ruhigen Bevölkerung zu thun, der es mehr daran läge, ihren Acker zu bauen, als sich durch aufrührerische Umtriebe ins Unglück zu stürzen. Um keinen Anlaß zu Misdeutungen meiner ohnehin befremdenden Gegenwart zu geben, hütete ich mich, bei diesem Thema zu verweilen und eine „quaestio vexata" zu berühren, die noch vor wenigen Monaten Europas Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Ich muß mich daher darauf beschränken, Suleiman-Bei's ausnehmender Liebenswürdigkeit und seiner ritterlichen Gastlichkeit, die sich bis auf unsere Pferde erstreckte, gebührende Anerkennung zu widmen, und auch erwähnen, daß, als wir am folgenden Morgen mit der Sonne aufbrachen, er nicht ermangelte, sein reichgeharnischtes schönes Maulthier zu besteigen, um uns nach Landessitte das Geleit zu geben.

Auf einer neuangelegten, mäßig ansteigenden Militärstraße erreichten wir in dreiviertel Stunden das hochgelegene Dorf Xidi. Die Stechpalmeneichen (Quercus Ilex L.), die auf diesem Bergesabhange und in dessen Schluchten wachsen, sind die größten, die ich auf Kreta gesehen. Dieser immergrüne Baum hat kleine stachelige Blätter; seine Eicheln sind denen der europäischen Eiche nicht unähnlich: man füttert die Schweine damit, indem

der Kelch dieser Eicheln nicht, wie die der Walloneneiche (Quercus Aegilops L.), zum Gerben benutzt werden kann.

Bei unserer Nachfrage nach alten Münzen lief das halbe Dorf zusammen, und bald sahen wir uns von einer Schar von Männern, Frauen, Kindern, Greisen und Krüppeln umringt, die uns ihren, in einem schmuzigen Lappen geknoteten Schatz von Antiquitäten hinreichten. Es befanden sich darunter einige griechische Silbermünzen ältester Zeit und mehrere werthvolle Gemmen mit interessanten, schön geschnittenen Gegenständen; doch Suleiman-Bei, empört über die unverschämten Forderungen, die dafür gemacht wurden, veranlaßte mich, von jedem Ankaufe abzustehen, indem er mir versicherte, er würde die von uns gewählten Antiken nach unserer Abreise für ein Geringes erhalten und sie mir unfehlbar nach Khalepa schicken.

Ich bedauere den wohlgemeinten Rath unsers Begleiters befolgt zu haben; denn anstatt der wunderschönen Gemmen erhielt ich von Suleiman-Bei die Nachricht, die Eigenthümerin derselben behaupte, eine Maus sei nachts in das Loch gedrungen, wo sie die bewußten Antiken in einem Tuch verwahrt hielt; das Thierchen habe jenes Tuch entführt und so zerfetzt, daß sämmtliche Steine verloren gegangen seien. Welches Unheil eine „diebische Elster" anstiften kann, erfahren wir aus Rossini's reizender Oper; ob aber Sanct-Paul's Ausspruch, der die Bewohner dieser Insel für immer als Diebe stigmatisirt hat, sich auch auf die kretischen Mäuse erstreckt, vermag ich nicht zu entscheiden. Jedenfalls mußte ich des Sprichworts gedenken: „Besser Einen Sperling in der Hand als zehn auf dem Dache."

Verlassen wir das Dorf Xidi, denn wenn auch die Inschrift, die hier über einer der Hausthüren noch zu sehen ist, als eine der ältesten auf Kreta, dem Archäologen Interesse bieten könnte, so ist sie durch den Zahn der Zeit doch so unentzifferbar geworden, daß sogar der gewissenhafte Spratt es nicht der Mühe werth hielt, einen Abdruck derselben zu nehmen.

Wir haben nun die Höhe erreicht, auf welcher das berühmte Lyktos sich einst erstreckte; erhaben mußte diese Stadt liegen, denn nur so konnte die andere Namensform Lyttos als auf ihre Lage bezüglich gedeutet werden. Polybius nennt sie geradezu die älteste aller Städte Kretas. Sagen hohen Alters, welche sie in Verbindung setzen mit der Geburtsgeschichte des Zeus, lassen nicht daran zweifeln, daß sie ihren Ursprung in Zeiten genommen, die den hellenischen Einwanderungen vorangingen. Diese Stadt rühmte sich der tapfersten Männer; deshalb und wegen ihrer günstigen Lage, konnte sie zur Zeit des Mithridat es wagen, dem vereinigten Knossos und Gortyn Trotz zu bieten, und vermochte sogar ganz Kreta gegenüber sich zu halten; allein bei einem kriegerischen Unternehmen waren die Lyktier unvorsichtig genug, ihre Stadt von aller Besatzung zu entblößen; diesen Zeitpunkt benutzten die Knossier, um ohne Schwertstreich in Lyktos einzudringen und den wehrlosen Einwohnern feige Wuth entgegenzusetzen. Weiber und Kinder schleppten sie nach Knossos, und die Stadt wurde durch Feuer und andere Kriegsgreuel gänzlich zerstört. So sank die alte Colonie von Lacedämon, die eigentliche Metropole dorischen Lebens auf Kreta. In der Folge ward diese Stadt wieder aufgebaut; dies zeigen unter anderm die Inschriften aus der Römerzeit. Als der Krieg gegen Kreta in Rom beschlossen ward und Metellus, dem der Auftrag geworden war, die Insel zu unterjochen, mit Feuer und Schwert hier wüthete, eroberte er sammt vielen andern Städten auch Lyktos.

Das Gebiet der Lyktier muß sehr bedeutend gewesen sein: sie hatten am nördlichen Meere den Chersonesus mit einem Hafen, berühmt durch einen dort befindlichen Tempel der Britomartis; ihnen gehörte auch das östlich gelegene Minon auf der jetzigen Rhede von Mirabel, wo ein Hafen noch heutzutage den Seefahrern den sichersten Schutz bietet.

Lyktos erstreckte sich auf einer westlichen Höhe des lassithischen Gebirges und beherrschte somit die ringsumher liegende Gegend. Wegen der vielen schmalen Bergkämme, die von diesem Punkte aus nach Süden, Westen und Osten steil hinablaufen, konnten die Straßen und Häuser hier nur vermittels stützender Terrassen gebaut werden; da aber die Abschüssigkeit des Terrains, vereint mit der Zerreiblichkeit der Felsen, denselben keine starke Grundlage gewährte, so kann es uns nicht wundern, daß die letzten Ruinen der alten Stadt schon vor Jahren in die benachbarten Thäler und Schluchten hinabgefallen und dort mit Erde und Schutt begraben worden. Außer einigen Ueberbleibseln dieser Terrassen ist von Lyktos nichts zu sehen; hier und da zerstreut liegende Marmorstücke, deren Arbeit und Inschriften bekunden, daß sie entweder einem öffentlichen Denkmale oder dem Piedestal einer römischen Kaiserstatue angehörten, halbzerstörte Knäufe und viele Säulenfragmente von schönem Granit zeugen indessen noch von der Pracht der reichbevölkerten Stadt des Alterthums, die, trotz ihrer hohen, inländischen Lage auf dem fernen Kreta, im Schmucke römischer, griechischer und ägyptischer Kunstwerke prangte.

Unweit einer kleinen Kapelle, die den Gipfel dieser Stätte einnimmt, liegen zwei Statuen von weißem Marmor, denen aber leider die Köpfe fehlen: die eine stellt eine in reichen Faltenwurf gehüllte weibliche Figur dar, die andere, wie der Adler wenigstens vermuthen läßt, einen kolossalen Jupiter.

Die Inschriften, die der englische Reisende Spratt in Lyktos gesammelt und durch die Vermittelung des Reverend Churchill Babington in seinem Werke „Creta" veröffentlicht hat, bieten kein besonderes Interesse, indem sie theils der römischen Kaiserzeit angehören, theils durch zu großes Alter dem gelehrtesten Scholiasten unentzifferbar geworden sind. Zwei mit Inschriften versehene Steine, die nur wenige Zoll aus dem Boden hervorragten, reizten nicht nur meine Neugier, sondern erweckten in mir die Hoffnung, ein interessantes Andenken des alten Lyktos ans Tageslicht zu fördern. Mit Hülfe des Kaimakan, des Mustapha-Aga und eines Sohnes des Priesters der benachbarten Kapelle gelang es uns, die Vorderseite dieser Steine so weit vom harten Humus zu entblößen, daß ich, mit dem Gesichte auf der Erde liegend, die fünf ersten Zeilen der Inschriften abschreiben konnte, doch als ich sah, daß dieselben auf ein paar Statuen Bezug hatten, die dem Kaiser Hadrian im neunten Jahre seiner Regierung und der Kaiserin Matidia — der Schwester Trajan's — errichtet worden waren, und daß wir ohne die nöthigen Werkzeuge die Façade der Steine nie gänzlich hätten ausgraben können, so gaben wir dieses unter den Strahlen der Augustsonne keineswegs erquickliche Unternehmen auf. Und wohl uns, daß wir es thaten, denn wie staunte ich, als ich später unter den ebenerwähnten lyktoischen, durch den Reverend Ch. Babington veröffentlichten Inschriften die meiner beiden Steine in extenso erkannte! Das Factum, daß diese Steine, die vor etwa zehn Jahren, wie Spratt erwähnt, ganz frei standen, jetzt bis auf einige Zoll in festem Boden begraben liegen, wird dem Leser einen schwachen Begriff von der Verwahrlosung geben, der die Alterthümer auf Kreta überlassen sind. Wann wird eine oder die andere archäologische Gesellschaft es der Mühe werth erachten, ein paar sachkundige Männer mit den erforderlichen Mitteln auszurüsten, um die zahllosen alterthümlichen Schätze, die Kretas Schos birgt und die durch jeden neuen Aufstand jedes Jahrzehnt dem wissenschaftlichen Pionnier noch unzugänglicher werden, ans Tageslicht zu fördern?

Nachdem wir die Höhe, die dem mächtigen Lyktos einst als Sitz diente, hinabgeritten waren, und die letzten Rudera seiner römischen Wasserleitung aus dem Gesichte verloren hatten, erreichten wir das in einem engen Hügelthal romantisch gelegene Dorf Kastamanetsa.

Der Kaimakan, geschäftshalber genöthigt hier zu verweilen, bot uns die Gastlichkeit von neuem an; als er aber merkte, daß wir es vorzogen, unsern Weg fortzusetzen, ließ er uns nicht gehen, ohne uns mit zwei berittenen Soldaten versehen zu haben. Kasta-

manetsa blieb rechts liegen und wir verfolgten durch eine Schlucht den Pfad, der über die lassithischen Berge in die Hochebene desselben Namens führt.

Das lassithische Gebirge, früher auch eteokretischer Dikta genannt, ist in Höhe das dritte auf Kreta und nur 1000 Fuß niedriger als der Ida; es liegt in der östlichen Hälfte der Insel, deren Mitte es genau einnimmt. Obschon es in physikalischer Hinsicht wichtiger als seine westlichen Nachbarn, der Ida und die Weißen Berge, ist, haben die ältern Schriftsteller es ganz außer Acht gelassen und die Reisenden unserer Zeit es nur selten besucht und kurz beschrieben. Es ist aus mehrern elliptisch aneinandergereihten, ins Flachland sanft übergehenden Berggipfeln gebildet, die in Form eines Kranzes in ihrer Mitte ein meilenlanges, fast ebenso breites Thal einschließen, welches ehedem ein Gebirgssee war, jetzt aber durch zwei natürliche große Abzugslöcher des Höhlenkalksteins seiner Wässer und jährlichen Winterfluten entledigt, der fruchtbarste Theil der Insel geworden ist. Das lassithische Gebirge ist nicht quellenreich; den Ostwinden ausgesetzt hat es weder Cypressen noch Prinoseichen, sondern besitzt den Pevkos oder die aleppische Kiefer. Auch den Oel- und den Johannisbrotbaum vermißte ich hier, erfuhr aber, daß die Weinrebe in dieser Hochebene gedeihe. Da nicht daran zu zweifeln ist, daß Gebirgsvölker die streitbarsten sind, so können nur die Bewohner dieses Gebirges die von Homer gerühmten großherzigen Eteokreter gewesen sein; auch stimmen alle Schriftsteller mit Diodor überein, daß die Ureinwohner Kretas — denn die Dorier, Pelasger, Achaier, Aegypter, Spartaner waren Eingewanderte — Völker aus den sphakiotischen, idaischen und eteokretischen Gebirgen gewesen wären, die sich von den kälter gewordenen Berghöhen in die Thäler herabgezogen hätten. Der auf Lassithi wohnende Urstamm der Kreter mußte schon deshalb der ansehnlichste gewesen sein, weil die Gegend reich an Weiden und dem fruchtbarsten Ackerlande ist, wie sie weder der Ida noch die Weißen Berge von Canea aufzuweisen haben. Leider findet sich in den alten Schriftstellern keine Spur eines Berichtes von diesem merkwürdigen Thale, dessen Unzugänglichkeit und Abgeschiedenheit wol der Grund waren, daß sich die Bewohner desselben nur selten veranlaßt sahen, sich in die Angelegenheiten von Kreta zu mischen. Noch heutzutage, wie es aus der Bemerkung des Kaimakan hervorging, nimmt die Bevölkerung der lassithischen Berge nur einen geringen Antheil an den politischen Bewegungen der Insel; die Bewohner dieses Gebirges sind auch die einzigen, welche in manchen Wintern längere Zeit von den Thalbewohnern abgeschlossen bleiben.

Man kann auf drei Wegen nach Lassithi gelangen: der westlich gelegene Uebergang, den wir, von Candia kommend, nahmen, gehört zu den schönsten Pässen auf Kreta und ist um so lohnender, als der während des letzten Aufstandes angelegte Militärpfad dem Reisenden gestattet, den unter ihm sich entfaltenden Fernsichten und den über ihm aufs überraschendste sich gruppirenden Bergreihen und Gipfel ungetheilte Aufmerksamkeit zu schenken.

Als wir die Höhe des Passes erstiegen hatten, breitete sich das seltsam gebildete Thal von Lassithi in lieblicher Pracht vor unsern Blicken aus. Ein Kranz übereinandergethürmter Alpen, auf deren einem Joche wir uns befanden, umfaßte die mit fruchtbaren Getreidefeldern besetzte Ebene. Ringsumher am Gebirge schimmerten im Grün hochwüchsiger Obstbäume mehr als 15 Dörfer. Wer das Thal von Lassithi nicht besucht, hat Kretas lieblichste Gebirgsgegend nicht gesehen. Von kahlen, schroffen Felsen dicht umrahmt, bildet es eine Oase, die in ihrer gesegneten Abgeschiedenheit, wie ich richtig bemerken hörte, an das glückliche „Thal des Rasselas“ erinnert.

Bald nachdem wir die Ebene betreten, kamen wir an den obenerwähnten Abzugslöchern vorbei, die hierzulande schlechtweg Katabothra, Καταβόϑρα (Schlünde), heißen.

Diese Schlünde, in welche sich der Wirbel der Gebirgswässer kräuselnd und schäumend herabzieht, gehen senkrecht in die Erde. Da sie mit ganzen Stämmen und Bäumen verstopft sind, so verwandelt sich im Frühjahre die untere Hälfte des Thales in einen See, der alles überschwemmt, aber auch wohlthätig befruchtet, indem die trüben Gebirgswässer ihren Schlamm absetzen. Das verschlungene Gewässer stürzt außerhalb des Gebirges mehrere Stunden entfernt wieder hervor und bildet, wie geglaubt wird, den Fluß Aposelmi, der nach einem Laufe von etwa acht Meilen in das Meer ausmündet.

In einer Höhe von 3000 Fuß über der Meeresfläche bietet das Thal Lassithi die Vortheile eines gemäßigten Klimas, bei welchem außer der Weinrebe auch die Früchte des Nordens, zumal aber Aepfel und Birnen vorzüglich gedeihen. Da diese andererseits tief im Grunde gelegene Ebene weder hinlängliches Wasser zu Mühlen, noch freien Platz zu Windmühlen hat, mußten die armen Leute sich entschließen, solche auf den unzugänglichsten Bergkämmen anzubringen, die Materialien dazu hinaufzuschleppen und das Getreide jedesmal auf das mühsamste hinauf und herunter auf Maulthieren zu transportiren. An der Nordseite des Thales, weit über dem Niveau des höchsten Dorfes stehen in Reih und Glied mehr als zwanzig dieser Windmühlen, die theils unthätig, theils in Bewegung an dem Gipfel der Schneegebirge ihre riesigen Flügel ausbreitend, der Landschaft einen eigenen Charakter verleihen.

Die Oekonomie scheint in diesem Thale höher als anderswo auf Kreta gestiegen zu sein; es ist ein wahres Getreideland und die zwar wenigen, doch gewürzhaften Pflanzen seines Kranzgebirges ernähren eine große Menge Ziegen. Diese wie für Kreta geborenen Thiere, denen kein Felsen zu steil, kein Abhang zu schroff ist, als daß sie nicht jederzeit sich Nahrung davon zu verschaffen wüßten, sind hier in ihrem Element.

Die 4000 Einwohner von Lassithi sind mit Ausnahme des Aga und seiner Wachen Christen, die in friedlicher Abgeschiedenheit nur für ihren Ackerbau leben, was zum Gedeihen dieses Landstriches nicht wenig beitragen mag. Dieses Gebirgsvolk ist von schönem Schlage; die Frauen zumal sind auffallend gut gewachsen. So muß es schon vor alters gewesen sein, sonst hätten die Knossier, als sie listigerweise Lyktos zerstörten, nicht so viele aus dieser Gegend entführt.

Wir schlugen unsere Zelte bei Gaiduromandri, dem am Katavothron zunächst liegenden Flecken, auf, und die kühlen Lüfte, die uns entgegenfächelten, als wir nach gehaltener Mittagsrast von Osten nach Westen quer über das Thal von Lassithi ritten, waren wahrhaft erquickend. Es trägt gar keine Spuren einer oder der andern alterthümlichen Stadt und besitzt, den Angaben glaubwürdiger Autoren gemäß, außer den sehr geringen Ueberresten einer kleinen Festung, keine Ruinen. Daß es Lyktos angehörte und diese Metropole mit dem nöthigen Getreide versorgte, scheint keinem Zweifel unterworfen zu sein, denn sonst hätte diese so bedeutende Stadt nicht so viele Einwohner ernähren und ihre „Syssitien" einführen können.

Je mehr wir uns vom Flecken Gaiduromandri entfernten, desto deutlicher wurden die Contouren eines Kegelberges, der, an dem östlichen Ende des lassithischen Thales gelegen, dasselbe zu schließen scheint.

Kaum entsinne ich mich, etwas Malerischeres gesehen zu haben als diese Miniaturanhöhe, die, in ihrem mannichfaltigen Grün ein einsames Kloster verbergend, wie eine verzauberte Insel träumerisch auf der Ebene liegt. Als ich von Mustapha-Aga erfuhr, dies sei das reiche Μοναστήριον Κρυσταλλένα *), zauderte ich keinen Augenblick, dieses verlockende Plätzchen zu unserm Nachtquartier zu bestimmen. Eiligen Schrittes, als

*) Das Kloster Krystallena, von κρύσταλλον (Krystall), weil die Anhöhe, auf welcher es liegt, wenn im Winter von Schnee bedeckt, wie krystallisirt aussieht.

wüßten sie, das Tagesziel sei erreicht, erstiegen unsere Pferde den dichtbeschatteten Pfad, der auf die Anhöhe führt; doch groß war unser Erstaunen, als, anstatt den hier vermutheten Klosterhof zu betreten, wir nur einen mit Schutt bedeckten Raum gewahrten, in dessen Mitte eine zur Hälfte neu aufgebaute Kirche sich erhob. Trotz des wüthenden Hundegebells, welches unsere Erscheinung veranlaßte, ließ keiner der etwa 20 hier beschäftigten Mönche sich in der Arbeit stören; das Hauen der Steine, das Hobeln der Breter, das Bereiten des Mörtels, nebst einem allgemeinen Klopfen, Schlagen und Hämmern ging mit solchem Getöse vor sich, daß man sein eigenes Wort nicht hören konnte. Erst nachdem Mustapha-Aga den Hygumenos in der emsigen Schar ausfindig gemacht und ihm das erzbischöfliche Empfehlungsschreiben aus Candia überreicht hatte, verwandelte sich die lärmende Thätigkeit der Patres in blasses Erstaunen. Sie umdrängten den Prior, der in zunehmender Verlegenheit den Brief nach allen Seiten kehrte, bis er, ohne daß es ihm oder einem der Mönche gelang, ein Wort zu entziffern, ihn mir mit einem verzweifelten „Es geht nicht" überreichte. Es war zum ersten mal, daß der Hygumenos von Krystallena europäische Gäste empfing, aber nicht zum ersten mal, daß ich auf Kreta bei einem Klosterprior einkehrte, der weder lesen noch schreiben konnte.

Unsere Gegenwart brachte die in ihrer Arbeit vertieften Mönche dermaßen außer Fassung, daß wir uns wieder entfernen wollten, was sie, trotzdem es ihnen an allem gebrach, um keinen Preis gestatten wollten. Eingeschüchtert durch das anmaßende Benehmen unsers türkischen Begleiters, der, so oft wir auf christliche Gastlichkeit angewiesen waren, nicht die rosigste Laune entwickelte, wagte der Obere keine freie Aeußerung, bis unser Cerberus Mustapha-Aga sich auf einen Augenblick entfernte; dann erzählte er uns, daß es Omer-Pascha*) gewesen sei, der, als er die ganze Insel mit Feuer und Schwert verheerte, auch das Kloster Krystallena dem Boden gleichgemacht habe. Der Prior sagte uns ferner, es stehe am Abhange des Hügels ein Häuschen, in welchem freilich 26 Frauen, die das Fest Mariä Himmelfahrt im Kloster zu feiern gekommen seien, übernachteten, wo wir indessen noch Obdach finden könnten.

Die große Anzahl von Frauen, Mädchen und Kindern jedes Alters, die in den Klöstern auf Kreta vorhanden sind, befremdete mich nicht wenig, bis ich aus zuverlässiger Quelle erfuhr, daß hierzulande viele Laien den Mönchsstand wählen, einzig und allein um ihre Familie versorgen zu können. So erklärte ich mir den Zweck gewisser elender Hütten, die ich unweit der Klöster oftmals bemerkt hatte; denn ist es auch den Verwandten des Priors und der Mönche gestattet, am Tage innerhalb des Klostergehöftes zu schalten und walten, so dürfen sie daselbst nicht übernachten. Eine Glocke, die nach Verrichtung des Abendgebetes geläutet wird, kündigt ihnen an, daß sie sich entfernen müssen. Das Hofthor wird dann geschlossen und dessen Schlüssel dem Obern übergeben.

Außer diesen Parasiten befinden sich in allen Klöstern auf Kreta Frauen und Mädchen, die, sei es um einem Gelübde oder einer Buße zu genügen, sei es aus religiöser Schwärmerei, oder auch um irgendein Kirchenfest zu feiern, wie es jetzt im Μοναστήριον Κρυσταλλένα der Fall war, Tage, ja Wochen bei den Mönchen zubringen und diesen ihre Arbeit zugute kommen lassen. Zur Zeit der Olivenlese soll der Andrang von Frauen und Kindern und der daraus entstehende patriarchalische Wirrwarr in den hiesigen Klö-

*) Omer-Pascha, nicht mit dem Omer-Fevzi-Pascha, dem damaligen Gouverneur von Kreta, zu verwechseln. Ersterer war der wegen seiner Grausamkeit und seines ausschweifenden Lebenswandels berüchtigte Renegat, der infolge seiner glücklichen Unterdrückung des Aufstandes von Montenegro (1862) von der Pforte, doch ganz vergebens, zur Unterwerfung der Insurgenten 1867 nach Kreta geschickt wurde. Er war damals der Generalissimus der ottomanischen Armee, als solcher hielt er die zu Ehren der Kaiserin Eugenie in Konstantinopel veranstaltete Revue ab und ist bald darauf gestorben.

stern seinen Culminationspunkt erreichen. Ueberhaupt, ein kretisches Kloster mit all seinen Mysterien bleibt dem Europäer ein höchst räthselhaftes Institut, über dessen Eingang kein „Per me si va nella città dolente" zu lesen ist, sondern wo ein orgiastisches „Vivere e lasciar vivere" als Wahlspruch gelten könnte. Die Gastlichkeit, die wir im grottenartigen Baue auf feuchtem Lehmboden mit den 26 Frauen theilten, fesselte uns nicht lange. Kaum graute der Tag, so baten wir die Mönche, uns jemand mitzugeben, der uns über die Berge, die den District Lassithi von Mirabello trennen, führen könnte.

Nachdem wir das Dorf Messa-Lassithi rechts hatten liegen lassen, vertieften wir uns in eine gewaltige Schlucht, wo die hoch emporragenden Felsenwände oft nur wenig vom Himmel erblicken ließen und wo alles in nackter, riesiger, chaotischer Wildheit schweigend lag. Eine jener Klettereien, wie Kreta sie nur zu bieten vermag und die auch nur kretischen Saumthieren zugemuthet wird, stand uns bevor, bis wir im District Mirabello einen straßenähnlichen Pfad betraten, den unser Führer „königliche Straße" betitelte. Die Gegend verlor allmählich ihren ernsten, düstern Charakter, und als wir nach einem vierstündigen Ritt von der Höhe des Dorfes Bresais die herrliche Ebene gewahrten, die, von waldigen grünen Hügeln begrenzt, sich bis zum schönen Meerbusen von Mirabello erstreckt, begriffen wir, wie die Venetianer beim ersten Anblick dieses gesegneten Landstriches ganz entzückt denselben gleich „Mirabello" („Bewundere das Schöne") nannten.

Zwischen dem Dorfe Bresais und dem ansehnlichen Orte Kainacrion-Chorion, dessen hübsch gruppirten, weißgetünchten Landhäuser ringsumher auf dem üppigen Thale zerstreut sind, liegt oder hängt vielmehr, wie sein Name es bekundet, an halber Bergeshöhe das reiche Kloster Kremasta. Adosidys-Kostaky-Pascha, der jetzige Gouverneur des östlichen Theiles der Insel, hat es seiner herrlichen Lage wegen zur Residenz seiner Familie gewählt und keinen Anstand genommen, den ehrwürdigen Bischof Meletius somit aus diesem Sitze seiner Diöcese, den er bereits seit 15 Jahren bewohnte, zu vertreiben und ihn zu nöthigen, sammt seinen Mönchen sich in verschiedene kleine Bauerhäuser in Kainacrion-Chorion zurückzuziehen.

Nicht willens, über eine so verlockende Gegend flüchtig hinwegzueilen, und zudem mit einem Empfehlungsschreiben von Mehemed-Ali-Pascha an die Frau des Gouverneurs versehen, beschlossen wir hier einen längern Halt zu machen. Wiewol die Signora Kostaky uns als die liebenswürdigste und gastlichste der Frauen geschildert worden war, so wollten wir ihr doch nicht ohne weiteres mit Sack und Pack ins Haus fallen. Wir schlugen also unsere Zelte unter einer Baumgruppe unweit des Klosters auf, und erst nachdem wir die bestäubten Reisekleider abgelegt hatten, betraten wir das Gehöft. Wir wurden in einen Saal geführt, wo zwei elegante junge Damen, ein Herr und mehrere Kinder nur auf die Suppe zu warten schienen, um sich an einen mit europäischem Luxus bedeckten Tisch zu setzen. Eine der Damen sagte uns, Se. Excellenz Kostaky-Pascha sei auf Reisen, und seine Gemahlin erst vor 14 Tagen niedergekommen, und als Mehemed-Ali-Pascha's Empfehlungsschreiben nichts anderes zur Folge hatte, als daß die gnädige Frau uns ihr Bedauern ausdrücken ließ, uns deswegen nicht sprechen zu können, so entfernten wir uns, sobald das Essen aufgetragen wurde.

Da außerhalb des Klosters sich keine Bauerhütte befand, wo wir uns auch nur ein Stück Brot hätten verschaffen können, und unser Reisevorrath gänzlich erschöpft war, so blieb uns bei so schmählich vereitelten Hoffnungen auf Gastlichkeit nichts übrig, als den Hunger über der schönen Aussicht zu vergessen, denn es war Sonntag, ein Tag, an welchem die hochgestellten Geistlichen auf Kreta nicht nur durch den Kirchendienst, sondern durch einen Andrang von Bittstellern aus den benachbarten Dörfern dermaßen in Anspruch genommen werden, daß wir selbst als die Träger eines Empfehlungsbriefes von dem Metropolitan den ehrwürdigen Bischof nicht zu so ungelegener Zeit stören wollten.

Unser kleines Bivuak machte den Söhnen Ihrer Excellenz einstweilen den größten Spaß; einen Theil ihres Nachtisches noch in den Händen haltend, eilten sie herbei, schlichen um unsere Zelte herum und gafften auf naseweise Kinderart bald in das eine, bald in das andere. Die Sonne war schon untergegangen, als zu meinem Erstaunen ein schwarzbefrackter, weißcravatirter Diener mir den Besuch der Nichte und des Arztes Ihrer Excellenz anmelden kam. Sogar eines Stuhles bar, war ich genöthigt, die Herrschaften stehenden Fußes vor dem Zelte zu empfangen. Die junge Dame sagte mir, sie sei von ihrer Tante beauftragt nachzufragen, ob wir alles, was wir bedürften, hätten, und als ich dies dankend bejahte, bestand der Doctor darauf, ob wir nicht etwas Wasser oder etwas Stroh für die Pferde annehmen möchten; worauf ich abermals dankte und erwiderte, ich hätte gleich nach unserer Ankunft Gerste und Stroh aus Kainacrion-Chorion holen lassen, und was das Wasser beträfe, so hätten wir diese Stelle zum Aufschlagen der Zelte gewählt, weil unter den Bäumen ein Bächlein fließe. Noch hatten die Besucher uns nicht verlassen, als ein Mönch, gefolgt von einem Laienbruder, herantrat; er kam im Auftrage des Bischofs, uns zu sagen, daß dieser bedauere, unsere Ankunft erst jetzt erfahren zu haben, und uns bäte, sofort nach Kainacrion-Chorion zu kommen, um dort zu übernachten. Als wir aber darauf bestanden, unter den Zelten zu bleiben, winkte der Mönch seinem Begleiter, und entfernte sich erst, nachdem dieser uns ein nicht minder unerwartetes als willkommenes, aus Käse, Milch und Weintrauben bestehendes Abendbrot vorgesetzt hatte.

Chronik der Gegenwart.

Nekrologe.

Am 1. Aug. 1874 starb in Hannover der Staatsrath Gustav Zimmermann, von dem der „Hannoverische Courier“ nicht mit Unrecht sagt, daß er im vormaligen Königreiche Hannover einen ähnlichen unheilvollen Einfluß geübt hat wie seinerzeit Gentz in Oesterreich, indem er mit zeitweiligem Erfolge bemüht war, den Aufbau der Staatsverfassung und Verwaltung in liberalem Sinne zu hintertreiben. In dem Anfange der dreißiger Jahre Schüler Dahlmann's, während seiner göttinger Studienzeit, stellte er sich 1838 dem Cabinet Ernst August's zur Verfügung, um den gewaltsamen Umsturz des Staatsgrundgesetzes, welches wesentlich ein Werk seines Lehrers Dahlmann war, literarisch zu rechtfertigen. Nachdem Zimmermann im Jahre 1838 in seiner Heimat Gotha, wo er als Accessist bei der Polizei einen dürftigen Dienst bekleidete, die Broschüre geschrieben: „Ein anderes Wort zur Protestation und Entlassung der sieben göttinger Professoren“, wurde er nach Hannover berufen und damit beauftragt, namentlich im „Hamburgischen Correspondenten“ die Gewaltmaßregeln der damaligen Regierung zu vertreten und gegen die Anhänger des Staatsgrundgesetzes zu polemisiren. Nachdem die Gewalt den Sieg davongetragen, wurde Zimmermann mit einer Archivsecretärstelle belohnt, in welchem Amt er Muße fand, ein Werk über die Polizeiwissenschaft zu schreiben, das übrigens von Autoritäten, wie R. von Mohl, durchaus verurtheilt wird.

Die Stürme des Jahres 1848 ließen den sonst persönlich liebenswürdigen und bescheidenen Mann in seiner aller Politik fremden Stellung. Im Jahre 1851 trat Zimmermann mit einem Buche hervor: „Die Vortrefflichkeit der constitutionellen Monarchie in England und ihre Unbrauchbarkeit auf dem Continent“, in welchem er für die altständische Verfassung Partei nahm und sich dadurch die Gunst des Königs Georg erwarb. Bald darauf verließ Zimmermann Hannover, um als bairischer Archivrath nach München zu gehen — ein Amt, welches er bald mit dem eines dänischen Kanzleirathes und Professors in Kiel vertauschte, nachdem er in einer andern Schrift für die Rechte Dänemarks und gegen die Deutschlands auf Schleswig-Holstein seine Stimme erhoben. Als 1853 die Versuche, die freisinnige hannoverische Verfassung von 1848 gewaltsam umzustoßen, beim hannoverischen Hofe einen günstigen Boden fanden, wurde Zimmermann nach Hannover zurückberufen und zum Oberregierungsrath und Generalsecretär des Gesammtministeriums ernannt. Hier hatte er die Bearbeitung der deutschen Bundesangelegenheit und verfaßte 1854 die bald darauf von Stüve und Lehzen der Verurtheilung anheimgegebene, weil jeder rechtlichen Begründung entbehrende Staatsschrift, welche die Einmischung des Bundestages in die hannoverische Verfassungsangelegenheit provocirte und dann zu dem Verfassungsumsturz von 1855 führte.

Während der ersten Jahre des Ministeriums Platen-Hallermund war Zimmermann sowol bei der Regierung, speciell im Ministerium des Aeußern, als auch bei Hofe eine der einflußreichsten Persönlichkeiten, und wurde ihm vom Könige der Titel „Staatsrath“

verliehen. Als er nach 1860 anrieth, nicht mehr unbedingt auf Oesterreich zu bauen, welches der Annexion in Italien thatenlos zugeschaut habe und gleiches in Deutschland thun werde, wurde seine Stellung unhaltbar, und mit Mühe vermochte ihm noch sein Schüler und Gönner, Minister Graf Platen, die Sinecure eines hannoverischen Ministerresidenten in Hamburg zu verschaffen. In den entscheidenden Junitagen von 1866 wurde Zimmermann wiederholt nach Hannover berufen, um seinen Rath abzugeben, aber endlich ungnädig mit der Weisung, sofort nach Hamburg zurückzukehren, entlassen, als er den, wie die Ereignisse zeigten, wohlbegründeten Rath gab, ein Einverständniß mit Preußen herzustellen. Nach der Incorporation Hannovers in Preußen blieb Zimmermann ohne amtliche Thätigkeit noch mehrere Jahre in Hamburg, bis er vor einigen Monaten wieder nach Hannover übersiedelte.

In Saarbrücken starb am 17. Mai 1874 nach mehrtägigem Leiden im Alter von 89 Jahren der Geh. Bergrath und Bergamtsdirector a. D. Leopold Sello. Der Bergbau verliert in ihm eine hervorragende Autorität, die namentlich auf dem technischen Gebiete mit umfassenden Kenntnissen und reichen Erfahrungen ausgestattet war und lange unvergessen bleiben wird. Sello erblickte in Potsdam das Licht der Welt und war bis zum Jahre 1816 Bergbeamter in Schlesien. Alsdann folgte er einem ehrenvollen Rufe nach Saarbrücken als Director des großen und werthvollen Steinkohlenbergbaues des ehemals nassau-saarbrückenschen Landes. Mit Eifer und Hingebung, mit Umsicht und Geschick war er bis zum Jahre 1857 in diesem Amte thätig. Pensionirt, lebte er seitdem zurückgezogen, aber in noch reger geistiger Thätigkeit zu Saarbrücken. Um den von ihm geleiteten Bergbau hat er sich hohe Verdienste erworben; denn unter der frühern Verwaltung der französischen Regierung war dieser Bergbau sehr herabgekommen, und wenn er heute dagegen als der größte von allen Kohlenbergbauen in Deutschland bezeichnet werden muß, so ist dies ein Werk Sello's, welcher der Hebung desselben seine ganze Kraft gewidmet hat und nicht eher ruhte, bis er sein Ziel, die größtmöglichste Vervollkommnung der Technik in diesem Bau und die Ausbeutung seiner reichen Schätze, erreicht hatte. Jetzt bringt der saarbrückener Steinkohlenbergbau dem preußischen Staate einen jährlichen Ertrag von mehrern Millionen Thalern ein, was zugleich mit den sonstigen dem Gemeinwohl hieraus erwachsenden Vortheilen eine Frucht von Sello's Fleiß ist. Die politische Thätigkeit dieses vortrefflichen Mannes als langjähriger Vertreter des Wahlkreises Saarbrücken im preußischen Abgeordnetenhause und als mehrmaliger Alterspräsident darin ist bekannt. Er gehörte der Fortschrittspartei an und zeichnete sich in seiner Wirksamkeit stets durch Besonnenheit und ruhige Klarheit vortheilhaft aus. Die Stadt Saarbrücken hat er sich als langjähriges Mitglied der Stadtverordnetenversammlung zu Dank verpflichtet. Er hat rüstig mitgewirkt, sie auf die Höhe des Wohlstandes und innern Friedens zu erheben, auf welcher sie jetzt steht. Sein rastloses Mühen um die Hebung des ihm unterstellten Bergbaues, um das Wohl seiner zweiten Heimat Saarbrücken sind mehrfach ehrend anerkannt und belohnt worden.

Friedrich Spangenberg, unter den jüngern deutschen Malern einer der talentvollsten, ist am 8. Juni 1874 plötzlich bei Besteigung des Vesuvs gestorben. Ursache seines Todes war wahrscheinlich ein Herzschlag. Als Sohn des Malers und Photographen Spangenberg in Göttingen am 3. Dec. 1843 geboren, legte er auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt den Grund zu seiner Bildung und widmete sich dann mit Eifer und großem Fleiße der Malerei. Im Jahre 1859 ging er nach München, wo er die Kunstakademie besuchte und bis 1861 seinen Studien oblag. Alsdann begab er sich nach Weimar. Hier, unter der Leitung des genialen Professors Pauwell, der aus Belgien von dem Großherzoge an die dort gegründete Kunstschule berufen worden war, schuf der junge Künstler sein erstes größeres Bild: Triumph of the Union, welches, auf Bestellung eines Amerikaners gemalt, den Ausgang des großen Krieges in der Neuen Welt darstellt. Von Weimar trieb es ihn wieder nach München. Er schloß sich mit Vorliebe dem Professor von Ramberg an und legte durch das Bild: Plündernde Vandalen in einer römischen Basilika, welches ein Schmuck der münchener Ausstellung vom Jahre 1868 war, aufs neue Zeugniß davon ab, daß sein Talent für die Historie ein seltenes, zu

den schönsten Hoffnungen berechtigendes war, was auch zugleich mehrere historische Skizzen von ihm auf derselben Ausstellung bewiesen. Angeregt durch eine ihr in der elften Hauptversammlung vorgelegte Skizze des jungen Künstlers, bestellte in demselben Jahre die Verbindung für historische Kunst das Bild: Geiserich, König der Vandalen, führt die Kaiserin Eudoxia mit ihren Kindern aus dem geplünderten Rom in die Gefangenschaft. Durch Krankheiten und andere unglückliche Zwischenfälle oft in der Arbeit unterbrochen, konnte er das Bild erst im Jahre 1872 der Verbindung übergeben. Dasselbe muß wegen seiner großen dramatischen Wirkung, wegen der imposanten Charakteristik, welche aus den dargestellten Personen spricht, sowie wegen seiner technischen Vollendung wol als das Vorzüglichste bezeichnet werden, welches der leider nur allzu früh abberufene Maler geleistet hat. Im Jahre 1873 erhielt Spangenberg auf Grund einer Concurrenz in Berlin den Staatspreis für den zweijährigen Aufenthalt in Italien, wohin er im September über Wien und Venedig ging. Einen hübschen Vorwurf behandelte er in Rom in einem Bilde; es stellt eine Scene dar, in welcher ein jugendlicher Ostgothe sich in freundlichem Verkehr den Römern nähert, ein Gemälde von großer Wirkung. Von den sonst noch im classischen Italien unternommenen Arbeiten möge hier nur der Carton genannt werden, welcher, für einen Fries berechnet, die geistigen Notabilitäten zur Anschauung bringen sollte, welche auf das Leben und die Entwickelung Deutschlands in Kunst und Wissenschaft, in Politik und Geschichte einen maßgebenden Einfluß geübt haben. Den Vesuv, auf welchem unser Künstler so unerwartet seinen Tod finden sollte, bestieg er gelegentlich einer mit Freunden nach Pompeji unternommenen Studienreise — er kehrte nicht wieder heim, zum tiefsten Schmerze aller derer, die ihm nahe standen. Man schreibt der großen Anstrengung des Bergsteigens bei großer Hitze seinen Tod zu. Friedrich Spangenberg ist nicht zu verwechseln mit dem bekannten berliner Historienmaler Gustav Spangenberg. Die Familie Spangenberg hat übrigens außer diesen beiden bedeutenden Talenten noch einige andere mehr oder weniger tüchtige Kräfte unter den Malern der Gegenwart aufzuweisen. Friedrich gehörte zu den hoffnungsvollsten Talenten der Gegenwart. Um so mehr ist sein Tod zu beklagen.

Der preußische Staatsminister August von der Heydt ist am 13. Juni 1874 zu Berlin aus diesem Leben geschieden. Geboren am 15. Febr. 1801 in Elberfeld, wurde er nach genossener mercantilischer Vorbildung und ausgestattet mit tüchtigen Talenten, dem eigenen Triebe und dem Wunsche seiner Angehörigen folgend, Kaufmann. In Frankreich und England, wo er sich mehrere Jahre hindurch aufhielt, erweiterte er seine Kenntnisse und übernahm alsdann mit zwei andern Brüdern das väterliche Bankgeschäft in Elberfeld. Als Mitglied des Gemeinderathes und des Handelsgerichtes in seiner Vaterstadt, in welchem letztern er längere Zeit hindurch Vorsitzender war, erwarb er sich allgemeine Achtung; für das große Vertrauen, das er genoß, legte auch seine Wahl zum Abgeordneten für den rheinischen Provinziallandtag vom Jahre 1841 Zeugniß ab, wo er Elberfeld mit Umsicht und Energie vertrat und eine nicht unbedeutende Begabung für staatsmännische Thätigkeit ablegte. Das nächste Jahr nahm er an den Sitzungen der vereinigten ständischen Ausschüsse theil, wie er als städtischer Abgeordneter auch im Jahre 1847 dem Vereinigten Landtage beiwohnte. Hier trat er mit seinen nicht gewöhnlichen Talenten lebhafter als bisher hervor, was namentlich gelegentlich der Debatten über die Umbildung der ständischen in eine constitutionelle Verfassung der Fall war. Im Jahre 1848 lehnte er die Wahl in die Nationalversammlungen in Frankfurt und Berlin, sowie den Eintritt in das Ministerium Pfuel-Eichmann dennoch ab. Als die preußische Nationalversammlung aber nach Brandenburg verlegt wurde, ging er als Repräsentant der Stadt Elberfeld dorthin. Mit seinem nach der Auflösung der preußischen Nationalversammlung erfolgten Eintritt in das Cabinet Brandenburg-Manteuffel (4. Dec. 1848) eröffnete er eine staatsmännische Thätigkeit, welche auf die Geschicke Deutschlands einen oft bedeutenden Einfluß gewann. Er übernahm in demselben den Vorsitz des Departements für Handel, Gewerbe und öffentliche Arbeiten. Seit dem Jahre 1851 war er Chef der Preußischen Bank. In allen diesen Functionen bewies er gründliche Fachkenntnisse, seltene Energie und Sicherheit und eine bewunderungswürdige Ausdauer und Pflichttreue. Als im Jahre 1858 im November das Ministerium Manteuffel zurücktrat,

ging von der Heydt mit in das neue Ministerium Hohenzollern über und behielt sein Departement. Nach Rücktritt des Ministeriums Auerswald-Schwerin im März 1862 übernahm von der Heydt im Ministerium Hohenlohe-Itzenplitz das Portefeuille der Finanzen. Die neutrale und versöhnende Stellung, welche er in dem Conflict zwischen der preußischen Regierung und dem Abgeordnetenhause gelegentlich der Militärorganisation einnahm, ist bekannt, wie auch sein Schreiben an den Kriegsminister von Roon in dieser Angelegenheit, in welchem er Verzicht auf die Steuerzuschläge anrieth, zu aller Augen gekommen ist. Der specialisirte Etat im Sinne des bekannten Hagen'schen Antrages, den er dem Abgeordnetenhause vorlegte, sowie mancherlei andere Anträge von der Heydt's blieben leider ohne Erfolg. Mit dem Beginn der Bismarck'schen Präsidentschaft (24. Sept. 1862) trat von der Heydt aus dem Cabinet zurück und nahm seine Thätigkeit im Abgeordnetenhause wieder auf, wo er sich den Conservativen anschloß und zur Lösung mancher Fragen entscheidend mitwirkte, meistens die Regierung unterstützend. In August von der Heydt ist eine für das Finanzwesen bedeutende Kraft dahingegangen, welche sich um Preußen und Deutschland hohe Verdienste erworben hat.

Erneste Stanislas Graf von Girardin ist am 3. Jan. 1874 in Paris aus dem Leben geschieden. In ihm verliert Frankreich eine Persönlichkeit von großem politischen Rufe. Er wurde als ältester Sohn des Grafen Cécile Stanislas Xavier Girardin am 24. Juli 1802 geboren. Zuerst dem Militärstande gewidmet, trat er im Jahre 1830 aus demselben aus und gehörte seitdem zweimal als Deputirter des Departements Charente der Kammer an. Er hielt sich in derselben zu der Partei der Linken und stimmte stets mit der liberalen Minorität. Guizot soll sein persönlicher Feind gewesen sein, und den Machinationen dieses vielvermögenden Staatsmannes wird die Niederlage beigemessen, welche Girardin bei den im Jahre 1842 stattgehabten Wahlen zu erleiden hatte, wie denn überhaupt das damalige Ministerium ihm nicht wohlgesinnt war. Man beschuldigt dasselbe sogar der Bestechungen und Intriguen gegen die Candidatur Girardin's. Allein die Wähler jenes Departements ließen sich durch diese Vorgänge durchaus nicht abschrecken, übertrugen ihm vielmehr bereits in den Jahren 1848 und 1849 aufs neue ihr Mandat. Wir finden ihn nun in der Constituante und der Legislative in der Mitte der gemäßigten Partei wieder. Er war eins der hervorragendsten Mitglieder des oft genannten Vereins der Rue Poitiers. Auch unter dem Regiment Napoleon's III. behauptete er eine ausgezeichnete politische Stellung in Frankreich. Er wurde von diesem bald nach den Ereignissen des 2. Sept. 1851 zum Mitgliede der Consultativcommission und im Anfange des nächsten Jahres zum Senator ernannt. In diesen und andern hohen Aemtern hat Girardin stets die Eigenschaften eines klaren und politisch fein gebildeten Kopfes gezeigt. In ihm ist einer der bedeutendsten Staatsmänner des neuen Frankreichs dahingegangen, der von seiner Partei aufrichtig betrauert wird.

In Salzgitter im Hannoverschen starb am 2. Aug. 1874 Heinrich Ahrens, bekanntlich einer der hervorragendsten Lehrer des philosophischen Rechtes. Er wurde am 14. Juli 1808 zu Kniestadt bei Salzgitter geboren und widmete sich nach absolvirtem Cursus auf dem wolfenbütteler Gymnasium zu Göttingen dem Studium der Philosophie. Krause's Lehre zog ihn an und wurde für seine spätere Richtung entscheidend. Im Jahre 1830 habilitirte er sich zu Göttingen als Privatdocent. An den im nächsten Jahre ausbrechenden Bewegungen betheiligte er sich freimüthig und mußte infolge dessen fliehen. Brüssel und Paris, wo er mit Eifer sprachliche und philosophische Studien betrieb, suchte er nacheinander auf. An dem letztern Orte bestrebte man sich, ihn zu fesseln. Die französische Regierung machte ihm mehrmals ehrende Anerbieten; zunächst wurde an ihn das Gesuch gestellt, einen Cursus über Psychologie für die Studirenden zu halten; dann wurde ihm eine Professur und ein provisorisches Gehalt bis zu seiner definitiven Anstellung offerirt. Er nahm dieses Anerbieten an. Allein als ihm im Herbste 1834 ein Ruf als Professor der Philosophie an der Universität Brüssel wurde, folgte er demselben. Im Jahre 1837 ließ er denn den ersten Band seines Werkes: „Cours de psychologie", erscheinen, dessen Schlußband in Jahresfrist nachfolgte; fast gleichzeitig verließ sein „Cours du droit naturel" die Presse. Dieses Buch wurde sehr schnell

stark verbreitet und erlebte Uebersetzungen ins Italienische, Portugiesische, Spanische, Ungarische und Deutsche. Die Hochschulen diesseit und jenseit des Oceans nahmen von demselben in hervorragender Weise Notiz, und allgemein wurde es geschätzt. Im Jahre 1841 lehnte Ahrens einen Ruf nach Leyden, 1843 einen solchen nach Utrecht ab. Im Bewegungsjahre 1848 wurde er im Andenken an seine liberale Haltung im Jahre 1831 von seinem Geburtsorte in die Nationalversammlung zu Frankfurt a. M. gewählt. Man machte ihn dort zum Mitgliede des Verfassungsausschusses. Sich der großdeutschen Partei anschließend, theilte er die Schicksale derselben und trat später mit den andern hannoverischen Abgeordneten aus der Versammlung aus. In Brüssel war seine Stellung unbesetzt geblieben, und die Rückkehr dorthin stand ihm frei. Er ging aber nicht wieder nach Brüssel, sondern wendete sich nach Gratz, wo er seit 1850 als Professor der philosophischen Rechts- und Staatswissenschaft thätig war. Im Jahre 1859 wurde er als Professor der praktischen Philosophie und Politik an die leipziger Universität berufen und erhielt gleichzeitig den Titel eines Hofraths. Im Jahre 1863 gehörte er als der Vertreter der Universität der Ersten sächsischen Kammer an. Unter seinen fernern Werken ist zuerst zu nennen die „Philosophie des Rechts“ (Wien 1851), deren ersten Theil eine Uebersetzung seines „Cours du droit naturel“ unter dem Titel „Die Rechtsphilosophie oder das Naturrecht auf anthropologischer Grundlage“ bildet; der zweite Theil dieses Werkes umfaßt „Die organische Staatslehre“ (Bd. 1, Wien 1850). Seine „Juristische Encyklopädie“ (Wien 1855—57) hat ebenfalls große Vorzüge und wurde mehrmals in fremde Sprachen übersetzt. Als sein Hauptwerk wird indessen seine „Philosophie des Rechtes“ betrachtet werden müssen.

Technologische Revue.

Das Bedürfniß billiger Bewegungsmaschinen, insbesondere für die kleine Industrie, hat in der Neuzeit zu einer ziemlich bedeutenden Anzahl von Constructionen geführt, von welchen aber bisher nur ganz wenige sich im gewerblichen Leben eingebürgert haben. Daher werden auch allenthalben die Versuche ihrer Gewinnung beharrlich fortgesetzt. Einer der neuesten Apparate dieser Art ist die Kohlensäuremaschine von L. Seyboth in Wien. Als Triebkraft benutzt dieselbe Kohlensäure, welche abwechselnd in zwei aus Kupfer getriebenen Generatoren aus Spatheisenstein und Schwefelsäure erzeugt wird, wobei als verkäufliches Nebenproduct Eisenvitriol als Rückstand bleibt. Die erzeugte Kohlensäure wird, nach vorheriger Abkühlung und Reinigung, in einen Cylinder mit Kolben und Steuerung, wie bei einer Dampfmaschine, geleitet, wodurch sich ihre Spannkraft in mechanische Arbeit umsetzt. Läuft die Maschine leer, so ist die Spannung der Kohlensäure nur gering; verrichtet sie jedoch Arbeit, so steigt naturgemäß die Spannung hinter dem Kolben; dieselbe wächst bei dem austretenden Gas, das sich bei der Expansion bedeutend abkühlt, wodurch ein weiterer Zweck der Maschine erreicht wird. Dieselbe soll nämlich nicht blos eine billige Kraft erzeugen, sondern überdies noch Kälte abgeben, was für bestimmte Industrien nicht ohne Werth sein würde. Durch sachgemäße Ableitung läßt sich das austretende Gas zum Gefrieren verwenden, sodaß der Motor zugleich eine Eismaschine bildet. Die bisherigen Experimente haben ein ziemlich vortheilhaftes Resultat ergeben.

Eine zweite neue Bewegungsmaschine ist der Petroleummotor von Julius Hock in Wien. Derselbe ist im Princip mit einer einfach wirkenden horizontalen Dampfmaschine zu vergleichen, nur tritt bei ihm an die Stelle der Expansionskraft des Dampfes diejenige eines Gemenges von Petroleum mit atmosphärischer Luft, welches durch eine Flamme zur Explosion gebracht wird. Der Arbeitscylinder saugt das Petroleum auf und zerbläst es in feinen Staub, die so mit Petroleumgas imprägnirte Luft wird über eine Flamme geleitet, entzündet sich und stößt den Kolben vorwärts, welcher die Kraftübertragung vermittelt. Der zur Speisung der Flamme vorhandene Gasapparat bildet

ein Ganzes mit dem Motor und ist unabhängig von dem Vorhandensein einer Leuchtgasleitung, deren die Gasmaschine bedarf. Der Petroleummotor arbeitet mindestens mit der gleichen, wenn nicht mit größerer Sicherheit, als die letztere, und zwar mit möglichst rationeller Ausnutzung des verwendeten Brennmaterials. Als Vorzüge machen sich geltend: Völlige Gefahrlosigkeit, indem weder Unverstand noch Böswilligkeit eine Explosion herbeizuführen vermag; Möglichkeit der augenblicklichen Inbetriebsetzung, resp. Abstellung des Motors ohne Anheizen oder Löschen eines Feuers; er bedarf keiner Wartung, ebenso keiner behördlichen Concession der Betriebsanlage; der Raumbedarf ist verschwindend gering, die Arbeit fast geräuschlos, der Betrieb ist billig — per Stunde und Pferdekraft nur drei Viertel Kilogramm Petroleum von beiläufig 0,72 specifischem Gewicht, sogenanntes Ligroine. Die wiener Staatsdruckerei wendet einen derartigen Motor mit großem Erfolg an zum Betrieb von drei Schnellpressen. Er war ausgestellt in der diesjährigen International Exhibition zu Kensington in London (woselbst Berichterstatter ihn in Thätigkeit gesehen hat). Die Gerechtigkeit verlangt zu constatiren, daß die Amerikaner die Priorität der Erfindung in Anspruch nehmen, indem sie behaupten, der Hock'sche Motor sei eine Nachahmung der dem G. R. Brayton zu Boston schon im Jahre 1871 patentirten, seither erfolgreich verwendeten Petroleummaschine.

Zu den fortwährend sich mehrenden Apparaten für Kälteerzeugung ist ein neuer getreten in der Eismaschine von Eigel u. Lesemeister zu Köln a. Rh. Das Princip derselben ist, gleich dem der bekannten Methode von Carré, die Verdunstung von Wasser im luftleeren Raum, wobei der erzeugte Wasserdampf durch concentrirte Schwefelsäure absorbirt wird. Die neue Maschine, äußerst compendiös und sinnreich construirt, besteht aus der Luftpumpe und dem Schwefelsäuregefäß; letzteres ist ein Bleicylinder, der durch ein Kupferrohr mit der erstern verbunden ist. Drei Hähne führen die Leitung nach den Gefriergefäßen, aus welchen die Luftpumpe die Luft über die Schwefelsäure wegsaugt. Das mit dieser Maschine erzeugte Roheis ist vollständig rein, zu jedem Zweck und Genuß zu verwenden. Sein Productionspreis stellt sich außerordentlich gering; bei den kleinsten Maschinen auf kaum 5—6 Sgr. per Centner, bei den größern Maschinen stets billiger, auf 2—3 Sgr. per Centner. Die Maschine ist zunächst nicht zur Massenfabrikation von Eis auf Lager bestimmt, sondern zur Beschaffung des augenblicklichen Eisbedarfs für Private, Haushaltungen, Schiffe, Hospitäler, Lazarethe, Apotheken, Hotels, Cafés, Conditoreien, Restaurationen u. s. w. Sie wird durch die Hand bewegt, entweder mittels Schwengels oder mittels Kurbel und Schwungrad; geliefert wird sie in vier verschiedenen Größen, 6—8 bis 25—27 Pfd. Eis per Stunde producirend und im Preise von 70—180 Thlr.

Um durch anhaltendes Erklingen eines an sichtbarer Stelle angebrachten Läutewerkes das Entstehen einer Feuersbrunst in geschlossenem Raume außerhalb kundzugeben, haben A. Joly und P. Barbier in Paris ein elektrisches Sicherheitskabel gegen Feuersbrünste construirt und patentirt erhalten. Dieses Kabel besteht aus zwei Metalldrähten, welche durch eine Lage von Guttapercha oder einem ähnlichen Stoff voneinander isolirt und durch ein besonderes Verfahren stark zusammengedreht sind. Sobald irgendeine Stelle des Kabels infolge einer beginnenden Feuersbrunst warm wird, so schmilzt die isolirende Substanz, die beiden Drähte gerathen in permanente Berührung miteinander und der Stromkreis, dessen Pole mit den Drähten in Verbindung stehen, setzt das Läutewerk in anhaltende Thätigkeit. Zur Controle, ob das System in gutem Stande sei, stehen die beiden andern Enden der Drähte mit dem Knopf eines Stromschließers in Verbindung, mittels dessen der Schluß der Kette bewerkstelligt werden kann. Einen sichern Beweis dafür, daß der Apparat für den Fall einer Feuersbrunst sich in wirksamem Zustande befindet, hat man, wenn man das Läutewerk jedesmal hört, sobald man den Stromschließer spielen läßt. Der größern Bequemlichkeit halber führt man das Kabel auf einem andern Wege zu seinem Ausgangspunkte zurück, sodaß die Controlvorrichtung sich ganz in der Nähe des Läutewerks befindet.

Außergewöhnliche Fortschritte hat in der neuern Zeit die Sprengtechnik gemacht, und zwar durch die zunehmende Anwendung des Dynamits und verwandter Explosionsgemeng (welche in frühern Mittheilungen der „Technologischen Revue" mehrfach gewürdigt worden sind) an Stelle des Schwarzpulvers. In der Herstellung des Dynamits ist

man zu einer Vervollkommnung gelangt, welche fast zu gänzlicher Gefahrlosigkeit geführt hat, sodaß nur grobe Fehler eine unbeabsichtigte Explosion hervorrufen können. Es befinden sich jetzt drei Sorten von Dynamit im Handel: für Sprengungen mit freiliegenden Ladungen, für starke Baumstöcke und festes Gestein, endlich für minder harte Körper und als Ersatz des Schrämmens zum Schießen des Einbruchs beim Bergbau. Eine besondere Sorte, der von Hauptmann Trauzl angegebene Cellulosedynamit, wird zu Sprengungen unter Wasser verwendet, in welchem sich die Patronen lange Zeit hindurch ganz unversehrt erhalten. Hand in Hand mit der Verbesserung des Materials ist diejenige des Verfahrens und der dabei nothwendigen Apparate gegangen. Die amerikanische Steinbohrmaschine von Burleigh, nebst der sie betreibenden Luftcompressionsmaschine von dem nämlichen Constructeur, die elektrische Zündmaschine von Bornhardt mit metallischer Leitung und elektrischem Zünder haben sich in der Praxis vollständig bewährt und kommen immer mehr in Aufnahme. (Den Lesern, welche sich für diesen Gegenstand interessiren, empfehlen wir das soeben in fünfter Auflage erschienene Heft: „Die moderne Sprengtechnik, dargestellt durch Bohrmaschinen, Luftcompressoren, Dynamit und elektrische Zündung, für die Gesteingewinnung im Steinbruche, dem Berg- und Eisenbahnbaue u. s. w.", von Julius Mahler (Wien, Mahler u. Eschenbacher, 1874).

Mitte Juli hat in England die große Jahresschau der Royal Agricultural Society, welche stets als Gradmesser der Entwickelung des landwirthschaftlichen Maschinenwesens betrachtet wird, zu Bedford stattgefunden und hat ihre Beschickung diejenige aller vorhergegangenen weit hinter sich gelassen. Unter den vielen daselbst ausgestellten Neuconstructionen und Improvements machte am meisten Aufsehen der von dem deutschen Ingenieur Max Eyth (einem bekannten Schriftsteller) erdachte Dampfpflug, welcher, ganz abweichend von allen frühern Systemen, mit Pflugkörpern arbeitet, welche Wechselstreichbreter haben, und 12—20 Furchen auf einmal nebeneinander zu legen im Stande ist, ohne daß eine größere Betriebskraft nothwendig wäre als bisher. Die Construction ist dabei viel einfacher und solider als die des bisher üblichen Balancepfluges, sodaß ihm eine Zukunft gesichert erscheint; verfertigt wird das neue Geräth von John Fowler u. Comp. in Leeds, welche auch eine verbesserte zweicylinderige Straßenlocomotive geliefert hatten, die sich besonders durch die kolossalen Dimensionen ihrer Laufräder bemerkbar machte. Von andern Neuheiten dürften der Einführung besonders werth sein die verschiedenen, oft sehr sinnreichen Vorkehrungen gegen die häufigen Unglücksfälle bei Dampfdreschmaschinen, welche durch den Erlaß eines besondern Regierungsgesetzes ins Leben geführt worden sind.

Der mechanische Keim- und Darrapparat von J. Gecmen ist eine für die Bierbrauerei höchst werthvolle neue Erwerbung. Sein Princip besteht in einer Reihe von etagenförmig übereinander angebrachten Fächern, welche sich um je eine ihrer Längenachse parallele Achse drehen, wodurch bei der Bewegung die Fächer jeder Etage sich nach einer Richtung umwenden, während die darunter befindlichen dies nach der andern thun; sämmtliche Fächer einer Etage bleiben stets gleichmäßig gefüllt. Auf diese Weise wird das Malz, sei es Keim-, Trocken- oder Darrgut, das in den obern Fächern eingefüllt wurde, durch aufeinanderfolgendes Umkippen einer Fächeretage nach der andern allmählich in die unterste Etage übergeführt, von wo es dann über einen Ablauf fertig aus dem Apparat tritt. Dieser wird je nach dem Zweck mit erwärmter oder mit kühler, resp. feuchter Luft gespeist. Als Vortheile des Apparats werden bezeichnet: Continuirlicher Betrieb zur Erzeugung einer gleichgroßen Quantität an Malz auch bei wärmerer Temperatur; Herstellung eines jederzeit gesunden, schmackhaften Malzes; Raumersparniß bei der Mälzereianlage; Wegfall der schwierigen Malzarbeit mit ihren hohen Arbeitslöhnen; Vermeidung des Verlustes durch Zertreten der Körner. Die Ausführung dieses sinnreich construirten, sehr empfehlenswerthen Apparats hat die Maschinenfabrik Germania in Chemnitz übernommen, welche bekanntlich den Bau von Brauereimaschinen als Specialität betreibt.

Ein für die Bierbrauerei nicht minder wichtiges Verfahren ist die Darstellung der Maische in luftleerem Raum nach der Angabe von M. Hutschek. Dasselbe eignet sich insbesondere zur Production von leichtern, lichten und feinschaumigen Bieren nach Art der böhmischen, welche neuerdings gegenüber den schweren, alkoholreichen Lagerbieren immer mehr Absatz gewinnen. Durch die Hutschek'sche Methode soll nicht blos eine

vollkommenere Ausbeutung des verwendeten Getreides, sondern auch die Möglichkeit erzielt werden, anstatt des bisher üblich gewesenen Quantums Malz mit gleichem Erfolge zur Hälfte Rohgetreide zu verwenden, wodurch sich selbstverständlich eine bedeutende Ersparniß ergibt. Die zu dem neuen Verfahren gehörigen Apparate gestatten eine systematisch geregelte Fabrikation und einen weit intensivern Betrieb, als die gegenwärtig im Gebrauche befindlichen, da man mittels dieser im Durchschnitt täglich nur zwei, mittels jener jedoch fünf bis sechs Gebräue bestellen kann, was eine weitere wesentliche Ersparniß an Arbeitskraft und Material involvirt. Das nach dem neuen Verfahren erzeugte Bier hat bisjetzt allgemeine Anerkennung gefunden. Zuerst ist dasselbe durchgeführt worden in der Brauerschule des Francisco—Josephinum in Mödling bei Wien.

Seit der wiener Weltausstellung 1873 ist eine größere Reihe neuer Gespinstfasern in den Handel und die Industrie eingeführt worden. Schon früher sind zu Flachs, Hanf und Baumwolle getreten die Jute, Bastfaser von Corchorus capsularis in Indien, das Chinagras und die Ramié von Bœhmeria nivea und tenacissima, endlich der neuseeländische Flachs, Phormium tenax. Diesen gesellen sich nunmehr zu: Yerkum Fibre, Bastfaser von Calotropis gigantea, und Jetee, von Marsdenia tenacissima, welche beide an Festigkeit alle bisjetzt bekannten vegetabilischen Textilstoffe überragen, sie stammen aus Ostindien; ferner die Faser Sunn, von Crotolaria juncea in Java und Borneo; vegetabilische Seide aus den Samenhaaren verschiedener Asclepiaden und Apocyneen der französischen Colonien; die Wolle der Wollbäume, Bombaceen, aus Südamerika, ein erprobtes Ersatzmittel der Bettfedern; das vegetabilische Roßhaar, Crin d'Afrique, aus den zerspaltenen Blättern der Zwergpalme, Chamaerops humilis; die Iju-Faser, auch Gonueti genannt, von der indischen Zuckerpalme, Arenga saccharifera; die Kitul, von Caryotispalmen auf Ceylon; endlich das Baumhaar Caragate, aus Gefäßbündeln der Luftwurzeln einer im tropischen Amerika auf Bäumen schmarotzenden, daselbst häufig vorkommenden Bromeliacea dargestellt. Es ist dies das beste vegetabilische Roßhaar, das man kennt, die Faser wird bis 22 Centimeter lang und kommt im Aussehen wie in der Elasticität und Festigkeit dem echten Roßhaar so nahe, daß der Laie sie nicht davon zu unterscheiden vermag.

Bekanntlich wurde durch die Darstellung der Anilinfarben aus fast werthlosen Materialien der Industrie ein Weg eröffnet, den sie bisher mit überraschendem Erfolge fortgesetzt hat. Ein Ergebniß dieses Voranschreitens ist die soeben ins Leben getretene Erfindung von Croissant und Bretonnière in Lavalle, auf die einfachste Weise völlig neue Farbstoffe darzustellen aus allen möglichen organischen Rohstoffen, wie Sägespäne, Humuserde, vegetabilische Abfälle, Moose und Flechten, Kleie, Mehl, Stärke, Zucker, Holzfaser, Papierabfälle, Baumwolle, Holz, Lohe, Rinde, Gelatine, Käsestoff, Albumin, Faserstoffe aller Art, Blut, Horn und sonstige thierische Abfälle, Excremente, Ruß, Weinstein und Citronensäure, alle Harze von Nadelhölzern, Guajak, Aloë u. s. w., Lack, alle Gummistoffe — mit Einem Worte, es können die meisten, wenn nicht alle organischen Körper, nach dem neuen Verfahren in Farben verwandelt werden. Im wesentlichen beruht dasselbe auf der Entfernung von Wasserstoff aus den genannten organischen Substanzen mittels des Schwefels bei hoher Temperatur. Es bilden sich auf diese Weise Sulfure, organische Schwefelsalze, welche an der Luft oxydiren und bei Anwendung von Säuren Schwefelwasserstoffgas entwickeln. Die Fabrikation ist einfach, die gewonnenen Farben sind reich, sehr haltbar und besonders billig. Die Einführung dieses wichtigen neuen Industriezweiges in Deutschland hat die Patentagentur von Wirth u. Comp. in Frankfurt a. M. übernommen.

Von neuen Maschinen, Apparaten und Verfahrungsweisen sind außerdem folgende anzuführen: Selbstcoakender Hohofen (Verbindung eines Hohofens mit einem Vercoakungsofen, der durch die abgehenden Gase des erstern erhitzt wird) von Ferrie („Zeitschrift des Vereins deutscher Ingenieure", Nr. 192); Darstellung von Hartguß durch Zusatz von Wolfram durch E. W. L. Biermann in Hannover („Berg- und Hüttenmännische Zeitung"); Patentheizmesser von Ingenieur Oesten (Berlin, S. W. Tempelberg Nr. 4) zur Messung der Zahl von Wärmeeinheiten, die in einer Flüssigkeit den Apparat passiren; Verbrennungsofen von Rob. Müncke, mit Flammenregulirung, für chemische Zwecke (Adresse: Warmbrunn, Guilitz u. Comp.; Berlin, Rosenthalergasse Nr. 40); explosions-

sicherer Dampfkessel, der sich um seine Achse dreht, von T. H. Mitchell in Neuyork; neuer Indicator für Dampfkessel zur Anzeige der Höhe, Temperatur, Consistenz, sowie des Dampfdruckes, von M. Hart in Philadelphia („Journal of the Franklin Institute", 1874); Paragon-Dampfpumpe mit Selbstregulirung von Brotherhood and Hardington („Engineering", Nr. 187); Dampfmaschinensteuerung mit Kreisschieber von B. T. Allen („Scientific American", 1873, S. 335); Metall-Stopfbüchsen-Packung aus Drahtgewebe von Girdwood (Dingler's „Polytechnisches Journal", Nr. 112, 277); Patent-Stopfbüchsen-Packung aus mit Talg imprägnirten Ringen von Hanfgewebe, von C. H. Michelsen in Groß-Vegesack, Hannover (zu beziehen durch Moritz Holfert in Chemnitz); Circulations-Schmiervorrichtung für Lager und Lagerbüchsen rasch rotirender Wellen von Aug. Ofenbrück in Hemelingen bei Bremen; Funkenfänger gegen das Austreten glühender Kohlentheilchen aus den Schornsteinen der Cupolöfen bei Eisengießereien von Siemens u. Halske in Berlin; direct wirkende Gebläsemaschine mit Patentsteuerung von Gebr. Decker u. Comp. in Canstatt; Förderwagen mit selbstthätigem Ausstürzen beim Anlangen am Stürzpunkte von Franz Süßner zu Rodna, Siebenbürgen; Ventilator mit dreifachem Flügelrad zur Erzeugung gleichförmiger Pressung und eines constanten Luftstromes, von J. C. Baker („Journal of the Franklin Institute", S. 226); Schraubenschneidkluppe mit drei stellbaren Schneidbacken, welche drehbankartig arbeitet, von F. Nix in Neuß; Schraubenschneidmaschine mit Einspannung zwischen Centrirspitzen von A. Wood in Worcester, Massachusetts („Deutsche Industrie-Zeitung", Nr. 27); Geschwindschneidmaschine für Muttern und Bolzen von R. Breitfeld in Erla bei Schwarzenberg; Blechbiegemaschine mit verstellbaren Walzen für verschiedene Blechsorten („Mittheilungen des Gewerbevereins für Hannover", Nr. 87); Fraismaschine mit Zuschiebung des Werkstückes in jedem beliebigen Winkel gegen die Fraiserwelle, von Brown and Sharp Manufacturing Company in Providence; Blech- und Abfallschere für bis 1½ Zoll dicke und 8 Fuß breite Bleche von Francis Berry and Sons, Sowerby Bridge, Yorkshire; Werkzeughalter zu beliebiger Stellung der Schneidstähle von L. Reder („Deutsche Industrie-Zeitung", Nr. 264); Tanite- oder Schmirgelscheiben und Schleifmaschinen der amerikanischen Tanitecompagnie zu Stroudsburg (M. Selig jun. u. Comp., Berlin, Karlsstraße Nr. 20); Reservir-Walzwerksmaschine von J. Wilcock („Engineering", deutsche Ausgabe, S. 213); Säge für gekrümmte Hölzer zu Schiffsbauzwecken, nach dem Princip einer Metallhobelmaschine, von Powis, James, Western and Comp. in London, Lambeth; Excelsiorgasmaschine von Th. G. Fogarthy in Neuyork, welche das Gas aus carburirter Luft darstellt, indem Gasolin erwärmt und der gespannte Gasolindampf automatisch durch einen Injector, der auch eine bestimmt regulirbare Luftmenge mitreißt, in den Gasbehälter getrieben wird; verbesserter Gasofen mit eisernem Dom und Röhrenheizung von J. J. Blackham, Birmingham („Journal für Gasbeleuchtung und Wasserversorgung", S. 112); Universalgaslampe mit drei verstellbaren Brennern, besonders für Laboratorien geeignet, von J. Rabs in München (Physikalisch-mechanische Anstalt von Kaufmann u. Rabs daselbst); Gasselbstanzünder mit Tagesflämmchen und Auslöschdruck von L. Baumeister in Gaggenau bei Rastadt; Universalbrenner mit Regulirung der Flammengröße, vorzugsweise für Laboratorien, von R. Müncke („Berichte der Deutschen Chemischen Gesellschaft", S. 284); Sandpapiermaschine zum Abschleifen der mit Maschinen gehobelten Holzflächen von A. Ransome and Comp. in Chelsea, London; Freifall-Seilbohrer für Trockenbohrungen von Bergmeister T. Straka in Vasas bei Fünfkirchen, Ungarn; Schlichtmaschine mit Heißluftgebläse von Bärlein („Deutsche Industrie-Zeitung", Nr. 184); galvanoplastisch verkupferte gußeiserne Walzen, an Stelle der massiv kupfernen oder messingenen, für den Zeugdruck, von Th. Schlumberger in Mülhausen; neue Nähmaschine mit rotirenden Schiffchen von Ingenieur Kappmeyer in Hamburg; Stickapparat an Nähmaschinen zur Herstellung von Ziernähten von M. Rose, Nonpareil Embroiderer Company, 24 Pine Street, Neuyork; neuer Füllofen zur Zimmerheizung von Joh. Kammerer in Göppingen („Würtembergisches Gewerbeblatt", Nr. 145); Centralheizofen von Professor O. Intze in Aachen (Eisenwerk Kaiserslautern in der Pfalz), von besonders vortheilhafter und einfacher Construction; Sondirapparat zum Messen von Meerestiefen und Heraufholen von Objecten, von J. G. Toselli („Industriale", Nr. 58); Wassermesser mit rotirender Flügelwelle von Dreyer, Rosenkranz u. Droop in Hannover; Wasserstandsanzeiger zur Bestimmung der Meeres-

höhe als Nullpunkt für andere Höhenmessungen von Civilingenieur C. H. Reitz in Hamburg; rotirende Pillendrehmaschine von Pindar, bei Richter u. Comp. in Luxemburg; Bespannungsapparat für Wagen, mit Sicherheitsvorrichtung gegen das Durchgehen der Gespanne, von G. Bosinger in Ravensburg; Pferdeschoner, elastische Verbindung zwischen den Zugsträngen und dem Zugscheit zur Vermeidung von Erschütterungen, von Ingenieur Fehrmann in Potsdam; verbesserter Faßhahn mit Selbstverschluß ohne Eintreiben des Korks („Scientific American", S. 178); Sicherheitsapparat für Thüren mit Läutewerk von Ingenieur Bödner in Zwickau; verbesserter Abflußseiher ohne Bolzenlöcher und Packung von Miller (Dingler's „Polytechnisches Journal", S. 112, 396); Verschluß von Einmachflaschen mittels Glasplatten von Professor Meidinger in Karlsruhe; verbesserter Verschluß der Tonnen zum Versandt für Butter, Austern u. s. w. mittels eisernen Deckelreifs von Gilbert u. Harris (Dingler's „Polytechnisches Journal", S. 397); Anwendung von Paraffin zum Satiniren und Glätten der Glanzpapiere von Dr. H. Bohl in Köln („Musterzeitung"); elektrisches Blocksignal für Eisenbahnen von W. Robinson, Petersburg, Pa. Amerika („Railroad Gazette", S. 127); Wetterfester Zinkanstrich durch Anwendung von basisch-essigsaurem Bleioxyd von Puscher in Nürnberg („Mittheilungen des bairischen Gewerbe-Museum"); Federhalter mit Glasröhre als Tintenbehälter (Dingler's „Polytechnisches Journal", S. 398); farbhaltender Pinsel mit hohlem Kautschukstiel („Scientific American", S. 358); Darstellung von Packpapier und Pappen aus Torf von Fabrikdirector A. Stemmle in Vollprechtsweiher; Bankulöl aus den Nüssen der oceanischen Aleurites triloba zur Oelfarbenbereitung, nach Dr. Wiesner in Wien; Verwendung der Fäcalmassen in Briquets als Brennmaterial von Realschullehrer Dr. Petri in Berlin.

Politische Revue.

21. September 1874.

Die Sedanfeier am 2. Sept. ist im ganzen Deutschen Reiche festlich begangen worden; die militärischen Paraden, Festmusiken und Festessen, die Festfeier in Schule und Kirche und von seiten der Gemeinden, ja auch einzelne weitlodernde Siegesfeuer fehlten nicht zur Verherrlichung des großen Tages; auch die deutsche Lyrik stimmte ihre Leier; die Prologe der Theater- und Concertaufführungen würden einen stattlichen Band nachträglicher Kriegspoesie bilden. Ebenso wenig fehlte es an aufrichtiger Begeisterung — und wie könnte dies anders sein bei einem Volke, dessen ganze Jugend mit ins Feld gerückt ist zu einem Kriege gegen den drohenden Feind, ein Krieg, dessen Hauptentscheidung auf den Gedenktag des 2. Septembers fiel?

Gleichwol ist diese Sedanfeier weder so allgemein noch so volksthümlich, wie die Feier der Octobertage nach dem Befreiungskriege war. Damals hatte das deutsche Volk jahrzehntelang den Druck der Fremdherrschaft empfunden, war durch sie in seinem Nationalgefühl und in allen seinen Interessen gekränkt und geschädigt worden, und die Abschüttelung des fremden Joches war die Beseitigung eines schmerzlich empfundenen Alpdruckes; es gab mit Ausnahme einiger Speichellecker des Franzosenthums keine Partei, welche die Fortdauer der Franzosenherrschaft wünschte. Wenn einige Regierungen zögerten, sich der Bewegung anzuschließen, so geschah es aus vorsichtigen Bedenken vor dem Zorn des siegreichen Gewaltigen oder aus Pflichtgefühl im Hinblick auf die abgeschlossenen Verträge; aber die Gesinnung der Völker trieb die Zögernden vorwärts; sie lockerte selbst die Banden der Disciplin. So war die erste Action preußischer Truppen gegen Napoleon jene Capitulation von Tauroggen, welche General York ohne Geheiß und wider Willen des Königs abschloß, also ein Act militärischer Insubordination, auf dem die Kugel stand, und die Truppen von Sachsen und Würtemberg gingen auf dem Schlachtfelde von Leipzig zu dem deutschen Heere über, während noch der König von Sachsen als Bundesgenosse Napoleon's in der Pleißenstadt verweilte. Es war ein allgemein unwiderstehlicher Zug

der Gemüther; es galt einen Unabhängigkeitskrieg nicht gegen eine angedrohte, sondern gegen eine jahrzehntelang erlittene Knechtung, deren Handgreiflichkeit alle Volksschichten empfunden hatten. Darum loderten die Octoberfeuer auf allen deutschen Bergen, und lichtlos standen die Höhen nicht auch in den dunkelsten Regionen des Vaterlandes! Als aber die Diplomatie wieder verdarb, was das Schwert errungen hatte, als eine Epoche politischer Restauration sich ankündigte, welche mit dem Geiste der Befreiungskriege in grellsten Widerspruch trat: da grollte zwar die Jugend und verbrannte in dem Feuer auf der Wartburg die reactionären Pamphlete, doch deshalb fiel kein Schatten auf die Großthaten der Vergangenheit, auf die leipziger Schlacht, und die Begeisterung, mit der sie gefeiert wurde, blieb eine allgemeine.

Wenn umgekehrt die Resultate des letzten Krieges so großartig bedeutsam auch für die Ausbildung der innern politischen Zustände waren, daß schon dies allein Begeisterung zu erwecken vermochte, so war doch die Stimmung von Haus aus eine getheilte; es gab eine grollende Minorität besonders in den annectirten Staaten oder in denjenigen Nordbundstaaten, die in ihrer Souveränetät beeinträchtigt worden waren. Deutschland sollte den Druck der Fremdherrschaft nicht erfahren; die Feinde wurden zurückgewiesen, ehe sie noch die Grenze erreicht hatten; es fehlte der zum Schwerte greifende Groll der Unterdrückten. Den unterdrückten, misgünstigen und engherzigen Einflüsterungen mochte es trotz der offenbaren Provocation von seiten Frankreichs und der ganz fertigen Kriegsplane gelingen, den Krieg als abwendbar und als die mehr zufällige Folge einer Etikettenfrage hinzustellen. Seitdem aber das Deutsche Kaiserreich auf den französischen Schlachtfeldern erstritten worden ist, wenden sich alle reichsfeindlichen Parteien, zu denen seit dem Kampfe zwischen Staat und Kirche vor allen die Ultramontanen gehören, auch gegen die Feier jener Siege, welche eine so unwillkommene Festigung der deutschen Macht und eine so glänzende Machtstellung des hohenzollernschen Fürstenhauses zur Folge hatten. Die deutschen Socialdemokraten, wenig eingedenk der politischen Theorien Lassalle's, der für Preußens Vorherrschaft und Deutschlands Einheit plaidirt hatte und das Princip der Staatshülfe gerade durch einen mächtigen Staat vertreten sehen wollte, befangen in der blinden Bewunderung der Heldenthaten der französischen Communards und in eine internationale Agitation verstrickt, treten ebenfalls als erbitterte Feinde der Sedanfeier auf — und so befanden sich nicht unerhebliche Bruchtheile der deutschen Bevölkerung theils in offenem Protest, theils in versteckter Misstimmung — eine Thatsache, welche nach den Befreiungskriegen von der Geschichte nicht registrirt werden konnte.

Damit die Anschauung dieser frondirenden Parteien ihre Berechtigung erweise, greift der immer schlagfertige Vorkämpfer der Ultramontanen, der federgewandte Bischof von Mainz, von Ketteler, ein Journalist unter der Mitra, zur Feder, um im Namen seiner Gesinnungsgenossen in einem Hirtenbriefe gegen die deutsche Sedanfeier zu protestiren, weil sie von einer Partei betrieben werde, welche an der Spitze des Kampfes gegen das Christenthum und die katholische Kirche stehe. Im Gegentheil hatten die 270 deutschen Männer, welche den ersten Aufruf zur Sedanfeier erließen, ausdrücklich erklärt, es handle sich um ein Volksfest, bei welchem Waffenstillstand herrsche für alle Parteien; auch waren unter ihnen alle Confessionen vertreten. Gleichwol ist die Logik des Bischofs von Ketteler nach einer Seite hin unangreifbar; denn die Sedanfeier ist eine Feier der Gründung des Deutschen Reiches, und in diesem Reiche, welches doch nur äußerste Verblendung für einen Koloß mit thönernen Füßen erklären könnte, sehen die Ultramontanen ihren eifrigsten und gewaltigsten Gegner. Je lebhafter der Bischof von Ketteler in die reichsfeindliche Posaune stieß, desto weniger wollte er zugeben, daß von der Galerie des mainzer Domes herab am 2. Sept. Choräle geblasen würden, wie er dies schon einmal am Schillerfeste 1859 verwehrt hatte. Dennoch ist das Sedanfest in Mainz ebenso festlich begangen worden wie in andern Städten. Wenn der journalistische Stil des Bischofs von Mainz auch eine gewisse reservirte Haltung bewahrt, wie sie einem Kirchenfürsten zukommt, auch wenn er in seinem Hirtenbriefe wie ein profaner Zeitungscorrespondent und Broschürenfabrikant auftritt: so sind die altbairischen ultramontanen Blätter desto cynischer in ihren Angriffen auf das Sedanfest. Der „Volksfreund“ erklärt, daß „kein überzeugungstreuer Katholik bei einem solchen Schwindel mitthun werde“. Das bairische „Vaterland“ schreibt: „Angesichts der grauenhaften Zustände in Deutschland hat die

bankrotte nationalservile Partei auch noch die Stirn, den bairischen Katholiken zuzumuthen, daß sie den Tag von Sedan mitfeiern sollten! Jedes Wort klingt da wie Hohn auf unsere katholische Ueberzeugung. Nein! die Katholiken werden nicht mitthun, sonst verdienten sie von der ganzen Welt als Verräther ihrer Kirche gebrandmarkt zu werden. Diese Feier ist eine specielle Verherrlichung der preußischen Kriegsthaten, für welche kein gläubiger Katholik einen Kranz oder einen Reichszipfel vor die Fenster hängen wird!" Und solche Aeußerungen fallen in einem Lande, dessen Soldaten sich in der Schlacht von Sedan, in den blutigen Kämpfen von Bazeilles, solche Lorbern errungen haben! Die Vaterlandslosigkeit, früher ein gepriesenes Ziel höchster humaner Bildung in Deutschland, ist jetzt das Ideal der reichsfeindlichen Parteien geworden. Und trotz unsers großen nationalen Aufschwunges muß man bekennen: in keinem andern Lande Europas wäre ein solcher offener Protest gegen nationale Siege und Großthaten, trotz aller Spaltung der Parteien, eine Möglichkeit.

Die wichtige Frage, wie sich der niedere Klerus zu den preußischen Kirchengesetzen verhalten werde, welche zum Theil ohne seine Mitwirkung illusorisch sind, scheint denn doch in einem für die Regierung günstigern Sinn beantwortet werden zu müssen, als dies bisher geschah; wenigstens deuten allerlei Symptome darauf hin, daß der blinde Gehorsam gegen die Römische Curie dort eine Grenze findet, wo für den Klerus die Existenzfrage mit ins Spiel kommt. In Posen, wo sich die kirchlichen Conflicte am nachdrücklichsten ausprägen, weil sie noch durch die nationalen verstärkt werden, ist in klerikalen Kreisen eine Bewegung unverkennbar, welche gegenüber der Opferfreudigkeit der Bischöfe in die Bahn der Zugeständnisse einzulenken sucht. Jene ultramontanen Adressen an die beiden Domkapitel in Posen und Gnesen waren schon von etwa 50 Geistlichen nicht mit unterzeichnet worden, und von denen, welche sie mit unterzeichneten, scheint eine beträchtliche Zahl ihre Unterschrift jetzt verleugnen zu wollen, indem sie durch den Druck der Domkapitel dazu genöthigt worden sei. So haben Versammlungen von Geistlichen in Kosten, Wongrowice und neuerdings in Pleschen stattgefunden, in denen man erörtert hat, ob es nicht an der Zeit wäre, mit Rom und seiner Politik zu brechen und den eigenen, durch die Zeitverhältnisse vorgeschriebenen Weg zu gehen. Von der innern Zerklüftung im Klerus legt auch die Thatsache Zeugniß ab, daß der Vicar Kubaczek, von dem Patron von Xions, dem Rittergutsbesitzer Kennemann, zum Propste ernannt am 29. Aug. in seine Stelle eingeführt wurde. Der Gehorsam gegen die preußischen Kirchengesetze und der Ungehorsam gegen die Römische Curie fanden hierin einen unzweideutigen Ausdruck. Freilich gab diese Bereitwilligkeit des neuen Vicars, welche in der That ein bedrohliches Symptom für die Kirche und die Festigkeit ihrer Disciplin ist, zu Unruhen Veranlassung. Der Dekan Rzezniewski aus Jarocin und der bisherige Vicar von Xions verweigerten die Herausgabe des Kirchenschlüssels und der Kirchenbücher; die Kirche und der Schrank, in welchem sich die letztern befanden, mußten zwangsweise geöffnet werden. Am Sonntag darauf drang ein Volkshaufe in die Kirche mit Fahnen, Kreuzen und Heiligthümern; der Propst Kubaczek mußte vor den Insulten der Menge durch Militär geschützt werden. Rzezniewski sprach später den großen Kirchenbann über den abtrünnigen Priester aus. Deshalb wurde gegen den Dekan die Untersuchung eingeleitet. Dieser eine Fall zeigt uns die ganze Tragweite des staatskirchlichen Conflicts. Die Bedeutung desselben liegt weniger in den Unruhen und in dem Kirchenbann der Römlinge, als darin, daß es doch katholische Geistliche gibt, welche beiden zu trotzen wagen.

In ihrem Vorgehen gegen die katholischen Prälaten, welche die kirchenpolitischen Gesetze nach wie vor misachten, hält die Regierung streng die einmal betretene Bahn ein. Dem Bischof Martin von Paderborn ist von seiten der Regierung die Aufforderung zugegangen, sein Amt niederzulegen. Geschieht dies nicht innerhalb der gesetzlich bestimmten Frist, so wird bei dem königlichen Gerichtshofe die Anklage auf Dienstentsetzung gegen ihn erhoben. Der Bischof von Ermeland ist am 15. Sept. wiederum wegen eines Verstoßes gegen die kirchenpolitischen Gesetze zu einer Geldstrafe von 200 Thlrn. von dem Kreisgericht in Braunsberg verurtheilt worden; über drei vorangegangene ähnliche Fälle schwebt noch die Entscheidung der zweiten Instanz; den zahlreichen ausländischen Karmeliterinnen im Posenschen ist der fernere Aufenthalt in Preußen verboten worden. Doch abgesehen von der strengen Auslegung und Anwendung der Kirchengesetze sucht die preu-

ßische Regierung das Uebel an der Wurzel anzufassen, nach dem richtigen ärztlichen Grundsatz, daß es besser ist, Krankheiten vorzubeugen als sie zu heilen. Dieser staatsmännischen Prophylaxis darf man die Erweiterung der zu Münster bestehenden theologisch-philosophischen Akademie zuschreiben, die bisher für die Propaganda engherziger Gesinnungen durch ihre Einseitigkeit und Abgeschlossenheit, durch die Beschränkung auf eine einzige Facultät in Westfalen und dem Münsterlande sehr mitgewirkt hat. Eine gesunde Ventilation dieser stockigen geistigen Atmosphäre hat der Oberpräsident von Westfalen, von Kühlwetter, dadurch angebahnt, daß er an dieser Akademie sieben neue Lehrstühle für lauter unkirchliche Wissenschaften, wie Mathematik, Chemie, Mineralogie, Botanik, Geschichte, Kunstgeschichte und Staatswissenschaften errichtet hat. Damit ist der erste Schritt geschehen, die confessionell einseitige Akademie zu einer paritätischen Universität zu erheben.

Zu diesen vorbeugenden Maßregeln der Regierung gehört auch das Gesetz über das geistliche Ordens- und Congregationswesen, welches dem preußischen Landtage in seiner nächsten Session vorgelegt werden soll und durch welches die in Preußen bestehenden Congregationen unter genaue staatliche Controle gestellt werden sollen, um Uebergriffe jeder Art in die Freiheit des einzelnen wie in die Rechte des Staates zu verhüten. Die Kirche trug bisher oft über den Staat durch ihre bewunderswerthe Organisation den Sieg davon. Da jetzt die Regierung eine organisatorische Thätigkeit entwickelt, welche, wenn auch neuschöpferisch, doch ein bedeutendes Gegengewicht in die Wagschale wirft gegen jene alten Institutionen der Kirche, so wird ihr in dem Kampfe gegen Rom, wenn er ausdauernd fortgeführt wird, schließlich der günstige Erfolg nicht fehlen.

Die altkatholische Bewegung macht inzwischen im Süden Deutschlands entschiedene Fortschritte. Bei dem Altkatholikentage in Freiburg (6. Sept.) waren über 3000 Anhänger der Bewegung anwesend; von Schulte, Reinkens und andere hielten hier Reden. Schon früher, bei einem Festmahle in Karlsruhe, hatte der altkatholische Bischof Reinkens die erfreuliche Fortentwickelung der Bewegung constatirt. Er hatte im Badenschen, in Manheim, Heidelberg, Karlsruhe überall wohlorganisirte Gemeinden gefunden; in Baden-Baden waren 40 Kinder zur Firmelung angemeldet. In Westfalen sind seit dem konstanzer Aufruf viele neue Gemeinden in Allendram, Dortmund, Lippstadt, Bochum u. a. entstanden. In Schlesien, in Ost- und Westpreußen und selbst in Baiern ist die Zahl der Altkatholiken eine beträchtliche und noch immer im Zunehmen begriffen. Ein Cardinalpunkt der Bewegung, der auch auf dem freiburger Congreß nach Gebühr hervorgehoben wurde, besteht in der Bestimmung, daß das Kirchenvermögen nicht der Kirche in abstracto, sondern der Gemeinde gehöre, sodaß die Altkatholiken ein Recht haben zur Benutzung der Kirchen, Kirchengeräthe, Pfründen und Benefizien unter billiger Berücksichtigung der Seelenzahl beider Parteien, welche durch eine Abstimmung über den Unfehlbarkeitsbeschluß festgestellt werden soll.

In Oesterreich hat die Kaiserreise nach Böhmen, welche durch die Manöver bei Brandeis veranlaßt war, den Anstoß zu einer politischen Bewegung im Czechenlande gegeben, deren letzte Resultate noch abzuwarten sind. Das Bestreben, aus dieser Reise für das Czechenthum und die Sonderstellung des Königreichs Böhmens Kapital zu schlagen, muß als gescheitert betrachtet werden. Der Kaiser war von keinem verantwortlichen Minister begleitet; er hat die Deputationen, welche mit „Ausgleichsadressen“ zu ihm kamen, nicht angenommen und in allen seinen Reden den Standpunkt der constitutionellen Gesammtmonarchie festgehalten. Die Anhänger der „Wenzelsmonarchie“ sind gezwungen, ihre Niederlage selbst einzugestehen. Dagegen hat die Antwort, welche der Kaiser dem prager Erzbischof, Cardinal Fürsten Schwarzenberg, ertheilt haben soll, Besorgnisse wach gerufen, daß die persönlichen Sympathien des Monarchen der katholischen Kirche in ihrer neuesten Gestalt zugewendet seien. Diese in den officiellen Blättern nicht mitgetheilte Anrede sprach die Absicht des Kaisers aus, die Kirche zu schützen, soweit es in seinen Kräften liege und die Verhältnisse es zuließen, und das Bedauern darüber, daß er durch die Verhältnisse gehindert worden sei, zum Schutze der Kirche das zu leisten, was dem Verlangen seines Herzens entsprach.

Auch als eine Frucht der Kaiserreise kann der Eintritt der sieben Jungczechen in den böhmischen Landtag betrachtet werden.

In Frankreich nimmt die Rundreise des Staatsoberhauptes in der Bretagne und den nordwestlichen Provinzen das allgemeine Interesse der Zeitungen in Anspruch. Zwar fehlt dieser Reise und den Reden des Präsidenten jenes dramatische Interesse, welches sich an die Rundreise des Prinz-Präsidenten Louis Napoleon im Jahre 1851 knüpfte; denn damals fand eine Steigerung in den Herzensergüssen des Staatsoberhauptes statt; von Station zu Station wurden dieselben verständlicher und kühner und wiesen immer deutlicher auf das werdende Kaiserreich hin. Mac-Mahon aber ist kein ehrgeiziger Träumer, der nach höhern Zielen strebt; sein Ehrgeiz hat mehr erreicht, als er je erwarten konnte, und er begnügt sich damit, überall zu versichern, daß er sieben Jahre lang die ihm übertragene Machtstellung behaupten werde. Niemals hat die Regierung eines großen Staates ein so steriles Programm zur Schau getragen, sowenig man die Loyalität des Generals bezweifeln darf, der das Compromiß der Parteien, aus welchem seine Herrschaft hervorgegangen, ernst nimmt und sich streng an den Wortlaut der Uebertragung hält. Im Grunde ist dies Septennat doch nur ein leeres Futteral, und wenn es irgendeinen Inhalt bekommen soll, so benutzt es das Staatsoberhaupt Frankreichs als Degenscheide; denn der Degen des Soldaten soll die Ordnung in Frankreich aufrecht halten. Die orléanistischen Blätter predigen neuerdings die Lehre von der alleinseligmachenden Säbelherrschaft und preisen die Macht des Marschalls als unerschütterlich, weil sie sich auf 500000 Bajonnete stütze. Das Prätorianerthum entspricht aber durchaus nicht dem Geiste des Bürgerkönigthums, und nur durch einen Abfall von den Principien desselben können die Orléanisten jetzt einen derartigen Ton anschlagen; wie es scheint, betrachten sie den Marschall als einen Thürhüter der Orléans. Jedenfalls haben die Orléanisten im Cabinet Mac-Mahon's eine sehr einflußreiche Stimme. Der Plan, den Herzog von Aumale an die Spitze der Regierung zu stellen, ist nicht aufgegeben, für den Fall, daß das Septennat, trotz aller Betheuerungen des Marschalls, durch irgendeinen Fehler der weltgeschichtlichen Logik, nicht sieben Jahre dauern sollte. Man will den Herzog von Aumale zum Vicepräsidenten der Republik oder zum Präsidenten der Zweiten Kammer ernennen, und glaubt die Sympathien mehrerer fremder Mächte für diesen Plan gewonnen zu haben. Großfürst Konstantin, der auch Thiers besuchte, soll dem Marschall Mac-Mahon bei diesem Besuch eine nicht miszuverstehende Schmeichelei gesagt haben, indem er sein Bedauern ausdrückte, daß an der Spitze von Frankreich nicht ein Mann von Kopf wie der Herzog von Aumale stehe.

Bei seiner Rundreise in der Bretagne waren dem Marschall ähnliche Erfahrungen nicht vorenthalten. Der Ruf „Es lebe die Republik!“, den General Leflô, Kriegsminister der republikanischen Septemberregierung, durch den Ruf „Es lebe Frankreich!“ vergeblich zu corrigiren strebte, ertönte in Morlaix, Lille und an andern Orten, und wurde von der Umgebung des Marschalls als eine feindliche Drohung betrachtet. So groß ist der Aberwitz der jetzigen französischen Zustände, daß, während die europäischen Gesandten ausdrücklich bei dem Präsidenten der Republik accreditirt sind, ein Hochruf auf die Republik für eine revolutionäre Demonstration gilt. Wenn Mac-Mahon einmal selbst in diesen Ruf mit eingestimmt hat, wie die Blätter berichten, so hat er wol nur daran gedacht, aus der Noth eine Tugend zu machen, im Grunde aber die gesunde Logik der Dinge zu ihrem Rechte kommen lassen. Nicht minder misliebig als dieser Ruf sind dem Präsidenten der Republik gewiß einige Anreden gewesen, besonders diejenige, welche der Präsident des Handelstribunals von Saint-Malo an ihn richtete. Dieser hob hervor, daß sich die Handelsgeschäfte in einer bedauerlichen Stockung befänden, daß diese Abnahme der Geschäfte aus der Unsicherheit der Zukunft entspränge, welche die Folge eines unbestimmten Zustandes sei, der allen Combinationen recht zu geben scheine, indem er die gegenwärtige Form bedrohe. Diese aber sehe das Land ohne Unruhe, denn die republikanischen Institutionen seien sehr verträglich mit der Ordnung und mit der Sicherheit der Geschäfte. Der Marschall betonte in seiner Erwiderung, daß Frankreich allerdings eine definitive Regierung habe, nämlich das Septennat. Nicht minder misliebig mochte ihm die Bemerkung Simon's in Saint-Nazaire sein: was die jetzige machtlose

Nationalversammlung nicht thun könne, werde die künftige thun; denn dieser machtlosen Nationalversammlung verdankt ja Mac-Mahon seine Vollmachten.

Der Klerus der Bretagne hat natürlich nicht unterlassen, dem Marschall in allen Städten seine Huldigung darzubringen und dabei die Jeremiaden über den Nothstand der Kirche, über den Gefangenen im Vatican ertönen zu lassen. Am vorsichtigsten sprach noch der Erzbischof von Rheims. Der Bischof von Quimper äußerte schon kühner: „Ich kenne Ihre Ergebenheit für den Papst und für die Interessen der Religion. Der Klerus der katholischen Bretagne verbindet in seinen Gebeten immer die Kirche und Frankreich. Ihre Schmerzen wie der Triumph, auf welchen er hofft, sind in seinen Augen untrennbar." Der Bischof von Angers, Freppel, sagte am kühnsten: „Der Klerus und ich applaudirten, als die Nationalversammlung die Staatsgewalt in Ihre Hände legte, in der Meinung, Sie würden dazu beitragen, Frankreich auf die Bahn ruhmreicher Traditionen zurückzuführen, die seit Jahrhunderten seine Größe ausmachten. Ich würde glauben, Ihren christlichen Gefühlen nicht entsprochen zu haben, wenn ich nicht hinzufügte, das Herz eines Bischofs könne keine Freude empfinden in Gegenwart der Leiden, welche die Kirche und ihr erhabenes Oberhaupt treffen." Der Marschall hat sich stets als guter Sohn der Kirche erwiesen und erwies sich auch so in der Bretagne. Einem Maire aus den Landgemeinden, der ihm zurief: „Schützen Sie unser heilige Religion!" versprach er dies zu thun. Als die ultramontanen Blätter gerügt hatten, daß Mac-Mahon nicht stets zuerst in den Städten die Kathedralen aufsuche, wie dies die französischen Könige gethan, suchte der Marschall bei spätern Besuchen diesen Verstoß wieder gut zu machen. Besonders aber gewann er die Gunst des Klerus, als er sich nach dem bretagner Gnadenorte von Sainte-Anne-d'Auray begab, und in der Gnadenkirche vor dem Hochaltar niederkniete auf einem Betstuhl, den die Kaiserin Eugenie eigenhändig gestickt und für die Kirche gestiftet hatte, und als er zum Schluß nicht versäumte, sich in das Wallfahrtsregister einzuschreiben.

Trotz aller officiellen Festlichkeiten konnte der Eindruck dieser Rundreise weder auf den Marschall noch auf das Land von Bedeutung sein; der letztere mochte sich überzeugen, daß dieselben Parteien, die in Paris sich bekämpfen, auch die Provinz unterwühlen, und daß für sein „Septennat" keine Begeisterung herrscht. Die Proclamation der doch einmal thatsächlichen Republik und eine auf das linke Centrum sich stützende Regierung würden diesem Schatten des Septennats doch ein greifbares Leben verleihen und besonders gegenüber den Intriguen der Bonapartisten, die in dem Departement Maine-et-Loire bei der Nachwahl wieder den Sieg davongetragen haben, ein bedeutsames Gegengewicht geben.

Bedrohlicher als alle Ausfälle Rochefort's in der „Lanterne" sind für die Popularität Mac-Mahon's die Angriffe, die sein früherer Waffenbruder, der Flüchtling von Sainte-Marguerite, Bazaine, in seinem Schreiben an den „New-York Herald" gegen ihn richtet. Bazaine hatte bei seinem Verhör vor dem Kriegsgericht geschwiegen, wahrscheinlich weil er Mac-Mahon nicht reizen wollte, um sich nicht die erwartete Begnadigung und Linderung der Haft zu verscherzen. Jetzt, nach seiner Flucht, ist ihm die Zunge gelöst; außer dem Briefe, den er veröffentlichen ließ, will er auch eine Kritik des Feldzuges von 1870 erscheinen lassen, deren Grundzüge in diesem Schreiben bereits sichtbar sind. Bazaine sagt zwar nichts Neues; dennoch muß es Eindruck machen, wenn er selbst die Franzosen auf jene tragische Ironie des Schicksals hinweist, daß ein General, der weit eclatantere Niederlagen erlitten, als er selbst, mit der höchsten Macht in Frankreich bekleidet wird, während er selbst wegen seiner Mißerfolge zum Tode verurtheilt und in den Kerker geworfen wird. Bazaine ist zwar kein sympathischer Charakter; er ist einer der echt imperialistischen Haudegen, welche auf alle Männer von Geist, wenn sie nicht den Tornister getragen haben, auf alle Redner, Advocaten mit Verachtung herabsehen und an die Alleinberechtigung des Säbels glauben; doch er ist ein tapferer Soldat, nennt die Dinge bei ihrem rechten Namen, und aus seiner Ergebenheit für den Kaiser, die aus seinem letzten Briefe spricht, darf man ihm gewiß keinen Vorwurf machen. Man kann ihm nicht unrecht geben, wenn er über Mac-Mahon, den die Laune des Schicksals auf die höchste Machtstufe erhob, selbst zu Gericht sitzt, wenn er sagt: „Im Verlaufe meines Processes hätte ich gegen Mac-Mahon dieselben Waffen gebrauchen können, die gegen mich gebraucht worden waren. Ich hätte zu meiner Vertheidigung anführen können, daß

Mac-Mahon sich im Elsaß überraschen und schlagen ließ, ohne mehr als andere die gegen ihn im Anzuge begriffene Uebermacht in Rechnung gezogen zu haben; daß er den Rückzug angetreten, ohne eine Vertheidigung der Vogesen anzustreben, ohne den Feind auch nur einen Tag in deren Défilés festzuhalten, ohne die Eisenbahnen zu benutzen und schließlich, daß er den Elsaß zu hastig geräumt habe, ohne, wie besondere Vorschriften es erheischten, in den befestigten Plätzen dieser Provinz hinreichend starke Besatzungen für eine lange und kräftige Vertheidigung zurückzulassen; daß er sich auf Châlons zurückgezogen, statt hinter meinen Rücken, ohne auf das 5. und 7. Corps und auf die Vertheidigungslinie der Seille Rücksicht zu nehmen, wodurch meine rechte Flanke entblößt und überflügelt wurde, trotz der ihm zugemittelten Ordre, sich nicht über Nancy hinaus zurückzuziehen, daß durch seine Unkenntniß über die Stärke und die Bewegungen des Feindes, durch seine Anmaßung, blind eine Schlacht anzunehmen, durch seine Unklugheit, den Ruf aller seiner gestählten afrikanischen Truppen auf das Ergebniß eines einzigen Kampfes zu wagen, durch seine persönliche Tapferkeit, die ihn verleitete, Soldaten-, statt Befehlshaberdienste zu leisten; daß durch alle diese Fehler er als eine der ersten Ursachen unserer Niederlagen angesehen werden konnte."

Eine scharfe Beurtheilung, auch für die militärische Kritik des Feldzuges nicht unwichtig, jedenfalls von competenter Seite ausgehend! Mit noch größerer Schärfe wendet sich Bazaine gegen den Herzog von Aumale, den Throncandidaten der Zukunft, und ist in der Verurtheilung der Popularitätssucht und der geringen Kriegsthaten dieses Prinzen der allgemeinen Zustimmung sicher. Wenn Bazaine sein Kriegsgericht schon wegen der Zusammensetzung desselben verwirft, weil er nicht durch seinesgleichen gerichtet worden sei, so macht er besonders dem Herzog von Aumale den Vorwurf, daß es von seiner Seite kaum verständig gewesen sei, sich bei dieser Gelegenheit in den Vordergrund zu stellen, um einen Marschall von Frankreich zu richten. Er nennt den Herzog einen jungen Soldaten, der in seiner Laufbahn blos eine einzige Waffenthat zähle, indem er vermittels eines kühnen und geschickten Marsches das Lager Abd-el-Kader's überrumpelt und die Frauen und Heerden des Feindes fortgeschleppt habe. Diese That genüge aber nicht zum Verständniß der militärischen Handlungen eines Obercommandanten der kaiserlichen Garde. Bazaine fügt hinzu: „Alles was ich dem Herzoge wünsche, ist, daß er nicht gezwungen werde, den Oberbefehl einer gegen von Moltke und die deutsche Uebermacht gesendeten Armee zu übernehmen, am wenigsten unter so beklagenswerthen Umständen wie ich, d. h. mit einer erst in der Bildung begriffenen Armee, die sich durch ihre Führer noch nicht recht handhaben ließ, deren Ausrüstung noch nicht vollständig und deren rechter Flügel schon gänzlich aufgerollt war." Bazaine wünscht dies nicht dem „jungen Soldaten, der Krieg hätte führen und lange Zeit commandiren müssen, bevor er den Anspruch erheben durfte, daß man seinen nominellen Generalstitel ernst nahm". Die Sprache, die der Exmarschall gegen den orléanistischen Prinzen führt, ist eine vernichtende; denn das Präsidium bei jenem schmachvollen Kriegsgericht hat ihm sicher die Sympathien aller taktvollen Männer in Europa und gewiß auch die des französischen Heeres vollständig entfremdet.

Der Proceß über diejenigen Offiziere, welche Bazaine's Flucht begünstigt haben sollen, ist entschieden; mehrere, darunter der Oberst Villette, sind zu sechsmonatlicher Haft verurtheilt. Bazaine selbst hat seinen Degen, wie es scheint, den Bonapartisten zur Verfügung gestellt, aus deren Heerlager indeß die Eintracht gänzlich verschwunden ist. Prinz Napoleon droht mit Enthüllungen über die Kaiserin Eugenie, welche bis in die Vergangenheit derselben zurückreichen sollen und jedenfalls Europa von dem verhängnißvollen Einflusse der gekrönten Demi-Monde näher unterrichten werden.

Die Permanenzcommission, der Schatten der selbst schattenhaften Nationalversammlung, verhandelt inzwischen mit der Regierung über die Flucht Bazaine's, über die Unterdrückung einzelner liberaler Zeitungen, über die zahlreichen Verhaftungen von Republikanern in Marseille, über die Anerkennung Spaniens und über den noch immer in den italienischen Gewässern kreuzenden L'Orénoque, ein demonstratives Kriegsschiff, das wie das Wrack des französischen Einflusses in Italien sich dort von den Fluten treiben läßt.

Die Anerkennung der spanischen Regierung von seiten Deutschlands, Frankreichs,

Englands, Oesterreichs und Italiens ist jetzt eine unzweifelhafte Thatsache; die meisten Gesandten sind schon in Madrid eingetroffen oder auf dem Wege dorthin. Daß sich Rußland von dieser Anerkennung ausgeschlossen hat, ist wol kaum auf Velleitäten einer veralteten Legitimitätspolitik zurückzuführen, eher vielleicht auf persönliche Sympathien des Kaisers für Don Carlos, der vor Beginn seines letzten Feldzuges selbst in Petersburg war, um sich der Gunst des russischen Monarchen zu versichern, oder auf staatsrechtliche Anschauungen, denen zufolge die thatsächliche Regierung des Marschalls Serrano doch eines jeden diplomatisch greifbaren Rechtstitels entbehrt. Eine Niederlage der Politik des Fürsten Bismarck wird man darin ebenso wenig erblicken können wie eine Lockerung der freundschaftlichen Verbindung zwischen den Mächten der frühern Heiligen Allianz. Die Ueberwachung der Pyrenäengrenze, besonders des Bidassoathales von seiten Frankreichs ist jetzt eine ernst gemeinte, und als die Kugeln der Karlisten vor Puycerda auf das französische Gebiet fielen, trat alsbald ein französisches Bataillon ins Gewehr und die Karlisten wurden bedeutet, besser zu treffen und nicht den Krieg auch nach Frankreich hinüberzuspielen. Der Zwischenfall, daß die deutschen Reichsschiffe Albatros und Nautilus von den Karlisten, welche die kleine Seefeste Guetaria belagerten, mit Kugeln beschossen wurden und diese Feindseligkeiten in gleicher Weise erwiderten, hat viel von sich sprechen machen; er hätte unter andern Umständen wol zu einer Intervention führen können. Denn mögen die Karlisten auch nicht als kriegführende Macht anerkannt sein, so straft man doch selbst an Piraten die Beleidigung eines nationalen Banners. Doch der deutschen Politik kam diese Episode nicht sehr gelegen; eine Intervention in Spanien war in jeder Hinsicht unmöglich; so wurde das Attentat auf unsere Reichsfahne als ein nichtssagendes Intermezzo hingestellt, wird aber jedenfalls dazu beitragen, daß die deutsche Diplomatie das Netz zur Umstrickung des Karlismus fester und enger zusammenzieht. Schon hat die Anerkennung der Regierung Serrano's durch die europäischen Mächte ihm den moralischen Todesstoß versetzt; die Entmuthigung in ihren Reihen ist eine Thatsache. Allerlei kannibalische Züchtigungen, welche sie ausüben, und bei denen Donna Blanca stets die Rolle einer Messalina spielt, haben sie vor dem Tribunal der öffentlichen Meinung Europas längst gerichtet; selbst Cabrera, der karlistische Veteran, gibt diese Karlisten preis, und misvergnügte Offiziere, die zu ihm halten, begeben sich nach Frankreich; die Basken, denen Don Carlos ihre „Fueros“ bewilligt hat, machen von diesen Rechten und Freiheiten den ausgedehntesten Gebrauch; nach Eroberung der Grenzfestung Urgel ist den Königlichen keine Waffenthat mehr gelungen; Puycerda hielt sich in heldenhafter Abwehr gegen wiederholte Belagerungen und Stürme. Die Verwüstung von Camahorra, der Sieg der Regierungstruppen bei Tuyo, eine Niederlage der Karlisten in der Nähe von Puycerda, sind Ereignisse vom Kriegsschauplatze ohne größere Bedeutung. Die neue Aushebung von mehr als 60000 Mann wird den Regierungstruppen erst die nachhaltige Kraft zu einem entscheidenden Angriffe auf die Hauptmacht der Karlisten bei Estella geben. Inzwischen ist der Commandant der Nordarmee und Premierminister Zabala von beiden Stellungen zurückgetreten, da seine alfonsistischen Sympathien zu offenkundig und demonstrativ waren; im Oberbefehl wurde er durch den General Laserna, im Ministerrath durch Sagasta ersetzt, sodaß ein im Geiste der Septemberrevolution gebildetes Ministerium jetzt wieder die Geschicke Spaniens leitet.

Berichtigung.

Wir erwähnten in unserer letzten Revue, auf einer Zeitungsnotiz fußend, daß die Schwester der Donna Blanca die Gemahlin des Erzherzogs Rudolf sei; sie ist aber die Gemahlin des Erzherzogs Karl Ludwig, ältesten Bruders des Kaisers Franz Joseph.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das französische Pamphlet von Courier bis auf Rochefort.

Von

J. J. Honegger.

Es ist etwas Eigenes und Delicates um die Stellung des Pamphlets in der Literatur. Ist es ohnehin bei der überwuchernden Masse unserer modernen Schriftproduction für den Literaturhistoriker eine der mühsamsten und nebenbei unerquicklichsten Aufgaben, welche ihn die Arbeit vieler Tage und Nächte kostet, daß er sich den sichern Takt aneigne, in den einzelnen Nationalliteraturen und den Schriftgattungen herauszufühlen, wo wirklich die Literatur aufhört und die Makulatur anfängt, so muß das flüchtige Kapitel der Flugschriften diese Schwierigkeit noch ganz bedeutend steigern; das liegt in seinem Wesen und Begriff. Sinkt das Flugblatt zur bloßen Schmähschrift herunter, so fällt es dem Kapitel „Makulatur" zu, und diese Gefahr liegt ihm sehr nahe, schon aus dem einfachen Grunde, daß die auf die Wirkung des Moments gebaute und ausgehende Gattung in der Autorschaft mehr auf scharf zugespitzte, jedenfalls eher beißende als anmuthig liebenswürdige Köpfe rechnen muß. Sonst verfällt sie einer andern, aber um nichts geringern Gefahr: sie wird matt und unlebendig, und das ist ihr Tod. Ein zweites Moment theilt sie mit der Rede: soll sie wirken, rasch und stark wirken, so muß der Verfasser unbedingt des Stils in seinen verschiedenen Variationen Meister sein. Und da nun das Zusammentreffen der mannichfachen Eigenschaften des Gedankens und Stils jederzeit nur Ausnahmen constituirt, so läßt sich sehr leicht erklären, warum zu allen Zeiten und bei allen Völkern die weitaus größte Masse der Flugschriften nur ein Tagesleben führt und verschwindet, ohne weiter eine Spur zu hinterlassen und ohne eigentlich je der Literatur angehört zu haben. Der Pamphletist, der sich als solcher und ausschließlich als solcher zu einer Literaturgröße machen will, muß jedenfalls eine eigengeartete Persönlichkeit von nicht geringen Talenten sein.

Unstreitig hat im Laufe des letzten Jahrhunderts diese Art Schriftwesen in keiner Nation die gewichtige Bedeutung angenommen wie in der französischen. Uebrigens ist das altes Erbtheil: schon zur Zeit der Fronde wurde alles gedruckt, Libelle und Pamphlete jagten sich, und das Publikum gewann so großes Interesse an den politischen Debatten, daß die Flugschriften bisweilen in 8—10000 Exemplaren ausgegeben wurden. Dieses Vorwiegen liegt an bestimmten und gerade in der Neuzeit scharf ausgeprägten Charakterzügen jenes Volkes, und noch mehr an dem Gange seiner Geschichte in der Zeit

der von ihm heraufbeschworenen Revolutionen. Es ist eine ganz gewöhnliche und leicht zu constatirende Thatsache, daß die Flugblätterliteratur mit dem ganzen satirischen Schriftwesen, dem sie eine große Menge ihrer Eigenschaften entnimmt, ihre Blüte treibt in Zeiten von Krisen, von geistigen und thatsächlichen Revolutionen, Zeiten des Kämpfens und Ringens, in Uebergangsphasen aus einer Culturform in eine wesentlich umgestaltete neue, von einer absterbenden Welt und Generation in eine erst werdende ganz modernen Sinnes und Strebens. Da reiben sich die Geister, und da fliegen die Raketen der Rede und Schrift auf. Ein nahe liegendes Beispiel gibt das Reformationszeitalter.

Die Vorliebe der Franzosen für diese leichte Schriftgattung berührt sich zweifellos mit jenem ihrem Charakterzuge, der so gern den leichten Witz und die Satire sprühen macht, das Lustspiel heraustreibt, namentlich das der kleinern und leichten Gattungen: das Vaudeville mit jenen Couplets, die nur der Pariser kennt und schätzt. Aber dazu kommt fördernd und auf gleicher Bahn treibend ein zweiter Umstand: seit die Franzosen von der Mitte des vorigen Jahrhunderts an anfingen, der Revolution zuzusteuern, sind sie eine ausgesprochen politische Nation, mag sich diese Neigung oft auch blos auf das lebhaft bewegliche Debattiren und Discutiren der öffentlichen Zustände beschränken. Theater und Conversation geben den natürlichen Ansatz zum Pamphletstil. Was wir über die unauslöschliche Neigung zum Politisiren andeuteten, das bezeugt schon um die Mitte des vorigen Jahrhunderts der niederländische Graf von Wassenaer, welcher von den Franzosen seiner Zeit behauptet: sie seien viel größere Politiker, als wofür man sie in Europa gemeiniglich halte, et qu'il n'y avait à Paris ni dame ni évêque ni chat qui ne lui parlât politique.

Von dem Umfange französischer Flugschriftenliteratur mag es einen Begriff geben, wenn ein Beobachter vom Jahre 1788 berichtet: ein Freund dieser Art von Schriften habe in der zweiten Hälfte jenes Jahres nicht weniger als 2500 neu erschienene Flugblätter zusammengetragen und sei noch weit davon entfernt gewesen, eine vollständige Sammlung zu besitzen. Wenn aus dieser Unmasse eigentlich blos eine einzige unsterblich geworden ist, und zwar diejenige, welche der im Sturmschritt aufziehenden Revolution die mundgerechteste Formel für ihr Losungswort gab: Sieyès' „Qu'est-ce que le tiers-état?" — so ist das, wofern eine unserer einleitenden Bemerkungen recht hat, gar nicht zu verwundern. Jedenfalls dürfen sich die französischen Pamphletisten des 19. Jahrhunderts auf einen berühmten Ahnherrn berufen, den doctrinären Abbé und weltgeschichtlichen Constitutionenmacher.

In allen Literaturen ist die Zahl der specifischen Pamphletisten, die einzig und allein in dieser Gattung zu einem Namen von so großer Bedeutung sich erheben konnten, um wirklich als Literaturvertreter bleibend genannt zu werden, sehr klein; wol auf keinem andern Felde werden mehr Todte begraben und rascher, ob wir nun die Werke oder die Autoren nehmen. So kommt es, daß selbst unter den ganz wenigen Namen, die wir für unser Jahrhundert in der französischen Literatur als bleibende nennen müssen, mehrere sind, die neben diesem Genre ein zweites literarisches mit einem wesentlichen Theil ihrer Thätigkeit bedachten. Wie nahe steht der Zeit- und Tendenzroman! Ja in mehr als Einem hat die Geschichtsdarstellung ein pamphletistisch-journalistisches Gepräge angenommen, natürlich nicht zu Gunsten der geschichtlichen Treue. Schriftsteller wie Paul Louis Courier, der in anerkannter Meisterschaft sein Fach zur förmlichen Classicität erhob, oder wie, um den neuesten herauszugreifen, Henri Rochefort, der demselben eine fabelhafte Popularität und Verbreitung verschafft hat und so wie so als ein schimmerndes Phänomen von einschneidender Thätigkeit erhalten bleiben wird, sind zu allen Zeiten Talente höchst eigenthümlichen Wesens oder Köpfe von ganz besonderer Naturart, sie sind und bleiben Unica.

Es trifft sich eigenthümlich, daß für jede der großen politischen Hauptperioden seit der Restauration — unter der eisernen Militärautokratie des Napoleonismus konnte es niemand einfallen, das Pamphlet zu pflegen — Ein charakteristischer Hauptvertreter auftritt, und auf diese müssen wir uns beschränken. Für die Restaurationsperiode, d. h. wider sie, ist es Courier, für die julikönigliche Bourgeoisieherrschaftszeit Louis Marie de la Haye, Vicomte de Cormenin, für die neue Napoleonistische Afterperiode Edmond About in zweifelhafter Haltung, endlich in höchst entschiedener gegen ebendiesen Napoleonismus und für die gewollte und, auf unbekannte Zeit hin, nun wirklich in Krämpfen lebende französische Republik ihr populärster und getreuester Schildknappe, der abenteuernde Victor Henri, Graf von Rochefort-Luçay, der geborene Journalist und Agitator, daneben Theaterdichter, dessen Leben ein an den interessantesten Wechseln und Spannungen überreicher Roman ist. An sprühendem Witzfeuer leichten Gehalts ragt der letzte, an Sprach- und Gedankenwucht bleibendern Werthes der erste hervor.

Eine Arbeit von bedeutend ausgedehnterer Fassung, welche das Gebiet des satirisch-polemischen Journalismus, dessen Artikel ja durchweg die Rolle von Pamphleten spielen, beiziehen würde, müßte allerdings noch ungefähr ein Dutzend Namen auf den Plan führen; wir werden dieselben mit ein paar Worten streifen. Wenn wir die Reihe nach dem ersten Auftreten in der Zeit fixiren und zugleich nach der annähernden Uebereinstimmung oder directen Bekämpfung der Tendenzen stellen, würden etwa folgende bedeutende Repräsentanten aufzuführen sein:

Der jüngere Silvestre de Sacy, Sohn des berühmten Orientalisten (geb. 1801). Eingetreten war er zu allererst als höchst gediegener, umfassend gebildeter und kenntnißreicher, dazu mit anerkannter Meisterschaft der Sprache und des Gedankens eingreifender Kämpfer gegen das Ministerium Polignac, und er hielt sich von da an mit einer auf diesem Felde ganz ausnahmsweisen Festigkeit des Rufes auf einer von den kleinen und zweifelhaften Berührungen des Augenblicks möglichst freien Höhe der Anerkennung.

Auf anderm Boden, aber mit nicht sehr stark unterschiedener Bedeutung der Gesammtstellung, hielt sich der Legitimist Alfred Nettement (geb. 1805), der sich zunächst mit seinen geistreichen, stark satirischen Artikeln, welche trotz etwas eigenthümlicher, wie es scheint unbestimmt aus verschiedenen Principien zusammenschöpfender politischer Anschauungen gleichwol von tüchtig charakterfestem Wesen Zeugniß geben, kräftig an der Julidynastie und selbst persönlich an ihren Mitgliedern rieb. Der Gang der Dinge (Kaiserreich) bewog ihn später zum Zurücktreten aus dem politischen Leben und Kampfe.

Zwei weitere Vertreter stimmen in derselben Verurtheilung der Julidynastie mit dem ebengenannten zusammen, aber aus gänzlich verschiedenem Principienstandpunkte. Der Republikaner Marie Michel Altaroche (geb. 1811), früh durch die 1830er Revolution in die Journalistik hineingeworfen, 11 Jahre (1837—48) Oberredacteur des „Charivari" und den „Staatsmännern" dieses Witzblattes zugezählt, fällt nach zwei Seiten hierher: durch seine ebenda niedergelegten, nach Witz und Laune hervorstechenden, das Blatt glänzend oben haltenden Artikel im Stil der politischen Satire, dazu durch anderweitige politische Flugschriften. Die bedeutende Schriftstellerin Gräfin d'Agoult (Daniel Stern, geb. 1805), nach Abstammung und Wirken einen Uebergang vom französischen zum deutschen Wesen vermittelnd, hat nach der Februarrevolution, einmal ins Bereich der Politik übergreifend, in ihren „Lettres républicaines" schonungslos das Regiment des Bürgerkönigs, Sitten und Personen, verurtheilt. In noch frühere Zeit zurück geht der vorlauteste und rücksichtsloseste ultramontan-jesuitische Klopffechter Louis Veuillot, eine andere und sehr früh herausgewachsene Schattirung zu der modernern Keckheit, Unverschämtheit und Leidenschaft der Cassagnac, mit denen er auch die durch nichts zu störende Unermüdlichkeit theilt. Als hartnäckig schonungsloser Polemiker unabweisbar, ist der Mann

ein Anachronismus, der die ganze moderne Zeit ins goldene klerikale Mittelalter zurückführen möchte.

Auf Einem Punkte berührt sich mit Veuillot feindlich der gleichalterige Pierre Clément Eugène Pelletan, Gegner von Manier und Tendenz jenes Schreiers; er hielt die ganze Zeit über im politisch-socialen Kampfe aus, ein Vertreter des freien Fortschritts und der gemäßigt republikanischen Anschauungen, ein Mann, der sich naturgemäß an die Richtung Lamartine's anschloß und fortwährend in ihren Gleisen sich bewegte.

Unter die Namen schlechtesten Klanges, deren das zweite Kaiserreich eine so schöne Reihe repräsentirt, gehört der zu populärer Verrufenheit gekommene de Cassagnac. Fast die ganze anrüchige Publicistenlaufbahn des jetzt mit Leib und Seele an den wiedererstandenen Napoleonismus verkauften und als dessen unermüdlich kecker und rücksichtsloser Faustkämpfer berühmt gewordenen Adolphe Granier, genannt de Cassagnac (geb. 1808), bissig und hitzig, von einseitigster Parteilichkeit und Leichtfertigkeit des bald fertigen Urtheils, fällt in das Genre und Kapitel des Pamphlets. Der Mann ist immer Ultra und häutet sich mit überraschender Leichtigkeit: erst Classiker, dann übertreibender Romantiker; politisch Orléanist, Conservativer, Napoleonist, immer erkauft und wohl bezahlt. Die Reihe der Blätter, an deren er arbeitete oder die er gründete, ohne daß sie in der Regel lange leben blieben, ist von überraschender und höchst charakteristischer Länge. Sein Sohn Paul, unter den Auspicien des würdigen Vaters in die gleiche Laufbahn eingeführt, hat sich als gerathenes Früchtchen erwiesen, wol noch maßloser, zänkischer und skandalöser als der Alte. Der letztere war übrigens schon seit Mitte der dreißiger Jahre in seinem Handwerke thätig.

Zu minderm Rufe ist Clément Duvernois (geb. 1836) gekommen. Er nahm die ähnliche unlautere und halb verdeckte Schaukelstellung in der Journalistik des zweiten Kaiserreiches ein, wie der Unglücksvogel Emile Ollivier, der zur Abwechselung das Ministerium der honnêtes gens, eine Novität, repräsentiren sollte, in Wahrheit aber nur das der Unfähigkeit zu Tage brachte, in der praktischen Politik desselben. Er war sehr jung und à tout prix auf rasches Steigen speculirend auf den Plan getreten. Es ist eine Art komisch vergeltender Fügung der Geschichte, daß am Ende gerade dieser Journalist bestimmt war, ebenjenes Ministerium im Namen desselben Kaiserreiches, für das sie beide doch in ähnlichem Processe sich herausgehäutet und dem sie congenialen Geistes dienten, gewaltsam vom Schauplatz abzuführen. Uebrigens ist diese Laufbahn in ihrer Art ganz einzig; sie beginnt in Algier, setzt sich ebenda für das nutzlose algierische Ministerium des Prinzen Napoleon fort, treibt eine Zeit lang oppositionell-liberalisirende Scheinpolitik und wandert schließlich mit Sack und Pack ins Napoleonische Lager über, von ihm bezahlt und gehalten, etwas weniger dreist als die Cassagnac.

Langehin vertrat das noblere Gegenspiel zu den Cassagnac und Compagnie Lucien Anatole Prévost-Paradol (1829—70), durch Selbstmord endend als Opfer einer unseligen Täuschung über das Wesen und halbliberale Gebaren der letzten Jahre des Kaiserreiches. Er war lange ein mit außerordentlichem Talent und Gediegenheit der Auffassung ausgestatteter und schwer wiegender Feind dieses Regimentes gewesen, in erster Reihe der wenigen stehend, welche die Spiegelfechterei mit demokratischen Principien und das Spiel mit dem geduldig dienstbaren Werkzeuge des suffrage universel, allgemein das ganze sittenverderbliche und entnervende Gebaren desselben auf den Grund durchschauten und zugleich den Muth hatten, es soweit als möglich zu entlarven.

Eine publicistisch vielfach eingreifende Rolle spielen Vater und Sohn der gräflichen Familie de Kératry aus der Bretagne. Der Vater Auguste Hilarion, im Jahre 1869 90 Jahre alt gestorben, hat von der großen Revolution an noch die ganze Politik des Jahrhunderts in all ihren Phasen sich abspinnen sehen und mithandelnd nach verschiede-

nen Richtungen eingegriffen. Von Anfang an Freund der Revolution, hat er auch später unter der Restauration die freie Entwickelung in energischen Flugschriften und Reden befürwortet und die reactionäre Tendenz jener Zeit entschieden zurückgewiesen, gegen die Ministerien Villèle und Polignac. Vertheidiger der Tendenzen des Julikönigthums, ward er schließlich noch ein Verfolgter des neuen Kaiserreiches. Auf dieser Bahn folgte ihm der Sohn Emile (geb. 1832). Erst Militär, hat er sich als Koryphäe im Kampfe gegen ebendieses Kaiserthum hervorgethan. Sein eigenthümlicher Angriffspunkt auf dasselbe war die von ihm miterlebte mexicanische Angelegenheit: das Verhalten der kaiserlichen Politik gegen den unglücklichen Maximilian und die Affaire Jecker, dabei neues Material liefernd im heftigen Kampfe über diese ganze unheilschwere Unternehmung.

Ein letzter würde im Grunde seine Stellung neben Rochefort nehmen. Der Socialdemokrat Gustave Flourens (geb. 1838), Sohn des berühmten Arztes und Physiologen Marie Jean Pierre Flourens, Pairs von Frankreich, nahm seine ausgeprägte Haltung schon früh an und bethätigte sie gleich durch Zuwenden zur letzten polnischen, dann zur candiotischen Insurrection, hernach in Italien. Seit 1868 trat er in Paris als unversöhnlicher Feind des Kaiserreiches auf, mit und für Rochefort schreibend. Immer auf den Barrikaden, bei allen Insurrectionen betheiligt, ist der junge Mann schließlich im Kampfe der Commune und auf seiten derselben gefallen.

Das wären die kleinern Häupter des Faches, in dessen eng angrenzenden Streifgebieten des Journalismus sich bewegend und in gewissen Kundgebungen und Phasen förmlich zum Pamphlet übergetreten.

Wir kehren zurück zu den obersten Führern, von denen insonderheit der erste und vierte Typus auf diesem Boden geworden sind.

Paul Louis Courier, zugleich bedeutend als Philolog, führte als Pamphletär eine der meisterhaftesten Federn, die überhaupt je in französischer Sprache geschrieben haben, trat übrigens erst in gereiftem Alter in diese Gattung ein, und diese Reife wie der Gedanken so der Form, überall lebendig ausgeprägt, ist geradezu das Hauptkennzeichen und der hohe Vorzug seiner kleinen Schriftkunstwerke. Als Stilist steht er mit seiner Tonart ganz unvergleichlich und unnachahmbar da, und nicht leicht wird jemand auch nur versuchen, diese Art anzuschlagen. Seine gefürchtete Feder wirkte um so einschneidender, als sie erstens eine durchaus volksthümliche Wirkung zu machen verstand, und dies deshalb, weil Courier in und mit dem Volke fühlte, was dieses auch gleich herausfand, und als sie zweitens von bewußter Manneswürde, hohem sittlichem Ernst und unbedingter Wahrheitsliebe getragen war. Glänzender Witz und beißende Ironie, in leichtester Form und mit lachendem Humor ausgesprochen, und wo er recht einschneiden will, mit schwertscharfer Wirkung, machten Courier zu einem mächtigen und nicht leicht zu verwindenden Feinde der schiefen und lahmen Elemente im öffentlichen Leben der Restaurationsperiode. Der unermüdliche Kampf des durchaus hellen Kopfes und Geschichtskenners galt den in jenen Jahren der Ohnmacht nochmals mit aller Verkehrtheit aufgetretenen Ansprüchen des abgelebten Adels und der unwissend bornirten Klerisei, in hohem Stil allen veralteten Privilegien, Standesansprüchen und außer Curs gerathenen Pergamentrechten, denen er mit aller Wucht der Logik und der Satire ganz einfach das Recht der Neuzeit und des Volkes entgegenhält, und das Volk hat ihn als seinen Kämpfer erkannt und seinen Namen auf ein hervorragendes Postament gestellt. Er greift unerbittlich auch die ganze Verwaltung und Regierung an, die sich kopflos jenen verrosteten Ansprüchen als Instrument lieh, und langt ohne Furcht bis zur Krone hinan.

Wir nannten den Mann früher einmal den lachenden Pamphletisten und Dialektiker des neuzeitlichen Vormarsches, und in Wahrheit, es ist höchst ergötzlich, wie er mit den fin-

stern Faustkämpfern des mittelalterlichen Rückmarsches anscheinend spielt, aber ihnen hart auf die Fersen tritt. Seine Stellung in der Literatur ist einzig und unvergleichlich, der eigenartigst originelle Kopf, von allem andern, was neben ihm auftritt, unterschieden und zugleich davon unabhängig und höchstens seine souveräne Reaction dagegen herauskehrend.

Eine einzige Parallele liegt allerdings nahe: Courier ist als Prosaist das vollkommene Seitenstück zum politischen Liedersänger Béranger, theilt sich auch mit diesem in den Ruhm und die Volksthümlichkeit. Zum großen Stilisten bildete er sich durch eine ganz eigenthümliche und wieder nur von ihm so durchgeführte Studienweise, die sich wesentlich an die Sprache des 15. und 16. Jahrhunderts hielt und sich in seltenster Durchdringung mit dieser förmlich zu identificiren verstand, ohne dem Rechte der neuzeitlichen Sprache irgend zu nahe zu treten. Im Jahre 1826, vollständiger 1828 erschienen die gesammelten Werke des 1825 im Alter von 53 Jahren durch unbekannt gebliebene Mörderhand gefallenen Autors.

Courier repräsentirt nach seiner ganzen Naturart das kecke und franke Wesen des altgallischen Humors, genau wie in der Schreibweise die Wiederaufnahme eben des alterthümlichen und doch jetzt noch sehr volksthümlichen Stils, der jenem den naturgemäßesten Ausdruck gab. Er weiß sehr gut, was beim Volke anschlägt, und versteht es zu bieten. Altes und neues Wesen, dieses in entschieden fortschrittlichem Sinne, verschmelzen sich in ihm wunderlich amalgamirt und in eine überraschende Harmonie gebracht, die eben wiederum ein Original macht.

Er ist übrigens absolut nicht ein positiver Kopf, der sich ein auf praktische Anwendung gerichtetes politisches System zurechtgedacht hätte; er vertritt auch keine Partei, ist aber der schärfste Agitator und Angreifer auf alles, was ihm volksschädlich und freiheitsfeindlich erscheint. In diesem Verfahren setzt er an bestimmten Einzelpunkten, denen er seine Beispiele und Illustrationen entnimmt, an und stellt von da aus seine ganze große Angriffsfront auf. Das Hofleben und Willkürregiment, die Restaurationspolitik und Pfafferei, der überkommene saft- und kraftlose Formelzwang, der ganze akademische Zopf- und Kastengeist, die Ungerechtigkeiten im Gerichtswesen und Verkehrtheiten in der Politik, die Heuchelei verdorbener Prälatensitten u. s. w. bilden seine für den die satirische Geisel schwingenden Volksmann am tüchtigsten Stoffe überreichen Angriffsobjecte.

Besonders ergötzlich ist Courier dann, wenn er seinen Stoff derart gewählt hat, daß dieser ihm erlaubt, seiner Satire nebenbei in ungezwungenster Weise die Miene der Bonhomie aufzusetzen, indem er für Recht und Interesse der sonst gern von aller Welt verlassenen einfachsten Volksklassen streitet, für die armen Bauern, die er als Landgutsbesitzer durch enge Berührung hatte kennen lernen. Wer seine Satiren gelesen, erinnert sich immer wieder mit besonderm Vergnügen einer Stelle, in welcher er den Bauern seiner Gegend das unverkümmerte Recht vindicirt zu tanzen, wobei er dann die anscheinende Geringfügigkeit seines Gegenstandes dadurch zu heben weiß, daß er beweist, wie es immer gut gethan und gerathen ist, wenn man einem Volke seine Freude läßt und sich bestrebt zu bewirken, daß es wirklich fröhlich sei.

Was diesen Mann im Federkampfe so beherrschend machte, das ist jene kostbare, aber nicht anzuerziehende Eigenschaft, welche immer den überlegenen Kopf anzeigt: mitten in der erbitterten Opposition und provocirten Kampfeshitze wahrt er eine Geistesruhe, eine spottende Klarheit und Kälte der Logik, die jederzeit imponirt. Mit einer Argumentation und in einem Tone, die ihm ganz von selber gegeben und selbstverständlich erscheinen, sorglos, unbekümmert und spielend, schleudert er dem ganzen reactionären Regierungssystem, den klerikalen Finsterlingen und bornirten Administrationsmännern, Ministern oder Richtern oder fürstlichen Personen, die untergrabendsten Wahrheiten ins Gesicht, als ließe sich das eben gar nicht anders machen oder sagen. Indem sich seine unvergleichlich muster-

hafte Sprachbehandlung mit der sichersten Schärfe und Durchdringung des Auges verbindet, wird die Auffassung und Darstellung so ruhig klar, gewinnt sie einen so selbstgewissen Einblick sowol in die Triebräder seiner Zeit als in die allgemeinen Bedürfnisse und die Naturart seines Volkes, daß seine Sätze schon in der kostbar einzigen Ungenirtheit des Ausdrucks, der ihnen zuweilen fast das Gepräge der instinctiven Naivetät gibt, die Garantie einer durch Geschichtsstudie und psychologische Volkskenntniß befestigten Wahrheit an sich tragen. Es ist in der That, als sagten uns jene unbezahlbaren Porträts: da, nehmt uns wie wir sind, wir können ja gar nicht anders sein, weil wir wahr sind!

Die imponirende Sicherheit Courier's fordert unwillkürlich die Vergleichung heraus mit zwei nicht weniger berühmten Zeitgenossen: dem hochbedeutenden Engländer Moore und dem in seiner specifischen Gattung um nichts geringern Italiener G. Giusti, die in der Poesie, nämlich in der ganz besondern Satirenform und dem politischen Liede genau dieselbe Aufgabe gegen die europäische und nationale Reaction, und ebenso kräftig und beißend durchzufechten übernommen haben wie Courier in seiner glänzend geschliffenen Prosa. Nur haben die zwei den Horizont noch weiter gespannt. Eine große Differenz besteht zwischen Courier und Cormenin. Jener ist wirklich Volksmann von Natur und in jeder Ader, er hat ein Herz fürs Volk, und das fühlt dieses heraus. Der andere hat immer ein starkes Stück vom Vicomte und Legisten an sich, und das trotz einer zu seiner Zeit ebenfalls immensen Popularität. In zwar ganz anderer Nuancirung besteht ein ähnliches Verhältniß zwischen den zwei jüngern About und Rochefort. About ist in keiner Weise volksthümlich und kümmert oder müht sich nicht darum, Rochefort ist es in erstaunlichem Grade. Courier ist unübersetzbar, trotz seiner überraschenden Einfachheit im Ausdrucke oder vielleicht vermöge derselben; an die Uebertragung von Cormenin's zwar nicht minder kräftigem Stil mag man sich immerhin wagen.

Noch ein paar Besonderheiten zur Charakteristik des interessanten Mannes: Durch Erbschaft von seinem ebenfalls geistreichen Vater Herr der Lehnsherrschaft Méré in Touraine, nannte er sich deshalb nie nach diesem seinem Besitzthum, damit man ihn nicht für einen Adelichen halte. Interessant ist es, den Mann als Artillerieoffizier und mitten in den schweren Kriegen der Republik und des Kaiserreiches stehend zu wissen, aber so, daß er jede Mußestunde seinem Regiment entläuft und sich in die Bibliotheken vertieft, immer zum Griechischen als seinem Lieblingsstudium zurückkehrend. Von der rücksichtslosen Unabhängigkeit des kaustischen Kopfes wird aus seiner Kriegszeit folgende Anekdote erzählt: Als in einem heftigen Gefechte Cäsar Berthier nicht eben römischen Muth bewiesen, lief Courier am nächsten Tage auf die Fourgons dieses Offiziers zu, die in großen Buchstaben seinen Namen trugen, strich mit der Degenspitze das Cäsar durch und rief dem Conducteur zu: „Sag deinem Herrn, Berthier möge er sich nennen, meinethalb, aber Cäsar nicht, ich verbiete es ihm!"

Eigenthümlich, wie man über seinen Mord nie weiter als zu unsichern Conjecturen gekommen ist; der Kampf gegen das Pfaffenthum, das er in einer unausgesetzten Reihe von geheim erscheinenden Pamphleten zu geiseln gedachte, war das letzte, was ihn beschäftigte. War's eine Ahnung, als er nicht lange vor seinem Ende sich sagte: „Paul Louis, les cagots te tueront?" Jedenfalls wäre er der Mann gewesen, das Werk eines Pascal weiter zu führen.

Die Reihe seiner Schriften gibt Geschichte und Bedeutung seines Lebens; es sind folgende: „Eloge d'Hélène", Uebersetzung einer Rede des Isokrates, im Jahre XI der Republik; „Die Pastoralen des Longus", herausgegeben mit einem von ihm neu aufgefundenen Fragment und übersetzt; ebenso übersetzt Lucian's „Esel". Das Studium des Longus hatte ihm Gelegenheit geboten zur Abfassung seiner ersten Satire: „Lettre à

Mr. Renouard"; übersetzt: Xenophon's Abhandlung „Ueber die Cavalerie"; „Pétition au nom des habitants de Luynes" (an die Kammer, gegen die ultraroyalistische Reaction von 1815 fg.); „Lettre à MM. de l'Académie des Inscriptions et Belles-Lettres"; „Lettre particulière", das erste Heft jener politischen Pamphlete, die man sehr wohl seine „Provinciales politiques" genannt hat, um an die berühmte und gerechtfertigte Parallelle zu erinnern; „Lettres au rédacteur du Censeur"; „Adresse à MM. du Conseil de préfecture de Paris"; „Simple discours aux membres de la commune de Véretz, à l'occasion d'une conscription proposée par son Excellence le ministre de l'Intérieur pour l'acquisition de Chambord" (1821, eine Schrift, die man der Aehnlichkeit des Objects halber in interessante Vergleichung bringen könnte mit Cormenin's aus dem Jahre 1837 stammender „Lettre sur l'apanage du Duc de Nemours"). Das war die erste Schrift, die ihm einen weitreichenden Leserkreis und Ruhm und politische Verfolgung einbrachte, um so mehr, als sie dem Autor unmittelbar Anlaß bot zu zwei weitern in derselben Angelegenheit: „Aux âmes dévotes de la paroisse de Véretz" und „Procès de Paul Louis Courier, vigneron"; „Pétition pour des villageois qu'on empêchait de danser" (an die Kammer). Fortan arbeitete er mit einer geheimen Presse, und seine nächsten Freunde wußten nicht, wie er seine Streitschriften drucken lasse. „J'écris deux ou trois pages, je les jette dans la rue, et elles se trouvent imprimées", war seine Antwort an die Frager. So erschienen noch seine zwei „Réponses aux anonymes"; „Livret de Paul Louis"; „Gazette du village"; „Pièce diplomatique, signée Louis, plus bas de Villèle". Seine letzte bedeutende Lebensarbeit war die Uebersetzung des Herodot, erstes Fragment erschienen im Jahre 1822 mit einer hochgepriesenen ideenschweren Vorrede. „Le pamphlet des pamphlets" ist sein meisterhafter Schwanengesang, der bereits eine unbestimmte Vorahnung des nahen Endes durchschimmern läßt und der angefochtenen Schriftgattung ein für allemal ihren Rang anweist. Wollten wir ein Beispiel seiner Sprachweise und seines satirischen Verfahrens geben, so würden wir uns ohne Bedenken in allererster Linie an diese seine Schlußschrift halten.

Louis Marie de la Haye, Vicomte de Cormenin, der namentlich um seines im Chaos der französischen Gesetze Licht machenden Hauptwerkes willen („Droit administratif") geachtete Jurist, als Pamphletist gefürchtet unter dem in richtiger Selbsterkenntniß gewählten und so ziemlich Natur und Tendenz seines beißenden Talentes treffenden Namen Timon, des durch seinen galligen Spott bekannten athenischen Menschenhassers, ist zwölf Jahre jünger als Courier und hat noch das zweite Kaiserreich bis gegen seinen Fall hin durchlebt. Seine Stellung ist bei weitem nicht so klar und nett umschrieben wie diejenige Courier's, und nach allerlei Schwankungen und Widersprüchen in seiner politischen Haltung zu schließen, ist er nicht von einem grundsätzlich bestimmten politischen System getragen, und seine Opposition gegen die jeweiligen Zeitmächte, Restauration und Bürgerkönigthum, scheint weder in ihren Motiven noch den Zielen so rein und streng dem Einstehen für die Volksrechte und den freiheitlichen Fortschritt zu gelten. Uebrigens spricht auch in seinen Flugschriften der eindringende Kenner des Rechts- und Administrationslebens, so ganz besonders auf dem Gebiete der Finanzen, wo eine wuchtende Masse von vergleichenden Zahlen seiner Argumentation als Unterlage dient. Ihm war die mit dem Hause Orléans auf den Thron gekommene Quasilegitimität noch apathischer als die vorausgegangene Restauration, sodaß man ganz eigentlich die Hauptzeit seines politischen Kampfes in die Epoche des Bürgerkönigthums verlegen muß. Es ist bezeichnend, daß seine erste große Fehde in der Schrift im Jahre 1831 ihren Ausgangspunkt von den Budgetverhandlungen nahm, und immerhin als beachtenswerth zu bemerken, daß die von da ihren Ursprung nehmenden „Lettres sur la liste civile" in 10 Jahren nicht weniger als 25 Auflagen erlebten, was uns übri-

gens gar nicht wundert, sobald wir sie durchlesen. Von da an datirt eine Reihe ununterbrochener Kämpfe, welche in alle brennenden Tagesfragen hinein aufregende Flugschriften warfen, und wenn wir heute noch diese als „Pamphlets de Timon" gesammelten Streitschriften mit kaltem Blute nachsehen, so können wir, der zwingenden Gewalt ihrer Sprache und Schlußfolgerung nachgehend, leicht die Versicherung begreifen: sie alle haben in dem vom Autor gewollten Sinne gewirkt, und zwar in weiten Kreisen; es ist ein unermüdliches Stacheln und Hetzen des bürgerköniglichen Regiments.

Drei Dinge sind für die zu Zweifeln Anlaß bietende politische Haltung des Vicomte bezeichnend: daß er nach bereits jahrzehntelangem Kampfe gegen die Regierung sich bemüßigt fand, im Sinne der anerkannten allgemeinen Religionsfreiheit ausdrücklich für die ultramontan gesinnte Geistlichkeit das Wort zu nehmen; daß er andererseits unter die frühesten und nicht zahlreichen Vertheidiger des allgemeinen Stimmrechts mit Eifer sich einreihte; daß er aber trotz aller Anwandlungen von Liberalismus vom neuen Kaiserreich sich sofort als Staatsrath und Akademiker werben ließ. Jedenfalls scheint in ihm ein seltsames Gemisch von Legitimitäts- und Fortschrittstendenzen gegärt zu haben.

Cormenin's Bedeutung als eines berühmten Rechtskenners ist die frühere und reicht insofern sehr hoch, als seine „Questions de droit administratif" geradezu als unerschöpfliche Fundgrube des gründlichsten und vielseitigsten Wissens in Rechts- und Verwaltungsfragen und zugleich als unschätzbarer Führer gelten auf dem schwer zu durchwandernden Felde der neufranzösischen Gesetze, Verordnungen und Verwaltungsmaßregeln. Im Gebiete der Flugschriftenliteratur mag billigerweise zuerst jene Vielseitigkeit und Unermüdlichkeit in Erstaunen setzen, welche immer wieder Angriffspunkte heraussuchte gegen beide Regierungsphasen; schon gegen die Restauration, welcher der juristisch erzogene Kopf, den die Natur zum Legisten und allerdings auch zum Legitimisten bestimmt hatte, weshalb er aber auch von der Legitimität das Beharren auf dem stricten Rechtsboden, in den Grenzen der Legalität und Verfassungsrechte forderte, die verschiedenartigen Uebergriffe nicht verzeihen konnte. Diese Zeit bedeutet für ihn übrigens die bloße Vorbereitung zum größern Kampfe. Eigenthümlich macht sich's, wenn er hernach die orléanistische Halblegitimität, die er offenbar noch viel bitterer haßt, schon aus dem Standpunkt anficht, daß bereits ihre Existenz ein Eingriff in die Volkssouveränetät sei. Die Frage, was aus ihm als Politiker und Parteimann eigentlich zu machen, in was für ein Lager er einzureihen sei, hat schließlich eine seltsame oder eigentlich gar keine Lösung erhalten, als er sich ganz einfach für den stricten Napoleonismus engagiren ließ, der ihm doch nicht gut als legitim erscheinen durfte. Was hätte er wol gesagt oder gedacht, wenn er, der gar nicht lange vorher (im Jahre 1868) starb, dessen furchtbaren Ausgang noch hätte schauen können! Cormenin gehört entschieden jenen unbestimmten und unbestimmbaren Naturen an, deren psychische Grundlagen und Motive sehr schwer zu fassen und noch schwerer zu erklären sind und in deren Beurtheilung man sich gleich sehr vor zwei nächstliegenden, aber direct entgegengesetzten Klippen zu hüten hat, vor ungerechter Härte auf der einen und vor willfähriger Concession an die Charakter- und Grundsatzlosigkeit, den Egoismus und die Effect suchende Berechnung auf der andern Seite.

Cormenin fordert immerhin ein gewählteres, d. h. ein mit dem Bereiche und der Tragweite politisch-administrativer Fragen bereits etwas vertrautes Publikum, während Courier auch diejenige Lesermasse mitreißt und in sein Interesse zieht, welche von der studirten Feinheit seiner Schreibweise niemals eine Ahnung hat. Das liegt an innersten Wesensunterschieden. Damit ist ja nicht gesagt, daß nicht auch jener in gewissen Stücken eine geradezu durchschlagende Popularität gewonnen; das erste große Angriffsobject, das seinen Namen auf einmal hoch trug, war eben zu günstig, denn Fragen über Steuerverhältnisse sucht das Volk am ehesten zu durchdringen.

Trotz allem Zweifelhaften in seiner Natur und Haltung ist Cormenin's Logik zerschmetternd, der von Kraft und Leben getragene Stil durch eiserne Schärfe und Präcision gewaltig, die Beherrschung des Stoffs unter Beiziehung massenhafter Vergleichsdaten zwingend.

Wir führen einige Beispiele an. Der erste seiner „Lettres sur la liste civile" hebt an wie folgt:

„Das Gesetz über Organisaton der Pairie hat die gesellschaftliche Revolution der Gleichheit vollendet, dasjenige über die Civilliste wird die Bilanz über das Julikönigthum ziehen. Ich habe der Erblichkeit der Pairie die ersten Streiche versetzt; daß mir gegeben wäre Bresche zu schießen in die Civilliste! Ich habe für die Souveränetät des Volkes gefochten; möchte ich das Geld seines Arbeitsschweißes vor der Raubsucht der Höflinge schützen können!"

Ein gewichtiger Schluß auf die Unterschiede des Wesens und der Schreibweise bei Cormenin und Courier ließe sich schon daraus ziehen, daß man diese Art Einleitung zusammenhielte mit derjenigen in einem der ersten Pamphlete Courier's, das anfängt: „Mes bons messieurs, je suis Tourangeau."

Weiter heißt es in Cormenin's Darstellung:

„Aber, sagt man mir, Ihr habt es eilig uns Euere Betrachtungen mitzutheilen, konntet Ihr sie nicht auf der Tribüne vertheidigen?

„Ihr meint? Ich sollte Höflingsweihrauch in den Räucherpfannen der Regierungsgewalt verbrennen? Ich sollte mit thränender Stimme sentimentale Homilien vorbringen über die Armuth Ludwig Philipp's und das Unglück, das ihm widerfahren, die erste Nation der Welt regieren zu sollen? Ich sollte es wagen, das Wort Sparsamkeit hervorzustammeln vor den glänzenden Repräsentanten dieser Nation, die gewohnt sind nur nach Milliarden zu rechnen?... Kann man ohne Schrecken diese Tribüne der Wahrheit besteigen, wo jeder Redner im Augenblick, wo er versichert, er wolle sich der Versammlung splitternackt enthüllen, bestenfalls die Hälfte von dem sagt, was er weiß und will und denkt? Kann man die Civilliste berathen vor einer Versammlung, in der mehr als hundert Regierungsangestellte sitzen, alle bestimmt aus jener zu schöpfen?"

Weiterhin:

„Was? Ersparnisse? Wer das Wort braucht, ist ein Aufständischer. Wer sollte denn eigentlich die Theater unterhalten, die niemand mehr besucht? Wer wird dem Lande Ruhm geben, den Kaufleuten Bälle, den Künstlern Geschmack, den Dichtern Inspiration, den Schauspielern Takt und Verstand — den Narren? Wer ...

„O, er ist ein excellenter Fürst. Er hat ein so erstaunliches Opfer gebracht, als er die schönste Krone der Welt annahm. Er ist so dankbar, so vorsichtig, so uninteressirt, so sparsam; er hat einen so feinen Geschmack für die Kunst, so viel Einsicht in die Architektur. Und ihr wollt mit einigen Millionen knausern? Das Volk wird sich doch viel darum kümmern, ob es einige neue Zusatzcentimes zahle für seinen großmüthigen, seinen mächtigen König, der die Abgaben erleichtert, den Handel blühen macht, den Cabineten Europas seinen Willen dictirt. Ach, der Empörer, der die Bosheit hat eine große Civilliste nicht votiren zu wollen! Herunter mit dem Puritaner, dem Vandalen! Zur Ordnung, zur Ordnung!"

Der Schlußsatz des Briefes lautet:

„Im Augenblick, da ich schreibe, sehe ich übelwollende Leute um mich herumschleichen; es sind Höflinge. Da stürzen sie auf mich ein! Sie drücken mir die Kehle zu, um mir das Brot und den Wein des Volkes zu entreißen, und kaum habe ich Zeit mit erstickter Stimme auszurufen: Lyon, Lyon!"

Man mag berechnen, wie diese einzige blutige Schlußandeutung, so hingeworfen und im Moment der furchtbar-aufregenden Ereignisse, in einem gärenden Volke zünden mußte!

Nehmen wir noch den Schluß des dritten Briefes, eine Stelle, die man 16 Jahre später als Prophetie auffassen konnte: „Sire, wenn jenes Verhängniß, welches die Könige einen nach dem andern drängt und umstürzt, welches sie auf den gleichen Wegen den gleichen Abgründen zutreibt, sich eines Tages an Ihre Schritte fesseln sollte; wenn einer jener Donnerschläge, die aus der düstern Wolke der politischen Stürme plötzlich herausbrechen, Sie vom Throne herabwerfen sollte, dann wäre es schön von ihm herabzusteigen, wie Sie heraufgestiegen sind, ohne das Land etwas gekostet zu haben!"

In einem andern Actenstücke (über die Apanage des Herzogs von Nemours) charakterisirt er die gepriesene neue Preßfreiheit wie folgt: „Heute ist alles erlaubt, ausgenommen was nicht erlaubt ist, und die Preßfreiheit besteht ganz besonders für die politischen Schriftsteller, vorausgesetzt, daß sie dieselbe nicht brauchen wollen, oder dann so, wie die Minister es wollen. Liebenswürdige und wackere Freiheit! Verboten ist das Wie, Warum, durch Wen? u. s. w. der 1830er Charte zu ergrübeln. Aber erlaubt ist, recht gern erlaubt zu denken und zu schreiben, daß die constituirende Versammlung nur ein Haufen von Eindringlingen und Usurpatoren, daß die 4 Mill. Stimmen, die Napoleon zum Kaiserthron beriefen, ungenügend waren, ganz präcis so wie das Privateinkommen des Bürgerkönigs. Ihr dürft sogar, die Polizei erlaubt es, mit euern Stöcken auf die große Pauke schlagen und auf öffentlichem Platz ausrufen, daß es keinen Gott gibt. Was macht das den Leuten da oben? Sich Atheisten nennen, das geht wol an, aber — ein Puritaner sein!"

Gehen wir zu den Jüngern über. Edmond About darf in der That als ein geistreicher Schriftsteller bezeichnet werden, wir mögen ihn nun auf dem einen oder dem andern Felde anfassen; man braucht sich aber gar nicht zu bedenken, ihn zugleich einen leichten, wenn man lieber will einen leichtfüßigen Schriftsteller zu heißen, der sich nicht im geringsten bemüht die Dinge in der Tiefe zu fassen; er ist eben durch und durch modern im Stil des zweiten Kaiserreiches, dem er ja auch seine zwar nicht verläßliche Feder geliehen. Der in Geschichte und Philosophie, Sprache und Alterthumskunde sich umsehende, mit Schärfe des Blicks und Urtheils begabte Kopf, der das Glück hatte, schon in seiner jugendlichen Bildungsperiode den Boden Griechenlands zu betreten, zeichnet sich durch hervorstechende Neigung zu Witz und Satire aus und führt eine jener gewandt schlagfertigen Federn, welche durchbrechen, auch wo sie nach dem allgemeinen Urtheil unrecht haben, eine mit ganz hervorstechender Vorliebe polemisch gerichtete Feder. Die höchst bewegliche und leicht sich orientirende Natur hat sich auf verschiedene Gebiete nebeneinander geworfen: Drama, Roman und Novelle, das halbgeschichtliche Reisebild und das politisch-tagesgeschichtliche Pamphlet. Wir dürften füglich die beiden letzten Gattungen in Eins, d. h. die zweitletzte in die letzte hinüberziehen; denn in beiden erweist er sich als derselbe die Dinge leicht und spitz nehmende Kopf mit ausgesprochenster Tendenz und dem ausgeprägten Ausgehen auf eine Tageswirkung, die sich geradehin in praktische Politik des Augenblicks umsetzen möchte. Diese Art Natur liegt ja schon in seinem ersten größern Werke vor, welches das moderne Griechenland zum Objecte nahm, und mit großer Schärfe hat er hernach ebenfalls an Ort und Stelle das klerikale Rom der Gegenwart an- und aufgefaßt. Die leichte Flugschrift führt ihn uns bis in die letzten Jahre hinein vor in allen brennenden Fragen des Tageslebens, viel beweglich und unermüdlich ganz wie früher ein Cormenin, in den kirchlich-hierarchischen, in den Dingen der äußern Politik, in socialen Reformgedanken, selbst in volkswirthschaftlich-ökonomischen Detailfragen.

Auf dem Theater hat sich About nicht halten können, was ja nicht blos den von

ihm aufgestörten großen Feindschaften, die diesen heiklen Angriffspunkt ausbeuteten, zuzuschreiben ist; jedenfalls versteht er keine Handlung zu entwickeln. In seinen auf Tagesverhältnisse gerichteten Schriften schlägt er bald den bis zum Philosophiren hinaufsteigenden ernsten Ton der Reflexion an, bald den leichten, der neben der allerdings auch beabsichtigten Belehrung oder wenigstens Orientirung unterhalten will und sich feuilletonartig gibt. Die sociale und Arbeiterfrage haben ihn besonders angezogen.

Bezeichnend ist für seine Feder, wie schon der fünfundzwanzigjährige Autor in seiner Schrift mit aller Schärfe Stellung zu nehmen gewagt hatte. So ist er geblieben. Wenn er sich damals schon nicht scheute durch Ausstellungen, welche dem ganzen Auffassungsmodus des von dem griechischen Freiheitskampfe immer noch begeisterten Europa direct zuwiderliefen, einen förmlichen Sturm gegen sich heraufzubeschwören, so ist er auch seither keiner Fehde ausgewichen, im Gegentheil, er hat immer wieder gegen sich aufgereizt. Eigen nimmt es sich aus, wenn der offenbar vom Napoleonismus begünstigte Autor trotzdem durch seine satirischen Briefe in den letzten Jahren dem Journal, das sie aufgenommen, das Verbot des Verkaufes zuzog; nicht minder aber, daß derselbe Autor dessenungeachtet von demselben Regiment gehegt und emporgetragen wurde; seine Stellung und Haltung haben etwas Originales.

About ist ein Schriftsteller, den die Reflexion nicht gerade stark genirt, wenn er Gelegenheit hat geistreich und witzig über etwas abzusprechen; so hat er sich durchaus nicht gescheut, den delicatesten Tagesfragen, zu denen gewiß ihrerzeit auch die römische zählte, eine kecke und leichte Wendung zu geben. Es ist dieselbe Leichtigkeit und unbeirrte Gewandtheit, womit er von einem Journal zum andern übersprang, immer Feindschaften und heftig erregte Stimmungen dahinten lassend; dieselbe unbeirrte Keckheit, womit er der ersten eclatanten theatralischen Niederlage wie in spottender Ironie mit einem Bande neuer Komödien, die ohnehin scabreuses genannt worden sind, unter dem ausgesuchten Titel des „Théâtre impossible“ antwortete.

Seine „Question romaine“ (1859) kann füglich für alles andere als Muster dienen; sie behandelt in 21 Kapiteln alle möglichen, damals in Hinsicht auf das Wesen des Kirchenstaates und die Streitfrage seines Bestandes gewichtigen und viel debattirten Punkte, alle mit derselben Fertigkeit. Die Sprache ist übrigens weit entfernt von der einfach originalen Schönheit eines Courier oder der zwingenden Gewalt eines Cormenin, und fließende Gewandtheit ihr Hauptaugenmerk.

„Die römisch-katholische Kirche, die ich aufrichtig verehre“, sagt er am Anfang, „setzt sich aus 139 Mill. Individuen zusammen, ohne den kleinen Mortara zu rechnen. Zum Andenken an die 12 Apostel wird sie von 70 Cardinälen oder Kirchenfürsten regiert. Die Cardinäle werden vom Papst, der Papst von den Cardinälen gewählt. Vom Augenblick seiner Wahl an wird er unfehlbar. Wenn der Oberpriester uns erklärt, daß die Jungfrau Maria frei von der Erbsünde geboren ward, so müssen ihm die 139 Mill. Seelen ohne Widerrede glauben, und so ist es auch neulich geschehen. Diese Disciplin der Geister ehrt unser Jahrhundert außerordentlich.“

Den innern Schwerpunkt seiner Beweisführung mögen wir fast genau an dem abmessen, den er den Regenten Roms mit Bezug auf die Bevölkerungsverhältnisse beilegt, indem er sie schließen läßt wie folgt:

„Dieser Staat ist einer der bestbevölkerten Europas, folglich ist er einer der bestregierten. Die mittlere Bevölkerung Frankreichs ist $67^1/_2$ pro Quadratkilometer, die des Kirchenstaates $75^7/_{10}$. Daraus folgt, daß der Kaiser von Frankreich seine Bevölkerung je um $8^2/_{10}$ anwachsen machen würde, falls er unsern Verwaltungsmodus annähme. Die Provinz Ancona, durch die Oesterreicher besetzt und von Priestern regiert, zählt 155 Einwohner pro Kilometer, das vierte Departement von Frankreich (Nieder-

rhein) nur 129. Es ist sonach entschieden, daß Niederrhein bei seiner geringern Zahl stehen bleibt, solange es nicht von Priestern regiert und von Oesterreichern besetzt ist."

Da übrigens die Schrift sans gêne mit dem Vorschlage zur Zerstückelung des Kirchenstaates endet, so ist begreiflich, wie auf oberpriesterliche Reclamation hin der „Moniteur", der die ersten Einzelartikel gebracht, nach kurzem ihre Publication fallen ließ.

About hat keine Spur vom Mann des Volkes an sich, wohl aber vom Diplomaten; er beweist uns nebenbei, daß der politische Flugschriftenschreiber, der ganz oder halb gouvernemental sein will, jedenfalls eine zweideutige und ihn um die rechte Kraft bringende Position hat. In diesen Punkten ist der Nächste sein scharfer Gegensatz.

Victor Henri, Graf von Rochefort-Luçay (geb. 1830), Sohn des als geistreicher Vaudevilledichter bekannten Marquis Claude Louis Marie de Rochefort, vorübergehend Theaterdichter, ist eben in allererster Linie ein Journalist und Pamphletär, aus welchem schließlich nach den allerseltsamsten Geschicken und Wechseln auch noch ein praktischer Politiker sich heraushäuten wollte; das letztere Experiment ist freilich im Versuchsstadium stehen geblieben. Schicksal und Talent und unbezwingbare Geistesneigung haben ihn herumgeworfen zwischen der äußersten Armuth, dem bittern Elend, dem schweren Kampfe ums Dasein nicht blos für sich, sondern für eine Anzahl ihm nächststehender Personen, und andererseits einem halb fürstlichen Einkommen; haben ihn geschaukelt, auf und ab, in höchst bewegter Journalistenlaufbahn aufwärts in die Deputirtenkammer und gar einen Augenblick auf den Ministerposten, abwärts wiederholt ins Gefängniß und die Verbannung. Es ist eine Laufbahn, die eine interessante Parallele bieten könnte zu dem seinem Ursprunge nach ebenfalls gräflichen socialistischen Träumer Saint-Simon, eine Laufbahn, wie sie einzig und allein möglich ist in Paris und in so schwer bewegten Zeiten.

Was Rochefort's Leben betrifft, so legen wir aus bestimmtem Grunde die kleine Schrift unter: „Biographie complète de Henri Rochefort. Par un ami de dix ans" (Brüssel und Paris 1868). Der Grund ist dieser: es hat uns noch mehr als einer Vergleichung scheinen wollen, daß die bekannten andern Abrisse über dieses sonderbare Leben nicht mehr wissen und nichts von großer Erheblichkeit bringen, was jener Hauptschrift widerspricht. Wir würden übrigens auch dann, wenn wir Raum hätten, nicht eine förmliche Skizze der höchst bekannten Lebensgeschichte geben, wollen aber einzelne besonders bezeichnende und nicht oder selten beachtete Züge aufgreifen.

Sein befreundeter anonymer Biograph, hinter dem selbst ein humoristisches Talent zu stecken scheint, constatirt gleich anfangs, er wolle nicht blos fürs Publikum, sondern für Rochefort's eigenen Gebrauch die Daten fixiren, da es diesem leicht begegnen könne, absolut alles bis auf die eigene Adresse zu vergessen. Als er am „Figaro" arbeitete, wohnte er in der Rue des Deux-Boules, einem im Quartier des Bourbonnais verlorenen engen Gäßchen; 10 Jahre über habe er es nie dazu gebracht, den Kutschern, von denen er sich etwa fahren ließ, das Quartier angeben zu können. Dieser Wesenszug, der sich oft bei originell gearteten und ausgeprägt auf Einer Denkrichtung beharrenden Köpfen findet, ist hier um so frappanter, als andererseits dargelegt wird, wie derselbe Mann ein wahrhaft erstaunliches Gedächtniß besitze für Verse, die ihn ergreifen, und wie er unter anderm den ganzen Victor Hugo auswendig wisse.

Der neue Weltbürger sei im Augenblicke seines ersten Erdenwallens mit einer so ausgebildeten, so über alles andere an seiner Person hervorragenden Stirn aufgetreten, daß er an ein Phänomen streifte, und zwar nicht in Schönheit; erst das allmähliche Auswachsen des Körpers stellte im Laufe der Jahre eine Harmonie her, die freilich heute noch vollkommener sein könnte. Eine weitere auffallende Eigenschaft des Mannes ist die Schüchternheit, verbunden mit jener in der Natur angelegten Ungeschicklichkeit, zufolge

welcher er in der Regel zwei Beine und zwei Arme zu viel hat, mit denen er nicht weiß, was er anfangen soll. Man stelle sich als Ergänzung zu dieser Ungelenkigkeit eine persönliche Erscheinung vor mit dem Haupthaar eines Absalom, lang wie ein Sommertag zur Fastenzeit und dünn wie das Argument eines gouvernementalen Redners! Die bedeutsame Folge dieser Naturanlage war übrigens die, daß der Mann schweigsam und furchtsam ward und blieb, was zu den wunderlichsten Auslegungen über seinen Geist oder Nichtgeist führte, wie denn ein unglücklicher Provisor zur Mutter meinte: „Madame, j'observe beaucoup votre fils, et je vous donne ma parole que je ne sais pas encore si c'est un imbécile ou un grand caractère." Ins Collége Saint-Louis trat der junge Rochefort zur Zeit, als Duruy an demselben Geschichtsprofessor ward, und unser maliciöser Biograph meint: „De l'élève ou du professeur, je ne veux pas même laisser sous-entendre quel est celui qui a mal tourné." Ganz entscheidend ward jedenfalls der ausgesprochen republikanische Zug seiner energischen Mutter; es sei ihm ergangen wie jenen Söhnen des Jahres 1789, die Republikaner wurden, weil ihre Mütter sie unter der Lektüre von Rousseau und Voltaire gesäugt und großgezogen hatten.

Gegen Ende des Jahres 1850, da also der junge Mann wenig über 18 Jahre zählte, begann für ihn, indem sein sterbender Vater die Familie ohne alle Existenzmittel zurückließ, jene Idylle des Elends und der Entbehrung, die nur eine Natur, welche entschlossen war, absolut nicht untergehen zu wollen, zu ertragen vermochte; sollte er ja sich und die Familie mit ernähren! Wie das mit einem erbärmlichen Bureauämtchen und einigen Privatstunden möglich war, sieht fast einer Fabel gleich; jedenfalls that das Ihre die kraft- und einsichtsvolle Mutter von jenem republikanischen Schlage, welcher die Heldinnen (Madame Roland) gemacht hat. Liegt ja in dem ungebrochenen Ueberdauern einer solchen Elendsperiode auch etwas Heldenhaftes, das viele und namentlich etwas fein angelegte Naturen ebenso schwer ankommt als das Beugen des Hauptes unters Schaffot! Der Graf Rochefort, Sohn eines Marquis, hat nachher seinen Freunden in gemüthlich vertraulichen Stunden gesagt, wie er ganze Wochen ohne einen Sou in der Tasche herumlief und sich des Sonntags den Luxus erlaubte, mit einem Bureaukameraden zusammen im Café des Variétés eine demi-tasse zu leeren, wozu sie Billard spielten; der Einsatz war das übriggebliebene Stückchen Zucker. Begreiflich war Rochefort ein schlechter Bureauarbeiter, ganz besonders wenn es Prüfung der Rechnungen galt; seinen Kopf hatte er immer anderswo und ließ sich überdies von den Chefs weder Befehl noch Verweis gefallen. Das hatte die nicht immer in der Welt eintretende komische Folge, daß einer um den andern, um ihn los zu werden, ihn protegirte und der junge Mann bei den verschiedenen Versetzungen etwas im Dienste stieg. Daneben bestand seine Hauptstudie darin, sich zum geübten Kunstkenner herauszubilden, was ihn zu einem der gewandtesten Habitués des Hôtel des Ventes machte. Sein erstes literarisches Kind war ein mit einem zweiten zusammengearbeitetes einactiges Vaudeville; gleichzeitig aber ward ihm in Versailles ein anderes Kind geboren, ein Töchterchen. Von der Mutter, wie es scheint, einer leichten vorübergehenden Bekanntschaft, sagt unser Biograph nichts, desto mehr von der Vaterliebe, welche diesmal, falls wir seinen Worten trauen können und nicht etwas theatralische Ausschmückung oder Freundesinteresse von den berichteten Scenen abziehen müssen, die Wunder gewirkt hätte, die man sonst nur der Mutterliebe zuschreibt. Man stelle sich den langen Knaben vor, der schließlich, als er keinen andern Ausweg mehr sieht, das Töchterchen in die eigene Kammer nimmt und mit dem Nutschnäpfchen nährt: „La nuit, il veillait, et mieux qu'une mère; quand l'enfant se plaignait il se levait, le berçait, et lorsque les pleurs ne s'arrêtaient pas, pour ne pas réveiller les voisins par peur d'un congé, il descendait nu-tête dans la rue et l'y promenait des heures."

Den ersten Eintritt in die Journalistenlaufbahn, also das entscheidende Debut machte Rochefort an Giaccommelli's „Presse théâtrale"; Honorar für die Zeile — Null; aber es war doch ein Eintritt. Indeß wäre diese Mitarbeiterschaft trotz der wohlfeilen Bezahlung für den Unternehmer kostspielig geworden, da Rochefort's ungeschminkte Wahrheitsliebe gegenüber den Theaterhelden fortwährende Zurückweisungen des Journals zur Folge hatte; der Versuch endete also mit Entlassung des ungefügen Gehülfen. Besser ward es ihm mit der Zeit am „Charivari", „Nain jaune", „Soleil", „Figaro", wo das Honorar seiner allmählich gewaltig ziehenden Artikel anfing sehr stark in die Höhe zu gehen. Unterdeß hatte, noch zur Zeit seiner Armuth, das bekannte Intermezzo gespielt: aus Ungunst Entlassung durch seinen Bureauchef, aus Gunst Beförderung zum Unterinspectorat der schönen Künste durch Se. Excellenz den Präfecten Haußmann en personne. Man weiß, wie der junge Feuerkopf, als er die beiderseitigen Motive erfuhr, die Entlassung ebenso kaltblütig hinnahm, wie er die Beförderung ausschlug. Unser Biograph meint wieder witzig zu diesem Zwischenspiel: hätte Rochefort damals angenommen, welche Carrière! Heute hätte er 6000 Frs. Gehalt, das Oberinspectorat der schönen Künste und das Ehrenkreuz! „Mais s'il avait tout cela, il n'aurait pas, à l'heure qu'il est, vingt-neuf mois de prison sur le dos, vingt mille francs d'amende et l'exil! On ne peut pas avoir tous les bonheurs!" Aber kurz, bald treffen wir ihn am „Figaro" mit 5000 Frs. Eintrittsgeld und 2000 Frs. monatlich für die einzige Verpflichtung, zwei „Courriers" in der Woche zu schreiben, und wenn sie erscheinen, muß das Blatt 10000 Extraabzüge veranstalten!

Der Wunsch, absolut selbständig zu stehen in der immer mehr rein politisch werdenden Haltung, und die Rücksicht, in die ebendeshalb unausweichlich eintretenden Verfolgungen nicht fremde Personen hereinzuziehen, führte jene entscheidende Wendung herbei, die Gründung eines eigenen Blattes. So entstand die „Lanterne", welche dem Napoleonismus artig heimgeleuchtet hat. Der Erfolg war: 11 Nummern, jede in 120000 Exemplaren abgezogen, für den Redacteur 10000 Frs. Benefiz in der Woche. Dazu die Kehrseite: Beschlagnahme der 11. und 13. Nummer und daneben 25 Monate Gefängniß, mit 4 frühern (wegen Duells) 29, infolge dessen Flucht nach Belgien, dem längst sanctionirten Zufluchtsorte und Editionsplatze aller freisinnigen Schriftsteller Frankreichs: „Pays qui semble être l'hôpital politique de tous les blessés de la démocratie française."

Aus dem Jahre 1868 gibt der Biograph noch folgende charakteristische Züge an: „Rochefort ist 36 Jahre alt, groß, bleich und mager, von schwankender Gesundheit, die er aber vermöge seiner angewöhnten Energie haltbarer zu machen versteht; da er überdies Abscheu vor den Aerzten hat, mag er ziemlich sicher sein, nie gefährlich krank zu werden. Einfachheit und Bescheidenheit besitzt er in so eminentem Grade, daß sie förmlich mit seiner Natur verwachsen, ihm angeboren scheinen. Von seiner ungeheuern Popularität scheint er heute ebenso wenig zu bemerken, als da er blos seiner Thürhüterin bekannt war."

Seit Ende 1869 in die wirkliche Tagespolitik hineingezogen, hat Rochefort die erschütternden Umwälzungsphasen derselben so durchlaufen, daß sein persönliches Geschick im Thun und Leiden als eine Art Miniaturbild zu den kolossalen Uebergängen erscheinen könnte, ohne daß aber er selbst, der entschieden unendlich weniger das Talent des Handelns und des praktischen Politikers hat als dasjenige des federgewandten Agitators, bis in die letzten Zeiten zu einer klaren Haltung in den furchtbar aufregenden Tagesfragen gekommen wäre oder definitiv mit einer Partei sich gesetzt hätte. Das erklärt auch die Verfolgungen, die er schließlich von beiden Parteien erfuhr. So kam es, daß er im letzten Viertel des Jahres 1871 und im nächsten Jahre als Gefangener der versailler Regierung erscheint, während auch die Commune vorher schon sein Blatt unterdrückt hatte,

und es kann nicht anders als unentschieden bleiben, ob ihm nicht unter Umständen von dieser selbst ebendasselbe Schicksal würde bevorgestanden haben. Sein letztes Geschick ist dieses: zwei Fluchtversuche wurden für ihn ausgesonnen; einer zur Zeit, da er im Schlosse Ré gefangen saß, ein zweiter, da er mit der Virginie fuhr, dem Kriegsschiffe für die nach Neucaledonien bestimmten Deportirten. Auf beide ging er nicht ein; anders erging es mit einem dritten Fluchtplane, der wirklich ausgeführt ward und gelang: Rochefort und eine Anzahl der Deportirten verließen eines schönen Tages ohne officielle Meldung ihren angewiesenen neucaledonischen Aufenthaltsort, die Halbinsel Ducos, wie er neulich in der wieder angezündeten „Lanterne" spottend meint, nicht gerade zum Privatvergnügen der dort vorgesetzten Behörden, und segelten auf englischem Schiffe nach Australien. Dann taucht er in der Union auf, hält in Neuyork im Juni 1874 eine Conférence, welche die Grausamkeit in den Racheacten der Versailler schonungslos malt, geht über London nach dem europäischen Continent herüber und sendet sofort, die altagitatorische Journalistenrolle ohne Zaudern wieder aufnehmend, noch im Juli von Brüssel aus seine „Lanterne", die vom alten Oel flackert, nochmals in die Welt. Seine Glanzzeit scheint übrigens die zwar kurze Dauer der „Lanterne" gewesen zu sein, da er sie in Paris selber gegen die kaiserlichen Verfolgungen halten konnte (im Jahre 1868), und von seiner Popularität während jener Periode sind uns bereits sagenhafte Dinge überliefert.

Ein, wie sich schließen läßt, vom Vater geerbter Zug des Talentes, mütterliche Denkart und Erziehungseinflüsse von verschiedener Richtung scheinen seine ohnehin unstet bewegliche Natur bleibend bedingt zu haben. Vom Jahre 1858 an finden wir ihn auf dem Felde thätig, zu dem er ohne Zweifel von Natur bestimmt ist, dem des witzig polemischen Journalartikel- und Flugschriftenschreibers; doch mußte er auch hier die verschiedensten Wechsel durchlaufen, bis es ihm 10 Jahre später gelang, sein eigenes Wochenjournal zu begründen und als bald gefürchteter Gegner des Napoleonischen Regiments sich glänzend abzuheben. Die ungeheuere Popularität seiner „Lanterne" ist jedenfalls unendlich weniger dem Verdienste der Sprache oder der Gedanken zuzuschreiben, als dem glücklichen Zusammentreffen mit einer allgemeinen Stimmung, die ihr entgegenkam; man war offenbar jenes Trugregiments satt, und so hätte man den Einfall Rochefort's, das Wort zu führen, offenbar mit dem gleichen Ausdrucke kennzeichnen können, den eine Dame auf eins der Aufklärungshäupter des vorigen Jahrhunderts angewendet hat: „Cet homme-là dit le secret de tout le monde." Das entschieden politisch gerichtete Streben seiner Natur hatte er übrigens schon am „Figaro" bewiesen, den er aus dem anfänglich rein literarischen Charakter in den ausgesprochen politischen hinüberwarf; das Zeugniß hierfür ist bleibend aufbewahrt in den drei Serien der von ihm für dieses Journal gelieferten und dann unter dem charakteristischen Titel „Les français de la décadence" zusammengestellten Artikel. Seine auch äußerlich als Original auffallende und interessante Persönlichkeit hat wol ebenso viele Flugblätter für und gegen sich hervorgerufen, als er selber schrieb. Das Charakteristische in seinen Artikeln und was sie dem bereits halb unterhöhlten Kaiserreiche gegenüber so glänzend erfolgreich machte, ist jene Schärfe, welche weder persönlichen Rücksichten, noch politischen Zweckmäßigkeitsbetrachtungen, noch auch den Forderungen des Geschmackes oder blos des äußern Wohlanstandes die geringste Concession macht; dazu ab und zu ein in Leuchtkugeln aufflackernder Witz. Es hat uns aber bis auf den heutigen Tag, so oft wir diese Sprache untersuchten, niemals gelingen wollen, an ihr jene ganz besonders eigenartige Bedeutung herauszufinden, welche die Ausdrucksart eines Courier oder Cormenin auszeichnet; auch hat uns niemals scheinen wollen, als ob diese entschieden mehr ins Rohe geschliffene Tonweise eine eminente Geisteshöhe anzeige. Was ihr aber Relief gibt, ist der Umstand, daß sie Charakter hat, weil die Unwandelbarkeit der Sinnesart wie eine eiserne Thatsache dasteht.

Rochefort ist der incarnirte Republikaner, seit seinem ersten Auftreten bis auf die Gegenwart principiell ein und derselbe, insofern allerdings vi… Politikern, da ja bekanntlich auf diesem Boden die Wetterfahnen noch üppiger au…schießen als sonst, ein beachtenswerthes Muster. Heute noch lebt in ihm die alte ungesättigte Erbitterung gegen den Napoleonismus und alles, was aus seiner Zeit stammt, was überhaupt nur an ihn erinnern könnte. Der Napoleonismus, nicht die jetzt gestürzte Herrschaft Napoleon's III., wohl aber das ganze System der Unterdrückung und Militärherrschaft, ist sein böser Traum, der ihm keine Ruhe läßt; er will überhaupt nichts von einem solchen oder ähnlichen Regiment, es ist ihm das böse Princip an sich. Daher heute die Erbitterung auf Mac-Mahon: „Ce clair de lune le Napoléon III." Dann meint er: „Stellt euch das schwarze Erbrechen als rasch aufräumende Seuche vor, welche alle die Waldteufel von jetzt auftauchenden Prätendenten wegfege. Wenn der Graf von Chambord fort ist, gibt es keine Legitimisten mehr; wenn die Nachkommenschaft Louis Philipp's erloschen, so ist es mit den Orléanisten aus. Wenn aber alle Bonaparte ohne Ausnahme verderben, von denen an, welche mit Kanonenkugeln die Straßen fegen, bis auf die, welche die Besucher mit Revolverschüssen empfangen, wenn sie alle ihre schönen Seelen ausgehaucht, wird es immer noch einen Bonapartismus und seine Anhänger geben."

Nehmen wir gerade aus seinen letzten Nummern ein paar Beispiele seines in kurz abgebrochenen beißenden Aphorismen springenden Witzes. Da heißt es an einer Stelle:

„Glücklicherweise habe ich mich in meiner Verfolgung bei zeiten daran erinnert, daß Garibaldi von der Rechten auf der Tribüne der Versammlung von Bordeaux beschimpft, Cobden und John Bright über ganz Europa hin im Kothe geschleppt, Gambetta als Verräther und Bazaine als Ehrenmann behandelt worden sind, und ich habe gedacht, daß es für mich recht ehrenhaft sei, in dem Congreß dieser Verbündeten einen ganz bescheidenen Platz hinter der Thür einzunehmen."

Man beachte die impertinente und in dieser Form zehnfach schneidende Spitze: Bazaine unter den verfolgten Verleumdeten der Geschichte, weil jemand ihn — Ehrenmann gescholten hat.

An einer andern Stelle sagt er: „Macht eine recht schwere Geistesanstrengung und stellt euch vor, die Bohémiens des 2. December wären ehrliche und überzeugte Staatsdiener gewesen; denkt euch einen Morny als Mann, einen Troplong menschlich, einen Canrobert verständig, einen Rouher wahrheitsliebend, und ihr müßt euch sagen, daß das so organisirte Kaiserreich trotzdem einer erbärmlichen Auflösung entgegengehen mußte, einfach weil es das Kaiserreich war. Der Absolutismus hat die in unsern Augen kostbare Eigenschaft, daß er alles vergiftet, was er ernährt, und alles erniedrigt, was er auszeichnet."

Wir führen noch zwei neueste Muster seines beißenden Witzes an. Auf die Minister, welche bei ihrer Septennitätsvorlage von der Kammer geschlagen wurden, ohne abtreten zu wollen, macht er folgende Anwendung: „La formule «battu et content» s'était jusqu'à présent appliquée aux maris, mais jamais aux ministres. L'Angleterre a eu son Parlement-Crampion, nous aurons, nous, le Gouvernement-Crampion" (se cramponner, sich anklammern).

An einer andern Stelle nimmt er die Miene der naiven Gutmüthigkeit an und erklärt der verlegenen Regierung, er wolle ehrlich sein und ihr ohne Hinterhalt gestehen, wie er's anfange, um seine „Lanterne" zu Tausenden in Frankreich einzuschmuggeln; das alles gehe durch Taubenpost, und dabei sei er ganz sicher, daß keine Depesche abgefangen oder wenigstens, daß keine, selbst wenn sie in unrechte Hand falle, gelesen werde, denn unter all ihren Polizeidienern besitze die Regierung — nicht Einen Vogel.

Zum Abschluß eine Stelle, die zeigen soll, wie schwer solche Schriften sich übersetzen

lassen, ohne ihr Salz und Leben zu verlieren. Man suche durchaus treffend folgenden Passus zu übertragen: „Vers les derniers jours, lorsque le Ruolz impérial commença à montrer son vert de gris, César inventa le ministère des «honnêtes gens» reconnaissant ainsi qu'il avait gouverné dix-neuf ans avec des chevaliers d'industrie. Ces honnêtes gens passaient six mois à conclure des marchés dont le moins véreux suffirait pour envoyer acheteurs et vendeurs aux galères. Après quoi ils déguerpirent, se sentant probablement à bout d'honnêteté."

Alles in allem ist die französische Pamphletliteratur hoch bedeutend und gewaltig einschneidend; das liegt ebensowol an der Naturart der sie auffassenden Nation, als an der Tonweise jener zum Theil geradezu classischen Schriftsteller. Es ist wahr, man könnte diesen Franzosen eine Reihe von Deutschen oder Engländern an die Seite stellen; aber es ist außerordentlich fraglich, ob selbst bei dem letztern Volke, wo doch der ausgebildetste Journalismus jeder Art eine so durchschlagende Rolle spielt, irgendeiner so maßgebend und eindringend geworden sei wie die oben abgehandelten Franzosen. Seit den „Juniusbriefen" haben die Engländer, seit Lessing's Streitschriften die Deutschen — höchstens Börne's „Briefe aus Paris" vorbehalten — nichts mehr in ihrer Literatur, was an die Originalität und urwüchsige Kraft und den bewältigenden, so fein studirten und doch so einfachen Stil eines Courier reicht.

Die deutsche Münzreform.*)

Von

Julius Frühauf.

Die Münzgeschichte spiegelt einen guten Theil der Entwickelungsgeschichte der Menschheit überhaupt und in gleicher Weise der besondern politischen Geschichte des Einzelvolkes wieder. Ein Reflex der langen Wirren, welche die deutsche Nation bis zu ihrer endlichen Einigung durchzumachen hatte, findet sich vielleicht kaum irgendwo getreuer und heller, als auf dem Gebiete der endlosen Wirrsale unsers Münzwesens.

Auch in dieser Beziehung also wird das Chaos in wenigen Monaten hinter uns liegen. Wir können uns deshalb auf eine kurzgedrängte vorausgehende Darstellung der alten Zeiten beschränken, der wir einige Bemerkungen über die technischen und finanzpolitischen Begriffe des Gebietes zum leichtern Verständniß und Urtheil des Lesers zur Einleitung mitgeben.

1) Einleitung.

Wie unentwickelt und roh auch der ursprüngliche Verkehr der Menschen auf niedern Culturstufen war oder noch sein mag, es werden überall bald einzelne, besonders currente Waaren als „Geld", d. h. als Werthmesser und Rechnungseinheiten auftreten, nach denen andere Tauschgüter nun abgeschätzt werden. So fungiren als „Geld" bei Nomadenvölkern Kamele, Rinder, Schafe, bei Jägervölkern Biber- und Eichhornfelle, bei andern wieder Muscheln, Cacaobohnen, Salztafeln u. s. w. Allmählich wird der Mensch mit den Metallen bekannt und erhebt zuerst Kupfer und Zinn in gewissen Gewichts- und Formstücken, später Silber, zuletzt Gold zu „Geld". Erst mit dem Aufkommen von Metallgeld wird der lästige Waarentausch zum Kauf, erst jetzt kann gewöhnlich der Handel allmählich sich aus der engen geographischen Beschränkung entwickeln und ausdehnen zu einem namhaften Verkehr von Land zu Land. Indessen unterschätze man doch nicht Umfang und Ausdehnung des vieltausendjährigen Karavanen-, also Tauschgroßhandels über Hunderte von Meilen hinweg, bei dem auch später oft die Münze noch immer eine geringere Rolle spielt. So hatte noch zu Peter's des Großen Zeit, also in der zweiten

*) Vgl. die verschiedenen Schriften von Adolf Soetbeer, insbesondere „Deutsche Münzverfassung" (Erlangen 1874, hier ist zugleich S. 136—143 die gesammte reiche Literatur der Münzfrage abgedruckt); Hirth's „Annalen des Deutschen Reiches" (Leipzig); „Gesetzgebung des Deutschen Reiches mit Erläuterungen"; Adolf Wagner im „Volkswirthschaftlichen Lexikon"; Bamberger, „Zur deutschen Münzgesetzgebung" (Berlin 1872).

Hälfte des vorigen Jahrhunderts, Rußland zum großen Theil Felle und Pelzwerk u. s. w. in seinem schon bedeutenden Verkehr, nicht nur als Preismesser, sondern als allgemein acceptirtes effectives Tauschmittel, als Staatsschatz, Rimesse u. s. w.

Die Edelmetalle schwingen sich aber zuletzt deshalb überall auf zum Dienst als „Geld", theils weil ihre relative Seltenheit, ihre Schönheit, ihr Glanz und Klang sie allgemein begehrt macht als Werthstück, dem sich unschwer auch jede andere Gebrauchsform (als Schmuck und Luxus überhaupt) geben läßt, theils weil sie nicht rosten, weil sie ungemein theilbar sind und im Verhältniß zum Werth ein kleines Volumen, eine bedeutende Leichtigkeit und Transportfähigkeit besitzen. Man prägte anfangs nur rohe Gewichtsstücke, eine Art wägbarer Barren. So gleicht z. B. der älteste Rubel dem Drittelstück eines gewöhnlichen Bleistifts, worauf ein T gestempelt ist (die alte Münzstadt Twer). Der weitere Schritt ist dann der, daß die Regierungen oder frühentwickelte Handelsstädte das Prägen selber in die Hand nehmen und den Werth der Münze sowol wie die Reinheit des Metalls durch ihren Stempel bezeugen. Die kreisrunde Form wählte man schon sehr früh, weil sie die Stücke weniger abnutzen und leichter aneinanderreihen läßt.

Was die technische und finanzpolitische Seite des Münzwesens und der Münzen betrifft, so verlangt der wirthschaftliche Verkehr bestimmte Werththeilstücke von bestimmter Feinheit (Reinheit) des Metalls. Letztere garantirte, während früher jeder Empfänger sich auf das „Probiren" und Wägen verstehen mußte, die staatliche Autorität durch Angabe der Feinheit auf der Münze oder durch Ausprägung des Wappens und Monarchenbildes. Die Namen der Münzen schlossen sich zuerst meist an das Gewicht an (Pfund, Livre, Mark), während später das Gewicht unberücksichtigt blieb und nur die bloßen Namen sich erhielten. Mit dem verbürgten Gewicht und Feinheitswerth sprangen leider die Regierungen in Zeiten der Finanznoth bald übel genug um; anstatt der Münze den richtigen Metallwerth zu geben, der beispielsweise bei der Verarbeitung des Stücks zu einem Gefäß gezahlt wurde, hielten die Regierungen schon ihre Ausprägung von Wappen und Schrift für hinreichend und veränderten den Feingehalt, täuschten sich aber, denn der Verkehr nahm die Stücke jetzt nur noch unter dem Nennwerth. Die Folge hiervon war dann die Entwerthung aller vorher entstandenen Forderungen, die jetzt in entwertheten Stücken desselben Namens, also nach dem Nennwerth entrichtet wurden, nicht nach dem Curse der verschlechterten Münzen oder ihrem innern devalvirten Werthe. Das Volk mußte dann immer durch solchen Rechtsbruch in der Münzung große Verluste bei Contracten und Guthaben erleiden.

Treten derartige Zustände ein, so dauert es nicht lange, bis nur noch die verschlechterten Münzsorten cursiren, die vollwerthigen aber verdrängt, d. h. eingeschmolzen oder von den untern Ständen versteckt und zurückgehalten werden.

Man stellt auch heute noch die Münzen bekanntlich nicht aus reinem Gold und Silber her, man „beschickt" oder „legirt" sie mit einem Beisatze, der bei Goldmünzen entweder aus Silber oder Kupfer, bei Silbermünzen dagegen aus letzterm besteht. Man behauptet gewöhnlich, daß die Edelmetalle sich sonst zu rasch abnutzen würden. Das ist thatsächlich nicht der Fall. Die Sitte der Legirung rührt her aus den frühern Zeiten unvollkommener Technik in Herstellung reinen Metalls. Bei Scheidemünzen vermag man aber den Stücken auf diese Weise eine größere Form zu geben, also praktischere Handlichkeit zu verleihen. Früher ging der Zusatz oft bis ein Viertel, seit dem französischen Münzgesetz von 1803 ist er meist ein Zehntel (d. h. 9 Theile fein, 1 Legirung), der Zusatz der Beimischung bleibt unberücksichtigt im Werth. Ehedem sprach man deshalb von „Schrot und Korn", d. i. das Verhältniß des Gewichts der Münze zum Feingehalt. Das Grundgewicht ist heute das Kilogramm. „Münzfuß" ist das gesetzlich bestimmte Verhältniß der

Zahl der Hauptmünzstücke zum Münzgrundgewicht. Man prägte in früherer Zeit allmählich immer mehr Stücke aus demselben Gewicht; auf diese Weise wurde aus dem anfänglichen 20-Guldenfuß allmählich ein 21-Gulden-, 24-Gulden-, 24½-Guldenfuß.

Im Gewicht und der Feinheit ist nur eine kleine Fehlergrenze erlaubt, das sogenannte „Remedium", während „Schlagschatz", richtig gebraucht, die Prägekosten für eine bestimmte Menge Münzen bedeutet. „Münzeinheit" oder „Hauptmünzstück" ist die das ganze Münzsystem beherrschende Rechnungseinheit (Mark, Franc u. s. w.). Die Scheidemünze ist in den Ländern der Goldwährung leichter ausgeprägt, sodaß hier das Silber gegenüber dem Golde zu einem höhern Nennwerthe berechnet wird, als dies dem Tauschwerthe entspricht, was meist auch bei den Kupfer-, Nickel- und Bronzemünzen der Fall ist.

Für eine rationelle Münzpolitik muß es oberster Grundsatz sein, daß die Münzen festbestimmte Gewichtstheile des Edelmetalls enthalten. Die Stückelung hat sich nach dem wirthschaftlichen Bedürfniß zu richten, also nach dem Vermögensstande des Volkes. Aermere Völker verkehren meist noch mit kleinern Münzen; kleine Silber-, namentlich aber Kupfermünzen spielen die Hauptrolle. Deutschland hatte bisher Silberwährung. Der Thaler war schon ein zu schweres Stück, seine anfänglich duodecimale vielgegliederte Eintheilung machte die Rechnung schleppend. Die zuerst vom heidelberger Handelstage 1864 vorgeschlagene Mark („Neumark") ist zwar, ähnlich wie der Franc, etwas klein und summirt im Staatshaushalt und Großhandel lange Zifferreihen; indessen wird wiederum das decimale Goldstück den praktischen Verkehr erleichtern. Auch über die Summen der Prägung der Menge von Gold- und Scheidemünzen entscheidet am besten das Bedürfniß des Verkehrs, welcher dieses immer sehr bestimmt erkennen läßt. Zu viel Scheidemünze macht leicht den Curs sinken. Im Wiener Münzvertrage war das Maximum auf $^5/_6$ Thlr. per Kopf festgesetzt und außerdem zweckmäßig verordnet, daß Regierungskassen auf Verlangen Scheidemünze gegen größere Stücke verabfolgen, also dem Bedürfniß rasch abhelfen konnten. Die Eigenschaft der Währung sowie der Annahmepflicht bei größern Zahlungen dürfen immer nur die vollwichtig geprägten Stücke haben. Wo die Goldwährung besteht, da soll Silber- resp. Scheidemünze stets nur bis zu geringer Summe gesetzliches Zahlungsmittel sein (in England bis zu 40 Sh.), während fremde Scheidemünze ganz zu verbieten ist. Bei kleinen Münzen ist die deutliche Prägung der Werthangabe die Hauptsache. Das unvermeidliche Remedium ruft leider immer die Speculation heraus, indem die etwas zu schwer ausgefallenen Stücke von dieser zurückgehalten und eingeschmolzen werden. Zu der Abreibung, Selbstabnutzung — bei Goldmünzen erfahrungsmäßig $^1/_7$ pro Mille im Jahre, bei kleinern Silbermünzen bis $1^3/_5$ — tritt die gewinnsüchtige Beschneidung, die als „Kippen und Wippen" besonders im 17. Jahrhundert eine schlimme Rolle spielte und zur steten Verschlechterung der Münzen und Leichtermachung des Münzfußes führte, indem sich die Regierungen nicht anders zu helfen wußten, als den ursprünglichen, legalen Münzfuß herabzusetzen auf den Stand des wirklichen, welcher in den noch umlaufenden Münzen vorhanden war.

Für die Controle der Vollwichtigkeit der Münzen hat die londoner Bank jene berühmt gewordene Maschine, über welche man jeden Sovereign, der an die Bank kommt, laufen läßt. Ergibt sich, daß er zu leicht ist, so wird er von der Maschine selber mit einer Marke versehen und zum Einschmelzen beiseitegelegt. Solange wir in Deutschland Silberwährung hatten und solange wir keine einheitliche große Bank besitzen, war resp. ist eine derartige Controle wegen der Masse der Silbermünzen und des Mangels einer den Geldverkehr regulirenden Centralstelle unmöglich.

Das Münzregal ist ein Hoheitsrecht, dessen Basis hauptsächlich in wirthschaftspolitischen, in Zweckmäßigkeitsrücksichten ruht, neben dem historischen Fundament. Das

Regal darf nie als Finanzregal zur fiscalischen Ausbeutung geübt werden. Wenn kleinere deutsche Staaten es noch behalten haben, so ist, da der Ertrag des Münzregals heute gering ist, mehr die überkommene Eitelkeit schuld. Der Wiener Münzvertrag vom 24. Jan. 1857, der erste größere Schritt zur deutschen Münzeinheit, hat bereits vorgebeugt, daß bei uns in Privatanstalten gemünzt wird, wie dies in Frankreich geschieht. Ob man auch bei uns später die Ausmünzung ganz der Privatindustrie überlassen wird, mag doch sehr dahin stehen.

Die circulirende Münze ist im Privateigenthum; die Verfügung über sie also soll frei sein. Aus dieser theils rechtlichen, theils wirthschaftlichen Seite folgt, daß die ehemaligen Verbote, Beschränkungen und Bestrafungen der Aufkäuferei, des Einschmelzens, der Ausfuhr mitunter auch der Einfuhr aller oder gewisser fremder Münzsorten als unhaltbar und zwecklos erscheinen. Sie sind meist beseitigt worden. Natürlich aber behält der Staat das Recht, über die Umlaufsfähigkeit fremder Münzen zu entscheiden.

2) Zur Geschichte des deutschen Münzwesens.

Die Geschichte des deutschen Münzwesens ist eine Kette endloser Wirrsale, chronischer wirthschaftlicher Unsicherheit des Besitzes und Verkehres und ungeheuerer Verluste des Volkes, das auch hier immer schließlich die Rechnung aller Finanznöthe und gewissenlosen fiscalischen Ausbeutungen des Münzregals zu tragen hatte. So ging es durch das ganze Mittelalter hindurch und hier und dort bis an die Grenze unsers Jahrhunderts. Daß es in fremden Staaten nicht besser war, bleibt stets ein schlechter Trost, der keinen Werth haben kann.

In Deutschland übte jeder Reichsstand das Münzrecht aus oder verpachtete die Münzstätten zu hohem Preise, wobei immer der möglichst große Gewinn das Hauptziel war. Kaiser Karl V. suchte zuerst 1524 durch die Münzordnung von Eßlingen den Wirren ein Ziel zu setzen, indem er die kölnische Mark zur Grundlage des Münzgewichts im Reiche erklärte und für Gold- und Silbermünzen die Ausprägungsnormen genau bestimmte, unter Annahme eines festen Werthverhältnisses des Silbers zum Golde wie 1 : 11,359. Diese Verordnung sowol wie eine spätere, auf dem augsburger Reichstage von 1551 vereinbarte scheiterte an der selbstsüchtigen Unbotmäßigkeit der bedeutendern Reichsstände. Ein weiterer Anlauf wurde gemacht auf dem augsburger Reichstage von 1566: den Thaler, der im Norden Deutschlands sich eingewohnt hatte, auf die Basis von neun Stück aus der feinen Mark zu stellen; der Antrag drang aber auch nicht durch. Mit der Zeit des Dreißigjährigen Krieges, dieser furchtbarsten Periode deutscher Geschichte, durch welche unser Vaterland in seiner Entwickelung um mehr als ein Jahrhundert zurückgeworfen wurde, wucherte jenes Kipper- und Wipperthum, das Unwesen des Beschneidens und der Verringerung des Feingehaltes üppig auf; oft war in einem Dutzend Thaler noch nicht der Feinsilbergehalt, der in einem einzigen Thaler sein sollte! Nach dem Westfälischen Frieden suchte man wieder etwas Ordnung zu schaffen, erklärte die schlechten Münzen in Verruf und setzte Gold zu Silber wie 1 : 12. Der nun thatsächlich bestehende $13\frac{1}{2}$-Guldenfuß wurde aber schon 1665 auf dem Reichstage zu Regensburg in einen $14\frac{2}{3}$-Guldenfuß umgewandelt. Gegen das Ende des Jahrhunderts brachen wiederum heillose Zustände ein, die bald alle Sorten Geld umfaßten. Dies veranlaßte schließlich das Entstehen der Girobanken, von denen die hamburger noch heute besteht. Die Handeltreibenden legten ihr gutes Silber in diese Bank und es erfolgten nun die Zahlungen durch Ab- und Zuschreiben, während Baarzahlungen nur an fremde Kaufleute geleistet wurden.

Der Reichsschluß vom Jahre 1738 nahm abermals einen kräftigen Anlauf zur Abstellung der Wirren und führte nun den 18-Guldenfuß als Reichsmünzfuß ein. In-

dessen brach hiermit schon 10 Jahre später der Kaiser (Franz) selbst durch Einführung des 20-Guldenfußes, dem andere folgten, während indessen Baiern sogar schon beim 24-Guldenfuß angelangt war. Es kam der Siebenjährige Krieg mit der bekannten Münzverschlechterung in dem krieg- und finanzbedrängten Preußen, was die Kleinstaaten ohne jeden andern Anlaß als den der Gewinnsucht eiligst benutzten, um auf den 24-Guldenfuß zu gelangen. Die erneuten Bemühungen des Reiches (Mitte der sechziger Jahre), das Chaos zu bannen, scheiterten wie gewöhnlich; in Süd- und Westdeutschland blieb es bei dem 24-Guldenfuße, in Mittel- und Norddeutschland fand dagegen der vom Reiche geforderte 20-Guldenfuß allmählich festere Aufnahme.

Im Jahre 1750 erging für Preußen von Friedrich II. ein Edict, durch welches der 21-Gulden- oder 14-Thalerfuß eingeführt wurde. Da die nach dem Reichsfuße im zu niedrigen Silberpreise ausgemünzten guten Silbermünzen, heißt es in demselben, gegen ein immer höher steigendes Agio aufgewechselt, aus dem Lande geschleppt, eingeschmolzen oder doch auf eine höchst strafbare Weise dergestalt beschnitten und ausgewippt würden, daß die noch vorhandenen weniger guten Zweidrittelstücke um 6—8 Proc. zu leicht seien, wogegen sehr viel geringhaltige Scheidemünze und andere im Auslande längst verrufene fremde Münzen im Umlaufe sich befänden, so erscheine dies nothwendig. Es folgen sich nun in einer ziemlichen Reihe verschiedene Münzverordnungen, welche für die sämmtlichen Gold- und Silbermünzen sehr genaue Feinheitsgrade und Gewichtsverhältnisse festsetzen. Die dort ausgesprochenen vortrefflichen Grundnormen erhielten im Siebenjährigen Kriege, wie erwähnt, vorübergehend einen Stoß, indessen regelte bereits das Münzedict vom 29. März 1764 das Münzwesen neu. Es mag hier anerkennend ausgesprochen werden, daß die preußischen Fürsten auch auf diesem Gebiete stets des hohen Werthes einer strengen Ordnung sich bewußt geblieben sind.

Im Jahre 1821 (30. Sept.) erschien ein neues Münzgesetz, das die dem preußischen Staate eigene Goldmünze, den Friedrichdor, auf festes Feingehalts- und Werthverhältniß stellte (35 Stück aus einer Mark kölnisch zu 260 Grän fein). Im Jahre 1831 wurde der Curs auf $5^2/_3$ Thlr. gesetzt. Den Thaler (zu 30 Silbergroschen à 12 Pfennige) normirte man auf $10^1/_2$ Stück = 1 Mark zu 216 Grän feinen Silbers. Eine eigentliche Aenderung des Münzfußes von 1750 war dies nicht. Außer dem Thaler sollte künftig nur das $^1/_6$-Stück ausgeprägt werden, das alte Kleingeld aber unverändert umlaufen.

Diese Bestimmungen galten bis zum Münzgesetz vom 1. Mai 1857.

Jene Annahme des 14-Thalerfußes im Jahre 1750 hat für die folgenden Zeiten eine außerordentlich wohlthätige Einwirkung auf die Entwickelung des preußischen Münzwesens geübt, welches seitdem nun selbständig und unabhängig von andern Staaten und deren Münzwirren wurde, ohne Mitleidenschaft also sein Geldwesen reguliren konnte.

Bei einem Seitenblicke auf das Münzwesen der Hansestädte sehen wir völlig andersgeartete Verhältnisse. In Hamburg hatte man aus Grund der verschiedenen Schwierigkeiten mit den vielbeschnittenen und ausgewippten alten Reichsspeciesthalern durch Verordnung vom 8. Juli 1790 nur noch die Einbringung von Silberbarren zu $15^2/_3$ Loth fein zum Bankguthaben für zulässig erklärt, sodaß Bankthaler und Bankmark erst aus den vorräthigen Silberbarren berechnet wurden (nach preußischem Gelde 1 Mark Banco = 15 Sgr. 2 Pf.). Die Courantvaluta war die lübische und etwa 23 Proc. schlechter als die Bancovaluta, übrigens natürlich je nach dem Curs.

In Lübeck war durch das Münzgesetz vom 15. Dec. 1856 der 35-Mark- oder 14-Thalerfuß eingeführt. Unter Thalern oder Thalern Courant wurden nur Thaler des 35-Markfußes, nämlich im Betrage von 40 Schillingen Courant des neuen Fußes verstanden. Gerechnet wurde nach Mark zu 16 Schillingen à 12 Pfennigen. Lübecker Münzgewicht war die Münzmark der Zollvereinsstaaten.

Bremen hatte Goldwährung, entstanden aus dem Umlauf der französischen Louisdor von 1640—1709 (35 Stück auf die kölnische Bruttomark zu 21 Karat 10 Grän fein, also etwas über 38 auf die kölnische Mark fein Gold, im damaligen Werthverhältniß des Goldes zum Silber wie 1 : $14^{14}/_{29}$ bis $^{7}/_{13}$). Das einfache Goldstück, die Pistole, wurde zu 5 Thlr. gerechnet; als Silber-Scheidemünze circulirten 2-, 3-, 4- und 6-Grotenstücke; der Thaler galt 72 Groten à 5 Schwaren im Golde (Pistolen, Louisdor à 5 Thlr.), im kleinen Verkehr im 20-Guldensuß; die Mark fein Silber $13^{1}/_{3}$ Thlr. Courant oder $2^{22}/_{45}$ Stück Louisdor (Pistolen), oder $12^{4}/_{9}$ Thlr. Louisdor, 1 bremer Thaler Gold = 1 Thlr. 3 Sgr. 8 Pf. preußisch Courant.

Im übrigen Deutschland herrschte auch jetzt noch meist die herkömmliche Verwirrung. Oft wurde in einem und demselben Lande nach zweierlei Währungen gerechnet; nicht selten galt für den Großhandel eine andere Währung wie für den Detailhandel, oft wieder auch eine noch andere ältere Währung im gemeinen Verkehr, während die Münze anderer deutscher Staaten, namentlich die Hauptmünze, der preußische Thaler, je nach Zeit und Ort verschiedenen Curs hatte. Daneben beherrschten, besonders Süddeutschland, die französischen beschnittenen Laubthaler, später, nach deren Vertreibung, neben den vorhandenen 20- und 10-Kreuzerstücken des Conventionsfußes die Kronenthaler. Bald aber wurden die Halben- und Viertel-Kronenthaler wieder arg beschnitten und schließlich in Verruf gethan. Die Scheidemünzen prägten manche Kleinstaaten tief unterwerthig in großer Masse, sich des schmuzigen Gewinns nicht schämend.

In der Mitte der dreißiger Jahre war die Verwirrung wieder einmal auf den Höhepunkt gelangt. Da schritt man endlich, nach tiefer Schädigung des Verkehrs, zuerst im Münzgebiete des $24^{1}/_{2}$-Guldenfußes zu Münzconventionen (Münchener Convention vom 25. Aug. 1837 und 7. März 1845), erkannte den $24^{1}/_{2}$-Guldenfuß als nunmehr bindend an, mit vorläufiger Beibehaltung des Kronenthalers zu 2 Fl. 42 Kr. Die Gulden und Halbgulden sollten $^{9}/_{10}$ fein und $^{1}/_{10}$ Kupfer geprägt, die Scheidemünze nach einem 27-Guldenfuße ausgebracht werden. Die Größe der Münzmark machte man der preußischen (oder kölnischen) gleich, nämlich 232,855 Gramme. Ein weiterer Schritt zur Münzeinigung geschah am 30. Juli 1838 zu Dresden, wo zuerst 18 Staaten eine Convention abschlossen, der sich bald andere anschlossen. Die norddeutschen Staaten vereinbarten den (preußischen) 14-Thalerfuß für sich (1 Mark Feinsilber = 14 Thlr.), mit dem Werthverhältniß des Thalers zu $1^{3}/_{4}$ Fl. im $24^{1}/_{2}$-Guldenfuß. Auch beschlossen die contrahirenden Staaten ferner eine „Vereinsmünze", ein Zweithalerstück (= $3^{1}/_{2}$ Fl. im $24^{1}/_{2}$-Guldenfuß mit einem Mischungsverhältniß von $^{9}/_{10}$ Silber und $^{1}/_{10}$ Kupfer). Hinsichtlich der Theilung konnte man sich zunächst nicht zusammenfinden: es blieben Silbergroschen à 12 (Preußen u. s. w.), Neugroschen à 10 Pf. (Sachsen), sogenannte „gute" Groschen à 12 Pf., 24 Stück = 1 Thlr. (Hannover, Braunschweig). Jetzt war endlich Deutschland doch wenigstens nur noch in zwei große Gruppen mit schon festnormirter solider Münze getheilt.

Im Jahre 1857 folgte nun auf Preußens Anregung der Wiener Münzvertrag (24. Jan.). Die Münzgruppen waren jetzt folgende:

1) Die norddeutschen Staaten mit dem 30-Thalerfuße (an Stelle des bisherigen 14-Thalerfußes) zu 30 Thlr. aus dem Pfunde Feinsilber (1 Thlr. = 30 Sgr.).

2) Die süddeutschen Staaten mit dem $52^{1}/_{2}$-Guldenfuße (statt des bisherigen $24^{1}/_{2}$-Guldenfußes), zu $52^{1}/_{2}$ Fl. aus dem Pfunde Feinsilber („Süddeutsche Währung", 1 Fl. = 60 Kr.)

3) Das Kaiserthum Oesterreich und das Fürstenthum Liechtenstein mit dem 45-Guldenfuße (45 Fl. = 1 Pfd. fein; 1 Fl. = 100 Neukr.).

Als Münzgewicht wurde das Zollpfund von 500 Grammen mit decimaler Theilung

angenommen. Der bedeutsame Fortschritt gegen die frühern Münzverträge war die ausdrückliche Festsetzung der reinen Silberwährung für alle drei Gruppen. Ueber das Verhältniß der Goldmünzen zum Silber hatte bisher immer noch keine Einigung stattfinden können. Jetzt vereinbarte man zur Erleichterung des gegenseitigen Verkehrs und Handels mit dem Auslande eine Vereinshandelsmünze in Gold, eine „Krone" und „Halbkrone" zu $^1/_{50}$ resp. $^1/_{100}$ des Pfundes Feingold. Der Silberwerth der Vereinsgoldmünzen wurde von jedem Staate auf die Dauer von sechs Monaten im voraus festgesetzt.

Diese neuen Goldkronen aber hat freilich das Volk so gut wie gar nicht kennen gelernt; sie wurden, da sie mit den Goldmünzen der großen Handelsnationen nicht harmonirten, nicht current, auf den Handelstagen und Volkswirthschaftlichen Congressen verurtheilt und bald selten. Man sagt, daß die Mehrzahl der nicht großen Menge geprägter Stücke nach Amerika exportirt worden sei. Die Bremer Bank hatte ihre Metalldeckung in solchen Münzen angelegt.

Neben den Vereinsgoldmünzen einigte man sich weiter noch über Prägung von „Vereinsthalern" (zu $1^3/_4$ Fl. Südd. und $1^1/_2$ Fl. Oesterr. W.); das Mischungsverhältniß der Silbermünzen wurde auf $^9/_{10}$ fein, $^1/_{10}$ Zusatz bestimmt. Die Prägung von besonderer Scheidemünze und deren Theilung blieb den Regierungen vorbehalten.

Die Bestimmungen dieses wichtigen Vertrages traten im Zollverein am 1. Mai 1857 in Kraft und waren seitdem in Wirksamkeit.

3) Die Münzreform im Reiche.

Mit dem Kriege von 1866 lösten sich die politischen Bande mit Oesterreich; mit dem Ende des Deutsch-Französischen Krieges und der Wiederaufrichtung des Reiches erwachte neben andern großen innern nationalen Fragen von selbst auch die alte Frage der Herstellung der Münzeinheit. Denn wenn auch die Münzconvention von 1857 die Dinge schon sehr wesentlich besser geordnet hatte und den Regierungen die Pflicht auferlegt worden war, die abgenutzten schlechten Münzen einzuziehen, hatten wir in Deutschland doch immer noch sieben nebeneinanderbestehende Münzsysteme: einen Thalerfuß mit 30 12-Pfenniggroschen (Preußen, Lauenburg, Anhalt, Braunschweig, Oldenburg, Weimar, Schwarzburg-Sondershausen, Rudolstadt-Unterherrschaft, Waldeck, die Reuß, die Lippe); ferner einen Thalerfuß mit 30 10-Pfenniggroschen (Sachsen, Gotha, Altenburg); weiter die Courantwährung: 1 Mark Courant zu 16 Schill. à 12 Pf., neben der hamburger Silberbarren-Bankvaluta, $59^1/_3$ Mark auf das metrische Pfund Feinsilber (Lübeck, Hamburg); außerdem die süddeutsche Währung, 1 Fl. = 60 Kr. (Baiern, Würtemberg, Baden, Hessen, Hohenzollern, Frankfurt, Meiningen, Koburg, Rudolstadt-Oberherrschaft); nicht minder die Thalergoldwährung, den Louisdor oder die Pistole zu 5 Thlr. à 72 Grote. à 5 Schwaren (Bremen); endlich das französische Frankensystem in den neuen Reichslanden, 1 Franc zu 100 Centimes.

Der Norddeutsche Bund ordnete zunächst durch Beschluß vom 3. Juni 1869 für Anbahnung der Münzeinheit eine umfassende Untersuchung der Münzfrage; die Presse, die gelehrte Theorie und die Volkswirthschaftlichen Congresse hatten diese Einheit seit 1866 dringender als je gefordert.

Zwar war kurz vor dem Kriege Frankreich mit dem großen Gedanken hervorgetreten, eine Weltmünzeinigung aller Hauptnationen herbeizuführen. Es trat auch ein Congreß in der französischen Hauptstadt zusammen; derselbe sollte aber alsbald zu seiner Verwunderung erfahren, daß die Franzosen unter dieser „Weltmünze" einfach ihr Frankensystem verstanden, dem Belgien, die Schweiz und Italien bereits beigetreten waren. Die übrigen Großstaaten zeigten sich jedoch für diesen „großen Gedanken" wenig gestimmt, keiner derselben wollte sein altes System opfern, und es war dieser Abneigung eine Berechtigung

nicht abzusprechen, da der plötzliche völlige Bruch mit den gewohnten Systemen dem Volke und Handel enormen Verlust auferlegt haben würde, von den unsaglichen Schwierigkeiten namentlich für den Kleinverkehr ganz abgesehen, sowie davon, daß das Frankensystem seine nicht unerheblichen Mängel hat.

Auf dem Congreß wurde aber doch eine Frage von größter Bedeutung im Princip entschieden, die Frage: ob Doppelwährung (Gold- und Silberwährung nebeneinander) oder Goldwährung? Ueber diese wichtige Entscheidung — der Congreß sprach sich für ausschließliche Goldwährung aus — und das ihr zu Grunde liegende Sachverhältniß ist ein klar stellendes Wort nöthig, um so mehr, als selbst unserm „gebildeten" Theile des Publikums dieses Verhältniß wenig bekannt ist.

Warum die Edelmetalle Gold und Silber überall schließlich zum Geldstoffe erhoben werden, haben wir früher besprochen. Ein geheimnißvoller Zauber liegt durchaus nicht in diesem Vorgange; der Grund ist, wie erwähnt, vor allem die Schönheit und relative Seltenheit der Edelmetalle; gäbe es ganze Gebirge davon, wären sie nicht Geld. Da aber das Silber von beiden das häufigere, billigere Metall ist, so kommen alle Völker erst dann zur Goldwährung, wenn der Volksreichthum eine größere Ausdehnung erreicht hat. Der Weg vom Muschel- oder Fell- u. s. w., Kupfer- oder Zinngelde bis dahin ist natürlich ein sehr langsamer, sehr weiter. Das seltenere Gold stand also immer höher als Silber, heute wie 1 : 15½, d. h. beispielsweise: 1 Pfd. Gold gilt soviel als 15½ Pfd. Silber, während das Verhältniß vor und auch noch nach Christi Geburt wie 1 : 10 war. Wenn auch mit Schwankungen, blieb dies so bis zur Entdeckung von Amerika, wo die große Ausbeute der mexicanischen Silberminen den Werth des Silbers herabdrückte und das Verhältniß wie 1 : 14 wurde. Später kamen auch Goldbergwerke und -Wäschen in Betrieb. Das Gold in der Alten Welt wurde jetzt häufiger, es sank im Werthe, die Waarenpreise stiegen, aller Verkehr kam längere Zeit in große Verwirrung und Unsicherheit, die erst mit Beginn unsers Jahrhunderts wieder ganz verschwindet, das, wie angegeben, Gold und Silber in dem Verhältniß von 1 : 15½ vorfand. Die Franzosen hatten und haben noch Doppelwährung. Sie basirten ihren „Franc" auf das von ihnen mit einer anerkennenswerthen Kühnheit eingeführte, wissenschaftlich begründete metrische System, der Franc sollte ein Gran Silber sein. Indessen vermochte man nun bei jenem Verhältniß von 1 : 15½ die Goldmünzen nicht ins metrische Gewichtssystem einzureihen. Sowol aus diesem wie aus noch andern Gründen waren wir stets gegen Annahme des französischen Geldsystems, so sehr diese jahrelang von einzelnen Volkswirthen befürwortet wurde. Noch stand England unter den Großstaaten mit der alleinigen Goldwährung isolirt da; es hielt mit Recht diese Währung für das Endziel aller Staaten. Diese Ueberzeugung schien plötzlich erschüttert werden zu sollen. Im Jahre 1849—50 überschüttete uns Californien und Australien mit einem förmlichen Goldregen. Das drohte sehr ernste Folgen zu haben; schon prophezeiten manche heißblütige Theoretiker die Entwerthung des Goldmetalls, ja Holland zog Hals über Kopf seine mehr als 100 Mill. Fl. Gold ein und erhob das Silber zur alleinigen Währung; andere Staaten verhielten sich zweifelhaft zuwartend. Die Edelmetalle schwankten indessen trotz alledem nur wenig, nämlich nur bis etwas unter 1 : 15, d. h. das Gold wurde um ein Weniges billiger, das Silber etwas theuerer. Die Preise des allgemeinen Verkehrs wurden jedoch von dieser geringen Aenderung nicht afficirt. Es gingen nämlich in dem Verhältnisse der Silbergeldmenge zur Goldgeldmenge alsbald unerwartete Veränderungen vor, die gerade die etwas verschobene Werthrelation der beiden Edelmetalle wieder einrenken halfen. Der Secessionskrieg in Amerika sistirte die dortige Baumwollproduction und zwang, deren Anbau in Aegypten, Indien, Japan, China u. s. w. anzuregen. Das gelang auch ziemlich. Die Völker dieser Länder verlangten nun Silber als Zahlung, nicht Gold; der vielfach ge-

machte Versuch, sie mit Gold zu bezahlen, mislang. Dies aus dem einfachen Grunde, weil die Armuth dieser Nationen kleinerer Theilstücke zum alltäglichen Verkehr bedarf. Die Abströmung des Silbers nun, vom ostasiatischen Handel lebhaft gefragt, begann jetzt in ziemlich hohen Summen. Mehrere Regierungen suchten deshalb, als dies fühlbar wurde, den Münzbedarf durch Prägung von Goldmünzen zu decken; es entstand also auch nach Goldmetall neue Nachfrage. Nach Beendigung des Unionskrieges kam die Seidenraupenkrankheit in Europa, welche wiederum den ostasiatischen Ländern, diesmal für deren Seidenexport, zu statten kam und die Silberabströmung bei uns von neuem lebhaft machte, sodaß das Metall sogar noch etwas über seinen alten Preis stieg. Beide Factoren im Edelmetallmarkt, der Krieg der Union und die Raupenkrankheit, gingen vorüber; hiermit aber stellte sich das alte Preisverhältniß zwischen Gold und Silber wiederum her, und zugleich reifte damit auch für uns die große Frage, Gold- oder Silber- oder Doppelwährung, zur definitiven Entscheidung. Die Befürchtungen des werthmindernden Einflusses der großen Goldproduction waren verschwunden. Für den Golddurst des Riesenverkehres der großen handeltreibenden Völker ist auch eine so rapide Progression der Goldausbeute (1851 50 Mill. Thlr., 1867 400 Mill. Thlr.!) nicht gefahrvoll, abgesehen davon, daß der schnellen Progression gewöhnlich eine entsprechend rasche Abnahme in der Ausbeute zu folgen pflegt. Der Preis des Silbers schwankte auf dem Edelmetallmarkte zu London in diesen beiden Jahren zwischen $61^9/_{16}$ Pence per Unze und $61^5/_8$ Pence, also sogar nach aufwärts (Bamberger). Das Gold hat eben nicht nur jene ungeheuer weite Verbreitungsfläche des internationalen Handels zwischen den Culturvölkern, sondern verschwindet bei der großen Vorliebe für das schöne Metall, dem ein blinder Glaube entgegenkommt, auch zu Millionen als Spar- und Nothpfennig im Versteck zahlloser Häuslichkeiten, von seiner namhaften Verwendung zum Luxus aller Art ganz abgesehen.

Der Verkehrsvorzug des Goldes vor dem Silber besteht zunächst in seinem relativ hohen Werth bei geringem Gewicht und Umfang. Wer eine Million Thaler, um ein von Prince-Smith hierfür gegebenes Beispiel zu brauchen, in Silber versenden wollte, hat excl. der Verpackung eine Last von 360 Ctrn. zu transportiren; dieselbe Summe in Gold wiegt nur 23 Ctr.! Diese hohe Transportleichtigkeit ist für den Großhandel, aber auch für jeden Privatmann im gewöhnlichen Verkehr sehr werthvoll; ein mäßiges Portemonnaie voll Gold langt zu einer größern Reise. Für Deutschland handelte es sich, war einmal die Währungsfrage entschieden und feststehend, daß wir weder der lateinischen Münzconvention, noch dem englischen oder amerikanischen System uns anschließen konnten, hauptsächlich nur noch um enge Anpassung seines neuen Geldes an sein altes Geldsystem, damit das Volk den schweren Proceß durch einen möglichst glatten Uebergang erleichtert erhalte; ferner um eine decimale Theilung, in welche der Thaler nicht paßte.

Der Abgeordnete von Kardorff hat in der Frühjahrssession des Reichstages von 1874 eine sehr richtige Beobachtung über uns Deutsche ausgesprochen, ungefähr mit den Worten, daß, wenn wir und unsere Literatur auch sonst Glänzendes leisteten, in rein praktischen, namentlich aber in finanzpolitischen Fragen unsere Leistungen hinter andern Völkern bedeutend zurückständen. Diese Thatsache ist leider nicht hinwegzuleugnen, sie trat aber namentlich in der hier vorliegenden Frage grell hervor.

Die Mehrheit der Mitglieder des Volkswirthschaftlichen Congresses neigte vor und nach dem pariser Congreß der Silberwährung zu. Noch auf dem vierten Deutschen Handelstage (October 1868) hatten die Vertreter der berliner Kaufmannschaft der reinen Silberwährung ebenfalls das Wort geredet, allerdings entgegen allen übrigen Handelskammern, und auch sonst befand sich in der anschwellenden Münzfrageliteratur die bunte, echt deutsche große Verschiedenheit der Ansichten eher in steigender Verwirrung, als zunehmender Klärung, sodaß es nicht verwundern mag, wenn bei der erwähnten Enquête

des Bundesrathes über die Münzreform noch alle möglichen Systeme zur Fragstellung erhoben wurden (Juni 1870). Später stellte doch der Volkswirthschaftliche Congreß zu Lübeck (August 1871) den praktisch sehr wichtigen Punkt klar: die Bewahrung der möglichst einfachen Continuität der alten Wertheinheiten beim Uebergange zur Goldwährung, um die Umrechnung aller Forderungen und Leistungen dem Volke leichter zu machen. Vor dieser praktischen Rücksicht müßten alle andern Rücksichten auf internationale Münzeinigung und metrisches Gewicht zurücktreten. (Wir erinnern zum Ueberfluß daran, daß die großen politischen Ereignisse unterdeß natürlich nicht ohne Einfluß über die Münzfrage hinweggegangen waren.) Von Doppelwährung und Frankensystem war hier in Lübeck schon nicht mehr die Rede — im Reichskanzleramte hatte sich bei jener Enquête noch eine gewisse Hinneigung hierzu gezeigt.

Schon im October 1871 legte der Reichskanzler dem Bundesrathe einen „Gesetzentwurf betreffend die Ausprägung von Reichsgoldmünzen" vor (der indessen nicht an den Reichstag gelangt ist). Die Zahlung der französischen Kriegscontribution, sagen die Motive, ermögliche es, den Entschluß des Ueberganges zur Goldwährung nicht mehr abhängig zu machen von dem Ergebniß der Enquête; die öffentliche Discussion der letzten Zeit habe ohnehin sich im Sinne jenes Entschlusses entschieden. Die Hauptbestimmungen des Entwurfes waren folgende: Es sollen Reichsgoldmünzen ausgeprägt werden, beziehungsweise $46^1/_2$, 93 und $69^3/_4$ Stück aus dem Pfunde Feingold als beziehungsweise 30-, 15- und 20-Markstücke, und die Mark eingetheilt werden in 10 Groschen zu 10 Pfennigen. Diese Münzen werden von allen Staats- und Communalkassen in sämmtlichen Bundesstaaten zum festen Werth (1 Mark = $^1/_3$ Thlr.) in Zahlung genommen. Die nach dem 30-Thalerfuße geprägten groben Silbermünzen ebenfalls.

Der Entwurf zeigte freilich in mancher Hinsicht noch eine schillernde Unentschiedenheit. Die Motive namentlich machten noch sehr bedenkliche Vorbehalte, theils in Betreff der noch fernern Silberausmünzung, theils in Betreff der vorläufig noch zu beanstandenden Erhebung der Goldmünzen zum gesetzlichen Zahlungsmittel auch für den Privatverkehr. Es empfehle sich zunächst „eine mehr freiwillige Einbürgerung der Goldmünzen durch bloße Tarifirung bei den öffentlichen Kassen zu versuchen, damit (bei verändertem Edelmetallwerthverhältniß) noch eine Correctur vorgenommen werden könne".

Hiergegen richtete der Ausschuß des Handelstages in sehr verdienstlicher Weise alsbald die eindringliche Vorstellung, daß den neuen Goldmünzen sofort der Charakter eines allgemeinen gesetzlichen Zahlmittels auf Grund der angenommenen Werthrelation des Goldes zum Silber wie 1 : $15^1/_2$ definitiv beigelegt werde, ohne allen und jeden Vorbehalt einer spätern Correctur, die nicht nöthig sei, wenn man positiv bestimme, daß die Goldmünzen in einem bestimmten Silberwerth auch bei Privatzahlungen als gesetzliches Zahlungsmittel fungirten, auch bei ältern Forderungen; also ein 20-Markstück zu $6^2/_3$ Thlr. Courant u. s. w. Die nicht mit Verbot belegte Silberausmünzung involvire eine Doppel- oder Alternativwährung schlimmster und willkürlichster Art für leichtsinnige Regierungen. Der Bundesrath vermochte dieser Vorstellung in seiner Sitzung vom 29. Oct. 1871 sich nicht zu verschließen, wenigstens nicht in den Hauptpunkten. Der mit der Berichterstattung beauftragte Ausschuß sprach sich in der Mehrheit dahin aus, daß die zu creirende Goldmünze alsbald zum allgemeinen gesetzlichen Zahlungsmittel zu erklären und durch das später zu erlassende Gesetz das Verhältniß des Werthes derselben zu den cursirenden groben Silbermünzen definitiv zu regeln sei. Bei Erörterung dieser Fragen wurde klar und bündig der Uebergang zur reinen Goldwährung ohne Uebergangszustände als Ziel ausgesprochen. Unter diesem Gesichtspunkte beschloß der Bundesrath eine neue Redaction des Entwurfes, der dem nächsten Reichstage auch vorgelegt wurde und mit verschiedenen Veränderungen am 4. Dec. 1871 als Gesetz publicirt worden ist.

4) Gesetz, betreffend die Ausprägung von Reichsgoldmünzen.

Das spätere Münzgesetz vom 9. Juli 1873 enthält eigentlich keine neuen selbständigen Gesichtspunkte von principieller Bedeutung, sondern ruht wesentlich auf der Grundlage dieses Entwurfes, resp. des definitiven Gesetzes vom 4. Dec. 1871.

Die Motive sprechen nochmals aus, daß die nicht weniger als sieben verschiedenen Münzfüße unhaltbar seien, sodann, daß die Anschauungen in der vieldiscutirten Münzfrage genügend sich geklärt hätten, um die bestehende reine Silberwährung nicht länger mehr aufrecht zu erhalten. Die 1857 geschaffenen Goldmünzen hätten sich als völlig unpraktisch erwiesen. Dafür sei aber leider eine Masse papierner Zahlungsmittel für den Bedarf größerer Zahlungen geschaffen worden, eine Masse, die für kritische Zeiten bedenklich werden könne, außerdem der zukünftigen Bankgesetzgebung wesentliche Hindernisse bereite; man müsse also die Silberwährung verlassen. Die Gesetze über die Befugniß zur Ausgabe von Banknoten und Papiergeld hätten der Schaffung neuer Notenprivilegien und Papiergeldemissionen einen Riegel vorgeschoben, um so für die Ordnung des Münz- und Papiergeld- wie Notenwesens festere Basis zu gewinnen, unter Inaussichtnahme der Goldwährung mit dem Werthverhältniß von $1 : 15^1/_2$. Das Endziel des Entwurfes, die reine Goldwährung, war freilich auch in dem neuredigirten Entwurfe noch so sehr verclausulirt, so wenig scharf und bestimmt hingestellt, daß es ernste Aufgabe des Reichstages wurde, dafür zu sorgen, daß die Doppelwährung auch für die Uebergangsperiode nicht zugelassen und ebenso wenig den Landesregierungen die fernere Silbercourantausmünzung gestattet werde. Dies wurde durch zwei Amendements erreicht, durch welche die fernere Ausprägung grober Silbermünzen untersagt und der Reichskanzler ermächtigt ward, die Einziehung der bisherigen groben Silbermünzen der Bundesstaaten anzuordnen aus den bereiten Mitteln der Reichskasse. Hierdurch verhinderte man also, daß die Einzelregierungen bei billigem Silberpreise unter großem Vortheil das Silbercourant wieder vermehrten, und so die Silberwährung zur Hinterthür wieder einführten; endlich erreichte man damit, daß von jetzt ab die Silbercourantmünzen in ihrer Werthgeltung nur noch den Charakter von Anweisungen auf Goldmünzen hatten. Das spätere Münzgesetz vom 9. Juli 1873 hat auf der Basis dieser Grundsätze durch Anordnung der Ausprägung unterwerthiger Silbermünzen und durch Beschränkung der Annahmepflicht der neuen Silbermünzen auf Beträge von bis 20 Mark die reine Goldwährung als definitiv geltend ausgesprochen.

Warum man von der Wahl der Münz- und Rechnungseinheit einer der großen Nachbarnationen, oder einer Basis mit einfachem metrischem Gewichtsverhältniß abstand, ist schon angedeutet worden. Die Vortheile einer solchen Wahl, namentlich für den internationalen Verkehr, wären bei Annahme des Franc u. s. w. ja evident, indessen werden sie doch gewöhnlich überschätzt. Der Welthandel zahlt in der Regel nicht in Gold, sondern in Wechseln, die veränderten Curs haben. Nur ausnahmsweise greift der Handel zu Goldzahlungen. Diese Vortheile erscheinen noch gering gegenüber dem gewichtigen Interesse der Gesammtheit des Volkes, d. h. der Millionen, in deren alltäglichem Handel und Wandel eine unglaubliche Verwirrung entstehen würde, wenn das neue Münzsystem nicht sich leicht zurückrechnen ließe auf das alte, in dem bisher alle Preise, alle Forderungen u. s. w. ausgedrückt wurden. Für Süddeutschland ist zwar bei unserer neuen Mark ($1^5/_7$ Mark = 1 Fl.) die Rechnung unbequem, aber diese Minorität hatte dieselbe Unbequemlichkeit schon fortwährend bei den dort viel cursirenden Thalern, sie verschwindet mit Einführung der neuen Münze.

Der Gesetzentwurf ging also aus den Verhandlungen des Reichstags mit wesentlichen Verbesserungen hervor. Den Kern des am 4. Dec. 1871 publicirten Gesetzes bilden

folgende Bestimmungen: Es wird eine Reichsmünze ausgeprägt, von welcher $139^1/_2$ Stück aus einem Pfunde feinen Goldes ausgebracht werden. Der zehnte Theil dieser Goldmünze wird Mark genannt und in 100 Pfennige eingetheilt. Außer dieser Reichsgoldmünze zu 10 Mark sollen ferner ausgeprägt werden Reichsgoldmünzen zu 20 Mark, von welchen aus einem Pfunde feinen Goldes $69^3/_4$ Stück ausgebracht werden. Das Mischungsverhältniß der Goldmünzen ist $^9/_{10}$ Gold, $^1/_{10}$ Kupfer, wonach 125,55 10-Markstücke und ebenso 62,775 20-Markstücke je ein Pfund wiegen. Verworfen vom Reichstage wurde das anfangs im Entwurfe vorgeschlagene, nicht in die Decimalrechnung passende 30-Markstück, während später das 5-Mark-Goldstück hinzugekommen ist, 279 Stück aus 1 Pfd. Feingold. Dagegen wurde von einigen Seiten bei der Besprechung der decimalen Eintheilung der Mark in 100 Pfennige befürwortet, den Namen „Groschen" für 10 Pfennige beizuhalten, während andererseits richtig entgegnet ward, daß der allgemeine Sprachgebrauch das von selbst thun werde, während aller schriftlicher Verkehr durch drei Columnen (Mark, Groschen, Pfennige) ganz unnöthig erschwert werde. Auch ließ sich der Reichstag nicht auf den Antrag ein, anstatt der kleinen Einheit „Mark" die 10-Mark zur Rechnungseinheit zu machen. Gern hätte mancher gesehen, daß die Bildnisse der deutschen Fürsten weggeblieben wären, mit Ausnahme des Bildnisses des Kaisers; man erkannte aber aus den Auslassungen der Bundesrathsmitglieder bald, einen wie hohen Werth die kleinstaatlichen Souveränetäten auf diese alte Gewohnheit legten.

Die vollständige Genauigkeit der Münzen nach Gehalt und Gewicht unterliegt einer sorgsamen Controle des Reiches. Die Abweichung des Mehr oder Weniger im Gewicht darf nicht mehr als $2^1/_2$ Tausendtheile des Gewichtes, im Feingehalt nicht mehr als 2 Tausendtheile betragen. Diese werthvolle Vorschrift des Gesetzes (§. 7), in Verbindung mit der Bestimmung (des §. 9) über die Pflicht der Einziehung aller durch Abnutzung im Gewicht unter eine bestimmte Grenze verringerten Reichsgoldmünzen, gibt die Gewähr, daß unser Münzwesen und der in demselben liegende Werthmesser so fest gesichert ist, wie überhaupt möglich. Die Staaten der lateinischen Münzconvention haben diese strenge Controle weder gesetzlich noch thatsächlich. In England ist dieselbe erst seit der Coinage-Act vom 4. April 1870 geordnet.

Alle alten, auf eins der frühern deutschen Münzsysteme ausgedrückten fällig werdenden Forderungen sind künftig folgendermaßen zu berechnen: Ein 10-Markstück gleich $3^1/_3$ Thlr., oder 5 Fl. 50 Kr. süddeutsch, oder 8 Mark $5^1/_3$ Schill. lübischer und hamburger Courantwährung, oder $3^1/_{93}$ Goldthaler bremisch. Das 20-Markstück entsprechend. Diese Bestimmung (§. 8) ist für die Münzreform also die wichtige Convertirungsnorm aller auf Silber lautenden alten Zahlungsverbindlichkeiten; sie begründet und sichert, Hand in Hand mit dem Verbote der fernern Ausprägung von groben Silbermünzen, den Uebergang zur Goldwährung und beseitigt alle contractischen Unsicherheiten. Wir kommen auf diesen wichtigen Punkt noch einmal zurück.

Zur Aufrechterhaltung der Vollwichtigkeit des Münzumlaufes und beziehungsweise Vermeidung einer allmählichen Verschlechterung der Valuta dient die Vorschrift des §. 9, daß Reichsgoldmünzen, deren Gewicht um nicht mehr als 5 Tausendtheile zurückbleibt und die nicht gewaltsam beschädigt sind, als vollwichtig gelten sollen. Ueberschreitet die Verringerung diese Grenze, so dürfen die Münzen von den öffentlichen Staats-, Provinzial- und Communalkassen, sowie von Geld- und Creditanstalten und Banken nicht wieder ausgegeben werden. Das Reich zieht sie für seine Rechnung zum vollen Werthe ein, zu dem sie ausgegeben wurden.

Der Grad der Abnutzung ist je nach dem Gebrauch im Verkehr sehr verschieden. Feer-Herzog fand bei seinen Untersuchungen das 20-Francsstück aus der Periode von 1848—67 um $^1/_5$ pro Mille, aus der Periode von 1807—47 nur um circa $^1/_8$—$^1/_6$

pro Mille verringert. Bei neu und scharf geprägten Stücken ist die Abnutzung anfangs stärker, ebenso bei kleinern Goldmünzen. Die bekannte Autorität in Münzsachen, Dr. Adolf Soetbeer, nimmt an, daß für 20-Francsstücke in etwa 25 Jahren eine Abnutzung von $\frac{1}{2}$ Proc., für 10- und 5-Francsstücke dieselbe Abnutzung in $11\frac{1}{2}$ und 8 Jahren stattfindet, wobei aber nicht zu vergessen ist, daß schon ursprünglich am Gewicht $\frac{1}{2}$—1 pro Mille fehlen konnten. Nach diesen und den in England von Professor Jevons 1869 über die Abnutzung der englischen Goldmünzen gemachten Untersuchungen, der eine noch stärkere Gewichtseinbuße fand, haben wir, wie Geheimrath Dr. Michaelis es aussprach, darauf gefaßt zu sein, unsere 20-Markstücke nach etwa 25 Jahren, die 10-Markstücke nach etwa 12 Jahren, als unter das Passirgewicht vermindert, einziehen und umprägen zu müssen. Indem die übrigen Geldinstitute, wie oben angegeben, zur Festhaltung unterpassirgewichtiger Stücke angehalten werden, verschärft sich die Controle. Das Reich trägt die Kosten der Umprägung aus der spätern Einnahme „Münzgebühren für Privatrechnung". Das obengenannte englische Gesetz vom Jahre 1870 gestattet in dieser Beziehung nur der Bank, untergewichtige Stücke dem Einzahler zerbrochen zurückzugeben; den Schaden trägt also dieser. Um so vorsichtiger meiden dort unterwichtige Stücke die Bank und bleiben im Verkehr. Mit Gewalt beschädigte, durch mechanische oder chemische Mittel verschlechterte Münzen zieht unsere Reichsregierung nicht ein; sie würde damit nur schmuzige Hände zur Wipper- und Kipperei encouragiren; das Publikum muß hier selbst controliren. Dies ist der Hauptinhalt des Gesetzes vom 4. Dec. 1871.

5) Das Münzgesetz vom 9. Juli 1873.

Nach Durchberathung und Veröffentlichung des soeben mit erläuternden Bemerkungen besprochenen Gesetzes lag nun noch die Aufgabe vor: die Ausprägung der nicht in Gold herzustellenden Münzen des Marksystems zu ordnen, die gesammte künftige Münzverfassung Deutschlands auf der Grundlage der Reichsgoldwährung und Markrechnung definitiv zu regeln und den Uebergang so zu ordnen, daß das neue Münzsystem sobald als irgend möglich ins Leben treten könne.

Es erschien deshalb im Juli 1873 ein Gesetzentwurf, den die Regierung als „Münzverfassung" bezeichnete, obwol schon das Gesetz vom 4. Dec. 1871 einen Theil einer solchen enthielt. Der Reichstag änderte deshalb den Namen in „Münzgesetz". Die Bestimmungen dieses neuen Gesetzes lassen sich dahin zusammenfassen:

Der Kaiser verkündet den Eintritt der Reichswährung für Deutschland drei Monate vorher, die Einzelregierungen können sie auch schon früher einführen. Es werden außer den beiden größern Goldmünzen noch eine kleinere zu 5 Mark (279 Stück aus 1 Pfund Feingold) geprägt, bei welcher die Abweichung im Mehr oder Weniger im Gewicht 4 Tausendtheile, und der Unterschied zwischen dem Normal- und dem Passirgewicht 8 Tausendtheile betragen darf.

Das goldene 5-Markstück ist erst hier durch den Reichstag beschlossen, von den Regierungen aber angenommen worden, unter dem Vorbehalt, daß der Verkehr entscheiden solle, ob er das goldene oder silberne 5-Markstück vorziehe. Ob dieses goldene 5-Markstück beliebt oder unbeliebt sein wird, bleibt abzuwarten, in Frankreich und Amerika ist mit einem ähnlich kleinen Goldstück letzteres der Fall. Unser 5-Markstück wird noch nicht ganz 4 Tausendtheile (3,9823) eines Pfundes wiegen. Neben diesen drei Reichs-Goldmünzen werden geprägt 1) als Silbermünzen: 5-Markstücke, 2-Markstücke und 1-Markstücke, 50-Pfennigstücke und 20-Pfennigstücke; 2) als Nickelmünzen: 10-Pfennigstücke und 5-Pfennigstücke; 3) als Kupfermünzen: 2-Pfennig- und 1-Pfennigstücke. Das 2-Markstück ist ebenfalls erst durch den Reichstag in das Gesetz eingeführt worden, und zwar wegen der Verkehrsbequemlichkeit, obwol die Regierungen wegen Wieder-

einschleppung des österreichischen Guldens dagegen waren; der Sprung vom 1- auf das 5-Markstück erschien zu groß für den kleinen Handel und Wandel.

Das Nickelmaterial, das auch die Schweiz, Belgien und die Vereinigten Staaten haben, wurde seiner Zweckmäßigkeit halber gewählt. Die Silberlegirung für unsere bisherigen kleinsten Silbermünzen hat sich doch nicht bewährt, das Silber nutzte sich an denselben bis auf schwache Spuren ab. Das weißgraue Nickelmetall hält sich besser gegen Abnutzung, Schmuz und Oxydation, es erspart Kosten, die Stücke können auch etwas größer ausgeprägt werden als die bisherigen Groschen und Halbgroschen. Letztere, sehr klein, waren immer unbequeme Münzstücke und wurden ungern genommen.

Der Gesammtbetrag der Reichssilbermünzen soll bis auf weiteres 10 Mark pro Kopf der Bevölkerung nicht übersteigen. Nach der Reichsbevölkerung von 41,058196 Einwohnern (laut Zählung vom 1. Dec. 1871) würde das Maximum der neuen deutschen Silbermünzen einstweilen auf nahezu 140 Mill. Thlr. sich stellen (in England nach Mr. Jevons 1869 auf etwa 9⅓ Reichsmark per Kopf). Was die specielle Stückmenge jeder Sorte anlangt, so sollten nach einer Regierungsäußerung von den auszuprägenden (circa) 400 Mill. Mark Silbermünzen etwa 50 Mill. Mark in 5-Markstücken, 150 Mill. Mark in 1-Einmark-, 100 Mill. Mark 50-Pfennig- und 100 Mill. Mark in 20-Pfennigstücken bestehen, zusammen 860 Mill. Einzelstücke. Damals, als dies geäußert wurde, war aber noch nicht von den (später erst vom Reichstage hinzugefügten) 2-Markstücken sowie den goldenen 5-Markstücken die Rede.

Der Gesammtbetrag der Nickel- und Kupfermünzen soll 2½ Mark per Kopf der Reichsbevölkerung nicht übersteigen. (Aehnlich ist das Verhältniß im Wiener Münzvertrage vom 24. Jan. 1857.) Ein ungefährer Anschlag ging auf 45 Mill. Mark in Stücken von 10-Pfennigen, 30 Mill. Mark in Stücken zu 5-Pfennigen, 15 Mill. Mark in 2-Pfennig- und 10 Mill. Mark in 1-Pfennigstücken, was 2800 Millionen Stück betragen würde. (In England kommt ein Betrag von ungefähr ⅔ Reichsmark auf den Kopf der Bevölkerung.)

Die Kosten der Ausprägung und die der Einziehung der alten Münzen trägt das Reich; die Umwandlung des Münzsystems ist ein so bedeutendes gemeinsames Interesse, daß die einzelnen Ungleichheiten in der Münzmenge der Einzelstaaten für die große Reform nicht in Rechnung kommen durften.

Niemand ist verpflichtet, Reichssilbermünzen im Betrage von mehr als 20 Mark, und Nickel- und Kupfermünzen im Betrage von mehr als einer Mark in Zahlung zu nehmen. Die Reichs- und Landeskassen werden ihrerseits Reichssilbermünzen in jedem Betrage in Zahlung nehmen und einzelne dieser Kassen, die noch näher werden bezeichnet werden, gegen Gold umtauschen, Reichssilbermünzen gegen Gold in Beträgen von mindestens 200 Mark, oder Nickel- und Kupfermünzen in Beträgen von mindestens 50 Mark. Letztere Bestimmung ist wiederum principiell bedeutend für die Gewähr der Aufrechterhaltung der reinen Goldwährung. In der Normirung der Summe für die Zwangsannahme von Silbermünzen greifen England und die Staaten der lateinischen Münzconvention etwas höher, bis zu 50 Francs, resp. 2 Pfund. Der Zweck einer solchen Bestimmung ist die Einbürgerung unserer Goldmünzen als eigentliches Circulationsmittel. Die öffentlichen Kassen versehen hier den wichtigen Dienst der fortwährenden Vertheilung der Münzsorten. An großen Industrieplätzen vermitteln die Banken zu Lohnzahlungen am Ausgange der Woche besonders den Bedarf an kleiner Münze.

Nickel- und Kupfermünzen brauchen die Reichs- und Landeskassen auch nur bis zum Betrage einer Mark anzunehmen. Die durch Abnutzung im Gewicht verminderten Silber-, Nickel- und Kupfermünzen werden durch das Reich eingezogen, auch hier mit Ausnahme der durch Gewalt beschädigten Münzen, zu deren Annahme überhaupt niemand verpflichtet ist.

Privatpersonen haben das Recht, auf den Reichsmünzstätten 20-Markstücke für sich ausprägen zu lassen gegen eine der Reichskasse zugute kommende Gebühr. Zunächst, wo die Münzstätten vollauf selber mit der Prägung für das Reich beschäftigt sind und das Reich Goldbarren jederzeit kauft (gegen Goldmünzen tauscht), ist wenig Veranlassung zur Privatmünzung. Indessen erscheint es wol denkbar, daß einstmals die Privaten in der Hauptsache die Beschaffung des Barrengoldes und die vom Verkehr geforderte Ausmünzung je nach dessen Bedarf besorgen.

Ueber Annahme oder Verbot fremder Münzen werden erst später Anordnungen getroffen werden. Für die Erhaltung unsers Goldes ist das Hereinströmen fremder Gold- und Silbermünzen immer bedenklich, selbst wenn sie vollwichtig sind. Bei ungefährlicher Menge ist eine officielle Cursfeststellung für die Annahme zweckmäßig, im andern Falle aber ein Verbot unabwendbar.

Auch schon vor Eintritt der Reichsgoldwährung können alle Zahlungen, welche gesetzlich in Münzen einer inländischen Währung oder in ausländischen, den inländischen Münzen landesgesetzlich gleichgestellten Münzen geleistet werden dürfen, ganz oder theilweise in Reichsmünze geleistet werden.

6) Die Abwickelung von Forderungen und Leistungen bis und nach Eintritt des neuen Münzsystems.

Wir haben nun versprochenermaßen auf den für den Verkehr außerordentlich wichtigen Punkt der Ausgleichung der bis zum Inkrafttreten des Münzgesetzes auf der Basis des alten Geldfußes entstandenen Forderungen und Leistungen noch mit einigen Worten näher einzugehen. Es liegt in der Natur der großen Umwälzung, welche die Münzreform in der That hervorbringt, es liegt nicht weniger in dem langsamen Begreifen der untern Schichten des Volkes wie in seiner Liebe zum Altgewohnten, weil Bequemern, daß in den nächstkommenden Zeiten mancherlei Verwirrungen entstehen, mancherlei Schädigungen bei solchen Abwickelungen der Parteien erwachsen werden, denen Forderungen gegeneinander aus dem bisherigen Handel und Wandel zustehen.

Unser aus den Reichstagsdebatten geläutert hervorgegangenes, vortreffliches Münzgesetz hat auch in dieser Beziehung vorzusorgen gesucht, um, soweit es an ihm liegt, klare Vorschriften zu geben und Nachtheile von den Staatsangehörigen abzuwenden. Die Bestimmungen sind kurz folgende:

Von dem Eintritt der Reichswährung an sind alle Zahlungen, welche bis dahin in alten inländischen oder in landesgesetzlich den inländischen Münzen gleichgestellten ausländischen Münzen zu leisten waren, in Reichsmünzen zu leisten. Die Umrechnung solcher Goldmünzen, für welche ein bestimmtes Verhältniß zu Silbermünzen gesetzlich nicht feststeht, erfolgt nach Maßgabe des Verhältnisses des Feingehaltes derjenigen Münzen, auf welche die Zahlungsverpflichtung lautet, zu dem gesetzlichen Feingehalte der Reichsgoldmünzen. Bei der Umrechnung anderer Münzen werden berechnet: 1 Thlr. gleich 3 Mark, 1 Fl. süddeutsch gleich $1\frac{5}{7}$ Mark, 1 Mark lübisch und hamburgisch gleich $1\frac{1}{5}$ Mark; Bruchtheile von Pfennigen über die Hälfte gelten voll, unter der Hälfte gar nicht. Deutsche Goldkronen, Landesgoldmünzen und landesgesetzlich den inländischen Münzen gleichgestellte ausländische Goldmünzen sowie grobe Silbermünzen, welche einer andern Landeswährung als der Thalerwährung angehören, sind bis zur Außercurssetzung als Zahlung anzunehmen, soweit die Zahlung nach den bisherigen Vorschriften in diesen Münzsorten rechtlich vom Forderungsberechtigten angenommen werden mußte. Es ist somit die Verwendung dieser Münzen, von denen eine erhebliche Menge erst ganz allmählich aus den Verstecken bei Todesfällen und aus sehr entfernten kleinen ländlichen Orten hervorkommen werden, zur Zahlungsregulirung auch nach Einführung der Reichs-

währung noch gestattet, deren baldige Verwirklichung unmöglich warten konnte bis zur vollendeten Einziehung aller alter Münzen. Werden auch nach der Einführung der Reichswährung unter Zugrundelegung vormaliger inländischer Geld- oder Rechnungswährungen noch Zahlungsverpflichtungen eingegangen, so ist die Zahlung, vorbehaltlich der obigen Bestimmungen, in Reichsmünzen nach der angeführten Umrechnung zu leisten.

In allen gerichtlich oder notariell aufgenommenen Urkunden, welche auf einen Geldbetrag lauten, desgleichen in allen Verurtheilungen zu Geldstrafe, ist dieser Betrag, wenn für denselben ein bestimmtes Verhältniß zur Reichswährung gesetzlich feststeht, in Reichswährung auszudrücken, woneben jedoch dessen gleichzeitige Bezeichnung nach derjenigen Währung gestattet bleibt, in welcher ursprünglich die Verbindlichkeit begründet war.

Der Art. 14 des Gesetzes, der alle diese Bestimmungen enthält, regelt also die privatrechtlichen Verhältnisse bei Einführung des neuen Systems nach dem auch schon im Gesetz vom 4. Dec. 1871 im Princip aufgestellten Umrechnungsfuße zunächst für die auf Silbermünzen der bisherigen Landeswährungen lautenden Zahlungsverpflichtungen. Die Erwähnung der ausländischen, durch Landesgesetz den inländischen gleichgestellten Goldmünzen geschah besonders mit Rücksicht auf Mecklenburg und Schleswig-Holstein, wo dänische Pistolen u. s. w. cursiren.

Es ist zu hoffen, daß die Einzelregierungen zur Erleichterung der Umrechnung der in ihren Territorien umlaufenden Goldmünzen noch besondere Verordnungen und Reductionstabellen erlassen, was in den Hansastädten und Mecklenburg bereits geschehen ist, für die Gebiete der süddeutschen Guldenwährung aber ganz besonders nothwendig erscheint. Wir verweisen hierbei den Leser ganz besonders auf die treffliche oben citirte Schrift von Soetbeer.

Die Vorschrift über Urkunden und Erkenntnisse der Rechtspflege ist deshalb von Bedeutung, damit auch die Gerichte beitragen, der neuen Währung im Volke bei allen Forderungen und Leistungen Eingang zu verschaffen. Zugleich übernehmen auf diese Weise die Gerichte die Mühwaltung der Umrechnung, die für kleine Leute immer mit Schwierigkeit verbunden ist.

Wenn nun von einigen Abgeordneten auch noch verlangt wurde, daß das Münzgesetz selber die Reductionsverhältnisse in allen verschiedenen Richtungen feststelle, so würde dies die Aufnahme eines großen Ballastes gefordert haben, da die verschiedensten alten Münzsorten, wie dänische Thaler, alte Species- und Kronenthaler, meißnische Gulden u. s. w. den alten Schuldverpflichtungen zu Grunde liegen. Es genügte ja hinreichend, wenn für die Landeswährungen, d. h. für die jetzt actuellen Währungen, die Reduction festgestellt wurde, da für alle übrigen alten und fremden Währungen der Rechtsgrundsatz eintritt, daß, wo die Verpflichtung in der verschriebenen Münze, weil sie eben verschwunden ist, nicht mehr leicht oder gar nicht erfüllt werden kann, alsdann diese Verpflichtung erfüllt werden darf in einer Münze von äquivalentem Feingehalte; oder noch deutlicher ausgedrückt, die alten Münzen werden nach ihrem Feingehalte umgerechnet in unsere neuen Silbermünzen nach ihrem Feingehalte. Die hieraus sich ergebenden Beträge hat man dann nach der im Münzgesetz gegebenen Norm noch in Reichsgoldwährung umzurechnen. Wenn also z. B. umzurechnen ist eine auf 1000 schleswig-holsteinische Species lautende Schuld, so hat man diese erst auf Thaler zu reduciren; da nun nach dem Münzfuße $9\frac{1}{4}$ Species aus der kölnischen Mark, oder nach metrischem Gewicht $19\frac{7}{9}$ aus einem Pfund Feinsilber gemünzt worden sind, resp. 30 Thlr. ein Pfund Feinsilber enthalten, so sind 1000 schleswig-holsteinische Species gleich 1516 Thlr. $25\frac{1}{2}$ Gr. preußisch oder 4550 Mark 55 Pf. Reichsgoldwährung.*)

*) Soetbeer, a. a. O.

Auch gemeinrechtlich stellt sich die Umwandlungsnorm so fest, daß dieselbe Quantität Feinsilber, welche für eine gegebene Summe in den Münzen des ältern Münzfußes gesetzlich enthalten war, auch in den Münzen des neuen Münzfußes zu zahlen ist, namentlich wenn ausdrücklich in grober Silbermünze oder Silbercourant contrahirt worden ist. So auch Art. 785 des Preußischen Landrechts. Indessen trifft dieser Satz nicht überall zu.

In Sachsen galt bis 1840 der sogenannte Münz-Conventionsfuß, d. h. vertragsmäßig wurden aus 1 kölnischen Mark Feinsilber gemünzt 20 Fl. oder $13^1/_3$ Thlr. Mit dem 14-Thalerfuße, der um 5 Proc. leichter war, hätte nach gemeinem Rechte die Umrechnung im Verhältniß von $13^1/_3$ Thlr. Conventionsmünze gleich 14 Thlr. des 14-Thalerfußes (also 100 : 105) eintreten sollen. Eine königliche Verordnung setzte aber $2^7/_9$ Proc. Aufgeld. Aehnliche Abweichungen durch Specialverordnungen finden sich in Hannover, Hamburg, Lübeck, in den Ländern des süddeutschen Guldens.

Man muß also festhalten, daß die Beträge aller Schuldurkunden zunächst nach den Specialgesetzen und Verordnungen, wo solche existiren, umzurechnen sind in die bisherige Währung und diese in die Reichsgoldwährung. Wo jene genannte gemeinrechtliche oder landrechtliche Vorschrift der Feinsilberberechnung gilt, beziehentlich in die Specialverordnungen aufgenommen ist, da ergibt die Umrechnung dasselbe Resultat.

Der letzte Artikel des Gesetzes gibt noch eine nur ganz kurze Bestimmung über Banknoten und Papiergeld. Es ist dies ein Gebiet, das wegen seiner umfassenden Wichtigkeit nicht ohne eine klare Darlegung der ganzen Papiergeld- und Bankfrage betreten werden kann, also einer besondern Besprechung vorbehalten bleiben muß.

Durch die jahrelangen Verhandlungen über die Münzreform in Schriften und der Tagespresse, in Vereinen, Congressen und Handelscorporationen zieht sich wie ein rother Faden ununterbrochen die Furcht, daß, wenn das ersehnte Ziel, die Goldwährung, endlich erreicht und durchgeführt sein werde, das Gold selbst uns alsbald wieder unter den Händen verschwinden und ins Ausland auswandern dürfte.

Diese Besorgniß war unter den Verhältnissen vor dem letzten Kriege nicht ohne Begründung. Heute, nach Empfang der Kriegscontribution, stehen wir wesentlich veränderten Verhältnissen gegenüber, welche nun auch jener Besorgniß den Boden entziehen. Der Reichstagsabgeordnete Bamberger hat diese Wendung der Umstände, die nicht gerade vielen klar ist, in seiner kleinen Schrift: „Zur deutschen Münzgesetzgebung" (Berlin 1872), mit gewohnter Klarheit dargestellt.

Durch die Kriegsentschädigung, welche Frankreich auferlegt und in kurzen Fristen von ihm auch gezahlt wurde, haben sich die Schuldverhältnisse von Land zu Land ganz wesentlich und zwar dahin verändert, daß die Wechselcurse dauernd zu Gunsten Deutschlands sich stellen müssen.

Der Welt- und internationale Handel pflegt zur Ausgleichung von Forderungen gewöhnlich nicht sowol der Baarmittel als der Wechsel sich zu bedienen. Es wäre ja auch nicht entfernt so viel Edelmetall in der Welt, um alle die unzähligen Forderungen für die ungeheuern Gütermassen damit zu bezahlen, wie sie von Volk zu Volk umgetauscht werden. Wie aber findet die Ausgleichung statt? Ein Bild im kleinen mag das veranschaulichen. In London und Neuyork sind sogenannte Clearinghäuser gegründet mit dem Zweck, die Forderungen und Gegenforderungen der verschiedenen Firmen an einem bestimmten Orte zu bestimmter Zeit gegeneinander zu begleichen. Ueber alle am Tage fällig werdenden Zahlungen werden zunächst dem Berechtigten nur Anweisungen zugestellt. Am Abend kommen die Bankiers oder deren Beamte im Clearinghouse zusammen und

tauschen nun die Forderungen und Gegenforderungen untereinander aus, sodaß schließlich nur ein geringer Theil wirklich mit Baargeld beglichen zu werden braucht.

Auch im Handel von Land zu Land findet im großen statt, was wir hier im kleinen vorgehen sehen: die Forderungen des eigenen Landes erfahren auf Umwegen zuletzt ihre Compensation durch Gegenforderungen des andern.

Ein Getreideexporthaus in Neuyork hat Waare nach Hamburg für ein berliner Haus gesendet und stellt auf dieses einen Wechsel aus, ebendieses thut eine berliner Firma, welche z. B. Webstoffe u. s. w. nach Neuyork sandte, ihrem dortigen Geschäftsfreunde gegenüber. Die Wechsel werden ge- und verkauft, untereinander compensirt, sie sind also die Hauptsubstanz der Tauschmittel an Stelle der baaren Begleichung.

Annäherungsweise werden die Länder meist gleichviel voneinander kaufen. Ist dies der Fall, so gleichen sich die Forderungen und Gegenforderungen im Laufe bestimmter Zeiten aus und der Wechselcurs steht dann so, daß man nicht die Kosten daran setzen kann, das wirkliche Metallgeld in das andere Land zu schicken, sondern, weil es Kosten erspart, Papier per Post zu schicken, dieses für Zahlungen ankauft.

Wenn nun aber ein Land von andern Ländern mehr kauft, als es an andere verkauft, so muß es, da es keine genügenden Compensirmittel hat, dazu schreiten, in Geld (Gold) oder Barren seine Zahlung zu übersenden. Hierdurch wird Geld in dem betreffenden Lande rar und gesucht, der Zinsfuß steigt, die Preise fallen; erst allmählich stellt sich der reguläre Waarenaustausch wieder her. In der speciellen Stellung Frankreichs zu Deutschland nach dem Kriege haben sich also die Cursverhältnisse zu Gunsten Deutschlands stellen müssen. Wir sind es, welche eine hohe Summe von Frankreich erhalten haben und zugleich von andern Ländern, welche sich an der französischen Anleihe betheiligt haben. Wir sind also und werden nicht gleich in der Lage sein, Metall (Gold) nach dem Auslande zu senden.

Auch muß hierbei erwähnt werden, daß unser Markt, namentlich in den Luxus- und Modebranchen, sich seit dem Kriege zum größten Theil emancipirt hat; wir fabriciren die ehedem von Frankreich bezogenen Waaren jetzt meist selbst. Ja es hat unsere Fabrikation sogar einen nicht unwesentlichen Theil der ausländischen Märkte, die ehedem von französischer Waare ausschließlich beherrscht waren, sich zu erobern vermocht.

Diese Verhältnisse sind für die Erhaltung der Goldwährung sehr wichtig. Die Zahlung der Kriegsentschädigung (der Krieg kostet uns selbst übrigens, könnte man die Summen aller Aufwendungen und Verluste ermitteln, mehr als 5 Milliarden) hat also die Wechsel- und Cursverhältnisse wesentlich umgestaltet, und damit fällt die Besorgniß, unsere Goldmünzen möchten bald wieder auswandern.

Außerordentliche Gunst der geschichtlichen Verhältnisse hat uns die Durchführung unserer Münzreform endlich ermöglicht. Wir besitzen ein Münzgesetz, dessen vortreffliche Durcharbeitung in allen Beziehungen anerkannt zu werden verdient, dessen Vorzüge vor der erwähnten Münzacte Englands und vor der lateinischen Münzconvention jedem klar werden, der sich näher mit der Sache beschäftigt hat. Die lange traurige Geschichte unsers jahrhundertelang chaotischen, auch selbst im gegenwärtigen Jahrhundert noch immer vielgestaltigen, deshalb verwirrenden und verkehrsschädigenden Münzwesens ist nun zu einem endlichen Abschlusse geführt auf der allein rationellen, der hohen Entwickelungsstufe des innern und internationalen Verkehrs angemessenen Basis der Goldwährung, und hiermit wiederum ein Schritt zur Einheit gemacht, dessen auch politisch große Bedeutung niemand so leicht verkennen wird.

Das Deutschthum in Rußland.

Von

O. Beta.

Goethe ist, soweit er und die Literaturgeschichte uns wissen lassen, nie in Rußland gewesen. Hat er dennoch nach seiner Gewohnheit heimlich und incognito die Reise dorthin gemacht, so wird er wahrscheinlich erstaunt gewesen sein über ein Volk, dessen Angehörige ohne Ausnahme „Naturen" sind in des Wortes verwegenster Bedeutung — freilich aber auch in der tragischsten. Wer den Conflict zwischen Mittelalter und moderner Zeit, das Ringen eines Kolosses mit dem Geist der Halbbildung und der Halbcultur und vor allen Dingen mit den Schmarotzern der Cultur vor Augen sehen will, der muß diese Reise machen und Turgenieff lesen. Beides wird ihn vielleicht wehmüthig stimmen. Es ist keine Geburt ohne Wehen, und noch keine Wehen sind vielleicht je so schwer empfunden, aber auch so unbewußt getragen worden, als die der aufkeimenden Cultur im Mutterschose Rußlands. Das Volk lacht nicht. Man reise von Archangel bis Astrachan, gehe in alle Komödien, auf alle Jahrmärkte, sehe alle Komiker und Spaßmacher, man wird wenig Russen lachen sehen oder gar lachen hören. Ein alter Kirchenvater behauptete, die Thiere litten tiefes Weh, da sie nicht laut zu Gott beten und keine Aeußerung ihrer Empfindungen und Erkenntnisse von sich geben könnten. Der fromme Mann hat vielleicht mehr Mitleid als Verstand gehabt, denn es liegt auf der Hand, daß alles erstickt und erstirbt, was nicht zur Aeußerung gelangen kann, was nicht Luft und Licht findet; aber eine tiefe Anschauung der seelischen Embryonen in der Thierwelt spricht sich doch darin aus. Und so möchten wir behaupten, daß jene Unfähigkeit der Russen zum frohen Lächeln und zum homerischen Göttergelächter uns ganz ungerechtfertigterweise zum Mitleid hinreißt, da wir eigentlich nur einen ganz subjectiven Grund haben dürften, diesen Zustand für einen schmerzlichen zu halten. Aber wer Turgenieff liest, wird doch tief erschüttert von dem unausgesprochenen, vielleicht kaum zum Bewußtsein gekommenen Leid, das die ganze russische Menschlichkeit überlagert — nicht lachen, nicht hoffen, nicht streben, nicht lieben zu können — das ist ja der Fatalismus, wie er leibt und lebt, gestützt obenein auf seine beiden Grundpfeiler, den Aberglauben und den Fusel, ich möchte sagen den Spiritus lenis und asper.

Dixon legt mit Recht ein Hauptgewicht auf diesen Fatalismus, als den Grundzug im russischen Charakter, der über alle andern guten Eigenschaften, die der Russe mit seinen indogermanischen Stammverwandten gemein hat, so sehr vorherrscht, daß er sie fast ganz überwuchert. Wie die Säfte in den Stämmen steigen, so dämmern die Gemüths-

kräfte ahnungsvoll in der Brust und werden zu Gewalten, wie sie zur Frühlingszeit die ganze Natur beherrschen, in jedem Zweige, in jedem Reise sich von den Fesseln des Winters losringen und die ganze Welt in Blüten- und Blätterschmuck kleiden wollen. In solchen Geistern wie Turgenieff und Goethe bekundet sich die Dämmerstimmung, die den Uebergang zwischen Tod und Leben in der Natur bildet, und wie uns in „Wahrheit und Dichtung" bezeugt wird, Goethe's Herz jeden März aufs neue folterte. Dann ist die schreckliche Zeit, wo der ganze Drang zu wachsen erwacht, und doch die Kraft noch nicht da ist, ihn zu befriedigen, in socialer Hinsicht die Zeit der Krisen, der Schmerzen, der Werther-Selbstmorde und -Romane, des Schwindels, des Krachs, des Verfalls, und in der Natur die der Stürme und der Nachtfröste — ein Fieberzustand.

Wir dürfen wol sagen, daß noch nie Wahnsinn, Trunksucht und Selbstmord, Verschwendung und Verwahrlosung so extensiv gewüthet haben in Rußland als eben jetzt, wo die befreiten Leibeigenen Feld und Pflug verlassen, sich in unberechnete Ehen stürzen und sich in ungewohnte Sphären und Thätigkeiten begeben. Die Häfen liegen voll; Odessa, Kronstadt wimmeln von Proletariern ohne Obdach und Nahrung, zumal des Winters; die Bojarden trachten danach, ihre ohne Arbeiter werthlosen Güter oder die noch nicht einmal als Aussaat vorhandenen Ernten zu verkaufen, und vergeuden den Erlös in den großen Städten des In- und Auslandes, in deutschen Bädern; sie gründen Bahnen à la Rumänien Hals über Kopf, und Fabriken in Petersburg, Moskau und Nowgorod, sodaß, wie kundige Männer behaupten, der allgemeine Weltkrach auch hier nicht ausbleiben, und daß die sociale Frage über Nacht auch hier zu brennen anfangen wird. Kriege werden wahrscheinlich die Folge sein.

So unvermittelt zugleich ist dieser Uebergang, daß man in der That, je nach der Stimmung, in der man die Dinge ansieht, noch gerade das Gegentheil behaupten kann, eben wie im Frühling, wo die Bäume ausschlagen wollen und noch nicht können, beides richtig ist, die Natur sei todt und sie sei lebendig. Es ist beängstigend! Man möchte sagen, trotz aller Bewegung schlafe das gewaltige Reich noch immer. Der Fatalismus hat den Griff noch nicht gelöst und das ganze Leben ist wie das eines Mondsüchtigen. Die Leibeigenschaft z. B. ist aufgehoben, und doch haben die Muschicks noch heute die gebeugte Haltung, die winselnde Stimme, den scheuen Blick, das kriechende Wesen nicht abgelegt, die doch den Freien so schlecht kleiden.

Es ist übrigens auch schwer, immer zu generalisiren. Wie man aus der Zoologie weiß, gibt es Thiere, die nun einmal in keinen gemeinsamen Käfig mit andern sich sperren lassen. Es gibt deren, die den Schnabel von einer Ente haben, den Schwanz von einem Fisch, die Pfoten von einem Seehunde und den Leib von einer Katze, und die dennoch etwas ganz Einheitliches für sich sind. Das Faulthier führt ein zahnloses, wurmhaft amphibienmäßiges, trübselig suspendirtes Dasein, wie ein an den Nagel gehängter Entwurf des Schöpfers, und ist doch nicht unglücklich, sondern wehrt sich entschieden gegen jeden Versuch, es die Annehmlichkeiten z. B. des behendern Hundelebens kennen zu lernen. Solche Uebergänge brauchen Zeit. Der Hund und das Faulthier waren vermuthlich ein und dasselbe Geschöpf, aber die Arbeit von Zeitaltern hat sie so verschieden herausgebildet. Aehnlich ist es mit den Russen und den Deutschen. Schon der bloße Name „Russe" ist bei uns aufgeklärten Germanen fast in Verruf, während umgekehrt der Ausdruck „Nimietzki" (Stummer), den man in Rußland auf uns speciell anwendet, eben auch nicht in dem Sinne eines Ehrentitels zu verstehen ist: ein Zeichen, daß ein Gegensatz existirt, etwa wie zwischen dem Bauern und dem städtischen Reisenden, den der Bauer kurzweg einen Bummler heißt, weil er nicht sässig ist. So scheint es also mit Rußland, daß, wer dahin reist, vor allen Dingen seine etwas buntscheckigen und unbestimmten Begriffe daheim lassen muß.

So z. B. muß man mit gelindem Sinn auf den Trunkenbold blicken, der im Winter auf der Straße liegen bleibt und über Nacht erfriert. Zu Dutzenden findet man sie, wo kein Dwornick (Hausknecht) da ist, sie zu verjagen, auf den Landstraßen, in der Nähe der Städte, erfroren. Der Trunkenbold gilt noch nicht, wie bei uns wirthschaftlichen Leuten, für den Inbegriff aller Abscheulichkeit, und der Fatalismus entschuldigt als Schlag des Schicksals, was eigentlich nur Verwahrlosung des sich selbst verantwortlichen Gewissens ist. „Was ist Geld?“ fragt einer von Turgenieff's Bojarden, „Geld ist Staub. Pah!“ Und dabei holt er einige Münzen aus der Tasche und wirft sie in die Stube. „Geld ist Staub. Was thut's? Heda! Bier, nein, Champagner!“ Damit kennzeichnet der Meister, was 1000 Bände Nationalökonomie nicht ausdrücklicher sagen konnten, daß die furchtbare Potenz Geld in ihrer ganz abnormen Eigenschaft als zinstragende Waare noch nicht halb begriffen ist in diesem Lande, wo eben noch die Menschen Waare gewesen. Der Uebergang, welcher jetzt eingeleitet worden und sich bereits bemerkbar macht, ist deshalb ein peinvoller und vielleicht ein katastrophenreicher.

Zwei Menschenarten sind es, die in dieser Hinsicht von unberechenbarem Einfluß auf die Russen sein werden, die Juden und die Deutschen. Der Russe macht zwischen beiden keinen nennenswerthen Unterschied, und die Juden in Rußland selbst nennen die deutsche ihre Muttersprache, just als ob Germania das Gelobte Land wäre. Sie fangen schon an, stark an der petersburger Börse zu grassiren, sodaß kein Nichtjude auf die Dauer standhalten kann.

Zum wissenschaftlichen Bewußtsein der Bedeutung der Rassen, ihrer Unvermischbarkeit durch Jahrtausende und ihres wechselseitigen Einflusses auf der Basis des Darwinismus zu gelangen, dafür ist bei den Russen jetzt keine Empfänglichkeit vorhanden. Das Rad ist im Schwunge, wer es aufhalten will, ist ein Thor in der That und wird darunter begraben. Die Zeit ist wol nicht fern, wo es von selbst seine alles niederreißende Gewalt verloren haben, und wo man unparteiisch auf Trümmern sitzen und zur retrospectiven Erkenntniß gelangen wird.

Selbst zwischen den einer gemeinsamen Rasse angehörigen Deutschen und Russen, die überdies, was wenigstens die Großrussen anbetrifft, sogar ein uns entschieden anheimelndes Gepräge tragen, sodaß man sie für die alten Germanen selbst halten möchte: groß, schlank, blond, bärtig, die Frauen vollbusig, kühn und offen in Blick und Geberde, findet man eine so strenge natürliche „Inzucht“, wie ich sagen möchte, daß man auch heute die seit einem Jahrhundert in Dörfern angesiedelten Deutschen, isolirt in Rußland, wie Oeltropfen von ihrer Umgebung sich abgrenzen, ja jetzt allgemein auswandern sieht. In Bauart und Culturweise sind die deutschen Dörfer die einzigen mit Backsteinwänden und Ziegeldächern, ebenso streng unterschieden von den Blockhausconglomeraten der Russen dicht daneben, wie deren Bewohner in Religion und Anschauung, Sitten und Gebräuchen. Und so gutmüthig auch die Russen sind, so findet doch kein Verkehr, keine Beeinflussung, keine Strömung und Rückströmung zwischen beiden Elementen statt. Man thäte den Russen unrecht, wollte man ihnen daran die Schuld zuschreiben; die Deutschen selber in ihren Dörfern lernen kaum so viel Russisch, daß sie sich mit ihrem russischen Knecht zanken können. Sie sind eben mit Recht sogenannte „Nimietzki“. Sogar in der Stadt, in Petersburg, fand ich, daß eingewanderte, seit Jahrzehnten in Rußland Handel treibende Kaufleute kaum die russischen Buchstaben kannten — und bei alledem ist die russische Sprache keineswegs so schwer, daß man sie nicht bei einiger Aufmerksamkeit bald erlernen könnte; sie ist sogar so charakteristisch, daß sie sich verhältnißmäßig leich einprägt, und bietet so viele vergleichende Merkmale mit dem Deutschen und andern europäischen Sprachen, daß sie die Verwandtschaft, ich möchte sagen auf der Stirn trägt; aber es fehlt an der Nöthigung und deshalb auch an der Aufmerksamkeit. Die russische Sprache bietet nichts,

birgt nichts, bringt nichts und wird deshalb nicht erlernt; der Russe selbst, noch blöde und stumpf, erlernt natürlich auch das Deutsche nicht, und so leben denn die beiden in Dörfern nachbarlich nebeneinander, ohne sich zu schaden und zu nützen und ohne Antheil aneinander zu nehmen. Höchstens haßt man die deutschen Colonisten wegen ihrer Privilegien und guten Lage.

Der Ort der jüngsten Hungersnoth, das Gouvernement Samara, wo viele deutsche Colonien seit Katharina's II. Zeiten bestehen, bietet das sprechendste Beispiel. Die deutschen Dörfer, mit steinernen Kirchen und Schulhäusern ausgestatter, machen eher den Eindruck von kleinen Landstädten; sie liegen an guten Chausseen und zunächst den Wasserstraßen. Die Dynastie hat sich speciell um ihr Wohlergehen bekümmert, und that darin, was am Ende ihre Pflicht war, da die Herrscher diese Einwohner selber eingeladen haben; die Monarchen thaten aber auch, was ihr Herz ihnen gebot, da sie selber ja gut deutsch von Geburt und Gesinnung sind. Sagte doch Iwan der Schreckliche einst mit Stolz: „Ich bin ein Deutscher!" Was hat nun diese seit Jahrhunderten vor sich gehende Colonisation genützt? Der Muschick verhungert dicht neben dem Colonisten, der seine Scheuern voll hat. Der Muschick hat nichts gelernt, brennt heute noch keine Ziegel und treibt heute noch keine Wechselwirthschaft, und so verbrennt ihm ab und zu sein Haus und seine Saaten frißt der Rost, dessen Sporidien infolge der einseitigen Cultur nie aus dem Boden weichen, sondern von jedem milden Winter aufs neue gezeitigt werden.

Jetzt, wo die Probe gemacht wird, ob die deutschen Colonisten auch wirklich russische Compatrioten geworden seien, wo einige Privilegien erlöschen, Steuern erhoben und die Militärpflicht ausgedehnt wird, wandern ganze Gouvernements deutscher Colonisten, z. B. aus Cherson, nach der Heimat ihrer Voreltern zurück. Nichts hält sie fest, kein liebes Band hat sich um ihr Herz geschlungen, und wie Iphigenie, des Scythenkönigs Hand verschmähend, froh dem Lande der Griechen wieder zueilt, so sind hier Tausende, die den Vorwurf der Undankbarkeit auf sich laden würden, wüßte man nicht, daß sie in Rußland doch kaum ein anderes Leben geführt haben als das des Vogels im Käfig, der Griechin unter den Scythen.

Das Gesetz des Rückschlags scheint unter den Menschen mehr noch zu herrschen als unter den Thieren. Wie würde man sich sonst diese Constanz der Typen, wie z. B. die Unauflöslichkeit des Judenthums, das doch schon seit Jahrtausenden unter Indogermanen abwechselnd ganz unbeschränkt, abwechselnd wieder ein wenig überwacht, gehaust hat, erklären wollen? Man frischt, um einmal recht materiell zu sprechen, unsere Hausthierzuchten durch orientalisches oder englisches Blut, durch Shorthorn und Leicester auf und es gelingt; solche Versuche führen daher oft zu überraschenden Resultaten, wie wenn man das Lincoln-Fleischschaf mit Negretti kreuzt, woraus das herrliche Zukunfts- oder Moorackschaf entstanden ist mit langer seidener Wolle, feinen Knochen und den superbsten Cotelettes. Warum gelingt so etwas nicht so leicht auf menschlichem Gebiete, wo doch in dieser Hinsicht eine Parallele wol zulässig ist? Wohl gelungen scheint uns eine derartige Potenzirung durch Kreuzung verwandter Arten in England, wo die Normannen und Angelsachsen in Bildung, Sprache und Charakter eine vortreffliche Mischung gegeben haben, ebenso in Preußen, wo die Slawen und Sachsen zu jenem ausdauernden Stamm die Wurzeln bilden, der in Krieg und Frieden gleich siegreich ist. Schlecht gelang ein derartiger Versuch der Auffrischung zwischen den Polen und Juden, die noch heute unvermittelt nebeneinander bestehen, und zwischen den Franken und Celten in Gallien, den Semiten und Gothen in Spanien. Woher diese so wenig übereinstimmenden Resultate? Wir versuchen uns an dieser Frage vielleicht ein andermal, wenn sie erst brennender geworden sein wird. Nur andeuten wollen wir, daß einige Wahrscheinlichkeit dafür vorhanden ist, die sogenannten Rassen bei den Menschen seien überhaupt verschie-

dene Species, so divergirend, wie z. B. Löwe, Tiger, Leopard u. s. w. im Katzengeschlecht, zwischen denen, wie man weiß, auch von keiner, auf mehrere Generationen ergiebigen Kreuzung die Rede sein kann. Daß die slawische und germanische Rasse in diesem radicalen Gegensatz zueinander stehen, möchte ich aber entschieden verneinen. Sie scheinen mir vielmehr nur Spielarten zu sein, wie z. B. der asiatische und der afrikanische Löwe Spielarten derselben Species sind, obwol sie sich sehr wesentlich im Schädelbau, in der Breite der Kinnladen und Größe der Mähnen auseinander gebildet haben. Sie vertragen sich sehr wohl miteinander. Ebenso hoffentlich die slawische und die germanische Spielart der indoeuropäischen Menschenspecies. Behauptet man doch, wie gesagt, daß die Kraft, Zähigkeit und Ausdauer des neupreußischen Volkes wesentlich dieser blutauffrischenden Kreuzung, die in der Mark, Posen und den Ostseeprovinzen vor sich gegangen, ihre Wurzel habe. Dagegen möchten wir einen solchen specifischen Gegensatz in Betreff der indoeuropäischen und der semitischen Rasse ganz entschieden als bestehend aufstellen, gestützt auf vielfache Resultate (solcher Mischehen, die in der zweiten und dritten Generation zu unfruchtbaren Erzeugnissen führten), abgesehen von den Rückschlagswirkungen und der unermüdlichen Resorption durch eine der Urrassen, welche eben alle Mittelbildungen immer wieder in den Schos entweder der indogermanischen oder der semitischen Type zurücksinken läßt und zugleich Ursache ist, daß diese Rassen, obwol sie von Anfang der Weltgeschichte an miteinander handeln und wandeln und was dergleichen mehr ist, doch nicht miteinander essen, trinken und beten, wie Shylock sagt. Aber nicht allein ist auf diese physische Weise die Unvermischbarkeit der durch die Natur gesetzten Normalgeschöpfe gesichert, sondern auf psychischem Wege wird auch durch den ewigen Gegensatz im Kampfe ums Dasein eine stete Fortbildung in der einmal eingeschlagenen Richtung erzielt oder herbeigeführt, sodaß also die Rassen eine strahlenförmige oder auseinandergehende Entwickelung haben, die sie, trotz aller Hoffnungen sentimentaler Humanisten, nicht zur Amalgamation gelangen läßt, sondern stets mehr in Gegensatz zueinander bringen dürfte.

Die Zeit wird gewiß kommen, wo der Staatsmann solchen Betrachtungen wie diesen mehr auf den Grund zu gehen haben wird. Vorläufig können wir uns mit diesen Andeutungen begnügen, da es sich nicht sowol um die Juden in Rußland, als vielmehr um die Deutschen daselbst handelt, die, wie gesagt, in keinem Rassengegensatz zu stehen scheinen.

Es ist ein bestimmtes Etwas, wodurch sich ein wohlregiertes Land und eine wohlregulirte Familie von einem zusammengelaufenen Haufen unterscheidet. Jene werden durch selbsteigene, innewohnende, jedem Mitgliede gemeinsame Begriffe und Vorstellungen, durch eine ideelle, moralische Autorität zusammen- und jedes Glied im Ganzen an seinem Platz gehalten, dieser nur durch den Stock und den Constabler zu Roß.

Man findet nun, ebenso wenig wie in London, einen Gensdarmen in Petersburg. Ein jeder weiß, was er darf und soll, auch ohne durch gewaffnete Gewalt darauf hingewiesen zu werden, und es ist dies ein Zeichen dafür, daß sich bisjetzt die zerrüttenden, zersetzenden, oder den Neuaufbau verhindernden oder verwirrenden Elemente noch nicht in alle Poren des Reiches, mit parasitischem Leben die öffentliche Meinung täuschend, ergossen haben und daß das Volk und die verschiedenen Klassen durch diese noch nicht zu zerstörenden Conflicten aufeinandergehetzt sind.

Auch der Deutsche würde und wird zur Erzeugung eines derartigen Gegensatzes nichts beitragen, wenn er Veranlassung hätte, die russische Sprache zu erlernen, die ihm aber auch nichts bringt, da sie nichts birgt, und die er, der nur mit Deutschen zu thun hat, auch nicht entbehrt. Denn der Deutsche ist im Ganzen bei weitem zuverlässiger und billiger denkend als der Russe selber, und er würde, wenn er mit dem Russen in seiner

Sprache verkehrte, gewiß nur bildend und versöhnlich auf ihn wirken, und man würde bald zwischen Deutschen und Juden unterscheiden lernen. Gegenwärtig jedoch hat der Deutsche das ganze Odium, welches, wie überall, so auch in Rußland, das Judenthum auf sich geladen, mit zu tragen, und dieses Odium wird verschärft durch einen Gegensatz der Anschauung, von dem der Sprache vorläufig noch abgesehen.

Es ließe sich darüber viel sagen, wie das Russenthum sich jetzt mausert, entwickelt und zu fühlen beginnt, durch den wohlthätigen Gegensatz geweckt. Wie die Dynastie, ihren deutschen Ursprung möglichst verhüllend, den Sympathien mehr der Aboriginer als der Fremden erklärlicherweise sich zuneigt, wie der russische Bojarde alle Schuld der Leibeigenenemancipation, durch die er seine Arbeiter verlor, auf den „deutschen" Industriellen schiebt, der eben diese Arbeiter von der Scholle loslösen und an sich heranziehen wollte, wie ferner der fremde, meist jüdisch-deutsche Bankier den Haß des Bojarden doppelt auf sich ladet, da er dessen Unglück nach Kräften ausnützt; wie ferner die altgläubige Partei — weit verbreitet und mächtiger bei weitem als bei uns die Ultramontane, da sie die echt nationale ist — alles Fremde, incl. der Dynastie sogar, zum Gegenstande ihres Hasses macht, und wie die gesammte Klerisei, die neurussische mit bester Absicht, indem sie den Russen in öffentlicher Kirche mit dem in Rußland hochkirchlichen Ausdruck „Schweine" begegnet und ihnen die fremden Ketzer als Muster der Nüchternheit, des Fleißes und der Wirthschaftlichkeit vorhält, den Gegensatz verschärft; das alles ist wohl verständlich; aber an Einem Punkte scheitern alle deutschen Begriffsbemühungen, an dem russischen Fatalismus, dem Nitschiwo!

Würde der Deutsche ins Wasser gehen und sagen: „Wenn ich ertrinken soll, so ertrinke ich im Lehnstuhle; wenn der liebe Gott aber einen andern Tod für mich auserlesen hat, so wird mir die Wolga nichts thun"? Der Russe thut's alle Tage, und darin eben ist er dem Deutschen so unverständlich.

Man wird glauben, daß dies tiefeingreifende psychologische Räthsel auch in das wirthschaftliche Zusammenleben der Russen und Deutschen einen räthselhaften Gegensatz bringt, der zur Unverständlichkeit, ja zur gegenseitigen Verachtung führt. Das Nitschiwo, Thutnichts, ist Schlag- und Trostwort der Russen in allen Nöthen, und all ihre Tugenden gehen leider darin unter. Wenn sie ein Schneeball trifft, so sehen sie darin eine Fügung des Schicksals, und trifft sie keiner, so ist es erst recht eine. Sie sind noch so tief in diesen Abgründen der ehemaligen Bevormundung begraben, daß kein individuelles Verdienst ihnen offen steht, sondern ihnen alles als ein Geschenk des Barin oder des Gospodin oder des Gospodars gilt. So sind sie denn erklärlicherweise auf Geschenke sehr versessen, denn da jedes Verdienst ein Geschenk ist, so ist auch jedes Geschenk ein Verdienst, gleichviel auf welche Art man zu diesen Geschenken kommt. Am verdienstlichsten ist es, aus dieser Luke des Fatalismus betrachtet, sich bestechen zu lassen, und daran knüpft sich die Bettelei. So findet man denn, daß die schönste und edelste Energie unsers russischen Bruders sich nach dieser Seite hin entwickelt. Hierüber gibt eine kleine Begebenheit den besten Aufschluß, die mehrfach interessant ist. Der Herr Staatssecretär, welcher bei der Reise des Kronprinzen den großen Koffer mit sich führte, in welchen die Brillantdosen zu 1000 Thlr., die dito Uhren zu 500 Thlr., die dito Ringe zu 300 Thlr., und die Busennadeln und Manschettenknöpfe bis herab zu 50 Thlr. sich befanden, war in der letzten Hälfte des petersburger Aufenthaltes ein Gegenstand steter Beobachtung, Belagerung und Verfolgung. Von ihm erwartete man den mannahaft herabträufelnden Segen des Geschickes, die theuersten Andenken an Pruski-Kaiser, all die ungezählten Rubla, die man — die Mythe von den Milliarden kennend — in ungemessener Fülle sich unter der Obhut dieses Mächtigsten der Mächtigen aufgestaut dachte.

Nun ist es aber bekannt, daß, nach dem heutigen Gründermaßstabe gemessen, kron-

prinzliche Kassen recht leicht erschöpflich sind, und daß Würdenträger weniger in der Lage sind, ihre Ressourcen in Fluß zu erhalten als Leute, welche keine Würde zu tragen haben. Andererseits ist das russische Volk ein sehr gutmüthiges, man hilft dort einander gern aus, namentlich auch mit den rothen kaiserlichen Mänteln, die denen als Legitimation dienen, welche bei Hofe ein Amt versehen. So kam es denn, daß der Koffer mit den Brillanten beinahe leer war, als noch immer die Scharen der mit rothen Mänteln versehenen Stulpenstiefler sich wieder und wieder erneuten. Dieser hatte einmal Waschwasser ausgegossen, in das allerhöchste Herrlichkeiten die Hände getaucht, jener hatte, als die Pruski-Suite durch einen bestimmten Corridor gegangen, ein Fenster zugemacht und dadurch die hohen Herrschaften vor Rheuma bewahrt; ein dritter hatte bei irgendeiner Gelegenheit einen irgendeinem der bedeutenden Männer des Gefolges künstlich abhanden gekommenen Galloschen gefunden und brachte ihn nun im Triumph wieder herbei, von 20 andern gefolgt, um einige hundert Rubelscheine dafür einzuwechseln; ein vierter hatte einmal eine bestimmte Thür auf-, ein Fünfter sie zugemacht; zu diesem Zwecke gibt es ja noch heute zahllose Menschen, die ihr Glück darin finden, an Thüren stehen zu dürfen oder auf Corridoren, um dort ihre Ehrerbietung durch tiefe Verbeugungen kundzuthun. Genug, die Zahl der auf Verdienst pochenden Aboriginer stieg ins Unendliche.

Mit einigen der verdienstvollsten der Herren Thürsteher legte man sich endlich aufs Unterhandeln: ob sie lieber ein Andenken an die Gäste haben wollten oder eine Baarzahlung. Das Andenken war ihnen natürlich so schätzbar von Pruski-Gospodin, daß sie es sich um keinen Preis entgehen lassen wollten. Aber die lieben kleinen Kinder (der Russe liebt das Kleine), die sie zu Hause hätten — und die arme Matuschka krank! Genug! Sie wollten „lieber beides“. Das war denn allerdings ein unvorhergesehener Erfolg der Unterhandlungen im Lande des Fatalismus.

Einige der Herren mit Federbüschen bekundeten offen ihre Verachtung für die Pruski, und man hätte ihnen Millionen schenken können, ohne daß diese Verachtung im mindesten dadurch verringert worden wäre. Man hörte deshalb auf, mit ihnen die beanspruchten Umstände zu machen.

Endlich, als man fertig zu sein und des fernern Andranges von verdienten Leuten in geborgten Mänteln sich mit Recht erwehren zu können glaubte, und schon auf der Eisenbahn im Coupé saß, sämmtliche Schaffner und Heizer ziemlich befriedigt auf ihre verschiedenen Plätze kletterten, der Führer die Hand an die Pfeife legte, da stürzte Halt! Halt! schreiend durch den Schnee eine Gestalt in Frack und Halsbinde, athemlos und von Schweiß bedeckt.

„Wo ist der Pruski-Staatssecretär? Wo ist?“ Achtungsvoll wurde dem hohen Herrn das Coupé gewiesen. „Ich bien die Inspector der Wartesäle!“

Der betreffende Herr, dessen Reservoir von Andenken bereits bis auf die letzte Nagelprobe geleert war, hoffte, der Zug würde sich in Bewegung setzen; aber dem Inspector der Wartesäle wagten die andern Russen dies nicht zu bieten. Die Unterhandlung hätte und würde jedenfalls stundenlang gedauert haben. So riß denn der betreffende Herr den einen, den letzten, Brillantring für 500 Rubel aus der Tasche und rief:

„Herr Inspector der Wartesäle, wir bedauern unendlich, daß Sie nicht noch länger gewartet haben. Adieu! Rußland!“

Obige Anekdote schien mir vor hundert andern einschaltenswerth, weil sie lebendig ist und wahrhaft, weil sie aus der jüngsten Zeit stammt und weil sie die Erniedrigung kennzeichnet, welche der Fatalismus im Gefolge hat. Diese Erniedrigung wirft sich auf den ganzen Menschen und wird ihn sowol in ethischer als in wirthschaftlicher Hinsicht von dem mehr zur Selbsthülfe, zum Nationalismus, zum individuellen Freihandel, jedenfalls zu fleißiger Betriebsamkeit neigenden Deutschen trennen.

Was aber eine Hauptsache ist, dieser Fatalismus wird auch die religiösen Anschauungen nothwendigerweise so verschieden gestalten, daß schon aus diesem Grunde allein an eine Amalgamation der slawischen und germanischen Elemente vorderhand nicht zu denken ist.

Die russische Religion, wie jede Religion in Ehren, aber sie scheint dem protestantischen Deutschen doch zu sehr Tapetenwerk, als daß er sich je zu ihr würde bekennen können; dies Nitschiwo gilt überall, auch in der Kirche. Einen gewissen Grad von Fatalismus hat das Christenthum auch in unsern Adern kraft seines semitischen Ausgangspunktes sich erhalten; das ist das Süße jeder gläubigen Gesinnung, daß sie dem schwerbelasteten, im Kampf ums Dasein keuchenden, und heutzutage fast in die baare Verzweiflung hineingehetzten Verstande Ruhepunkte bietet, und wo die fruchtlos dahingeopferte Arbeitskraft erlahmt, neue Zuversicht in den Gott aller Menschen, der arbeitenden wie der gebietenden und fordernden, gewährt; aber zwischen einer solchen gesinnungstüchtigen Zuversicht und dem russischen Fatalismus ist der große Unterschied, daß letzterer sich mit völliger Gesinnungslosigkeit verträgt und jegliche Kraft einschläfert. Bete und arbeite heißt doch nicht: bete und bettele.

Wir verkennen nicht, daß durch den jetzigen Kaiser, der sich deshalb inn einige Widerspruch mit der schwarzen Klerisei des Reiches gesetzt hat, da er der niedern Geistlichkeit weitern Spielraum und höhere Ziele gewährt, und indem er durch Einführung verheiratheter Männer in hohe Kirchenämter das Cölibat bedroht, eine Reformation auch der Kirche angebahnt ist, aber fern ist die Zeit, wo diese ohne Auflösung der Staatskirche sich je wird bewerkstelligen lassen. Eine solche Auflösung scheint sich übrigens auch in anderer Weise anzukündigen — was ich bedauere, denn ich habe die Schwäche, eine Staatskirche, wenigstens eine einheitliche Kirche innerhalb eines homogenen Volkes, für nothwendig und gedeihlich zu halten — nämlich durch die überhandnehmende Sektirerei, meistens obenein mit steuerverweigerlichem Hintergrunde. Es sind dies also antistaatliche Sekten. Als solche nenne ich die große verzweigte, in hohen Kreisen namentlich verbreitete geduldete Sekte der Altgläubigen, welche die jetzige Dynastie und deshalb auch die jetzige Staatskirche nur unter Compromiß anerkennen, die Dukhobortsi oder Puritaner, bei denen jeder Familienvater ein Prediger ist, die Molokhani oder Milchtrinker, Rationalisten und Vegetarianer, welche keinen Eid leisten und nicht fasten, ferner die mehr, als man glaubt, verbreiteten Skoptsi, zahm, fromm und socialistisch, die Wiedertäufer oder „kleinen Christen", die Helfer, die Khlysti-Flagellanten mit selbstgewähltem Gott und cooptirter Dreieinigkeit nebst Jungfrau, die aus angeblich religiösen Gründen schwur- und steuerverweigernden Kronbauern, ein Chaos von Auswüchsen, welche Dixon, aus guter Quelle schöpfend, sehr wohl geschildert hat.

Diese Erscheinungen sind insofern interessant für einen Deutschen der Jetztzeit, als der bekämpfenswerthe, auf einen Ausspruch Goethe's in „Wahrheit und Dichtung" sich begründende Irrthum noch bei uns sehr verbreitet ist, als sei die katholische Kirche deshalb so unüberwindlich, weil sie mit so viel Form- und Formelwesen und ihren zahlreichen Sakramenten so sehr an den Gewohnheiten der Menge hänge. Gewiß ist die Gewohnheit eine Macht, aber der Geist ist doch mächtiger und am mächtigsten ist die Noth. In der Noth und Verzweiflung fliehen Großvater, Vater, Mutter, Tochter und Sohn aus der polternden, luftleeren Fabrik an den Altar, und suchen den Gott, der über alle herrscht, im Bilde oder im Geiste, das ist alles Eins; denn ist die Kirche, wie in Rußland, nur eine Branche der steuereintreibenden Macht, und der Pfaffe nichts als ein mit dem Fabrikaufseher und dem Executor zusammen Schnaps trinkender Schmarotzer, so können, wie in Rußland, alle Sakramente, Schreine und Bilder nichts helfen, aller Weihrauch und alle Wachskerzen sind umsonst, und die hunderttausend Juwelen, mit denen die russischen Kirchen ausstaffirt sind, und die heiligen Knochen halten die Menge

nicht fest, die ihrer Noth sich bewußt ist und die dann ihren Gott „im Geiste“ sucht und anbetet, trotz ihrer Gewohnheiten und trotz der entbehrten Sakramente.

Doch auch dies kann den Russen und den Deutschen nicht enger aneinanderbringen. Im Gegentheil, der Deutsche ist meistens reich oder doch wohl situirt. Es gibt zwischen Odessa und Kiew auf Kroncolonien deutsche Bauern, die eine Million Schafe hüten, deren jedes jährlich einen Rubel an Wolle erträgt, und durchweg gehört der Deutsche in Rußland zu der prosperirenden Klasse, da er sich ohne großen Aufwand von Fleiß, Geist oder Kenntnissen einfach durch seine Nüchternheit und größere Zuverlässigkeit empfiehlt und leicht emporschwingt.

Auch verliert der Russe außerhalb der Kirche seinen Fatalismus nicht. Im Gegentheil, die Priesterschaft sucht diesen Hemmklotz eher zu beseitigen, ebenso wie sie vom Trunke abmahnt, denn es gibt wol keine besser und rationeller dirigirte Priesterschaft als die russische, die dem aufgeklärten Gebot ihres Zaren gehorcht.

Der Fatalismus des Russen ist vielmehr eine Frucht seiner Hülflosigkeit und macht ihn in den Augen des fleißigen Deutschen vielleicht in ebendemselben Maße bemitleidenswerth, wie er ihn von ihm fern hält. Ist doch das Mitleid eine der versöhnendsten Tugenden aller Deutschen in Rußland.

Es liegt doch wol ohne Zweifel mehr Liebenswürdigkeit darin, sich mit fatalistischer Ergebenheit in sein Geschick zu fügen, als kraft eines nicht zu befriedigenden Egoismus — bestehe er nun in Habsucht oder Ehrgeiz — gegen dasselbe bis zur Aufreibung jedes subjectiven Genusses anzukämpfen, zumal wenn die Lage, wie unter der Leibeigenschaft, eine hülflose war und noch heute in den schlecht besoldeten Beamtenkreisen so genannt werden kann. Eine solche Gemüthsstimmung scheint mir in einem Lande, wo alle Energie fruchtlos vergeudet worden wäre, wo der Mensch hülflos dem Bann seiner von Geburt ihm auferlegten Bestimmung unterlag, wo jede Vorausberechnung doch immer nur ein trostloses Resultat gehabt hätte, während sogar die Arithmetik ihr festes Gefüge verlor und namentlich unter der Behandlung der Beamten unberechenbar elastische Eigenschaften erhielt, wo der Himmel höher als anderswo und der Zar weit weg, Sibirien aber nahe lag, durchaus die gerechtfertigtste und erträglichste zu sein.

Was aber endlich, wie im wirthschaftlichen und religiösen Leben, auch im socialen als Fatalismus auftritt, ist für den Deutschen abermals ein unübersteigliche Barrière, die jede Amalgamation des deutschen Elements in Rußland vorläufig unmöglich zu machen scheint. Es ist die aus den oben angedeuteten Verhältnissen erklärliche, dem Deutschen aber nun und nimmermehr zusagende sklavenartige oder in höhern Kreisen unvergleichlich emancipirte Stellung des Weibes. Es wird mir gestattet sein, auf diesem pikanten Gebiet einen Augenblick zu verweilen, um zu zeigen, in welche Gesellschaft der Deutsche in Rußland gestellt und weshalb der deutsche Familienvater in Stadt und Land sich abzusondern geneigt ist.

Man befindet sich ohne Zweifel in einem mongolenartig angehauchten Lande, denn obwol die Großrussen des Nordostens zum Theil echte Gothen zu sein scheinen, so sind doch die Kleinrussen zum Theil schwer verkennbare Scythen und Kirgisen, die, kaum von ihrer nomadischen Lebensweise abgedrängt, erst nach langer Zeit vor dem indogermanischen Element gänzlich vergehen werden. Die Mongolen sind aber als Mädchentödter und Verächter bekannt, erziehen auch ihren Stamm von Weibern, sogar in dem gesitteten China, auf Blumenbooten und in derartigen gemeinnützigen Anstalten. Ein starkes Hanfband von solchen Anschauungen ist nun in das russische Seil mit hineingerathen. Bei hoch und niedrig herrscht eine gewisse Gleichgültigkeit gegen wahre und im Gemüth wurzelnde Neigung. Der Muschick zieht sich die stärkste Demuschka, welche die schwersten Körbe für

ihn tragen kann, vor und liebt diejenige Jenaschka, welche ihm neun silberne Löffel mitbringt, mehr als die, welche nur acht aufweisen kann; er nimmt sie, wie der Perser vom Muhlack, meist durch Vermittelung des Starosten, und steht in dem Ruf, seine Flüche nicht zu schonen, wenngleich er zu den Fäusten seine Zuflucht zu nehmen sich selten erlaubt. Jedenfalls arbeitet er möglichst wenig und geht womöglich leer, wenn sie wie ein bepacktes Maulthier hinter ihm hertrabt, was ich oft genug selbst gesehen habe.

Ist das undeutsch, so ist das Weib selbst, zumal in den Lagen, wo die Colonien sich befinden, für den deutschen Colonisten eben auch nicht sehr verlockend. Sie hat ein glattes Gesicht, braune Haut, schmale Stirn, krumme Haltung und schnürt sich die Brüste hinunter statt empor. Die edle Großrussin, hochgewachsen, blond, schlank und mit königlicher Stirn, ist im Gouvernement Samara, Cherson, Kiew, Odessa u. s. w. nicht zu Hause.

Wie viel größer die Anziehungskraft des deutschen Weibes sein muß, geht schon daraus hervor, daß die höhern Stände sich gern mit solchen versehen, wobei auf Antecedentien nicht übereifrig geachtet wird, da man überhaupt das Emancipirte im fatalistischen Fahrwasser vorzieht. Zudem — Noth kennt kein Gebot; man nimmt was da ist. Ein deutscher Familienvater hat seine Sorge mit den Töchtern und kann sie gar nicht genug vor den Lebemannstugenden heißblütiger Tatarenhäuptlinge oder vor Bojarden, die in Bädern an das Beste nicht gewöhnt sind, bewahren. Eine aus deutschen Bädern nach Petersburg verpflanzte Schöne genießt dort den Frühling im Dimidow-Garten mehrfach, den Sommer vielfach und den Herbst hinterher einfach, indem sie sich, wenn schon die schöne Traube die Rosinenconsistenz annimmt, mit falschen Zähnen an einen alten General oder Bojarden festbeißt, der als vielfach geschiedener Witwer vor allen Dingen darauf sieht, daß seine bessere Hälfte die Bedürfnisse des Alters kenne und sich zu costümiren verstehe, damit sie zu seinen Möbeln aus Paris passe. Natürlich hat die betreffende deutsche Dame längst — zwar nicht russisch — aber doch das jene Möbel completirende Französisch sich angeeignet. Kein Wunder dann, daß die Früchte solcher Verbindungen meteorartig am Himmel der Halbwelt auftauchen, um in ewige Nacht zu versinken.

Unter Nikolaus waren die Töchter selbst hochstehender, aber nach der Regel schlecht besoldeter, auf Accidenzien angewiesener, nicht selten auch verbannter und ihrer Güter beraubter Beamten die gewöhnliche Staffage solcher Orte, wohin man in Deutschland weder Frau noch Tochter führt. Es war das die Zeit, wo infolge von Corruption sogar die russische Armee so hülflos und kahl in Vernachlässigung versank, daß die Franzosen sie auf ihrem eigenen Boden schlugen, und wo die Beamten eigentlich nur herrschten, um sich beherrschen zu lassen, d. h. vom Meistbietenden. Dieser Zustand war durch die ungeheuere Zahl der Beamten, welche das große Reich, trotz seiner geringen Bevölkerung, erforderte, ein erklärlicher. Die Industrieproducte mußten an das Ausland theuer bezahlt werden, und die geringen steuerfähigen Einnahmen, welche ein lediglich auf die Erträge einer ganz unentwickelten Landwirthschaft angewiesenes Volk aufbringen konnte, reichten kaum hin, diese vom Auslande bezogenen Bedürfnisse zu decken. Wo also sollten die Beamtengehälter hergenommen werden? Nur die größte Strenge, welche Kaiser Nikolaus übte, war im Stande, der Lockerung der Beamtenwelt in dem qualvoll sich aufringenden Riesenstaate vorzubeugen und die gigantische Maschine vorwärts zu treiben. Man lernt gewiß die unbeugsame Consequenz dieses „Tyrannen“ bewundern, wenn man erwägt, mit welchen Schwierigkeiten er, welcher der Welt gegenüber allein verantwortlich war, zu kämpfen hatte. Heute unter Alexander, der mit der Schnelligkeit eines Joseph II., aber mit mehr Glück hoffentlich, die wirthschaftliche Freiheit zu entfesseln und die Steuerkraft seines Landes zu heben bemüht ist — unter Gefahren, die zu kennen und dennoch herauszufordern ungemeine Entschlossenheit bekundet — haben sich auch die Gehälter gebessert,

aber der Fatalismus ist in dem größern Gewirre, das all diese Bewegung erzeugt, nur noch bemerkbarer geworden. Tausende von Mädchen aus guten Familien vertrauen ihr Lebensglück dem lecken Nachen des Zufalls an und ruiniren ihre Vergangenheit und Zukunft, um sich die Gegenwart zu sichern. In Kronstadt, in den elendesten Baracken, wo die niedrigsten von Kohl und Zwiebeln und Schwarzbrot lebenden Kornträger ihre guten Löhne für geringe Bedürfnisse an die Tractirs wieder abgeben, da findet man die zu Megären entarteten Geschöpfe, das gemeinste Russisch mit dem elegantesten Französisch vermengend. Man frage nicht nach ihrer Herkunft. Es ist, als risse man Gräber auf, um moderduftende Mumien anzustarren, die empfindungslos ihre Geschichte in Hieroglyphen erzählen.

Man muß sich bei aller äußern Bildung, die dem Russen, ähnlich dem Franzosen, aus den Gliedern herauszuwachsen scheint, über die Hohlheit wundern, die sogar in hohen Kreisen in demselben Maße häufig anzutreffen ist, wie Bibliotheken selten sind. Denn was ist eine Bildung, die den Menschen nicht vorm Sinken bewahrt, was ist das für eine innere Ausstattung, die, so leicht verscherzt, uns mit dem crassesten Fatalismus gleichgültig in einer kronstädter Gastinitza verrotten läßt! Und doch, wenn der Deutsche auch durch diese Eigenschaft, welche alle Poren des russischen Lebens durchdringt, unwiderruflich abgestoßen wird, so muß man, wie die Verhältnisse noch geartet sind, dennoch das „Nitschiwo" gelten lassen. Besäße der Russe jene bange, oft kleinliche Sorge um sein ästhetisches und materielles Wohl, die den deutschen Colonisten jetzt seine alten Sitze in Rußland zu verlassen antreibt, und jene Empfindsamkeit mancher westeuropäischer Politiker, wahrlich, er müßte sich unsaglich elend fühlen, und an ein Herauskommen aus diesem Zustande wäre gar nicht zu denken. Es ist eine Wanderung durch die Wüste, ein gewaltiger Heerzug, auf dem noch, wer weiß wie viele Leben ungesehen im Staube verhaucht werden, ehe das Ziel erreicht ist.

„Der liebe Gott lindert den Wind für das geschorene Lamm", sagt ein altes Sprichwort. Er gab dem Russen die zähe Natur für sein physisches Klima, das „Nitschiwo" für sein sociales.

Nach allem, was bisher gesagt worden, wird man über Massenrückwanderungen deutscher Colonisten aus Rußland nur Einer Meinung sein können. Es waren lediglich materielle Vortheile, um derentwegen der Deutsche nach Rußland auswanderte. Mit deren Wegfall infolge der neuern Ukase hört dieser Beweggrund auf, und es kann uns nur freuen, daß die Liebe zur Heimat der Väter größer ist als das Trägheitsmoment, welches, wie gewisse wohlwollende „Patrioten" (wenn man ihr eigenes Wort gelten lassen will) behaupten, beim deutschen Michel so groß sein soll, daß er einer orientalischen Blutauffrischung bedürfte, deren er in der That besser entbehrt, denn sie wäre wider die Natur und führte lediglich zur Entartung. Dagegen hoffen wir auf einen moralischen Gegensatz, sehen einer moralischen Auffrischung entgegen.

Wenn der Russe indeß jede Assimilation des deutschen Elements verschmäht hat: die moralische Einwirkung hat er, dafür zeugen hundert Regungen zum Bessern, wohl empfunden. Diese letztere bekundet sich eben darin am meisten, daß er, auf die eigene Kraft trotzend, sich abwehrend gegen das fremde Element verhält. Wo ein moralischer Gegensatz nicht existirt, wo der Deutsche in seinem Element ist, da zeigt er eine große Fähigkeit, sich absorbiren zu lassen, wie in England, in Schweden und Norwegen. Die Institutionen und die blutsverwandte Umgebung nehmen ihn auf, und er wird ein fester Bestandtheil jener Länder, als ein freier Mann unter einem freien Volke voll persönlichen und nationalen Stolzes. In Rußland nahm er in jeder Hinsicht eine Ausnahmestellung ein. Daß dies eine bevorzugte war, will mir in ideeller Hinsicht keineswegs als ein Vortheil erscheinen, da es zu einer gewissen Stagnation des deutschen Elements

geführt hat. Diese Stagnation bekundet sich vor allen Dingen in Petersburg selbst weit mehr als unter den ackerbautreibenden Colonisten, welche ein ziemlich abgesondertes, aber auch in sich gesammeltes Leben führen. Wir sehen wenigstens, daß das deutsche Element in Petersburg sowol materiell als moralisch zu schwinden beginnt, wenngleich das deutsche Bier den Wutki zu verdrängen anfängt.

Folgende Thatsachen sind am Ende beredt genug: Die Zahl der Deutschen in Petersburg ist in wenigen Jahren von 14 Proc. der Bevölkerung auf 10 Proc. gesunken. Der einst so distinguirte Nimietzkiclub ist eingegangen und existirt zur Schande des Namens als zweifelhaftes Vergnügungslocal weiter. Eine der beiden deutschen petersburger Zeitungen, „Die Nordische Presse", conservativ, hat aufgehört. Das deutsche Theater, früher selbständig und in einem eigenen Hause, wird jetzt im Michaelstheater geduldet, in dem die Franzosen an den vier besten Tagen in der Woche, die Deutschen an den drei schlechten incl. Sonnabend spielen. Sehr viele nennenswerthe Verbindungen russischer und deutscher Handlungshäuser haben seit dem letzten Kriege aufgehört und sind durch Verbindungen mit Dänemark und Frankreich ersetzt worden.

Das Deutsche Reich ist für einen großen Theil seiner Brotfrüchte, da die eigene Landwirthschaft erlahmt, auf Rußland angewiesen, bezog z. B. im letzten Jahre allein 7,871371 Tschetwert (1 Tschetwert = 85 Liter) Roggen aus Rußland (gegen nur 2,728361 Tschetwert im Vorjahre), während unser Export an Industrieproducten nach Rußland fürchterlich sinkt, weil infolge der Gründungen, Strikes und Schutzzölle kein Land der Erde so theuer producirt als Deutschland. Die Schiffe der Neuen Dampfercompagnie in Stettin gehen meist mit Ballast nach Petersburg, um Roggen zu holen, dagegen kommen die englischen und amerikanischen Dampfer meist schwer mit Schienen, Geräthen, Maschinen, Colonialwaaren beladen in den russischen Häfen an. Die deutschen Häuser in Petersburg beziehen selbst fast ausschließlich aus England und Frankreich.

Alles das sind, wie man zugeben wird, bedenkenswerthe Erscheinungen, für welche man mancherlei zufällige Veranlassungen, aber noch viel mehr innerliche und selbstverschuldete aufführen kann.

So ist z. B. das relative Sinken der deutschen Bevölkerung in Petersburg einfach dadurch zu erklären, daß seit der Emancipation der Zuzug nach dort mehr aus dem Innern stattfindet, der von Deutschland dagegen seit dem Jahre 1866 bedeutend abgenommen hat. Dazu kommt, daß in Petersburg die Sterblichkeit den Ersatz durch Geburten überwiegt und daß die deutschen Töchter ihren Weg ins Inland finden.

Deshalb brauchte doch aber der moralische Einfluß des Deutschthums nicht zu schwinden, ja unter den des Judenthums zu sinken und mit ihm zugleich zum Gegenstande der Antipathie zu werden; deshalb brauchte doch wahrlich das deutsche Theater, kaiserlich wie es ist, nicht infolge von Theilnahmlosigkeit am Eröffnungsabend leer zu stehen (ich rede vom 28. Aug. 1873, wo die Eröffnung der Bühne nach den Sommerferien stattfand) und ein Repertoire erlaubt sein, dessen Hauptträgerin eine auf dem Victoriatheater in Berlin längst untergegangene Offenbachantin war. Man gab: „Die Hanni weint und der Hansi lacht", Operette von Jacques Offenbach, und „Becker's Geschichte", Liederspiel von Jakobson und Conradi. Wäre ich nicht selber im Auditorium gewesen, ich hätte es nicht geglaubt. Auch so traute ich meinen Sinnen nicht gegenüber der Stümperhaftigkeit und Roheit der Darstellung. Dieser Eröffnungstag des deutschen Theaters in Petersburg war zugleich Goethe's Geburtstag. Ich bin den ganzen Tag mit Deutschen zusammengekommen und habe nicht gehört, daß auch nur einer seiner gedacht hätte. Im Geschäftsleben muß man freilich manches vergessen und muß sich an solche Gedächtnißtage mahnen lassen. Dies aber zu thun, wäre der Eröffnungstag des Theaters gerade geeignet gewesen.

Was könnte ein deutsches Theater in Petersburg für eine Bedeutung haben, wenn die jedenfalls an höchster Stelle sehr wohlwollenden Leiter angesichts der Vollkommenheit der Russen im Lustspiel und Conversationsstück, und angesichts der Thatsache, daß Offenbach schon durch die Franzosen genügend vertreten ist, sich wesentlich dem idealen und historischen Drama zuwenden wollten. Und was bedeutet dieses deutsche Theater jetzt? Es liefert nur den klarsten Beweis der Stagnation des deutschen Elements in Rußland.

Kennzeichnend dürfte auch sein, daß man Wagner dort auszischt, Meyerbeer beklatscht, sich der Lucca vor den Wagen spannt, die Mallinger durchfallen läßt.

Im ganzen wird man es nach diesen Andeutungen für erklärlich halten, daß die Russen das „deutsche“ Element schel ansehen und es mit dem Judenthum identificiren, und demnach dürften auch die Deutschen, welche in die Heimat zurückkehren, keineswegs zu bemitleiden sein. Ein Russe sagte mir, man hasse die Deutschen in seinem Vaterlande als die Volksaussauger und eigentlichen Tyrannen. Es war dies ein namhafter Beamter. Er meinte, daß ein Conflict, eine Art von Hetze, keines großen Anlasses bedürfte.

Meine Ueberzeugung hat sich dahin bilden können, daß doch wol viel Geschrei ohne Bedeutung erhoben wird, gerade von seiten der specifisch russischen Beamten und Barins sowie der Altgläubigen. Unter dem niedrigen Volk habe ich keinerlei Haß bemerkt, sondern nur eine große Gabe, den Finger in des Fremden Portemonnaie zu stecken.

Zieht man das Facit, so läßt sich nur sagen, daß die Russen vorläufig noch die Nimietzki weit weniger entbehren können als umgekehrt diese die Russen, daß aber das Vordrängen des Judenthums unter der Maske des Deutschthums sehr zu beklagen ist, da viele Misverständnisse lediglich aus dieser Verwechselung abgeleitet werden können. Der Deutsche in Rußland hat sich stets bescheiden in seiner Sphäre bewegt und sich in allen Berufszweigen, die Fleiß, Sorgfalt, Gewissenhaftigkeit und soliden Unternehmungsgeist erfordern, als Maler, Musiker, Apotheker, Maschinist, Fabrikant, Ackerbauer und Geschäftsmann zum Wohle des Landes bewährt. An dem Schwindel und Wucher, der jetzt das russische Reich in eine sehr gefährliche Krisis zu werfen droht, ist der deutsche Fleiß weit weniger schuld als das russische Nitschiwo.

Chronik der Gegenwart.

Nekrologe.

Die deutsche Astronomie hat einen ihrer hervorragendsten Vertreter verloren: am 28. März 1874 starb der Director der Sternwarte zu Gotha, **Peter Andreas Hansen**, ein Mann von einem umfassenden Wissen, seltenen Scharfsinne und beharrlichen Fleiße, der unter den Repräsentanten deutscher Wissenschaft im In- und Auslande einen hohen Rang einnimmt und dessen Andenken ein dauerndes sein wird nah und fern. Geboren zu Tondern in Schleswig am 8. Dec. 1795, legte er sich schon als Knabe, ohne die Wohlthat eines geordneten Unterrichtes genossen zu haben, autodidaktisch auf mathematische und astronomische Studien. Er betrieb dieselben mit so regem Eifer, daß er in kurzer Zeit große Fortschritte machte und überall bewundert wurde. Im Jahre 1821 erhielt er eine Anstellung als Gehülfe bei der dänischen Gradmessung in Holstein, sowie an der Sternwarte zu Altona, die damals schon unter der Leitung Schumacher's stand. Bereits im Jahre 1825 folgte er einem Rufe als Director der Sternwarte Seeberg in Gotha. Im Jahre 1859 wurde auf seine Anregung dort die neue Sternwarte in der erfurter Vorstadt erbaut. Seine wissenschaftlichen Arbeiten sind zahlreich und beschäftigen sich vorwiegend mit der physischen Astronomie und der Berechnung der Bahnen der Planeten. Seine „Untersuchungen über die gegenseitigen Störungen des Jupiter und Saturn" (Berlin 1831), seine „Ermittelungen der absoluten Störungen in Ellipsen von beliebiger Excentricität und Neigung" (Bd. 1, Gotha 1843), seine „Auseinandersetzung einer zweckmäßigen Methode zur Berechnung der absoluten Störungen der kleinen Planeten" (Abtheilung 1—3, Leipzig 1856—59) enthalten äußerst lehrreiche und theilweise für die Astronomie bahnbrechende Mittheilungen. Außer seinen Abhandlungen und Aufsätzen in Schumacher's „Astronomischen Nachrichten", den „Memoirs" der londoner Astronomischen Gesellschaft, den „Abhandlungen" und „Berichten" der Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig und den Schriften der Akademie der Wissenschaften in Paris sind ferner noch zu registriren: Hansen's „Fundamenta nova investigationis orbitae verae, quam luna perlustrat" (Gotha 1838) und vor allem seine berühmten „Tables de la lune" (London 1857), welche auf jenen „Fundamentis" fußen; dieselben sind für die Seefahrt von unberechenbarem Nutzen; deshalb wurde das Verdienst, welches sich der Verfasser dadurch erworben, von England durch ein Ehrengeschenk von 1000 Pfd. St. belohnt. Die „Darlegung der theoretischen Berechnung der in den Mondtafeln angewandten Störungen" (Leipzig 1862—64) ergänzt diese Tafeln auf eine allgemein verständliche Weise und erhöht den Werth derselben wesentlich. Nicht unbeachtet dürfen ferner Hansen's Schriften: „Die Theorie des Aequatoreals" (Leipzig 1855), die „Theorie der Sonnenfinsternisse und verwandter Erscheinungen" (Leipzig 1858) und „Geodätische Untersuchungen" (Leipzig 1865) bleiben, wie auch seine Arbeit: „Methode, mit dem Fraunhofer'schen Heliometer Beobachtungen anzustellen" (Gotha 1827) sehr verdienstvoll ist. Endlich hat er sich durch seine Studien zur Analysis einen bedeutenden Namen erworben.

Am 22. Juli 1874 starb der Nestor der straßburger Universität, Professor **Johann Friedrich Bruch**, ein Mann, den der Elsaß zu seinen ersten Vertretern des nationalen Lebens, die Universität zu ihren hervorragendsten Mitgliedern zählte. Er wurde im Jahre 1792 zu Pirmasens in der Pfalz geboren, studirte im protestantischen Seminar zu Straßburg und war alsdann mehrere Jahre lang Hauslehrer in Paris. Mehr als 50 Jahre war er akademischer Lehrer; 60 Jahre wirkte er als Geistlicher, Kanzelredner und Seelsorger und zeigte sich nach allen diesen Richtungen hin als ein unermüdlicher Kämpfer für Recht und Wahrheit. Seine literarischen Werke sind zahlreich. Nur die hauptsächlichsten mögen hier Erwähnung finden. Es sind dies seine „Christliche Sittenlehre" (1829 und 1832), „Christliche Vorträge" (1838), „Betrachtungen über Christenthum und christlichen Glauben" (1845), „Philosophische Studien über das Christenthum" (1850), „Ueber das Princip des Christenthums" (1856), „Die protestantische Freiheit" (1857) und „Die Theorie des Bewußtseins" (1864). Bruch's theologische Ansichten waren sehr eigenartige und originelle. Das Dasein Gottes nennt er ein sich „unmittelbar der Vernunft ankündigendes", meint aber, daß „eine von der Philosophie sich abwendende Theologie nothwendig auf bedenkliche Abwege gerathen und verkümmern müsse". Mit der freien Forschung, für welche er stets eintrat, glaubte er, stehe und falle der ganze Protestantismus. Die Bibel war ihm ein durchaus menschliches, nicht göttliches Buch; es könne nur insoweit ein Wort Gottes genannt werden, „als es von der göttlichen Offenbarung Zeugniß ablegt", nicht aber in dem Sinne, „als wenn im eigentlichen Verstande Gott in demselben zu uns spräche, als wenn jedes in ihm vorkommende Wort ein von Gott an uns geredetes wäre". Auch seine Ansicht über die Bekenntnißschriften der lutherischen Kirche aus dem Zeitalter der Reformation war eine sehr liberale, wie denn überhaupt seine Richtung eine durchweg freisinnige war. In einem Nekrolog über Bruch in der von Paul Wislicenus redigirten „Literatur" heißt es sehr richtig: „Das ist ja eben das Erhebende, das Schöne bei bedeutenden Menschen, oft vielleicht dasjenige, was sie während ihres Lebens am meisten tröstet und aufrecht erhält bei den mannichfachen Anfechtungen, Kämpfen und Verleumdungen, denen sie ausgesetzt sind, daß sie den Tod überleben. Das ganze Leben solcher Männer ist ein fortwährendes Wirken und Schaffen gewesen, und dieses hört mit ihrem Tode nicht auf, sondern beginnt in vielen Fällen gerade erst recht kräftig, und Wirken und Schaffen ist ja Leben. Wenn diese eben aufgestellten Sätze nun jemals bei dem Tode eines Mannes mit Recht aufgeführt werden konnten, so war es bei dem von Bruch der Fall. In einer mehr als funfzigjährigen Thätigkeit als akademischer Lehrer hatte er vollauf Gelegenheit, in Vorträgen und Gesprächen auf die Schüler, welche voll Verehrung seinen Worten lauschten, einzuwirken und sie auf ihren schweren künftigen Beruf als Geistliche vorzubereiten. Und der Erfolg dieser langjährigen unaufhörlichen Arbeit war ein bedeutender; bei weitem die meisten der protestantischen Geistlichen des Elsasses, so mancher akademische Lehrer, wie z. B. der ebenfalls bedeutende Professor Reuß, sind seine Schüler, sodaß nicht mit Unrecht wahrlich einer der Redner am Begräbnißtage Bruch's ausrief: seine Schüler sind ein Volk!" Bei Gelegenheit der Gründungsfeier der Universität Straßburg am 1. Mai 1872 hielt Bruch als erster Rector dieser wiedergewonnenen deutschen Hochschule eine begeisterte Rede. Wir theilen aus derselben zur Charakteristik des trefflichen Mannes die folgenden Worte mit, welche wir ebenfalls dem obenerwähnten Nekrolog in der „Literatur" verdanken: „Ja die Hochschule wird ein weithin strahlender Mittelpunkt des Lichtes werden, sie wird Straßburg und dem ganzen Elsaß zum Ruhme gereichen; sie wird das Band, welches unsere Provinz mit dem Deutschen Reiche verknüpft, befestigen und ganz gewiß auf die Gemüther versöhnend und ermuthigend einwirken. In diesem Vertrauen begrüße ich die neue Hochschule mit dem Zurufe: Lebe! wachse! blühe! Werde ein reichströmender Quell der Erkenntniß, der Wahrheit und der humanen Bildung, der hohen Begeisterung für alles, was groß, edel, schön, heilig und göttlich ist, der innigen Liebe zu Fürst und Vaterland! Baue rüstig, unverdrossen an dem großen Baum der Wissenschaft, an dem alle vergangenen Jahrhunderte gebaut haben, der sich immer höher und höher erhebt, aber erst dann zu seiner Vollendung gelangen wird, wenn die Geheimnisse der höhern Welt, die jetzt noch von tiefem Dunkel umflossen sind, dem menschlichen Geiste in klarem Lichte sich werden enthüllt haben."

Der namentlich durch seine Zeichnungen für die „Gartenlaube" rühmlich bekannte Maler **Paul Bürde** ist am Nachmittage des 23. Mai 1874 in Berlin an den Folgen eines Brustleidens verstorben. Ein geborener Oberschlesier — er wurde auf dem Gute Rosniontau im Jahre 1819 geboren — wurde er in Berlin, wohin er im 19. Lebensjahre gegangen war, im Atelier des Professors Däge künstlerisch ausgebildet und genoß während dieser Zeit des unmittelbaren Schutzes des Directors Schadow. Zunächst wurde er in Berlin durch seine Porträts bekannt. Er zeichnete mit Vorliebe bedeutende Persönlichkeiten aus der Gesellschaft, Künstler und Künstlerinnen, Schauspieler und Tänzer, Staatsmänner und Gelehrte. Durch eigene Steinzeichnungen verbreitete er viele dieser Bildnisse in die weitesten Kreise. Neben Lallemant war er damals der berliner Porträtzeichner par excellence. Im Auftrage des Königs Friedrich Wilhelm IV. zeichnete er mehrfach Hofceremonien und Hoffeste; auch führte er solche Bilder häufig in Aquarell aus. Sehr beliebt sind seine Lichnowski-Bilder geworden, die er für die Herzogin von Sagan zeichnete, Scenen um das Sterbe- und Todtenbett des gemordeten Fürsten, dem er persönlich nahe gestanden hatte. Erst kürzlich hat die „Gartenlaube" eins dieser Bilder, Bischof Ketteler an der Leiche des Fürsten von Lichnowski, in alle Welt verbreitet. Die Zeit von Bürde's Schaffen in Oel datirt erst von der Mitte der funfziger Jahre. „Glücklich in der Wahl allgemein ansprechender Stoffe", rühmt ein Nekrolog in einer berliner Zeitung dem Künstler nach, „wußte er durch glänzende Eigenschaften der Composition und der Malerei, durch Farbe und Ton oder frappantere Charakteristik zu überraschen und zu fesseln, seinen Gestalten und Scenen doch so viel von der Zartheit, Sinnigkeit und wohlthuenden Lauterkeit der eigenen Seele mitzutheilen, daß seinen Gemälden eine stille Anziehungskraft und, wenn auch meist der große künstlerische Effect, doch die freundliche Wirkung auf das Gemüth der Beschauer nicht fehlte. Unverwischbar bleibt das Gedächtniß der schönen, idealisch reinen und loyalen Natur Bürde's im Gedächtniß derer, die ihm nahe traten. Nicht jedem ist es gegeben, trotz des redlichsten Strebens, die höchsten Ziele der Kunst zu erreichen. Aber das Gefühl dieser Thatsache, das Bewußtsein des Maßes und der Schranke seiner Kraft trübte nie mit einem Schatten des Neides und der Misgunst Bürde's Urtheil über seiner glänzendern Genossen Talent und Schaffen." Seine Oelgemälde fehlten selten auf den Ausstellungen. Gern illustrirte er das Leben unserer großen Dichter; Schiller's und Goethe's Leben haben ihm zahlreiche Stoffe zu schönen bildlichen Darstellungen geliehen. Oft und wol meistens hatten seine Bilder indessen freierfundene Stoffe, ernste und heitere zu Gegenständen. Illustrirte Zeitschriften, die „Gartenlaube" obenan, haben oft Bilder von Bürde gebracht. Für das letztgenannte Weltblatt vollendete er eine Holzzeichnung, Theodor Döring und Frau Frieb-Blumauer darstellend, noch wenige Stunden vor seinem Tode. Im Nachlasse des verewigten Künstlers sollen sich dem Vernehmen nach noch manche sehr werthvolle Zeichnungen befinden, von denen mehrere für die „Gartenlaube" bestimmt waren, wie er denn namentlich in den letzten Jahren einen großen Theil seiner Zeit auf Zeichnungen für Journale verwandt hat.

Anfang Juni 1874 starb zu Paris der bekannte Maler **Jean Louis Hamon**. Er wurde am 5. Mai 1821, also am Todestage des ersten Napoleon, zu Plouha im Departement Côtes-du-Nord geboren. Nach einer dürftigen Erziehung im Sinne der strengen Orthodoxie trat er als Novize in den Orden der Lehrbrüder zu Ploërmel, da er infolge der ärmlichen Verhältnisse, aus denen er hervorgegangen, auf seinen Lieblingswunsch, sich zum Maler auszubilden, hatte verzichten müssen. Im Orden war der Zeichenunterricht der Schüler seine Hauptaufgabe. Allein die Strenge und der Zwang, welche in dem Orden herrschten, bewogen ihn, aus demselben auszutreten. So ging er denn, 20 Jahre alt, nach Paris und wurde Schüler Paul Delaroche's. Hier fand er die Anregung zu dem von ihm erfundenen Genre der neupompejanischen Malerei, einer Art von Wandgemälden, welche, nach dem Muster der alten pompejanischen entworfen, schnell Nachahmer fanden. Ohne damals zu andern Genren der Malerei besonderes Talent zu zeigen, concentrirte er seine ganze Kraft auf diese Species, welche in ihrer Erfindung ebenso originell wie in ihrer Wirkung effectvoll ist. Als er im Jahre 1849 eine größere Anzahl solcher Bilder zur Ausstellung brachte, wurde die allgemeine Aufmerksamkeit noch mehr als schon zuvor

auf ihn gelenkt. Unter diesen Bildern zeichnete sich namentlich Ein römischer Theaterzettel rühmlich aus. Das Naive, Liebliche, Schelmische und Scherzende gelang ihm am besten, und hier war er ein wahrer Meister. Das Weibliche und Kindliche war daher sein Hauptgegenstand, wurde von ihm mit Vorliebe gewählt und vortrefflich ausgeführt, von einigen Uebertreibungen und Affectirtheiten abgesehen. Seine Farbe ist berühmt, und in der Zartheit der technischen Ausführung sucht er seinesgleichen. Er hat nicht viele glückliche Nachahmer gefunden. Picou, Jobbé-Duval, Aubert und Boulanger dürften unter ihnen die hervorragendsten und bekanntesten sein. Unter seinen Bildern mögen hier die folgenden mit Auszeichnung genannt werden: in erster Linie die vortreffliche, reizend graziöse Idylle: Meine Schwester ist nicht hier, ein von J. Levasseur gestochenes und in dieser Form sehr bekannt gewordenes Gemälde, welches man vielfach als das gelungenste Product des Künstlers betrachtet hat, dann: Ich bin's nicht, Die Waisenkinder, von denen das erstgenannte von Sirony auf Stein gezeichnet wurde, während letzteres in einer Lithographie von Jean Aubert Verbreitung gefunden hat. Der Vorwurf, Hamon habe sich durch sein Streben, neue Motive zu behandeln, oft zu Dunkelheiten und Räthseln in der Wahl des Dargestellten verführen lassen, ist namentlich im Hinblick auf seine Bilder: Komödie des Menschenlebens, Amor und sein Schwarm, und einer Anzahl von allegorischen Gemälden erhoben worden. Allein die seltene Grazie und einschmeichelnde Anmuth seiner Darstellung leihen auch diesen vielleicht von jenem Tadel nicht ganz freizusprechenden Bildern etwas ungemein Anziehendes und Fesselndes.

In Augsburg starb am 19. April 1874 der Schulrath Dr. Georg Kaspar Mezger. Er wurde im Jahre 1801 zu Wassertrüdingen als Sohn eines ehrsamen Handwerkers geboren und wegen seiner schönen Handschrift zum Gewerbe eines Schreibers bestimmt. Von einem unwiderstehlichen Drange zum Studium getrieben, verwandte er die wenigen Freistunden, welche ihm seine Arbeiten ums tägliche Brot übrigließen, zu Vorarbeiten zur Ablegung des Maturitätsexamens, welches er im Jahre 1820 bei Sanct-Anna zu Augsburg mit Auszeichnung bestand. Bei der Wahl seines Berufes war Professor Döderlein in Erlangen maßgebend. Im Jahre 1823 absolvirte Mezger die Prüfung für das Lehramt und für den Kirchendienst. Ein Jahr später wurde er als Hülfslehrer bei Sanct-Anna angestellt, im Jahre 1827 zum Gymnasialprofessor befördert, im Jahre 1840 zum Rector des genannten Instituts eingesetzt und erst im letztverwichenen Jahre auf sein Ansuchen in den wohlverdienten Ruhestand versetzt, dessen er sich leider nur kurze Zeit erfreuen konnte, da ihn der Tod sobald abrief. Mezger hat sich in der Erinnerung seiner sehr zahlreichen Schüler ein ehrendes Andenken erworben; denn was das Verhältniß des hochverdienten Lehrers zu seinen Eleven betrifft, so kann ein freundliches, innigeres wol kaum gedacht werden. Wie allgemein die Liebe und Verehrung ist, die man in Augsburg dem Dahingegangenen zollt, das bewies sein wahrhaft großartiges Leichenbegängniß.

Am 15. April 1874, seinem zweiundsiebzigsten Geburtstage, schied der durch seine Wirksamkeit als Präsident des preußischen Abgeordnetenhauses bekannte Wilhelm Grabow, Oberbürgermeister von Prenzlau, aus dem Leben. Er wurde am 15. April 1802 zu Prenzlau als der Sohn eines begüterten Kaufmanns geboren. Nach absolvirtem Gymnasialcursus zu Prenzlau widmete er sich dem Studium der Rechte und besuchte zu diesem Zwecke die Universität Berlin, wo er drei Jahre hindurch seiner Wissenschaft oblag. Alsdann trat er bei dem berliner Stadtgericht als Auscultator ein. Später war er als Referendar beim Kammergericht thätig. Nachdem er das dritte Examen bestanden, wurde er dem berliner Stadtgericht als Assessor zugetheilt. Er zeichnete sich sehr bald als ein trefflicher Inquirent aus und wurde infolge dessen zum Justiz- und Stadtgerichtsrath ernannt. Im Jahre 1836 erhielt er das Amt eines Hofgerichtsrathes und Universitätsrichters in Greifswald, allein schon zwei Jahre später ging er als Oberbürgermeister in seine Vaterstadt Prenzlau zurück. Damit trat er in eine vorzügliche Schule für die ihn später auszeichnende parlamentarische Thätigkeit ein, indem er sowol bei der Verwaltung der städtischen Angelegenheiten wie bei den märkischen Kreis- und Provinziallandtagen, denen er in den Jahren 1841—47 als Deputirter angehörte, sich eine nicht gewöhnliche Routine in den Formen der öffentlichen Staatsvertretung aneignete. Als im März 1847

der Vereinigte Landtag zusammentrat, gehörte Grabow der Zweiten Curie an. Ein großes Verdienst erwarb er sich hier gleich anfangs dadurch, daß er die Ansicht der Altliberalen, daß das Patent vom 3. Febr. 1847, auf Grund dessen der Landtag zusammengetreten war, den Ständen geringere Befugnisse gewähre als die Gesetzgebung von 1815 und 1823, zur Geltung brachte. Am Schlusse des Landtags wurde er in den Ausschuß zur Berathung des Strafgesetzbuches und in die Staatsschuldencommission gewählt. Seine rege Betheiligung an dem Zustandekommen des Gesetzes über das allgemeine Wahlrecht beim zweiten Zusammentritt des Vereinigten Landtags im April 1848 ist bekannt. Der Nationalversammlung gehörte er als Vertreter Prenzlaus an. Er nahm seinen Platz im rechten Centrum unter den Altconstitutionellen. Als Milde ins Ministerium übergetreten war, wurde Grabow an seiner Stelle als erster Präsident des Hauses erwählt; allein schon im October legte er infolge der veränderten Constellationen im Hause sein Amt und dann auch sein Mandat nieder. Im Frühling 1849 trat er in die Zweite Kammer und wurde auch hier zum Vorsitzenden ernannt. Sein Protest gegen ein neues Wahlgesetz unter Zugrundelegung des Dreiklassensystems und die Wiederherstellung der Kreis- und Provinziallandtage machte viel von sich reden. Als er nun im nächsten Jahre zum Oberbürgermeister von Magdeburg erwählt und später als lebenslänglicher Bürgermeister nach Prenzlau berufen wurde, verweigerte die Regierung die Bestätigung und ließ nur seine Neuwahl auf zwölf Jahre bestehen. Im Jahre 1858 finden wir ihn unter dem Vorsitz Simson's als ersten Vicepräsidenten wieder, als welcher er namentlich durch seine vermittelnde Stellung zu der Linken eine wichtige Rolle spielte. Im Jahre 1862 wurde er zum Präsidenten des Abgeordnetenhauses ernannt. Seine spätere parlamentarische Thätigkeit, seine Wiederwahl zum Präsidenten 1862, seine Verdienste um die Fortschrittspartei, seine wachsende Volksbeliebtheit, die namentlich im Januar 1863 gelegentlich seines fünfundzwanzigjährigen Amtsjubiläums als Oberbürgermeister von Prenzlau zur Erscheinung kam, sind allbekannt. Grabow gehörte zu den bedeutendern deutschen parlamentarischen Talenten der Gegenwart.

Einer der tüchtigsten Schüler Schwanthaler's ist aus diesem Leben geschieden. Am 13. März 1874 starb zu Gotha, seiner Vaterstadt, der Hofbildhauer Eduard Wolfgang. Er wurde am 13. Febr. 1825 geboren und empfing durch den bekannten Professor Döll seine erste Anleitung. Im Jahre 1846 ging er nach München, wo er nicht nur die Akademie besuchte, sondern auch das besondere Glück hatte, in Schwanthaler's Atelier und unter dessen Leitung studiren zu dürfen. Schon im nächsten Jahre kehrte er nach Gotha zurück, wo er als Hofbildhauer und Conservator der Sammlung plastischer Kunstwerke beamtet wurde und seitdem mit kurzen Unterbrechungen — die Jahre 1853 und 1854 verlebte er in Italien — ein künstlerisch thätiges Dasein geführt hat. Neben eigenem Schaffen beschäftigte er sich mit Unterricht im Zeichnen und Modelliren, einer Thätigkeit, welcher es, da er manche talentvolle Schüler fand, an Segen nicht fehlte. Zu den frühesten Arbeiten unsers Künstlers gehört ein sitzender lebensgroßer Mercur im Residenzschlosse zu Koburg, ferner die Statue einer Nymphe im reinhardsbrunner Schlosse, nach einem Modell Schwanthaler's in Marmor ausgeführt, eine Erzfigur, Psyche mit dem Becher der Unsterblichkeit darstellend, welche der Münchener Kunstverein erwarb, sowie die ihm von Schwanthaler aufgetragene Ausführung des Denkmals für den Erzbischof Gebsattel in der münchener Frauenkirche und diejenige des Modells der Statue des Herzogs Ernst I. von Koburg-Gotha. Spätere Arbeiten Wolfgang's sind unter andern: die Marmorbüsten des Herzogs Ernst II. von Koburg-Gotha und seiner Gemahlin Herzogin Alexandrine, im Besitze der Königin Victoria von England, zwei Marmorbüsten der Herzogin Luise, die eine im Mausoleum zu Koburg, die andere im Besitze des Prinzen Albert, die Marmorbüsten des Herzogs Ferdinand im Mausoleum in Koburg und im Besitze des Prinzen August in Wien, das in Marmor ausgeführte Reliefporträt der Frau Schröder-Devrient, das Modell für das Medaillonreliefporträt des Malers E. Jacobs, welches auf dessen Denkmal in Gotha in Bronze ausgeführt ist, die Statuen der Apostel Jakobus und Philippus in der katholischen Kirche in Geisa (Weimar-Eisenach), zwei Gruppen für die Attika des neuen Museums in Gotha, die Wissenschaft mit zwei Knaben (Zoologie und Mineralogie) und die Kunst mit der Malerei und Sculptur darstellend,

in Sandstein ausgeführt, die Porträtbüsten des Staatsraths Morgenstern in Dorpat, des Grafen Wedel, Buchhändlers Perthes, der Sängerin Sämann de Paëz, die Modelle zu zwei Reliefs für ein Schloß im südlichen Rußland u. s. w.

„Diese Hand", sagt Bohnstedt in der augsburger „Allgemeinen Zeitung" in Bezug auf Wolfgang, „schrieb fest, sauber, ohne Schnörkel, mit großen Buchstaben, als gelte es eine kalligraphische Vorlage; sie zeugte von einem Manne strenger Ordnungsliebe, der unnützem Tande nicht hold sein konnte. Wie seine Schrift, war die Behandlung alles dessen, was Wolfgang ausführte. Ueberall trat die Wahrheit in den Vordergrund, erschien aber stets in edeln Formen, durchhaucht von dem Schönheitsgefühle, das in dem Künstler ebenso rege waltete wie die Beharrlichkeit, die nichts halb vollendet stehen ließ. Mit demselben feinen Sinne, der in seinen figürlichen Darstellungen sich zeigte, wußte Wolfgang auch im Ornament zu schalten, und hat hierin, namentlich in den letzten Jahren, viel Vorzügliches ausgeführt. Nicht weniger sauber und sicher war Wolfgang als Zeichner, und bestand bei seinen Schülern auf einer ebenso gewissenhaften Behandlungsweise. Er war nicht blos ein Verehrer der sogenannten classischen Zeit, sondern erfaßte das Schöne und Gute überall und die sprudelnde Phantasie, die auch in den Gebilden der Zopfzeit sich kundthut. Mit ganzer Seele und voller Liebe war Wolfgang seiner Kunst zugethan. Seine Figuren leben, aber in jener Ruhe, welche für plastische Werke eine Bedingung ist, durch die sie dauernd zu schönen Werken werden. Der gefährlichen Klippe, welcher moderne Bildwerke ausgesetzt sind, wenn verlangt wird, daß dieselben auch die Tracht der Zeit wiedergeben sollen, wußte Wolfgang, namentlich in seinen Büsten, vollkommen Meister zu werden. Trotz der Uniformen, Bänder und Sterne fühlt der Beschauer sich unwillkürlich zu dem Antlitz hingezogen, das hier — ohne den Schmuck, den ihm im lebenden Original die Farbe gewährt — durch die festen, edeln oder fein veredelten Formen zum wahrheitsgetreuen Abbilde gestaltet ist. Es war ihm gegeben, das Schöne zu fühlen und zu finden und es mit seiner Allgewalt aus dem Steine wirken zu lassen."

Die Universität Kiel hat einen schweren Verlust erlitten. Am 1. Juni 1874 starb Professor Dr. Rudolf Usinger zu Bremen, wohin er sich zur Versammlung des hansischen Geschichtsvereins begeben hatte, an der Lungenentzündung. Im Jahre 1835 zu Nienburg in Hannover geboren, widmete er sich dem Studium der Geschichte und habilitirte sich als Professor derselben in Greifswald. Seit dem Jahre 1868 war er Professor der neuern Geschichte in Kiel und zwar als Nachfolger Treitschke's. Mit seltenem Eifer gab er sich als Docent und Forscher seinem neuen Amte hin und wurde sehr bald einer der beliebtesten Vertreter der Universität, da seine einnehmende Persönlichkeit die Herzen seiner Schüler und aller derjenigen, mit denen er sonst in Berührung kam, stets und überall fesselte. Mit besonderer Anerkennung muß seiner Verdienste um die Geschichte der Herzogthümer gedacht werden. Das Organ für diese seine Wirksamkeit fand er in den „Jahrbüchern für die Landeskunde der Herzogthümer Schleswig-Holstein", deren Redaction er übernahm und die er nach Abschluß des zehnten Bandes als „Zeitschrift für schleswig-holsteinische Geschichte" fortsetzte. Als Secretär der Gesellschaft für schleswig-holsteinische Geschichte hat er sich durch Fleiß, Umsicht, Energie und Ausdauer ein nicht zu unterschätzendes Verdienst um die Geschichtsforschung erworben. Die Herausgabe mehrerer ältern Schriften zur Quellensammlung schleswig-holsteinischer Geschichte ist ebenfalls sein Werk; auch hat er sich sonst um Weckung und Pflege des geschichtlichen Sinnes in den Herzogthümer verdient gemacht und dadurch sehr segensreich gewirkt, was namentlich in Bezug auf die Anlegung von Stadtbüchern gilt. Für seine Zwecke wußte er stets das Interesse an einflußreicher Stelle zu wecken und so seine Sache nachdrücklich zu fördern; das Cultusministerium hat ihn mehrfach in seinen Bestrebungen unterstützt, und zwar lediglich auf sein eigenes Betreiben. Nicht nur Kiel als Universität und Mittelpunkt des historischen Lebens der Herzogthümer Schleswig-Holstein, nicht nur der Kreis seines engern Wirkens, sondern auch die gesammte historische Wissenschaft verliert in dem zu früh dahingegangenen Rudolf Usinger einen strebsamen Vertreter, der nicht sobald wieder ersetzt werden wird.

Am 29. Sept. 1874 starb in Düsseldorf an einem längern Gehirnleiden der berühmte Maler Professor Theodor Hildebrandt, dessen Name mit der Entwickelungsgeschichte der dortigen Kunstschule in unauflöslicher Verbindung steht. Er war in Stettin den 2. Juli 1804 geboren und sollte das Buchbinderhandwerk seines Vaters erlernen; doch trieb es ihn mächtig zur Kunst, und so wandte er sich nach Berlin, wo er im Jahre 1820 Schüler der Akademie wurde. Seit 1823 genoß er die Anleitung von Wilhelm Schadow, und schon 1824 stellte er sein erstes Bild: Faust und Mephistopheles, aus, dem in den beiden folgenden Jahren Faust und Gretchen im Kerker und König Lear und seine todte Tochter Cordelia folgten, welche sich einer günstigen Aufnahme zu erfreuen hatten. Sein reger Verkehr mit Ludwig Devrient, der ihn für die Meisterwerke der dramatischen Literatur, vornehmlich Shakspeare's, zu begeistern verstand, übte den nachhaltigsten Einfluß auf die Wahl der Stoffe zu seinen Gemälden, die er zum größten Theil den Werken des großen Briten entnahm, dessen Schilderungen er in seiner Darstellung mit gewissenhafter Treue folgte. Als Schadow 1826 nach Düsseldorf berufen wurde, um der dortigen Akademie als Director vorzustehen, entschlossen sich die talentvollsten seiner Schüler, mit ihm an den Rhein zu ziehen. Es waren Karl Friedrich Lessing, Karl Sohn, Heinrich Mücke, Julius Hübner, Christian Köhler und Theodor Hildebrandt, die mit einigen bereits dort vorgefundenen begabten Künstlern nun den eigentlichen Kern der Düsseldorfer Schule bildeten, zu deren raschem Emporblühen sie erfolgreich beitrugen. Hildebrandt fühlte sich in den neuen Verhältnissen sehr wohl. Seine Gemälde: Romeo und Julia (1827, im Besitz des Königs von Preußen) und Tancred tauft Clorinde (1828, gestochen von Oldermann), fanden eine überaus günstige Aufnahme und sein Ruf steigerte sich mit jeder neuen Arbeit. Im Jahre 1829 machte er mit Schadow eine Kunstreise nach den Niederlanden und Belgien, wohin er später noch oft zurückkehrte, da ihn die dortigen alten Kunstwerke besonders fesselten und ihm ein leuchtendes Vorbild wurden. Auch begleitete er 1830 Schadow auf dessen Reise nach Italien, nachdem er zuvor noch seine, durch die lithographische Nachbildung bekannte Warnung vor der Wassernixe und ein größeres Bild: Judith und Holofernes (Eigenthum des Herrn vom Rath in Köln) vollendet hatte. Die verschiedenartigen Eindrücke, welche Hildebrandt auf diesen Wanderungen, die er später noch nach Paris ausdehnte, empfing und mit Begeisterung in sich aufnahm, bereicherten seine Kenntnisse in jeder Weise und äußerten sich in all seinen fernern Schöpfungen. Im Jahre 1831 wurde er als Lehrer der Malerei an der Akademie angestellt, und 1836 erfolgte seine Ernennung zum Professor. Erst vor wenig Jahren schied er aus dieser Stellung und gehört somit ein großer Theil der düsseldorfer Künstler, darunter viele der jetzt berühmtesten Meister, zu seinen Schülern. Hildebrandt führte ein glückliches Künstlerleben, heiter und sorglos, geehrt und gefeiert, beliebt und gern gesehen von allen, die ihn kannten, bis zum Anfang der funfziger Jahre eine unheilvolle Wendung seines Schicksals eintrat. Der treffliche Maler wurde von einem Gemüthsleiden befallen, das ihm für längere Zeit den Pinsel entwandte, und als er ihn nach seiner Genesung wieder ergriff, da malte er zwar noch einige Bilder und Porträts, aber keins derselben erreichte seine frühern Leistungen, und seine Schöpferkraft verrieth eine stete Abnahme, sodaß seine letzten Arbeiten völlig werthlos erscheinen. Eine ganze Reihe seiner Werke ist durch gute Vervielfältigung Gemeingut des deutschen Volkes geworden, wie Der Krieger und sein Kind (1832, im Besitz der berliner Nationalgalerie), gestochen von Mandel; Die Märchenerzählerin (1832), ein effectvolles Nachtstück, lithographirt von Becker (Eigenthum des Dr. Lucanus in Halberstadt und als Wiederholung des Fürsten von Wied); Vier singende Chorknaben (1834), lithographirt von Becker, Der kranke Rathsherr mit seiner Tochter (1833, im Besitz des Herrn von Krause in Pommern); Eine Brief lesende Italienerin (die er mehrmals wiederholte), gestochen von Voigt. Seinen größten Ruhm aber verdankt Hildebrandt dem ausgezeichneten Bilde: Die Ermordung der Söhne König Eduard's IV. von England (1836), gestochen von Knolle und lithographirt von Jentzen. Dasselbe folgt in der Darstellung der Begebenheit genau der Erzählung Shakspeare's in der ersten Scene in „Richard III." und zeigt die unschuldsvollen Kinder im tiefsten Schlaf, während sich die Mörder schon über sie neigen, um die Greuelthat zu vollziehen. Dieser Gegensatz wirkt wahrhaft erschütternd; Paul Delaroche, der denselben Gegenstand behandelt hat, läßt die Kinder auf dem Bette sitzend ängstlich

nach der Thüblik:n, wo der hereindringende Lichtschein das Nahen der Mörder verkündet, und der Vergleich der beiden wirkungsvollen Compositionen ist von hohem Interesse. Hildebrandt malte zuerst das Bild in kleinem Format für den Grafen Raczynski, mußte es aber nach der außerordentlich günstigen Aufnahme, die es fand, für den Domherrn Spiegel in Lebensgröße und für den Prinzen August von Preußen in kleinerm Maßstabe wiederholen. Ein Genrebild: Kinder, die am Weihnachtsabend den Beginn den Bescherung erwarten (Eigenthum des Kaisers von Rußland, 1840), zeichnete sich wieder durch hübsche Beleuchtung vortheilhaft aus. Es bildete den Uebergang zu einem großen Gemälde: Der Empfang des Cardinals Wolsey im Kloster (1842, im Besitz des Königs von Preußen), dessen Composition die Erzählung Shakspeare's in „Heinrich VIII." zu Grunde gelegt ist. Der Doge und seine Tochter (1843, Eigenthum des Kunstvereins in Stettin) und Judith (vom Braunschweiger Kunstverein angekauft) waren wieder minder hervorragende Leistungen Hildebrandt's. Sein Othello dagegen, der dem Brabantio und der Desdemona seine Schicksale erzählt, gehört unstreitig durch lebendige Auffassung und vortreffliche Ausführung zu den besten Werken des Meisters. Er hat dies schöne Bild zweimal gemalt: in Lebensgröße (1847, im Besitz des Kunsthändlers Eduard Schulte in Düsseldorf) und in kleinerm Maßstabe (1848) für den König von Preußen. Das letztere ist von Knolle gestochen worden. Eine andere bedeutende Leistung war dann noch König Lear, der bei Cordeliens Anblick aus dem Wahnsinn erwacht (1851) die er für den Consul Böker in Neuyork auszuführen hatte. Die folgenden Bilder aber: Julia, den Schlaftrunk nehmend (1853), Arthur und de Burgk aus „König Johann" (1855), und Cordelia, den Brief an Kent lesend (1859, im Besitz der Galerie in Christiania), hielten sich bereits nicht mehr auf der frühern Höhe. Zwischen all diesen Gemälden schuf Hildebrandt eine große Zahl ausgezeichneter Porträts, wofür er eine ganz besondere Begabung hatte. Wolfgang Müller von Königswinter sagt darüber sehr treffend: „Die Aehnlichkeit, welche seine Bildnisse mit den dargestellten Personen haben, ist die wahrste, die man sehen kann. Man glaubt dabei mitunter, die gemalte Gestalt werde gleich zu reden anfangen. Besonders gelungen sind manche Bildnisse älterer Männer, zumal wenn die dargestellten Personen jene eigenthümliche Menschenfreundlichkeit in ihren Zügen tragen, welche dem wohlwollenden Künstler selbst in hohem Grade eigen ist." Von bekannten Persönlichkeiten malte er unter andern die Prinzen Albrecht, Friedrich und Georg von Preußen, die Minister Graf Anton zu Stolberg-Wernigerode und von der Heydt, den russischen Staatsrath von Joukowsky, dessen Bildniß er für die Herrscher von Rußland und Preußen wiederholen mußte, und den belgischen Maler Baron Wappers (im Besitz der Städtischen Gemäldegalerie zu Düsseldorf). Während sein Freund und Genosse Karl Sohn, der ihm 1867 im Tode vorangegangen, als der berühmteste Frauenmaler der Düsseldorfer Schule galt, erfreute sich Hildebrandt desselben Rufes bezüglich männlicher Porträts, und ereignete es sich deshalb häufig, daß ersterer die Damen, letzterer die Herren aus derselben Familie zu malen beauftragt wurde. Hildebrandt schlug von den düsseldorfer Künstlern zuerst eine völlig selbständige realistische Richtung ein. Er legte sein Hauptgewicht auf eine coloristische Wirkung bei möglichst getreuer Wiedergabe der Natur, die er in allen ihren Feinheiten aufzufassen und mit bewunderungswürdiger Genauigkeit darzustellen verstand, wodurch es ihm auch gelang, gerade im Porträt so Hervorragendes zu leisten. Seine Compositionen haben meist einen lyrisch-romantischen Zug; sie wirken mehr auf das Gemüth und wissen Empfindungen zu wecken, als daß sie den Geist auf die Höhen der Idee erheben und zur Begeisterung entflammen. Wohlberechnete Gegensätze und ein angenehmer Fluß der Linien müssen für den Mangel idealen Schwunges und stilvoller Größe schadlos halten. Neben seiner künstlerischen Thätigkeit widmete sich Hildebrandt auch eifrig dem Studium der Entomologie, und seine reichhaltige Sammlung, die er stets zu vergrößern trachtete, fand die Anerkennung aller Fachgelehrten. Auch für Literatur, Theater und Musik hatte er das lebhafteste Interesse und war er mit vielen hervorragenden Vertretern derselben innig befreundet. Mit Immermann und Mendelssohn stand er während ihres Aufenthaltes in Düsseldorf in regstem Verkehr, und mit manchen andern berühmten Zeitgenossen verband ihn ein steter Briefwechsel.

Hildebrandt war Ritter des preußischen Rothen Adlerordens und Mitglied der Akademie der bildenden Künste zu Berlin, sowie Meister des Freien Deutschen Hochstifts zu

Frankfurt a. M. Er hinterläßt sieben Kinder und hatte noch kurz vor seinem Tode die Freude, eins derselben, seinen jüngsten Sohn Johann, von einer großen, an Entdeckungen und wissenschaftlichen Erfolgen reichen Expedition nach Zanzibar und in das Innere Afrikas glücklich heimkehren zu sehen.

Der königliche Kammersänger Professor Eduard Mantius ist am 4. Juli 1874 zu Ilmenau, wohin er zur Kräftigung seiner Gesundheit gegangen war, gestorben. Zu Schwerin in Mecklenburg am 18. Jan. 1806 geboren, widmete er sich dem Studium der Theologie; er besuchte im Jahre 1826 die Universität Rostock, ging zur Jurisprudenz über und setzte in Halle seine Studien fort. Schon damals regte seine zugleich kräftige und zarte Tenorstimme in den akademischen Kreisen allgemeine Aufmerksamkeit; in Concerten in Halle, namentlich in den vom Musikdirector Naue unternommenen, wirkte er unter seltenem Beifalle mit. In Leipzig bildete er sich in der Musik weiter aus und erfreute sich unter anderm des Unterrichts des um die Tonkunst so hochverdienten Polenz, welcher auf seine spätere Richtung von maßgebendem Einflusse gewesen zu sein scheint. Einem größern Publikum wurde der junge Künstler durch seine Betheiligung an den großen Musikfesten bekannt; so nahm er 1828 und 1829 an den Festen in Halle Antheil. Nach Berlin, wohin er bald darauf ging, zog ihn besonders das dortige rege musikalische Leben. Er fand in den besten Kreisen der Hauptstadt Zutritt und dadurch Gelegenheit, seinen Kunstgeschmack immer mehr zu veredeln und auszubilden. Er wurde nun ein in Gesellschaften und andern Vereinigungen sehr gesuchtes Talent und so eine in Berlin sehr bald bekannte und geschätzte Persönlichkeit. Daß er sich der Bühne widmete, kam beinahe zufällig. Bei einer Wasserfahrt auf der Havel hörte der gerade in einer Gondel auf demselben Wasser weilende König seine entzückende Stimme. Er beauftragte nun einen seiner Beamten, dem jungen Sänger äußerst vortheilhafte Anerbietungen zu machen, und bewirkte dadurch, daß Mantius sich zu einem Engagement an der königlichen Oper in Berlin bereit finden ließ. Nachdem er in einem öffentlichen Concert in der Singakademie gesungen, trat er, im Jahre 1830, als Tamino auf und erzielte, trotz anfänglicher Befangenheit, eine sehr gute Wirkung. Eine am nächsten Tage bei ihm zum Ausbruche kommende gefährliche Krankheit unterbrach seine kaum begonnene Laufbahn auf mehrere Monate. Nach wiedererlangter Genesung nahm er indessen seine künstlerische Carrière wieder auf und befestigte sich immer mehr in der Gunst des Publikums; mit Recht, denn er ließ es an Fleiß und Hingabe nicht fehlen und gehörte somit bald zu den vortrefflichsten Sängern Deutschlands. Eine von ihm geschlossene Ehe beglückte ihn fast drei Jahre (von 1837—40); dann zerriß der Tod seiner jungen Gattin den glücklichen Bund. In spätern Jahren hat Mantius sich ausschließlich als Kammersänger bethätigt. In ihm ist ein selten schönes Gesangtalent dahingegangen. Am 7. Juli wurde er auf dem Jerusalemerkirchhof in Berlin zu Grabe getragen. Die Feierlichkeit war laut Berichten glänzend, die Theilnahme sehr zahlreich. Gesang ertönte an der Gruft dieses sangesfrohen Jüngers der schönen Kunst.

Am 5. Juli 1874 starb in Basel Dr. Wilhelm Vischer, Professor der Philologie an der Universität, ein Mann, welcher sich insbesondere um das akademische Leben seiner Vaterstadt die größten Verdienste erworben hat. Seit 1867 war er Mitglied des Kleinen Rathes und 1868 Präsident des Erziehungscollegiums und der Universitätscuratel. In dieser seiner letzten Stellung übte er einen entscheidenden Einfluß auf die Angelegenheiten der Universität aus, indem er auf alle Weise das geistige Leben zu heben und zu pflegen suchte. Seiner unablässigen Thätigkeit wird es namentlich zugeschrieben, daß sich die Zahl der Studirenden bedeutend vergrößerte. In freundlicher Weise nahm er sich auch der deutschen Professoren an, die nach Basel berufen worden waren. Die Liebenswürdigkeit und Offenheit seines Wesens gewann ihm die Herzen gar vieler, die ihm näher traten. Aus den Philologenversammlungen, die er fleißig besuchte, konnte man recht deutlich erkennen, wie sehr der Verstorbene als Mensch und als Gelehrter geschätzt und geliebt war. Seine besondern Studien waren der griechischen Geschichte und Literatur zugewandt; durch einzelne Monographien, die er verfaßt, ist die Erkenntniß des griechischen Alterthums wesentlich gefördert worden.

Vischer wurde am 30. Mai 1808 in Basel geboren, besuchte von 1816—25 das Fellenberg'sche Institut in Hofwyl, studirte dann in Basel, Genf, Bonn, Jena und Berlin. Im Jahre 1831 trat er als Lehrer des Griechischen am Pädagogium in Basel ein und habilitirte sich zugleich an der Universität, 1835 wurde er außerordentlicher und 1836 ordentlicher Professor. Das Andenken dieses trefflichen Gelehrten wird bei allen lebendig bleiben, die ihn und seine Schriften kennen gelernt haben.

Musikalische Revue.

Die wiener Weltausstellung vom Jahre 1873 ist sicherlich für alle Zweige der Industrie nicht ohne Bedeutung geblieben. Ganz besonders wurde aber auf dem Felde des Musikinstrumenten-Baues eine so außerordentliche Regsamkeit durch sie hervorgerufen, daß selbst die äußern Wirkungen der pariser Weltausstellung vom Jahre 1867 sich mit denjenigen nach dem Wettkampfe in Wien kaum noch vergleichen können. Wie in Paris, so spielte auch in Wien das Pianoforte, dieses populäre Haus- und Concertinstrument, die Hauptrolle. Nicht allein die Sachkenner, sondern auch die unzähligen Dilettanten im großen Publikum untersuchten den Werth der einzelnen musikalisch-instrumentalen Ausstellungsobjecte in eingehendster Weise, und nicht selten entspannen sich während der Erörterungen über die Leistungsfähigkeit der einen oder andern Firma so heftige Debatten, daß selbst ganz nachdrückliche persönliche Differenzen von dem geistigen Kampfplatze nicht fern zu halten waren. Die Nachwirkungen treten jetzt besonders hervor, nachdem sich die Wogen ein wenig beruhigt haben und das Bedeutendere vom Unbedeutendern durch sachliches Urtheil gesondert worden ist. Allenthalben sucht man jetzt die als wichtigen Fortschritt anerkannten Erfindungen im Instrumentenbau nutzbar zu machen, zu vervollkommnen und speculativ auszubeuten. Bei solchem Streben, welches ja im allgemeinen als sehr lobenswerth und der Industrie ersprießlich anzusehen ist, treten aber doch auch vielfach unlautere Absichten zu Tage; denn nicht selten wird mit dem geistigen Eigenthum arger Misbrauch getrieben und oft muß der wahre Erfinder darben, während der mit weitreichendern Mitteln versehene Ausbeuter der Erfindung das glänzendste Geschäft erzielt. Auch kommt es sehr häufig vor, daß eine wichtige neue Erfindung in ganz unwesentlichen Dingen verändert und dann diese Veränderung als selbständige Invention hingestellt wird. Das Nachsuchen um ein Patent bleibt natürlich nicht aus, die Anpreisung in pomphaften Anzeigen erregt die Aufmerksamkeit des Publikums, und der Ausbeuter vermag nach und nach durch seine Variation das ursprüngliche, besser gestaltete Thema vor den Augen der Welt zu verbergen. Aus diesem Grunde ist auch die strenge Handhabung der Patentverleihungen ganz am Platze, weil sie den Staat vor geistigem Diebstahl und unredlichen Machinationen im productiven Element schützt. Der Erfindungsgeist wird abgeschwächt, sobald man der Variation großen Spielraum verstattet, weil es natürlich viel bequemer und leichter ist, eine Originalerfindung umzugestalten, als selbst ein wirklich neues fortschrittliches Moment einzuführen.

Die wiener Weltausstellung war ganz dazu geeignet, in den Entwickelungsgang des Pianofortebaues einen klaren Einblick zu gewähren und das Bild der Gegenwart mit unumstößlicher Sicherheit in festen Umrissen, mit subtilster Detailausstattung zu zeigen. Zur Vergleichung mit den Fortschritten, welche in neuester Zeit gemacht worden sind, hatte man in dankenswerther Weise für eine additionelle Ausstellung Sorge getragen, um welche sich der wiener Universitätsprofessor für musikalische Wissenschaften, Dr. Eduard Hanslick, besondere Verdienste erwarb. Von dem richtigen Gesichtspunkte ausgehend, daß nach den großen norddeutschen Meistern, Bach und Händel, Oesterreich lange Zeit hindurch der Träger musikalischer Cultur gewesen ist, und daß sich an die Namen Gluck, Haydn, Mozart, Beethoven (welch letzterer, geborener Rheinländer, doch seine Hauptwerke in Oesterreich geschaffen hat) eine ganz mächtige Epoche der Kunstgeschichte knüpft, konnte man die additionelle Ausstellung, welche die Entwickelung des Instrumentenbaues in Oesterreich seit 120—130 Jahren vorführen sollte, nur gerechtfertigt finden. Bekannt-

lich besitzt die Pianofortebaukunst erst seit dem vorigen Jahrhundert das wichtige akustische Moment, die Vibrationen der Klaviersaiten durch Hammeranschlag hervorzubringen. An die frühere, bei weitem unvollkommenere Construction des Dockenapparates, mit dessen Hülfe die Rabenkiel-, Fischbein-, Straußfeder-, Draht- oder Messingstifte an die Saiten des Instrumentes zur Tonerzeugung geführt wurden, erinnerten in Wien drei kleine wiener Tafelklaviere in Form viereckiger Tischchen, niedrig, auf vier dünnen Holzfüßen stehend oder vielmehr wackelnd, deren Aehnlichkeit mit den im 16. und 17. Jahrhundert gebrauchten Klavichorden gar nicht verkannt werden konnte. Das Klavichord, Klavicitherium und Klavicymbal, diese drei Arten des alten Klavierinstruments, welches unter den Namen Spinett, Virginal und Harpsichord in Frankreich und England vorkam, waren vor Einführung der Hammermechanik im Gebrauch, vermochten aber ihrer unvollkommenen Einrichtung halber das vom Orient aus eingeführte Haus-, Concert- und Orchesterinstrument, die Laute, nicht ganz zu verdrängen. Erst die Hammermechanik bewirkte einen vollständigen Umschwung, und dieser ist hauptsächlich die Macht des Klaviers, ja sogar im Hinblick auf die tonkünstlerische Entwickelung überhaupt ein großer Theil der Herrlichkeit deutscher Musik zu danken, weil mit der Erweiterung des Ausdrucksmaterials die Gedankenfreiheit sich in vorher ungeahnter Kraft und Fülle entfalten konnte. Das Verdienst um die Erfindung der Hammermechanik gebührt einzig und allein dem am 10. Aug. 1699 zu Hohenstein geborenen Sachsen Christoph Gottlieb Schröter, welcher bereits 1717 als ganz junger Musiker zwei Modelle mit Hammeranschlag von oben und von unten anfertigte. Die Anwesenheit italienischer Handwerker, Künstler und Gelehrten in Dresden hatte zur Folge, daß auch Italien Kenntniß von dieser neuen Erfindung erhielt und Christofali in Florenz sich vier Jahre später mit einer „Erfindung" brüstete, deren Grund in Deutschland zu suchen war. Durch die genaue Geschichtschreibung der neuesten Zeit wurden die Ansichten über diesen Gegenstand verwirrt; jedoch ist auf Grund des äußerst selten gewordenen dritten Bandes von Marpurg's „Kritischen Briefen" in O. Paul's „Geschichte des Klaviers" der Gegenstand jetzt vollständig entwickelt und die Schröter'sche Erfindung sachlich klar gelegt. Interessant ist bei dieser genialen Invention noch der Umstand, daß Schröter durch den Klang des Hackebretes von dem berühmten Virtuosen Pantaleon Hebenstreit auf seine Theorien und praktischen Versuche hingeleitet wurde. Das ungemein wichtige historische Zeugniß des gelehrten leipziger Cantors Kuhnau, der als Vorläufer Bach's sich viel mit musikwissenschaftlichen Dingen befaßte, erklärt die von Schröter mit Aufmerksamkeit beobachtete Klangfarbe des mit Klöppeln tractirten Hebenstreit'schen Instruments, dessen Wirkung als eine ganz bezaubernde geschildert wird, aus der Natur der sogenannten Obertöne, von welchen man namentlich die Duodecime etwas schärfer und kräftiger als die übrigen Partialklänge gehört habe. Dieses historische Factum beweist zugleich, daß in der Jetztzeit der bedeutungsvolle Physiolog Helmholtz in seiner „Lehre von den Tonempfindungen" die Analysen von den Obertönen, von welchen er überhaupt in der Akustik den Ausgangspunkt nimmt, in Uebereinstimmung mit den freilich noch zuweilen unklaren Ansichten der Musikgelehrten im vorigen Jahrhundert zum höchsten Nutzen der Wissenschaft der Mitwelt überliefert hat. Seine Entwickelungen wurden auch auf der wiener Weltausstellung bei Beurtheilung der Instrumente keineswegs ignorirt, sondern man suchte besonders bei den auf den äußern Eindruck hin an Güte gleichstehenden Pianofortes die Qualität des Klanges durch die Beobachtung der Obertöne genau zu bestimmen. Abgesehen von jener additionellen Ausstellung, welche alte Klaviere nach Art der Klavichorde, Klavicymbeln und Klavicitherien, Instrumente der Meister Joseph Haydn, Mozart, Beethoven, R. Schumann, aufwies, waren es die innerhalb der Concurrenz befindlichen Instrumente, welche der strengsten Untersuchung unterzogen werden mußten. Das Urtheil der Jury ist für eine musikalische Revue insofern von Wichtigkeit, als dasselbe doch mit Sicherheit die Güte der einzelnen Firmen und den Werth der Instrumente festgestellt hat. Hierbei ergab sich die Thatsache, daß die pariser Ausstellung vom Jahre 1867 von mächtigem Einfluß auf die Entwickelung des Pianofortebaues gewesen und daß die hauptsächlichste Förderung der Entwickelung durch die Errungenschaften der größten Pianofortefabrik der Welt, des Hauses Steinway u. Söhne in Neuyork, bewirkt worden ist. Von diesem Hause sind eine Menge Erfindungen ausgegangen, deren Verwerthung auch dem kleinern Pianofortebauer

zugute kam. Hauptsächlich stiftete die Firma durch ihre erste erfolgreiche Anwendung des kreuzsaitigen Systems sehr viel Gutes, wie die wiener Ausstellung bewies; denn Deutschland obenan und auch Rußland hatten mit der Verwerthung jenes Steinway'schen Systems, natürlich mit einzelnen Modificationen, das Vorzüglichste geschaffen und übertrafen im allgemeinen bei weitem alle übrigen Länder. Da nun Steinway (Steinweg) ein Deutscher war, welcher von Braunschweig nach Neuyork auswanderte, ferner die Söhne des verstorbenen Meisters, welche die mächtige Fabrik mit bewundernswerther Intelligenz leiten, ebenfalls geborene Deutsche sind, so darf man mit Recht behaupten, daß die neueste große Entwickelungsphase im Pianofortebau wiederum von Deutschen ausgegangen ist, gleichwie die Hammermechanik und deren Verbesserung von Deutschen erfunden und vollführt wurden. Selbst der von Straßburg nach Paris gezogene Erard (Ehrhardt) und der nach Frankreich eingewanderte Pape, welche Namen in der Geschichte der französischen Pianofortebaukunst an erster Stelle glänzen, waren Deutsche von Geburt, und nach England haben ebenfalls Deutsche die Hammermechanik und andere Erfindungen gebracht, sodaß also mit Recht behauptet werden kann, es sei im Pianofortebau von Deutschland alles ausgegangen. Leider hatte der Autor unserer neuesten Pianofortebauentwickelung, Meister Steinway aus Neuyork, nicht ausgestellt; in Anbetracht der großen Verdienste, welche sich diese Firma um die Fortschritte in dem beregten Fache erwarb, beschloß aber die Jury der Gruppe 15 bei Verlesung und Durchberathung des Sectionsberichtes in einer Gruppensitzung, in diesen Bericht, welcher nach Erwägung eines jeden Satzes erst die Zustimmung der ganzen Gruppe erhielt, folgenden Passus aufzunehmen:

„Hinsichtlich der amerikanischen Abtheilung ist sehr zu beklagen, daß die berühmte, bahnbrechende Firma Steinway u. Söhne in Neuyork, welcher die gesammte Klavierfabrikation so viel zu verdanken hat, nicht vertreten war."

In der That war das Fehlen Steinway's um so mehr zu bedauern, als die genannte Firma wiederum durch ein neues System die Aufmerksamkeit der wissenschaftlichen Forschung in hohem Grade erregt. Ein vom Grafen Henckel von Donnersmarck erworbener Flügel aus der Steinway'schen Fabrik ist nämlich durchweg mit solcher Saiteneintheilung und Saitenlage construirt, daß auch das Stück Saite, welches vor der Agraffe liegt und bei andern Flügeln stumm bleibt, mit vibrirt, wenn der Hammer die Saite in ihrem Grundton erregt hat. Das Stück vor der Agraffe ist nun nach dem Gesetz der Obertöne so lang, daß in ihm die Octave des Grundtones erscheint und dadurch also der erste Oberton wesentlich verstärkt wird, wodurch die Mitte und der Discant des Flügels eine wunderbare Fülle erhalten. Diese außerordentlich sinnreiche, von Helmholtz mit warmen Worten anerkannte Construction ist dem einen Leiter, Theodor Steinway, zu danken, welcher sich ganz besonders mit der praktischen Verwerthung der Helmholtz'schen Analysen beschäftigt. Man bedenke, wie man schon früher im 17. Jahrhundert einen besondern Saitenbezug, welcher um eine Octave höher erklang als der Hauptbezug, im Flügelkasten anbrachte, um die Octave zu verstärken. Die stets eintretende Stimmungsdifferenz zwischen dem Haupt- und Nebenbezug zerstörte aber immer beim Spielen die Illusion, sodaß jenes alte „Octavlin" nie zur rechten Anerkennung in der Praxis kam. Durch den Steinway'schen Mechanismus kommt aber jenes Princip von dem Mittönen der Partialklänge zur Geltung, und sicherlich wird man ebenso wie mit dem kreuzsaitigen System nicht lange auf die allgemeine Einführung zu warten haben.

Diese Erfindung entzog sich leider der Preisbewerbung; innerhalb derselben wurden aber drei deutsche und drei österreichische Firmen als die vorzüglichsten anerkannt, weshalb dieselben Ehrendiplome, den höchsten Weltausstellungspreis, erhielten. An der Spitze dieser Preisgekrönten stand die auf der wiener Weltausstellung ganz besonders triumphirende leipziger Firma Julius Blüthner, königlich sächsische Hof-Pianofortefabrik, über welche der Motivenbericht außerordentlich günstig lautete und deren europäische Bedeutung allgemein mit den lobendsten Worten gewürdigt wurde. In der Präsidentenabstimmung wurde der Motivenbericht des Sectionsberichterstatters (Oskar Paul aus Leipzig) vollständig acceptirt und anerkannt, daß Julius Blüthner die bedeutendste, in jeder Beziehung hervorragendste Stellung im Pianofortebau in Europa behaupte, während Schiedmayer u. Söhne in Stuttgart weniger durch fortschrittliche Entwickelung imponirten, wohl aber ihres frühern Ruhmes und ihrer socialen Stellung wegen bei der Vertheilung von

Ehrendiplomen nicht unberücksichtigt gelassen werden konnten. Ehrendiplome erhielten außerdem noch die Pianofortebauer Streicher in Wien, Schweighofer u. Söhne in Wien, Beregszaszy in Buda-Pest, und der Orgelbaumeister Walcker in Ludwigsburg. Von diesen nehmen die beiden erstgenannten recht achtungswerthe Stellungen in ihrem Fache ein; als wirklich bedeutend können in der Gegenwart aber nur die beiden letztgenannten angesehen werden. Eine besondere Aufregung unter den Pianofortebauern rief namentlich ein neues System Beregszaszy's hervor, dessen Erfindungsgeist schon 1871 auf der londoner Ausstellung zur Geltung gekommen war. Dieses System scheint jetzt von mehrern Pianofortebauern eifrigst cultivirt zu werden; auch sprechen Patentgesuche dafür, daß man die Erfindung Beregszaszy's in der Gegenwart auszubeuten sucht. Die Form seiner Arbeit ist aber so bestimmt ausgeprägt und läßt an sich so wenig Veränderungen zu, daß der Erfindungsruhm weder verdunkelt noch verwischt werden kann; denn die Form seines Resonanzbodens stützt sich auf die Resonanzbodenform der Streichinstrumente und ist nach gründlichen akustischen Proben mit Glück zur Herstellung von Flügeln benutzt worden. Von dem auch von Helmholtz genau untersuchten Umstande ausgehend, daß die Form der Streichinstrumente sehr regelmäßigen Saitenschwingungen ungemein günstig ist, kam er nach und nach zum Ziele und stellte einen Resonanzboden her, welcher gegen den Druck der Saiten ganz vorzüglich reagirte. Jedoch ist dabei zu bemerken, daß diese Erfindung erst vollständig zur allgemeinen Anerkennung kommen wird, wenn hervorragende Fabriken die neue Sache zu der ihrigen machen. Beregszaszy selbst ist im hohen Alter und hat seine Fabrik in Pesth aufgegeben; er beschäftigt sich lieber mit neuen Erfindungen und Verbesserungen. Die Fabriken Oesterreichs, unter welchen das Bösendorfer'sche Etablissement immer noch das hervorragendste ist, können hinsichtlich ihrer Einrichtungen und Arbeitskräfte mit den deutschen gar nicht mehr concurriren, und auch Frankreich und England stehen weit hinter Deutschland zurück, wie die wiener Weltausstellung unzweideutig bewies. Alles Neue muß also erst gewissermaßen von Deutschland oder von Amerika die Sanction erhalten, bevor es allgemein die rechte Würdigung und ausgedehnte Verwerthung findet. Dasselbe Verhältniß findet auch im Orgelbau statt, in welchem Fache die Firma Walcker u. Söhne in Ludwigsburg (Würtemberg) den ersten Rang beanspruchen darf; wenigstens sind auf den vor einigen Jahren verstorbenen Walcker die meisten weittragenden Erfindungen zurückzuführen, und seiner Kunst ist es im wesentlichen zu verdanken, daß Deutschland auch in diesem Fache zu so hohem Ansehen emporstieg. Die mächtigen Orgelwerke im Münster zu Ulm und in der Musikhalle zu Boston, sowie in vielen europäischen und außereuropäischen Orten beweisen am besten die überaus reiche Productionskraft der Firma, welcher nur in dem weißenfelser Orgelbauer Ladegast ein nicht zu unterschätzender Rival erstanden ist. Die Werke dieses Meisters in Wien, in Leipzig und in andern Städten kennzeichnen ebenfalls den hohen Standpunkt, welchen Deutschland im Orgelbaufache einnimmt. Unbedingt hat die wiener Ausstellung dazu beigetragen, die Ansichten über Productionskraft der einzelnen Länder im Instrumentenbau zu klären und einen genauen Ueberblick über die Leistungsfähigkeit derselben zu gewähren. Deutschland nimmt in Europa die vornehmste Stellung im Pianofortebau ein, diesen am nächsten kommt Rußland und Oesterreich, wogegen Frankreich und England unberührt vom Fortschritt erscheinen. Norwegen will offenbar in die Spuren der deutschen Wettkämpfer einlenken, ist aber bisjetzt nur bis zur strengen Copie des Originals, niemals zu selbstschöpferischer Thätigkeit gekommen. Im Streichinstrumentenbau wetteifern Zach in Wien, Grimm in Berlin und Bausch in Leipzig um die Palme; bisjetzt konnte aber noch keiner das Original der alten italienischen Geigen hinsichtlich der Qualität des Tones erreichen. In der Herstellung von Blasinstrumenten aus Metall behauptet Cerveny in Königgrätz, welcher auch 75 preußische Regimenter mit seinen Arbeiten versorgt, den ersten Rang. Seine zahlreichen Erfindungen sind vielfach von den Franzosen nachgeahmt worden und besonders hat sich nach der pariser Ausstellung 1867 eine förmliche Nachahmungsepidemie bemerkbar gemacht. Was aber die Holzblasinstrumente anlangt, so sind ebensowol in Frankreich als in Deutschland, Oesterreich, Italien und Spanien vortreffliche Exemplare einer tüchtigen Fabrikation zu finden; nur macht sich leider der Uebelstand sehr bemerkbar, daß die Instrumente nicht nach einem gleichen System gearbeitet werden. Das alte, theilweise auf der sogenannten „reinen Stimmung" basirende System

streitet noch mit dem auf „temperirter Stimmung" fußenden Böhm'schen System, wodurch so manche Unzuträglichkeiten in den Orchestern entstehen. Da aber für das Zusammenwirken der Instrumente unbedingt die temperirte Stimmung am empfehlenswerthesten ist, während im Streichquartett und Chorgesang a capella nur die reine Stimmung herrschen kann, so ist auch zur ersprießlichen Fortentwickelung einer geordneten Orchestermusik das Böhm'sche System unbedingt nothwendig. Hoffentlich werden die Anhänger der alten Bauart ihre Bedenken nach und nach schwinden und den Geist des Fortschritts in der gehörigen, kunstersprießlichen Weise walten lassen.

Namentlich leiden vielfach die Theaterorchester unter jenem Uebelstande, welcher sich immer geltend machen wird, solange man nicht von seiten der Kapellmeister auf einheitliche Bauart dringt. Unreine Stimmung entsteht häufig nur aus der Differenz zwischen den Arbeitssystemen im Bau, und oft muß der Künstler einen Tadel tragen, welchen allein sein Instrument oder vielmehr das Verhältniß seines Instrumentes zu andern Tonwerkzeugen verschuldet hat. Subtil sind in dieser Hinsicht von den neuern Productionen ganz besonders Wagner's dramatische Schöpfungen, welche ohne gutes Zusammenstimmen der Instrumente bei der bis ins Detail ausgearbeiteten, oft bis aufs feinste zugespitzten Instrumentation ungenießbar werden. An allen Orten, wo man die Wagner'schen Werke durchzusetzen hofft, sucht man auch den Orchesterkörper durch Einführung guter Blasinstrumente klangreich zu gestalten. Trotz dieser Mittel ist immerhin der Fortschritt noch nicht groß, welchen man in Italien und England erzielt hat. Wohl aber ist nach der stetigen Zunahme der Anhänger Wagner's in jenen Ländern zu schließen, ja sicherlich anzunehmen, daß in nicht so ferner Zeit die Vorurtheile geschwunden und die guten Eigenschaften der Wagner'schen Erzeugnisse anerkannt sein werden. „Lohengrin" scheint am besten die Brücke zum Verständniß der Wagner'schen Muse zu bilden, wie einzelne Stimmen aus Italien bezeugen, wo ein so heftiger Streit der Meinungen über Wagner's Schöpferkraft tobt. Verdi's neue Oper „Aïda" bezeugt aber ganz unzweideutig, daß Wagner in die Seele begabter Italiener gedrungen ist und hier eine feste Wohnstätte gefunden hat. Wenn aber die Könige glauben, dann ist auch häufig das Volk nicht abgeneigt, sich vor der neuen Macht zu beugen, die selbst den Beherrscher der italienischen Theater, den ruhmbekränzten Componisten des „Troubadour" vollständig zu bezwingen vermochte. England, noch voll Mendelssohn'schen Geistes, kann sich doch dem dramatischen Eindruck der Wagner'schen Tondichtungen und dem ihnen innewohnenden instrumentalen Zauber nicht ganz entziehen; auch arbeiten dort junge, kräftige, tüchtig durchgebildete Musiker mit Eifer und Erfolg an der Weiterverbreitung des Verständnisses für die Schöpfungen jenes Meisters, dessen Intentionen in Bezug auf den Bau des baireuther Theaters ihrer Verwirklichung jetzt mit Schnelligkeit entgegengehen, nachdem der kunstsinnige König von Baiern seine Unterstützung in der wirksamsten Weise geboten hat. Anhänger und Gegner müssen hier in gleicher Weise sehnlichst wünschen, daß Wagner's Unternehmen zu Stande komme, damit sich ein richtiges Urtheil über die praktische Verwerthung der Theorien bilde, welche mit Heftigkeit angegriffen und vertheidigt worden sind. Auch ist es bekannt, daß die baireuther Aufführungen nicht einseitig auf Wagner's Werke beschränkt bleiben, sondern auch die hervorragendsten Tondichtungen älterer Meister in ihr Bereich ziehen sollen. Wagner hat so Ausgezeichnetes über Mozart und Beethoven vom technischen Standpunkte aus geschrieben, seine Dirigententhätigkeit ist unter den schwierigsten Umständen so vorzüglich erprobt, daß man allerdings von jenem Unternehmen eine nicht unbedeutende geistige Ausbeute erwarten darf. Wenigstens gibt es dann Reden und Widerreden die Fülle; unter der Spreu wird sich aber der Weizen in nicht unbeträchtlicher Menge ansammeln zum Nutzen der Kunst und der Künstler! Verdient doch jedenfalls Wagner die größte Beachtung, namentlich in einer Zeit, wo dieser Mann unbedingt als dramatischer Tondichter ohne Rivalität dasteht; denn was sind die im vorigen Jahre zur Aufführung gebrachten Werke, z. B. „Faublas" von Richard Wilrst in Berlin, „Dornröschen" von Ferdinand Langer in München, „Thürmers Töchterlein" von Rheinberger in München, „Waldmeisters Brautfahrt" von Adolf Müller in Hamburg, „Carneval in Rom" von Johann Strauß in Wien, was sind diese theilweise ganz hübschen dramatischen Tonbilder gegenüber den Schöpfungen eines Wagner, von welchem wiederum in neuester Zeit ein Werk: „Walküre", bei Schott in

Mainz im Druck erschien. Trotz des unserm Gefühle und unsern Anschauungen von Liebe fremden Stoffes hat das Werk doch in München den größten Enthusiasmus hervorgerufen, und keineswegs mag ich leugnen, daß gerade in dieser Tondichtung Wagner sich zur bedeutendsten musikalischen Höhe emporgeschwungen hat. „Walküre" ist sozusagen „Lohengrin" in höherer Potenz, was Erfindung und Durchführung anbelangt. Auch überrascht bei aller tiefgreifenden Combination die Einfachheit des Stils dergestalt, daß man im größten Vorurtheil befangen sein müßte, wenn man hier von Unverständlichkeiten oder dramatisch-musikalischen Ausschreitungen sprechen wollte. Zu diesem und zu andern Werken des Meisters sind schon ihrer ganzen Richtung nach das reizende Liederspiel: „Ein Abenteuer Händel's", von Karl Reinecke, dem rastlos thätigen, äußerst feinsinnigen und vielseitig productiven leipziger Kapellmeister, ferner die Oper „Naïda" von Flotow, sodann „Der König hat's gesagt", komische Oper von Leo Delibes, „Die beiden Makkabäer", von Anton Rubinstein und „Die Folkunger", Oper von E. Kretzschmer in Dresden, gar nicht in Parallele zu stellen. Von diesen genannten wichtigsten Novitäten werden jedenfalls nur der allerliebste Scherz Reinecke's sowie die Werke von Leo Delibes und E. Kretzschmer auf der Bühne lebendig bleiben. Auch die früher genannte Oper „Aïda" von Verdi dürfte den Freunden des italienischen Tonsetzers insofern fort und fort interessant erscheinen, als sie daraus ersehen, mit welcher Sehnsucht der Italiener nach dem Segen der deutschen Muse schmachtet, den zu erringen bisjetzt eigentlich nur Cherubini gelungen ist. Diesen nannte auch Vater Haydn seinen lieben Sohn, und Beethoven sprach von ihm wie von einem Bruder und Ebenbürtigen. Verdi dürfte aber sicherlich niemals das Recht erlangen, einen Platz neben Wagner zu erhalten, so mächtig auch in ihm der Impuls zu großen Thaten und zu höherer Entwickelung vorhanden sein mag.

Zu bemerken bleibt, daß „Aïda" am 20. April in Berlin und am 29. April 1874 in Wien, „Der König hat's gesagt" am 20. April in letztgenannter Stadt, „Die Folkunger" aber in Dresden im Juni zur ersten Aufführung gelangten. Letzteres Werk wurde mehrfach hintereinander mit steigendem Beifall reproducirt; ferner hat die Verlagshandlung von F. Kistner in Leipzig die Herausgabe übernommen, und endlich ist bereits von mehrern Bühnen die Vorbereitung zugesagt worden. Sobald das Werk im Druck vorliegt, werde ich Gelegenheit nehmen, dasselbe ebenso zu zergliedern wie die übrigen neuen Opern von Bedeutung, deren Würdigung für die nächste Revue vorbehalten bleibt. Hier sei es noch gestattet, darauf hinzuweisen, daß auch Rußland nicht verabsäumt hat, neue dramatische Werke zu liefern, für welche Angabe die Aufführungen der Oper „Jermak" (12. Dec. 1873) von Santis in Petersburg und der Oper „Der Opritschick" von Tschaikowsky (ebendaselbst am 24. April 1874 aufgeführt) Zeugniß ablegen.

Nicht minder gedenken wir die Literatur der Jahre 1873 und 1874 einer eingehenden Betrachtung zu unterwerfen, da in der That manche tüchtige Leistung der Musikwissenschaft Nutzen gebracht hat. Hier erinnere ich nur an die Bücher: „Johann Sebastian Bach", Bd. 1, von Philipp Spitta; „Beethoven's Studien" („Beethoven's Unterricht bei Haydn, Albrechtsberger, Salieri"), Bd. 1, von Gustav Nottebohm; „C. M. von Weber", eine Lebensskizze von F. W. Jähns; „Das Mendelssohn-Buch", von Ferdinand Hiller. In Buchform sind auch über die eingangs erwähnte wiener Weltausstellung in neuester Zeit zwei officielle Berichte erschienen, der eine im österreichischen, der andere im deutschen Kaiserstaate, welche die Leistungen in der ausführlichsten Weise beleuchten. Möglicherweise geben sie wieder Veranlassung zur Aufnahme von Kämpfen, welche während der Ausstellung so hitzig entbrannten; denn selten glaubt der Getadelte oder weniger Gelobte an die Urtheilsfähigkeit der Kritik, vielmehr sucht er emsig nach Rathgebern, welche das kritische Urtheil vernichten sollen. Nur wenige wahrhaft Gebildete vermögen die eigenen Schwächen zu erkennen und die Unfehlbarkeitseinbildung von sich fern zu halten.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus in Leipzig. Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Biographie der Neuzeit.

Von

Rudolf Gottschall.

I.

Die Biographie gehört dem umfassenden Kreise der geschichtlichen Darstellungen an; keine andere derselben hat einen so vorwiegenden Anspruch, zu künstlerischer Bedeutung erhoben zu werden, als gerade diese. Es liegt dies in der Geschlossenheit des individuellen Lebensbildes, welches eine harmonische Abrundung der Darstellung ebenso verträgt wie fordert. Die Geschichte einer Nation als eines Völkerindividuums scheint zwar auf den ersten Anblick ebenfalls als eine geschlossene sich gleichmäßiger Behandlung darzubieten; bei näherm Hinblick aber bemerkt man, daß sie gleichsam nach allen Seiten offen ist. Schon wie und wann ein Volksstamm zur herrschenden Bedeutung einer Nation gelangt ist, läßt historischer Forschung weitesten Spielraum, und der Ausgangspunkt solcher Geschichte wird dadurch ins Schwanken gebracht. Der Historiker kann weiter zurückgreifen in die Vergangenheit; er kann von einem bestimmten geschichtlichen Datum ausgehen; es ist ihm freier Spielraum gegönnt; doch indem die festen Grenzen fehlen, fehlt ihm auch jene von selbst gegebene Beschränkung, welche die Meisterschaft der Darstellung ermöglicht. Und ähnlich ergeht es ihm mit dem Abschluß seiner Geschichte. Ist das Volk, dessen Schicksale er uns erzählt, bereits von der Weltbühne verschwunden, so wird der Historiker sorgsam erwägen müssen, auf welches Datum er ihm den Todtenschein auszustellen hat. Langes Hinsterben, lange Agonie, die Verschmelzung mit andern Völkern, bei welcher es oft noch als das herrschende Element sich obenauf hält, machen es für den Geschichtschreiber schwierig, seiner Darstellung einen sichern Abschluß zu geben. Wer z. B. eine Geschichte des römischen Volkes schreibt, wird mehr oder weniger mit dem Abschluß seines Werkes in Verlegenheit sein. Viele schließen ihre Darstellung ab mit dem Beginn des römischen Kaiserreiches; andere mit dem Untergange des abendländischen Roms; noch andere verfolgen the decline and fall of the Roman empire mit Gibbon, der sich diese zweite Hälfte der römischen Geschichte zu seinem ausschließlichen Thema gewählt hat, bis zur Eroberung von Konstantinopel. Wenn aber ein Volk noch selbst auf der Weltbühne lebenskräftig mitwirkt, so wird seine Geschichte mehr oder weniger ein Torso bleiben; ja die ganze Stimmung und der Grundton der Darstellung können durch eine plötzlich eintretende Wendung seiner Geschicke als verfehlt und veraltet erscheinen. Wie viele deutsche Geschichten, gestimmt auf den elegischen Ton der politischen

Impotenz und unheilbaren Zersplitterung der deutschen Stämme, sind durch die Gründung des neuen Deutschen Reiches fast unlesbar geworden!

Doch auch der Geschichtschreiber einer einzelnen Epoche wird über eine künstlerische Abgrenzung seines Stoffes nicht leicht ins Klare kommen — so weitreichend sind die Verzweigungen derselben nach vorwärts und rückwärts, so schwer die Abschlüsse nach einzelnen Daten bei noch fortwirkenden Motiven in der Folgezeit. Das Aufhören der Geschichtserzählung wird immer als ein zufälliges, oft als ein plötzliches Abbrechen erscheinen. Wann endet z. B. die Französische Revolution? Wann tritt ihr Unter- und Uebergang in das Cäsarenthum ein? Mit dem 15. Brumaire zu schließen, wäre willkürlich; die meisten Historiker der Revolutionszeit, neuerdings auch Sybel, gehen über denselben hinaus, und wenn Thiers hier zum Abschluß kommt, so hat dies um so weniger zu sagen, als er ja seiner „Geschichte der Revolution" eine „Geschichte des Consulats und des Kaiserreiches" folgen läßt. Die Endpunkte der einzelnen Zeiträume sind mehr oder weniger conventionell. Das gilt ebenso von dem Zeitalter der Reformation wie von demjenigen der Revolution; der Dreißigjährige Krieg gehört zu dem erstern, wie das Consulat und Napoleon zu dem letztern.

Der sichere Abschluß, den die Biographie durch die feststehenden Daten von Geburt und Tod ihrer Helden hat, gibt ihr von Haus aus eine bestimmte Abgrenzung, die erste Bedingung künstlerischer Gestaltung. Zu der letztern ladet aber vor allem die fortgehende Entwickelung eines Einzelschicksals ein, welches, wie sehr es auch durch äußere Verhältnisse bestimmt sein mag, doch immer den beherrschenden Mittelpunkt derselben bildet. Die Kunst überhaupt ist an das Einzelne gewiesen; das Kunstwerk ist das Einzelne als Einziges; eine Sixtinische Madonna Rafael's, ein Moses Michel Angelo's, ein Macbeth Shakspeare's sind nur einmal geschaffen, sind einzig. Ueberall, wo individuelles Lebensblut pulsirt, ist der ästhetischen Auffassung ihr vorwiegendes Recht gesichert. Ein einzelnes Leben rundet sich wie von selbst zum Kunstwerk ab — und wie oft ist auch dem höhern Gesetz, welches Schuld und Sühne verknüpft, in demselben Genüge gethan! Ja eine Verlockung liegt nahe, welche den Biographen reizen kann, wie sie den Dramatiker reizt; die überlieferten Thatsachen des äußern Lebens, sobald in Briefen, Schriften und Documenten innere Lebensäußerungen fehlen, sind durch innere psychologische Motivirung zu verknüpfen — eine Verlockung, insofern hier leicht ein freies künstlerisches Schaffen an Stelle historischer Berichterstattung tritt; freilich auch wieder eine Nöthigung, insofern ohne Herstellung des innern Zusammenhanges eine Biographie in disiecti membra poëtae zerfällt. Hier winkt der Preis dem Biographen, der aus den treu ermittelten Thatsachen das Charakterbild seines Helden nach allen Regeln der Induction, wie sie von naturwissenschaftlicher Forschung angewendet werden, hervorgehen läßt, nicht demjenigen, der die Thatsachen gruppirt und zusammenschiebt, um dadurch das vor seiner Seele schwebende Phantasiebild seines Helden nachträglich aus einer Wolke historischer Dissolving views hervorgaukeln zu lassen. Die Biographie gehört zu den exacten Wissenschaften; das muß ein unbestreitbares Grundaxiom bleiben. Gleichwol verlangt sie Intuition im Sinne des Naturforschers, der ex ungue leonem schaut, denn auch der Biograph wird oft aus einzelnen Knochen ein ganzes Knochengerüste aufbauen müssen, und im Sinne des Künstlers, der nicht gegen die Einheit eines Charakters verstoßen darf, der alle Züge zu einem harmonischen Gesammtbild zusammenschaut und der das Widersprechende wie mit instinctiver Nöthigung beiseiteschiebt.

Ohne Frage ist gerade die neueste Zeit vorzugsweise zur Biographie berufen, denn wie das innere Leben des einzelnen reicher, so ist auch die Auffassung eine tiefere geworden. Man vergleiche die Charaktere der griechischen und römischen Tragödie mit denjenigen Shakspeare's — wie innerlich vielgestalteter ist die dramatische Charakteristik in dem

letztern. Welch eine Menge individueller Züge finden sich hier, die von der stilvollen Tragödie des Alterthums als stilwidrig von vornherein ausgeschieden waren! Wie steigt hier der dichterische Genius in die Tiefen herab, wo die dramatische That geboren wird, bald wie aus innerer Naturnothwendigkeit, bald aus dem Conflict der Gefühle und Neigungen, bald aus den Zweifeln des brütenden Gedankens! Und wie geht die Eigenart der Charaktere fort bis zu den bizarrsten Arabesken des Details, der anekdotischen Skizze, dem genrehaften Auswuchs! Dieser Unterschied des Stils ist zugleich ein Unterschied der Weltanschauung und hängt mit der unendlichen Schätzung des Einzellebens zusammen, welche das Christenthum, wir möchten sagen durch die transscendente Biographie seines Gründers, dessen Leben eine Himmel und Erde zugleich umfassende Idealbedeutung gewann, und durch seine Lehre von der Vorsehung und persönlichen Unsterblichkeit in die Welt gebracht hat. Damit ist aber der Biographie eine weit tiefere Auffassung gesichert, und der vorzugsweise Beruf des modernen Geistes für sie gewährleistet. Damit steht nun freilich im Widerspruch, daß die großen biographischen Muster dem Alterthum angehören und daß, so sehr die Biographie in neuester Zeit ins Kraut geschossen ist, unter ihrer massenhaften Ueberwucherung sich nur wenig Gedeihliches und Erfreuliches findet, daß sie namentlich in Deutschland die merkwürdigsten Ausgeburten historischer Stillosigkeit zu Tage gefördert hat und daß gerade sie das künstlerische Maß, das sie vor allem verlangt und das ihr auch am ersten erreichbar ist, meistens vermissen läßt. Wir werden die Gründe davon ins Auge fassen, wenn wir die buntschillernde Fülle der biographischen Spielarten, wie sie die deutsche Schriftstellerei durch ihre gelehrten Unarten und dilettantischen Neigungen hervorgerufen hat, näher untersucht haben. Der Beruf unserer Zeit zur Biographie würde durch hundert und tausend geile Triebe, welche das gerade Wachsthum derselben überwuchern, nicht in Frage gestellt werden. Savigny mochte immerhin unserer Zeit den Beruf zur Gesetzgebung absprechen, gestützt auf einzelne verfehlte Versuche und verblendet gegen die gewaltige legislatorische Arbeit der Revolutionszeit und des Napoleonismus; Jahrzehnte nach seinem Tode ist diese Kathederweisheit des eleganten Romanisten durch die gesetzlichen Neuorganisationen des Deutschen Reiches, denen niemand principielle Bedeutung, Rechtsgefühl, modernes Rechtsbewußtsein, praktischen Takt und Geschick absprechen wird, glänzend widerlegt worden. So ist es auch mit unserer biographischen Kunst, mag sie zunächst mehr potentia als actu ihr Vorrecht vor derjenigen des Alterthums in Anspruch nehmen. Einzelne glänzende Muster beweisen mehr als tausend verkümmerte oder gespreizte Versuche, und das letzte Wort zu ihren Gunsten wird die Zukunft sprechen.

Die Biographien des Alterthums darf man als plastische bezeichnen; in ihrer Plastik, in ihrer künstlerischen Geschlossenheit liegt das, was sie zu nachahmenswerthen Vorbildern macht. Der Held und seine That decken sich; er geht in ihr ohne Rest auf. Das Leben ist eine Kette solcher Thaten; ihr Facit gibt von selbst das Charakterbild. Keine Reflexionen des Helden bringen einen Bruch in sein Handeln, keine Reflexionen des Biographen einen Bruch in seine Darstellung. Es ist alles aus Einem Gusse, daher die geschlossene Form, der befriedigende Eindruck. Marmorbüsten und Marmorbilder, kunstvoll gemeißelt, von allen Seiten überschaubar, in Formen von harmonischer Gestaltung und anmuthigen Schönheitslinien; aber das Auge starr und todt; es fehlt der Blick, und mit dem Blick jene Seele, deren Geheimnisse zu erschließen die Aufgabe des Biographen ist.

Keiner der biographischen Schriftsteller des Alterthums hat auf die neuere Zeit, besonders auf das vorige Jahrhundert, einen so großen Einfluß ausgeübt wie Plutarch mit seinen vergleichenden Lebensbeschreibungen griechischer und römischer Charaktere. Der Historiker, der an seiner Darstellung, gegenüber dem Ideal einer ebenso kritischen wie

pragmatischen Geschichtschreibung, mit Recht viel aussetzen mag, wird ihn deshalb schätzen, weil er ihm eine Menge verloren gegangener Quellen ersetzt und so, obwol selbst ein Compilator, doch eine reichliche Quelle der Geschichtforschung geworden ist. Die Leser aber lassen sich durch seine lebendige Darstellung und durch seine ungeheuchelte Bewunderung für die „großen Männer" des Alterthums leicht in jene ethische Stimmung versetzen, in welcher der Trieb, sich durch große Thaten auszuzeichnen, das Interesse an der geschichtlichen Ueberlieferung überwiegt. Gerade in der Sturm- und Drangperiode des vorigen Jahrhunderts war dieser Trieb besonders lebhaft und mit einer Abwendung von der schalen, zopfigen Lebenswirklichkeit verbunden. Wenn die einen wie Werther diesem Leben durch Hingebung an die waltenden Mächte des Alls, durch mystische Naturandacht, zuletzt durch Selbstmord entflohen, so riefen die andern mit Karl Moor: „Mir ekelt vor diesem tintenkleckſenden Säculum, wenn ich in meinem Plutarch lese von großen Menschen." Der edle Thatendurst, aber auch die Großmannssucht schöpfte aus diesem Quell. Ohne Frage hat Plutarch die „großen Männer" des Alterthums auf ein weit sichtbares Piedestal gestellt und in einer Weise beleuchtet, daß ihre Bedeutung glänzend hervortrat. Gegen die Größe dieser antiken Helden schrumpft alles, was in der Zwischenzeit geschehen war, wie bedeutungslos zusammen. Dem Mittelalter fehlte jeder Plutarch und es war im vorigen Jahrhundert eine weitverbreitete Ueberzeugung, daß eigentlich nur das Alterthum wahrhaft große Männer gehabt. Der Archon von Chäronea, der vielschreibende Böotier, trug vor allem die Schuld an dieser einseitigen Ueberschätzung der Alten Welt; denn die Büsten des Cornelius Nepos, diese kleinen Charaktergemmen von fraglicher Autorschaft, mochten, wenn sie auch bis auf den heutigen Tag für die Geschichte des Alterthums der Jugend als erste Modellköpfe dienen, keine Begeisterung für die Helden erwecken, die sie darstellten. Der Autor fand zwar oft den bezeichnenden glücklichen Ausdruck zur Charakteristik derselben; doch war seine Darstellung zu nüchtern und chronikenhaft, um tiefern Eindruck zu machen. Wenn wir in Tacitus und Sallust die hervorragendsten Talente Roms sehen, was markige Charakteristik der geschichtlichen Porträts betrifft: so liegen die Schriften, in denen sie dies Talent berühren, schon außerhalb des engern Kreises der Biographie. Zwar hat Tacitus das Leben seines Schwiegervaters Agricola beschrieben; es ist dies eine echte Biographie, ausgezeichnet durch die Prägnanz der Darstellung; aber Agricola war immerhin nicht so bedeutend, wie die dämonischen Charaktere der römischen Imperatoren, die Tacitus in den „Annalen" und „Historien" mit einer energischen Farbengebung gezeichnet hat, und wie der Mensch mit seinen größern Zwecken, so wächst auch der Autor mit seinen größern Stoffen. Auch die Werke des Sallust über die Catilinarische Verschwörung und den Jugurthinischen Krieg sind nicht Biographien; gleichwol treten die Charaktere Catilina's und Jugurtha's wie mit Meisterhand gemeißelt aus dem Atelier dieses geistvollen Historikers hervor. Wenn die maßvolle Beschränkung in Bezug auf dem Umfang einen Hauptvorzug der Plutarchischen und andern Biographien bildet, so gibt uns das romanhafte Leben Alexander's des Großen von Curtius schon die Probe einer zu epischer Ausdehnung ausgesponnenen Lebensbeschreibung, und die Biographie des Wunderthäters Apollonius von Tyana von Philostratus ist das erste Beispiel einer Tendenzbiographie, welche es auf Herabsetzung der christlichen Wunder abgesehen hatte, indem sie die Wunderthaten des Magiers als Parodie der christlichen Welt auftischte.

Das Mittelalter hat eigentlich nur Biographien von Heiligen aufzuweisen; es kannte die Biographie nur als Legende auf Goldgrund. Jene phänomenale Urbiographie, das Leben Jesu, spiegelte sich in den Biographien der frommen oder kirchlich hoch stehenden Männer; das Individuum hatte nur Bedeutung in solchem Zusammenhange. Die einzelnen profanen Biographien des Mittelalters sind bedeutungslos. Erst mit der Reforma-

tion erwachte der Geist, der auf das eigene Leben und seine Bedeutung wieder Nachdruck legte, und dieser Geist äußerte sich zuerst in den Selbstbiographien wackerer Helden, wie des Götz von Berlichingen, oder ebenso handfester wie naiver Lebemänner, wie des Hans von Schweinichen. In Frankreich kamen ein Jahrhundert später die „Eloges" auf, in denen besonders Fontenelle sich hervorthat; sie haben dort bis zum heutigen Tage in der Akademie eine große Rolle gespielt und jenen trefflichen biographischen Encyklopädien, wie sie Frankreich besitzt, eine willkommene Grundlage gegeben. In Deutschland hat zuerst der Kirchenhistoriker Schroeckh in seiner „Allgemeinen Biographie" und seinen „Biographien berühmter Männer" die Biographie in systematischer Weise gepflegt; einen größern Aufschwung nahm sie, als auch unsere Classiker, besonders Goethe, sich diesem Zweige literarischer Darstellung widmeten und ihn durch ihren Vorgang und ihre allgemeingültigen Muster adelten. Mit dem Aufkommen einer deutschen Geschichtschreibung wuchs auch die Thätigkeit der Biographen, zunächst freilich ins Breite; aber auch an den Vorzügen der sich fortentwickelnden Historik und Quellenforschung hatte sie Antheil und blieb ebenso wenig von den Schattenseiten der Stillosigkeit, in der sich die gelehrte Forschung gefiel, unberührt. Seitdem die Specialität überwucherte und die Meßkataloge überfrachtete, wurde die Lebensbeschreibung eine so alltägliche Kunst wie die Photographie; jeder Gelehrte in jeder Fachwissenschaft fand seinen Biographen; Erinnerungsblätter en miniature und folio wurden auf die Gräber gestreut und besonders in Deutschland, wo das Literaturfieber grassirt und schon der Gymnasiast keinen größern Wunsch kennt, als sich gedruckt zu sehen, war es der Schreibseligkeit willkommen, eigener Eitelkeit zugleich mit der Pietät zu huldigen und das Andenken eines Freundes oder Lehrers zu verewigen. Dadurch wuchs die Anarchie der biographischen Production, die gegenwärtig ein vollkommen verwirrendes Bild bietet und deren buchhändlerische Statistik allein einen ansehnlichen Band füllen würde. Uns kommt es hier darauf an, die wichtigsten Spielarten und Varietäten der Biographie der Gegenwart zusammenzustellen und durch einzelne Muster zu illustriren, zugleich aber auf diejenigen Vorbilder hinzuweisen, welche uns die Biographie als Kunstwerk bieten und denen nachzueifern um so empfehlenswerther ist, je weniger die herrschende Stillosigkeit der Hyperproduction irgendeiner Literatur zur Ehre gereichen kann und je mehr auch dieser Literaturzweig in Deutschland den Berufenen und Auserwählten überlassen werden sollte.

Die erste Spielart der Biographie ist die encyklopädische Biographie, die als solche vollkommen berechtigt ist, aber durch ihre Beschränkung auf das Wissenswürdige die künstlerische Bedeutung ausschließt. Da die Encyklopädien eine Masse von Material beherrschen müssen, so ist ihre Form in der Regel knapp und gedrungen, und der Hauptvorzug derselben besteht in der Präcision des Ausdruckes, in dem Sinne für das Wesentliche und Unwesentliche, in der Fülle des Thatsächlichen und seiner Richtigkeit. Die quellenmäßige Begründung ist die Voraussetzung, aber sie darf nicht aufdringlich hervortreten. Ebenso sind alle feinern, psychologischen Motivirungen ausgeschlossen und die Reflexe geistiger Beleuchtung, welche die Biographie, wo sie als Kunstwerk scheint, umspielen. Die Charakteristik kann nur eine lapidare sein, nur das Facit geben ohne jeden Beweis. Wir möchten die encyklopädische Biographie die biographische Gemme nennen, die stets nur in größern Sammlungen vorkommt und deren Werth in ihrem schärfern Gepräge beruht.

Natürlich sind auch hier, wie überall wo es sich um Arten und Unterarten handelt, die Grenzen fließend, und es wird besonders von dem Umfange dieser Biographien abhängen, inwieweit sie aus der Notizensammlung und dem fliegenden Blatt des encyklopädischen Albums heraustreten und sich der Bedeutung eines Aufsatzes, eines Essays nähern.

In der bändereichen „Biographie universelle" von Michaud (mit Supplement 85 Bde.; neue Auflage 45 Bde., Paris 1842—65) finden sich einzelne Lebensbeschreibungen hervorragender Männer, welche nach Umfang und Inhalt als selbständige Biographien betrachtet werden können, und die durch unabhängige Auffassung und lebendige Darstellung fast einen künstlerischen Werth in Anspruch nehmen. Die Lebensbeschreibungen in der „Allgemeinen Encyklopädie" von Ersch und Gruber, deren Dimensionen das Maß des „Conversations-Lexikons" um ein Bedeutendes überschreiten, würden, wenn man sie einzeln herausgäbe, Bände füllen, so z. B. die treffliche Biographie Goethe's von Hermann Marggraff. Auf der andern Seite kann das Biographische bis zur lexikalen Notiz zusammenschrumpfen; doch diese Uebergriffe des Umfanges können für die Begriffsbestimmung, die sich an das mittlere Maß halten muß, nicht störend sein, und bei genauerer Prüfung wird man selbst in den Monstrebiographien der bändereichen Sammelwerke die Spuren des encyklopädischen Ursprungs nicht verkennen.

Als Muster encyklopädischer Biographien von mittlerm Maße möchten wir diejenigen bezeichnen, welche das Brockhaus'sche „Conversations-Lexikon" besonders in seinen neuern Auflagen bringt. Ohne Frage ist der biographische Theil desselben der vorzüglichste, mit großem Fleiß gearbeitet und von andern Conversations-Lexicis, wie von dem Pierer'schen, öfters benutzt; die thatsächlichen Darstellungen sind quellengemäß, in Bezug auf die Zeitgenossen aus selbständigen Mittheilungen derselben schöpfend; die Charakteristik ist meist treffend und prägnant. Jener reichhaltigen französischen „Biographie universelle" hat sich die von der Didot'schen Buchhandlung herausgegebene „Nouvelle biographie générale" (46 Bde., Paris 1855—69) an die Seite gestellt. Die Franzosen besitzen in diesen Veröffentlichungen die umfassendsten biographischen Sammlungen, welche den ganzen Kreis der Geschichte umspannen, und da es in Deutschland bisher an einem derartigen Werke fehlt, so kann man sagen, daß auf diesem Gebiete französische Betriebsamkeit den deutschen Kosmopolitismus geschlagen hat. Auch würde in Deutschland bei einem ähnlichen Unternehmen die Gefahr nahe liegen, daß die nimmer sich beschränkende Gelehrsamkeit, welche in der Masse der beherrschten Stoffe einen Titel ihres Ruhmes sucht, dasselbe in einen Zettelkasten verwandle und mit einem Ballast lebloser Namen, aus allen Noten europäischer Commentare zusammengesucht, überfrachte, während in Frankreich ebenso taktwie geschmackvolle Auswahl das Rühmenswürdige, was lebensfähig ist im Gedächtniß der Menschheit, von demjenigen zu scheiden weiß, was bei einer gewaltsamen literarischen Auferweckung doch seinen Moderduft nicht verleugnen würde. Hier verdienen die großen Werke Eduard Maria Oettinger's Erwähnung, vor allem die „Bibliographie biographique" (1850; 2. Aufl., 1854), eine außerordentlich fleißige Zusammenstellung aller Biographien, Memoirenwerke und sonstiger Schriften, welche über die hervorragendsten Männer der Welt-, Literatur-, Kunst- und Culturgeschichte erschienen sind, in übersichtlicher, alphabetischer Anordnung. Ein derartiges Werk kann zwar nie erschöpfend sein und wird hier und dort Lücken aufweisen; aber es bleibt immer ein Verdienst, den Plan zu demselben gefaßt und es in einem so großartigen Umfange, den auszufüllen die Arbeit eines Lebens voraussetzt, ausgeführt zu haben. Der „Moniteur des dates" (6 Bde., 1866—68) ist ebenfalls eine ausnehmend fleißige Sammlung, aber mehr ein Zettelkasten, ein Nachschlagewerk, eine umfassende Notizensammlung.

Weit zahlreicher sind jene biographischen Sammelwerke, welche sich auf bestimmte Zeiträume oder auf einzelne Nationen oder auf einzelne Klassen von Berühmtheiten beschränken. Da wird natürlich die neuere Zeit bevorzugt. Ein sehr verdienstliches Werk dieser Art ist Vapereau's „Dictionnaire des contemporains" (3. Aufl., 1871), obgleich in Bezug auf namhafte deutsche Schriftsteller sich mancherlei Ungenauigkeiten in demselben finden, die zum Theil allerdings auf deutsche Quellen zurückzuführen sind, und obgleich

viele Biographien in den neuen Auflagen nicht weiter ausgeführt sind, sondern es bei dem frühern Abschluß sein Bewenden hatte. Aehnliche Sammlungen von biographischen Charakterköpfen der Neuzeit, ohne Beschränkung auf bestimmte Völker, bildeten die „Zeitgenossen", die in drei Serien zu je sechs Bänden 1816—41 in Leipzig erschienen und denen sich später die aus der „Europa" hervorgegangenen „Männer der Zeit" anschlossen.

Eine der wichtigsten Unterarten der encyklopädischen Biographie, soweit sie sich an die Zeitgenossen anschließt, ist der Nekrolog, der in der Regel als kurzer biographischer Todtenschein eine summarische Uebersicht über Leistungen und Erlebnisse der jüngst Verstorbenen gibt. Da keine Zeitepoche allzu reich an wahrhaft bedeutenden Männern ist, so ist ein solcher Nekrolog durchaus nicht als eine Anweisung auf die Walhalla zu betrachten. Doch jedes tüchtige Wirken verdient wenigstens die Aufmerksamkeit und Anerkennung der Zeitgenossen, und der Gelehrte mittlern Schlages, der tüchtige Beamte und Offizier, der Schriftsteller und Journalist, mögen ihre Schriften auch durchaus kein Anrecht auf einen Platz im literarhistorischen Pantheon geben, mögen sie zu den diis minorum gentium gehören; sie alle haben doch an dem Culturwerk mitgeschaffen, diesen oder jenen Stein zu demselben herbeigetragen und verdienen dafür von der Mitwelt nicht unbeachtet dahinzugehen. Dies Amt der Pietät versieht der Nekrolog, der ihnen ein Kreuz und ein Denkmal, meistens auf den Kirchhöfen der Zeitungen und Journale, stiftet und in den Annalen der Zeitgeschichte eine wichtige Rubrik einnimmt. Eine selbständige Sammlung von Nekrologen besteht in neuester Zeit nicht mehr, nachdem Schlichtegroll's „Nekrolog der Deutschen" mit seiner Forsetzung: „Neuer Nekrolog der Deutschen" (50 Bde., 1803—54) seit zwei Jahrzehnten eingegangen ist und diese alljährliche sorgfältige Aehrenlese deutscher Männer von Verdienst aufgehört hat.

Ebenso wie in Bezug auf die Zeit kann die Biographiensammlung beschränkt sein in Bezug auf die Nationalität, welcher die in dieselbe aufgenommenen Männer angehören. Daß jede Nation eine besondere Pietät hat gegen ihre hervorragenden Männer und daß im Lichte dieser Pietät auch minder bedeutende Größen in ihren Dimensionen wachsen, ist selbstverständlich. Eine nationale biographische Ehrenhalle wird natürlich weit wenig wählerisch und deshalb viel vollständiger sein als eine universalhistorische. Wer den Prato della Valle in Padua, die Antoniuskirche in dieser Stadt, die Kirche von Santa-Croce in Florenz und alle jene zahlreichen italienischen Kirchen kennt, welche als Nationalmuseen zu betrachten sind wegen ihrer zahlreichen Monumente und Denktafeln: der wird die Pietät der Italiener gegen ihre berühmten Männer nicht geringachten und von Haus aus annehmen, daß auch die literarische Pflege des nationalen und localen Ruhmes in Italien in voller Blüte steht. In der That hat hier jede Stadt und Provinz ihre Biographie, und Tibaldo's zehnbändiges Werk: „Biografia degli Italiani illustri" (1835—45) bildet das ergänzende biographische Pantheon der Nation. In Spanien hat der bekannte Dichter Quintana eine über das Encyklopädische durch stilistische Bedeutung hinausgehende dreibändige Sammlung: „Vidas de Españoles celebres" (1827) veröffentlicht; Schweden, die Niederlande, ebenso die Völker des Orients, die Chinesen, Hindus, Japanesen, Perser, haben umfassende biographische Sammelwerke aufzuweisen, in denen ihre hervorragenden Größen registrirt und charakterisirt werden.

Während Deutschland und Preußen merkwürdigerweise keine derartige biographische Walhalla besitzen, ein Mangel, der besonders bei dem letztern Staate auffällig ist, da dieser seine weltgeschichtliche Höhe und Bedeutung auch durch Männer ersten Ranges erworben hat, die für biographische Schilderung das dankbarste Thema geben, und da überdies die rastlose Thätigkeit Preußens in allen Culturzweigen auch unter den Persönlichkeiten zweiten und dritten Ranges sehr viele tüchtig Wirkende in den Vordergrund gerückt hat: besitzen wir ein solches, in rühmenswerther Weise abgefaßtes biographisches

Lexikon in deutscher Sprache, welches einen jetzt dem Deutschen Reiche nicht mehr angehörigen deutschen Culturstaat behandelt — wir meinen das „Biographische Lexikon des Kaiserthums Oesterreich" von Wurzbach von Tannenberg (26 Bde., seit 1864), das Denkmal eines seltenen Fleißes, in dem der Herausgeber allein einen reichhaltigen Stoff bis in alles Detail hinein bewältigt hat. In Oesterreich selbst scheint das vortreffliche Werk noch nicht die Anerkennung gefunden zu haben, die es verdient; wir aber könnten dem Deutschen Reiche oder dem preußischen Staate nur ein ähnliches Werk von gleicher Vollständigkeit, Gründlichkeit und stilistischer Eleganz wünschen. Obgleich auch Wurzbach zu den diis minimorum gentium zurückgreift, deren Aufnahme durch das patriotische Interesse der Leser eines bestimmten Staates gerechtfertigt ist: so weiß er doch in seinen Nischen die lebensgroßen Statuen und die Miniaturbüsten schicklich zu vertheilen, und indem er die hervorragenden Männer auch in hervorragender Weise behandelt, dem bescheidenen Verdienst eine schmucklose Erwähnung gönnt, das richtige Verhältniß ungefährdet herzustellen. Den bedeutenden Schriftstellern wird eine eingehende Würdigung zutheil, welche keines ihrer Werke mit einer kritischen Signatur zu versehen vergißt und dabei die Urtheile namhafter Literarhistoriker mit anführt; den wichtigen Staatsmännern und Feldherren, sowie sonst ausgezeichneten Vertretern des Adels sind sorgfältig ausgearbeitete Genealogien gewidmet; das bibliographische Quellenmaterial ist reichhaltig, die Angabe der Porträts und wichtigsten Reliquien eine überaus genaue, und auch die kleinste biographische Gemme gibt doch immer ein farbiges Bild. Daß dieses oder jenes Urtheil den Betheiligten unbequem ist, hier oder dort eine Lücke empfunden wird, wo für einen unbefangenen Standpunkt vielleicht keine vorhanden ist: das kann den Werth des Werkes nicht beinträchtigen, da überhaupt bei der Ueberfülle des Notizenstoffes einzelne mit unterlaufende Unrichtigkeiten nicht zu vermeiden sind.

Wie nach Zeit und Nation, kann die biographische Sammlung sich auch nach einzelnen Klassen namhafter Männer abgrenzen. Hier kommt dann die Specialität zu ihrem Recht. Wir haben zwar kein Feldherren- und kein Staatsmänner-Lexikon, das letztere nur insoweit, als es in den Staats-Lexicis mitenthalten ist, wohl aber zahlreiche Künstler- und Schriftsteller-Lexika. Die erstern sind für die praktische Kunstübung wie sachverständige Kunstliebe unentbehrliche Hülfsbücher; die Galerie wie die Kupferstichsammlung sind auf sie angewiesen; das Malerzeichen bedarf des Commentars. Daher seit Vasari's Künstlerbiographien, die einen selbständigen Werth beanspruchen, die großen Künstler-Lexika von Nagler (22 Bde.), Füßli (13 Thle.), Müller u. a. Die Schriftsteller-Lexika sind meistens biographische Ergänzungen zur Bibliographie; sie umfassen bei der deutschen Schreibseligkeit einen kaum zu bewältigenden Stoff, und was das allgemeine Schriftsteller-Lexikon nothgedrungen auslassen muß, um nicht zu riesigem Umfang anzuschwellen, dessen bemächtigt sich irgendein provinzielles Schriftsteller-Lexikon, sodaß hier der Autor jeder Doctordissertation zu seinem guten Rechte kommt. Es gibt englische, portugiesische, dänische, spanische, schwedische Schriftsteller-Lexika. Ein „Allgemeines Gelehrten-Lexikon" gab Jäcker im vorigen Jahrhundert heraus; doch erlosch die letzte Fortsetzung von Adelung bereits im Jahre 1821. Menzel's „Gelehrtes Deutschland" (fortgesetzt von Ersch und Gruber, 23 Bde., 1796—1834), sowie desselben Autors „Lexikon der von 1750—1800 verstorbenen deutschen Schriftsteller" (15 Bde., 1802—16) haben ebenso wenig wie das universelle Lexikon von Jäcker in neuer Zeit einen Ersatz gefunden, mag nun das Interesse des deutschen Volkes an seiner Literatur geringer geworden oder der biographische Stoff in einer nicht mehr zu beherrschenden Weise gewachsen sein. Man beschränkt sich heutigentags auf provinzielle und locale Schriftsteller-Lexika, die oft Herbarien für allerlei welke Literaturblüten sind, oft einen charakteristischen Beitrag zur Charakteristik der Culturzustände und der geistigen Physiognomie einer Provinz geben; wir erwähnen

das „Schlesische Schriftsteller-Lexikon" von Nowack, das „Lexikon der hamburger Schriftsteller" von Schröder und viele andere.

Die Spielarten der encyklopädischen Biographie sind, wie wir gesehen haben, ausnehmend zahlreich; ihr Verdienst besteht in der Bereicherung der Kenntnisse, die wir von dem Leben namhafter Männer besitzen; ihr Wesen ist die thatsächliche Notiz mit Ausschluß der künstlerischen Fassung und geistigen Bedeutung. Dieser in der Form meistens lakonischen Miniaturbiographie tritt nun aus dem Bereiche jener Lebensbeschreibungen, die eine selbständige Bedeutung in Anspruch nehmen, zuerst in schroffstem Contrast die Urkunden- und Monstrebiographie gegenüber, ein Auswuchs ins Massenhafte, eine Abart, die an der Grenze der Memoiren und Briefsammlungen steht und mehr oder weniger unorganisch mit denselben verwachsen ist. Die Urkundenbiographie in engerm Sinn ist wesentlich deutscher Herkunft; sie hängt zusammen mit den gelehrten Neigungen der Deutschen und mit einer Eigenthümlichkeit deutscher Gelehrsamkeit, Noten und Text nicht recht unterscheiden zu können, sodaß sie beide ineinander verschwimmen lassen. Da sich aber in den Noten das Steckenpferd der wissenschaftlichen Excurse, Conjecturen, Quellenangaben am behaglichsten tummeln läßt, da sich hier Fleiß und Scharfsinn das rühmlichste Zeugniß ausstellen können, so wird der Schwerpunkt bei derartigen Werken immer mehr auf die Noten als auf den Text gelegt werden und der Text selbst oft nur ein Gefüge von Noten sein, die eine kleine stilistische Rangerhöhung erlebt haben. In diesem Bereich wuchert nun die „Specialität", in welcher wir die misère ouverte der deutschen Biographik erblicken, da sie den Maßstab für das Bedeutende und Unbedeutende gänzlich verloren hat. Was in größern encyklopädischen Sammelwerken, die von Hause aus ihren Kreis beschränken, berechtigt und am Platze sein mag, das verliert diese Berechtigung bei der Ausführung in selbständigen Werken; die biographische Notiz, die sich zu einem mit archivarischen Urkunden ausgestatteten Bande aufbläht, hat keine Legitimation mehr, und derartige Schriften tragen nur zu einer Ueberschwemmung des Büchermarktes bei, gegen welche die Literatur immer von neuem Protest erheben muß. Der Ausspruch Goethe's: „Greift nur hinein ins volle Menschenleben", hat nur für den Dichter Geltung, nicht für den Biographen. Es ist unglaublich, welche große Zahl umfangreicher Lebensbeschreibungen von Bischöfen, Pfarrern, Schulmännern, Bürgermeistern und andern sehr tüchtigen und braven Männern, denen aber jede weiter reichende Wirksamkeit fehlt, alljährlich im deutschen Buchhandel erscheint. Die Behandlungsweise ist dabei meistens die trocken archivarische; Briefe, Actenstücke, Manuscripte aller Art müssen den Umfang dieser Werke anschwellen, und der Stil hat bisweilen die Emphase der Pietät, zeichnet sich aber sonst durch abschreckende Nüchternheit aus. Wir stellen nicht in Abrede, daß derartige Monographien für einzelne Ortschaften, Familien, Fachkreise ihren Werth haben, daß sie sogar der Specialgeschichte als Quellen dienen können; dann müßte aber derartiges Material aus Archiven und Privatpulten nur im Manuscriptdruck erscheinen; denn alles, was im Buchhandel erscheint, müßte, wenn derselbe ideal organisirt wäre, Anspruch auf literarische Bedeutung erheben können. In England und Frankreich ist dies mehr oder weniger der Fall; in Deutschland legt weder das Schriftstellerthum noch der Verlagsbuchhandel diesen Maßstab an. Die Grenze zwischen privater Wirksamkeit und öffentlicher Geltung ist eine fließende; es wird geschrieben, gesammelt, gedruckt und debitirt, was überhaupt gar nicht für die Oeffentlichkeit gehört; man appellirt an die Nation, wo man an die guten Freunde, an die Familie, an die Gemeinde appelliren sollte. Durch die Specialität des Stoffes wird aber die Stillosigkeit der Form begünstigt; denn der Mangel an bedeutendem, überhaupt an thatsächlichem Inhalt führt von selbst zu einer Ueberlastung mit Rohmaterial.

Klio muß sich die Augen reiben oder ihre Sehkraft einbüßen, wenn der ganze Staub aus den Archiven ihr ins Gesicht gekehrt wird.

Wenn aber diese urkundliche Behandlungsweise mit der erdrückenden Massenhaftigkeit des aufgenommenen Rohstoffs auf Persönlichkeiten von geschichtlicher und populärer Geltung angewendet wird, so wird dadurch ein bedenkliches Vorbild geschaffen, welchem der große Schwarm der biographischen Specialisten mit Beeiferung nachdrängt. Dies aber ist in Deutschland von seiten der namhaftesten Geschichtsforscher geschehen, und gerade solcher Vorgang trägt wesentlich dazu bei, die Anarchie der biographischen Literatur in Permanenz zu erklären. Zu den verdienstlichsten und gefeiertsten Geschichtsforschern gehört vor allen Heinrich Pertz, welcher durch die Herausgabe der „Monumenta Germaniae historica" sich einen hervorragenden Namen gemacht hat. Seine umfangreichen Lebensbeschreibungen des „Freiherrn von Stein" (6 Bde., 1849—55) und des „Feldmarschalls Grafen von Gneisenau" (Bd. 1—3, 1864—69) gehören gleichwol zu den gefährlichen Mustern der Biographik, an denen wir die Eigenthümlichkeit der Urkunden- und Monstrebiographie um so mehr beleuchten können, je mehr sie von mancher Seite in der That als die glänzendsten Erzeugnisse und Vorbilder auf diesem Gebiete gepriesen werden. Im Grunde sind aber die Werke von Pertz nur Urkundensammlungen mit verbindendem Text und in Bezug auf historische Darstellung vollkommen werthlos, soviel sie zur Aufklärung einzelner dunkler Vorgänge aus der Zeit der Befreiungskriege und zur Illustration des Geistes, welcher die Vorkämpfer derselben beherrschte, beigetragen haben mögen. Stein und Gneisenau ergreifen meistens selbst das Wort; der Biograph beschränkt sich auf die nothdürftigsten Erläuterungen; ja man könnte diese Werke verkappte Autobiographien nennen, mit der ergänzenden Nachhülfe des Herausgebers. Nirgends zeigen sich irgendwelche Intentionen darstellender Kunst, nirgends eine Gruppirung der Thatsachen, eine zusammenfassende und abschließende Charakteristik, nirgends die beleuchtende Parallele, der geistvolle Wink. Freilich ist alles schiefgehende und irrlichtelirende Urtheilen vermieden; die Thatsachen klären sich gleichsam von selbst ab und der Historiker sieht diesem Proceß nur zu, wie der Chemiker dem Proceß in seiner Retorte; doch die Objectivität der Quellen ist nicht die Objectivität der geschichtlichen Darstellung. Von dieser verlangen wir doch künstlerische Anordnung und Begrenzung, das Einfügen des Einzelbildes in den Rahmen der gleichzeitigen Geschichte, den Nachweis aller Zusammenhänge zwischen beiden, die Resultate der Quellenkritik, ohne daß wir uns in die Arbeit des Ateliers und ihr staubiges Detail mitvertiefen, ein Charakterbild, das nicht aus musivischen Steinchen zusammengesetzt ist, sondern mit plastischer Rundung vor uns hintritt. Der Text von Pertz erfüllt aber keine dieser Aufgaben; er besteht oft nur aus commentirenden Noten, welche höchst nebensächliche Punkte in Betreff der mitgetheilten Actenstücke aufklären.

Wenn schon in der Biographie Stein's die knappe und nüchterne Fassung des Textes störend hervortrat, so ist dies noch mehr in derjenigen Gneisenau's der Fall, indem hier der bewegte, oft glühende Stil eins selbst poetischen Idealismus, wie ihn die Briefe und Mittheilungen Gneisenau's athmen, in einen zu auffallenden Contrast tritt mit der archivarisch nüchternen und poesielosen Darstellung seines Biographen. Gneisenau's Begeisterung für Freiheit und Vaterland macht in der That oft einen wahrhaft erhebenden Eindruck; jener Idealismus, den eine ironisch überlegene Geschichtschreibung aus der Zeit unserer Befreiungskriege streichen möchte, während er in Wahrheit die Seele jener Zeit war, spricht sich hier in einer Weise aus, welche auf viele gefeierte Militärtechniker der neuern Zeit einen befremdenden Eindruck machen muß. Doch nirgends fällt es dem Biographen ein, uns die innern Zusammenhänge der geistigen Richtung seines Helden nachzuweisen, überhaupt anknüpfend an sie den Geist der ganzen Epoche zu charakterisiren, und den Charakter des Königs Friedrich Wilhelm III., der sich freilich in einzelnen

Randbemerkungen zu Gneisenau's Eingaben sehr scharf abzeichnet, in Contrast zu stellen mit diesen fortdrängenden Feuergeistern; er läßt sich durch keinen Aufschwung seines Helden aus seiner Ruhe bringen und überläßt es den Lesern, aus diesen Monologen sich das Charakterbild seines Helden selbst zu entwerfen.

Hierzu kommt, daß der Umfang dieser Biographien doch über jedes statthafte Maß hinausgeht. Weder Stein noch Gneisenau, so einflußreich sie waren, haben jene welthistorische Bedeutung eines Friedrich des Großen und Napoleon, welche ihre Biographie zur Darstellung einer ganzen Epoche erweitert, wie das z. B. in Thiers' „Histoire du consulat et de l'empire" geschieht; denn bei derartigen Persönlichkeiten wird die Grenze zwischen Geschichte und Biographie, wenn sie auch sorgfältige Kunst noch aufrecht erhält, doch leicht verwischt. Eine Biographie des Freiherrn von Stein, welche sechs Bände umfaßt, eine Biographie des Feldmarschalls Grafen von Gneisenau, in welcher der dritte Band nur einen Zeitraum von zehn Monaten umfaßt, überschreiten durchaus das Maß des Raumes, welcher einer derartigen Darstellung gewidmet sein kann, und das Maß der Theilnahme, welches die Leser im Durchschnitt einer einzelnen Persönlichkeit entgegenbringen können. Das äußere Maß ist aber durchaus nichts Gleichgültiges, indem das innere Maß der Darstellung von ihm abhängig ist und ohne selbstgezogene Schranken die Aufhäufung des Materials zuletzt auch das ausdauerndste Interesse verschütten muß. In Wahrheit sind also die Pertz'schen Biographien nur als Urkundensammlungen zu betrachten, welche als solche ja mit Grazie in infinitum fortgehen können, soweit der Stoff eben reicht. Der Werth des Sammlers und Forschers, der durch Briefe und Documente, durch neuerschlossene Quellen auch neues Licht auf jene Epoche fallen läßt, bleibt dem wackern Gelehrten unbestritten; doch wenn übertreibendes Lob diese Werke als mustergültige Biographien rühmt, so ist dagegen Protest zu erheben im Interesse der schriftstellerischen Verwüstung, welche die Nachahmung solcher Vorbilder bei uns erzeugen muß und auch erzeugt hat.

Auch die englische Literatur hat sehr umfangreiche Biographien aufzuweisen; aber sie behandeln Männer, welche große Epochen beherrschten, und behandeln sie in einer Darstellungsweise von selbständiger Bedeutung, nicht als Erläuterer von Actenstücken; es sind Monstrebiographien, aber keine Urkundenbiographien. Der große schottische Romandichter Walter Scott schrieb, als der Bankrott der Buchhandlung, deren Theilnehmer er war, ihn mit einer enormen Schuldenmasse belastete und er zu schriftstellerischem Erwerb genöthigt war, sein neunbändiges „Leben Napoleon's", ein Werk, welches wegen einseitiger Parteinahme gegen den französischen Imperator, wegen zahlreicher Ausführungen, die vor der historischen Kritik nicht Stich halten und wegen mancher flüchtig stilisirten Partien dem Autor lebhafte Angriffe zuzog. Dennoch enthält dasselbe viele Proben anziehender und lebendiger Darstellung, und ist durchaus nicht eine todte Materialiensammlung, sondern, wenn auch mit consequenter Einseitigkeit, doch aus einer bestimmten Totalanschauung des großen geschichtlichen Charakters hervorgegangen. Ein anderer Schotte, Thomas Carlyle, gab eine sechsbändige Biographie „Friedrich's des Großen" heraus, welche bei gleichem Umfang mit den Lebensbeschreibungen von Pertz und obwol auch sie zahlreiche Briefe und Documente mittheilt, doch in dem grellsten Contrast zu jener steht. Carlyle hat gegen die deutschen „Dryasduste" energisch protestirt; er hat diese humoristisch typische Figur geschaffen, um die archivarisch trockenen, im Staube der Acten wühlenden Historiker zu persifliren. Seine Darstellung ist dagegen von einer vibrirenden Lebendigkeit, welche an das Bizarre und Befremdliche streift, oft schroff, eckig, überladen mit Bildern und Parallelen, man möchte sagen jeanpaulisirend, geistvoll sprühend, reich an weiten überraschenden Perspectiven, subjectiv bis zum Hohn auf das Gleichmaß jenes gemessenen Stils, durch den die Meister neuer deutscher Geschichtschreibung hervorleuchten; aber so

buntscheckig das Costüm, so springend die geistige Beweglichkeit seiner Darstellung ist, so ist sie doch dabei von einer Anschaulichkeit, welche geringzuschätzen sich allerdings die falsche Vornehmheit unserer Pragmatiker gefällt, welche aber doch für ein lebensvolles Geschichtswerk unentbehrlich ist. Und so ist auch der Kern von Carlyle's Werken bei allen barocken Auswüchsen ein gesunder; es ist nichts Schwammiges in seiner bunten Gedankenmosaik; es sind die Farben, in welche der Fels bei seinem Bruche spielt. Allerdings überwiegt bei ihm der Panegyriker über den Kritiker und der Cultus des Heroenthums verführt ihn, nicht blos in dem großen Friedrich, sondern auch schon in dem Vater desselben einen jener geschichtlichen Helden zu sehen, welchen er Altäre zu errichten hat. Der Standpunkt des Größencultus trübt aber von Hause aus die Unbefangenheit des Biographen, der ohne jede vorgefaßte Meinung an sein Werk gehen und keine Größe anerkennen sollte, als diejenige, die ihm gleichsam unter den Händen heraufwächst. Dennoch übt die Wärme und Begeisterung der Darstellung, welche in allen Pulsen derselben vibrirt, einen wohlthuenden Eindruck aus, wenn man sie mit der absoluten Unberührbarkeit jener in den Styx getauchten deutschen „Dryasduste" vergleicht. Freilich, von unkünstlerischer Maß- und Geschmacklosigkeit ist Carlyle's „Friedrich der Große" durchaus nicht freizusprechen; das Werk ist und bleibt eine Monstrebiographie, nicht blos was seine äußern Dimensionen, sondern auch was das Misverhältniß zwischen den einzelnen Theilen betrifft. Eine zweibändige Einleitung, welche die preußische Geschichte im Abriß und mit Ausführlichkeit die Regierung des Königs Friedrich Wilhelm I. schildert, ein Anlauf von zwei dicken Bänden, um bis zur Thronbesteigung seines Helden zu gelangen, ist ein unleugbarer Verstoß gegen die harmonische Gliederung einer auch noch so umfassenden Biographie. Monströs und verwunderlich ist das Werk, aber auch lebensvoll durch und durch. Carlyle hat keinen geläuterten Geschmack; ein krauses Gewirr von Arabesken schlingt sich um sein Werk; er ist durchaus der Mann der Reflexionen und Parabasen, und hat das Weltgericht immer in der Tasche, um es jedem Kapitel der Weltgeschichte nachzuschleudern; aber er hat poetische Intuition, nicht blos für die geschichtlichen Situationen, sondern auch für die geschichtlichen Charaktere, und ohne solche Intuition wird der Historiker statt der letztern nur Strohmänner schaffen, die er mit den zusammengesuchten bunten Lappen von allerlei Qualitäten behängt.

Eine dritte Spielart der Biographie, welche im Gegensatz zur encyklopädischen und der Monstrebiographie in Bezug auf den Umfang die rechte Mitte hält, dagegen vom historischen Stil abweicht, indem sie an die Stelle der gleichmäßig fortschreitenden Darstellung die hin- und herspielenden Lichter geistreicher Reflexion setzt, ist der Essay, der bisweilen allerdings dicht an der Grenze der künstlerisch geschlossenen Biographie steht, aber auch dann noch durch das Uebergewicht des reflectirenden Tons über den erzählenden sich von ihr unterscheidet. Der Essay ist gleichsam die Quintessenz der Biographie, die selbständig abschließende Charakteristik der letztern. Die Biographie ist objectiv, der Essay ist subjectiv; für ihn steht in erster Linie die geistvolle Durchleuchtung des geschichtlichen Materials; der Essayist tritt in erster Linie hervor, der dargestellte Held erst in zweiter. Für den Essay ist daher auch eine beliebige Anknüpfung willkommen; in der Regel knüpft er an ein neuerschienenes Werk an, oft an eine Biographie, die er mit den Gerüsten seiner Reflexion umgibt und überbaut. Dann erscheint er oft kritisch, wird aber um so höher stehen, je productiver seine Kritik ist, je mehr sich aus den Atomen eines kritisch aufgelösten Gebildes ein neues zusammenstellt. Für die Biographie ist das Thatsächliche das Wesentliche, welches ihren Kern bildet, für den Essay nur die Voraussetzung; er hält nur die Hauptdaten fest, oder nimmt sie als bekannt an, er sucht hinter dem äußern Geschehen die innere Bedeutung. Damit erklärt sich auch die Vorliebe des

Essay für künstlerische und literarische Größen; die bei weitem größte Zahl der Essays gehört diesem Gebiete an. Je mehr die biographische Aeußerlichkeit zurücktritt, desto heimischer fühlt sich der Essay, der künstlerische und schriftstellerische Leistungen ästhetisch zu würdigen liebt und interessante Charakterköpfe auf den Grund solcher Leistungen hinzeichnet. Solange die Biographie sich in encyklopädischen Notizenkram verzettelt oder zu monströsen Actensammlungen aufbläht, liegt in dem Essay ein heilsames Gegengewicht oder eine wichtige Ergänzung, indem er die geistige Signatur des Einzellebens auffaßt, welche von dem Lexikon nur angedeutet werden kann, von der Monstrebiographie unter der Ueberfülle des Materials vergraben wird.

Essays über historisch bedeutende Männer sind in der neuen Literatur selten; man könnte einzelne Biographien Macaulay's hierher rechnen, doch die Mehrzahl derselben gehört wol zu unsern besten biographischen Mustern. Dagegen finden sich in den Culturbildern von Gustav Freytag mehrere mit gewohnter Sauberkeit und Feinheit entworfene Charakterbilder großer Fürsten und sonst in die Culturgeschichte eingreifender Männer, welche man wol als biographische Essays bezeichnen kann oder vielmehr als Medaillons, welche den fortlaufenden Fries der culturgeschichtlichen Skizzen zugleich unterbrechen und verknüpfen. Zu diesen vortrefflichen Essays rechnen wir z. B. das Charakterbild Karl's des Großen, welches in Freytag's Bildern aus dem Mittelalter eine centrale Stellung einnimmt. Von diesem größten Fürsten aus deutschem Blut, den die Geschichte kennt, gibt Freytag ein so feinsinnig ausgeführtes Porträt, daß wir es als Muster derartiger historischer Essays bezeichnen können. Hier ist alles an der rechten Stelle verwerthet; die anscheinend unbedeutende Notiz, die gleichgültige Anekdote gibt an dem Platz, an den sie gestellt ist, einen durchaus charakteristischen Reflex; kein Tüpfelchen, kein Farbenpünktchen, das nicht dem Gesammteindruck des Porträts dienstbar wäre. Sehr treffend sagt Heinrich Rückert über diesen Freytag'schen Charakterkopf Karl's des Großen: „Es wird eine der Hauptaufgaben eines denkenden Historikers sein, in dem geschichtlichen Karl die Züge besonders herauszuheben und innerlich zu beleben, an denen der Mythus weiter fortgearbeitet hat, bis es ihm gelungen ist, das Bild so zu vollenden, wie es seinem und der ganzen damaligen Menschheit Instincte genügte. Gerade darin ist hier in dieser Darstellung das Richtige getroffen. Der geschichtliche Karl steigt in seiner realen Persönlichkeit vor uns auf, aber man fühlt überall jene mythische Gestalt hindurch, die man mit vollem Recht noch geschichtlicher als die geschichtliche nennen darf." Doch wo auch diese Klärung des Mythus ohne die Abschwächung seiner Bedeutung durch einen feinsinnigen Instinct nicht geboten war, auch bei einzelnen Charakteren der Reformation und des Dreißigjährigen Krieges bewährt der Autor die gleiche Feinfühligkeit und Intuition, und die Glätte und Feinheit der Darstellung erscheint nicht als eine trügliche Außenseite, welche über den Mangel an einem innern Kern hinwegtäuschen soll, sondern das geistig Bedeutsame und scharf Charakteristische schimmert durch sie hindurch.

Zu diesen feinen Porträtmalern bedeutender Männer, aber aus zeitgeschichtlicher Nähe, muß auch Karl Gutzkow gerechnet werden, der in seinen „Oeffentlichen Charakteren" (1835) und in den unter dem Namen Bulwer's herausgegebenen „Zeitgenossen" (2 Bde., 1837), die er später als Säcularbilder in seine „Gesammelten Werke" aufnahm, ein Talent von ausnehmender Feinspürigkeit für die Eigenart hervorragender Charaktere bekundete. Mochte er nun Anselm Rothschild oder die damals vielgenannten französischen Minister schildern — er wußte das Einzelbild ebenso scharf auszuarbeiten, wie den Hintergrund der Zeit und des Ortes, von dem es sich abhob, und die Beleuchtung mit geistreichen Reflexen verwischte wenigstens nicht die hervorstechenden Züge der Physiognomie. In ähnlicher Weise gab Charakterbilder bedeutender Politiker, die sich in der parlamentarischen Arena auszeichneten, der Franzose Vicomte Cormenin in seinen „Etudes sur les orateurs parle-

mentaires" (2 Bde., 1838), „Le livre des orateurs" (18. Aufl., 1860). Der durch seine pamphletartige Schärfe ausgezeichnete Schriftsteller errang mit diesen Studien, welche keineswegs Exemplificationen zur Rhetorik waren, sondern den Redner durch den Menschen erläuterten, einen seltenen Erfolg.

Doch wenn auch der biographische Essay bisweilen historische Größen der Vergangenheit oder namhafte Zeitgenossen im diplomatischen Cabinet oder auf der Rednerbühne darstellte, so verschwinden derartige Charakterköpfe doch der Zahl nach gegen die Charakterköpfe der Dichter, Schriftsteller und Künstler jeder Art, welche besonders die neue deutsche Literatur, aber auch die Literatur der andern Culturvölker aufzuweisen hat. In unserer classischen Epoche spielt der Essay noch keine Rolle; erst als die Journalistik mit dem jungen Deutschland zu einer die Literatur beherrschenden und vertretenden Macht wurde, als das geistvoll Skizzenhafte, pikant Umrissene mit Vorliebe gepflegt wurde, ja zum Theil als der persönliche Skandal, das Pasquill und Pamphlet durch Heine und Genossen zu einer literarischen Großmacht wurden: da war das Interesse für persönliche Eigenart, besonders im Bereiche der Literatur, in allen Kreisen so wach gerufen, daß fast jeder Autor, welcher in die Arena der Literatur trat, sich mit biographischen Essays in meistens scharfen Umrissen die Sporen zu verdienen suchte. Außer Gutzkow war es besonders Gustav Kühne, der mehrere Sammlungen literarischer Porträts herausgab: „Weibliche und männliche Charaktere" (2 Bde., 1838), „Porträts und Silhouetten" (2 Bde., 1843) und „Deutsche Männer und Frauen" (1851). Kühne hat, wie wir in unserer „Nationalliteratur" sagten, als Silhouetteur charakteristischer Persönlichkeiten nicht die Schärfe Gutzkow's; er drückt seine Gestalten mehr in das weiche Wachs des Gemüths. Es sind zierlich geformte Gemmen. Die Apotheose wird oft lyrisch und dithyrambisch; die Reflexion geht in der Regel ins Breite. Doch ein lebendiger, charaktervoller, dem Interesse der Zeit eifrig hingegebener Geist, voll Ernst und Würde und Schwung, ein glänzender Stil, der nur hin und wieder ans Pretiöse anklingt, geben diesen Porträts Kühne's einen eigenthümlichen Reiz.

Einen auffallenden Contrast mit Kühne bildet der Essayist Heinrich Laube in den „Modernen Charakteristiken" (2 Bde., 1835). Kühne ist durchaus Idealist, Laube jeder Zoll ein Realist. Seine Charaktere sind frisch und anschaulich gezeichnet; sein Eßkünstler Schall war ein tüchtiges Porträt der Niederländischen Schule. Die deutschen Philosophen wie Hegel schilderte er im anekdotischen Stil Heine's, der nicht vergaß, bei dem Philosophen Kant seine Spaziergänge auf dem Philosophendamm und seinen Diener Lampe mit dem rothen Regenschirm hervorzuheben. Doch war Laube hierin nicht so glücklich wie Heine. Auch Mundt, Wienbarg u. a. schrieben in ihren Werken interessante Essays; der erstere namentlich in seinen „Spaziergängen und Weltfahrten"; doch gaben sie keine selbständigen Sammlungen heraus. Einen weniger pikanten als dithyrambischen Standpunkt nahm der an Hamann, den Magus des Nordens, anklingende königsberger Alexander Jung ein in seinen „Charakteren, Charakteristiken und vermischten Schriften" (2 Bde., 1848). Diese jungdeutschen Essayisten entnahmen ihre Charakterköpfe keineswegs ohne Wahl den verschiedensten Literaturgeschichtsepochen; sie hatten vielmehr fast alle dieselben Typen; es waren Studien- und Modellköpfe, in deren Umrissen sie zugleich die Linien einer idealen Zukunft zeichneten. Alle diese Essays hatten eine reformatorische Bedeutung. Wie die griechischen Tragödiendichter ihre bestimmten Helden und Heldinnen, in deren Charakteristik jeder von neuem die Eigenart seines Talents bewährte, so hatten diese Essayisten, statt einer Elektra und Iphigenie, eine George Sand und Bettina, die jeder von seinem Standpunkte, alle aber mit dem bengalischen Lichte der Apotheose beleuchteten. Ein Goethe, ein Lord Byron, ein Fürst Pückler, ein Varnhagen von Ense, Hegel und die Humboldts, Thiers und Guizot — es waren immer dieselben Büsten, nur

anders geformt, die jeder dieser Essayisten wie ein Gipsfigurenhändler auf dem Kopfe trug und auf dem literarischen Markte feilbot. Socialer Emancipationsdrang, religiöse Freigeisterei, politische Oppositionslust, moderner Weltschmerz incarnirten sich in bestimmten Gestalten, an denen sich diese Tendenzen der Gegenwart nachweisen ließen. Der jungdeutsche Essay war tendenziös.

Die junghegelsche Literaturepoche, welche der jungdeutschen folgte, war dem biographischen Porträt nicht günstig. Das individuelle Leben spielte in einer Zeit radicaler Principienkämpfe eine geringe Rolle, wie ihm auch die Hegel'sche Philosophie kaum zu seinem Rechte verhilft. Die Richtungen und Tendenzen traten wie selbständige geistige Mächte in den Vordergrund; die Persönlichkeiten verblaßten als vorübergehende Träger derselben. Ganz ins Nebelhafte verlor sich zuletzt das Schattenspiel der absoluten Kritik, welche auch auf dem Boden der Geschichte und Literatur nur mit dialektischen Schlußketten experimentirte und alles in eine gespenstige Logik auflöste. Gleichwol ist aus dem Kreise der Hegel'schen Philosophie ein wirklicher Biograph von Bedeutung hervorgegangen, auf den wir später noch zurückkommen werden. Auch steht mit ihr im Zusammenhang ein Literarhistoriker, welcher in seiner Literaturgeschichte der Neuzeit, der deutschen sowol wie der französischen, und zwar von Auflage zu Auflage mit einer wachsenden Hingabe, an jene abstracte Darstellungsweise der charlottenburger Kritik anknüpfte, welche zuletzt für ihre Citate und Anschauungen kaum noch ein anderes Band hatte als ihre in Frage- und Ausrufungszeichen naserümpfende Kritik und die geschichtliche Darstellung in ein Ragout von Fragmenten auflöste. Wenn dieser Autor es aber versäumte, in seinen literaturgeschichtlichen Hauptwerken ein volles, abgeschlossenes Bild der Dichter und Schriftsteller zu geben, so holte er das Versäumte nach in seinen Sammlungen von Essays, in denen sich einzelne sauber und geistreich ausgeführte literarische Charakterköpfe finden und auch die Einseitigkeit einer nörgelnden Kritik mit mehr sittlichen als ästhetischen Maßstäben weniger fühlbar wird. Wir meinen Julian Schmidt, der in seinen „Bildern aus dem geistigen Leben unserer Zeit" (1870) und in der „Neuen Folge" derselben (1871) einzelne literarische Charakterköpfe wie diejenigen von Bulwer, Walter Scott, Dickens, Lamartine mit mehr Liebe ausführte, als man dem Verfasser einer in lauter Fragmente zerbröckelnden Literaturgeschichte hätte zutrauen sollen. Gleichwol ist das kritisch-analytische Element in diesen Studien vorherrschend; ja sie verlaufen sich oft in das Detail literarischer Kritik; aber da diese von Haus aus auf den Aufbau gerichtet ist, so werden die losgelösten musivischen Steinchen doch immer wieder zu einem Gesammtbilde vereinigt. Ja es fehlt selbst nicht an der Ueberschätzung einzelner Schriftsteller, wie eines Dickens, der als die erste poetische Kraft unserer Generation bezeichnet wird, wenigstens wenn man das Elementare in Rechnung ziehe. Zu den besten Porträts gehören die von Walter Scott und Bulwer in der ersten Sammlung, die besonders die einzelnen Werke liebevoll eingehend charakterisiren. Zwar erwähnten wir schon in den „Blättern für literarische Unterhaltung", daß sie eigentlich nicht die rechte Mitte des Porträts treffen, „ein Treffen, welches nur in einem Zusammenschauen aller einzelnen Züge besteht". Dafür sucht Schmidt theils das „Allgemeine" des Zeitalters auf, für welches ihm der einzelne Autor gewichtigster Vertreter ist, theils analysirt er auf das genaueste die einzelnen Werke und bei dieser Analyse stoßen wir auf eine Fülle sehr treffender Bemerkungen.

Was dies „Zusammenschauen" der einzelnen Züge zu einem Gesammtbilde betrifft, so verdient Friedrich Althaus in seinen „Englischen Charakterbildern" (2 Bde., 1869) den Vorzug vor Julian Schmidt. Ihm ist das wohlthuende Behagen der englischen Essayisten und ihre aus dem Vollen schöpfende Solidität eigen; das Charakterbild wird sorgfältig grundirt und mit lebhaften Farben erfüllt. Die deutsche Bildung zeigt sich

ohne aufdringliche philosophische Kunstsprache, in der sichern Sonderung des Wesentlichen und Unwesentlichen, im Festhalten des Entwickelungsganges und seiner Hauptzüge; der Einfluß des englischen Lebens in der durchsichtigen Behandlung aller politischen und praktischen Fragen. Außer den Staatsmännern wie Palmerston, D'Israeli und Cobden charakterisirt Althaus besonders energische Denker wie Carlyle und John Stuart Mill, als Vertreter der idealistischen und realistischen Denkart, und Schriftsteller wie Thackeray, dem er mit Recht den Vorzug vor Dickens gibt.

Wenn Althaus Julian Schmidt gegenüber eine nicht scharfsinnig reflectirende, sondern behaglich aufbauende Darstellungsweise vertritt, so ist Heinrich von Treitschke in seinen „Historischen und politischen Aufsätzen" (1865) und in der „Neuen Folge" derselben (2 Thle., 1870) geneigt, einen allzu dithyrambischen Ton in der Charakteristik seiner Gestalten anzuklingen. Unter sein Porträt des Grafen Cavour könnte man wol die Bürger'sche Unterschrift: „Hoch tönt das Lied vom braven Mann, Wie Orgelton und Glockenklang", setzen. Kritischer und weniger pathetisch ist das Porträt von Lord Byron in der ersten Sammlung. Hebbel, Ludwig und Kleist, welche in der zweiten eingehend gewürdigt werden, erfreuen sich derselben Bevorzugung, welche diese Dramatiker von einem Theile der zeitgenössischen Kritik erfahren. Nicht genug wird dabei hervorgehoben, daß sie alle drei etwas Krankhaftes und Paradoxes haben, daß die ungesunden Wurzeln ihrer Dramen in dem Boden der romantischen Schule den geraden und vollen Wuchs derselben gefährdeten, und daß zwar das Theater der Gegenwart ihnen manche echt dichterische Anregung verdankt, daß aber die Mehrzahl von dem, was sie geschaffen, durch den paradoxen Zug, welcher in diesen Stücken vorwiegt, sie der Bühne, der nationalen Geltung und echten Volksthümlichkeit entfremdet. Die Porträts Milton's und Uhland's sind wiederum in dem volltönendem Stile abgefaßt, in welchem der Historiker weniger als der Parlamentsredner sich ausprägt.

Zwar kein Historiker vom Fach, wie Treitschke, aber doch aus der Schule Leopold Ranke's hervorgegangen, nimmt Karl Frenzel unter den Essayisten der Gegenwart einen hervorragenden Rang ein. Nicht nur ist er einer der productivsten, denn außer seinen „Büsten und Bildern" (1864) hat er drei Sammlungen „Dichter und Frau" (die dritte Sammlung 1866) und neuerdings eine Sammlung „Deutsche Kämpfe" (1873) herausgegeben; er ist auch einer der begabtesten, weil er Eleganz der Darstellung mit feinsinnigem Urtheil vereinigt. Er hat alle Eigenschaften eines tüchtigen Essayisten: gründliche Bildung, welche die Voraussetzung freier Bewegung ist, denn ohne die vollkommenste Herrschaft über den Stoff wird der Essay stets etwas Schwerfälliges haben; geistige Feinspürigkeit, welcher keine der gehaltvollen Adern des Stoffes entgeht; Selbständigkeit der Auffassung und des Urtheils, denn ohne dieselbe kann der Essay keinen Reiz ausüben; einen graziösen Stil voll Esprit, denn der Essay ist keine nüchterne Abhandlung, er soll fesseln und den scharfen Blick für das Wesentliche haben, gerade in demselben besteht die künstlerische Bedeutung des Essay. Karl Frenzel hat vorzugsweise den biographisch-kritischen Essay gepflegt; er hat sich dabei nicht auf die Gegenwart beschränkt, sondern einen Terenz und Horaz, einen Shakspeare und Dante, Swift und Voltaire ebenso geistreich beleuchtet wie einen Uhland und Gutzkow. Daß er historische Frauenköpfe fein zu illustriren versteht, dafür geben alle seine Sammlungen zahlreiche Belege.

Mit vorwiegender Neigung für die Darstellung bildender Künstler tritt Hermann Grimm als Essayist in seinen „Essays" (1859), „Neuen Essays" (1865), und „Zehn ausgewählten Essays" (1871) auf; er ist ein feinfühlender, in der sogenannten vornehmen Haltung des Stils sich behagender Essayist, der als Fachmann auf dem Gebiete der bildenden Kunst einen Rafael und Peter von Cornelius, einen Michel Angelo, Carstens und Schinkel in ihrer ganzen Bedeutung mit klaren und festen Umrissen zu zeichnen versteht,

aber auch von Alexander von Humboldt, Varnhagen und Goethe saubere und wohlerwogene Charakterbilder gibt, und von Ralph Emerson mit enthusiastischer Wärme spricht. Rühmenswerth sind die „Dichtercharaktere" von Adolf Laun (1869), in denen Chénier, Béranger, Berni, Günther und andere volksthümliche Dichter sowol nach ihren Lebensgeschicken wie nach ihrer geistigen Bedeutung geschildert werden, sowie die Porträts von Feodor Wehl, der schon früher in seiner „Der Unterrock in der Weltgeschichte" mit einer gewissen sinnlichen Fülle und dramatischen Spannung ausgeführte Gemälde französischer Maitressen gegeben hat, denen er in der Sammlung „Am sausenden Webstuhl der Zeit" (2 Bde., 1869) die wohlgetroffenen Porträts einer Roland und Marie Antoinette anreiht. Die literarischen Charakteristiken eines Uhland, Seume, Glasbrenner sind ebenfalls durchaus zutreffend. Wehl hat sich als Essayist nach französischen Mustern gebildet, sein Colorit ist farbenreich, sein Esprit glänzend, und die Darstellung verleugnet oft einen leidenschaftlichen Zug nicht; seine Essays wenden sich ebenso oft an unsere nervös erregte Theilnahme wie an unser ruhig abwägendes Urtheil. Interessante Essays auf musikalischem Gebiete sind die „Musikalischen Charakterköpfe" von Wilhelm Heinrich Riehl (2 Bde., 1852—60), in denen die Porträts gleichsam die Knotenpunkte im Gange einer culturgeschichtlichen Entwickelung bilden, und die mehr selbständig ausgeführten „Musikalischen Studienköpfe" von La Mara (2 Bde., 1868).

Wir sehen, der Essay, gerade in der Gestalt, in welcher er hier in Betracht kommt, als biographisches Charakterbild, hat in Deutschland eine reiche Blüte entfaltet, mehr noch als in seiner eigentlichen Heimat England, in welcher er als die von dem kritisirenden Werk sich emancipirende Kritik, als die vornehme Kritik, welche sich an das besprochene Werk nur anlehnt, dann aber selbständig weiter producirt, vorzugsweise im Schwunge ist. Die englischen Reviews sind die Ahnherren der Essays: Addison und Steele seine Väter, seine Hauptpfleger in neuester Zeit Carlyle, Mill, Bulwer. Doch war der biographische Essay seltener; Macaulay erhob ihn, wie wir sehen werden, zum Muster biographischer Kunst. Auch in Frankreich wuchs der Essay aus den Revuen hervor; wir führen als einen Meister auf diesem Gebiete hier den langjährigen Mitarbeiter der „Revue des deux Mondes", Sainte-Beuve, an, welcher in seinen fünfzehnbändigen „Causeries du lundi" (1851—62), und seinen „Nouveaux lundis" (8 Bde., 1863—67) oft einseitig beleuchtete, aber doch mit vieler Feinheit und attischer Grazie entworfene Charakterbilder gab, besonders auch durch seine Frauenbilder, die er in zwei Galerien als Auszug aus den „Lundis" veröffentlichte, sich als eleganter Salonmaler documentirte.

Gleichwol kann der biographische Essay, von so hervorragenden Talenten er gepflegt wird, doch nur für eine Abart der Biographie gelten, da er die objective zusammenhängende Darstellung und epische Ruhe derselben vermissen läßt. Die Beleuchtung der Biographie ist die des gleichmäßigen hellen Tageslichtes, die des Essay diejenige eines funkelnden, aber hin- und herlaufenden Feuerwerkes. Dort hat die Beleuchtung keinen andern Zweck, als den Gegenstand zu erhellen; das Feuerwerk aber ist sich Selbstzweck, will den Blick auf seine Effecte gerichtet sehen und die Kunst des Feuerwerkers anerkannt wissen. Der einzige Macaulay ist als Essayist wahrhafter Biograph.

Niederländisch-Guiana.

Wir können dem instinctiven Scharfblick der colonisirenden mittelalterlichen europäischen Culturvölker unsere Bewunderung nicht versagen, mit dem sie bei der Besitzergreifung der neuentdeckten Länder im Osten und Westen zu Werke gingen. Sich an den großen Weltstraßen festzusetzen, um sie zu beherrschen und andern den Durchzug zu wehren, an den Mündungen schiffbarer Flüsse Niederlassungen zu gründen, um von hier aus, als festem Operationspunkte und in steter Verbindung mit den Hülfsquellen des Mutterlandes, Schritt für Schritt weiter ins Innere vorzudringen, mit raschem, nur bei rührigen Handelsvölkern vorkommendem Blick die Wichtigkeit der eingenommenen Position mit den Bedürfnissen und Chancen des Weltmarktes zu vergleichen, und je nach Befund den manchmal mit theuerm Blute und Gelde erworbenen Landstrich als herrenlose Sache wieder den Ureinwohnern zu überlassen, oder ihn einer rivalisirenden Macht zu verkaufen oder auch, unbekümmert um ein mörderisches Klima und tausendfache Mühseligkeiten und Gefahren, an die Behauptung den letzten Blutstropfen und die unter den schwersten Opfern aufzubringenden materiellen Mittel des Mutterlandes zu wagen: dies sind die stets wiederkehrenden und sich fast mit der Nothwendigkeit eines Naturgesetzes erneuernden Erscheinungen in den colonisatorischen Bestrebungen der Holländer, Engländer, Spanier und Portugiesen. Es ist nicht bloßer geschichtlicher oder, wenn man lieber will, geographischer Zufall, daß an der Nordostküste von Südamerika der große Ländercomplex, der unter dem Namen Guiana zusammengefaßt wird, nacheinander oder gleichzeitig von Spaniern, Engländern, Holländern, Franzosen und Portugiesen in Besitz genommen wurde, und daß das Bewußtsein der hohen Wichtigkeit dieser den Ankömmling nicht besonders verlockenden Länder mit ihren tiefen undurchdringlichen Wäldern, ihren giftaushauchenden Sümpfen und Morästen und einer stets feindlich gesinnten, auf der niedersten Culturstufe stehenden Urbevölkerung ihnen doch die Kraft zu einem zähen passiven Beharrungsvermögen verlieh, das, wenn auch nicht so reich an den glänzenden Thaten und offensiven Kraftäußerungen, die wir an den Eroberungszügen dieser Völker in Asien bewundern, dennoch an intensiver Bethätigung diesen letztern kaum nachsteht. Ein oberflächlicher Blick auf die Landkarte läßt die Ursachen dieses Ringens und Strebens sofort mit intuitiver Nothwendigkeit begreifen, und wenn von den fünf ebengenannten Nationen eigentlich nur noch zwei, die englische und holländische, unser näheres Interesse rege machen können, so tritt uns hier die bekannte geschichtliche Thatsache entgegen, daß den romanischen Völkern die colonisatorische Fähigkeit — und darunter muß natürlich nicht nur die Gründung, sondern vielmehr die Erhaltung von Colonien verstanden werden — ein für allemal abgesprochen werden muß. Das spanische Guiana bildet seit den südamerikanischen Freiheits-

kriegen einen Theil der heutigen Republik Venezuela; der frühere portugiesische Theil, der sich das linke Ufer des Marannon entlang bis zum Rio-Negro erstreckt, ist jetzt eine noch von größtentheils wilden Stämmen bewohnte und deshalb auch nur dem Namen nach oder eigentlich auf der Landkarte zum Kaiserthum Brasilien gehörende Provinz, und was das französische Cayenne betrifft, so erhebt ja nicht einmal Frankreich selbst die Prätension, das zum Ablagerungsplatze seiner wirklichen oder vermeintlichen gefährlichen politischen Elemente degradirte Pfefferland für etwas anderes gelten lassen zu wollen als für eine Art trockener Guillotine; denn in Frankreich hat man es auch von jeher verstanden, Berichte über Zustände, welche einem civilisirten Volke zur Schmach gereichen, vor der allgemeinern Verbreitung zu bewahren, aus welchem Grunde auch die außereuropäischen Länder und Inseln, welche das Glück haben, unter französischer Oberhoheit zu stehen, mit einer Art Chinesischer Mauer gegen die wissenschaftliche Neugierde der Reisenden und Culturhistoriker umgeben sind.

Die Grenzen der holländischen Besitzung sind nur in nördlicher und westlicher Richtung genau bestimmt; denn östlich wird zwar der Fluß Marowyne (französisch: Maroui) als die Grenze zwischen Holländisch- und Französisch-Guiana angenommen, allein es besteht zwischen den beiden Regierungen ein sehr merklicher Unterschied der Ansichten über den wirklichen Lauf der Grenze; im Süden ist die Bestimmung deshalb unmöglich, weil die Bewohner noch nicht weit in die Binnenlande vorgedrungen sind, obwol in den meisten geographischen Werken das Gebirge Tumucumaque, von dem auch die meisten Flüsse entspringen sollen, als südliche Grenze angenommen wird. Westlich trennt der Fluß Corantyn die englische und holländische Besitzung und im Norden bespült der Atlantische Ocean die Küste. Die Oberfläche wird auf etwa 2800 Quadratmeilen geschätzt, wovon aber bisjetzt kaum der vierte Theil bekannt ist und im Laufe der Zeit einmal besucht wurde; factisch schrumpft aber das Areal noch mehr zusammen, indem der wirklich bebaute Theil sich auf nicht ganz 10 Quadratmeilen reducirt! Was den Namen des Landes selbst betrifft, so wird Guiana (d. h. wilde Küste) von einem kleinen Nebenflusse des Orinoco abgeleitet; die officielle, in Holland übliche Benennung ist aber nicht Guiana, sondern Surinam, ein Wort, dessen Ursprung noch ebenso dunkel ist wie die geographische Beschaffenheit des Landes selbst. Während man Surinam bald von einem Flusse dieses Namens, bald von einem indianischen Stamm, den Surinen, welche früher diese Küsten bewohnt haben sollen, ableitet, behauptet man in England, daß Lord Willoughby den Küstenstrich im Jahre 1650 zu Ehren Lord Surrey's in Besitz genommen und ihn ursprünglich Surrey—ham getauft habe, woraus später Surinam entstanden sei.

Dieses Land, eins der von der Natur am reichsten begabten der ganzen Erde, mit seinen weit ausgedehnten Jahrtausende alten Wäldern, mit seiner großartigen Vegetation, wo die Tropenflora gewissermaßen in potenzirtem Maßstabe auftritt, und nicht, wie in Asien, durch langgestreckte Wüstenflächen unterbrochen wird, mit herrlichen, weit ins Innere hinein schiffbaren Flüssen, wo buchstäblich ein ewiger Frühling herrscht, Stürme und Erdbeben kaum dem Namen nach bekannt sind, und der üppig schaffende Boden dem Menschen die nothwendigen Lebensbedürfnisse unentgeltlich als freies Geschenk darreicht — war vor der Ankunft der Europäer von Indianern, den Arawakken und Warouwen, bewohnt, welche aber bald von den Karaiben, den kriegerischen Bewohnern der zahlreichen Inseln, unterjocht wurden. Von diesen Ureinwohnern findet man jetzt nur noch spärliche Ueberbleibsel, und der tiefeingewurzelte Hang derselben zu geistigen Getränken läßt wol den vollständigen Untergang derselben in nicht allzu ferner Zeit voraussehen. In den ersten Jahren ihrer Niederlassung hatten die Europäer an ihnen sehr gefährliche Feinde, gegen deren Einfälle sie fortwährend bewaffnet sein mußten; später, unter dem Gouver-

neur van Sommelsdyk, kam ein Friede mit ihnen zu Stande, infolge dessen ihre Freiheit und Unabhängigkeit anerkannt wurde; ihren eingegangenen Verpflichtungen sind sie seitdem jederzeit treu nachgekommen, während sie auch von den Holländern als ungefährliches und harmloses Element der Bevölkerung überall geduldet und, wenn es sich nöthig erweist, selbst unterstützt werden. Jagd und Fischfang nebst Anfertigung von Waffen und der nothwendigen Hausgeräthe bilden ihre einzige Beschäftigung; ein Versuch der Mährischen Brüder, sie zu christianisiren, ist heute bis auf die letzten Spuren vertilgt. Ihre Zahl wird auf etwa 1000 geschätzt. Was die andern, später hinzugekommenen Bestandtheile der Bevölkerung betrifft, besonders die Neger und Sklaven, so kann auf sie erst im weitern Verlaufe der Darstellung näher eingegangen werden.

Am 12. Oct. 1492 hatte Christoph Columbus Amerika entdeckt und schon sieben Jahre später wurden zwei tüchtige Seeleute, Alonzo Ojeda und Juan de la Cosa, Unterbefehlshaber von Americus Vespucius, nach dem südamerikanischen Continent gesandt, um die Beschaffenheit desselben näher zu untersuchen. Da sie aber ein wüstes, von Wäldern bedecktes Land fanden, so kreuzten sie nur an der Küste östlich vom Orinoco. Im Jahre 1500 landete Vincent Juan Pinçon zum ersten mal am Marannon, wo er bei den Indianern eine freundliche Aufnahme fand; Balboa besuchte Guiana einige Jahre später und von ihm datiren die ersten genauern Berichte über diese Küstenländer. Zu jener Zeit war der allgemeine Glaube verbreitet, daß irgendwo im Westen ein Goldland existiren müsse, das allen Reichthum von Peru und Mexico weit hinter sich lasse; auch sollte sich da ein Salzsee befinden, den man Parimasee nannte, dessen Grund mit Gold, Perlen und Edelsteinen bedeckt wäre. Dieses Eldorado wurde nach Guiana verlegt und Tausende von Abenteurern, hauptsächlich Spanier, fanden beim Suchen desselben den Tod; man ließ sich aber nicht abschrecken, man drang tiefer und tiefer ins Land hinein und ein greifbares Resultat dieser Bestrebungen war im Jahre 1531 die Gründung einer Stadt an der Ostküste des Orinoco, 95 Meilen von seiner Mündung, durch den Spanier Don Diego de Ordas, der schon verschiedene fruchtlose Expeditionen zur Entdeckung des Goldlandes gemacht hatte. Von hier aus wurden dann in der Folge die weitern Entdeckungsreisen in das Innere unternommen, alle natürlich mit dem laut ausgesprochenen Zweck, das ersehnte Eldorado zu finden. Im Jahre 1594 nahm Domingo de Vera im Namen Philipp's II. feierlich Besitz von Guiana. Zu irgendwelcher Bedeutung hat es aber diese Niederlassung niemals gebracht; die Karaiben, durch die Habsucht und die Grausamkeit der Spanier erbittert, scheinen sich den neuen Landesherren sehr lästig gemacht zu haben, und vermuthlich hat die damalige Blüte der andern Colonien sie bestimmt, von weitern Anstrengungen zur Erhaltung dieser Colonie abzusehen. Am Ende des 16. und am Anfange des 17. Jahrhunderts gab es in dem nunmehr holländischen Theile Guianas keine Europäer mehr; die einzigen Spuren derselben fanden die spätern Ankömmlinge 50 Jahre später in den in Felsen gehauenen Namen spanischer Eldoradosucher. Uebrigens darf nicht unerwähnt bleiben, daß schon im Jahre 1580 eine Gesellschaft von Kaufleuten in der Provinz Seeland, nachdem ihnen von den Generalstaaten besondere Privilegien zu diesem Zweck ertheilt worden waren, einige Schiffe an die Küste von Guiana sandte, um zwischen dem Orinoco und Marannon Handel zu treiben; an der Mündung des Flusses Pomeroon hatten sie eine kleine Niederlassung „Nieuw Zeeland" gegründet. Nach einem vergeblichen Versuche, das Goldland zu entdecken, nahm der bekannte Admiral Sir Walter Raleigh im Jahre 1595 Besitz von der Küste von Guiana, und Laurens Keimes besuchte im Jahre 1596 die ganze Küste und gab eine ausführliche Beschreibung derselben. Zu gleicher Zeit wurden wieder von Seeland

aus einzelne, im heutigen englischen Guiana liegende Niederlassungen gegründet; besonders zeigten sich die Handelsherren Vliessingens sehr rührig; sie ließen am Amazonenstrom zwei Forts errichten, Orange und Nassau genannt, welche aber von den Portugiesen bald wieder zerstört wurden. Von Essequebo wurden die Niederländer von den Spaniern im Bunde mit den Eingeborenen vertrieben, sie kamen aber bald wieder zurück, und Joost van den Hooge gründete an diesem Flusse Nova Zelandia; doch fanden alle bisjetzt genannten Versuche, festen Boden in Guiana zu fassen, mit der einzigen schon genannten Ausnahme de Veras, nicht auf dem Theile des Landes statt, der heute Surinam heißt.

Der erste ernsthafte Versuch, in letzterm eine bleibende Niederlassung zu gründen, wurde vom englischen Kapitän Charles Leigh im Jahre 1604 am Flusse Wiapoco gemacht; eine von England nachgesandte Verstärkung erreichte den Ort ihrer Bestimmung nicht, und ein zweites Schiff mit 30 Personen und verschiedenen Kaufmannsgütern traf die Colonie in kläglichem Zustande; Leigh starb bald, die andern kehrten in ihr Vaterland zurück und 1606 hörte die Colonie auf zu bestehen. Dasselbe Los hatten nacheinander verschiedene, theils von Engländern, theils von Franzosen wieder aufgenommene Versuche; die französischen Ansiedler wurden wegen ihrer Grausamkeit und ihres übermüthigen herrischen Gebarens von den Eingeborenen regelmäßig ermordet, Neid und Eifersucht zwischen den verschiedenen Nationalitäten thaten überdies das Ihre, um das Gedeihen der Niederlassungen zu verhindern, und am Ende der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts war Surinam von allen Europäern wieder verlassen.

Da rüstete im Jahre 1650 Lord Willoughby, Graf von Parham, auf eigene Kosten ein Schiff aus und sandte dasselbe an die Küste von Guiana, wo die Bemannung von den Eingeborenen denn auch freundlich empfangen wurde; es wurde ein Vertrag mit ihnen geschlossen, und man begann nun allen Ernstes mit der Gründung einer bleibenden Niederlassung; ein weiteres, mit Waaren aller Art beladenes und mit 20 Geschützen armirtes Schiff folgte bald, und im Jahre 1652 begab sich der Lord selbst nach Parham, und nachdem er verschiedene Anordnungen zur Hebung der Colonie hinterlassen, reiste er als Generalgouverneur der westindischen Inseln nach Barbados ab. Im Jahre 1654 betrug die Zahl der in der neuen Niederlassung wohnenden Engländer schon 350, und 10 Jahre später zählte man 50 Zuckerplantagen, welche sich über eine Oberfläche von etwa 30 Quadratmeilen erstreckten. Durch eine Acte Karl's II. vom 2. Juni 1662 wurde Lord Willoughby und dem zweiten Sohne des Großkanzlers Grafen von Clarendon, Laurens Hide, das volle Eigenthumsrecht der Länder und Küsten von Surinam geschenkt. Sie sollten sich desselben aber nicht lange freuen.

Die beispiellosen Erfolge der 1602 errichteten Ostindischen Compagnie im Indischen Archipel hatten in Holland den Plan zur Stiftung einer Westindischen Compagnie hervorgerufen. Die sofortige Ausführung desselben scheiterte aber hauptsächlich an dem Widerstande Oldenbarneveldt's, bis endlich nach Ablauf des zwölfjährigen Bestandes, als der Krieg mit Spanien wieder aufgenommen wurde, am 3. Juni 1621 eine Westindische Compagnie für die Zeit von 24 Jahren mit denselben Rechten wie die Ostindische, und unter der Aufsicht der Generalstaaten errichtet wurde. Sofort wurden Schiffe ausgerüstet, um den Spaniern auch in Westindien Abbruch zu thun; schon 1624 wurde San-Salvador in Brasilien erobert, Piet Hein nahm 1627 die spanische Silberflotte, Curaçao wurde 1634 genommen, nachdem Hendrik Corneliszoon Loncq im Jahre 1630 Pernambuco in Brasilien erobert hatte. Das Kapital der Compagnie wuchs zu schwindelnder Höhe heran, die Gewinste waren enorm, und als Graf Johann Moritz von Nassau-Siegen 1636 als Generalgouverneur von Brasilien ankam und energische Hand an die Befestigung der holländischen Herrschaft legte, schien die Zukunft der Compagnie für immer gesichert. Aber dieser stürmende Siegeslauf war nur durch die künstliche Aufbietung

aller Kräfte möglich gewesen; der so jäh entfalteten expansiven Kraft fehlte das nachhaltige Element des Beharrungs- und Behauptungsvermögens, und als Moritz im Jahre 1644 nach den Niederlanden zurückkehrte, gingen fast alle Besitzungen in Portugal in rascher Aufeinanderfolge verloren; die Westindische Compagnie war bald mit Schulden überladen, und durch einen Beschluß der Staaten wurde 1674 ihre Auflösung ausgesprochen und eine neue Compagnie trat an ihre Stelle, welche nach kurzem Dasein ebenfalls vom Schauplatz abtreten mußte.

Solange die Holländer im Besitze Brasiliens waren, hatten sich viele Juden aus Portugal und Spanien dahin begeben, um sich der Inquisition, welche es nicht sowol auf ihren Glauben als auf ihren Reichthum abgesehen hatte, zu entziehen. Ein goldenes Zeitalter brach für sie unter Moritz an; sie gelangten zu Macht, Einfluß und Reichthum, sodaß sie im Jahre 1644 den prächtigen, vom Statthalter gebauten Palast kauften und zu einer Synagoge einrichteten. Kaum hatten aber die Holländer Brasilien geräumt, als für die Juden eine schwere Zeit anbrach. Im Jahre 1654 wurde ihnen die Ausübung der Religion und bald darauf der Aufenthalt auf portugiesischem Grundgebiet überhaupt untersagt; doch war der Statthalter des Königs von Portugal so menschlich, den Ausgewiesenen noch eine bestimmte Zeitfrist zur Ordnung ihrer Verhältnisse zu vergönnen und 16 Schiffe ihnen zum Transport nach Holland zu verwilligen. Ein Theil derselben zog es jedoch vor, in der Neuen Welt zu bleiben, und ließ sich in Cayenne, der heutigen französischen Besitzung, nieder, die damals (1656—57) zum größten Theil den Holländern gehörte und von Gerrit Spranger regiert wurde. Im Jahre 1659 verliehen die Directoren der Westindischen Compagnie einem angesehenen Juden, David Cohen Nassy, einen Freibrief mit wichtigen Privilegien: vollständige Freiheit in der Ausübung der Religion, Befreiung vom Zehnten während der ersten 20 Jahre und die Vollmacht, eine Niederlassung in Cayenne zu gründen. Bald darauf zogen 152, größtentheils sehr reiche Juden, aus Livorno in das neue Gelobte Land, um sich hier niederzulassen. Als aber bald darauf, 1664, mitten im Frieden Cayenne von einer französischen Flotte unter de la Barre im Namen der Aequinoctialgesellschaft erobert wurde und die Franzosen die Einwohner ausplünderten und viele derselben gefangen nach Frankreich führten, verlegten die Juden ihre Niederlassung nach Surinam, wo sie von Lord Parham mit offenen Armen empfangen wurden, da sie wegen ihres mitgebrachten Reichthums und ihrer großen Kenntnisse im Acker- und Landbau für die Colonie ein sehr willkommener Zuwachs waren. Als Beweis der Freisinnigkeit und der Toleranz dieser Juden mag gelten, daß in Surinam ein intelligenter und reicher Jude die Kinder, die ihm eine Negerin gebar, in der reformirten Religion erziehen ließ; die älteste seiner Töchter verheirathete er an einen Katholiken, der selbst Witwer war und aus seiner ersten Ehe einen Sohn hatte, der in Rußland geboren und in der griechisch-orthodoxen Religion erzogen war, sodaß also der Vater ein Jude, die Mutter eine Heidin, die Tochter reformirt, sein Schwiegersohn ein Katholik und sein Enkel ein Grieche war.

Indessen hatte im Jahre 1661 England, das seit 1660 wieder von einem Stuart regiert wurde, Holland den Krieg erklärt, und man suchte sich beiderseits hauptsächlich in den Colonien Abbruch zu thun. In Seeland, der Pflanzstätte des holländischen maritimen Ruhmes, wurden drei Schiffe ausgerüstet und diese mit 300 Mann bemannt; die kleine Escadre, die von Abraham Crynsen commandirt wurde, steuerte direct auf Surinam los, und nach einem Gefechte von wenigen Stunden war die Niederlassung in den Händen der Angreifenden. Die zu erlegende Brandschatzung betrug 400000 Fl., eine Summe, welche in Anbetracht der Thatsache, daß die Holländer die Colonie nunmehr als die ihrige betrachteten und schon aus diesem Grunde nicht zu hart und rücksichtslos behandeln konnten, ein sehr sprechender Beweis für den Wohlstand der-

selben ist. Den Juden wurde die Fortdauer ihrer Privilegien gewährleistet, Joseph Nassy, der Sohn von David, wurde zum Commandanten der Flüsse Eracubo und Canamana ernannt und den Juden die Versicherung gegeben, daß sie „angesehen werden sollten, als ob sie geborene Holländer wären". Am 31. Juli 1667 wurde der Friede zwischen England und Holland geschlossen und bei der Unterzeichnung desselben in Breda bestimmt, daß alle die Plätze, welche von einem der kriegführenden Staaten vor oder am 10. Mai 1667 erobert worden waren, dem betreffenden Staate verbleiben sollten, während alle nach diesem Tage gemachten Eroberungen dem frühern Besitzer zurückerstattet werden mußten. So blieb also Neuamsterdam, das heutige Neuyork, in englischen und Surinam in holländischen Händen.

Ehe es jedoch zum definitiven Friedensschlusse kam, war der englische Befehlshaber John Hermans mit einer starken Escadre nach Amerika gesegelt, um die holländischen und französischen Besitzungen in diesem Welttheil zu beunruhigen; in der That eroberte derselbe Cayenne, und auch Surinam theilte dieses Schicksal. Wahrscheinlich vom Grafen von Parham, der den Verlust seines von Karl II. ihm geschenkten Eigenthums nicht verschmerzen und die noch nicht nach Amerika gelangte officielle Anzeige des inzwischen abgeschlossenen Friedens vorschützen konnte, dazu angetrieben, ließ Hermans die meisten Zuckerplantagen verwüsten. Die Staaten klagten bei der englischen Regierung und trotz alles Widerstrebens seitens des Grafen nahmen die Holländer im Februar 1668 wieder Besitz von Surinam. Zwölfhundert Engländer, darunter viele Juden, verließen mit ihren Sklaven das Land und siedelten sich in Jamaica an, wo sie eine sehr günstige Aufnahme fanden. Dieser Abgang von Kapital und Arbeitskraft mußte sich natürlich sehr bald fühlbar machen; überdies hatte die englische Verwaltung in der jungen Colonie tiefe Wurzeln geschlagen, die Bewohner waren weit mehr englisch als holländisch gesinnt, und um das Maß der Verlegenheiten vollzumachen und einem gedeihlichen Aufschwunge der neuen Colonie von vornherein den Lebensnerv abzuschneiden, entstand über das Besitzrecht der neuen Erwerbung zwischen den Generalstaaten und den Staaten von Seeland ein sehr unerquicklicher heftiger Streit. Derselbe zog sich durch die folgenden Jahre hin; die Indianer belästigten die Colonie mit fortwährenden Einfällen, keiner der nach Surinam abgesandten Gouverneure entsprach den mäßigsten Erwartungen, bis endlich Prinz Wilhelm III., dem die Souveränetät über Surinam übertragen war, sich ins Mittel legte. Aber auch er konnte nichts ausrichten, und die Staaten von Seeland, welche der fortwährenden dringenden Anfragen der Gouverneure um Geld und Mannschaften müde zu werden begannen, waren endlich froh, ihr Eigenthumsrecht für 260000 Fl. an die Westindische Compagnie zu verkaufen (1682), welche ihrerseits, da die Verwaltungskosten der Colonie stets höher und höher stiegen, sich im Jahre 1683 von zwei Dritteln der aufgeladenen Last wieder befreite, indem die Stadt Amsterdam und Cornelis van Aerssen je ein Drittel übernahmen, während der letztere sich zugleich verpflichtete, als Gouverneur nach Surinam zu gehen. Die neuen Eigenthümer nannten sich von nun an „Octroyirte Gesellschaft von Surinam" (De geoctroijeerde societeit van Suriname), wogegen sich die Generalstaaten die Souveränetät vorbehielten und sich zu Beiträgen für die Vertheidigung der Colonie verpflichteten, wozu sofort 300 Mann auserlesene Truppen angewiesen wurden. Daß aber Seeland immerhin noch einen bedeutenden Einfluß auf die Verwaltung der Colonie ausübte, ging daraus hervor, daß hauptsächlich auf sein Zuthun in die Instruction van Aerssen's die Bestimmung aufgenommen wurde, dafür zu sorgen, „daß keine Personen in der Colonie zu irgendeinem Amte zugelassen werden sollten, welche die papistische Religion bekennen, und daß auch solche Personen unfähig sein sollten, Mitglieder der Octroyirten Gesellschaft zu werden".

Cornelis van Aerssen, Herr van Sommelsdyk — unter diesem letzten Namen ist er hauptsächlich bekannt — Plaat, Bommel, Spyk, Sire und Marquis von Chatillon, entstammte einem vornehmen, enorm reichen Geschlechte, war der Spielgenosse Wilhelm's III. gewesen und hatte sich als Soldat bei verschiedenen Gelegenheiten rühmlich ausgezeichnet. Seltene Willenskraft und Energie, streng religiöse Grundsätze, verbunden mit einer damals nicht alltäglichen Toleranz gegen Andersgläubige, besonders die Katholiken, ein strenges Gerechtigkeitsgefühl und großer Wohlthätigkeitssinn, dabei aber auch leidenschaftliche Erregtheit, ein keinen Widerspruch duldender, bei der geringsten Gelegenheit aufbrausender Charakter, der ihn oft um die Früchte wohlgemeinter Bestrebungen brachte: dies sind die Züge des in mehr als einer Hinsicht merkwürdigen Mannes, dessen Händen nunmehr der wichtige Colonialbesitz im Westen anvertraut wurde. Am 24. Nov. 1683 kam er in Paramaribo an und sofort machte er sich mit der ihm eigenen Energie ans Werk. Zuerst sorgte er für eine bessere Rechtspflege, und wenn sich ihm hierbei auch unendliche Schwierigkeiten entgegenstellten, da er das taugliche Personal nur schwer finden konnte oder sich in den Männern seiner Wahl oft bitter täuschte, so konnten doch von jetzt an Verbrechen nicht mehr, wie früher, straflos begangen werden; ohne Ansehen der Person mußte das Urtheil gesprochen und vollzogen werden. Die Errichtung einer Waisenkammer folgte auf dem Fuße, ebenso heilsame Bestimmungen über die in der Colonie häufig vorkommenden Subhastationen. Als eifriger Calvinist handhabte er die im Mutterlande geltenden strengen Strafbestimmungen gegen Sonntagsentheiligung, kam aber dadurch in Conflict mit den Juden, welche ihre Sklaven bisher am Sonntag hatten arbeiten lassen, sodaß sich schließlich die Gesellschaft selbst ins Mittel legte und den Juden zur Wahrung ihrer bisherigen Privilegien verhalf. Hauptsächlich aber fertigte er strenge Gesetze gegen willkürliches Tödten und Verstümmeln von Sklaven aus, während letztere, wenn sie sich eines Vergehens schuldig gemacht hatten, den von ihm eingesetzten Gerichten übergeben werden mußten; gegen die Einfälle der Indianer ließ er zwei starke Forts errichten, wovon das eine nach ihm heute noch Sommelsdyk genannt wird; es gelang ihm sogar, mit denselben einen vortheilhaften und dauerhaften Frieden zu schließen, in welchem die Karaiben, Warouwen und Arawakken für freie Leute erklärt wurden, also um eines Verbrechens willen niemals zu Sklaven gemacht werden konnten. Zur Besiegelung des Vertrages mußte der sittenstrenge Gouverneur, der die Ehe zwischen Negern und Weißen verboten hatte, es sich gefallen lassen, die Tochter eines Häuptlings zum Nebenweib zu nehmen; auch mit den Buschnegern von Copenname, den Nachkommen der noch unter englischer Herrschaft in die Wälder entlaufenen Sklaven, schloß er Frieden, und als der letzte zu diesem Zweck gemachte Versuch wird berichtet, daß er einen Offizier mit fünf Soldaten zur Auffindung des fabelhaften Parimasees im Eldoradolande ausgesandt habe, die natürlich unverrichteter Dinge wieder zurückkehrten.

Das Haupthinderniß gegen einen Aufschwung der Colonie bildete jedoch der fühlbare Mangel an einer gehörigen, zu den Eingeborenen und Sklaven in Verhältniß stehenden Anzahl Europäer. Der Versuch, die Insassen der holländischen Gefängnisse und Zuchthäuser nach Surinam kommen zu lassen, schlug begreiflicherweise fehl; kaum hatten diese Vagabunden den Boden der Neuen Welt betreten, als sie sich einiger Fahrzeuge bemächtigten, um nach dem Orinoco zu ziehen; der Sohn van Sommelsdyk's jedoch setzte ihnen nach und brachte die meisten derselben wieder zurück. Bei diesem Zuge war es, daß de Chatillon den ersten Cacaobaum entdeckte und nach Surinam brachte. Viel besser gelang ein zweiter Versuch, Europäer ins Land zu ziehen. Sommelsdyk hatte von seinem Großvater her, der unter Heinrich IV. lange Gesandter der Republik in Frankreich gewesen war, noch viele Beziehungen mit dem französischen hugenottischen Adel; er selbst hatte eine Frau, die einem alten französischen Geschlechte entstammte, und so konnte es

ihm nicht schwer fallen, mehrere hundert tüchtige französische Arbeiter und Landbauer zur Auswanderung nach Surinam zu bewegen, und da es den zuerst Angekommenen gelungen war, sich eine glückliche und behagliche Existenz zu gründen, so dauerten die Zuzüge aus Frankreich eine Reihe von Jahren fort. Viele derselben gelangten zu hohem Reichthum, nicht weniger als vier Gouverneure waren Nachkommen dieser eingewanderten Franzosen, und van Sommelsdyk ließ dann für dieselben eine wallonische Kirche bauen, in der von einem Prediger in französischer Sprache gepredigt wurde. Zu großen Hoffnungen berechtigte ebenfalls die durch den Gouverneur in die Neue Welt gezogene Sekte der Labadisten, die nach verschiedenen Schicksalen endlich auf dem Schlosse Thetinge in Friesland, das Sommelsdyk gehörte, ein ruhiges Leben gefunden hatten. Die Schwestern desselben gehörten der Sekte an, und letztere ergriff die dargebotene Gelegenheit begierig, ihren Glauben anderswo ungestört verbreiten zu können. Die Sklavenarbeit war unter den damaligen Verhältnissen nicht wohl zu entbehren, aber die Sklaven wurden von diesen Frommen wenigstens im Anfang freundlich behandelt; in der Folge jedoch, als man die Früchte dieses Verfahrens nicht sogleich bemerkte, nahmen sie sich die andern Plantagenbesitzer hierin zum Vorbilde, die Labadisten gaben diesen an Grausamkeit nichts nach, und diese Frommen, welche große, wiewol vergebliche Anstrengungen gemacht hatten, um die Heiden zum Christenthum zu bekehren, erregten durch ihren Sklavenhandel viel Aergerniß. Den Rath Sommelsdyk's, sich in der Nähe von Paramaribo niederzulassen, wo er sie am besten beschützen konnte, hatten sie in den Wind geschlagen und sich dafür, da sie, wie zu Hause, vollständig abgesondert leben wollten, tiefer landeinwärts, 40 Stunden von Paramaribo entfernt, angesiedelt, wo sie eine Niederlassung „La Providence" stifteten. Fortwährend von den Ueberfällen der Indianer beunruhigt, zu denen sich dann oft noch die weggelaufenen Sklaven gesellten, und durch das Klima decimirt, ging die Niederlassung bald zu Grunde; viele kehrten nach Friesland zurück, andere siedelten sich am Hudson an oder vermischten sich mit den andern Bewohnern Surinams.

Die Colonie war in sichtlichem Aufschwung begriffen, Ruhe und Friede herrschten überall, die zufrieden gestellten Indianer hatten ihre Raub- und Plünderungszüge eingestellt, und die Zahl der Plantagen, die bei der Ankunft van Sommelsdyk's kaum 50 betragen hatte, stieg unter seiner Verwaltung auf 200.

Die glücklichsten Tage sahen die Juden. Unter Samuel Nassy, dem Enkel David Cohen Nassy's, unter dessen Führung die Juden nach Guiana gekommen waren, erhielten sie die Erlaubniß, am rechten Surinamufer ein Dorf anzulegen, das den Namen „Judensavannah" erhielt. Dieses lag 8—10 Meilen von Paramaribo entfernt, hatte zu beiden Seiten tiefe Thäler, sodaß das Terrain der Niederlassung das Aussehen und den Charakter einer Landenge erhielt; bald erhoben sich stattliche, bequem eingerichtete Gebäude, und im Jahre 1685 wurde eine Synagoge aus Ziegelsteinen gebaut, ein wahrer Prachtbau, der die allgemeine Bewunderung erregte. Die Savannah blühte rasch empor und bildete den Central- und Vereinigungspunkt der portugiesischen Juden; jede Familie, die sich da niederließ, erhielt vier bis fünf Sklaven nebst den nothwendigen Lebensmitteln bis zur nächsten Ernte, oder bis sie Arbeit und Verdienst gefunden hatte. Während des Laubhüttenfestes wurde die Savannah von nah und fern sehr zahlreich besucht, die Häuser waren mit Gästen förmlich überfüllt, denen glänzende Feste und luxuriose Mahlzeiten gegeben wurden. Im Anfange, als der Friede mit den Indianern und Buschnegern noch nicht geschlossen war, war die Savannah, die gleichsam den äußersten Vorposten der ganzen Colonie nach Westen bildete, häufigen Einfällen und Angriffen ausgesetzt; die Juden wehrten sich aber stets tapfer, fügten den Feinden großen Schaden zu, und da man diese Verdienste bei der Regierung wohl zu würdigen wußte, so stieg auch ihr Ansehen und ihr Einfluß. Heute ist die früher so blühende Savannah eine Einöde; nur die Ruinen der Synagoge und

eine Menge guterhaltener Grabsteine zeugen noch von der frühern Größe und Blüte; wie Reisende berichten, wird die Savannah nur noch von einem einzigen, steinalten Juden mit silberweißem Bart bewohnt, der auf den Trümmern der Synagoge noch die üblichen Gebete spricht und die gebräuchlichen religiösen Ceremonien verrichtet.

Trotz allen Eifers und des besten Willens hatte der Gouverneur natürlich auch seine Feinde; die verbissensten unter ihnen befanden sich in Seeland und waren Mitglieder der Staaten dieser Provinz. Es läßt sich leicht begreifen, daß viele, welche vorher ungehindert in trübem Wasser gefischt hatten, jetzt bei dem geregelten Gange der Dinge ihre Rechnung nicht mehr fanden, und Anhaltspunkte zu Klagen ließen sich bei dem oft barschen und verletzenden Auftreten Sommelsdyk's leicht finden; man warf ihm ungleichmäßige Belastung der Steuerpflichtigen, Bevorzugung seiner Günstlinge u. s. w., vor. Im Jahre 1687 hatte er öffentlich bekannt machen lassen, daß er hiermit alle, welche gegen seine Regierung etwas einzuwenden hätten, öffentlich auffordere, gegen ihn zu klagen, wobei er erklärte, daß er sich nicht als Gouverneur, sondern als Privatperson dem Gerichtshof stellen und jedem, der eine begründete Klage gegen ihn habe, volle Vergütung und Genugthuung geben wolle, um vor seiner Abreise nach Holland alle falschen Beschuldigungen verstummen zu machen; er hat diese Aufforderung dreimal wiederholt — aber niemand stellte sich als Kläger, gewiß der deutlichste Beweis seines von der Bevölkerung auch warm anerkannten Gerechtigkeitssinnes.

In seiner Rechtfertigungsschrift, die er bald darauf erscheinen ließ und in welcher er alle gegen ihn ausgestreuten Klagen Punkt für Punkt widerlegt, gibt er den Directoren der Gesellschaft auf ihre tadelnden Bemerkungen, daß er sich nicht genau an seine Instructionen gehalten, die ebenso richtige, wie schneidige Antwort: „Wenn ich wie ein Dummkopf meine Instructionen buchstäblich befolgt hätte, so dürfte dies der Staat, die Stadt (Amsterdam), die Compagnie und ich sehr bereuen."

Die wichtigste Klage, welche bei den Staaten gegen ihn anhängig gemacht worden, war die, daß er zwei katholische Geistliche in die Colonie zugelassen habe, und man sah in Holland schon das Gespenst der Ausbreitung der „papistischen Religion", wobei besonders eines „Pfäffleins" erwähnt wird, das durch seine komischen Schnurren und pfäffischen Fabeln einen großen Zulauf von Indianern und selbst Protestanten habe. Die Sache, von der damals viel Aufhebens gemacht wurde, hatte sich aber so zugetragen: Sommelsdyk hatte, um seinen Antheil an der Gesellschaft zu bezahlen, vor seiner Abreise bei einem feurigen Katholiken in Amsterdam eine Summe Geldes aufgenommen und diesen vor seiner Abreise nach Surinam zu seinem Bevollmächtigten der Gesellschaft gegenüber ernannt. Letzterer sandte zwei Priester in weltlicher Kleidung nach Surinam, welche aber bald nach ihrer Ankunft starben. Auf die von den Staaten gemachten Vorstellungen ließ der Gouverneur die beiden Leichen ausgraben und sandte sie nach Seeland, wozu er folgenden satirischen Brief schrieb: „Edel groß achtbare Herren! Mit Schiffer Johannis Plas habe ich an die Herren Staaten von Seeland gesandt die Gebeine der zwei hier gestorbenen Papisten, welche Sie Geistliche zu nennen belieben; ich glaube, daß eine solche Kiste voll Dukaten Ihnen angenehmer wäre, aber das sind Früchte, die bisjetzt hier noch nicht wachsen; ich hoffe jedoch, daß Mangels daran der Zuckerüberfluß Ihre schreienden Kehlen versüßen und milder machen wird, um mit Syrup und Melasse Ihre zehrende Fieberhitze zu heilen und Ihnen eine genauere Bekanntschaft mit dem zu geben, was hier vorgeht, Womit 2c. C. van Aerssen van Sommelsdyk." Die Staaten von Seeland mußten wegen dieses allzu großen protestantischen Eifers von den Generalstaaten sich einen Tadel gefallen lassen und auf Befehl der letztern mußten die Gebeine wieder nach Surinam gebracht und in den frühern Gräbern beigesetzt werden.

Ein Hauptverdienst erwarb sich van Sommelsdyk dadurch, daß er unter die Soldaten,

die bisher der Schrecken der Bevölkerung gewesen, Zucht und Ordnung brachte; er hielt sie zur strengsten Mäßigkeit an und verwendete sie zu schweren Arbeiten, ließ sie Kanäle graben und Forts gegen die Einfälle der Indianer anlegen. Zugleich wurde mit der Anlage und dem Bau des heutigen Paramaribo begonnen, und die Anstrengungen, welche den Soldaten zu diesem Zwecke zugemuthet wurden, überschritten allerdings alle Grenzen der Billigkeit und Menschlichkeit; denn nicht nur mußten sie die sonst von Negern besorgten schweren Arbeiten unter der glühenden Sonnenhitze ausführen, sondern ihre täglichen Rationen wurden zugleich wegen mangelnder Anfuhr aus dem Mutterlande verkürzt. Schon verschiedenemal hatte man Anzeichen einer ernstlichen Meuterei bemerkt, und nur dem Takte des beliebten Militärcommandanten Verboom gelang es, die Ruhe wiederherzustellen. Am 19. Juli 1688 jedoch brach der Aufruhr aufs neue aus. Während van Sommelsdyk, begleitet von Verboom, in einer Orangenallee vor dem Gouvernementsgebäude auf- und abspazierte, traten elf der Meuterer, halb betrunken und mit ihren Gewehren bewaffnet, vor ihn und verlangten in gebieterischem Tone die Erhöhung ihrer täglichen Rationen und zugleich Erleichterung der schweren Arbeiten. Der Gouverneur, empört über diese Frechheit, zog statt der Antwort seinen Säbel, um die Soldaten wegzutreiben; sowie er aber den Arm zum Ausholen erhob, schossen und hieben sie alle zugleich auf ihn, und von 47 Wunden durchbohrt stürzte er lautlos zusammen; Verboom, von einer Kugel in den Bauch getroffen, starb nach neun Tagen. Die Meuterer plünderten dann das Magazin, besetzten das Fort Zeelandia und wählten sich Offiziere, während sie die Leiche des ermordeten Gouverneurs mit allen militärischen Ehren im Fort bestatteten. Die Verwirrung, die nunmehr entstand, war entsetzlich; die Meuterer waren im Besitze der ganzen Colonie, und man dachte schon daran, einen Vertrag mit ihnen zu schließen, kraft dessen sie gegen eine Geldentschädigung die Colonie verlassen sollten, während ihnen zugleich Straflosigkeit zugesichert wurde, als es einem Offizier in Verbindung mit dem jüdischen Savannahkapitän Nassy gelang, die Aufrührer aus dem Fort Zeelandia zu vertreiben, worauf die meisten derselben gefangen genommen wurden. Am 3. Aug. wurden drei der Haupträdelsführer lebendig gerädert, acht gehangen und die andern 60 Mann, die sich am Complot betheiligt hatten, auf einem Schiffe nach Holland transportirt, wo sie auf freien Fuß gestellt wurden. Den Statuten der Compagnie zufolge wurde dem Sohne van Sommelsdyk's, dem Herrn von Chatillon, der Gouverneursposten angeboten; derselbe dankte aber für die Ehre, und die Witwe des Ermordeten machte am 12. Febr. 1692 dem Bürgermeister von Amsterdam die Mittheilung, daß König Wilhelm III. den Antheil ihres Mannes an der Colonie gekauft habe. Das Geschäft scheint aber wieder rückgängig gemacht worden zu sein, da die Stadt Amsterdam am 19. April 1770 den Antheil der Sommelsdyk'schen Erben um 700000 Fl. kaufte.

Sofort begann ein sehr unerquicklicher Streit über die Besetzung des Gouverneurspostens. Das Polizei- und Justizcollegium (Raad van justitie en politie), das van Sommelsdyk eingesetzt hatte, übernahm die Regierung, wogegen der Commandant der Truppen, der dem Reglement zufolge der interimistische Nachfolger des Gouverneurs werden mußte, protestirte. Diese Competenzconflicte wiederholten sich in der Folge mehr als einmal, und es ist geradezu unbegreiflich, daß man von vornherein nicht dafür sorgte, durch genaue Abgrenzung des Wirkungskreises der verschiedenen Behörden diesen natürlich nur aus Egoismus hervorgegangenen Intriguen und Machinationen in energischer Weise die Thür zu weisen. Außerdem trug sich auch Samuel Nassy mit sehr hochfliegenden Planen, die nichts Geringeres beabsichtigten als die Uebertragung des Gouverneurspostens, denn seinem Muth hatte man es in erster Linie zu danken gehabt, daß die meuterischen Soldaten gefangen genommen worden waren und gestraft werden konnten. Ueberdies besaß Nassy einen enormen Reichthum, hatte auf eigene Kosten ein großes Hospital

für seine unbemittelten Glaubensgenossen errichten lassen, und die Juden verehrten in ihm ihren allgewaltigen Schirmherrn. Wenn bald darauf nicht unter den letztern selbst Uneinigkeiten entstanden wären, die sich bis zum Handgemenge steigerten, dann hätte Nassy seinen Willen schließlich doch durchgesetzt.

Im März 1689 kam der neuernannte Gouverneur, van Scharphuisen, in Begleitung Chatillon's, der die Privatangelegenheiten seines Vaters in Ordnung bringen wollte, in Surinam an. Schon nach zwei Monaten versuchte eine französische Flotte, unter dem Befehl des Admirals du Casse, Surinam durch einen Handstreich zu nehmen, wurde aber mit großem Verlust zurückgeschlagen und mußte unverrichteter Dinge wieder abziehen. Der junge Chatillon hatte sich bei dieser Gelegenheit als den würdigen Sohn seines energischen Vaters gezeigt.

Auch Nassy's Tapferkeit hatte bei dem Kampfe gegen die französische Flotte wieder glänzend geleuchtet; sein Einfluß war noch höher gestiegen, aber er beutete denselben nur für seine egoistischen Zwecke aus. Die Spannung zwischen ihm und dem Gouverneur wurde immer größer, und Nassy entschloß sich endlich, um in den Augen seiner Glaubensgenossen als Märtyrer dazustehen, Surinam zu verlassen und nach Amsterdam zu gehen. Letztere gaben sich denn auch alle erdenkliche Mühe, dem Gouverneur das Leben so sauer als möglich zu machen, schickten Klagen über Klagen an Nassy und den jüdischen Baron Belmonte in Amsterdam, welche ihrerseits nach Kräften intriguirten und auf die Abberufung Scharphuisen's hinarbeiteten. Dieser kam jedoch zuvor, bat um seine Entlassung und kehrte nach Holland zurück. Die Zwistigkeiten aber wucherten üppig fort, und statt sich den plötzlichen Ueberfall der französischen Flotte zur warnenden Lehre dienen zu lassen, die Vertheidigungsmittel zu entwickeln und zu ergänzen, durch einmüthiges Zusammenwirken den Wohlstand der Colonie zu befördern, vergeudete man die besten Kräfte durch innere Zwistigkeiten, die oft geradezu lächerlichen Ursprungs regelmäßig den ernstlichsten Charakter annahmen. Das Strafgericht, das bald über die Colonie hereinbrechen sollte, war deshalb auch ein in jeder Hinsicht verdientes. Auch im Jahre 1696 suchte der französische Admiral Gennis mit einer nicht unansehnlichen Flotte Surinam anzugreifen, stand aber von seinem Vorhaben ab, weil an der Mündung des Flusses zwei große holländische Kriegsschiffe lagen. Man war gewarnt, lebte aber nichtsdestoweniger ruhig in den Tag hinein.

Kaum war der Krieg zwischen der Republik und Frankreich aufs neue ausgebrochen, als letzteres seine lüsternen Blicke auf Surinam richtete, mit dessen Zuständen man wegen der Nähe Cayennes sehr genau bekannt war. Der Freibeuter Jacques Cassard erhielt die Erlaubniß, mit einer ziemlich starken Escadre die Colonie anzugreifen. Am 8. Juni 1712 hielt er mit einigen Schiffen vor der Mündung des Surinam, wagte aber, da man ihm tapfern Widerstand bot, vorderhand noch nichts weiteres zu unternehmen, sondern kehrte um. Am 8. Oct. desselben Jahres kam er wieder, diesmal aber mit acht großen Kriegsschiffen, welche zusammen 336 Geschütze führten, und 30 kleinern Fahrzeugen, die mit 3000 Soldaten bemannt waren. Einem solchen Feinde war die Colonie in ihrem damaligen Zustande natürlich nicht gewachsen. Paramaribo wurde beschossen, die Franzosen fuhren den Fluß hinauf, landeten an verschiedenen Plantagen, wo sie keinen Widerstand fanden, und in unglaublich kurzer Zeit war Cassard Herr der ganzen Colonie. Der Gedanke, sich in Surinam festzusetzen, scheint ihm fremd gewesen zu sein; dagegen verlangte er eine Brandschatzungssumme, die auf die enorme Summe von 682800 Fl. vereinbart wurde. So viel baares Geld war natürlich in der ganzen Colonie nicht aufzutreiben, der Lösungspreis wurde deshalb mit Sklaven, Zucker, Silberwaaren und Kupfer nebst verschiedenen auf Holland gezogenen Wechseln bezahlt; die Zahl

der auf diese Weise der Colonie entzogenen Negersklaven belief sich auf 734, während auch noch rothe Sklaven oder Indianer mitgeführt wurden. Nachdem Cassard über den richtigen Empfang eine gehörige Quittung ausgestellt, segelte er im December ab, während in der Zwischenzeit auch Berbice und Curaçao von ähnlichen Brandschatzungsexpeditionen französischer Freibeuter heimgesucht worden waren. Der Wohlstand der Colonie war aber für lange Zeit vernichtet; jetzt erst dachte man daran, das Versäumte nachzuholen, und nachdem sich ein ziemlich unerquicklicher Streit zwischen der Regierung und den Colonisten, wo jeder Theil den andern der Sorglosigkeit und der Nichterfüllung eingegangener Verpflichtungen hinsichtlich der Vertheidigung beschuldigte, eine Zeit lang hingezogen hatte, legte man endlich die nothwendigen Verstärkungen an und bewilligte die dazu gehörige Besatzung. Dies geschah aber erst im Jahre 1733.

Wir haben im Verlaufe dieses geschichtlichen Abrisses schon einigemal die Sklavenbevölkerung erwähnt, und es ist deshalb nothwendig, bei diesem Gegenstande, der gewissermaßen das Hauptfundament bildete, auf welchem die ganze Existenz der Colonie damals beruhte, etwas zu verweilen.

Die Westindische Compagnie, welche das Monopol des Sklavenhandels erhalten hatte, war der Verleihungsurkunde gemäß verpflichtet, jedes Jahr so viele schwarze Sklaven zu liefern, als von der Colonie überhaupt verlangt würden. Später, im Jahre 1730, bei der Erneuerung ihres Privilegs, mußte sie die Zusage machen, jährlich wenigstens 2500 Sklaven zu liefern, und da vom 12. Aug. 1731 bis 24. Aug. 1738 nur 13012 statt 17500 Schwarze in Surinam eingeführt wurden, mußte sie es sich gefallen lassen, daß auf ihre Rechnung von 1738—48 63 Schiffe an die afrikanische Küste gesandt wurden, um den Ausfall durch neue Zufuhr zu decken. Die Kriege unter den afrikanischen Negerhäuptlingen, welche die Gefangenen eines andern Stammes regelmäßig verkauften, wurden von den mit Sklaven handelnden Völkern Europas stets sorgfältig und mit Eifer unterhalten, und bei Elmina war von den Holländern als Stapelplatz für den Menschenhandel ein Fort angelegt worden. Waren die Sklaven dort angekommen, so ließ man sie den ganzen Tag unter gehöriger Bewachung auf dem freien Platze vor dem Fort in der freien Luft; alsdann wurden sie gewaschen und mit Oel eingerieben und dann die Nacht über in Hütten oder Güterschuppen gebracht. Nach ein paar Tagen wurden sie dem Fiscal vorgeführt und von einem Chirurgen genau untersucht, worauf die zur Arbeit untauglichen oder alten und gebrechlichen Leute ausgeschieden wurden. Um sie von den englischen, französischen, spanischen oder portugiesischen Sklaven zu unterscheiden, wurde den zur Arbeit und zum Seetransport für tauglich erklärten ein Zeichen auf die Brust eingebrannt; alsdann packte man sie in die Schiffe, deren jedes mit 3—700 beladen absegelte. Selbstverständlich starben viele derselben aus Mangel an Bewegung und frischer Luft während der Reise, manchmal wurden sie auch infolge einer Meuterei decimirt, wobei man sie niedermachte oder über Bord warf. In Surinam angekommen, wurden sie wieder ärztlich untersucht, dann öffentlich versteigert, worauf ihnen wieder der Anfangsbuchstabe des neuen Eigenthümers auf die Brust oder den Arm eingebrannt wurde. Das Los, das ihrer hier wartete, war, nur ganz wenige, vereinzelt dastehende Fälle ausgenommen, ein entsetzliches. Glücklich noch der Sklave oder die Sklavin, die Hausdienstboten wurden, wozu man jedoch in der Regel nur Creolen, d. h. in der Colonie geborene Neger, nahm; die meisten kamen auf die Zuckerplantagen, wo die Arbeit ungeheuer schwer und mühevoll war. Denn nicht nur mußten sie den Boden urbar machen, die Wurzeln jahrhundertealter Bäume ausreuten, Kanäle graben, Holz in den Wäldern fällen, sondern auch in den Mühlen und Oefen, wo das Zuckerrohr gemahlen, der Zucker gekocht und der Rum destillirt wurde, war die Arbeit eine ihre Kräfte übersteigende. Da

die meisten Mühlen nur zur Zeit der Springfluten arbeiten konnten, so mußte man die Zeit wohl ausnützen, da sonst das Zuckerrohr dem Verderben anheimgefallen wäre; die Sklaven mußten also während dieser Zeit 36 Stunden innerhalb 48 arbeiten, und die lange Peitsche des sie beaufsichtigenden Bastians bewahrte sie vor Schlaf. Da der Sklave als reine Sache betrachtet wurde, so befriedigte man seine körperlichen Bedürfnisse eben nur insoweit, als es die Instandhaltnng seiner Arbeitskraft erforderte.

Die Strafen gegen wirkliche oder vermeintliche Vergehen der Sklaven waren, wie sich nicht anders denken läßt, unmenschlich grausam. Man wird nicht zu viel sagen, wenn man die Behauptung aufstellt, daß im Ausdenken raffinirter Todesarten, in der Erfindung von Folter- und Marterarten die surinamischen Pflanzer das Entsetzlichste geleistet haben; kein persischer Satrap, kein Inquisitor hat solche Scheußlichkeiten verübt, gegen deren Nennung sich die Feder sträubt. Zwei- bis dreihundert Peitschenhiebe, infolge deren der Sklave natürlich starb, waren eine gewöhnliche Strafe; oft bediente man sich des „Spanischen Bocks", wobei man die Hände des Schuldigen zusammenband, die Knie hindurchzog, zwischen die zusammengebundenen Hände und die aufgezogenen Knien einen Stock steckte, den man im Boden befestigte, worauf der Bastian mit einem Bündel Tamarindenruthen (eine harte Holzsorte) mit dem Auspeitschen begann, das in der Regel so lange fortgesetzt wurde, bis der geschlagene Theil des Körpers eine unförmliche Masse wurde. Da es dabei oft vorkam, daß die Sklaven durch das Doppeltlegen ihrer Zunge sich freiwillig erstickten, so brannte man ihnen mit einem glühenden Eisen den Mund auf; man irrt also, wenn man glaubt, Alba sei das einzige Scheusal gewesen, welches diese Art der Folter zur Anwendung brachte; noch 250 Jahre später wurde dieselbe nur viel häufiger und grausamer von den Nachkommen derer ausgeübt, welche durch ihren heldenmüthigen Kampf gegen ihre Unterdrücker mit Recht als Freiheitshelden gepriesen werden. In den von verschiedenen Gouverneuren hinterlassenen Tagebüchern ist noch eine reiche Sammlung von Beispielen vorhanden, welche eine wahre Schandsäule der Menschheit bilden. Es war zwar verboten, die Sklaven zu verstümmeln oder willkürlich zu tödten, auch war das Maximum der zu ertheilenden Peitschenhiebe bestimmt; diese Vorschriften blieben aber ein todter Buchstabe; liefen wirklich Klagen ein, so kam der grausame Meister mit einem Tadel weg; war die Unthat zu himmelschreiend, so ließ man ihm auch wol Zeit, auf eine andere Plantage zu fliehen; oft verbat man sich die Einmischung des Gouverneurs geradezu, und eine Dame, die wegen ihrer Grausamkeit bekannt war, entgegnete auf einen ihr ertheilten Verweis, daß „sie ihr Eigenthum, das sie für ihr Geld gekauft habe, nach Belieben vernichten könne". Das Abhacken von Füßen und Händen, Abschneiden der Ohren, der Nase und der Zunge kamen oft vor; denn, wohlgemerkt, nach der ausdrücklichen Bemerkung des in der Colonie geltenden officiellen, also von der Regierung angenommenen Strafcodex galten strenge Geiselung, der Spanische Bock, Brandmarken auf beiden Schultern, noch für keine schwere Strafen. Der Director einer Pflanzung hackte einem Neger, der beschuldigt war, „mit Gift umgegangen zu sein", die Finger und die Zehen Stück für Stück ab, zwang ihn, dieselben zu essen, schnitt ihm dann ein Ohr ab und zwang ihn, auch dieses zu essen; alsdann ließ er ihn die Zunge ausstrecken, deren Spitze er mit einem Rasirmesser abschnitt, worauf der Gemarterte auch diese noch essen mußte; dann ließ er ihn binden und versuchte ihn mit langsamem Feuer zu verbrennen; da ihm aber dies nicht sofort gelang, ließ er sein Opfer noch durch einen andern Neger auspeitschen und endlich noch lebend in eine Grube werfen, die er mit Erde zuwerfen ließ. Die Strafe dieses Unmenschen bestand nur darin, daß er seines Amtes entsetzt und aus der Colonie verbannt wurde.

Durch Grausamkeit zeichneten sich besonders die Frauen und unter diesen wieder die Jüdinnen aus. Als im Jahre 1802 die Folterbank, das sogenannte scharfe Examen, abge-

schafft wurde, konnte der französische Commissar die dagegen geltend gemachten Einsprüche nur mit der größten Mühe zum Schweigen bringen. Die Todesstrafe für die Neger bestand im Hängen, Verbrennen, und zwar bei langsamem Feuer, und lebendig Rädern. Dies war aber noch nicht genug; die Opfer wurden zuerst mit glühenden Zangen gezwickt, ja den schwersten Verbrechern stieß man einen eisernen Widerhaken durch die Rippen und hängte sie an den Galgen, wo sie auch hängen blieben, bis sie starben, was aber erst nach drei oder vier Tagen gewöhnlich geschah. Unter den „schweren Verbrechen" verstand man aber körperliche Mishandlung oder Todtschlag und Vergiftung eines Weißen. Dabei wird aber überall die stoische Apathie hervorgehoben, mit der die Schwarzen, ohne den geringsten Schmerzenslaut von sich zu geben, den martervollsten Tod starben; freilich nach ihrem religiösen Glauben kamen sie, sobald sie von einem Weißen getödtet wurden, sofort in eine Art Paradies, wo sie von den verhaßten Weißen bedient wurden, und dann wußte der Sklave wohl, daß sein Tod für seinen Meister gleichbedeutend mit dem Verlust eines Kapitals war. Natürlich gab es unter den Sklavenbesitzern auch rühmliche Ausnahmen, und allgemein wird constatirt, daß der Neger, der eine bessere Behandlung sehr wohl zu würdigen wußte, durch Treue und Hingebung seinen Meister belohnte. Freilich meinte ein protestantischer Geistlicher im Jahre 1660: „Diese Afrikaner, die Nachkommen von Ham, sind so geartet, daß, wenn sie in Freiheit gestellt oder liebreich behandelt werden, sie nichts taugen und sich selbst nicht zu regieren wissen; aber wenn man nur fortwährend die Peitsche in Anwendung bringt, ihnen ohne Gnade die Bastonnade gibt, so kann man gute Dienste von ihnen erwarten." Daß ein Diener des Altars schon damals so sprach, darf uns nicht verwundern, haben wir ja dieselbe Sprache im Munde ehrwürdiger Herren vor zehn Jahren während des amerikanischen Secessionskrieges auch vernommen. Eine schöne Illustration zu dieser geistlichen Expectoration ist übrigens die Thatsache, daß im Jahre 1712 bei dem Einfalle Cassard's, als die Plantagenbesitzer in wilder Hast mit Frauen, Kindern und Sklaven vor den anrückenden Franzosen flohen und den Negern also reichlich Gelegenheit gegeben war, sich an ihren grausamen Herren gründlich zu rächen, nicht ein einziger Fall von Widerspenstigkeit unter den Negern gemeldet werden konnte.

Da die Sklaven den zahlreichsten Theil der Bevölkerung ausmachten — das Verhältniß der Freien zu den Nichtfreien war stationär 1 : 6 —, so mußten begreiflicherweise die Bestimmungen über öffentliche Sicherheit sehr streng sein. So war es den Schwarzen unter anderm verboten, auf den Flüssen hin- und herzufahren, sie durften mit Dolchen, Messern oder Stöcken nicht auf der Straße erscheinen; nach 8 Uhr abends mußten sie, wenn sie noch auszugehen hatten, mit einer brennenden Laterne versehen sein; nach 9 Uhr war es ihnen verboten, beieinander zu stehen und miteinander zu sprechen, und die Patrouillen hatten den gemessensten Befehl, auf jeden diesen Bestimmungen zuwiderhandelnden Neger zu schießen.

Schon unter Lord Parham waren viele Sklaven entflohen und hatten sich die Flüsse Saramacca und Coppename entlang in die Wälder geflüchtet und hier eine Art Gemeinwesen gestiftet, von wo aus sie die angrenzenden Pflanzungen oft überfielen. Wie wir gesehen, gelang es dem Gouverneur van Sommelsdyk im Jahre 1685, mit ihnen wie auch mit den Indianern Frieden zu schließen. Die grausame Behandlung der Sklaven mußte natürlich die Zahl der flüchtigen Neger — man nannte sie Wegloopers — vermehren; umsonst setzte man für das Einfangen und Zurückbringen entflohener Neger Prämien aus, die von Zeit zu Zeit erhöht wurden; es half nichts, daß die Strafen gegen die Flüchtlinge und die Begünstiger desselben stets grausamer wurden und schließlich auf dem eigenmächtigen Verlassen einer Plantage die Todesstrafe stand; der Drang nach Freiheit war zu stark, und im Jahre 1721 schätzte man die Zahl dieser entflohenen

Marrons auf etwa 6000. Gleichen Schritt mit ihrer Vermehrung hielt auch ihre Kühnheit; von Zeit zu Zeit überfielen sie die ihren Bezirken am nächsten gelegenen Pflanzungen, ermordeten gewöhnlich die weißen Aufseher, führten die Sklaven, besonders die Frauen, gefangen mit sich weg und raubten die bewegliche Habe, besonders Schießgewehre und Beile. Die zu ihrer Verfolgung unternommenen Expeditionen blieben in der Regel resultatlos, man verwendete gewöhnlich Sklaven und anderes in der Eile zusammengebrachtes Gesindel ohne Ordnung und Disciplin dazu; gelang es je, eine Negeransiedelung ausfindig zu machen, so war dieselbe von den Bewohnern meistens verlassen, und den Frauen, die man manchmal gefangen nahm, preßte selbst ein tagelanges Foltern nicht das geringste Geständniß ab. Die meisten Resultate hatten noch die Juden aufzuweisen, die übrigens in der grausamen Behandlung ihrer Sklaven sich vor allen andern Plantagenbesitzern auszeichneten. Unter Scharphuisen, im Jahre 1690, brach auf der Plantage eines Juden Machado am Cassawinefluß ein Aufstand aus; der Besitzer wurde ermordet und alle bewegliche Habe in die Wälder geschleppt. Der Gouverneur, dem die Juden das Leben sauer genug gemacht hatten, betrachtete den Mord als eine die Regierung nicht näher berührende Sache und ließ den klagenden Juden einfach sagen, daß er ihnen Erlaubniß gebe, den Tod ihres Bruders zu rächen. Diese rüsteten eine Expedition aus, erreichten die Neger, tödteten viele derselben und führten einige Gefangene mit sich, die dann auf der Plantage Machado's selbst hingerichtet wurden. Es ist bezeichnend, daß die Sklaven ihren jüdischen Herrn viel tiefer haßten als den christlichen; ja sie gaben bei verschiedenen Gelegenheiten ihren jüdischen Peinigern ihre Verachtung auf sehr unzweideutige Weise zu erkennen. Solche Expeditionen waren übrigens für die Colonisten selbst ungemein mühevoll und gefährlich: die Wälder waren beinahe undurchdringlich, die Ansiedelungen der Neger lagen in der Regel wenigstens 17—18 Tagereisen von den äußersten Plantagen entfernt; es mußte also für etwa 40 Tage Proviant mitgenommen werden, welchen Sklaven tragen mußten; diese benutzten die schöne Gelegenheit, flohen, da sie mit den Pfaden und Schlupfwinkeln sehr gut bekannt waren, zu ihren Landsleuten, die dann, zeitig gewarnt, ihre Maßregeln zu treffen wußten. Die Soldaten mußten oft tagelang bis an den Bauch im Wasser durch Moräste und Sümpfe dringen; in solcher Situation wurden sie mehreremal angegriffen und von unsichtbaren Kugeln und Pfeilen oft bis auf den letzten Mann niedergemacht. Hatte man sich aber durch die Wildniß so weit hindurchgearbeitet, daß man eine Negeransiedelung erreichte, so stand man vor einem verschanzten Lager, zu dessen Erstürmung die mitgebrachten Streitkräfte nicht im entferntesten genügten. Ein solches Lager hatte nur Einen Zugang, der durch einen Sumpf führte und dem Auge so verborgen lag, daß er nur dann aufgefunden wurde, wenn es gelungen war, durch Versprechungen einen Marron an der Sache seines Stammes zum Verräther zu machen. Die Grausamkeiten, die von den durch die Strapazen erbitterten, wüthend gemachten Soldaten an den Negern verübt wurden, kann man sich denken; die Gefangenen wurden nach Paramaribo gebracht und hier grausam hingerichtet; den Männern wurde der Widerhaken durch die Rippen gestoßen und sie daran aufgehängt, oder bei langsamem Feuer lebendig verbrannt, Frauen räderte man lebendig, ohne ihnen den Gnadenstoß zu geben. Dieser Zustand wurde von Jahr zu Jahr sorgenweckender; die Gouverneure, von denen der eine rasch auf den andern folgte, waren zu kurze Zeit im Amte, um irgendwelche ersprießliche Maßregeln zu nehmen; die Expeditionen verschlangen enorme Summen — jede derselben wurde auf 100000 Fl. berechnet — und ein auf diese Weise geführter Vernichtungskrieg mußte natürlich das Lebensmark der Colonie verzehren und diese selbst an den Rand des Verderbens führen.

Im Jahre 1742 wurde Jan Jacob Mauricius zum Gouverneur von Surinam ernannt, und mit seinem Scharfblick erkannte er sofort, daß man auf dem bisjetzt betre-

tenen Wege das erstrebte Ziel nie und nimmer erreichen werde. Er entwarf daher den Plan, eine einzige, aber mit hinreichender Macht ausgerüstete Expedition zu unternehmen, ein oder mehrere Negerdörfer zu erobern, den Marrons soviel Schaden als möglich zuzufügen, dann aber den Versuch zu machen, mit einem Theil derselben Frieden zu schließen und später mit ihrer Hülfe die andern zu bekämpfen. Trotz allen Widerspruches setzte Mauricius sein Vorhaben durch, und er beschloß, zuerst mit den Marrons, die im Westen der Colonie am Saramacca wohnten, einen Frieden zu schließen. Am 20. Sept. 1749 ging deshalb ein Detachement, bestehend aus 100 Soldaten und 300 Sklaven, unter Commando des Lieutenants Kreutz aus Paramaribo ab, um den Intentionen des Gouverneurs gemäß zu handeln. Kreutz eroberte und verwüstete vier Negerdörfer, überschritt verschiedene Gebirge und Flüsse und setzte den fliehenden Marrons mit unverdrossenem Eifer nach; Neger, die er an sie abgesandt hatte, um sich über ihre Geneigtheit, in Unterhandlungen zu treten, zu vergewissern, kamen mit Erde, Bogen und Pfeilen, den Symbolen der Unterwerfung, zurück, und nach kurzer Zeit gelang es, mit Adoe, dem Häuptling von etwa 1600 Negern, einen Vertrag zu schließen, kraft dessen ihnen Freiheit und Unabhängigkeit gewährleistet und ihnen unter einigen Beschränkungen die Erlaubniß gegeben wurde, mit den Weißen' Handel treiben zu dürfen, während die Marrons ihrerseits sich verpflichten mußten, die im Jahre 1749 entflohenen Sklaven und in der Folge jeden entflohenen Neger gegen eine Prämie von 50 Fl. auszuliefern. Adoe empfing ein Meerrohr mit silbernem Knopf und gab als Gegengeschenk einen von ihm selbst verfertigten Bogen nebst mit Pfeilen gefülltem Köcher; außerdem wurden dem Häuptling noch Geschenke versprochen. Aus erbitterten Feinden waren diese Neger somit Bundesgenossen der Colonisten geworden, und es wäre eine leichte Mühe gewesen, mit ihrer Hülfe die andern Buschneger vollständig aufzureiben; allein der Colonialrath, der nur aus den bittersten Feinden des Gouverneurs bestand, weigerte sich sogar, den Vertrag zu genehmigen, und obwol Mauricius seinen Willen diesmal durchsetzte, kam der Friede doch nicht zu Stande und blieb vorderhand alles beim alten. Die Geschenke, die Adoe zugesagt waren, mußten an einem bestimmten Tage demselben eingehändigt werden; Mauricius hatte dazu ein Detachement von 30 Mann bestimmt, in Paramaribo schrie man aber sofort über Geldverschwendung, und man fand es schließlich noch für einen unverantwortlichen Luxus, als ein Offizier mit 2 Soldaten und 20 Sklaven zu diesem Zweck abgesandt wurde. Der Häuptling eines andern Negerdorfes, der in den Friedensschluß nicht einbegriffen war, überfiel die kleine Schar, machte sie nieder und nahm den für Adoe bestimmten Vorrath an Lebensmitteln, Kleidern und Waffen weg. Letzterer glaubte, da die Geschenke nicht zur bestimmten Zeit eingetroffen waren, man habe ihn nur mit Versprechungen und schönen Redensarten zum besten gehabt, um ihn in Sicherheit zu wiegen und dann desto sicherer zu verderben, hielt sich nun auch nicht länger an den Waffenstillstand gebunden, sondern verwüstete und plünderte die Plantagen in der frühern Weise. Die Colonisten aber mishandelten ihre Sklaven nach wie vor, und in der Folgezeit kam es mehr als einmal vor, daß für die Grausamkeit und den Uebermuth eines einzigen Pflanzers eine Reihe von Plantagen verwüstet und die Bewohner auf entsetzliche Weise hingemordet wurden. Erst im Jahre 1760, nachdem die Anzahl der weggelaufenen Sklaven einen mehr als gefährlichen Charakter angenommen und verschiedene Expeditionen unglücklich abgelaufen waren, kam mit den aukaner Buschnegern ein definitiver Friede zu Stande. Wir können uns nicht versagen, bei dieser Gelegenheit die Ansprache eines Negerhäuptlings an den Befehlshaber der Expedition theilweise wiederzugeben: „Wir beschwören dich, euerm Rath zu sagen, daß, wenn ihr nicht wollt, daß noch mehr Sklaven weglaufen, Sorge dafür getragen wird, daß die Pflanzer selbst ein wachsames Auge auf ihr Eigenthum haben und dieses nicht, wie gewöhnlich, betrunkenen Aufsehern anvertrauen,

welche durch ungerechte und unbarmherzige Bestrafung der Sklaven, durch Schändung ihrer Frauen und Töchter, durch die Verwahrlosung von Kranken und Gebrechlichen den Untergang der Colonie herbeiführen, da sie brave und arbeitsame Leute muthwillig in die Wälder treiben, Leute, die im Schweiße ihres Angesichts ihr Brot essen, ohne deren Hände euere Pflanzung bald in ihr Nichts zurücksinken würde und zu welchen du nun in einer dir gewiß nicht angenehmen Weise kommen mußt, um sie um Frieden und Freundschaft zu bitten." Ein Negerkapitän, Quako, der den Händen einer Jüdin, welche ihm in einer launenhaften Grille Ohren und Nase abschneiden wollte, entflohen war, hielt eine Ansprache an die anwesenden Neger und sagte: „Ihr seid Sklaven, ich bin es auch gewesen; ich habe auch bei dieser Gelegenheit von ihren guten und schlimmen Seiten kennen gelernt, und ich weiß, daß viele Schurken unter euch sind. Ihr geht nunmehr mit diesen Weißen wieder zurück, nachdem ihr vieles gesehen und gehört habt; ich warne euch allen Ernstes davor, daß ihr euern Meistern oder euern Mitsklaven Unwahrheiten erzählt oder etwas verdreht, wodurch unsere guten Absichten gegen die Weißen vereitelt werden könnten; wenn uns so etwas zu Ohren käme, würden wir euch lebendig verbrennen, und wenn ihr weglauft, so werden wir euch tüchtig durchprügeln und gebunden zu euern Herren zurückbringen." Der bloße Abschluß des Vertrags genügte den Häuptlingen, da die Weißen ihren frühern Versprechen so schlecht nachgekommen waren, nicht, und so wurde auf ihr ausdrückliches Verlangen noch eine besondere Feierlichkeit veranstaltet: dem Vertreter jeder Partei wurde der Arm geritzt, sodaß Blut zum Vorschein kam. Das Blut ließ man in eine mit reinem Brunnenwasser gefüllte Schale laufen und mischte schließlich ein wenig Erde darunter; alle Anwesenden mußten davon trinken, nachdem man zuvor einige Tropfen auf den Boden gegossen hatte, worauf der Priester den Fluch über alle aussprach, die den so beschworenen Bund brechen würden. Der endlich so zu Stande gekommene Friede wurde in Paramaribo mit lauten Aeußerungen des Jubels gefeiert, ein feierlicher Dankgottesdienst wurde gehalten und den Abgesandten der Neger, die selbst in die Stadt gekommen waren, wurden Feste über Feste gegeben. Durch dieses Beispiel angelockt, gaben auch andere Buschnegerhäupter ihr Verlangen zu erkennen, mit den Weißen einen definitiven Frieden abzuschließen, was auch bald darauf geschah; denn schon am 2. Sept. 1762 konnte der Gouverneur in voller Rathsversammlung die Mittheilung machen, daß auch mit den gefürchteten Saramaccanegern der Friede geschlossen sei, wobei er die Hoffnung ausdrückte, daß die Pflanzer, durch ihr eigenes Interesse dazu bestimmt, ihren Sklaven nunmehr eine solche Behandlung angedeihen lassen würden, daß sie keinen Grund mehr hätten zu entfliehen. Der Vertrag wurde von den Angehörigen der zwei befriedigten Stämme stets treu und gewissenhaft gehalten; Mörder, Diebe und Giftmischer lieferten sie regelmäßig aus; daß sie dagegen Sklaven, die den Grausamkeiten ihrer Gebieter entflohen, nicht einem sichern martervollen Tode überantworteten, konnte und wollte die Mehrzahl der Pflanzer nicht begreifen, die es in kurzer Zeit denn auch glücklich so weit gebracht hatten, daß neue Verwickelungen und Heimsuchungen über die Colonie hereinbrachen, wodurch diese buchstäblich an den Rand des Verderbens gebracht wurde.

Wir haben im Verlaufe der Darstellung schon mehreremal den Namen des Gouverneurs Mauricius genannt, und eine detaillirtere Skizze dieses in mehr als einer Hinsicht merkwürdigen Mannes ist hier am Platze; zuvor jedoch ist es nöthig, einen kurzen Blick auf den damaligen gesellschaftlichen Zustand der Colonie überhaupt zu werfen.

Die weiße Bevölkerung von Surinam bestand aus einer Mischung verschiedener europäischer Völker. Den Grundstock bildeten natürlich die Holländer und Engländer, der Franzosen wurde schon einmal gedacht und endlich hatten sich auch viele Deutsche

in der Colonie angesiedelt. Mehrmals hatte man im Laufe der Zeit den Versuch gemacht, schweizerische und deutsche Familien auf Kosten der Regierung nach Surinam kommen zu lassen, aber niemals den gewünschten Erfolg gehabt; die einzige glänzende Ausnahme bildet die Mährische Brüdergemeine, mit der wir uns im Verlauf der Darstellung noch öfter zu beschäftigen haben werden. Dagegen gelang es denjenigen Deutschen, welche allein von dem Verlangen beseelt, reich zu werden und sich eine behagliche Existenz zu gründen, sich zu der weiten Reise entschlossen hatten, in der Regel zu Ansehen und Wohlstand zu kommen. Mit offenen Armen empfangen, fanden sie auf den Plantagen sofort Verwendung als Aufseher (blank officier), von wo aus sie sich dann oft zu Directoren der Pflanzungen emporschwangen und schließlich dann selbst Grundeigenthümer wurden. Schon damals klagte man darüber, daß der Deutsche dem Holländer und dem Eingeborenen vorgezogen werde, und diese Klagen wiederholten sich später verschiedenemal. Daß unter einem solchen Völkermischmasch nicht viel Uebereinstimmung zu finden war, liegt auf der Hand. Viele waren in despotischen Monarchien geboren, und im Bewußtsein, nunmehr unter einer freien Republik zu leben, hielten sie Anarchie und Freiheit für dieselben Begriffe; da die meisten nur des Gelderwerbs wegen gekommen waren, so durfte man allerdings keinen hoch entwickelten Gemeinsinn erwarten, weshalb auch die Gouverneure ihre große Noth mit der Bekämpfung eines in cynischer Nacktheit auftretenden Egoismus hatten, der oft die zweckmäßigsten Reformen erschwerte oder unmöglich machte. Darin stimmen jedoch alle Zeugnisse überein, daß diese Fremdlinge, solange sie noch den unbemitteltern Ständen angehörten, sehr friedlich gesinnt waren, die Gesetze und Verordnungen pünktlich befolgten und revolutionären Versuchungen ihr Ohr verschlossen; freilich später, wenn sie zu Reichthum und Ansehen gelangt waren, schwindelte ihnen oft der Kopf.

Unter den Einwanderern zählte man viele deutsche und polnische Juden, die gewöhnlich arm und mittellos ankamen und einen sehr auffallenden Contrast mit ihren reichen und angesehenen portugiesischen Glaubensgenossen bildeten, die sich zu ihnen wie Aristokraten zu Proletariern verhielten. Um diesem Zuzug Einhalt zu thun, bestimmten die Generalstaaten, daß nur denjenigen Juden, welche die Mittel zum Ankauf einer Plantage vorzeigen konnten, die Einwanderung in die Colonie gestattet sei. Sonst waren die Juden in bürgerlicher Beziehung den reformirten Pflanzern fast ganz gleichgestellt, der Zutritt zu allen öffentlichen Aemtern, mit Ausnahme der höhern Regierungs- und Richterstellen, stand ihnen offen, sie hatten ihr eigenes Gericht, welches sogar über ihre Glaubensgenossen die Strafe der Verbannung aus der Colonie aussprechen konnte, und der Gouverneur war verpflichtet, ein solches Urtheil zu vollziehen. Von den 400 Plantagen, welche im Jahre 1730 in Surinam bestanden, waren 115 in den Händen von Juden, gewiß ein sprechender Beweis ihres Wohlstandes. Portugiesische und deutsche Juden wohnten zwar friedlich nebeneinander; auch standen sie fest zueinander, wo es die Wahrung der Interessen ihrer Religion galt; doch sahen erstere streng darauf, daß ihre Angehörigen sich nicht mit letztern verheiratheten.

Nimmt man dazu noch die aus allen europäischen Völkern bunt zusammengewürfelte Garnison sowie die Mischlinge, d. h. die aus Ehen zwischen Weißen und Schwarzen Entsprossenen, so haben wir damit alle Bestandtheile der freien Bevölkerung in Surinam genannt. Was die Truppen betrifft, so mußte ihre Stärke eigentlich 1200 Mann betragen, aber selten erreichte sie diese Höhe; die große Sterblichkeit unter denselben sowol auf der Reise von Holland in die Colonie, als auch infolge des Klimas, sowie die Strapazen bei der Verfolgung weggelaufener Sklaven oder bei einer Expedition gegen die Buschneger decimirte ihre Anzahl fortwährend. Obwol ihre Tapferkeit manchmal nichts zu wünschen übrigließ, gehörten sie mit nur wenigen rühmenswerthen Ausnahmen zum Auswurf Europas.

Wie in allen Sklavenstaaten hatte auch hier schon ziemlich früh der Luxus Eingang gefunden, als dessen Centralpunkt natürlich Paramaribo anzusehen war. Vierzig bis funfzig Hausfklaven zu halten, war bald eine Kleinigkeit; man setzte eine Ehre darein, recht viele schöne Sklavinnen zu haben, die von Gold, Silber und Edelsteinen strotzend auf der Straße erschienen. Mauricius klagt schon über den verpestenden Einfluß, den die Sklavinnen auf die öffentliche Sittlichkeit ausübten; manche derselben mußten ihren Herren wöchentlich eine bestimmte Summe abliefern, „ohne daß diese wußten oder wissen wollten, wie das Geld verdient wurde". Der Umgang von Weißen mit Schwarzen war zwar verboten und hin und wieder wurden auch Plakate dagegen ausgefertigt; diese waren aber weiter nichts als ein todter Buchstabe; das ungesetzliche Zusammenleben von Weißen wurde zwar manchmal von den Gerichten mit Geldbußen bestraft; da aber die der Regierung am nächsten stehenden Personen, selbst Mitglieder des Polizei- und Justizrathes, ganz offen ihre schwarzen Concubinen hatten, so war von einer Anwendung des bestehenden Gesetzes natürlich keine Rede. Da war es freilich kein Wunder, wenn die Zahl der Mischlinge Jahr für Jahr auffallend zunahm und wenn ein schreckenerregender Procentsatz der Männer noch in jugendlichem Alter infolge der maßlosen Ausschweifungen starb. Es ist eine der lehrreichsten, aber auch furchtbarsten Erscheinungen im sittlichen Gesetze der Geschichte, daß die Sklaverei schließlich als strafende Nemesis für die Schändung der im Sklaven ebenso wie in jedem andern Menschen personificirten Menschenwürde den Herrn selbst physisch und moralisch zu Grunde richtet. „In allen Sklavenstaaten", sagt Canning, „herrscht unter jungen Leuten eine jugendliche Zügellosigkeit. Ist die Jugend schon an sich eine gefährliche Lebenszeit: in Sklavenstaaten ist dies mehr als irgendwo anders und hört da auch mit dieser Lebenszeit nicht auf. Die Heiligkeit der Ehe und die Solidarität des Familienlebens stehen in geringer Achtung. Schon in diesem Leben kommt die furchtbare Vergeltung für das verübte Unrecht. Das häusliche Glück des Sklaven ist ein beinahe unbekanntes Ding, aber auch die Untreue des Herrn vernichtet sein eigenes häusliches Glück. Die Familie ist ohne Reinheit und Treue unglücklich; wenn ihr also der heiligste Reiz und der segensreichste Einfluß fehlt, so ist sie mit tödlicherm Gifte befleckt, als die Pest selbst mit sich bringt." Und der holländische Colonialminister Baud, dem gewiß niemand Hinneigung zu freisinnigen, emancipatorischen Principien zuschreiben wird, sagte in der Zweiten Kammer der Generalstaaten (1854) ganz offen: „Was mich betrifft, so habe ich in Gesellschaften gelebt, wo die Sklaverei besteht, und der Eindruck, den ich da empfangen habe, ist der, daß die Sklaverei nicht nur die Sklaven, sondern auch die Herren verthiert; jede Gesellschaft, in welcher Sklaverei besteht, steht um einige Grade auf der Stufenleiter der Sittlichkeit tiefer als eine Gesellschaft, welche nur aus Freien besteht." Die Frauen, natürlich gekränkt durch das zügellose Leben ihrer Männer, bezahlten diese mit derselben Münze; ihr Haß gegen die bevorzugten Nebenbuhlerinnen verleitete sie zu der unmenschlichsten Grausamkeit gegen diese Geschöpfe, denen keine andere Wahl übrigblieb, als sich ihrem Herrn, dem nicht minder grausame Mittel zur Durchsetzung seines Willens zu Gebote standen, zu ergeben. Daß in letzter Instanz die dem Familienleben entrissene Frau ihren Trost in Luxus und sinnlichen Genüssen aller Art suchte, läßt sich leicht begreifen. Wie tief die Sittlichkeit stand, geht daraus hervor, daß im Jahre 1776 dieselben Frauen, welche sich laut über die Untreue ihrer Männer beklagten, ihre Sklavinnen für einen gewissen Preis per Woche „ihren Freunden" überließen. Die Krüge und Kneipen in Paramaribo, die plötzlich wie Pilze aus dem Boden wuchsen, ertönten jeden Abend von wüstem Geschrei und den rohesten Späßen; Schlägereien waren nichts Ungewöhnliches. Diese rohen Genüsse in Verbindung mit einem raffinirten Luxus verschlangen natürlich die größten Summen, und der Sklave mußte also doppelt so schwer arbeiten, um seinem Herrn die Mittel zum ungestörten Fortgenießen zu verschaffen.

Die meisten reichen Pflanzer lebten nicht auf ihren Plantagen, sondern in Paramaribo, natürlich nicht zum Vortheil dieser. Der Director hatte dann die oberste Macht in Händen, die Sklaven waren vollständig seiner Willkür und Gnade überlassen, wodurch ihre Lage um so unerträglicher wurde, und daß der Verwalter dabei auf die Füllung seiner eigenen Taschen bedacht war, um später selbst einmal Plantagenbesitzer zu werden, braucht kaum gesagt zu werden. Wo die Mittel dies aber nicht erlaubten, mußte es sich der Pflanzer gefallen lassen, auf seiner Plantage selbst zu leben. Nach den Schilderungen und Beschreibungen bestand ein solches Plantagenleben ausschließlich in Essen, Trinken und Schlafen; die einzige Arbeit, die einem solchen Pflanzerfaulthier oblag, war das Anhören des Rapports, der ihm jeden Morgen vom Aufseher gemacht werden mußte, und die Ertheilung der nothwendigen Befehle.

Nach einem besonders entwickelten religiösen und kirchlichen Leben wird man nach dem Bisherigen wol nicht fragen. Zwar hatte man in der Colonie einige Kirchen errichtet, in denen holländisch und französisch gepredigt wurde; auch besuchte man sie gewohnheitsgemäß; allein das Benehmen der Prädicanten war selbst nicht danach, um den Laien Achtung vor der Religion einzuflößen; die holländischen und wallonischen Geistlichen lagen einander fortwährend in den Haaren; mehrere mußten als notorische Störenfriede auf Befehl des Gouverneurs nach Holland spedirt werden, andere waren solche Miethlinge im Weinberge des Herrn, daß sie predigten, wann es ihnen gefiel, mitunter monatelang nicht; es kam vor, „daß ein Dienstknecht des Herrn" den andern öffentlich verhöhnte und dazu die Kanzel gebrauchte; ein Prädicant, der recht eigentlich im Dienste der ecclesia militans war, hatte die Gewohnheit, seine Gegner auf Degen oder Pistolen zu fordern. Einen Begriff von der Duldsamkeit dieser Herren liefert die Thatsache, daß ihr calvinistischer Glaubenseifer lange die Gründung einer lutherischen Gemeinde zu vereiteln wußte. Wo die Hirten ein so ärgerliches Leben führen, da konnte natürlich von den Schafen auch kein Respect verlangt werden. Es kam oft vor, daß der Prediger, während er auf der Kanzel stand, von jungen Leuten laut verhöhnt wurde; es wird manchmal geklagt, daß stets dann die ärgsten und anstößigsten Saufgelage gehalten würden, wenn am folgenden Tage das Nachtmahl gehalten werden sollte; ein Prädicant beklagte sich beim Gouverneur über eine vornehme Dame, die seine Ermahnungen mit Spottreden, Flüchen, unzüchtigen Worten und Geberden beantwortet habe. Daß manche Frauen ihrer geistlichen Männer würdig waren, werden wir bald sehen.

Die „Bekehrung" der Sklaven zum Christenthum konnte natürlich unter solchen Zuständen nicht die gewünschten Fortschritte machen. Sowol die Regierung wie die Pflanzer selbst legten derartigen Bestrebungen bei jeder Gelegenheit Hindernisse in den Weg; von Amsterdam aus war man zwar für die Christianisirung der Neger und Indianer unermüdlich thätig, man ließ da Neue Testamente im sogenannten Negerenglisch drucken und sandte sie zur Austheilung in die Colonie; allein alles scheiterte an dem Widerwillen, mit dem man in Surinam selbst der Sache entgegenarbeitete. Die Behandlung der Sklaven war ohnedies nicht dazu geeignet, daß diese sich zur Religion der Liebe hingezogen fühlen mußten, und Mauricius hat jedenfalls das Richtige getroffen, wenn er nach Amsterdam schreibt, daß „das hauptsächlichste Hinderniß der Bekehrung das schlechte Beispiel sei, welches die meisten Herren ihren Sklaven geben, und daß die Bekehrung der sogenannten Christen in der Colonie nothwendig vorhergehen müsse, ehe man von der Bekehrung der Heiden etwas zu hoffen habe".

Die einzigen Resultate in dieser Hinsicht hatte die Mährische Brüdergemeine aufzuweisen, wie dieselbe überhaupt für das Gedeihen und den Aufschwung der Colonie von dem größten Einflusse wurde.

Als Mauricius in Surinam ankam, befand sich die Colonie in geradezu trostlosem Zustande, und es war mehr als gewöhnliche Willenskraft und Energie erforderlich, um in den desolaten Zustand nur einige Ordnung zu bringen. Die bisherige glänzende Laufbahn des neuen Generalgouverneurs (denn mit diesem Titel traten von jetzt an die Regenten der Colonie auf) gab zu den hochgespanntesten Erwartungen Veranlassung. Mauricius, der Sohn eines zum Protestantismus übergetretenen katholischen Geistlichen, gehörte zu den frühreifen Männern (mit 13 Jahren bezog er die Universität und mit 16 Jahren war er schon Doctor beider Rechte), war in noch ziemlich jugendlichem Alter Mitglied der Staaten von Holland und Westfriesland und hatte die Republik später als Gesandter beim niedersächsischen Kreise in Hamburg vertreten. Die Directoren der Colonie schätzten sich glücklich, daß ihre Wahl auf einen so außerordentlichen Mann gefallen war, und im Herbst 1734 kam Mauricius mit seiner Familie in Surinam an. Zuerst legte er an die bessere Organisation der Rechtspflege die reformirende Hand; Ansehen und Vermögen sollte nun nicht länger ein Freibrief für Straflosigkeit sein, und der Eifer, mit dem er selbst überall nachsah und sich von den Verhältnissen, mochten sie noch so sehr ins Detail gehen, überzeugte, war ebenfalls in der Colonie etwas Unerhörtes. Die Aemter sollten nicht mehr nach Gunst und im Interesse eines üppigen Nepotismus, sondern nach Verdienst verliehen werden; mit der größten Mühe und unter fortwährenden Protesten nicht nur der Bevölkerung, sondern auch der höhern Beamten, auf deren Unterstützung er in erster Linie angewiesen war, setzte er es durch, daß die Forts und die andern Vertheidigungsmittel der Colonie gegen einen etwaigen Ueberfall der Franzosen von Cayenne aus in gehörigen Stand gesetzt wurden; denn im Jahre 1744 sah man bekanntlich dem Ausbruche des Krieges mit Frankreich entgegen. Mauricius mußte, um seinen Willen durchzusetzen, von dem ihm als Generalgouverneur zustehenden Rechte Gebrauch machen und die Clubs, in denen der Widerstand gegen ihn förmlich organisirt wurde, schließen. Alle diese Reformen konnten aber nur in Angriff genommen und durchgeführt werden, wenn dem Gouverneur die Beamten treu zur Seite standen und ihn im Kampfe gegen die usurpirten Interessen, für die dann begreiflicherweise kein Platz mehr war, unterstützten. Dies war aber gerade nicht der Fall; vielmehr organisirte sich gegen ihn ein Widerstand, dessen Träger schließlich alle einflußreichen Aemter und Posten der Colonie in Händen hatten. Als es der Gegenpartei (von Mauricius wurde sie Cabale, und ihre Mitglieder Cabalisten genannt) endlich gelungen war, eins ihrer wüthendsten Häupter, Salomon Duplessis, als Rath in das Polizeicollegium zu bringen, wozu Mauricius in der thörichten Hoffnung, feurige Kohlen auf die Häupter seiner Gegner zu sammeln, seine Einwilligung gegeben hatte, da kannte der Uebermuth keine Grenzen mehr. Als Beweis, wie weit man schon zu gehen wagte, diene nur die eine Thatsache, daß, als einer der wenigen Anhänger von Mauricius in einem Wortstreit einst die Bemerkung fallen ließ, daß er sich um das ganze Rathscollegium wenig bekümmere, der Colonialfiscal allen Ernstes bei dem Gouverneur den Antrag stellte, den Spötter zu geiseln, zu brandmarken und ihn mit einem glühenden Pfriemen die Zunge zu durchstoßen, und zwar wegen — Gotteslästerung! Man gab sich aber schließlich mit einer Abbitte des Angeklagten zufrieden. Die Gehässigkeit gegen den Gouverneur ging sogar so weit, daß man nicht nur seine Anhänger und seine Blutsverwandten, sondern auch seine Frau und Kinder auf die infamste Weise insultirte. Er erzählt in seinem noch vorhandenen Tagebuche, wie ein „canaillöses Weib", die Frau des Secretärs des Polizeicollegiums, der also direct unter dem Generalgouverneur stand, „auf der hohen Treppe vor ihrem Hause sitzend, ihn und seine Frau, statt zu grüßen, angespien habe; wie man auch verabredet habe, den Gouverneur und seine Familie nicht mehr zu grüßen". Besonders zeichnete sich in dieser Hinsicht die Tochter eines deutschen Predigers, Elisabeth van der Lith, aus,

die, nacheinander mit drei Gouverneuren verheirathet, wo sie ihrer Herrschsucht natürlich alles erlauben konnte, später noch die Frau zweier wallonischer Prediger wurde. Dieses Weib (Mauricius nennt sie in seinen Aufzeichnungen eine niederträchtige Vettel) war die eigentliche Seele der Cabale, und den Einfluß, den sie bei allen vornehmern und reichern Familien der Colonie hatte, benutzte sie zu demselben Zweck; die Damen nannten Mauricius in öffentlicher Gesellschaft einen „Affen", einen „Schurken", „Taugenichts" u. s. w., wie er selbst getreu erzählt. Endlich war die Frechheit so hoch gestiegen, daß die Cabale im Jahre 1747 den genannten Duplessis auf gemeinschaftliche Kosten nach Holland sandte, um im Haag bei den Staaten selbst auf die Abberufung des Gouverneurs anzudringen. Die Vollmacht, die demselben mitgegeben wurde, war, wie sich später herausstellte, von Leuten unterzeichnet, welche von dem, um was es sich eigentlich handelte, nicht das mindeste Verständniß hatten. Jetzt endlich schien sich Mauricius seiner Pflichten und Rechte zu erinnern, er verbannte zwei der ärgsten Schreier, wobei ihm das Misgeschick passirte, daß eins der Schiffe, mit welchem einer derselben nach Hause gesandt wurde, mit Mann und Maus unterging; seine Feinde hatten damit wieder einen neuen Anhaltspunkt gegen ihn gewonnen; ebenso wurde der Jude Carilho, einer der erbittertsten Feinde des Gouverneurs, verbannt. Man ist in der That über diese beinahe unnatürliche Geduld erstaunt; hätte Mauricius gleich bei seinem Auftreten jeden Widerstand mit eisernem Fuße niedergetreten, so hätte er für die Colonie viel segensreicher und ersprießlicher wirken können, statt daß er jetzt seine besten Kräfte auf die Bekämpfung persönlicher Anfeindungen concentriren mußte. Allein er hatte eben das Zeug zu einem Gouverneur für eine solche Colonie nicht in sich; der feine, gewandte Diplomat, der sentimentale, friedfertige Dichter paßte nicht in diesen Wirkungskreis, der nur vom Kampfe gegen rohe Kräfte erfüllt war. Die Entschuldigung, daß der Widerstand gerade derjenigen, auf deren Mitwirkung in erster Linie gerechnet wurde, das Zustandekommen heilsamer Reformen unmöglich gemacht habe, wird die Geschichte bei einem Manne, dem ein so hoher und wichtiger Posten anvertraut war, niemals gelten lassen können: gerade der Umstand, daß er diesen Widerstand nicht zu überwinden oder zu brechen weiß, ist seine Verschuldung.

Uebrigens war die Partei seiner Anhänger auch nicht gering, und zu seiner Ehre bildete sich im Jahre 1743 ein Corps von sogenannten „Moritzrittern", eine Art berittener Ehrengarde des Gouverneurs, die bei besonders festlichen Gelegenheiten in seinem Gefolge war. Leider war der Commandant derselben ein bekannter Bruder Liederlich, und die „Ritter" erregten schließlich so viel öffentliches Aergerniß, daß Mauricius selbst ihre Auflösung aussprechen mußte. Selbstverständlich wurde dieser Umstand von seinen Feinden bei der Anbringung ihrer Klagen auch nicht vergessen, zumal die Moritzritter den Mitgliedern der Cabale gewöhnlich nur mit Stock und Degen ihr Unrecht begreiflich zu machen suchten. Duplessis hatte im Haag nicht das Geringste erreicht, da die Directoren der octroyirten Compagnie den Generalgouverneur vor den Staaten stets sehr energisch vertheidigten; überdies hatte Mauricius in einer besondern Vertheidigungsschrift die Klagen und Beschwerden seiner Feinde Punkt für Punkt widerlegt und schließlich wurde von den Directoren der Antrag gestellt, die Entscheidung des Streites dem Hohen Rath von Holland zu überlassen. Damit gab sich jedoch Duplessis, der wohl voraussah, daß dann Mauricius eine glänzende Satisfaction erhalten würde, nicht zufrieden, er suchte nunmehr die beunruhigendsten Gerüchte über den Zustand der Colonie zu verbreiten und brachte es in der That auch so weit, daß die Generalstaaten 1750 den Statthalter Prinzen Wilhelm IV. ermächtigten, die zur „Wiederherstellung der Ruhe und Ordnung nothwendigen Maßregeln" zu nehmen. Der Prinz sandte demgemäß den Generalmajor von Spörche an der Spitze einer Commission nach Surinam, um, mit den weitgehendsten Vollmachten ausgestattet — selbst Mauricius nach Holland bringen zu lassen, war ihm zugestanden —

den Thatbestand an Ort und Stelle selbst zu untersuchen. Spörche war bald vollständig in der Gewalt der Cabale, deren Anführer ihn mit Freundlichkeiten und Artigkeiten aller Art überhäuften, und schon am 12. April 1751 wurde öffentlich bekannt gemacht, daß Mauricius mit Vollgenuß seines Gehaltes und ohne Präjudiz für seine Ehre nach Holland abreisen werde, um seine Sache da persönlich zu vertheidigen. Hier triumphirte er allerdings über alle seine Feinde in der glänzendsten Weise, die Generalstaaten sprachen ihn im Jahre 1755 von allen ihm zur Last gelegten Beschuldigungen frei, Duplessis wurde in sämmtliche Kosten verurtheilt; infolge der Verleumdungsklage, welche der schwer gekränkte Mauricius gegen ihn anstrengte, wurde er sogar ins Gefängniß geworfen und es wurde ihm im Haag dasselbe Gemach angewiesen, in dem die Brüder de Witt gefangen gesessen hatten, ja er wurde sogar von der allgemeinen Amnestie, welche die Generalstaaten im Juli 1753 erließen, ausgeschlossen, aber bald unter der Bedingung, nie mehr nach Surinam zurückzukehren, entlassen. Doch die Hoffnung, mit der sich Mauricius geschmeichelt hatte, nämlich als Generalgouverneur wieder nach Surinam, wo er sich schon sein Familiengrab hatte bauen lassen, zurückzukehren, sollte nicht erfüllt werden, er erhielt seine Entlassung und ging im Jahre 1756 wieder als Gesandter der Republik auf seinen alten Posten nach Hamburg zurück. Was aber die Cabale betrifft, so dauerten ihre Wühlereien in der Colonie fort und hörten eigentlich erst mit dem Tode der berüchtigtsten und intriguantesten Frauen auf.

Die folgende Periode bis zum Ausbruche der Französischen Revolution charakterisirt sich hauptsächlich durch verschiedene Kämpfe mit den nicht befriedigten Negerstämmen; einer derselben, unter der Anführung eines sehr energischen Oberhauptes, Bonni, machte der Colonie besonders viel zu schaffen, und erst mit dessen Tode konnte sich die Colonie einer längern Ruhe erfreuen; im Jahre 1774 ließ der Gouverneur Nepveu um die ganze Colonie einen großen Vertheidigungscordon anlegen, sodaß ebenso das Weglaufen der Sklaven verhindert wie Einfälle der Buschneger unmöglich gemacht wurden, und von dieser Zeit an kann man die Kämpfe mit den Negern für definitiv beendigt ansehen. Dagegen machten die bald ausbrechenden Verwickelungen in Europa sich für Surinam sehr fühlbar; im Kriege zwischen England und Frankreich, der 1760 ausbrach, blieb Holland neutral, aber später, im Februar 1781, wurde Sanct-Eustatius, damals der Stapelplatz des ganzen westindischen Handels, und bald darauf Essequebo, Demerary und Berbice von den Engländern unter Admiral Sir George Rodney erobert, von dem französischen Admiral Kersaint aber wiedergenommen und der Republik zurückgegeben. Der Wellenschlag der Französischen Revolution erreichte im Jahre 1799 auch Surinam; der damalige Gouverneur François de Friderici erhielt von den Häuptern der Batavischen Republik die Aufforderung, die Colonie in ihrem Namen in der bisherigen Weise fortzuregieren; seiner persönlichen Neigung nach hätte er aber viel lieber dem Ansuchen des nach England geflohenen Prinzen Wilhelm V. Folge geleistet, der ihm ebenfalls die Weisung zugehen ließ, die Souveränetät über die Colonie in seinem Namen auszuüben; aber er mußte sich dem Willen des Colonialrathes fügen. In Frankreich hatte die Nationalversammlung die Abschaffung der Sklaverei decretirt und man fürchtete in Surinam davon die schlimmsten Folgen. Wider Erwarten verhielten sich aber die Neger außerordentlich ruhig; selbst im benachbarten Cayenne hatten sie von der in Paris beschlossenen Veränderung ihres Zustandes kaum Notiz genommen, waren vielmehr ruhig an der Arbeit geblieben; erst als die von Frankreich daselbst angekommenen republikanischen Commissare die Neger in die Clubs aufnahmen und ihnen das Bürgerrecht ertheilten, fielen Unruhen vor, die ohne die kräftige Haltung des Gouverneurs Cointet ohne Zweifel die Existenz der Colonie in Frage gestellt hätten. In Surinam hatte man zeitig die nothwendigen Maßregeln ge-

nommen und durch strenge Bestrafung einiger nach Cayenne geflüchteter, aber wieder zurückgebrachter Sklaven diesen die Lust vertrieben, von den Früchten des bei den Nachbarn gepflanzten Freiheitsbaumes zu kosten; dagegen fanden massenhafte Desertirungen des Militärs nach Cayenne statt. Es braucht kaum gesagt zu werden, daß zu dieser Zeit die Franzosen die eigentlichen Herren und Gebieter der Colonie waren. Die Freude sollte aber nicht lange dauern.

Am 13. Aug. 1799 erschien der Admiral Lord Hugh Seymour mit einem starken Geschwader vor Paramaribo; am 16. forderte er die Uebergabe der Colonie, die denn auch sofort ohne Schwertstreich erfolgte, „da", wie in dem zur Prüfung der Forderung Hugh's niedergesetzten Kriegsrathe allgemein bemerkt wurde, „die Umstände, in denen sich die Colonie seit einiger Zeit befand, eine gehörige Vertheidigung unmöglich machten und keine andern Mittel bestanden, um die Colonie vor einer gänzlichen Umwälzung und Verwüstung zu befreien". Georg III., König von England, übernahm nun das Protectorat über Surinam, Friderici blieb als Gouverneur; auch die übrigen Beamten fungirten, nachdem sie die Treue in die Hände des englischen Befehlshabers gelegt, weiter. Aber schon am 27. März wurde der Friede von Amiens unterzeichnet, kraft dessen England alle der Republik genommenen Colonien, mit Ausnahme Ceylons, also auch Surinam, zurückgeben mußte. Friderici, der nacheinander drei verschiedenen Herren „treu" gedient hatte, mußte abtreten, und Pierre Berranger, sein früherer Secretär, trat an seine Stelle. Trotz der kurzen Zeit seiner Regierung gelang es ihm doch, in die Colonie wieder einiges Leben zu bringen; Handel und Schiffahrt nahmen einen bis dahin unbekannten Aufschwung, und die bisher zur Permanenz gewordene Finanznoth schien zu schwinden.

Der Krieg, der aber bald darauf wieder ausbrach, vernichtete sofort wieder alle Hoffnungen und Aussichten. Im April 1804 erschienen 31 englische Kriegsschiffe an der Mündung des Surinam; das Militär leistete zwar einigen Widerstand, aber die in der Colonie stereotyp gewordene Zwietracht, die Uneinigkeit zwischen dem Gouverneur und den Befehlshabern der Truppen und der Kriegsschiffe, die crasse Insubordination der Offiziere, von denen die meisten auf eigene Faust operirten, erleichterten den Engländern den Angriff; die Landungstruppen nahmen im Fluge eine Position um die andere, und Surinam stand wieder unter englischer Herrschaft.

Der neuen Regierung fiel es nicht besonders schwer, sich einzurichten, um so weniger, als die Bevölkerung durchaus nicht so antienglisch gesinnt war, als man hätte denken sollen; denn einmal hatten die Engländer während ihrer kurzen Regierung, August 1799 bis November 1802, bewiesen, daß es ihnen um die volkswirthschaftliche Hebung der Colonie im Ernste zu thun war, und dann ruhten bedeutende englische Hypotheken auf vielen Plantagen, die dadurch allerdings mit Schulden beschwert, aber auch um so productiver gemacht wurden, und überdies waren sie während dieser Zeit von den Verpflichtungen gegen ihre Hypothekgläubiger in Holland befreit gewesen. Der „Saturday's Advertiser" von Liverpool sagte mit Recht in seiner Nummer vom 30. Juli 1804: „Die Wiedereroberung Surinams durch eins unserer westindischen Geschwader darf unter die wichtigsten Verrichtungen während dieses Krieges gerechnet werden. Die ansehnlichen britischen Kapitalien, welche im letzten Kriege in dieser Volkspflanzung angelegt sind, haben die Pflanzer in den Stand gesetzt, ihre Producte zu vermehren, und aus dem gegenseitigen Verkehr, der dadurch von selbst zwischen ihnen und unsern Kaufleuten hervorgerufen wird, kann man mit gutem Grunde die besten Folgen erwarten. Die Consignationen aus und nach dieser Colonie werden ohne Zweifel sehr bedeutend sein und ungeheuer zunehmen, sofern nur die Colonie lange in unsern Händen bleibt." Der neue Gouverneur Green trat denn auch sofort sehr energisch auf, entfernte die widerspenstigen Elemente einfach aus der Colonie und sorgte namentlich für die Entwickelung des Handels mit

England und Nordamerika. Ein Versuch Friderici's, dieses politischen Chamäleons, den Gouverneursposten wieder zu erhalten, schlug zum Glück für die Colonie fehl, da der Secretär des britischen Colonialdepartements, dem er seine Dienste angeboten, dafür höflichst dankte. Die große Ueberlegenheit der englischen Kriegsmarine sorgte auch regelmäßig für die Sicherheit der Kauffahrer, die nur selten französischen Kapern in die Hände fielen. Der neue Gouverneur war indessen unermüdlich eifrig, durch eigene Anschauung wollte er den Zustand der Colonie kennen lernen, was ihm, als einem der Landessprache Unkundigen, natürlich unendliche Mühe verursachen mußte. Dabei hielt er ein wachsames Auge darauf, daß die Vertheidigungsmittel der Colonie stets in gutem Zustande waren, weshalb auch von Zeit zu Zeit ansehnliche Verstärkungen aus England nach Surinam abgingen, da, wie Green richtig sah, im Fall eines Angriffes die weiße Bevölkerung alle Hände voll zu thun haben würde, um ihre Sklaven im Zaum zu halten. Besondere Mühe kostete es, die colonialen Finanzen, die er in ziemlich zerrüttetem Zustande vorfand, in Ordnung zu bringen, wobei namentlich die Regulirung der durch eine verwirrte Papiergeldwirthschaft außer Rand und Band gebrachten Circulation die größten Anstrengungen und Opfer erforderte. Als Green im Jahre 1805 abtrat, folgte ihm das ehrende Zeugniß der Bevölkerung, „daß er, in dessen Macht es gestanden, die Colonie die Schrecken des Krieges fühlen zu lassen, statt dessen alles aufgewendet habe, was zum Glück, zur Wohlfahrt und zum Gedeihen dieser Eroberung frommen konnte".

Langer Zeit hatte es in England bedurft, ehe die von Wilberforce angefachte Bewegung Wurzeln in der öffentlichen Meinung schlug. In Surinam war man diesen Bestrebungen von jeher mit höhnischen Blicken gefolgt, und solange die Colonie unter holländischer Herrschaft stand, wäre auch an eine Aenderung des bisherigen Zustandes nicht im entferntesten zu denken gewesen. „Die Phantasmagorien der sogenannten Philosophen", heißt es in einem von einem Holländer für Green aufgesetzten Promemoria, „erklären sich gegen diesen Handel und betrachten ihn als im Streit mit der Natur des Menschen. Der praktischen Anwendung dieser Ideen verdankt Frankreich den Verlust Domingos" — dies ist übrigens eine historische Unwahrheit — „und den Zerfall seiner andern Colonien. Frankreich wird aber allmählich von seinen thörichten philanthropischen Ideen curirt." Die Emancipationsidee machte aber in England ihre bekannten Fortschritte, und zum Entsetzen der Sklavenhalter wurde durch Parlamentsacte vom 23. Mai 1806 bestimmt, daß von nun an jährlich höchstens drei Procent der in der Colonie vorhandenen Sklavenzahl zur Ergänzung eingeführt werden dürfe. Alles Widerstreben, alle Vorstellungen bei der englischen Regierung selbst halfen nichts; das Parlament ging noch einen Schritt weiter und decretirte die vollständige Abschaffung des Sklavenhandels, welche mit 1. Jan. 1808 in Kraft treten sollte. Auch Surinam mußte sich fügen, und der Gouverneur Hughes wußte dem Schmuggelhandel bald sehr energisch das Handwerk zu legen. Selbstverständlich wurde das Los und der Zustand der Sklaven auf der Colonie durch dieses Verbot nicht im mindesten alterirt, obwol die Gouverneure, die rasch aufeinanderfolgten, nicht säumten, die unmenschliche Grausamkeit der Pflanzer nach Gebühr zu schildern. „Ich habe", schrieb einer derselben, Bonham, 1813 an Lord Bathurst, „21 Jahre in Westindien gelebt, und in jeder Colonie habe ich stets gehört, daß es eine sehr schwere Strafe für einen Neger war, wenn er an einen Pflanzer in Surinam verkauft wurde, und ich finde, daß dies vollkommen wahr ist. Ich bin noch in keiner Colonie gewesen, wo die Sklaven so schlecht behandelt werden, wo sie solche schlechte Nahrung und solche erbärmliche Kleidung empfangen und wo sie zugleich zu so schweren, ihre Kräfte übersteigenden Arbeiten gezwungen werden."

Die Continentalsperre fügte der Colonie enormen Schaden zu; da die Einfuhr colo-

nialer Producte auf dem Continent verboten war, so mußten dieselben natürlich nach England gebracht werden, wo der Markt bald überfüllt wurde. Die Preise sanken und die Pflanzer konnten ihren Verpflichtungen gegen ihre noch zahlreichen holländischen Gläubiger nicht nachkommen, weshalb ihnen auf ihr dringendes Ansuchen im Jahre 1816 vom Gouverneur ein Moratorium bewilligt wurde. Bei dieser Gelegenheit offenbarte sich aber der corrupte und demoralisirte Geist der Sklavencolonie in seiner nacktesten Blöße. Man lebte von nun an, als ob man von den Schulden überhaupt mit einem Federstrich frei geworden wäre, gab sich einer sybaritischen Lebensweise hin und nahm, um das einmal begonnene Leben fröhlich fortsetzen zu können, bei englischen Handelshäusern Geld über Geld auf. „Après nous le déluge!" schien die Losung der Pflanzer geworden zu sein. Freilich als später Bonham die geeigneten Maßregeln im Interesse der englischen Gläubiger nahm, schrie man in Surinam Zeter und wollte sich die Vormundschaft, unter die er diese Schlemmerbande stellte, nicht gefallen lassen. Die unausbleibliche Folge waren natürlich massenhafte Subhastationen, und mancher Pflanzer, der in jener Zeit im Luxus förmlich geschwelgt hatte, ging als Bettler von Haus und Hof.

Napoleon war indessen gestürzt, die Niederlande hatten ihre Unabhängigkeit wiedererhalten, und in der Londoner Convention vom 13. Aug. 1814, die später durch den Frieden von Paris (20. Nov. 1815) bestätigt wurde, verpflichtete sich England, alle eroberten Besitzungen, mit Ausnahme von Berbice, Demerary, Essequebo und des Cap der guten Hoffnung, an Holland zurückzugeben, während letzteres zugleich versprechen mußte, dem Sklavenhandel entgegenzutreten. Der Generalmajor van Panhuys, der mit etwa 1000 Mann niederländischer Truppen sich eingeschifft hatte, übernahm am 27. Febr. 1816 im Namen König Wilhelm's I. die Regierung der Colonie. Einige kleine Veränderungen in der Organisation der Verwaltung ausgenommen, blieb der Zustand Surinams im allgemeinen so, wie er unter der englischen Regierung gewesen war. Der Schmuggelhandel mit Sklaven lebte jedoch nach dem Abtreten Bonham's wieder auf, und derselbe muß ziemlich offen betrieben worden sein, da England sich genöthigt sah, die niederländische Regierung mehreremal zur Erfüllung der in der Londoner Convention eingegangenen Verpflichtungen zu ermahnen, bis endlich am 4. Mai 1818 zwischen beiden Mächten im Haag ein Tractat unterzeichnet wurde, durch welchen bestimmt wurde, daß fortan in Surinam ein gemischter, d. h. aus Engländern und Niederländern zusammengesetzter Gerichtshof niedergesetzt werden sollte, um dem Sklavenhandel Einhalt zu thun. Uebrigens war derselbe auch durch Art. 60 der niederländischen Verfassungsurkunde verboten.

Mit der Rückkehr der Holländer kam eine allgemeine Umänderung in den Zustand der Colonie, der sich namentlich auf wirthschaftlichem Gebiete in sehr empfindlicher Weise fühlbar machte. Unter englischer Herrschaft war der Landbau zu großer Blüte emporgestiegen, einzelne Districte konnten sich den wohlhabendsten Volkspflanzungen Englands kühn zur Seite stellen; außerdem hatte der früher kaum nennenswerthe Handel der Colonie einen ungeheuern Aufschwung genommen; die Colonialwaaren, die früher unmittelbar und direct nach Holland consignirt werden mußten, wurden zwar auch nach England gesandt, aber sie wurden in der Colonie selbst verkauft. Speculation und Handel blühten dadurch natürlich empor; die Einfuhr von England nahm in demselben Maße zu, wodurch ein Kleinhandel ins Leben gerufen wurde, der vorher in Surinam kaum dem Namen nach bekannt gewesen war. Dazu kam, daß die Gouverneure, Beamten, Offiziere und Agenten der britischen Handelshäuser auf sehr hohem Fuße lebten und der Luxus, der auf diese Weise zu immer tiefern Schichten der Gesellschaft herabstieg, hatte wenigstens den Vortheil, daß der Güter- und Werthumlauf beschleunigt wurde. Dazu kam noch das schon erwähnte Moratorium den holländischen Gläubigern gegenüber und die Bereitwilligkeit der engli-

schen Kapitalisten, stets neue Vorschüsse zu leisten. Mit dem Abzuge der Engländer verschwand auch dieser Zustand wie mit einem Zauberschlage. Die Colonialwaaren wurden nun direct nach Holland gebracht; die holländischen Kapitalisten drangen auf Bezahlung von Zins und Kapital, die englischen Kaufleute, die jetzt keine Waaren mehr nach Surinam versenden konnten, verlangten Rimessen; Landbau und Handel gingen zurück, die Wechselcurse stiegen, da man nur mit Mühe baar Geld in der Colonie auftreiben konnte, und der Werth des Papiergeldes sank, Zwangsverkäufe von Plantagen und Häusern waren an der Tagesordnung — kurzum, Surinam war auf einer sehr abschüssigen Bahn des Rückschrittes, eine Bewegung, die im Grunde genommen noch bis auf diesen Tag fortdauert. Daß mit letzterer Behauptung nicht zu viel gesagt ist, geht daraus hervor, daß Surinam damals, also im Jahre 1828, noch keiner Subsidien aus dem Mutterlande bedurfte wie heute, und daß die Verwaltungskosten der übrigen westindischen Inseln aus den Revenuen von Surinam gedeckt wurden. Dazu kam noch das Unglück, daß Paramaribo im Jahre 1821 durch einen Brand fast ganz vernichtet wurde, wobei der Schaden sich auf über 16 Mill. Fl. belief. Die Unzufriedenheit stieg höher und höher, äußerte sich unverhohlen und drang bis nach Holland, wo man sich der Ueberzeugung nicht verschließen konnte, daß in vielen Hinsichten durchgreifende Veränderungen vorgenommen werden müßten, wenn die Zukunft der Colonie überhaupt gesichert sein sollte. Die Regierung schloß sich der öffentlichen Meinung an und sie sandte den Generalmajor van den Bosch als außerordentlichen Commissar nach Surinam, denselben Mann, der später im Ostindischen Archipel eine so hervorragende Rolle spielen sollte.

Mit der ihm zur zweiten Natur gewordenen Energie machte sich van den Bosch sofort ans Werk. Vor allen Dingen handelte es sich darum, ein neues Regierungsreglement zu schaffen und einen ganz neuen Grundbau für die Verwaltung der Colonie zu legen. Am 21. Juli 1828 wurde die neue Organisation, die schon mit 1. Aug. in Kraft trat, bekannt gemacht. Von nun an sollten Surinam und alle westindischen Inseln unter der Regierung eines Generalgouverneurs stehen, der in Paramaribo residiren müßte; die Befugnisse des Gouverneurs wurden bedeutend erweitert, dagegen der Justiz- und Polizeihof, von jeher die Brutstätte von allem Unheil, das über die Colonie gekommen, aufgelöst und dafür ein „Hoher Rath“ eingesetzt, der fortan nicht mehr aus Colonisten bestehen durfte, sondern direct von der Regierung ernannt wurde. Dieser Hohe Rath bestand aus vier Beamten: dem Generalprocurator, dem Generalcontroleur der Finanzen, dem Generalcommissar der Domänen und dem Commissar für die einheimische Bevölkerung, die Sklaven mit eingerechnet; der letztere Beamte war zugleich mit der Aufsicht über das Armen-, Kirchen- und Schulwesen betraut; der Präsident der Civil- und Strafkammer, sowie der Vorsitzende des Gemeinderathes von Surinam konnten in besondern Fällen vom Generalgouverneur als berathende Mitglieder zu den Sitzungen des Hohen Rathes beigezogen werden. Alle Gesetze mußten von letzterm entworfen und der königlichen Genehmigung unterbreitet werden; die Unabhängigkeit der richterlichen Macht wurde ausdrücklich gewährleistet; Angelegenheiten von localem Charakter, wie öffentliche Anstalten, Etablissements, Waisenkammern, öffentlicher Cultus, Armenversorgungsanstalten, Unterricht u. s. w. standen unter directem Einfluß der Gemeindeautoritäten. Vor allem aber hatte van den Bosch sein Augenmerk auf die Verbesserung des Loses der Sklaven gerichtet und er stellte als obersten Rechtsgrundsatz auf, daß die Sklaven nicht nur als Sachen, sondern auch als Personen betrachtet werden müssen; Mishandlung derselben wurde aufs strengste untersagt und dem Commissar für die einheimische Bevölkerung in diesem Sinne sehr weitgehende Befugnisse und Vollmachten ertheilt. Schließlich wurden allen freien Einwohnern der Colonie, ohne Unterschied des religiösen Bekenntnisses und der Farbe, dieselben bürgerlichen Rechte zuerkannt, nachdem die Privilegien der Juden, deren Gleichstellung mit den

Bekennern der christlichen Religion bei der Besitzgreifung der Colonie durch Panhuys ausgesprochen war, als überflüssig schon im Jahre 1825 aufgehoben waren. Der Handel blieb, wie von einem warmen Anhänger des Prohibitivsystems, das van den Bosch später in Ostindien in großem Maßstabe durchführte, nicht anders erwartet werden konnte, sowol hinsichtlich der Ein- als Ausfuhr auf das Mutterland beschränkt; dagegen rief er die Westindische Bank ins Leben, die nicht nur die im argen liegende Circulation verbessern, sondern auch dem Landbau unter die Arme greifen sollte, in dessen Interesse er sogar eine Landesplantage, eine Art landwirthschaftlicher Versuchsstation, anlegen ließ. Am 1. Aug. 1828, an demselben Tage, an welchem das neue System ins Leben treten sollte, verließ van den Bosch die Colonie und kehrte nach Holland zurück.

Wenn der spätere Erfolg diesen Bemühungen nicht entsprach und im Grunde genommen fast alles beim alten blieb, so lag die Schuld nicht an van den Bosch, dem der Vorwurf einer zu hastigen und sich überstürzenden Reformpolitik gewiß nicht gemacht werden kann, sondern an ganz andern Verhältnissen. Sofort nach seinem Weggange erhob der reactionäre Geist wieder kühn sein Haupt, die Männer, die mit der Durchführung der Reformen betraut waren, hatten weder das richtige Verständniß derselben noch das sittliche Prestige; die Verordnungen hinsichtlich einer mildern und menschlichern Behandlung der Sklaven blieben lange ein todter Buchstabe. Die surinamische Aristokratie behandelte die Juden und freien Farbigen als Parias, nicht alle Gouverneure besaßen die Energie, um den plutokratischen Intriguen die Spitze zu bieten, und was das Schlimmste war, nicht selten fanden letztere ihre beste Stütze bei der Regierung des Mutterlandes selbst. Ueberdies schien die Colonie unter einem unglücklichen Gestirn zu stehen, denn im Jahre 1832 (3. und 4. Sept.) wurde Paramaribo zum zweiten mal fast ganz in Asche gelegt, diesmal durch Brandstiftung. Vier junge Neger waren aus Furcht vor Strafe ihren Herren entlaufen; der eine, im Dienst einer freien Negerin, hatte beim Einkauf von Brot $2\frac{1}{2}$ C. zu viel ausgegeben; ein anderer, der für seine im Rufe großer Grausamkeit stehende jüdische Herrin Naschwerk in den Straßen Paramaribos verkaufen mußte, hatte 8 C. verloren, und aus Furcht, ausgepeitscht zu werden, flohen beide mit einigen andern Sklaven in den nahe gelegenen Wald. Der Hunger trieb sie aber wieder nach der Stadt; alle Versuche, sich in den Besitz von Eßwaaren zu setzen, mislangen; wie wilde Raubthiere wurden sie überall verjagt, und in der Verzweiflung faßten sie den Entschluß, das Haus eines Juden, in dem ein großer Vorrath von Lebensmitteln war, anzuzünden, um in der allgemeinen Verwirrung in den Besitz der letztern zu kommen und vor dem Hungertode bewahrt zu bleiben. Der Brand griff um sich und wüthete zwei Tage; der dadurch angerichtete Schaden belief sich auf etwa 1 Mill. Fl., Menschenleben waren aber nicht zu beklagen. Das Complot wurde entdeckt, die Schuldigen wurden angeklagt, und der Generalprocurator verlangte für den Hauptschuldigen die Todesstrafe mittels Stranges, sodann sollte sein Haupt abgeschlagen und öffentlich ausgestellt werden, während die übrigen mit Tamarindenruthen scharf ausgepeitscht, gebrandmarkt und dann für kürzere oder längere Zeit in Ketten geschmiedet und zu Zwangsarbeit verurtheilt werden sollten. Der Gerichtshof war aber der Meinung, daß diese Strafe nicht schwer und abschreckend genug sei, und verurtheilte im Namen des Königs drei der Schuldigen — sie waren kaum 16 Jahre alt — lebendig verbrannt zu werden, zwei zum Galgen und die übrigen zu scharfer Auspeitschung. Am 26. Jan. 1833 wurden diese Urtheile dann auch öffentlich in Paramaribo vollzogen. Die Bemühungen van den Bosch's, einen humanern Geist in der Colonie zu pflanzen, hatten also schöne Früchte getragen! Ein anderer schwerer Schlag, der der Colonie versetzt wurde, war das von England und Frankreich während der belgischen Revolution und deren Folgen auf holländische Schiffe gelegte Embargo;

denn nicht nur stand die Ausfuhr der Colonialproducte vollständig still, sondern die Zufuhr von Lebensmitteln hörte auf, wodurch eine sehr empfindliche Theuerung entstand.

Innerhalb weniger Jahre war es der Reaction gelungen, die letzten Spuren der Thätigkeit van den Bosch's zu verwischen; das eine Reglement folgte auf das andere, das Commissariat für die einheimische Bevölkerung wurde aufgehoben und die „Sklavenbevölkerung dem besondern Schutze der Colonialregierung empfohlen, welche die zweckmäßigsten Mittel dazu anwenden wird, soweit dies ohne die Verletzung der Rechte der Eigenthümer und ohne die Ruhe und Sicherheit der Colonie in die Wagschale zu legen, geschehen kann". Der unmenschlichsten Behandlung der Sklaven war damit natürlich wieder Thür und Thor geöffnet. Welcher Geist jetzt in der Colonie herrschte, kann man am besten aus der neuen Organisation der dienstthuenden Schuttery, wie sie von der Regierung versucht wurde, sehen. Dieselbe war in vier Compagnien eingetheilt, wovon die erste bestehen sollte aus Verheiratheten und Witwern und solchen, die, obwol nicht verheirathet, aus einer rechtmäßigen Ehe geboren oder durch folgende Heirath legitimirt waren; die zweite und dritte aus Unverheiratheten, die aus keiner legitimen Ehe geboren und auch durch darauffolgende Heirath nicht legitimirt wurden, die vierte endlich aus freigeborenen und freigelassenen Negern! Da in Surinam die Zahl der außerehelichen Geburten die der ehelichen bei weitem übertraf, so wurde damit der überwiegenden Mehrheit der Bevölkerung ein Faustschlag ins Gesicht versetzt, und in der That gab sich die allgemeine Entrüstung darüber so unzweideutig kund, daß der Gouverneur van Heeckeren, ein fossiler Reactionär, als er den Ausbruch eines Aufstandes befürchtete, für gut fand, den Entwurf zurückzuziehen.

Mit Elias, bisherigem Generalsecretär im Colonialministerium, trat im Jahre 1842 ein Generalgouverneur an die Spitze der Verwaltung, der endlich den Muth hatte, durchgreifendere Mittel anzuwenden. Die Reaction, die bisher gewohnt war, in dem Landvogt einen Strohmann zu sehen und durch ihn zu herrschen, sah sich bitter getäuscht, als Elias damit begann, den widerspenstigen Beamten und Autoritäten ihren Standpunkt deutlich klar zu machen und die Verhältnisse der Sklaven rechtlich zu regeln. In Amsterdam — denn noch existirte die Octroyirte Compagnie, wenn auch mehr als Mumie — setzte man Himmel und Hölle in Bewegung, um den Reformen entgegenzuarbeiten, schrie über Verletzung verbriefter Rechte, und es verstand sich von selbst, daß das in Amsterdam gegebene Beispiel in der Colonie selbst Nachahmung fand. Man kann sich des Gefühls der tiefsten Entrüstung nicht erwehren, wenn man in einer Adresse der amsterdamer Kaufleute an die Regierung liest, daß die Verordnungen von Elias die „unentbehrliche häusliche Zucht" unter den Sklaven verhindere. Diese Verordnungen bestanden aber einfach darin, daß er die Anzahl der einem Sklaven zu ertheilenden Peitschenhiebe beschränkte; die Abstrafung mußte im Fort Zeelandia geschehen, und die Gerichtsdiener fanden ihre Haupteinkommensquelle in der Vollstreckung dieser Strafen, und die Gebühren steigerten sich mit der Anzahl der Hiebe. Elias bemerkt ausdrücklich, er habe sich erst ins Mittel gelegt, als die Anzahl der Hiebe mit Tamarindenruthen 2—300 betrug! Die Unverschämtheit ging endlich so weit, daß man sich direct an den Colonialminister Baud wandte und die Abberufung von Elias verlangte, als eines Mannes, „der mehr in leidenschaftlicher als wohldurchdachter Weise philanthropische Ideen verfechte und in dessen Betragen man die nothwendigen conservativen Principien vermisse". Als Baud Thatsachen verlangte, schwiegen sie still, und als sie sich direct an den König wandten, wurden sie abschlägig beschieden. Als man endlich mit großer Mühe einen, aber nur scheinbaren Anhaltspunkt gefunden zu haben glaubte, setzte man eine förmliche Anklageacte gegen Elias auf; aber auch das war erfolglos, die Ehrenmitglieder des colonialen Rathes, welche sie unterzeichnet hatten, ebenso die Mitglieder des Gerichtshofes

wurden durch königliches Decret entlassen. Auch die Zweite Kammer der Generalstaaten wurde bestürmt, aber das Resultat war dasselbe; die zur Untersuchung der Klagen niedergesetzte Commission erklärte, „daß keine einzige That des Gouverneurs angegeben sei, welche die von den Adressanten gegen ihn erhobenen Beschuldigungen nur im geringsten rechtfertigen würde". Elias wartete jedoch diese Erklärung nicht mehr ab; er fühlte weder die Lust noch den Beruf, gegen Egoismus und Verleumdungen den hoffnungslosen Kampf noch fortzusetzen, und die nachgesuchte Entlassung wurde ihm bewilligt, nachdem kurz vorher die administrative Trennung Curaçaos und der andern westindischen Inseln von Surinam ausgesprochen worden war.

Die Freude der Sklavenbarone sollte aber nur von kurzer Dauer sein, denn der folgende Gouverneur, Baron van Raders, der im October 1845 in der Colonie ankam, war ebenso wenig wie sein Vorgänger ein Freund von Peitschenhieben und des Spanischen Bockes, und er gab seine Meinung auch sofort nach seiner Ankunft in unzweideutiger, nicht miszuverstehender Weise zu erkennen. Um die Hebung des Landbaues machte er sich überdies außerordentlich verdient, und es gelang ihm auch, das allgemeine Vorurtheil, daß Feldarbeit für den freien Mann eine Schande sei, zu besiegen und die Masse der freigelassenen Sklaven, die vorher lieber gehungert, als sich zum Tagelohn auf Plantagen verstanden hatten, zu tüchtigen Arbeitern heranzuziehen; selbst die Buschneger boten ihre Dienste dazu an. Verschiedene Versuche, Colonisten aus Europa in Surinam anzusiedeln, schlugen jedoch fehl und kosteten der Regierung enorme Summen; nur eine Anzahl Würtemberger, die sich später unter der Anführung des Corporals Kappler an der Marowyne niederließ, gelangte zu einiger Bedeutung. Im Jahre 1852 trat van Raders ab, nachdem ihm vorher die Kränkung zutheil geworden war, seine besten Absichten selbst von der Regierung miskannt sehen zu müssen. So viel indessen hatte man einsehen gelernt und diese Ueberzeugung drang auch allmählich in allen Schichten der Bevölkerung des Mutterlandes durch, daß, sofern man nicht mit der Ausrottung des Grundübels, der Sklaverei selbst, beginne, von Reformen und Verbesserungen im Ernste nicht die Rede sein konnte. Der Einfluß der beiden feindlich einander gegenüberstehenden Parteien, der Sklavenhalter und der Emancipisten, drang bis zu den tiefsten Schichten des öffentlichen Lebens in der Colonie durch, drückte allen Bestrebungen das eigentliche Siegel auf und lähmte oder paralysirte die Thätigkeit auch der einsichtsvollsten und von den besten Gesinnungen beseelten Gouverneure. Die im Jahre 1849 zu Stande gekommene Verfassungsrevision in Holland hatte die Befugnisse der Zweiten Kammer bedeutend erweitert, und vor ihr Forum mußten nun alle öffentliche Angelegenheiten gebracht werden, die das Lebensinteresse des Volkes näher oder entfernter berührten. Die letzte Stunde der Sklaverei sollte bald schlagen, und wenn von dem Freudenjubel der Freigemachten die dumpfe Klage der Herren über den in gewisser Aussicht stehenden Ruin gar grell abstach, so ist dies weiter nichts als die gerechte Nemesis der Geschichte. Zuvor jedoch einige Bemerkungen über die Wirksamkeit der Mährischen Brüder, beinahe den einzigen Lichtblick, der die düstere Geschichte der Colonie erhellt, um so mehr, als ihre Wirksamkeit mit der Emancipation sehr genau zusammenhängt.

Auf seiner Reise nach England hielt sich der fromme Spangenberg im Jahre 1734 einige Tage in Amsterdam auf; es war dies gerade zu einer Zeit, wo man Angehörige aller Nationen als willkommene Colonisten in Surinam aufnahm. Der Stiftung einer Brudergemeine in Holland selbst wußten die calvinistischen Prädicanten alle möglichen Hindernisse in den Weg zu legen, und so trat Spangenberg in Unterhandlung mit den Directoren der Compagnie, und im Jahre 1735 wurden drei Brüder zur nähern Untersuchung der dortigen Verhältnisse nach Surinam abgesandt. Ihre Berichte scheinen einen günstigen Eindruck gemacht zu haben, denn im Jahre 1739 erlangte die Gemeinde das

Niederlassungsrecht in der Colonie. Ihr Hauptzweck war natürlich die Missionsthätigkeit, sie sahen sich aber sofort nach ihrer Ankunft in allen ihren Erwartungen bitter getäuscht. Denn nicht nur hatten sie die Eigenthümer der Sklaven und die andern in Paramaribo wohnenden Sklavenhalter gegen sich, sondern auch von kirchlich-protestantischer Seite wurden sie auf das gehässigste angefeindet; Spott- und Verleumdungslibellen über sie wurden von den kirchlichen Behörden in Holland nach Paramaribo geschickt; an letzterm Orte selbst waren sie den orthodoxen Calvinisten ein Dorn im Auge, sodaß sich die Brudergemeine, der feindlichen Behandlung endlich müde, im Jahre 1740 genöthigt sah, die Stadt zu verlassen und sich auf einer benachbarten, ganz verfallenen kleinen Plantage niederzulassen. Allein der Platz war nicht günstig gelegen; trotz des größten Fleißes — sie bearbeiteten die Plantagen selbst — war es ihnen nicht möglich, von ihrer Hände Arbeit zu leben, sie wandten sich deshalb 1745 nach Berbice, und auch von da durch die Machinationen der sklavenhaltenden Pflanzer vertrieben, kehrten sie wieder nach Paramaribo zurück, von wo aus sie die Bekehrung der Indianer betrieben. Im Jahre 1757 zählte ihre Gemeinde schon 300 Angehörige. Wie man auch über das Missionswesen und seine Berechtigung sonst denken mag, unsere Achtung und Bewunderung können wir diesen Männern nicht versagen, welche mit einer ans Unglaubliche grenzenden Selbstverlegnung und Uneigennützigkeit, mit zäher Ausdauer und mit einem seltenen Muthe sich mitten unter die wilden Stämme der Arawakken und der Karaiben begaben, umringt von Gefahren aller Art, in stetem Kampfe mit den Schrecken der sie umgebenden Natur und einem mörderischen Klima, einzig und allein ihr Ziel vor Augen hatten. Die Indianer lernten bald recht gut begreifen, daß diese Sendboten, von einem ganz andern Zweck getrieben als die übrigen Europäer, zu ihnen kamen, und deshalb hörte man auch nie, daß einer der Missionare mishandelt oder ermordet wurde. Im Jahre 1815 mußte übrigens die Mission unter den Arawakken aufgegeben werden, da die Arbeit unter den Negersklaven, besonders unter den Freigelassenen, alle ihre Kräfte in Anspruch nahm. Im Jahre 1762, als der Friede mit den Aukanern und den Saramacca, zwei Buschnegerstämmen, geschlossen war, begaben sich auf den Wunsch des damaligen Gouverneurs und der Häuptlinge der Buschneger selbst einige Brüder in die Wälder und wirkten auch hier mit dem besten Erfolge. Ist, wie wir voraussetzen müssen, die Bekehrung einzelner Angehöriger dieser Stämme eine vorherrschend nur äußerliche gewesen, so war doch die mildere Gesinnung, die auf diese Weise verbreitet wurde, von unschätzbarem Nutzen für die Colonie, und wenn der Friede mit diesen Stämmen hauptsächlich durch die Bemühungen und die Vermittelung dieser Missionare zu Stande kam, so ist ihnen wiederum in erster Linie zu danken, daß derselbe von seiten der Buschneger stets treu und ehrlich gehalten wurde. In Paramaribo selbst begann das Vorurtheil gegen die Brudergemeine bessern Einsichten Platz zu machen; angesehene Einwohner unterstützten dieselbe; manche gaben ihren Sklaven die Erlaubniß, zum Christenthum überzutreten, und mit richtigem Blick erkannten die meisten Gouverneure in den Brüdern sehr tüchtige Werkzeuge zur Unterstützung ihres Bestrebens, das Los der Sklaven menschlicher und erträglicher zu gestalten. Freilich, Anfeindungen und Verfolgungen der gehässigsten Art gegen sie blieben nicht aus, sie ertrugen aber alles mit Geduld, und als die Ketten der Sklaven endlich durch einen gesetzgeberischen Act im Mutterlande fielen, durfte sich die Brudergemeine mit Recht einen Theil des Ruhmes vindiciren. Es war im Jahre 1848, also zu einer Zeit, in welcher die Einmischung eines andern in die Behandlung der Sklaven noch für eine Art Majestätsverletzung galt, als der in Holland weilende Vorsteher der evangelischen Brudergemeine in Surinam, Otto Tank, durch Wort und Schrift unermüdlich für die Verbesserung des Loses der Sklaven wirkte. „Der Zustand der englischen Colonien in Westindien", schrieb er unter anderm, „ist nach allen Zeugnissen im allgemeinen günstig; Glück und Wohlfahrt, ver-

bunden mit Sittlichkeit und Fleiß, breiten sich überall aus und schlagen Wurzeln. Diese Erfahrung habe ich gemacht, und ich würde unehrlich handeln, wenn ich meine Ueberzeugung nicht, wie es einem freien Niederländer gebührt, offen und ehrlich darlegte. Während ich Surinam schon kannte, habe ich auch noch die meisten Sklavenländer in Westindien und Nordamerika besucht, und das Resultat ist, daß ich nirgends eine so schlechte Behandlung der Sklaven gesehen habe als in Surinam. Wo sieht man sonst die Neger nackt und durch Peitschenhiebe verwundet über die Straße gehen? Nicht einmal während der Arbeit sind die Sklaven auf den dänischen Besitzungen unbekleidet. Wo als bei uns wird der Neger gestraft, weil er es gewagt hat, zu klagen, wo wird er so unmenschlich gestraft als bei uns? Nach uns kommen die Franzosen und dann die Spanier." Ein solches Zeugniß konnte nicht ungehört im Winde verhallen, und die Resultate eines totalen Umschlages in der öffentlichen Meinung und im Zustande der Colonie zeigten sich bald. Schon im Jahre 1850 wurden die mit der Freilassung verbundenen lästigen Formalitäten abgeschafft, und am 6. Febr. 1851 erschien ein königliches Decret, welches über die Behandlung der Sklaven, ihren Unterhalt, die ihnen zuzumuthende Arbeit, über Bestrafung u. s. w. genaue Vorschriften enthielt.

Begreiflicherweise konnte aber der tiefeingewurzelte Baum nicht auf Einen Hieb fallen. Ueber die Nothwendigkeit der Abschaffung der Sklaverei war man zwar einig geworden, aber über die Mittel und Wege zur Einführung dieser in das ganze Leben der Colonie so tief eingreifenden Maßregel gingen die Ansichten sehr auseinander. Eine durch königliches Decret vom 29. Nov. 1853 ernannte Commission veröffentlichte im Jahre 1855 ihren Rapport mit praktischen Vorschlägen zur Abschaffung der Sklaverei; derselbe wurde aber, obwol er viel brauchbares Material und werthvolle Winke enthielt, als ganz unpraktisch beiseitegelegt. Ein weiterer Gesetzesvorschlag unter dem Colonialminister Myer, der schon vor die Zweite Kammer gebracht war, kam nicht zur Berathung, weil Myer schon 1858 abtrat; Rochussen trat im October 1858, April und September 1860 mit drei verschiedenen Entwürfen hervor; aber auch diese gelangten nicht vor das Forum der Volksvertretung, bis es endlich dem neuen Minister Loudon 1861 gelang, einen von drei Fachmännern, worunter sich ein früherer Gouverneur von Surinam und ein Gouverneur von Curaçao befanden, ausgearbeiteten Gesetzentwurf vorzulegen, der die gleichzeitige Emancipation aller Sklaven, finanzielle Entschädigung der Sklaveneigenthümer, eine Art Staatsaufsicht während einer bestimmten Zeit über die frei gewordenen Sklaven und zugleich die Einwanderung fremder Arbeiter unter Leitung und Aufsicht der Regierung als die bei der Emancipation zu befolgenden Grundmaximen empfahl. Glücklicherweise verfiel dieser Entwurf trotz des Rücktrittes von Loudon nicht dem Schicksal seiner Vorgänger, da der neuauftretende Minister Uhlenbeck die Erklärung abgab: „den Gesetzentwurf als von ihm selbst vorgelegt zu betrachten." Am 2. Juli 1862 begannen die Debatten in der Kammer. Durch eine Masse von Amendements, die von der Kammer angenommen wurden, wurde aber der Regierung bei der Frage das Heft so ziemlich ganz aus den Händen genommen; die Mehrheit der Volksvertretung schien von der Wichtigkeit der Sache nur eine sehr unvollkommene Vorstellung zu haben; denn nicht nur wurde die Geldentschädigung sehr bedeutend beschnitten, man setzte die Zeit der Staatsaufsicht über die freierkärten Neger auch bedeutend herab oder machte sie ganz illusorisch, und die ursprünglich vorgeschlagene „Leitung und Beaufsichtigung" der Einwanderung durch die Regierung schwächte sich in eine nichtssagende „Aufmunterung der Einfuhr von Arbeitern durch Private" ab. Am 3. Oct. 1862 wurde in Surinam die Freierklärung aller Sklaven durch den damaligen Gouverneur van Lansbergen feierlich verkündet. Da in den letzten Jahren die Zahl der in die Wälder weggelaufenen Sklaven bedeutend zugenommen hatte und es den Pflanzern bei der nunmehr zu regulirenden Geldentschädigung natürlich

darum zu thun sein mußte, durch die Anwesenheit der Sklaven den Beweis des Eigenthums zu liefern, so erschien am 20. Oct. 1862 ein königlicher Aufruf an die weggelaufenen Sklaven, in welchem diese unter Zusicherung vollständiger Straflosigkeit aufgefordert wurden, sich bei ihren frühern Herren wieder einzufinden. Die Sache drängte, denn die zur Aufnahme des Sklavenbestandes in der Colonie ernannte Commission war jeden Augenblick bereit, ihre Arbeiten zu beginnen, und es verstand sich von selbst, daß die Pflanzer nur für die wirklich vorhandenen Sklaven Entschädigung beanspruchen und erhalten konnten. Allein zu den entflohenen Sklaven war entweder die Kunde der genannten königlichen Proclamation nicht gedrungen oder sie mistrauten ihr — nicht ein einziger Sklave kehrte freiwillig zurück, weshalb man sich genöthigt sah, eine Expedition auszurüsten, nicht um sie mit Gewalt zurückzubringen, sondern um ihnen die Nachricht der Amnestie zu überbringen. Ein ziemlich starkes Detachement machte sich auf den Weg; unglücklicherweise hatte man aber versäumt, nach dem Vorbilde früherer Expeditionen Unterhändler an den Hauptmann der Neger zu senden, um diesen von den friedfertigen Gesinnungen der Ankommenden zu benachrichtigen; mitten in den undurchdringlichen Wäldern wurde sie plötzlich überfallen, und da an Vertheidigung durchaus nicht zu denken war, da die Gewehre nicht einmal geladen waren, so mußte man selbst mit Zurücklassung der tödlich Verwundeten sich zum Rückzuge entschließen. Einer zweiten, mit bedeutend verstärkter Truppenmacht abgesandten Expedition gelang es zwar, tiefer in den Wäldern vorzudringen, allein sie mußte vor einem großen Sumpf halt machen, und nach bedeutenden Verlusten kehrte auch sie unverrichteter Dinge zurück, während die Neger sich noch tiefer in die Wälder zurückzogen. Die in Aussicht gestellte Amnestie hatte also keineswegs die gewünschte Wirkung; der Haß der früher so unmenschlich mishandelten Neger hütete sich wohl, durch ihre freiwillige Rückkehr ihren grausamen Herren noch einen pecuniären Vortheil zu verschaffen. Im übrigen lief die Verification der Sklaven in der besten Ordnung und ohne die geringste Störung ab, der den Sklaven von ihren Herren stets zugeschriebene bösartige Charakter zeigte sich nirgends.

Der 1. Juli 1863, der Tag, der endlich den Sklaven die lange ersehnte Freiheit bringen sollte, war indessen angebrochen, und 21 Kanonenschüsse vom Fort Zeelandia gaben morgens um 6 Uhr das Zeichen, daß die Sonne zum ersten mal über eine ganz freie Bevölkerung aufgegangen war; ungeheuere Menschenmassen wälzten sich durch die Straßen Paramaribos, und eine Negerdeputation begab sich zum Gouverneur, um demselben für das Geschenk der Freiheit ihren Dank auszusprechen; singend und tanzend durchzogen die Freigewordenen die Straßen, und es wird auch nicht von einer einzigen Störung der Ordnung oder von Verübung von Excessen berichtet, gewiß die beste Widerlegung der vorher geäußerten Befürchtungen, daß die Sklaven die neue Freiheit nicht ertragen könnten, ohne für die Existenz der Colonie gefährlich zu werden.

Aber die Tage der Freude gingen vorüber und die ernsten Werkeltage der Arbeit begannen. Man suchte die Neger auf alle Weise zu überreden, Arbeitscontracte mit den Plantagenbesitzern zu schließen; viele thaten dies auch, aber es verging doch geraume Zeit, ehe sie sich an ein seßhaftes Leben gewöhnt hatten. Die weggelaufenen Sklaven, gegen welche zwei vergebliche Expeditionen unternommen worden waren, waren indessen unter der Anführung ihres Hauptmannes zurückgekehrt und siedelten sich mit Erlaubniß des Gouverneurs auf einer verfallenen Plantage an.

Die Zukunft der Colonie war aber eine nichts weniger als hoffnungsvolle. Viele Pflanzer hatten noch vor der Emancipation liquidirt und alles zu Gelde gemacht und schickten sich zur Abreise an; für die, welche ihre Plantagen behalten hatten, lag das Lebensinteresse in der Gewinnung der nothwendigen Arbeitskräfte, um ihre Plantagen productiv zu machen. Daß die frei gewordenen Neger bei ihren frühern Herren bleiben

und die Arbeit in der bisherigen Weise fortsetzen würden, war natürlich nicht zu erwarten; sie beschäftigten sich im Anfang meistens mit der Jagd und dem Fischfang, und die üppige Fruchtbarkeit des Bodens, die ihnen fast ohne Arbeit den nothwendigen Lebensunterhalt gewährte, war ebenfalls kein Factor, der sie zur Fortsetzung der Arbeit aufgemuntert hätte. Vermöge der Staatsaufsicht, unter welche die Emancipirten vorderhand noch gestellt waren, waren die Plantagenneger verpflichtet, mit dem einen oder andern Pflanzer Arbeitscontracte abzuschließen; da aber nicht alle dasselbe zu bieten hatten, auf der einen Pflanzung die Arbeit härter und schwieriger war als auf der andern, so kam der Fall häufig vor, daß auf manchen Plantagen gar keine Arbeiter waren. Hätte man mit der Freierklärung zugleich die gewiß nicht harte und wohl durchführbare Bestimmung getroffen, daß jeder Sklave auf der Plantage, zu der er im Augenblicke der Emancipation gehörte, noch einige Jahre gegen Lohn hätte arbeiten müssen, dann wären viele Pflanzer vor vollständigem Ruin bewahrt geblieben, abgesehen davon, daß das umherschwärmende Vagabundenleben, dem sich die Neger im Anfange überließen, dadurch von vornherein unmöglich gemacht worden wäre. Die größten Hoffnungen hatte man noch auf die Einführung von Kulis aus China gesetzt, und die im Jahre 1865 in Amsterdam errichtete „Surinamische Einwanderungsgesellschaft" berechtigte ebenfalls zu den schönsten Erwartungen. Man hatte aber den unverzeihlichen Fehler begangen, die nothwendigen Schritte zur Herbeiziehung fremder Arbeiter erst dann einzuleiten, als die Emancipation schon zur Thatsache geworden war, statt wenigstens einige Jahre vorher auf Herbeischaffung des geeigneten Ersatzes bedacht zu sein. Versuche, aus Demerary und den andern benachbarten Colonien Arbeiter kommen zu lassen, schlugen ebenfalls fehl, da die englische Regierung dies aus leichtbegreiflichen Gründen zu verhindern suchte; hier und da kam eine Ladung Kulis an; aber die Hoffnung, mit der man sich anfangs geschmeichelt hatte, innerhalb zehn Jahren etwa 25000 Chinesen einzuführen, erwies sich schon nach kurzer Zeit als illusorisch, da die englische Regierung die Ausfuhr von Kulis aus chinesischen Häfen verbot; die genannte Gesellschaft in Amsterdam konnte also den von ihr übernommenen Verpflichtungen auch nicht nachkommen. Daß die Regierung in Holland nicht direct für die Einfuhr von Immigranten sorgte, war in Anbetracht der im Jahre 1858 gemachten Erfahrungen, wo 500 Chinesen aus Macao auf Staatskosten nach Surinam gebracht wurden, leicht zu begreifen; das einzige, was sie zugestand, war dies, daß sie für die Zeit von fünf Jahren jährlich 1 Mill. Fl. für Einfuhrprämien der Colonialregierung zur Verfügung stellte. Man wußte dies in der Colonie; aber statt zeitig auf Abhülfe zu denken und selbst Hand ans Werk zu legen, verließ man sich auf die Thätigkeit und Hülfe der amsterdamer Gesellschaft, und erging sich, als auch diese Hoffnung fehlschlug, in den bittersten Klagen. Uebrigens darf nicht verschwiegen werden, daß viele Pflanzer, allein auf die eigene Kraft vertrauend, mit lobenswerther Energie sich unter den schwierigsten Verhältnissen über Wasser hielten. Hatte man sich bei der Emancipation mit der Hoffnung getröstet, daß für kurze Zeit der Ausfall am Arbeitsproduct der Colonie nur ein Drittel betragen würde, um nachher wieder die vorige Höhe zu erreichen, so hatte man sich auch hierin einer großen Täuschung hingegeben; denn die Zuckerausfuhr, die während der letzten sieben Jahre vor der Emancipation 30,370000 Pfd. durchschnittlich ergeben hatte, sank im Jahre 1864 auf 20 und 1865 sogar auf 15 Mill. Pfd. herab. Die Steuererträge nahmen in demselben Verhältniß ab, und seit dieser Zeit bedarf Surinam zur Ausgleichung von Einnahmen und Ausgaben eines nicht unbedeutenden Zuschusses aus dem Mutterlande, gehört also unter die „Lastposten".

Der Zustand der Colonie verschlimmerte sich indessen zusehends und im Jahre 1870 ging eine vom Tone düsterer Verzweiflung durchwehte Adresse an den König ab, in welchem um Abhülfe der zum sichern Ruin führenden Verhältnisse in der dringendsten Weise gebeten

wurde. Die Regierung hatte indessen gethan, was in ihrer Kraft stand. Im Jahre 1865 wurde zur Beschwichtigung einer Geldkrisis die Surinamsche Bank gegründet, und ihrer Wirksamkeit ist es hauptsächlich zu danken, daß Handel und Verkehr, die vorher buchstäblich stillgelegen hatten, wieder einen Aufschwung nahmen und selbst zu relativer Blüte gelangten; freilich so lange der Ernährer derselben, der Anbau und die Productivmachung der Plantagen, siech daniederliegt, ist an eigentlichen Wohlstand nicht zu denken. Schon ein Jahr darauf hatte die Regierung der Colonie das schönste Geschenk gemacht, indem sie die Verwaltung und Ordnung der öffentlichen Angelegenheiten selbst in ihre Hände legte; am 8. Mai 1866 wurden die von den Einwohnern gewählten Provinzialstaaten eröffnet, und es wird nun an der Colonie selbst liegen, ob sich ihr Geschick, das nunmehr ausschließlich von ihr selbst abhängt, günstig gestalten wird oder nicht. Die Ernennung des mit dem Zustande der Colonie aufs innigste vertrauten Baron van Sijpesteijn zum Gouverneur der Colonie (1872) wurde allgemein in hohem Grade willkommen geheißen; denn von der sittlichen Kraft und der Initiative dieses höchsten Beamten hängt nunmehr in viel höherm Grade als früher das Wohl und Wehe dieses von der Natur so reich gesegneten Landes ab.

Wenn der Zustand in Surinam heutzutage noch ein ungünstiger genannt werden muß, so ist in erster Linie zu bedenken, daß die Zeit, welches dieses klägliche Resultat herbeigeführt hat, auch erforderlich ist, um es in sein Gegentheil zu verwandeln. Jahrhundertelange, fest eingewurzelte, mit dem ganzen Sein und Leben einer Gesellschaft so innig verbundene, dieses sogar vorherrschend bedingende Einrichtungen, wie die Sklaverei mit ihren demoralisirenden Folgen, lassen sich durch Einen gesetzgeberischen Act, mag derselbe auch noch so lange vorbereitet sein, nicht spurlos vertilgen; die Zeit, die seit der Emancipation verlaufen ist, ist zu kurz, als daß man jetzt schon, also nach kaum zehn Jahren, die Früchte auch der am besten gemeinten Reformen pflücken könnte; ein Menschenalter muß hingehen, ehe die ersten Spuren derselben auf dem vollständig umgewälzten Boden sichtbar werden können. Die natürliche Fruchtbarkeit Surinams ist sprichwörtlich geworden und läßt die der ostindischen Besitzungen weit hinter sich; die Schwierigkeiten hinsichtlich der zu erlangenden Arbeitskräfte werden mit der Zeit gehoben werden, wenn man sie nur heben will; an dem nothwendigen Kapital, den köstlichen Colonialbesitz productiv zu machen, wird es das Mutterland auch nicht fehlen lassen. Nur ist die erste Bedingung immer die, daß man nicht alles von der Regierung erwartet und verlangt, und in dem Zustande der Minderjährigkeit, in dem man sich trotz des verliehenen Selfgovernment gefällt, nicht mit der bisherigen trägen Ruhe verharrt, sondern selbst Hand ans Werk legt; die Klagen über stiefmütterliche Behandlung Surinams durch die Regierung sind im Grunde genommen nur Selbstanklagen der eigenen Lethargie und Unfähigkeit. Die Bedingungen, sowol die natürlichen als die gesellschaftlichen, zu Wohlstand, Reichthum und Blüte sind in reichlichem Maße vorhanden, es kommt nur darauf an, sie zu verwerthen.

Die neuern Erscheinungen

im Gebiete der elektrischen Telegraphie.

Von

Eduard Zetzsche.

III.

Die automatische Telegraphie.

An die im vorigen Abschnitte gegebene Schilderung der so mannichfaltigen und zum Theil recht fruchtbaren und erfolgreichen Vorschläge zur Verwendung der Telegraphie für die besondern Zwecke des Eisenbahnbetriebes reihe sich die Besprechung der Apparate zur automatischen Stromsendung. Dadurch, daß man beim Telegraphiren die elektrischen Ströme der Telegraphenleitung automatisch zuführt, strebt man neben größerer Richtigkeit und Regelmäßigkeit der telegraphischen Zeichen zugleich eine möglichst vollständige Ausnutzung der vorhandenen Telegraphenleitungen zu erreichen.

Auch in der Telegraphie besitzt nämlich die Maschinenarbeit die bekannten Vorzüge vor der Handarbeit. Solange daher beim Telegraphiren mit irgendeinem Telegraphen die zur Hervorbringung der telegraphischen Zeichen erforderlichen elektrischen Ströme durch die Hand des Telegraphisten abgesendet werden: so lange werden sich das Geschick und die Uebung, nicht minder auch die von dem Einflusse der Ermüdung nicht zu befreiende Aufmerksamkeit, ja selbst die jeweilige Stimmung des Telegraphisten als maßgebende Momente geltend machen, nicht blos für die Genauigkeit und Regelmäßigkeit der telegraphischen Zeichen, sondern auch für deren Richtigkeit und für die Geschwindigkeit, mit welcher jene Zeichen aufeinanderfolgen, mit welcher also die Telegramme selbst befördert werden. Werden dagegen jene elektrischen Ströme mittels einer dazu passenden Maschine in die Telegraphenleitung gesendet, so wird die Maschine einestheils die Zeichen mit der erforderlichen Regelmäßigkeit und Gleichmäßigkeit geben und sie wird anderntheils zugleich auch eine bessere Ausnutzung der Telegraphenleitung ermöglichen; denn die Maschine wird, im vortheilhaften Gegensatze zur Hand des Telegraphisten, der Leitung die Ströme in so rascher Folge zuzuführen im Stande sein, wie dieselbe sie aufzunehmen vermag und wie die beim Telegraphiren verwendeten Empfangsapparate sie zur Bildung der telegraphischen Zeichen verarbeiten können. Wenn nun auch eine Maschine nicht in jedem einzelnen gegebenen Falle den etwa vorliegenden, das Telegraphiren erschwerenden Verhältnissen in der Weise Rechnung tragen kann, in welcher der denkende Telegraphist dies vermag, so

erweist sich doch die automatische Stromsendung schon um deswillen als höchst wichtig für den Betrieb der elektrischen Telegraphen, weil die große Kostspieligkeit der Anlage unterirdischer Linien die Telegraphenverwaltungen zur Zeit noch von der Herstellung derselben zurückschreckt, obschon man dieselben jetzt sicherlich frei von den Mängeln, an denen sie vor 20 Jahren krankten, und vollkommen betriebsfähig würde ausführen können. Die Tragsäulen der oberirdischen Linien aber sind bereits an vielen Stellen mit Drähten geradezu überladen, und die zukünftige Entwickelung der elektrischen Telegraphie wird sich daher ganz wesentlich darauf hingedrängt sehen, eine bessere Ausnützung der vorhandenen Linien durch eine den Handbetrieb an Schnelligkeit und Sicherheit übertreffende Beförderung der Telegramme zu erstreben.

Die Bemühung, automatische Stromsender herzustellen, ist indessen keineswegs erst in der jüngsten Zeit aufgetaucht. Denn abgesehen davon, daß Zeiger- und Typendrucktelegraphen ihrer Natur entsprechend meist mit automatischen Zeichengebern versehen werden, und daß auch bei den Copirtelegraphen, deren Aufgabe es bekanntlich ist, irgendwelche auf der telegraphirenden Station vorhandene Schriftzüge telegraphisch auf der Empfangsstation zu copiren, die elektrischen Ströme der Linie automatisch zugeführt werden, hat Professor Samuel Findley Breese Morse schon bei seinem ersten Modell eines Telegraphen, welches er im Herbste 1835 in Neuyork einigen Freunden zeigte, die zum Telegraphiren erforderlichen elektrischen Ströme automatisch abzusenden versucht. Er goß zu diesem Behufe (angeblich schon vor 1833) entsprechende metallene Typen für „Punkte und Zwischenräume“, setzte aus denselben die Zahlen, unter welchen die einzelnen Worte des Telegramms in einem telegraphischen Wörterbuche standen, zusammen und führte dieselben dann unter dem einen Ende eines Contacthebels hin; sobald dabei eine der vorstehenden Erhabenheiten der Typen dieses Ende des Contacthebels hob, tauchten die beiden Enden eines um das andere Contacthebelende gewickelten Drahtes in zwei Quecksilbernäpfchen ein und schlossen auf diese Weise den Stromkreis, bis das erstere Hebelende wieder in die nächstfolgende Vertiefung zwischen zwei Erhabenheiten herabfiel und dadurch der Strom wieder unterbrochen wurde. Der Contacthebel verrichtet dabei den nämlichen Dienst, wie bei Benutzung eines Tasters der Tasterhebel; die Einschaltung ist aber noch etwas einfacher zu denken, als im ersten Abschnitt angegeben*), weil der Ruhecontact wegfällt und das eine Quecksilbernäpfchen die Rolle der Tasterachse übernimmt, während das andere mit dem ersten Batteriepole zu verbinden wäre. Die Breite der Erhabenheiten bestimmte die Dauer der Ströme, von der Breite der Vertiefungen dagegen hing es ab, wie weit die einzelnen Spitzen der zickzackförmigen Schriftzüge, welche von einem an dem vertical stehenden Ankerhebel eines (185 Pfd. schweren) Elektromagnets befestigten und von letzterm horizontal hin- und herbewegten Schreibstifte auf einem gleichförmig fortbewegten Papierstreifen niedergeschrieben wurden, voneinander entfernt erschienen; die ohne Zwischenraum nebeneinanderstehenden Spitzen dieser Züge deuteten die Ziffern 1 bis 9 an, die Ziffern derselben Zahl waren durch kleinere, die einzelnen Zahlen durch größere Zwischenräume voneinander getrennt; die 0 endlich wurde durch eine nach der entgegengesetzten Seite weisende Spitze angedeutet, welche durch zwei schnell aufeinanderfolgende Ströme von längerer Dauer niedergeschrieben wurde. Noch vor dem Jahre 1840 stellte Morse ein aus Punkten und Strichen gebildetes Alphabet auf; die (farbigen oder vertieften) Punkte und Striche standen dabei in einer einzigen Zeile auf einem Papierstreifen und die zu ihrer Erzeugung nöthigen Ströme wurden mittels eines einfachen Tasters, mittels einer Klaviatur oder automatisch unter Benutzung von aus Blech ausgeschnittenen Buchstabentypen abgesendet. Bei dieser Art, automatisch zu telegraphiren, kostete aber

*) „Unsere Zeit“, Neue Folge, X, 1., 695.

die Vorbereitung des Telegramms, d. h. das Zusammensetzen desselben aus den Typen zu viel Zeit, und außerdem vermochten die damals benutzten Elektromagnete der Stromgebung nicht schnell und sicher genug zu folgen.

Auf andere Weise bemühte sich darauf 1846 Alexander Bain, damals in Edinburgh, eine automatische Telegraphie zu ermöglichen. Bei der in seinem englischen Patent beschriebenen Vorrichtung dazu schlug Bain die Verwendung einer an ihrem Umfange mit einer großen Anzahl von Kerben versehenen verticalen (metallenen) Scheibe vor, deren Größe nach der Länge des zu versendenden Telegramms bemessen werden mußte; in jeder Kerbe lag horizontal, parallel zur Scheibenachse, ein Metallstift; sämmtliche Metallstifte aber wurden durch über die Mantelfläche der Scheibe gewickelte Seiden- oder Garnfäden in ihrer Lage festgehalten. Bei der Vorbereitung des Telegramms wurde die Scheibe in einen Rahmen gehängt, sodaß die in ihrer Ruhelage auf beiden Seiten der Scheibe gleich weit vorstehenden Stifte bei der schrittweisen Umdrehung der Scheibe nacheinander zwischen die Backen einer Art Zange zu liegen kamen; diese Zange war um eine verticale Achse drehbar, sodaß mit dem einen oder dem andern ihrer beiden Backen der eben zwischen den Backen befindliche Stift nach links oder rechts verschoben werden konnte und dadurch auf der einen oder der andern Seite der Scheibe weiter vortrat; wurde darauf die Zange sammt ihrem Lager um eine horizontale Achse geneigt, so schob ein Sperrkegel die Scheibe um einen Schritt fort und brachte dadurch den nächsten Stift zwischen die Backen der Zange. Sollte nun das auf diese Weise vorbereitete Telegramm abtelegraphirt werden, so wurde die Scheibe zunächst in einen andern Rahmen eingehängt, an welchem zwei metallene Federn angebracht waren; die eine dieser Federn war mit dem positiven Pole einer Batterie verbunden und trat bei der durch ein Uhrwerk erzeugten gleichförmigen Umdrehung der Scheibe der Reihe nach mit allen links aus der Scheibe vorstehenden Stiften in Berührung; in ähnlicher Weise konnte sich die andere mit dem negativen Pole einer zweiten Batterie verbundene Feder auf die rechts vorstehenden Stifte auflegen; die zweiten Pole beider Batterien waren zur Erde abgeleitet. Da außerdem noch eine dritte Feder beständig auf der Scheibenachse schleifend auflag, und da diese dritte Feder mit der (aus nur einem Drahte bestehenden) Telegraphenleitung in leitender Verbindung stand, so trat durch dieselbe ein positiver oder ein negativer Strom in die Leitung, so oft ein links oder rechts vorstehender Stift auf die eine oder die andere jener beiden Federn traf.

Der zugehörige Empfangsapparat Bain's hatte eine ziemlich verwickelte Einrichtung; es sei daher hier nur erwähnt, daß ein gleichförmig fortbewegter breiterer Papierstreifen vor seinem Eintritte in den Empfangsapparat durch einen Trog mit einem farblosen Gemisch aus sechs Theilen Wasser, einem Theil Schwefelsäure und zwei Theilen einer gesättigten Lösung von blausaurem Kali lief, daß dann sowol die positiven als die negativen Ströme durch ihre zersetzende Wirkung auf das vorher farblose Gemisch aus diesem einen farbigen Bestandtheil ausschieden und so auf dem Streifen farbige Zeichen von gleicher Länge, aber an verschiedenen Stellen hervorbrachten und daß diese Zeichen durch ein Fenster am Apparatgehäuse sichtbar wurden.

Bei einer in dasselbe Patent mit aufgenommenen Abänderung seines Apparats schnitt Bain mit einer Art Zange breitere Löcher in zwei verschiedenen Zeilen in dem Papierstreifen aus, in welchem das abzutelegraphirende Telegramm vorbereitet wurde; beim Abtelegraphiren wurde dann der Streifen über eine, ihrer Länge nach aus drei Theilen bestehenden Walze geführt, wobei von vier auf dem Streifen schleifenden Federn das eine Paar durch die Löcher der einen, das andere durch die Löcher der andern Zeile durchgreifen und so im ersten Falle einen positiven, im andern einen negativen Strom in die (aus einem Drahte bestehende) Linie senden konnte, um auf der Empfangsstation auf dem mit der Lösung von blausaurem Kali getränkten Streifen durch zwei auf ihm schleifende

Federn Punkte in zwei verschiedenen Zeilen entstehen zu lassen. Bei Verwendung von zwei Telegraphirbatterien hätte es hierbei auf der gebenden Station nur zweier, auf einer ungetheilten Walze schleifenden Federn bedurft. Hätte man aber zwei Leitungsdrähte benutzen wollen, so hätte man mit blos einer Batterie und mit je zwei auf einer zweitheiligen Walze schleifenden Federn auf der gebenden und der empfangenden Station auskommen können.

Am einfachsten und durchsichtigsten aber ist der gleichzeitige Vorschlag Bain's zur Benutzung der einzeiligen, aus Strichen und Punkten bestehenden Morseschrift. Nach diesem Vorschlage ward im Jahre 1852 eine Zeit lang zwischen Manchester und Liverpool telegraphirt. Dabei schnitt Bain mit einer Art Zange oder Durchstoß die Punkte und Striche des Morse'schen Alphabets als kürzere und längere Löcher aus dem zur Vorbereitung des Telegramms benutzten Streifen aus, führte dann diesen Papierstreifen über eine mit dem einen Pole der Telegraphirbatterie leitend verbundene Metallwalze hinweg und ließ dabei eine mit dem telegraphischen Leitungsdrahte in metallischer Verbindung stehende metallene Feder oder Rolle sich auf den Streifen auflegen, während der zweite Batteriepol mit zur Erde abgeleitet wurde. Daher konnte der elektrische Strom in die Telegraphenleitung eintreten, so oft und so lange die Feder oder Rolle durch ein Loch im Streifen hindurch die Walze berührte. Auf der Empfangsstation wurde dann wieder der Strom durch einen mit der Lösung von blausaurem Kali getränkten Streifen geführt und ließ, je nach seiner kürzern oder längern Dauer, auf diesem Streifen elektrochemisch einen farbigen Punkt oder einen Strich entstehen. Im Jahre 1851 ersetzte Bain den über eine Metallwalze hinweglaufenden getränkten Streifen durch ein auf einer ebenen Metallscheibe liegendes Blatt Papier, auf welchem der Schreibstift die farbigen Gruppen von Punkten und Strichen in einer Spirallinie entstehen ließ.

Mit besserm Erfolge nahmen 1853 Siemens u. Halske die automatische Schnellschrift wieder auf, indem sie zugleich die Vorbereitungsweise des Telegramms und den Empfangsapparat vervollkommneten. Sie construirten zunächst einen Stanzapparat, mittels dessen das Telegramm in dem Streifen mechanisch vorbereitet werden konnte. Dieser Stanzapparat, der Hand-Schriftlocher, enthielt drei Tasten und zwei nebeneinanderliegende Stempel; beim Niederdrücken der ersten Taste stieß der erste Stempel ein einzelnes rundes Loch, beim Niederdrücken der zweiten Taste stießen beide Stempel ein längliches Doppelloch in den Streifen, und in beiden Fällen wurde zugleich der Streifen nach dem Lochen ein entsprechendes Stück unter den Stempeln fortgezogen; die dritte Taste wurde nach Beendigung jedes Buchstabens niedergedrückt, um den Streifen um die Länge des freizulassenden Zwischenraumes zwischen je zwei Buchstaben fortzuschieben. Aehnliche Handlocher mit drei Tasten haben nach Siemens auch Digney und Wheatstone benutzt. Um den Empfangsapparat (Schreibapparat oder Relais) zu einer schnellern Wiedergabe der telegraphischen Zeichen zu befähigen, wickelten sie die beiden horizontal liegenden Elektromagnetspulen desselben so, daß der durchgehende Strom den beiden nach der nämlichen Seite hin liegenden Kernenden entgegengesetzte Polarität ertheilte; der eine Kern wurde im Apparatgestell festgelegt, seine beiden Enden aber zu Polschuhen verlängert; der andere Kern wurde im Gestell um Schraubenspitzen drehbar gelagert und seine Enden wurden als langgestreckte eiserne Anker geformt und als solche den Polschuhen des andern Kerns nahe gegenübergestellt; die beiden Anker wurden durch Querriegel verbunden und trugen beim Schreibapparat (dem Schnellschreiber mit oscillirendem Elektromagnetkern) den Schreibhebel mit der Schreibspitze, beim Relais den Contacthebel, welcher die Localbatterie schließt. Bei diesen Empfangsapparaten mit drehbarem Doppelmagnet kamen alle vier Pole des Elektromagnets zugleich zur Wirkung, da die Schuhe und die Anker sich während der Dauer des Stromes paarweise anziehen; beim Aufhören des Stromes

führte eine Spannfeder den wieder unmagnetisch gewordenen Anker in seine Ruhelage zurück. Mit solchen automatischen Apparaten wurden 1853—55 zuerst die Linie Warschau-Petersburg, und dann auch andere Linien des von Siemens u. Halske erbauten russischen Telegraphennetzes ausgerüstet. Da aber auf diesen Linien der telegraphische Verkehr nicht zu groß und das Durchlochen der Streifen immer noch zu beschwerlich war; da ferner außerdem der Schnellschreiber starke Batterien und gut isolirte Leitungen erforderte, und da es schwierig war, die Spannung der Abreißfeder den wechselnden Stromstärken entsprechend zu reguliren, so wurde der — übrigens gute — automatische Betrieb nach und nach wieder verlassen.

Die eben aufgeführten Uebelstände führten Werner Siemens seit 1856 darauf, hier (wie bei den unterseeischen Linien) Wechselströme (d. h. kurze Ströme von regelmäßig wechselnder Richtung) anzuwenden, um durch diese den nachtheiligen Einfluß der Stromschwankungen zu beseitigen, die lästige Regulirung der Spannfeder an den Empfangsapparaten bei wechselnder Stromstärke zu umgehen. Er benutzte dabei zunächst elektroelektrische Inductionsströme und ein permanent polarisirtes Elektromagnetsystem und besetzte gegen das Ende des Jahres 1857 die unterseeische Linie Sardinien-Malta-Korfu mit solchen Apparaten. Unter einem galvanischen oder elektroelektrischen Inductionsstrome versteht man bekanntlich einen Strom, welcher in einem geschlossenen Leiter (dem Nebendrahte oder der Inductionsspule) dadurch erregt wird, daß in einem in seiner Nähe befindlichen andern Stromkreise (dem Hauptdrahte oder der inducirenden Spule) ein elektrischer Strom entsteht oder verschwindet; dabei hat der Inductionsstrom, welcher die Inductionsspule beim Verschwinden des inducirenden Stromes durchläuft, mit dem inducirenden gleiche Richtung, während die Richtung des durch das Entstehen des inducirenden Stromes in der Inductionsspule erregten Inductionsstromes jener des inducirenden entgegengesetzt ist. Diese Inductionsströme sind von äußerst kurzer Dauer. Wenn man nun ein permanent magnetisches Stahlstäbchen zwischen die beiden Polenden der Kerne des Empfangsapparat-Elektromagnets legt*) und die Schenkel des letztern so umwickelt, daß jeder den Elektromagnet durchlaufende elektrische Strom dem Stahlstäbchen gegenüber in den beiden Kernenden entgegengesetzte Pole hervorruft, so werden stets beide Pole zugleich auf das Stäbchen wirken, und zwar der eine dasselbe anziehen und der andere es abstoßen. Bei Verwendung eines polarisirten Farbschreibers wird dann genau in der früher**) geschilderten Weise der beim Schließen des inducirenden Batteriestromes entstehende Inductionsstrom das Schreibrädchen gegen den Papierstreifen (oder umgekehrt, den Streifen gegen das Rädchen) heranbewegen und es wird das Rädchen am Streifen liegen bleiben, bis der beim Unterbrechen des Batteriestromes auftretende, jenem ersten Inductionsstrome entgegengesetzte Inductionsstrom das Rädchen wieder vom Streifen entfernt. Der beim Telegraphiren mit elektroelektrischen Inductionsströmen benutzte Taster (und in gleicher Weise ein automatischer Stromsender) wird also blos so einzurichten sein, daß er während der Zeit, in welcher er den Stromkreis der den inducirenden Strom liefernden Batterie geschlossen hält, zugleich das Relais aus der Leitung ausschaltet und dafür die Telegraphenleitung in den Kreis des Inductionsstromes einschaltet. Zu diesem Behufe wird die Leitung zwar wieder, wie es im ersten Abschnitt***) beschrieben wurde,

*) Sowol bei den polarisirten Farbschreibern wie bei den polarisirten Relais pflegt man das Stahlstäbchen auf dem einen Pole eines Stahlmagnets zu befestigen, auf dessen andern Pol man die beiden Elektromagnetkerne stellt; dann werden auch die beiden Kerne magnetisch und zwar gleichnamig; jeder Inductionsstrom verstärkt dann den Magnetismus des einen Kernes und kehrt den des andern um oder schwächt ihn wenigstens wesentlich.

**) Vgl. „Unsere Zeit", Neue Folge, X, 1., 696 und 697.

***) Vgl. „Unsere Zeit", Neue Folge, X, 1., 695.

an die Achse des Tasterhebels gelegt und von dem Ruhecontact ein Draht nach dem Relais und hinter diesem zur Erde geführt, allein es sind zwei Arbeitscontacte vorhanden; an dem einen und an der Tasterachse enden die von der inducirenden Spule kommenden Drähte; mit dem andern Arbeitscontacte wird das eine Ende der Inductionsspule verbunden, deren zweites Ende zur Erde abgeleitet wird. Zugleich wird dafür gesorgt, daß der Tasterhebel (mittels einer Feder) den letztern Arbeitscontact etwas früher erreicht und etwas später verläßt als den erstern Arbeitscontact.

Für die automatische Telegraphie suchte Siemens zunächst die Wechselströme mittels seines 1862 patentirten Typenschnellschreibers zu verwerthen, welcher auch auf der londoner Weltausstellung zu sehen war und längere Zeit auf preußischen Linien Verwendung gefunden hat. Anfänglich wurden aber beim Typenschnellschreiber zwar auch Inductionsströme, jedoch nicht elektroelektrische, sondern magnetoelektrische benutzt. Zur Erzeugung der letztern hatte Siemens 1856 eine sehr zweckmäßige und handliche Inductionsmaschine angegeben, welche unter dem Namen Cylinderinductor noch jetzt vielfach angewendet wird. Der Cylinderinductor liefert, wenn seine auf einen im Querschnitte I-förmigen Eisenkern gewickelte Inductionsspule zwischen den Polen einer größern Anzahl von stählernen Stabmagneten in gleichförmige Umdrehung versetzt wird, in schneller Folge miteinander abwechselnde positive und negative Inductionsströme. Ein polarisirter Farbschreiber schreibt dabei die Morsezeichen nieder, und es müssen, wie eben erklärt wurde, zur Bildung jedes Punktes oder Striches zwei Ströme die Leitung durchlaufen, da der erste Strom den Beginn, der zweite, dem erstern entgegengesetzt gerichtete, das Ende des farbigen Zeichens auf dem Papierstreifen bewirkt. Soll aber durch diese Ströme ein Strich niedergeschrieben werden, so darf nicht der unmittelbar nach dem positiven Strome vom Inductor gelieferte negative Strom in die Leitung gelangen (wie es bei Erzeugung eines Punktes geschieht), sondern erst ein späterer. Um dieses zu erzielen, wurde das Telegramm aus Typen zusammengesetzt, welche anfänglich ganze Morsebuchstaben*), später blos einzelne Punkte, Striche und Zwischenräume darstellten und aus Blech geschnitten waren; diese Typen wurden in aneinanderzureihende Schienen eingesetzt und mit diesen unter einen Winkelhebel hingeführt, wobei die Vorsprünge der Typen den einen Arm des Winkelhebels an einen Contact andrückten und dadurch den Inductionsströmen zur rechten Zeit den Weg in die Leitung eröffneten. Demnach mußte die Geschwindigkeit, mit welcher die Typen unter dem Winkelhebel hingeführt werden, zu der Umdrehungsgeschwindigkeit des Inductors passen; deshalb wurden die Typen und der Inductor von der nämlichen Schwungradwelle aus bewegt, indem eine auf der Inductorachse sitzende Schraube ohne Ende in Zähne an der Unterseite der Typenschienen eingriff, während auf der vordern Seiten-

*) Eine gewisse Aehnlichkeit mit diesem Typenschnellschreiber zeigen die (übrigens in Betreff der Wiedergabe des Telegramms auf der Empfangsstation den Copirtelegraphen nahe stehenden) Telegraphen von Barnes und von Bonelli. Bei diesen beiden, ums Jahr 1861 aufgetauchten Telegraphen sollten fünf Leitungsdrähte benutzt werden, um erhabene römische Metalltypen zu copiren. Das Telegramm sollte aus diesen Typen in eine Schiene gesetzt werden, sodaß es eine Zeile bildet; dann sollten fünf mit je einem der fünf Leitungsdrähte verbundene metallene Stifte oder Federn über die Köpfe der Typen hingeführt werden; wenn nun der eine Pol der Telegraphirbatterie mit den Typen, der andere mit der Erde verbunden wäre, so würde ein Strom in die zu jedem Stifte gehörige Leitung treten, so oft und so lange dieser Stift die Metallfläche des Typen berührt. Diese Ströme wollten Barnes und Bonelli benutzen, um auf der Empfangsstation ebenso viele Strichelchen von einer der Stromdauer entsprechenden Länge auf einem Papierstreifen hervorzurufen, und zwar Barnes auf elektromagnetischem, Bonelli auf elektrochemischem Wege. Diese in fünf Zeilen eng nebeneinanderstehenden Strichelchen würden dann ein mehr oder minder deutliches Bild der von jenen fünf Stiften überstrichenen und so abtelegraphirten Typen geben.

fläche der Schienen befindliche, den Zähnen genau entsprechende Einschnitte dazu dienten, die Typen in eine bestimmte Lage zu den Zähnen, mithin auch zu der jeweiligen Lage der Inductorachse zu bringen. Der eine Arm des Winkelhebels wurde durch eine Feder gegen die Typen angedrückt; solange dieser Arm auf einer Erhöhung eines Typen ruhte, legte sich der andere federnde Arm an eine mit der Erde verbundene Contactschraube und ließ alle Inductionsströme vom Inductor aus in die Leitung eintreten, nach der Empfangsstation und daselbst zur Erde gelangen, sodaß der Farbschreiber Punkte schrieb; fiel dagegen der erste Arm in eine Vertiefung zwischen zwei Erhöhungen, so legte sich der federnde Arm an eine isolirte Stellschraube, die nächstfolgenden Inductionsströme konnten gar nicht entstehen und der Farbschreiber blieb daher entweder unthätig oder er schrieb einen Strich, bis der erstere Arm des Winkelhebels wieder auf eine Erhöhung zu liegen kam. Dieser Apparat versandte 60—80 Wörter in einer Minute, leistete also etwa sechsmal so viel als ein Morse; doch war bei ihm die Berichtigung von Fehlern, die sich beim Telegraphiren etwa einschlichen, ziemlich umständlich. Bei diesem Typenschnellschreiber mußte aber der Papierstreifen im Schreibapparate nicht nur mit gleichförmiger Geschwindigkeit ablaufen, sondern es mußte auch die Ablaufsgeschwindigkeit in verhältnißmäßig weiten Grenzen leicht verändert werden können. Deshalb versahen Siemens u. Halske 1866 den Morseschreibapparat, unter Weglassung des sonst üblichen (blos als Moderator wirkenden) Windflügels mit einem eigenthümlichen Regulator, bei welchem die Reibung zweier Federn gegen die Innenwand eines Hohlcylinders für den angegebenen Zweck ausgenutzt wurde.

Später betrieben Siemens u. Halske den Typenschnellschreiber mit Wechselströmen, welche von einer galvanischen Batterie geliefert wurden. Solche Schnellschreiber waren seit 1862 in Berlin namentlich zum Abtelegraphiren der meteorologischen und der Curstelegramme in Gebrauch und arbeiteten sehr zuverlässig.

Zur Vereinfachung und Erleichterung des Setzens und Wiederablegens der Typen entwarfen Siemens u. Halske eine verhältnißmäßig einfache Typensetzmaschine und eine Typenablegmaschine.

Allein auch diese Apparate fanden keine allgemeine Anwendung, weil die Vorbereitung der Telegramme noch zu mühevoll war. Erfolgreicher gesellte Charles Wheatstone bei seinem (1858 patentirten) automatischen Apparate dem von ihm in eine ganz hübsche Form gebrachten Siemens'schen Dreitastenlocher, dem Bain'schen durchlochten Papierstreifen und dem Siemens'schen polarisirten Empfangsapparate einen sehr sinnreichen Stromgeber, welcher die Anwendung von Wechselströmen gestattete. Die frühern Apparate Wheatstone's arbeiteten mit gleichgerichteten Strömen, die neuern, bei den englischen Staatstelegraphen verwendeten dagegen mit Wechselströmen. Der Empfangsapparat ist ein polarisirter Farbschreiber mit einem leichten Farbscheibchen, welches die Farbe aus einer Furche am Umfange einer beständig umlaufenden, in ein Farbegefäß eintauchenden größern Farbzuführungswalze entnimmt. Die positiven Ströme legen durch die Wirkung des Elektromagnets auf seinen permanent magnetischen Anker das Farbscheibchen an den Papierstreifen, die negativen führen das Farbscheibchen in die Ruhelage zurück; der durchlochte Streifen hat aber die Aufgabe, zu bestimmen, welche von den vom Apparate gelieferten Wechselströmen zur Erzeugung von Punkten und Strichen auf dem Papierstreifen des Empfängers in die Telegraphenlinie eintreten sollen und welche nicht. Wheatstone führt aber der Linie die Ströme nicht in der Bain'schen Weise mittels einer durch die Löcher des Streifens hindurchgreifenden und eine darunterliegende Metallwalze berührende metallene Feder oder Bürste zu, weil dabei Staub und Papierfasern, welche in die Löcher gerathen, die Berührung mangelhaft machen und weil außerdem die Ränder der Löcher störend und die Berührung hindernd auf die Feder wirken. Wheatstone läßt vielmehr die

stromgebenden Berührungen (Contacte) nur durch Contacthebel und Stifte herstellen und benutzt den durchlochten Streifen nur dazu, die Bewegung dieser Contacthebel zu reguliren. Dieser Streifen wird mittels des Dreitastenlochers gleichzeitig mit drei Reihen von Löchern versehen. Die Löcher der Mittelreihe sind über den ganzen Streifen hin vertheilt und stehen in gleicher Entfernung voneinander; sie dienen als Führungslöcher, indem die Zähne eines vom Räderwerk des Apparates getriebenen Sternrades in sie eingreifen und so den Streifen regelmäßig und gleichförmig durch den Zeichengeber hindurchbewegen, welcher durch ein Gewicht getrieben wird und dessen Geschwindigkeit sich zwischen 20 und 120 Wörtern in eine Minute reguliren läßt. Zu beiden Seiten genau neben den Löchern der Mittelreihe stehen die stromgebenden Löcher (Schriftlöcher), die für die positiven Ströme in der hintern, die für die negativen in der vordern Reihe, natürlich aber nur an den Stellen, wo wirklich eine Stromgebung erfolgen soll.

Nun enthält der Apparat in einem aus Ebonit gefertigten (und deshalb isolirenden), von dem Räderwerke in gleichförmige Schwingungen versetzten zweiarmigen Hebel oder Balancier drei Metallstifte, von denen der eine a im linken Hebelarme mit der Linie, ein zweiter e im rechten Hebelarme mit der Erde leitend verbunden ist, während vom dritten b, zwischen e und der horizontalen Achse des Balanciers befindlichen, kein Leitungsdraht abzweigt. Der Zink- und der Kupferpol der Telegraphiebatterie sind an zwei Winkelhebel Z und C geführt, und durch Federwirkung wird Z von oben, C von unten an die Stifte b und e herangedrückt; in der tiefsten Stellung des rechten Balancierarmes liegt C an e und Z an b, in der höchsten C an b und Z an e; zugleich ist, zur Verhütung eines kurzen Schlusses der Batterie, durch eine Stellschraube dafür gesorgt, daß in der mittlern Stellung des Balanciers nicht beide Hebel C und Z an beiden Stiften b und e liegen. Die leitende Verbindung zwischen b und a bilden zwei andere Winkelhebel B und A zu vermitteln bestimmt, welche unter sich in leitender Verbindung stehen und ebenfalls durch Federn von unten an die Stifte b und a herangedrückt werden, weshalb sie ebenfalls dem Spiel des Balanciers folgen wollen; doch sind sie in ihrer Bewegung nicht frei, weil an ihren Enden zwei Nadeln N_2 und N_1 sitzen, welche bis zu dem über ihnen hin laufenden gelochten Streifen hinaufreichen und durch Stellschrauben so geführt werden, daß sie bei ihrer Aufwärtsbewegung stets gerade auf diejenigen Stellen dieses Streifens treffen, wo die stromgebenden Löcher ihren Platz in demselben haben. Die Hebel B und A bleiben also bei dem Niedergange des zugehörigen (für B des rechten, für A des linken) Balancierarmes in Berührung mit dem Stift b und a, beim Aufgange dieses Armes aber nur dann, wenn gleichzeitig die Nadeln N_2 und N_1 im Streifen ein Loch vorfinden und durch dasselbe hindurchtreten können; trifft die betreffende Nadel auf kein Loch, so verläßt ihr Winkelhebel den eben aufwärts gehenden Stift b oder a. Während der Balancier eine ganze Schwingung macht, muß der gelochte Streifen genau um den Abstand zweier aufeinander folgender Löcher in der Führungsreihe fortbewegt werden; die an dem Hebel A befindliche Nadel N_1 aber berührt den Streifen an einer um die Hälfte dieses Abstandes weiter nach links gelegenen Stelle, sodaß also die Nadel N_1 das für sie geltende, neben demselben Loche der Mittelreihe stehende Loch genau um eine halbe Schwingung später trifft, wie die Nadel N_2 das für sie geltende Loch.

Hiernach wird das Spiel des Apparates leicht zu überblicken sein. Beim Niedergange des linken Balancierarmes liegt A an a, Z an e; trifft nun dabei die an B sitzende Nadel N_2 auf ein Loch im Streifen, so liegt C an b, geht der positive Strom der jetzt mit dem Zinkpole über Z und e zur Erde abgeleiteten Batterie über C, b, B, A und a in die Linie; trifft dagegen N_2 auf kein Loch, so bleibt C von b fern und der Strom kann nicht in die Linie eintreten. Beim Niedergange des rechten Balancier-

armes aber liegt C an e und B an b; findet nun hierbei die an A befestigte Nadel N_1 im Streifen ein Loch vor, so kann sich A an a legen und der negative Strom der jetzt mit dem Kupferpole über C und e zur Erde abgeleiteten Batterie tritt über Z, b, B, A und a in die Linie ein; findet hingegen N_1 kein Loch, so bleibt A von a fern und der Strom hat keinen Weg, auf welchem er in die Linie gelangen könnte. Hieraus läßt sich zugleich noch erkennen, daß der Schreibapparat einen Punkt schreiben wird, wenn der Streifen neben demselben Loche der Mittelreihe sowol in der Reihe der positiven wie in der Reihe der negativen stromgebenden Löcher ein Loch enthält; soll dagegen der Schreibapparat einen Strich schreiben, so muß das den Strich beendende Loch in der Reihe der negative Ströme sendenden Löcher erst neben dem nächstfolgenden Loche der Mittelreihe stehen.

Beim Telegraphiren von Morseschrift mittels der Wechselströme hat sich nun der Uebelstand gezeigt, daß infolge der elektrischen Ladungen der Linie die Punkte, welche vor einem Striche stehen, sich zu verlängern und mit dem Striche zusammenzufließen streben, und daß umgekehrt ein Punkt, welcher auf einen Strich folgt, sich unter Vergrößerung des Zwischenraums zwischen beiden verkürzt und leicht verloren geht. Zur Beseitigung dieses Uebelstandes hat Culley den bei den englischen Post-Office-Telegraphen benutzten Wheatstone'schen Zeichengeber so abgeändert und vervollkommnet, daß er durch sogenannte Compensationsströme jene die Zeichen fälschenden Ladungen der Linie wesentlich vermindert.

Mit dem Wheatstone'schen Telegraphen erzielte man 1873 eine Geschwindigkeit von 60 Wörtern in der Minute auf der Linie von London nach Aberdeen, von 90 nach Sunderland, von 120 nach Manchester, Liverpool, Cardiff. Bei einer Geschwindigkeit von 120 Wörter in der Minute sind an jedem Ende der Linie sieben bis acht Beamte zur Bedienung nöthig: drei zum Lochen, ein zur Ueberwachung des Apparates und drei bis vier Schreiber. In einigen Fällen waren bis vier Stationen in die der Presse überlassenen Linien eingeschaltet, in welchen 1000 Wörter in 20 Minuten zugleich an jede Station und mit Regelmäßigkeit telegraphirt wurden. Für Zeitungstelegramme werden die Streifen in zwei, ja selbst in drei Exemplaren zugleich durchlocht, und derselbe Streifen wird nacheinander auf verschiedenen Linien abtelegraphirt, also für verschiedene Reihen von Empfangsstationen benutzt. In der That nur mittels der automatischen Beförderung wird es dem Post-Office, unter welchem die englischen Staatstelegraphen stehen, möglich, die Masse von Arbeit zu bewältigen, welche ihm durch die Preß Association zugeführt wird.

Der Lochapparat enthält drei durch drei Hebel bewegte Stempel, von denen der eine für den Strich, der andere für den Punkt, der dritte für den Zwischenraum bestimmt ist; das Papier wird durchlocht, indem das Ende der Hebel niedergedrückt wird. Der Vorgang wird wesentlich erleichtert durch Anwendung eines pneumatischen Apparats, in welchem die Hebel durch Kolben, die mittels verdichteter Luft bewegt sind, niedergedrückt werden. Drei Tasten, ähnlich denen eines Klaviers, öffnen die Ventile, und es ist dazu nur ein so leichter Druck erforderlich, daß drei oder selbst vier Streifen von einem Frauenzimmer, wenn dasselbe eingeübt ist, im Verhältniß von 40 Wörtern in der Minute durchlocht werden können.

Den gelochten Streifen und Wechselströme benutzt auch Allan, in dessen automatischen Zeichengeber die Ströme durch Aufziehen einer treibenden Feder zugleich die Fortbewegung des Streifens bewirken.

Einen etwas andern Weg schlugen Chauvassaigne und Lambrigot ein, deren automatischer Apparat im September 1867 zwischen Paris und Lyon probirt wurde. Sie schrieben nämlich mittels eines einfachen Tasters das Telegramm in Morsezeichen mit einer

geschmolzenen Harzmasse auf eine Metallplatte, über welche dann die dasselbe abtelegraphirende Feder oder Rolle schleifte*); auf der Empfangsstation wurden die Zeichen elektrochemisch auf einem Papierstreifen hervorgerufen, welcher sehr vortheilhaft erst unmittelbar vorher mit der zu zersetzenden Lösung von gelbem Blutlaugensalz und salpetersaurem Ammoniak getränkt wurde, indem er unmittelbar vor dem Eisenstifte, welcher die Lösung im Streifen zersetzen sollte, über ein Scheibchen weggeführt wurde, welches in ein mit der Lösung gefülltes Näpfchen eintauchte. Muß dagegen die Empfangsstation das Telegramm noch weiter telegraphiren, so läßt sie die Zeichen vom Empfangsapparate gleich mit Harzmasse auf ein Metallband schreiben, und dieses wird dann unmittelbar automatisch abtelegraphirt.

Die Vorbereitung der durchlochten Streifen versuchte der österreichische Telegrapheninspector Georg Schneider bei seinem patentirten automatischen Telegraphen in eigenthümlicher Weise dadurch zu bewirken, daß er das Telegramm mittels eines gewöhnlichen Morsetasters abtelegraphiren, den elektrischen Strom aber nur in einem localen Stromkreise circuliren ließ, in welchen ein dem Morse'schen Schreibapparate ganz ähnlicher Apparat eingeschaltet war, nur daß die Schreibspitze durch eine schnell umlaufende Stahlfräße ersetzt war und ein der Stromdauer entsprechendes längeres oder kürzeres Loch in den Papierstreifen fräßte, während der Strom den Elektromagnet durchlief und dabei der Ankerhebel vom Elektromagnet angezogen, die am andern Ende des Ankerhebels sitzende Fräße aber an den Papierstreifen gedrückt wurde. Hätte sich diese Durchlochungsvorrichtung Bahn zu brechen vermocht, so würde man allerdings den Vortheil gehabt haben, daß man auch auf den Empfangsstationen anstatt eines Morseschreibapparats einen solchen Locher hätte einschalten können; man hätte davon namentlich in dem Falle Nutzen ziehen können, in welchem das Telegramm von der Empfangsstation noch weiter zu telegraphiren war, denn dann hätte es auf der Empfangsstation nicht einer nochmaligen Vorbereitung des Telegramms zur automatischen Beförderung bedurft.

Des ebengenannten Vorzugs erfreut sich auch der von G. Jaite in Berlin 1868—70 entworfene und mit dem Namen „Fernschreiber“ belegte Telegraph, welcher die Vorzüge des Morse'schen Telegraphen mit denen des auch in Deutschland ziemlich verbreiteten Typendrucktelegraphen von Hughes**) vereinigen soll und deshalb dem letztern in mancher

*) Rücksichtlich der Art der Vorbereitung des abzusendenden Telegramms steht dieser Telegraph also den Copirtelegraphen nahe.

**) Da sich anderwärts keine Gelegenheit bieten wird, auf die Typendrucktelegraphen zurückzukommen, so mag hier erwähnt werden, daß diese Telegraphen das Telegramm nicht in Gruppen von Punkten und Strichen oder sonstigen im voraus vereinbarten Zeichen liefern, sondern mit den gewöhnlichen Buchstaben oder Lettern auf Papier drucken. An jedem Typendrucktelegraphen müssen nacheinander oder gleichzeitig folgende vier Verrichtungen vollzogen werden: 1) es muß der Type des zu telegraphirenden Buchstabens an die Stelle gebracht werden, wo er auf das Papier aufgedruckt werden soll; 2) wenn er an diese Stelle gelangt oder „eingestellt“ ist, muß er auf das Papier gedruckt werden; 3) die gewöhnlich auf der Mantelfläche einer dünnen Scheibe (dem „Typenrade“) angebrachten Typen müssen regelmäßig mit Druckfarbe versehen werden und 4) das Papier muß nach dem Aufdrucken eines Buchstabens um ein angemessenes Stück fortgerückt werden, damit für den nächsten zu druckenden Buchstaben ein reiner Platz herbeigeschafft werde. Der erste Typendrucktelegraph wurde schon 1837 von dem Amerikaner Alfred Vail erfunden; seitdem sind sehr viele Typendrucktelegraphen ausgeführt worden, welche in der Art und Weise, wie bei ihnen die vier Verrichtungen vollzogen werden, eine sehr große Mannichfaltigkeit und ganz wesentliche Verschiedenheiten zeigen. Seit nicht ganz 10 Jahren hat sich auch bei uns der Typendrucktelegraph des Professors David Edward Hughes sehr verbreitet. Als Zeichengeber dient bei demselben ein Schlitten, welcher, in gleichem Schritt mit dem Typenrade, über einer Scheibe umläuft und in dem Augenblicke, wo er einen durch das Niederdrücken einer Taste einer Klaviatur aus der Scheibe hervortretenden Contactstift berührt, einen Strom in die Leitung sendet. Der Strom

Beziehung ähnelt, sich aber unter andern auch dadurch vor ihm auszeichnet, daß die Apparate der beiden zusammenarbeitenden Stationen nicht in synchroner Bewegung erhalten zu werden brauchen. Der Fernschreiber liefert nicht Morseschrift (Striche und Punkte in Eine Zeile), sondern Steinheil'sche Schrift, welche aus Punkten allein besteht, dafür aber die Punkte auf zwei verschiedene Zeilen vertheilt. Das von Jaite aufgestellte Alphabet weicht in mehrern Beziehungen nicht unvortheilhaft von dem Steinheil's ab. Die Punkte werden durch gleichkurze positive und negative Ströme erzeugt, welche der Telegraphist mittels zweier nebeneinanderliegenden leichten Morsetaster in die Linie sendet. Dem entsprechend enthält auch der Empfangsapparat zwei Elektromagnete; die aufrecht stehenden Kerne derselben bestehen aus weichem Eisen und werden magnetisch polarisirt, da sie mit dem untern Enden auf den Schenkeln zweier horizontalen Hufeisenmagnete stehen; die Kerne beider Elektromagnete halten daher für gewöhnlich ihre Anker angezogen. Wird aber mit dem einen Taster ein positiver oder mit dem andern ein negativer Strom von kurzer Dauer in die Linie gesendet, so wird der Elektromagnetismus im Kern des ersten oder des zweiten Elektromagnetes geschwächt oder vernichtet; infolge dessen wird der Anker dieses Elektromagnets losgelassen, der Ankerhebel schnellt empor und trifft dabei einen zugehörigen Auslöshebel; dadurch wird eine Welle mit einer andern vom Triebwerke in beständige Umdrehung versetzten gekuppelt; die erstere macht einen Umlauf und dabei hebt eine an ihr sitzende Nase kräftig das eine Ende eines Stanzhebels, dessen anderes Ende einen Stempel niederdrückt und durch diesen ein Loch in einen (zwei oder drei) Papierstreifen stanzt, welcher stetig in einem Schlitze unter dem Stempel vorbeigeführt wird; am Ende des einen Umlaufs wird die Nasenwelle durch den inzwischen in seine Ruhelage zurückgekehrten Auslöshebel wieder gefangen. Natürlich sind zwei Auslöshebel, zwei Nasenwellen und zwei Stanzwerke vorhanden, von denen das eine Punkte in der einen, das andere Punkte in der andern Zeile stanzt.

Auch Siemens u. Halske griffen nochmals zum durchlochten Streifen; mit diesen neuesten derartigen Automaten besetzten sie die 1868 von ihnen gebaute indoeuropäische Linie unter Verwendung eines noch weiter vervollkommneten polarisirten Farbschreibers. Telegraphirt wird dabei wieder mit Wechselströmen, und zwar entweder mit Batterie-

---

durchläuft auf der Empfangsstation einen Elektromagnet so, daß dessen Kerne, welche durch Berührung mit einem Hufeisenmagnete magnetisirt werden, ihren Magnetismus zum Theil verlieren; infolge davon wird dann der Anker durch die Wirkung zweier Spannfedern von den Kernen losgerissen und schlägt dabei gegen einen Auslöshebel, sodaß dieser die Kuppelung der Druckachse mit der beständig umlaufenden Schwungradachse gestattet. Die Druckachse macht nun eine Umdrehung und bewegt während derselben mittels eines auf ihr sitzenden Daumens den Papierstreifen gegen den eben eingestellten Typen des Typenrades, sodaß dieser sich auf den Streifen abdruckt, worauf dann ebenfalls von der Druckachse aus der Streifen um ein Stück fortgerückt wird. Hieraus ergibt sich, daß die Stromsendung durch den Schlitten gerade in dem Augenblicke erfolgen muß, wo der Type des zu der niedergedrückten Taste gehörenden Buchstabens eingestellt ist, daß also der Schlitten des gebenden und das Typenrad des empfangenden Apparats sich übereinstimmend (synchron) bewegen müssen. Zu diesem Behufe werden die beiden Typenräder (denn auch auf der gebenden Station läuft das Typenrad mit) von zwei möglichst gleich gehenden und fein regulirten Triebwerken in Umdrehung versetzt, und außerdem sind noch besondere Correctionsvorrichtungen zur Erhaltung des Synchronismus den Apparaten beigegeben. Während die Druckachse einmal umläuft, bewegt sich der Schlitten über vier Contactstifte hin; innerhalb dieser Zeit darf kein Strom den Elektromagnet durchlaufen, weil er keine Wirkung würde hervorbringen können; deshalb dürfen aber die Buchstaben auf der Klaviatur nicht in ganz beliebiger Folge gegriffen werden, sondern man darf bei demselben Schlittenumlaufe nur Buchstaben telegraphiren, deren jeder von dem vorhergehenden und nachfolgenden um fünf Tasten entfernt liegt. Das Telegraphiren erfordert also auf diesem Apparate größere Aufmerksamkeit als beim Morse'schen und eine gewisse Fertigkeit im Fingersatze.

strömen oder mit Magnetoinductionsströmen. Im erstern Falle werden zwei Batterien aufgestellt, von denen die eine den Strom vom Kupferpole, die andere vom Zinkpole aus in die Leitung sendet, wenn die mit der Leitung verbundene, auf dem Streifen schleifende Contactfeder durch ein Loch des Streifens hindurch die mit jenem Kupferpole oder die mit jenem Zinkpole verbundene Metallscheibe berührt, während zugleich die zweiten Pole beider Batterien zur Erde abgeleitet sind; die beiden Metallscheiben stecken, gegeneinander isolirt, auf einer gemeinschaftlichen Achse und sind an den Seiten, welche sie sich einander zuwenden, mit regelmäßigen zahnartigen Vorsprüngen und Vertiefungen versehen, und es greifen immer die Vorsprünge der einen Scheibe in die Vertiefungen der andern hinein; wenn dabei die Mitte jedes Vorsprunges der einen Scheibe von der Mitte des benachbarten Vorsprunges der andern Scheibe gerade so weit absteht, wie weit zwei einen Punkt gebende Löcher des Streifens voneinander entfernt sind, so braucht man blos eine stromgebende Löcherreihe im Streifen, und bei richtiger Stellung der Löcher und bei deren Hinführung über die beiden Scheiben gerade an der Stelle, wo die Vorsprünge ineinandergreifen, wird doch stets ein positiver oder negativer Strom in die Leitung gesendet werden, wie es eben zur Schriftbildung erforderlich ist. Auch beim Telegraphiren mit Magnetoinductionsströmen bekommt der Streifen blos eine Reihe Schriftlöcher; auf die Achse des schon beim Typenschnellschreiber (S. 634) erwähnten Cylinderinductors ist eine ovale Scheibe aufgesteckt, welche bei jeder Umdrehung die als zweiarmigen Hebel gestaltete Contactfeder zweimal gegen den Streifen heranbewegt und beziehungsweise durch ein Loch desselben hindurch mit der darunterliegenden, mit der Linie in leitende Verbindung gesetzten Metallscheibe in Berührung bringt und zwar stets gerade in dem Augenblicke, wo der vom Inductor gelieferte, abwechselnd positive oder negative Strom seine größte Stärke erreicht hat; es gelangen daher von der Contactfeder aus alle Inductionsströme in die Leitung, bei deren Bildung die Contactfeder ein Schriftloch im Streifen vorfindet. Somit müssen sowol beim Telegraphiren mit Batterieströmen, wie beim Telegraphiren mit Inductionsströmen die Schriftlöcher in ganz genau bestimmten Entfernungen voneinander im Streifen erzeugt werden. Deshalb wird der zu lochende Streifen vor dem Lochen schon auf einem besondern kleinen Walzwerke mittels eines Excenters und eines Stempels nahezu in der Mitte seiner Breite mit einer Reihe von Führungslöchern versehen, worauf dann die Schriftlöcher entweder mit einem vereinfachten Hand-Schriftlocher oder mittels des vollkommenern Tasten-Schriftlochers eingestoßen werden. In beiden läuft der Streifen über eine Rolle, deren vorstehende Führungsstifte sich in die Führungslöcher des Streifens einlegen und den Streifen nach dem jedesmaligen Stanzen um das gerade erforderliche Stück fortbewegen. Der vereinfachte Hand-Schriftlocher enthält blos eine Taste, aber drei Stempel; die Taste läßt sich um eine verticale Achse nach links und nach rechts drehen; im erstern Falle schiebt sie mittels eines Hebels die Stempel 1 und 3 vorwärts und erzeugt zwei Löcher im Abstande von 9 Millimeter voneinander; im andern Falle stanzt sie mittels eines zweiten Hebels und der Stempel 1 und 2 zwei blos 3 Millimeter voneinander entfernte Löcher; beim Rückgange der Taste schiebt der eine oder der andere von 2 Sperrhaken die Rolle mit den Führungsstiften um 2 oder um 1 Loch der um je 6 Millimeter voneinander abstehenden Führungslochreihe fort, den Streifen also um 12 oder um 6 Millimeter, d. h. um 3 Millimeter weiter als die Entfernung der beiden soeben erzeugten Schriftlöcher. Wenn auch schon der Dreitastenlocher und noch mehr der soeben beschriebene einfachere Hand-Schriftlocher das Beschwerliche in der Vorbereitung des Streifens vermindert hatte, so mußte auf beiden doch immer noch das Telegramm beim Vorbereiten wirklich abtelegraphirt werden, insofern nämlich jedes einzelne Elementarzeichen für sich allein gelocht werden mußte; beim Tasten-Schriftlocher dagegen, welcher mit dem zugehörigen Schnellschreiber mehrere Jahre hindurch auch

auf der berliner Centralstation namentlich zur Beförderung der Witterungs- und sonstigen Circulartelegramme in Gebrauch war, wird jeder Buchstabe und jedes sonstige Schriftzeichen mit einem einzigen Drucke auf die zu diesem Zeichen gehörige Taste in den Streifen gestanzt und darauf auch noch der Streifen um die Länge des gestanzten Zeichens einschließlich des hinter demselben nöthigen Zwischenraumes fortbewegt. Zu diesem Zwecke hebt jede niedergedrückte Taste ein zu ihr gehöriges, mit passenden Einschnitten versehenes Blech, welches dann bei Umdrehung eines Excenters nur den zu dem betreffenden Zeichen erforderlichen von den vorhandenen 20 kleinen Stempeln gestattet, vorzutreten und den Streifen zu durchlochen. Beim Rückgange des Excenters wird darauf der Papierstreifen durch den letzten (d. h. von dem Anfange des Zeichens am weitesten entfernten) bewegten Stempel um das gerade nöthige Stück fortbewegt und dadurch für den nächstfolgenden Buchstaben gerade richtig eingestellt. Mittels dieses bahnbrechenden Tasten-Schriftlochers wurde die Vorbereitung der Telegramme, welche früher eine beschwerliche und zeitraubende Handarbeit und schwieriger als das Telegraphiren mit dem Taster gewesen und durch die Erfindung des Dreitastenlochers schon einigermaßen erleichtert worden war, im höchsten Grade vereinfacht. Der an die Jacquard-Maschine erinnernde Grundgedanke des Tasten-Schriftlochers hat auch bei den drei neuesten gleich ausführlicher zu besprechenden, aus der Fabrik von Siemens u. Halske hervorgegangenen automatischen Schriftgebern Verwerthung gefunden.

Diese drei neuesten automatischen Schriftgeber von Siemens u. Halske machen die Vorbereitung des Telegramms in einem vom Stromsender abzutelegraphirenden gelochten Papierstreifen oder durch Zusammensetzung desselben aus einzelnen Typen ganz überflüssig, und verbinden den eine Klaviatur enthaltenden Vorbereitungsapparat aufs engste mit dem eigentlichen Schriftgeber, ohne daß jedoch der telegraphirende Theil des Apparats irgendwie von dem vorbereitenden abhängig wäre.*) Bei allen drei Apparaten folgt das Abtelegraphiren unmittelbar auf das Vorbereiten; auch ist die Länge des Telegrammes nicht durch die Länge des vorzubereitenden Streifens oder eines andern Theiles im Empfangsapparate beschränkt. Auf allen dreien wird durch jeden Tastendruck genau so und auch in ganz ähnlicher Weise wie bei dem kurz vorher erwähnten Tasten-Schriftlocher ein ganzer Buchstabe nebst dem hinter ihm erforderlichen Zwischenraume vorbereitet, und zwar durch Verschiebung von Stiften, bei dem einen in einer endlosen Kette, bei den beiden andern am Rande einer Büchse oder Dose. Der Telegraphist kann zwischen dem Greifen der einzelnen Tasten längere oder kürzere Zeit verstreichen lassen, ohne Rücksicht auf die Länge der einzelnen telegraphischen Zeichen; denn der Apparat bereitet jedes Zeichen in der nämlichen Zeit vor, läßt auch den vorgeschriebenen Zwischenraum zwischen den einzelnen Zeichen in stets gleicher Größe erscheinen, während die größern Zwischenräume am Ende eines Wortes durch Niederdrücken einer besondern weißen Taste erzeugt werden. Der Telegraphist kann ferner eine gewisse Anzahl von Tasten in Vorrath niederdrücken, welche der Apparat dann nach und nach abtelegraphirt; nur darf die mittlere Geschwindigkeit, mit welcher die Tasten gegriffen werden, die Telegraphir-Geschwindigkeit nicht überschreiten, auf welche der Apparat eben eingestellt ist. Diese Vorzüge bieten reichlichen Ersatz dafür, daß bei diesen drei Schriftgebern das einmal vorbereitete Telegramm nicht mehrmals nacheinander (z. B. in verschiedene Linien) abtelegraphirt werden kann. Den ersten dieser drei automatischen Stromsender, den Kettenschnellschriftgeber, entwarf Wer-

*) Wie dies unter anderm bei dem früher beschriebenen mehrfachen Telegraphen von Meyer der Fall ist, bei welchem die zur Erzeugung des zu telegraphirenden Schriftzeichens erforderlichen Tasten in einem genau bestimmten Zeitmoment niedergedrückt werden müssen. Vgl. „Unsere Zeit", Neue Folge, X, 1., 706.

ner Siemens für Steinheilschrift, dagegen liefert der Dosenschriftgeber Morseschrift; der Schnelldrucker endlich druckt das Telegramm in Typenschrift.

Den Dosenschnellschriftgeber hat von Hefner-Alteneck 1872 entworfen. Die Tastatur desselben enthält 49 Tasten in 7 treppenförmig übereinander liegenden Reihen, und zwar sind die Buchstaben auf die Tasten so vertheilt, daß bei ungezwungener Lage der beiden Hände die am häufigsten vorkommenden Buchstaben am bequemsten zu greifen sind. Der ganze Apparat (ohne Lesepult) ist nur 21 Centimeter breit, 33 Centimeter lang und 29 Centimeter hoch, die Tastatur je 20 Centimeter lang und breit. Er läßt sich ebensowol für gleichgerichtete Ströme wie für Wechselströme, mit oder ohne Entladung der Leitung zur Erde, einrichten, je nachdem die Beschaffenheit der Linie, für welche er bestimmt ist, das eine oder das andere wünschen läßt. Im erstern Falle ist als Empfangsapparat jeder gute Farbschreiber verwendbar, und könnte der Dosenschriftgeber in einer damit besetzten Linie ohne weiteres an Stelle des Morsetasters eingeschaltet werden.

Den Haupttheil des Apparates bildet eine auf eine horizontale Achse aufgesteckte cylindrische Dose; diese ist an ihrem ganzen Umfange mit dicht nebeneinanderliegenden Stiften besetzt, welche sich mit einiger Reibung in ihrer Längsrichtung, d. h. parallel zur Dosenachse ein wenig verschieben lassen. Aus diesen Stiften werden die zur automatischen Beförderung nöthigen Typen dadurch gebildet, daß eine bestimmte Anzahl derselben und in der entsprechenden Weise gruppirt beim Niederdrücken irgendeiner Taste verschoben werden; beim Telegraphiren mit gleichgerichteten Strömen (wofür der 1873 in Wien ausgestellte Schriftgeber bestimmt war) stehen dann die verschobenen Stifte auf einer und derselben Seite der Dose vor, und zwar liefert 1 verschobener Stift (zwischen 2 nicht verschobenen) einen Morsepunkt, 3 verschobene (zwischen 2 nicht verschobenen) einen Morsestrich; die unverschobenen dagegen geben die Zwischenräume zwischen den einzelnen Punkten und Strichen und den ganzen Buchstaben oder Worten; so sind z. B. die einzelnen Punkte oder Striche desselben Schriftzeichens durch je einem Stifte entsprechende Zwischenräume voneinander getrennt. Das Vorstoßen der Stifte besorgen 19 Stößer, welche mit den Tasten nach der zuerst von Siemens bei seinem Tastenschriftlocher zum Vorlochen der Papierstreifen benutzten Weise verbunden sind. Es steht nämlich jede der Tasten mit je einem von 49 verticalen, dicht nebeneinanderstehenden Blechstreifen der Art in Verbindung, daß letzterer beim Niederdrücken der Taste, mit der einen verticalen Kante voran, ein Stück vorgeschoben wird. Quer vor den vorangehenden Kanten dieser 49 Blechstreifen liegen 19 dünne horizontale Bleche übereinander, deren jedes, wenn es von einem der verticalen Bleche vorwärts geschoben wird, auf den einen Arm eines verticalen Hebels wirkt, dessen zweiter Arm dann mittels des an ihm befestigten Stößers den gerade vor diesem Stößer liegenden Stift der Dose ein Stück aus dieser heraustreten macht. Damit nun die verticalen Bleche nicht stets alle horizontalen vorwärts schieben, sind in den erstern an der den letztern zugewandten Kante verschieden lange und verschieden vertheilte Lücken eingefeilt, sodaß nur die zwischen den Lücken stehen gebliebenen zahnartigen Vorsprünge gerade diejenigen horizontalen Bleche treffen und vorwärts schieben, deren Verschiebung zur Bildung des auf der eben niedergedrückten Taste geschriebenen Schriftzeichens erforderlich ist.

Beim Vorstoßen der Stifte trifft ferner der erste derselben gegen die geneigte Fläche eines kleinen Sperrkegels, welcher sich in seiner Ruhelage in einen an der Dose befestigten Zahnkranz mit schrägen Zähnen einlegt und so verhindert, daß die Dose dem Zuge eines durch ein Räderwerk auf sie wirkenden Gewichtes (oder einer Feder) folgt und sich umdreht; wenn dagegen ein vortretender Stift jenen Sperrkegel aus den Zähnen des Zahnkranzes aushebt, so wird die Dose frei, dreht sich sprungweise gerade um die Länge des eben mittels der Stifte vorbereiteten Schriftzeichens nebst dem hinter demselben nöthigen

Zwischenraume und bringt dadurch zugleich wieder frische, noch unverschobene Stifte vor die Stößer. Zu diesem Zwecke ist die erwähnte geneigte Fläche des Sperrkegels etwas breiter, als die innerhalb eines Schriftzeichens vorkommenden, an der Dose durch nicht verschobene Stifte wiedergegebenen Zwischenräume; der Sperrkegel kann daher der Wirkung der ihn gegen den Zahnkranz drückenden kleinen Feder nicht früher nachgeben und sich wieder in die Zähne einlegen, als bis sämmtliche verschobene Stifte, d. h. das ganze eben vorbereitete Schriftzeichen an seiner geneigten Fläche vorübergegangen sind. Eine weitere Verbreiterung dieser Fläche sorgt endlich noch für die Zugabe des vorgeschriebenen Zwischenraums hinter dem Schriftzeichen. Hält der Telegraphist eine Taste niedergedrückt, so hindern die zur Verschiebung der Stifte in die Dose hineingetretenen Stößer die Umdrehung der Dose doch nicht, weil dieselben etwas beweglich gemacht und an ihrem vordern Ende so geführt sind, daß sie schräg seitlich etwas ausweichen können.

Beim Niederdrücken der weißen Taste, welche blos einen Zwischenraum erzeugen soll und deshalb keine Stifte verschieben darf, wird die Drehung der Dose auf andere, rein mechanische Weise durch die Taste selbst hervorgebracht.

Zum Abtelegraphiren der so vorbereiteten Schriftzeichen dient ein zwischen zwei Contactschrauben hin- und hergehender, dem gewöhnlichen Morsetaster ganz entsprechender zweiarmiger Contacthebel, welcher durch eine Spannfeder mit dem einen, federnden Arme an die Ruhecontactschraube herangedrückt wird. Zu diesem Zwecke läuft vor der Dose an derjenigen Seite derselben, auf welcher die Stifte vorstehen, ein Arm oder Zeiger um, welcher mit seiner nachgiebig gemachten, schräg abgestumpften Spitze die verschobenen Stifte in ihrer nach innen liegenden Rundung überstreicht; so oft derselbe auf einen verschobenen Stift trifft und später denselben wieder verläßt, geht er in radialer Richtung ein wenig hin und her und überträgt diese Schwingungen zugleich auf einen kleinen (in der auf ein und dieselbe Achse mit der Dose aufgesteckten Nabe des Zeigers befestigten) Winkelhebel, welcher seinerseits durch einen in der hohlen Zeiger- und Dosenachse liegenden Stift auf den vor dem Ende dieser Achse liegenden Arm des Contacthebels wirkt und letztern zwischen der Ruhe- und Arbeitscontactschraube hin- und herbewegt. Jeder einzelne vorgeschobene Stift läßt also einen kurzen, je drei hintereinander liegende Stifte lassen einen langen Strom in die Leitung senden; durch erstern schreibt der Empfangsapparat einen Punkt, durch letztern einen Strich.

Dazu ist aber noch nöthig, daß jener Zeiger über die Stiftenreihe, welche sich ja beim Niederdrücken der Tasten selbst sprungweise bewegt, mit relativ gleicher Geschwindigkeit hinläuft. Deshalb ist die Dose nebst dem an ihr befestigten, sie treibenden Rade nur lose auf ihre im Gestell gelagerte Achse aufgesteckt, während der Zeiger, ein innerhalb der Dose gelegenes Zahnrad K (welches durch mehrere in den Seitenwänden der Dose gelagerte Räder und Triebe mit einem ebenfalls fest an der Dose gelagerten verstellbaren Windflügel in Eingriff steht) und das eine Ende einer genügend gespannten Feder F fest mit der Dosenachse verbunden sind. In der Ruhelage hält diese Feder F, deren anderes Ende am Gestell befestigt ist, den Zeiger gegen einen Anschlag fest, welcher dicht hinter der Stelle liegt, wo die Verschiebung der Stifte beim Niederdrücken einer Taste bewirkt wird. Die sprungweise Drehung der Dose entfernt den Zeiger von diesem Anschlage und spannt so die Feder F, welche dann in verhältnißmäßig langsamer, gleichförmiger Bewegung den Zeiger an den vorgeschobenen Stiften vorbei gegen den erwähnten Anschlag zurückführt, wobei sie durch jenes auf der Dosenachse festsitzende Zahnrad K den Windflügel in Umdrehung versetzt; die Geschwindigkeit der Zurückführung wird somit durch die Stellung des Windflügels bedingt und regulirt. Kurz bevor die verschobenen Stifte der Dose bei deren fortgesetzter sprungweiser Drehung wieder an die Stelle kommen, wo sie den Stößern gegenüberstehen, streifen sie an eine schräge Fläche des Gestells an und

werden durch diese in ihre Ruhelage zurückgeführt. Wächst der durch ein sehr rasches Greifen der Tasten erzielte Vorrath an vorbereiteten Schriftzeichen so sehr an, daß er fast die ganze Dose erfüllt und der Zeiger sich der zuletzt erwähnten schrägen Fläche nähert, so mahnt eine ertönende Warnglocke den Telegraphisten daran, eine Pause im Greifen zu machen.

Ein geübter Telegraphist wird leicht 5 Tasten in der Secunde greifen können; dies gäbe bei entsprechender Einstellung des gebenden Apparats und unter Einrechnung der erforderlichen Zwischenräume 300 Zeichen in Einer Minute. Wären nun zur vollständigen Erledigung eines Telegramms durchschnittlich 200 Buchstaben (33 Worte) auf der Leitung hin- und herzubefördern, so könnte man in der Stunde 90 Telegramme befördern, d. h. etwa das Doppelte der mittlern Leistung des Typendrucktelegraphen von Hughes. Als größte, mittels automatischer Telegraphen erreichte Geschwindigkeit nennt man 14 Alphabete in der Secunde. Zu Anfange dieses Jahres war der Dosenschriftgeber auf der Linie Berlin-Breslau in Thätigkeit; er arbeitete ganz befriedigend und blieb in seiner Leistung hinter dem Hughes nicht zurück.

Der etwas früher als der Dosenschriftgeber entstandene Kettenschnellschriftgeber enthält anstatt der Dose eine Gliederkette ohne Ende mit 180 Gliedern von 2,5 Millimeter Länge und in jedem derselben einen metallenen Stift, welcher sich seiner Länge nach in dem Gliede mit einiger Reibung nach links oder rechts verschieben läßt, weil der Kettenschriftgeber zur Erzeugung von Punkten in zwei Zeilen (Steinheil'scher Schrift) bestimmt ist. Die Verschiebung der Stifte wird übrigens beim Niederdrücken der Tasten in ganz ähnlicher Weise durch eine Art von Scheren bewirkt und natürlich sind zwei Contacthebel vorhanden, von denen der eine durch die rechts vorstehenden Stifte positive, der andere durch die links vorstehenden Stifte negative Ströme in die Leitung sendet. Diese Ströme von verschiedener Richtung schreiben in einem polarisirten Doppelschreiber die Zeichen des Steinheil'schen Alphabets. Die Vorbereitung der abzutelegraphirenden Schriftzeichen erfolgt an einer Stelle, wo die Kette über ein Rad läuft, das Abtelegraphiren an einer andern Stelle, wo die Kette über ein zweites, mit einem Windflügel verbundenes Rad läuft; gleich hinter dieser Stelle werden die abtelegraphirten Stifte durch zwei an den beiden Seiten der Kette anstreifende Rollen wieder in ihre Ruhelage zurückversetzt. Dieser Kettenschriftgeber wird weder durch ein Gewicht, noch durch eine Feder getrieben, sondern es wird beim Niederdrücken einer Taste zugleich der erforderliche Anstoß zur Bewegung gegeben.

Der Schnelldrucker von Siemens stammt aus dem Jahre 1873; er ist ein Typendrucktelegraph, dessen Zeichengeber in seiner Einrichtung sehr dem Dosenschriftgeber ähnelt. Das auf der Klaviatur abgespielte Telegramm wird bei ihm auf einer der soeben beim Dosenschriftgeber beschriebenen, übrigens ganz ähnlichen Dose, jedoch mittels zweier Gruppen von Hebeln in links oder rechts aus der Dose hervorgestoßenen Stiften vorbereitet und dann mittels zweier, ebenfalls zugleich mit der Dosenachse umlaufenden Arme oder Zeiger und zweier von jenen Armen bewegten Contacthebel automatisch abtelegraphirt. Das Einstellen des Typenrades wird durch positive und negative Ströme von gleicher Länge bewirkt, von denen die einen durch die rechts aus der Dose vorstehenden, die andern durch die links vorstehenden Stifte in die Leitung gesandt werden. Dabei ist aber ein doppeltes Echappement an dem Typenrade angebracht, und zwar dreht das durch die Ströme der einen Richtung bewegte Echappement das Typenrad sprungweise um je vier Buchstaben auf einmal fort, das durch die entgegengesetzt gerichteten Ströme bewegte Echappement läßt es nur Schritte von je einem Buchstaben machen. Da nun die Ziffern und sonstigen Zeichen gar nicht mit in die Klaviatur aufgenommen worden sind, sondern durch Buchstaben ausgedrückt werden sollen, welche in ein im voraus bestimmtes Zeichen

eingeschlossen werden, so ist es möglich geworden, das Typenrad durch höchstens acht Ströme auf jedes Schriftzeichen einzustellen. Dabei mußte aber das 27. Feld des Typenrades leer bleiben, weil in der gewählten Weise 27 Schritte durch acht Ströme nicht gemacht werden können, sondern erst durch neun (6 Schritte zu je 4 und 3 Schritte zu 1 Buchstaben). Es bleiben demnach 31 Felder des Typenrades zum Geben von 29 Buchstaben und Zeichen verfügbar, weil das 30. Feld für das erwähnte Einschlußzeichen der Ziffern und das 31. Feld für den durch die weiße Taste zu telegraphirenden Zwischenraum aufgespart werden müssen. Das Typenrad wird nach jedem Abdruck auf den Ausgangs- oder Nullpunkt zurückgeführt, und deshalb können durch ein sich etwa einschleichendes falsches Zeichen die noch nachfolgenden nicht ebenfalls falsch gemacht werden. Die Leistungsfähigkeit dieses Schnelldruckers ist eine bedeutende, weil bei zweckmäßiger Anordnung der Buchstaben auf dem Typenrade im Durchschnitt zur Einstellung des Typenrades nur 3—4 kurze Ströme erforderlich sind und das Drucken und die Zurückführung des Typenrades auf den Nullpunkt fast augenblicklich erfolgt. Bei dem übrigens sehr leistungsfähigen Typendrucktelegraphen von Hughes rechnet man, daß das Typenrad bei seiner Einstellung auf den zu telegraphirenden Buchstaben im Mittel 17—18 Schritt machen muß, und dabei ist überdies noch vorausgesetzt, daß der Telegraphirende im Fingersatze gehörig geübt sei.

Zum Schluß nur noch eine kurze Mittheilung über die von der amerikanischen Automatic Telegraph Company erzielten Leistungen mittels automatischer Stromsender, welche die Wichtigkeit derselben in helles Licht stellen werden. Bei Eröffnung des letzten amerikanischen Congresses wurde die 11130 Wörter zählende Rede des Präsidenten Grant von der Western Union Telegraph Company von Washington nach Neuyork auf Morseapparaten gesendet und zwar auf acht Drähten zugleich, wobei an jedem Ende jedes Drahtes ein Beamter arbeitete; zur Beförderung dieser Rede waren 70 Minuten erforderlich. Die Automatic Telegraph Company wollte nun ihrerseits ermitteln, wieviel Zeit sie dazu auf ihren automatischen Telegraphen gebraucht haben würde, welche im Versendungsapparate den mittels eines Tastenlochers gelochten Streifen verwenden, auf der Empfangsstation dagegen die farbige Morseschrift elektrochemisch auf einem Papierstreifen erscheinen lassen. Vor Zeugen wurde daher dieselbe Rede auf einem einzigen Drahte, welcher die etwa 450 Kilometer voneinander entfernten Städte Washington und Neuyork verband, abtelegraphirt, und zwar wurden zur bloßen telegraphischen Beförderung $45\frac{1}{2}$ Minuten verbraucht, während die Beförderungszeit einschließlich der zum Niederschreiben des Telegramms auf der Empfangsstation erforderlichen Zeit 69 Minuten betrug. Dabei arbeiteten im ganzen 25 Personen, nämlich in Washington 1 Morsetelegraphist und 10 Personen, welche die Streifen lochten, in Neuyork aber arbeiteten 1 Morsetelegraphist und 13 Schreiber, von denen jedoch überdies 2 oder 3 eine Zeit lang unbeschäftigt blieben, sodaß man noch einige Minuten hätte gewinnen können.

Die Automatic Telegraph Company schätzt nun das mittlere monatliche Gehalt eines amerikanischen Morsetelegraphisten auf 100 Dollars, das eines Schreibers oder Streifenlochers auf nur 40 Dollars und rechnet, daß die 16 Telegraphisten der Western Union Telegraph Company an den acht Leitungen monatlich 1600 Dollars kosten würden, daß dagegen für die 2 Morsetelegraphisten und die 23 Schreiber und Streifenlocher, welche an ihren automatischen Apparaten reichlich zur Bewältigung der nämlichen Arbeit genügen würden, monatlich nur 200+920=1120 Dollars erforderlich sein würden. Man würde also, abgesehen davon, daß von jenen acht Drähten sieben erspart werden könnten, auch im Aufwande für die Beamten eine sehr wesentliche Ersparniß machen.

Chronik der Gegenwart.

Nekrologe.

Am 13. Oct. 1874 starb zu Köln der Geh. Justizrath Friedrich von Ammon. Mit ihm ist ein Stück preußischer Verfassungsgeschichte zu Grabe getragen. Ammon, bereits 1848 Appellationsgerichtsrath zu Köln, wurde Ende März 1848 durch das Ministerium Camphausen nach Berlin entboten, um mit an der Gesetzgebung zu arbeiten. Im Auftrage des damaligen Justizministers Dr. Bornemann nahm er an der aus den verschiedenen Ministerien gebildeten Commission zur Vorbereitung der Verfassung theil; aus seiner Feder rührten viele Paragraphen des Entwurfes vom 20. Mai 1848, unter andern auch der §. 57 her, welcher die unbedingte Redefreiheit für die Mitglieder der Kammer garantirte. Im Jahre 1849 war Ammon, seiner politischen Stellung nach ein Altliberaler, in dem gewählten Herrenhause Vorsitzender des Centralausschusses zur Revision der Verfassung und wirkte als solcher nach Kräften dahin, die Volksrechte, welche die octroyirte Verfassung vom 5. Dec. 1848 gewährt hatte, gegen den reactionären Ansturm zu wahren. Ammon hat viele Jahre später freiwillig öffentliches Zeugniß abgelegt über die Auslegung der erwähnten Verfassungsbestimmung in Betreff der Redefreiheit der Abgeordneten. Als das Obertribunal am 29. Jan. 1866 dem Art. 84 der Verfassung eine bis dahin unerhörte Auslegung gab und die Eröffnung von Untersuchungen gegen die Abgeordneten Twesten und Frenzel wegen ihrer im Abgeordnetenhause gehaltenen Reden beschloß, gab Ammon, noch bevor der vom Abgeordneten Hoverbeck mit 162 Genossen eingebrachte Antrag zur Verhandlung kam, am 5. Febr. 1866 öffentlich eine Erklärung ab, die von dem Referenten des Abgeordnetenhauses von Forckenbeck in seinem mündlichen Referate benutzt wurde, um darzuthun, daß die betreffende Obertribunalsentscheidung der Verfassung widerspreche. Der Art. 84 ist nämlich in den wesentlichen Stellen wörtlich übereinstimmend mit dem von Ammon verfaßten §. 57 des Entwurfes vom 20. Mai 1848. Ammon sagte am Eingange seiner Erklärung, daß die Entscheidung des Obertribunals es ihm „am Abende eines seit nahezu 50 Jahren dem Dienste der Gerechtigkeit gewidmeten Lebens zur Gewissenspflicht mache, Zeugniß abzulegen". Er schloß mit folgenden Sätzen: „Wo die Gesetzgebung klar und einfach gesprochen und keinerlei Vorbehalt noch Unterscheidung gemacht hat, da kann auch kein Staatsanwalt und kein Gericht durch Unterscheidungen und Interpretationen die Unverletzlichkeit der Abgeordneten außerhalb der Kammer schwächen. Das ist meine tiefe und innige Ueberzeugung, mit welcher ich stehe und falle." Es war dem wackern Manne noch beschieden, zu erleben, daß die Unverletzlichkeit der Landtagsabgeordneten wegen ihrer Reden in ganz Deutschland durch das Reichs-Strafgesetzbuch vor Interpretationen der Behörden und Gerichtshöfe sichergestellt wurde. Ammon hat später als Vorsitzender des national-liberalen Wahlcomité zu Köln viel zu einem einmüthigen Vorgehen der National-Liberalen und der Fortschrittspartei gegen die Ultramontanen beigetragen und stets die höchste Achtung der Fortschrittspartei, wie aller nicht durch Fanatismus verblendeten politischen Gegner genossen. Eine Wahl zum Abgeordnetenhause oder Reichstage lehnte er seit langer Zeit ab.

Am 16. Febr. 1874 starb zu Brüssel Adolphe Quetelet. Belgien wird durch den Tod dieses ausgezeichneten Mannes um einen seiner hervorragendsten Gelehrten ärmer. Quetelet trat am 22. Febr. 1796 in Gent ins Leben. Seine Schul- und akademische Bildung erhielt er in seiner Vaterstadt. Bereits im 18. Lebensjahre wurde er als Professor der Mathematik am königlichen Collége in Gent angestellt, aber schon fünf Jahre später ging er nach Brüssel, wo er in das Athenäum in gleicher Eigenschaft eintrat. Im Jahre 1836 wurde ihm auch die Professur der Astronomie und Mathematik an der dortigen Kriegsschule übertragen, nachdem er im Jahre 1828 die Direction der von ihm selbst dort gegründeten Sternwarte übernommen hatte. Mitglied der Akademie war er bereits seit dem Jahre 1820. Im Jahre 1834 wurde er zum Secretär derselben ernannt. Quetelet's Hauptbedeutung liegt in seinen statistischen Arbeiten; als Vorstand der statistischen Centralcommission seines Vaterlandes hat er einen überaus großen Einfluß auf die Entwickelung der Statistik ausgeübt. Er hat dieser Wissenschaft theilweise einen neuen Inhalt gegeben, indem er nicht nur durch geistvolle Gruppirung von Zahlen, sondern, was mehr bedeutet, auch durch Erforschung der innern Gesetze der Statistik das eigentliche Wesen dieser Wissenschaft entwickelte und begreiflich machte. Die materiellen wie die geistigen Zustände der Völker fanden durch diese Behandlungsweise der Statistik mannichfache Erklärungen, und die Beurtheilung dieser Zustände wurde dadurch theilweise von ganz neuen Gesichtspunkten aus gehandhabt. Erzeugnisse dieses Genres sind Quetelet's „Sur l'homme et le développement de ses facultés, ou essai de physique sociale" (2 Bde., Paris 1835), von welchem Werke eine deutsche Uebersetzung von Riecke (Stuttgart 1835) erschien; ferner: „Sur la théorie des probabilités" (Brüssel 1846) und „Du système social et des lois qui le régissent" (Paris 1848). Von physikalischen, astronomischen und mathematischen Werken Quetelet's nennen wir: „Eléments d'astronomie" (5. Aufl., 2 Bde., Brüssel 1848), „Positions de physique" (2. Aufl., 3 Bde., Brüssel 1849—57), „Météorologie de la Belgique" (Brüssel 1864), „Sur la physique du globe" (Brüssel 1861), „Histoire des sciences mathématiques et physiques chez les Belges" (Brüssel 1864) und „Sciences mathématiques et physiques chez les Belges au commencement du XIX siècle" (Brüssel 1866). Die „Mémoires" der belgischen Akademie enthalten eine große Anzahl von mathematischen und physikalischen Mittheilungen aus Quetelet's Feder. In der „Correspondance mathématique et physique", welche er theils allein, theils in Gemeinschaft mit Garnier redigirte, sowie in den „Annales de l'observatoire" hat er eine große Menge seiner wissenschaftlichen Resultate niedergelegt, sodaß diese Werke für die Gegenwart und Zukunft eine reiche Fundgrube des mathematischen und physikalischen Wissens bilden. Seit dem Jahre 1834 erschien auch unter seiner Redaction das „Annuaire de l'observatoire" in Brüssel, welches für die Astronomie und Statistik schätzenswerthe Beiträge enthält. Diese Mittheilungen genügen, um darzuthun, daß nicht nur Belgien, sondern auch die gesammte wissenschaftliche Welt in Adolphe Quetelet eine Kraft verloren hat, welche so leicht nicht zu ersetzen ist.

Am 3. Jan. 1874 starb zu Berlin der Geh. Archivrath Dr. Theodor von Moerner, ein Mann, der sich um die vaterländische Geschichtsforschung sehr verdient gemacht hat. Seine „Märkischen Kriegsobersten des 17. Jahrhunderts", welche 1861 erschienen, brachten die Geschichte und die Stammtafeln des Geschlechtes der Sparr in allen Zweigen sammt der Verzeichnung und den Schicksalen ihres Grundbesitzes, die Lebensgeschichte Ernst Georg Sparr's und Christoph Wilhelm Sparr's mit Erläuterungen und urkundlichen Belegen. Für die Geschichte Brandenburgs hat diese Schrift bedeutenden Werth. Ein für die Erforschung und Darstellung der brandenburgischen Politik des 17. Jahrhunderts noch wichtigeres Werk gab er 1867 heraus: „Kurbrandenburgische Staatsverträge von 1601—1700". Mit großer Sorgfalt und Umsicht sind die Verträge dieser in diplomatischer Beziehung so wechselvollen Periode verzeichnet. In hervorragender Weise war er in Gemeinschaft mit J. G. Droysen und M. Duncker bei der Herausgabe der Urkunden und Actenstücke zur Geschichte des Kurfürsten Friedrich Wilhelm betheiligt. Schon seine Erstlingsschrift über das „Leben, die Schriften und die Quellen der Geschichte des Orosius", im Jahre 1844 behufs der Erlangung des philo-

sophischen Doctorgrades veröffentlicht, legte von dem Scharfsinn und der gewissenhaften Forschung Moesner's einen glänzenden Beweis ab.

Theodor von Moesner stammte aus einem alten ehrwürdigen Adelsgeschlechte, das mit ihm erlosch. Am 20. April 1817 wurde Moesner in Habelschwerdt in Schlesien, wo sein Vater, früher Rittmeister bei den braunen Husaren, die Verwaltung der Kreiskasse führte, geboren. Auf dem Gymnasium zu Schweidnitz erwarb er sich eine gründliche Schulbildung und siedelte 1834 nach Berlin über, um dort die Gewerbeschule zu besuchen. Doch seine wissenschaftlichen Neigungen veranlaßten ihn, schon nach einem Semester sich auf der Universität immatriculiren zu lassen. Heinrich Steffens war damals Rector der Universität. Großen Fleiß wandte er seinen historischen Studien zu; bei Ranke, Wilken, Lancizolle, Ritter, Böckh hörte er eifrig Vorlesungen. Nachdem er in der oben angeführten Schrift über Orosius Proben seines Scharfsinnes und umfassender Gelehrsamkeit gegeben, war er mit Vorarbeiten zu einer „Geschichte des großen Concils zu Basel" beschäftigt. Im Jahre 1848 bewarb er sich um eine Professur der Geschichte in Zürich, von L. Ranke und Dieterici nachdrücklich empfohlen. Seine Bewerbung hatte leider keinen Erfolg und wurde die Veranlassung, daß er es aufgab, der akademischen Laufbahn sich zuzuwenden. Sein Lehrer Lancizolle, der inzwischen Director der Staatsarchive geworden war, zog ihn 1852 in den Archivdienst. Der Verstorbene hat sich auch in diesem Amte große Verdienste erworben; jedenfalls würde eine rein wissenschaftliche akademische Thätigkeit seinen Neigungen mehr entsprochen haben. Theodor von Moesner war ein ernster, tiefgelehrter Mann; alle seine Zeit wandte er, da er unverheirathet war, seinen historischen Studien zu. Durch schwere Leiden heimgesucht, mußte er alljährlich zur Wiederherstellung seiner Gesundheit eine Badecur gebrauchen. Im Frühjahr 1871 trat ein Anfall von Lähmung ein. Nach und nach verlor er den freien Gebrauch seiner Glieder, die Sprache versagte mehr und mehr, das Augenlicht wurde immer unsicherer; so schied er unter schmerzvollen Leiden aus dem Leben am 3. Jan. Die gelehrte Welt hat an ihm einen scharfsinnigen und gewissenhaften Forscher verloren.

Politische Revue.

22. October 1874.

Das wichtigste Ereigniß der letzten Zeit, welches die deutschen Zeitungen vorzugsweise beschäftigte und auch in den Blättern des Auslandes ein lebhaftes Echo fand, ist die Verhaftung des **Grafen Harry von Arnim**, des zur Disposition gestellten deutschen Botschafters in Paris. Dieses Aufsehen ist insofern berechtigt, als die Geschichte der neuern Diplomatie keinen ähnlichen Fall aufzuweisen hat und überhaupt ein gerichtliches Einschreiten gegen einen so hochgestellten Staatsbeamten in den preußischen Annalen des letzten Jahrhunderts nicht vorgekommen ist. Hierzu kam, daß Graf Arnim durch Veröffentlichung seines Manifestes gegen die Kirchenpolitik des größten deutschen Staatsmannes in einen Gegensatz getreten war, der sich zwar nur auf die Auffassung einer bereits vergangenen Situation bezog, aber doch dem Grafen Arnim das Uebergewicht einer größern politischen Voraussicht zu sichern schien. Dagegen mochte man den geringen Takt, der in solchen Veröffentlichungen lag, mit Recht rügen, und konnte wol auch die Folgen voraussehen: die nothwendige Unterbrechung der diplomatischen Carrière des Grafen Arnim. Durch jene Vorgänge war die öffentliche Aufmerksamkeit auf den Bruch zwischen dem Reichskanzler und seinem frühern Schützling hingelenkt worden, und es war leicht begreiflich, daß man, als die Kunde von der Verhaftung des Grafen Arnim kam, dieselbe als eine weitere Folge seines Conflicts mit dem Reichskanzler ansah und allgemein der Ansicht war, der Gewaltige habe seine eiserne Hand jetzt mit größerer Schwere auf dem in Ungnade gefallenen Diplomaten ruhen lassen. Die öffentliche Meinung schien plötzlich in den Anachronismus der lettres de cachet sich verstrickt zu haben und vergaß, daß wir uns im 19. Jahrhundert befinden und daß überhaupt noch der alte

Satz gilt: „Il y a des juges à Berlin.“ Der Vorsitzende des berliner Stadtgerichts hielt es neuerdings für angemessen, an diesen Satz und diese Thatsache zu erinnern. Nicht um einen Kampf zwischen zwei Staatsmännern handelt es sich, sondern um die Uebertretung einzelner Paragraphen des Reichs-Strafgesetzbuches; nicht um eine Berathung und Entscheidung des Staatsministeriums, wie das voreilige Gerücht verkündete, sondern um den einfachen Antrag von seiten eines Staatsanwaltes, welcher dem Gesetze ohne Ansehen der Person Geltung zu verschaffen sucht. Graf Arnim befindet sich in Untersuchungshaft; ein großer Theil der Presse, gerade derjenige, der die Richter in Berlin so glänzend preist, hat den Angeklagten indeß bereits mit aller Schärfe verurtheilt, also dem Urtheil dieser Richter vorgegriffen. Wir wollen nicht in den gleichen Fehler verfallen, sondern nur die Thatsachen anführen, insoweit sie von verschiedenen Seiten übereinstimmend berichtet werden.

Am 4. Oct. erschienen auf dem Gute des Grafen Arnim, Nassenheide bei Stettin, drei berliner Criminalbeamte, zwei Beamte des Stadtgerichts und zwei des Auswärtigen Amtes und verlangten die Herausgabe von sieben Briefen, welche das Auswärtige Amt an den Grafen Arnim gerichtet hatte. Der Graf verweigerte die Herausgabe derselben, sowie er sie schon früher auf die schriftliche Aufforderung von seiten des Auswärtigen Amtes verweigert hatte. Hierauf wurde der Verhaftsbefehl, ausgestellt von dem berliner Stadtgericht, vor welchem Arnim sein ordentliches Forum hat, vorgezeigt und der Graf in die berliner Stadtvogtei abgeführt. Die Verhaftung fand statt auf Grund der §§. 133 und 138, Absatz 2, des Strafgesetzbuches, wonach mit Gefängniß bestraft wird, „wer eine Urkunde, ein Register, Acten oder einen sonstigen Gegenstand, welche sich zur amtlichen Aufbewahrung an einem dazu bestimmten Orte befinden, oder welche einem Beamten oder einem Dritten amtlich übergeben worden sind, vorsätzlich vernichtet, beiseiteschafft oder beschädigt. Dieselbe Strafe trifft einen Beamten, welcher eine ihm amtlich anvertraute oder zugängliche Urkunde vorsätzlich vernichtet, beiseiteschafft, beschädigt oder verfälscht“. Das Kammergericht hat inzwischen die Verhaftung des Grafen von Arnim und die Fortdauer der Untersuchungshaft bestätigt; der Graf selbst aber ist wegen seines leidenden Zustandes in die Charité übergeführt worden. Haussuchungen haben in seinem Palais in Berlin und bei Angehörigen seiner Familie stattgefunden, ohne das gewünschte Resultat zu erzielen. Dem Vernehmen nach hat Graf Arnim einen Civilproceß gleichzeitig angestrengt, damit ihm die betreffenden Briefe als sein privates Eigenthum zugesprochen würden. Der Schwerpunkt der gerichtlichen Untersuchung auch im Criminalproceß wird offenbar auf dieser Frage ruhen. Der neue Gesandte in Paris, Fürst Hohenlohe, der sich namentlich über Deutschlands bisherige Politik in der römischen Frage orientiren wollte, vermißte in dem pariser Gesandtschaftsarchiv nicht weniger als 14 Nummern, eine Zahl, die sich bei näherer Nachforschung auf 55 Schriftstücke außer jenen 14 steigerte. Diese hatte Graf Arnim zurückgeschickt, als man sie von ihm verlangte, obschon er anfangs schon damals den Einwand erhob, er sehe diese Schriftstücke als Privatbriefe an. Wegen der 55 fehlenden Documente interpellirt, erklärte er, daß er allerdings 17 derselbe besitze, die er aber brauche, um sich gegen etwaige Angriffe zu vertheidigen, und vermögensrechtliche Ansprüche, bezüglich auf seine Ernennung zum Botschafter in Konstantinopel und die damals festgesetzten Gehaltsansprüche, auf dieselben zu stützen. Von dem Verbleib der andern Actenstücke wisse er nichts. Jene 17 Actenstücke documentirten sich indeß als öffentliche durch die Form und die laufenden Geschäftsnummern. Der verweigerten Auslieferung folgte die Verhaftung von seiten des Gerichts, die von manchen Seiten als ein gesetzliches Zwangsmittel angesehen wird, von andern als eine Vorbeugungsmaßregel gegen die beabsichtigte Veröffentlichung jener Actenstücke. Fürst Bismarck hatte bei den Lamarmora-Enthüllungen im vorigen Jahre öffentlich erklärt, er werde einen preußischen Beamten, welcher dergleichen wage, ohne weiteres wegen Unterschlagung verhaften lassen. Daß sich das Auswärtige Amt in dem Arnim'schen Fall an die Gerichte gewendet hat, steht offenbar mit jener Anschauung des Fürsten Bismarck in engem Zusammenhang.

Ob Graf Arnim jene Papiere habe veröffentlichen oder vernichten wollen: darüber gehen ebenfalls die Ansichten auseinander. Im ersten Falle hätte ihm freilich an dem Besitz der Originale nicht so viel zu liegen brauchen, da er doch ohne Zweifel in der

Lage war, sich mit Leichtigkeit in den Besitz beglaubigter Abschriften zu setzen. Auf den Besitz der vier oder fünf Urkunden, durch welche der Graf seine Privatansprüche begründen wollte, hat das Gericht selbst verzichtet. So schwebt über der ganzen Affaire noch ein gewisses Dunkel, welches die Entscheidung der Gerichte erst lichten wird; denn ohne Kenntniß von dem Inhalt jener Actenstücke wird jedes Urtheil über die Motive des Grafen sowie über die Bedeutung des ganzen Processes ein müßiges sein.

Den Conflict zwischen dem Fürsten Bismarck und dem Grafen Arnim, wie ihn die öffentliche Meinung trotz aller Abmahnungen stets den neuesten Vorgängen zu Grunde legt, sucht neuerdings ein in der „Vossischen Zeitung" abgedruckter Brief nicht auf eine Verschiedenheit der Anschauung in Betreff des Römischen Concils zurückzuführen, sondern auf eine principiell verschiedene Grundanschauung in Betreff der französischen Politik. Demzufolge hat Graf Arnim gegen Thiers und dem französischen Republikanismus eine feindliche Stellung eingenommen, selbstverständlich ohne sich in die Intriguen der monarchischen Parteien zu mischen; doch konnte solche Grundstimmung des Botschafters nicht verborgen bleiben und mußte gelegentlich doch auch in Versailles herausempfunden werden. Der großartigen Realpolitik des Fürsten Bismarck gegenüber hat Graf Arnim also sehr veralteten Parteistandpunkten angehangen und in der Gespensterfurcht gelebt, welche man vor Jahrzehnten gegenüber der republikanischen Propaganda hegte. Seine Besorgnisse, daß halb Europa republikanisch werden könne, habe er nun an höchster Stelle mitgetheilt, also dort eine der seines Chefs widersprechende politische Anschauung zur Geltung zu bringen gesucht und zwar ohne Wissen, hinter dem Rücken desselben. Wenn sich diese Mittheilungen bestätigen, so ist der Bruch zwischen dem Fürsten Bismarck und dem Grafen Arnim vollständig erklärt. Die eigentliche Rechtsfrage bleibt indeß auch von dieser Aufklärung unberührt, und man darf mit Spannung der Entscheidung derselben entgegensehen.

Eine der wichtigsten Vorlagen für den am 29. Oct. zusammentretenden Deutschen Reichstag ist der Gesetzentwurf über den Landsturm, welchen der Reichskanzler dem Bundesrathe vorgelegt hat. Diese Vorlage führt sich als eine Ausführung des §. 6 des Reichswehrgesetzes vom 2. Mai 1874 ein, welcher sagt: „Die Dienstverhältnisse der Landsturmpflichtigen werden durch ein Gesetz geregelt." Wenn man bei der Empfehlung des Heeresreorganisationsgesetzes vorzugsweise auf die Erleichterung hingewiesen hatte, welche den spätern Jahrgängen der Landwehr durch dasselbe zutheil wurde, und die Erschwerung der Dienstpflicht in den ersten Jahren durch die bei weitem frühere Beendigung derselben compensirt werden sollte: so ist wol kein Zweifel, daß diese Erleichterungen durch das Landsturmgesetz illusorisch geworden sind, indem dasselbe, seinem innersten Wesen nach, nichts anderes ist als eine Wiedereinführung der Landwehr des zweiten Aufgebots mit geringen Modificationen und eine Ausdehnung der Wehrpflicht bis zum 42. Lebensjahre. „Durch die Vorlage", heißt es in den Motiven, „erhält der Landsturm einen wesentlich andern Charakter, als er bei seinem Aufgebot in Preußen zur Zeit der Freiheitskriege hatte. An Stelle des ungeregelten Massenaufgebots soll die militärische Organisation des Landsturmes und die Unterordnung desselben unter die Militärgesetze treten. Dadurch wird die Grundlage gewonnen, um den Landsturm, welcher nach §. 2 des Gesetzes vom 9. Nov. 1867 einen Theil der bewaffneten Macht bildet, völkerrechtlichen Schutz zu sichern. Das Aufgebot des Landsturms auf solcher Grundlage kann dem Gegner nicht das Recht oder auch nur einen Vorwand zu Maßregeln geben, welche den Grundsätzen des Völkerrechts nicht entsprechen. Durch diese Aenderung der Institution soll und darf jedoch der Geist nicht abgeschwächt werden, welchen die preußische Verordnung über den Landsturm vom 21. April 1813 dictirt hat; verwerflich wäre ein Act der Gesetzgebung, durch welchen in der Nation der Wille gelähmt werden könnte, erforderlichenfalls alles einzusetzen für die Ehre. Es ist daher mehr die Absicht der Vorlage, Schranken dagegen zu errichten, daß die Nation auch fernerhin im Augenblick der höchsten Noth — selbst im Bewußtsein der unvermeidlichen Consequenzen — die äußersten Maßregeln zur Niederwerfung des Feindes ergreife. Nur soll das Aufgebot des Landsturms nicht schon diesen Moment bezeichnen und es soll dadurch der Kriegführung länger, als es unter andern Umständen bisher der Fall gewesen sein würde, der Charakter

möglichster Humanität gewahrt bleiben." Die Erfahrungen im letzten französischen Kriege mit den Franctireurs und andern nicht organisirten Volkstruppen, auf welche die Bestimmungen des Völkerkriegsrechts keine Anwendung finden, riefen wol den Gedanken wach, den Landsturm, der nach den Gesetze vom 3. Sept. 1814 in ebenso wenig organischer Weise zusammengesetzt war wie die französischen Freicorps, so zu organisiren, daß er des völkerrechtlichen Schutzes sicher war. Gleichwol sollte hinter ihm noch das Aufgebot der ganzen Volkskraft stehen, die vor keinen Consequenzen zurückschreckende, dem Kriegsgericht verfallende Insurrection. Man hat den humanen Gedanken, den dies Landsturmgesetz beseelt, rühmend hervorgehoben; man vergißt aber dabei, daß der frühere Landsturm, d. h. das Aufgebot der ungeregelten Massen, nach wie vor an derselben Stelle einsetzt, indem der neuzuorganisirende Landsturm nur, wie wir erwähnten, die frühere Landwehr zweiten Aufgebots ist.

Der Dienst in diesem Aufgebote reichte vom Beginn des 32. bis zum 40. Lebensjahre; der Dienst in der Reserve dauerte nur zwei Jahre. Als derselbe in der neuen Heeresordnung auf vier Jahre verlängert wurde, betonte die Regierung, daß dafür in einer Verkürzung der Gesammtdienstdauer ein Aequivalent geboten werde, durch den Wegfall der Landwehr zweiten Aufgebots verkürze sich dieselbe von 19 auf 12 Jahre. Diese Landwehr wurde bekanntlich in Friedenszeiten auch nur zu den Controlversammlungen berufen und sollte im Kriege vorzugsweise zur Besetzung der Festungen dienen. Der neue Landsturm soll ein Aufgebot nach Jahrgängen und Kategorien sein, also ganz wie das frühere zweite Aufgebot, militärisch controlirt und vorzugsweise aus denjenigen Mannschaften bestehend, welche ihrer Dienstpflicht in der Landwehr genügt haben; ja die Landwehr soll aus dem Landsturm nach Bedarf ergänzt werden können, wie das stehende Heer aus der Landwehr. Diese Bestimmungen, insofern sie eine thatsächliche Verlängerung der zwölfjährigen Dienstzeit enthalten und eine Zurücknahme des Aequivalents, welches die Regierung selbst für die Diensterschwerung in der Reserve angeboten, können wol kaum als eine bloße Ergänzung des Reichsmilitärgesetzes von 1874 angesehen werden, sondern es handelt sich um eine wesentliche Umwandlung desselben, und als solche wird der Gesetzentwurf des Landsturms wol auch von dem Reichstage betrachtet werden. Daß Familienväter zwischen dem 32. und 40. Lebensjahre wieder unter die militärische Controle und Disciplin gestellt werden, von der sie durch das Reichsmilitärgesetz befreit waren: das ist eine die individuelle Freiheit beschränkende Thatsache, welche dem Reichstage die Pflicht ernster Prüfung auferlegt, wie weit er in seinen Zugeständnissen an den Militarismus zu gehen hat.

Der Uebertritt der Königin-Mutter Marie von Baiern zum Katholicismus gehört jedenfalls zur signatura temporis und hat eine über das fürstliche Privatleben hinausgehende Bedeutung. Eine preußische, im protestantischen Glauben erzogene Fürstentochter kehrt im höhern Lebensalter ohne jede nachweisbare äußere Veranlassung in den Schos der alleinseligmachenden Kirche zurück, und zwar gerade in einer Zeit, in welcher ihr preußisches Stammland einen ernsten und schweren Kampf mit dieser Kirche führt. Daß die ultramontanen Einflüsse hier wesentlich mitgespielt haben, daß sie, wenn nicht unmittelbar, doch durch den schwererkrankten Sohn Otto, dessen Wünsche und Bitten bei der Mutter nicht erfolglos bleiben konnten, den Entschluß derselben zu bestimmen suchten: das ist um so fragloser, als in diesem Glaubenswechsel bei den jetzigen Zeitumständen für die Ultramontanen ein kleiner Triumph liegt, den sie mit Schadenfreude genießen und ausbeuten können. Von irgendwelchem politischen Einfluß auf die bairische Regierung selbst kann diese Bekehrung freilich nicht sein; sie ist nur ein Trumpf, den die Ultramontanen ausspielen, um damit der Welt zu zeigen, daß sie die Hände noch voller Stiche haben. Weniger zu diesen Trümpfen kann man den Fehdebrief des Bischofs Ketteler rechnen, in welchem derselbe gegen die hessen-darmstädtischen kirchenpolitischen Gesetze protestirt, die nach dem Muster der preußischen, mit einzelnen hin und wieder sogar weiter gehenden Modificationen, zu Stande gekommen sind. Das Schreiben, datirt vom 24. Sept., ist an das hessische Ministerium und an beide Kammern des Großherzogthums gerichtet und erklärt sich gegen die neuen Kirchengesetzentwürfe, durch welche die bisherige rechtliche und thatsächliche Stellung der katholischen Kirche in Hessen in wesent-

lichen Punkten verändert oder zerstört, ihre staats- und völkerrechtlich anerkannte Verfassung vielfach verletzt und selbst die katholische Glaubenslehre in wichtigen Punkten berührt, durch alles dies aber die Gewissensfreiheit der Katholiken gefährdet werde. Der Bischof bittet daher, diese Gesetzentwürfe, die er im einzelnen genau kritisirt, nicht zu Gesetzen machen zu wollen. Er erklärt die vollständige Trennung von Staat und Kirche für wünschenswerth und betheuert, daß er seinerseits nie auch nur in dem kleinsten Punkte dem katholischen Glauben und den Rechten und Freiheiten der katholischen Kirche etwas vergeben werde. Von den preußischen Bischöfen ist der Bischof von Trier wieder freigelassen worden, indem das von dem Oberprocurator eingelegte Rechtsmittel in der Appellationsinstanz zurückgewiesen worden ist. Auch der Erzbischof von Köln ist am 3. Oct. seiner Haft entlassen worden und hat alsbald einen Hirtenbrief veröffentlicht, in dem er mit besonderm Nachdruck ermahnt, dem Kaiser zu geben, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist, ein biblischer Spruch, aus dessen Auslegung gerade alle Schwierigkeiten erwachsen. Jetzt befinden sich nur noch der Erzbischof Ledochowski und der Bischof Martin von Paderborn in Haft. Der Weihbischof Janiczewski von Posen wurde am 6. Oct. wegen unbefugter Vornahme der Firmelung verhaftet; zu neuen Geldstrafen sind der Bischof Krementz von Ermeland und der Bischof von Fulda verurtheilt worden. Die Erhebungen über Orden und Congregationen sind im preußischen Cultusministerium dem Abschluß nahe als Vorarbeiten für ein hierauf bezügliches Gesetz. Eine Philippika des Cardinal Rauscher in Wien gegen die preußische Kirchenpolitik vermengt Staatsrechtliches und Philosophisches und macht die preußische Regierung für Darwin und die Philosophie des Unbewußten verantwortlich.

Die Ernennung des Dr. Friedenthal zum landwirthschaftlichen Minister hat nicht blos die Bedeutung, daß ein tüchtiger Fachmann ein wichtiges Ressort übernommen hat, sondern es ist überhaupt dem Ministerium eine Capacität zugeführt worden, welche bei der politischen Gesammthaltung desselben ein Factor von Gewicht sein wird. Friedenthal, als Abgeordneter der freiconservativen Partei angehörig, hat niemals eine Vorliebe für tendenziöse Parteifragen gezeigt; er war stets der Mann der Actualität, der für die Einführung als wichtig erkannter Gesetze die größte Thätigkeit entwickelte. So hatte er sich besonders um die neue Kreisordnung wesentliche Verdienste erworben. Als Landrath in Grottkau, als langjähriger Besitzer großer landwirthschaftlicher Fabriketablissements, als ein Abgeordneter, der sich mit Eifer aller einschlägigen Fragen und Interessen annahm, ist er mit dem ganzen Kreise derselben, der jetzt zu seinem Ressort gehört, vollständig vertraut, und man darf mit Recht von ihm erwarten, daß für die vielen wichtigen Reformen, deren die landwirthschaftlichen Verhältnisse, besonders die landwirthschaftlichen Unterrichtsanstalten bedürfen, jetzt die Stunde geschlagen hat. Friedenthal besitzt den sachlichen Tic, den die Leitung eines bestimmten Ressorts verlangt; er hat aber überdies den freien politischen Blick und die Festigkeit der Ueberzeugungen, welche für ein Ministerium unter der Aegide des deutschen Reichskanzlers unerläßlich sind.

In Frankreich wird die herrschende politische Windstille nur durch die verschiedensten Nachrichten aus den Heereslagern der Parteien unterbrochen. Die Permanenzcommission gibt nur selten ein Lebenszeichen, wie z. B. wenn sie die Regierung wegen ihres Einschreitens gegen die republikanische Presse im Süden interpellirt; Mac-Mahon selbst pflegt, soviel wie möglich, seine Jagdpassion, selbst in den Wäldern von Orléans, in denen sich ein Stück der verhängnißvollen Kriegsgeschichte von 1870 abgespielt hat. Außer Bazaine, der ihn und den Herzog von Aumale so empfindlich zu treffen wußte, ist auch jetzt der Oberst Stoffel dem französischen Machthaber in einer Broschüre zu nahe getreten, die er nach seiner Freisprechung zur nachträglichen Rechtfertigung veröffentlicht hat. Einzelne seiner Mittheilungen aus dem Feldzuge von 1870 sind ganz dazu angethan, den Marschall Mac-Mahon in der öffentlichen Meinung zu discreditiren und seinem Heldenmuth ein sehr zweifelhaftes Zeugniß auszustellen. Der Adjutant des Marschalls wollte Stoffel fordern, und zwar auf sein persönliches Conto hin, indem er von dem gewandten Kriegspamphletisten ebenfalls nicht geschont worden war; doch suchte man das Duell zu hintertreiben, damit es nicht den Anschein gewinne, als wenn ein Unter-

gebener für das französische Staatsoberhaupt einen Handel ausfechte. Auch will man von einer gerichtlichen Verfolgung des Obersten Stoffel absehen, theils weil man keinen neuen politischen Märtyrer schaffen will, theils weil man sich vor den thatsächlichen Beweisen scheut, welche der nicht leicht verlegene Oberst anzutreten bereit sein könnte. Diese Briefe und Broschüren der Generale und Obersten bezeichnen eine Aera der Militärskandale, welche für das militärische Septennat keineswegs angenehm sind. Gleichzeitig beleuchtet die „Lanterne" von Rochefort dasselbe mit einigen grellen Schlaglichtern, indem sie den Beweis dafür zu liefern sucht, daß das Septennat wirklich die „Vorhölle" des Kaiserthums sei. Und zwar soll das Schicksal Frankreichs von einer Heirathsspeculation abhängig sein. Man beabsichtige, den Prinzen Napoleon mit der Tochter Mac-Mahon's zu verheirathen und auf diese Weise das Septennat in das Kaiserthum hinüberzuführen. Natürlich macht diese Familiengeschichte in Frankreich viel böses Blut bei allen Gläubigen.

Bedenklicher noch ist für Mac-Mahon die Bedeutung, welche der greise Thiers auf einmal wieder gewinnt, und die Entschiedenheit, mit welcher dieser sich für die Republik ausspricht; ja die Meinung, daß sein Vorgänger, der doch ohne Frage eine politische Capacität ersten Ranges ist, noch einmal sein Nachfolger werden könne, taucht hier und dort wieder auf. Ohne Frage halten die republikanischen Parteien fest zusammen. In dem Journal „République française" hatte gegen Ende September Gambetta einen Brief veröffentlicht, der von der Siegesgewißheit der republikanischen Partei ein unzweideutiges Zeugniß ablegte; er hatte darauf hingewiesen, daß die auf den 4. Oct. anberaumte Wahl der Generalräthe nothwendigerweise ein Act von großer politischer Bedeutung sein werde, ein abermaliger Protest gegen das Verhalten der Nationalversammlung und gegen die Versuche zur Herbeiführung einer monarchischen und bonapartistischen Restauration. Frankreich werde bei dieser Gelegenheit seinen Willen kundthun und die Republik constituiren. Die neuen Generalräthe hatten die Aufgabe, das Gebiet einer neuen socialen Ordnung vorzubereiten, die Demokratie in die Führung der Geschäfte einzuweisen und mit wahrhaft freien, öffentlichen Institutionen vertraut zu machen. Die Wahl der Generalräthe werde der vorbereitende Schritt zu den nahe bevorstehenden allgemeinen Wahlen sein, welche die Ohnmacht der Nationalversammlung nothwendig mache. Die dadurch herbeigeführte Agitation sei eine Sache der Nothwendigkeit, es sei die höchste Zeit für Frankreich, sich eine definitive Regierung zu geben. Um dieselbe Zeit ungefähr, wo Gambetta das Schreiben erließ, wurde Thiers auf seiner Reise nach Italien in Grenoble und andern Städten in demonstrativer Weise gefeiert und hielt selbst am 27. Sept. in Vizille eine Rede, in welcher er sagte: „Das Europa der Gegenwart ist nicht mehr das Europa von 1815. Es ist friedlich und durchaus gemäßigt gesinnt und hegt zum größten Theile in seinem eigenen Interesse Wünsche für die Wiederaufrichtung Frankreichs. Europa weiß, mit welchen Schwierigkeiten und Unmöglichkeiten wir zu kämpfen haben, und würde die Errichtung einer monarchischen Regierung nur mit Mistrauen ansehen, da dieselbe der gegenwärtigen Richtung der Gemüther nicht entsprechen und weder Kraft noch Dauer haben würde." Der Besuch Thiers bei Casimir Périer in Vizille, ein Beweis dafür, daß diese beiden Flügel des linken Centrums sich wieder enger zusammenschließen, gibt den monarchischen und den Regierungsblättern Veranlassung zu einer bittern Kritik des Expräsidenten, dessen ganzes politisches Sündenregister sie entrollen; ja sie machen ihm sogar die Zahlung der fünf Milliarden an Deutschland zum Vorwurf, indem sie das Motiv derselben in eitler Popularitätssucht erblicken; die Occupation habe sich auch vor Tilgung der Kriegsschuld durch Gewährung eines finanziellen Unterpfandes bei zeiten beendigen lassen und dann würde das berliner Cabinet Frankreich noch jetzt mit derselben Rücksicht begegnet sein, wie zur Zeit, wo es Deutschlands Schuldner gewesen sei. Sogar die Beschützung des Karlistenaufstandes, die zweideutige Politik Italien gegenüber u. dgl. m. wird auf die Rechnung von Thiers gesetzt.

Die Erbitterung der Regierungspresse gegen Thiers nahm zu, als dieser Staatsmann wie ein Präsident der Republik in partibus mit Victor Emanuel in längerer Audienz verhandelte und in italienischen Hauptstädten politische Reden hielt. Man gibt seinem Gespräch mit dem Könige von Italien die Tendenz, Frankreich, Italien und den Papst versöhnen zu wollen, worin er bei dem Könige eine sehr entgegenkommende Gesinnung gefunden habe; ja die weitblickenden Politiker sahen bereits die Klerikalen in Frankreich

als Anhänger der conservativen Republik und Gegner der versailler Nationalversammlung auf deren Auflösung hinwirken. Die Reden von Thiers verrathen indeß wenig von dieser versöhnlichen Tendenz. In Florenz erklärte er, nur eine Partei betrachte die Freundschaft Frankreichs zu Italien mit schelem Auge, das sei die klerikale; allein sie sei ohnmächtig und Frankreich denke nicht daran, derselben in ihrer Thorheit zu folgen, sondern liebe die Italiener aufrichtig. In Mailand hob Thiers die großen Fortschritte hervor, welche Italien gemacht habe, und sprach die Hoffnung aus, daß die sympathischen Beziehungen mit Frankreich, die im Interesse Europas nothwendig seien, fortdauern möchten; er schloß mit der Erklärung, die conservative Republik sei die einzige Regierung, welche Frankreichs Wohlfahrt auf die Dauer sichern könne. Der Telegraph folgte den Reisen und Reden des petit bourgeois mit einer Ausdauer, wie er nur den Reisen und Reden des Marschalls Mac-Mahon in der Bretagne und Normandie gefolgt war, und gab ihnen damit eine hervorragende politische Bedeutung. Jedenfalls kehrte die „conservative Republik" ebenso oft in diesen Reden wieder, wie das „Septennat" in den Reden des Marschalls Mac-Mahon. Den Unterschied zwischen diesen, für die oberflächliche Betrachtung fast übereinstimmenden Stichwörtern zu finden, bleibt der tiefern Einsicht der neuen französischen Staatsweisheit vorbehalten. Freilich will Mac-Mahon das Septennat mit der jetzigen Nationalversammlung, der Quelle seiner Macht und seines Rechtes, Thiers die conservative Republik, aber ohne dieselbe.

Die Generalrathswahlen, für welche Gambetta in dem erwähnten Schreiben agitirte, haben inzwischen stattgefunden, und nachdem auch die Resultate der Nachwahlen und Stichwahlen bekannt geworden sind, läßt sich bestimmen, inwieweit sich die politische Situation in ihnen abzeichnet. Die 1435 Generalrathswahlen, welche den 4. und 11. Oct. stattfanden, vertheilen sich an die einzelnen Parteien in folgender Weise: 673 Republikaner, 604 Monarchisten und 158 Bonapartisten. Demnach haben die Republikaner 30, die Bonapartisten 53 Sitze gewonnen, da dieselben nach dem „Siècle" unter den ausgeschiedenen Generalrathsmitgliedern 105 Parteigenossen besaßen. Die monarchische Partei, deren äußerste Rechte, die Legitimisten, sich jetzt in offenster Opposition gegen das Septennat befindet, hat daher im Lande sehr an Terrain verloren.

Die französische Diplomatie war in jüngster Zeit vorzugsweise mit Italien und Spanien beschäftigt. Die letzte Reminiscenz der französischen Interventionspolitik in Italien, der L'Orénoque, ist nun endgültig beseitigt worden. Das Schiff wurde am 12. Oct. abberufen aus den italienischen Gewässern, und der Papst hat sich in das Unvermeidliche gefunden. Er hat wol selbst eingesehen, daß dies Kriegsschiff ihm unter den jetzigen Verhältnissen keinerlei Schutz gewähren konnte, daß die Drohung gegenüber der italienischen Regierung jetzt gänzlich inhaltslos geworden sei, und daß in der Fortdauer eines solchen politischen Anachronismus für alle Betheiligten kein Vortheil liege. Mac-Mahon hat in einem Schreiben an den Papst selbst durch Berufung auf das internationale Recht die Frage zu lösen gesucht. Um indeß dem Oberhaupt der Kirche eine demonstrative Aufmerksamkeit zu erweisen, hat die französische Regierung ein anderes Kriegsschiff, den Kleber, im Hafen von Ajaccio stationirt und ihm einen Befehlshaber gegeben, welcher im Vatican bekannt und beliebt ist.

Der L'Orénoque sollte bekanntlich dem Papste zur Verfügung gestellt werden für den Fall, daß er Italien zu verlassen gedenke. Der Kleber hat den gleichen Zweck. Veuillot und die andern Vorkämpfer der Ultramontanen können nicht genug Feuerworte finden, um die Schmach Frankreichs zu brandmarken, welche in dieser Zurückberufung des L'Orénoque liege. Freilich für die Sieger von Mentana bleibt sie immerhin eine kleine Demüthigung; aber sie ist nur der Ausdruck der veränderten politischen Lage.

Weniger glatt geht es bei den diplomatischen Beziehungen Frankreichs zu Spanien ab. In Erwiderung auf die letzte Note des Herzogs von Decazes hat die spanische Regierung eine neue Note in Paris eingereicht, die als ein ausführliches Memorandum anzusehen ist und nachzuweisen sucht, daß eine ausreichende Ueberwachung der Pyrenäen von seiten Frankreichs zu keiner Zeit stattgefunden habe, weder zu derjenigen Napoleon's III., noch während der Herrschaft der provisorischen Regierung und der Thiers'schen Präsidentschaft. Die schlechte Ueberwachung in Betreff der Contrebande, der Aufenthalt des Don Carlos in Bayonne und Pau und seiner Gemahlin an dem letztern

Orte, die Reise Lizarraga's, der zwar mit einem regelrechten Passe versehen gewesen sei, aber mit demselben doch nicht ein Gefolge von 24 Personen habe legitimiren können, die Waffenankäufe in Pau und Bordeaux, die Pferdeausfuhr von Frankreich nach Spanien, der öffentliche Verkauf karlistischer Briefmarken in Bayonne: das sind die Hauptbeschwerdepunkte, durch welche sich die spanische Regierung zu dem Verlangen berechtigt glaubt, daß ein Wechsel der französischen Beamten in den Grenzdistricten stattfinde, daß alle Karlisten aus dem französischen Gebiet ausgewiesen würden und daß ein Zusammenwirken beträchtlicher französischer Streitkräfte mit den spanischen erfolgen müsse. Der Eindruck, welchen diese spanische Note in Frankreich hervorbrachte, war ein durchweg ungünstiger; auch republikanische Zeitungen sprachen sich in diesem Sinne aus. Die officiösen hoben zum Theil sogar hervor, daß die spanische Regierung nur das Sprachrohr der deutschen sei, und daß hinter dieser Note niemand anderes als der europäische Störenfried, Fürst Bismarck, stecke, welcher an einer spanischen Frage zum zweiten mal die Brandfackel eines Krieges mit Frankreich anzuzünden suche. Die gemäßigtern Blätter durften auf die Note Spaniens mit Recht entgegnen, daß ein Theil der Anforderungen, welche sie enthält, fast eine Intervention Frankreichs zu Gunsten der spanischen Regierung in Anspruch nehme, und daß für die bessere Ueberwachung der Grenze die spanischen Behörden nicht weniger als die französischen Sorge zu tragen hätten. Daß diese Ueberwachung indeß eine sehr nachlässige war und daß einzelne Präfecten sowie die Bevölkerung der südlichen Departements für die Karlisten offen genug Partei ergriffen haben, ist eine unbestreitbare Thatsache, welcher die französische Regierung auch nach der herausfordernden Note Spaniens durch strengere Verordnungen Rechnung zu tragen sucht. Decazes hat eine Verstärkung der Mauthcordons in den Pyrenäen angeordnet; es haben Internirungen einzelner karlistischer Agenten, wie des Herzogs de la Rocca, stattgefunden, und die Truppenmärsche im Norden der Pyrenäen deuten auch auf die größere Energie hin, welche die französische Regierung zu Gunsten der spanischen entfalten will. Auch das von Antwerpen kommende und Waffen für die Karlisten mit sich führende Schiff Nieves ist französischerseits mit Beschlag belegt und dem spanischen Consul in Bayonne übergeben worden.

Die französische Armeereorganisation schreitet indessen fort; es sind umfassende Gesetze, wie z. B. ein neues Offizier-Avancementgesetz, ein Mobilmachungsplan in Arbeit, und das Chassepot-Gewehr wird in nicht allzu langer Zeit bei der ganzen Armee durch das Graß-Gewehr ersetzt sein. Am wenigsten bewährt sich das Institut der Einjährig-Freiwilligen; man war früher zu lax bei den Prüfungen, sodaß manche, welche weder lesen noch schreiben konnten, in ihre Reihen zugelassen wurden. Bei den letzten Prüfungen wurde indeß ein Sechstel zurückgewiesen, nachdem der Kriegsminister größere Strenge empfohlen hatte.

Daß dieses vom Parteikampfe zerrissene Frankreich seine nationalen Erinnerungen bewahrt, dafür sprechen zwei Thatsachen: die bevorstehende Kanonisation der Jungfrau von Orléans, welche der Bischof Dupanloup selbst in Rom durchgesetzt hat, und die Absicht, auf die Spitze der neuerrichteten Vendômesäule abermals das Bild Napoleon's I. zu stellen. Die erste ist eine kleine Freude für die Legitimisten, die zweite für die Bonapartisten; aber da diese Helden beider Parteien zugleich französische Nationalhelden sind, so stößt die Verherrlichung derselben auch bei dem Nationalgefühl der andern auf keinen Widerspruch.

So widersprechend die Nachrichten aus Spanien lauten, so ist doch der Gesammteindruck derselben, daß die Sache der Karlisten im Niedergange ist. Nicht die kleinern Niederlagen derselben, die ihnen bei Scharmützeln und Gefechten von den Regierungstruppen beigebracht werden, rufen diesen Eindruck hervor, sondern die innere Zerrüttung in ihrem Lager, die Zwistigkeiten der Befehlshaber, die Meutereien der Truppen, die Auflehnung einzelner Städte. So sehr die karlistischen Correspondenzen diese Sachlage zu verdunkeln suchen, so wenig lassen sich diese Zeichen der innern Auflösung verleugnen. Ohne Frage ist es die moralische Niederlage des Karlismus vor dem Forum der europäischen Politik, sind es die wuchtigen Schläge, welche aus dem berliner Cabinet auf die legitimistische Insurrection geführt wurden, wodurch das Vertrauen auf die gute Sache des Don Carlos bei seinen Anhängern erschüttert und die Disciplin gelockert worden ist.

Wenn General Dorregaray nach den Berichten der Karlisten aus Gesundheitsrücksichten beurlaubt sein soll, so ist leicht zwischen den Zeilen zu lesen, daß er infolge eines Conflicts zurückgetreten ist, und wenn andere Blätter wiederum von Unruhen und Meutereien im karlistischen Lager berichten, und sogar von einer schweren Verwundung des Don Carlos, so erweisen sich zwar diese Gerüchte als unbegründet; aber daß eine große Misstimmung gegen einzelne ihrer Generale und Führer bei den Truppen besteht, ist gewiß eine Thatsache. Auch Don Alfonso, der Gatte jener megärenhaften Donna Blanca, soll des Befehls über die karlistische Centrumsarmee enthoben worden sein. Zahlreiche Desertionen von Soldaten und Offizieren finden täglich statt; so suchten am 6. Oct. 47 desertirte Karlistenoffiziere in Bayonne durch die Vermittelung des spanischen Consuls bei Serrano um die Erlaubniß zur Rückkehr in die Heimat nach. Doch auch die getreuen Unterthanen des Königs Karl VII. werden rebellisch oder üben zum wenigsten einen unerwarteten Druck auf ihn aus. Er hoffte, durch Widerherstellung der alten Gemeindeversammlungen einen Stützpunkt bei der royalistischen Bevölkerung zu finden; aber die getreuen Basken und Navarresen verhielten sich entweder gleichgültig gegen diese mittelalterliche Restauration, oder sie machten von ihren Vorrechten (Fueros) einen Gebrauch, welcher den Prätendenten befremden mußte, da er mit einer Waffe gespielt hatte, deren Schneide ihm unbekannt war. Als er die getreuen Stände seiner Provinz Alva nach Maestu berufen hatte, damit sie dort über das Wohl des Landes beriethen, kamen dieselben zwar auf Grund der von Carlos beschworenen Fueros, doch sie wiesen alsbald dem Bevollmächtigten des Königs, Don Francisco Paulo Rivas, die Thür mit der Erklärung, sie hätten das Recht, ihren Präsidenten zu wählen und die localen Behörden zu ernennen, ohne daß der König oder seine Vertreter etwas dareinreden dürften. Sie erließen ein Manifest, in welchem allen Bewohnern der Provinz verboten wird, eine Behörde anzuerkennen, die nicht bei den Fueros der Provinz vorher Anerkennung gefunden hätte, selbst wenn sie von dem Könige ernannt worden wäre. Mehrere baskische Städte, wie Durango und Guernica, haben sich von Carlos losgesagt, und so wird dieser irrende Ritter der Legitimität wol zuletzt bei irgendeiner Capitulation von den Seinigen verlassen werden. Nach den Beschreibungen einzelner Kriegstouristen hat der Prätendent indeß eine weit empfehlendere Persönlichkeit als Graf Chambord; er ist ein hochgewachsener, schlanker Mann, mit schönen, schwärmerischen Augen, dunkelm, in der Mitte gescheiteltem Haare und kurz gehaltenem Vollbart, elegant in seinen Formen, vornehm in seinen Bewegungen. Seine Züge tragen einen würdigen Ausdruck; er spricht langsam, aber correct und mit wohllautendem Organ.

Auf dem Kriegstheater selbst haben im Grunde nur Scharmützel stattgefunden; doch die Unfähigkeit der Karlisten, die jetzt auch von Cuenca in Castilien bei erneuertem Angriff zurückgewiesen wurden, über das nördliche Bergland hinaus vorzudringen und jenseit des Ebro festen Fuß zu fassen, wird wol jetzt von ihnen selbst zu tief empfunden, als daß dem anfänglichen kühnen Aufschwung nicht ein lähmendes Ermatten folgen sollte. Der Mittelpunkt der karlistischen Stellung in Navarra ist nach wie vor Estella; von hier aus umlagerten sie die Hauptstadt der Provinz, Pamplona; es gelang indeß dem General Moriones, bei einem kühnen Vorstoße von Tafalla aus, gegen Ende September, die bedrohte Stadt zu verproviantiren, während gleichzeitig General Laserna von Logroño aus vorrückte und Dorregaray von der Straße nach Pamplona durch diese Diversion ablenkte. Die Eroberung von Laguardia bezeichnet ein abermaliges Vorrücken der Republikaner gegen die karlistische Hauptstellung bei Estella; im ganzen aber ist die Scharte, welche sie bei dem letzten Angriff derselben erlitten, noch nicht ausgewetzt. Kleinere Kämpfe, wie diejenigen an der Bidossoa um die Grenzfestung Irun, sind ohne strategische Bedeutung; sie lockten ein zahlreiches französisches Publikum herbei, von welchem mehrere durch Kugeln, die über die Grenze hinübergingen, verwundet wurden.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus in Leipzig. Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Biographie der Neuzeit.

Von

Rudolf Gottschall.

II.

Wir haben bisher die in Form und Richtung von der rechten Mitte der Biographie abweichenden Gestaltungen derselben betrachtet; wir wenden uns jetzt der eigentlichen Biographie zu, welche durch ihre Beschränkung auf ein mittleres Maß und durch das Festhalten an der historischen Grundlage und erzählenden Darstellungsweise diesen Namen verdient. Doch auch hier tritt uns gleich von vornherein eine Menge von Spielarten entgegen, bei denen ein durchgreifender logischer Eintheilungsgrund fehlt, die wir daher, wie sie uns in den Wurf kommen, aufgreifen und charakterisiren wollen.

Eine sehr beliebte Art tendenziöser Biographien sind die sogenannten Ehrenrettungen, die in Deutschland und Frankreich gleichmäßig an der Tagesordnung sind; es sind Proteste gegen den Verruf, den die bisherige Geschichtschreibung über einzelne hervorragende Charaktere verhängt hat. Im Grunde sind sie hervorgegangen aus jener kritischen Richtung der Geschichtsforschnng, durch welche vieles, was bisher feststand, erschüttert wurde. Wenn der Philolog Wolf aus dem alten blinden Rhapsoden Homer eine Schar von Homeriden macht, sodaß dieser geistige Planet, zu dessen sicherm Lichte man bisher vertrauensvoll aufsah, gleichsam in eine Schar von Asteroiden zerplatzt; wenn der Historiker Niebuhr die Geschichte der römischen Könige in ein zerflatterndes Sagengewebe auflöst, wenn vor allem der Theolog David Strauß in seinem „Leben Jesu" den Helden der Evangelien und des christlichen Glaubens zu einer mythischen Gestalt zu machen suchte, und in dieser Biographie, die freilich nichts ist als auflösende Quellenkritik, mehr mit dem Niederreißen als mit dem Aufbauen beschäftigt erschien: was sollte da noch festen Bestand haben vor einer kritischen Forschung, welche die Resultate zweifelhafter Quellen umstieß, die Ueberlieferungen an ihren innern Widersprüchen zerrieb und sich mit Vorliebe gerade an dasjenige wagte, was bisher allgemeiner Geltung sich erfreut und auch die Gemüther der Menschen beherrscht hatte? Wie sollten namentlich die Licht- und Schattenbilder geschichtlicher Charaktere unverwandelt sich von Geschlecht zu Geschlecht forterben, da sie doch auch nur aus Quellen heraus geschöpft waren, deren Verlaßbarkeit durch gründliche Untersuchung erst festgestellt werden muß. Unsere Ansicht ist zwar, daß diese Kritik oft zu geniale Proben ihres Scharfsinnes gab, daß sie oft Thatsachen leugnete wegen innerer Widersprüche, statt sie aufzuklären, daß bisweilen der gelehrte Forscher,

stolz auf seine philologische und archäologische Kenntniß, an Stelle hergebrachter Meinungen neue Conjecturen setzte oder sich darin gefiel, mit einem Wink seiner Hand Gestalten in den Orcus zu senden, die bisher im Lichte des Tages auf der Weltbühne eine nirgends angezweifelte Rolle gespielt hatten. Die dictatorischen Machtsprüche kritischen Scharfsinnes vermochten doch nicht alles in dissolving views zu verwandeln, was bis dahin als greifbare Erscheinung der Geschichte gegolten hatte, und mistrauisch mochte man immerhin gegen eine philologische oder philosophische Grundanschauung sein, welche die Bedeutung des einzelnen Genius mehr oder weniger zu verkümmern suchte, große Dichter in eine Dichterschule, große Religionsstifter in selbstgeschaffene mythische Gebilde des Gemeindebewußtseins, das Eine in das Viele auflöste und darüber das Einzige, das schöpferische Genie, in seinen weltbeherrschenden Wirkungen aus der Geschichte strich.

Wie eine leichte Vorliebe für das Paradoxe und seinen Effect bei diesen kritischen Auflösungen mitspielte, so war dies auch bei den Ehrenrettungen der Fall, durch welche man die bêtes noires der Weltgeschichte rein zu waschen suchte. Es mußte doch Aufsehen erregen, wenn Urtheile, die bisher für unerschütterlich galten, auf einmal auf den Kopf gestellt wurden, sodaß man zu der Meinung kommen mußte, daß sich auch solche geschichtliche Ueberlieferungen wie eine ewige Krankheit forterben. Und welch eine Berufung an das Gerechtigkeitsgefühl lag in diesen historischen Rettungsversuchen! Die Gegenwart wurde aufgerufen, Zeugniß abzulegen gegen Jahrhunderte und Jahrtausende, die blindlings ein ungerechtes Urtheil nachgesprochen; jeder einzelne fühlte sich bei der Lektüre dieser Schriften als ein Mitglied des großen Revisions- und Cassationshofes der Nachwelt oder betheiligte sich als Advocat bei diesen Diffamationsprocessen zur Reinigung widerrechtlich verurtheilter Charaktere. Der wirklich bestallte Advocat war nun der Biograph selbst, und daß er mehr Advocat als Richter war, rückte seine Leistung doch etwas in ein schielendes Licht. Er mochte noch so oft behaupten, daß er vorurtheilsfrei an seine Arbeit gegangen sei und nur das Ergebniß objectiver Untersuchungen mittheile. In der Regel hatte er von Haus aus Partei ergriffen für den großen geschichtlichen Inculpaten, suchte alles hervor, was ihn freisprechen konnte, und erhitzte sich selbst so in der Arbeit zu Gunsten desselben, daß er nicht ohne Groll und Eifer die Vertreter der entgegengesetzten Anschauungen anfeindete.

Bisweilen wurden diese Rettungsversuche von einem entschiedenen Parteistandpunkte aus abgefaßt. Wenn Onno Klopp eine Verherrlichung des Mordbrenners von Magdeburg, des bairischen Generals Tilly („Tilly im Dreißigjährigen Kriege", 2 Bde., 1861), in die Gestalt einer Biographie kleidet, so konnte von Haus aus kein Zweifel darüber sein, daß der hannoverische Archivarius dem ultramontanen Feldherrn eine weitleuchtende Denksäule errichten wollte, schon um den Protestantismus und besonders den preußischen zu ärgern. Auf diese Schrift hat die neueste Zeit auch ein neues Licht fallen lassen, insofern der geheime Zusammenhang zwischen particularistischen und ultramontanen Bestrebungen, wie er jetzt zu Tage getreten ist, bereits in dieser Apotheose des frommen Generals, der nie eine Messe versäumt hat, seinen Ausdruck fand.

Andere Verfasser derartiger Ehrenrettungen gehen nicht von dem Parteistandpunkte aus, der, wie Ehrensäulen, auch Schandsäulen errichtet; wir brauchen blos an die Konrad von Boland'schen Geschichtserzählungen zu erinnern, in denen Gustav Adolf und Friedrich der Große an den Pranger gestellt werden. Enthusiastische und liebenswürdige Naturen wie Adolf Stahr glauben, eine geschichtliche Ungerechtigkeit zu sühnen, indem sie Charaktere vertheidigen, die von der Ueberlieferung in ein allzu ungünstiges Licht gerückt sind. Wie es in der Eigenthümlichkeit solcher Autoren liegt, erwärmen sie sich für ihren Gegenstand von Kapitel zu Kapitel immer mehr, je mehr sie sich mit ihm beschäftigen; die geschichtlichen Werke erscheinen ihnen als Palimpseste, sodaß der wahre Text und mit ihm

das wahre Bild des Helden erst hervortritt, wenn die darübergekritzelten Züge abgekratzt sind. Die Voraussetzung der Ehrenrettung ist die Kritik der wichtigsten Quellen, deren Einseitigkeit und Parteilichkeit zunächst hervorgehoben werden muß. Wenn Adolf Stahr eine Ehrenrettung des Tiberius und der römischen Kaiserfrauen schreibt, so muß er sich den Weg dazu durch eine Kritik des Tacitus bahnen, der mit Recht als der Hauptankläger dieser ganzen Epoche und ihrer Vertreter betrachtet wird. In diesen „Bildern aus dem Alterthume" (4 Thle., 1863—67) ist, abgesehen von der Tendenz, das Talent der Darstellung unverkennbar; so ist z. B. das Bild der ägyptischen Königin mit einem warmen Colorit entworfen und auch in den einzelnen Zügen harmonisch zusammenstimmend; aber die Charakteristik macht doch mehr den Eindruck einer poetischen als einer historischen; das Bild steht als ein fertiges vor der Seele des Autors und wird nur nach den Quellen retouchirt; ebenso oft aber erfahren die Quellen die kritische Retouche. Dem Tiberius ist Tacitus, nach der Ansicht Stahr's, durchaus feindlich gesinnt; sein Werk ist ein Parteiroman, ein Parteigericht; die „Annalen" sind ein mit kritischer Leichtfertigkeit zusammengestelltes Conglomerat von Klatschgeschichten. Wenn die Hauptquelle verworfen wird, so müssen natürlich andere, wie Sueton, Vellejus Paterculus an ihre Stelle treten; doch wo Sueton „den Spuren des Tacitus folgt", wird er ebenfalls verworfen, und wo er selbständig etwas dem Tiberius Ungünstiges berichtet, erscheint er als der kritiklose Skandaljäger, der uns seine Greuelfabeln aufzutischen liebt. Wenn in den Bildern des Tiberius und der Kleopatra außer der edeln Freude, die Zahl der Ungeheuer in der Geschichte vermindert zu sehen, sich doch auch mancher begründete kritische Nachweis fand, manche Widerlegung von Anklagen, der man zustimmen mußte: so zeigt sich die Uebertreibung gehässiger Kritik misliebiger Quellen scharf hervortretend in der Ehrenrettung der römischen Kaiserfrauen, welche nur eine Fortsetzung der des Tiberius ist. Livia hat theil an dieser Beseitigung historischer Misurtheile, aber Julia und Agrippina müssen tiefer in den Schatten treten, damit auf Tiber das vollere Licht falle.

Nicht zu den Ungeheuern der Geschichte, aber zu den vielfach verkannten und angefeindeten Persönlichkeiten ist Julius Cäsar zu rechnen, welchem kein Geringerer als der Kaiser der Franzosen selbst eine Vertheidigungsschrift gewidmet hat. Seine „Geschichte Julius Cäsar's" (2 Bde., 1865 und 1869) ist eine in ein alterthümliches Gewand gehüllte Vertheidigung der Idées Napoléoniennes, eine Rechtfertigung der neuen cäsarischen Aera und ihrer providentiellen Aufgabe in einer Schutzschrift zu Gunsten jenes Julius Cäsar, der als das typische Vorbild aller nach Alleinherrschaft strebenden großen Geister betrachtet werden kann. In dieser Schutzschrift handelt es sich um eine Kritik der Kritik, welche mit der Weisheit des Staubes die Unsterblichen zu lästern wagte. Von Haus aus erklärt es der Autor für einen Misgriff, nicht den Vorrang jener bevorzugten Wesen anzuerkennen, die von Zeit zu Zeit in der Geschichte gleich strahlenden Leuchtthürmen auftauchen, die Finsterniß in ihrer Epoche zu zertheilen; er empört sich gegen die kümmerlichen Motive, welche Sueton, Plutarch, Appian u. a. dem großen Cäsar untergeschoben haben. Wie Adolf Stahr, schiebt auch Napoleon III. die unbequemen Quellenschriftsteller beiseite, die einer Apotheose im Wege stehen, welche den Cultus des Genius in seiner Andacht stören. Er nennt es sein Ziel, zu beweisen, daß die Vorsehung, wenn sie Männer wie Cäsar, Karl den Großen, Napoleon hervorbringt, damit den Völkern die Bahn, welche sie verfolgen sollen, vorschreiben, mit dem Gepräge ihres Genius eine neue Aera bezeichnen und in wenigen Jahren die Arbeit von Jahrhunderten vollenden will. Glücklich die Völker, welche sie begreifen und ihnen folgen! Wehe denen, welche sie verkennen und bekämpfen! Sie machen es wie die Juden, sie kreuzigen ihren Messias. Sie sind blind und strafbar: blind, denn sie sehen nicht die Machtlosigkeit ihrer Anstrengungen, um den endlichen Triumph des Guten zu verhindern; strafbar, denn sie verzögern nur den Fort-

schritt, indem sie seine schnelle und fruchtbare Anwendung erschweren. Julius Cäsar erscheint in der Darstellung Napoleon's als ein Mann von tiefen Ueberzeugungen, ein Erbe der Marianischen Gleichheitspolitik, ein Gegner der Optimaten und des Sulla'schen Systems, mit Einem Wort, als ein Heros der in das alte Rom zurückdatirten Napoleonischen Ideen und der Principien von 1789, wie sie in etwas veränderter Gestalt aus der römischen Geschichte herausdestillirt sind. Für Cäsar war die Macht nur ein Mittel, während sie für Pompejus geradezu Zweck war. An hundert Stellen, die eine etwas allgemeinere principielle Haltung annehmen, braucht man für Cäsar nur Napoleon III. zu setzen, um die Biographie des erstern in eine vollständige oratio pro domo des letztern zu verwandeln. „Suchen wir nicht unablässig", ruft er den Verkleinerern Cäsar's zu, „in großen Seelen kleine Leidenschaften. Die Erfolge hervorragender Menschen, und das ist ein tröstlicher Gedanke, gehören weit mehr der Hoheit ihrer Gesinnungen, nicht den Berechnungen der Selbstsucht und Schlauheit an." Der französische Cäsar ist im übrigen ein geschickter Anwalt des römischen, aber er sucht sich mit Vorliebe diejenigen Punkte aus, welche den Parallelismus zwischen den Schicksalen Cäsar's und der beiden Napoleon ins Licht setzen; der Held ist meistens nur eine Durchzeichnung des Autors. Dies gibt dem Werke seine eigenthümliche Physiognomie. Die Kritik der Geschichtforscher mag an dieser Tendenzbiographie viel auszusetzen haben, obschon dem Verfasser alle Hülfsquellen selbst in ausgedehntester Weise zu Gebote standen, und in Frankreich sogar antiquarische Forschungen von gelehrten und militärischen Fachmännern angestellt wurden, zu Nutz und Frommen der kaiserlichen Geschichtschreibung; ebenso mag die mehr ästhetische Kritik an der künstlerischen Gliederung des Werkes, dessen zweiter Band zum größten Theil militärischer Darstellung und Beurtheilung gewidmet ist, viel auszusetzen haben; sie mag bei aller verständigen Correctheit der Darstellung die Wärme der Farbengebung und die eigentliche Intuition vermissen, indem der Autor nur dann warm wird, wenn die geschichtliche Mission zur Sprache kommt und dabei der Glaube an seine eigene Sendung ihm die Farben mischt: diese Biographie bleibt immer eine interessante und in ihrer Art einzige Studie als die ausgedehnteste Selbstbespiegelung eines gekrönten Hauptes im Spiegel der Geschichte, als eine Art fürstlicher confessions, gegen welche auch der Anti-Macchiavell des zweiten Friedrich an Bedeutung zurücktritt. Der große König gab dies Programm im Rahmen der Polemik, der französische Kaiser gibt es im Rahmen der Geschichte.

Eine der anziehendsten Ehrenrettungen ist die Biographie der „Lucretia Borgia" (2 Bde., 1874), welche Ferdinand Gregorovius, der geistreiche Verfasser der „Geschichte Roms im Mittelalter", neuerdings veröffentlicht hat. Lucretia Borgia gehörte in der That zu den Ungeheuern, über welche das Verdammungsurtheil von den spätern Historikern oft mit rücksichtsloser Schärfe ausgesprochen wurde, obgleich es zu allen Zeiten der schönen Papsttochter nicht an Bewunderern und Vertheidigern gefehlt hat. Als Heldin des Victor Hugo'schen Dramas und der Donizetti'schen Oper gilt sie bei dem großen Publikum der Neuzeit allerdings nur als eine jener moralischen Misgeburten, welche verabscheuenswerth und mit unauslöschlichem Makel gebrandmarkt sind. Sieht man das feingeschnittene Gesicht auf dem Medaillon, welches Gregorovius hat nachbilden lassen, liest man die Beschreibungen, welche zeitgenössische Berichterstatter uns von ihrer Schönheit und Anmuth, von ihrem goldschimmernden Haar, ihren „weißen" Augen geben, so wird man allerdings geneigt sein, williger ein Plaidoyer zu ihren Gunsten anzuhören, und würde vielleicht die Giftmischerin preisgeben, wenn man auch die „Buhlerin" am sittenlosen römischen Hofe festhält; denn mit einer leichtfertigen Buhldirne verträgt sich wol die Anmuth dieser kindlichen Züge; es gibt ja überhaupt enfants terribles, deren Unschuld in ihrer Gewissenlosigkeit besteht. Gregorovius hat eine Menge von Docu-

menten aus bisher unerschlossenen Archiven benutzt, namentlich Gesandtschaftsberichte, in denen Lucretia freilich als das Muster aller Tugenden erscheint, und nur hin und wieder erfährt man, in welchem schlimmen Ruf sie bei der Mitwelt stand. Diese Berichte beziehen sich meistens auf die Werbung um ihre Hand, auf die Hochzeitsreise nach Ferrara, und haben ein lebhaftes culturhistorisches Interesse, indem sie uns ein in frischen Farben gehaltenes Bild des festlichen italienischen Lebens in jener Zeit vorführen. Als beweiskräftig für den Charakter der Lucretia können sie in keiner Weise gelten; denn in den diplomatischen Berichten wird sich wol kein Verzeichniß der begangenen Frevel und Verbrechen finden, die besonders, wenn sie fleischlicher Art sind, überhaupt kaum mehr als einen Indicienbeweis zulassen. Die öffentliche Meinung ist hierin vollkommen competent. Die poetischen Schmeicheleien gesinnungsloser Höflinge, wie des Ariosto, der nachweisbar um das brutalste Verbrechen seines Brotherrn, des Cardinals Hippolyt, einen dichterischen Schleier zu breiten suchte, werden wol ebenso wenig zu Gunsten der Lucretia in die Wagschale geworfen werden können. Selbstverständlich fand sie als Fürstin von Ferrara einen bereitwilligern Chorus von Verherrlichern als in ihren frühern Verhältnissen, die wegen des raschen Gattenwechsels und wegen des üppigen und verbrecherischen Lebens und Treibens am Hofe des Papstes Alexander VI. nur in ein zweifelhaftes Licht gerückt blieben. Ihre Betheiligung an den nackten und wilden Orgien in Rom, mindestens als lachende Zuschauerin, ist durch einen der unbefangensten Beobachter nachgewiesen, und wenn Gregorovius, bei aller sonstigen Anerkennung des Diario, hier meint, der Autor habe hier nur nach dem Hörensagen berichtet, so ist dies eine ganz haltlose Widerlegung. Ihr eigener Gatte Sforza beschuldigte sie des Incests mit dem Vater; wohl war er wegen des Scheidungsprocesses in feindlicher Stimmung gegen die Papst-Königin; er war Partei, doch als solche in seinem guten Recht anzuklagen, und dadurch allein wird seine Anklage nicht entkräftet. Daß Lucretia ihren zweiten Gatten, den ihr eigener Bruder ermorden ließ, sehr beweint habe, ist eine höchst willkürliche Annahme von Gregorovius. Nirgends findet sich ein Anhaltepunkt dafür. Und wenn der Biograph meint, durch die günstige Beleuchtung, welche auf die Fürstin in ihrer spätern Lebensepoche in Ferrara fällt, würden auch jene frühern in Rom in ein milderes Licht gerückt, so darf man dagegen wol anführen, daß Ehebruch und Mitschuld an frivolem Mord auch Anklagen sind, welche jene zweite Epoche treffen, wenngleich der Biograph sie in gewohnter Weise zu entkräften sucht. Nach seiner Darstellung hat Lucretia Borgia jede typische Bedeutung verloren; es bleibt als Residuum in der kritischen Retorte ein ziemlich farbloser Charakter, ein wenig angekränkelt von der Leichtfertigkeit der damaligen Sitten, indolent und gleichgültig gegen die Attentate auf ihre Ehegatten, wie sie von der eigenen Familie ausgeführt wurden, dabei nach wie vor heirathslustig, und ein Mittelpunkt für den ganzen Luxus der Renaissanceepoche. Dann ist freilich dieser Lucretia Borgia von der Geschichte arg mitgespielt worden, doch die Entlastungsbeweise des geistreichen Biographen fallen durchaus nicht genügend ins Gewicht, um jene typische Bedeutung abzuschwächen. Mehr als alle archivalischen Berichte gilt uns die öffentliche Meinung, welcher jene neapolitanischen Epigrammatiker Ausdruck gegeben haben und die auch unmittelbar nach dem Tode der Herzogin von Ferrara sich in gleicher Weise aussprach. Sie mag übertrieben und zu grell auftragen, aber das Wesen und den Kern des Charakters wird sie doch nur in den seltensten Fällen verfälschen. Die „Lucretia Borgia" von Ferdinand Gregorovius ist eine Ehrenrettung nach allen Regeln dieser biographischen Abart, so sehr der Verfasser auch die Absicht einer Apologie verleugnet.

Man wäre geneigt, eine andere Form der Biographie, die Autobiographie, auch zu den Ehrenrettungen zu zählen; denn indem jemand sein eigenes Leben schildert, scheint

er doch durch den Einblick, den er in den innern Gang seiner Entwickelung gewährt, sowie durch die klare Darlegung der äußern Thatsachen alle Verdächtigungen und Verleumdungen zurückzuweisen. Doch seit die „Confessions" von Jean Jacques Rousseau mehr der Selbstanklage als der Selbstvertheidigung huldigten, ist manche Selbstbiographie mehr eine Beichte als ein Plaidoyer gewesen. Die meisten Autoren zogen es vor, wahr gegen sich selbst zu sein, und wollten nicht das Publikum durch Verschleierung wirklicher Thatsachen täuschen. Die Schönfärberei der Ehrenrettungen ist diesen Autobiographien stets fern geblieben; sie sind öfter Monologe mit dem eigenen Gewissen, als Dialoge mit dem Publikum gewesen. Liegt doch das ganze Interesse einer Selbstbiographie in dem Vertrauen auf ihre innerste Wahrheit, die ja für jeden Fremden unerreichbar ist, und nur durch geistreiche Conjecturen und psychologische Schlüsse ersetzt werden kann. Darum kann eine solche Lebensbeschreibung auch den vollsten Reiz jener Frische haben, welche durch die bleiche Farbe der Reflexion nicht angekränkelt ist; sie schöpft ja unmittelbar aus dem eigensten Lebensquell. Ihre einzige Klippe ist die Selbsttäuschung; wenn sie aber rücksichtslos die Sonde führt, die in die Tiefen des eigenen Wesens hinabsteigt, so wird sie diese Klippe vermeiden. Nicht jeder freilich ist zu einem solchen Werk berufen; es gehört dazu etwas von jenem somnambulen Instinct, vor dem auch die Leiden der innern Organe offen zu Tage liegen, denn das Pathologische ist ein wesentlicher Bestandtheil einer solchen Biographie. Leben ist nur zu oft Leiden; auch das frischeste, gesundeste Leben hat Augenblicke, in denen der Körper den Geist verdunkelt; die psychischen Processe bedeutender Köpfe sind oft dicht an die Grenze gerückt, wo das Abnorme beginnt. Der Selbstbiograph muß etwas von dem Seher von Poughkeepsie haben, dem im Augenblick des gesteigerten Seelenlebens der ganze Körper durchsichtig war wie Glas, während jedes physische Organ noch besondere Lichtmittelpunkte hatte. Ohne diesen höhern Instinct der Selbsterkenntniß wird eine Autobiographie stets eine nüchterne Chronik bleiben, um so werthloser, als sie uns gerade das versagt, was man von ihr zu verlangen ein volles Recht hat.

Wir haben in Deutschland das classische Muster einer Selbstbiographie in Goethe's „Wahrheit und Dichtung". Ohne mit der bisweilen cynischen Offenheit seiner Geständnisse zu prahlen wie Rousseau, hat er keineswegs über die dunklern Stellen seines frankfurter Lebens den Schleier gelegt. Daß die Biographie im ganzen aber einen lichten und erquicklichen Eindruck macht, liegt an der Gunst des Schicksals, das dem begabtesten deutschen Musensohne wie wenigen geleuchtet hat. Die innere geistige Entwickelung im Zusammenhange mit den literarischen und Culturzuständen des 18. Jahrhunderts tritt uns aber in diesen krystallklaren Schilderungen mit musterhafter Prägnanz entgegen. Aus dem Bereiche der eigenen Erlebnisse sind einzelne Darstellungen in ihrer Unbefangenheit, welche das sittliche Urtheil nicht zu bestechen sucht, von echt poetischem Reiz und können fast den Werth selbständiger Dichtungen in Anspruch nehmen: so das reizende Idyll von Sesenheim, welches so manche Dichter zu warm empfundenen Nachdichtungen angeregt hat. Wenn irgendein Dichter, so war Goethe zu einer Selbstbiographie berufen; seine Gedichte, ja zum Theil auch seine Dramen sind ja aus seinem Leben herausgewachsen, sind poetische Geständnisse, deren thatsächlichen Kern aus der dichterischen Gabe herauszuschälen so viele geistreiche und geistlose Erklärer bemüht sind. Darum auch seine Vorliebe für diese Art der Biographie, die sich besonders in der Uebersetzung von Benvenuto Cellini's Selbstbiographie zeigt, ein Werk, welches bei allem für Kunst- und Culturgeschichte interessanten Detail doch kaum eine genügende Bedeutung beanspruchen kann, um von einem großen deutschen Dichter übersetzt und der Gesammtausgabe seiner Werke für alle Zeiten eingereiht zu werden.

Die Reformation hatte den deutschen Geistern die Zunge gelöst und sie gewöhnt, ins

eigene Innere zu schauen; darum die Selbstbiographien, die damals Mode wurden, diejenige des wackern Ritters mit der eisernen Faust und des trinklustigen Junkers Hans von Schweinichen. In Frankreich erweiterten sich mit dem 18. Jahrhundert diese Selbstbiographien zu Sittengemälden einer ganzen Zeit, wie sie uns in den „Memoiren des Herzogs von Saint-Simon" vorliegen, die im 19. Jahrhundert für die Napoleonische Zeit in den „Memoiren der Herzogin von Abrantes" ein Nachbild fanden. In Deutschland hat Goethe's Vorgang im ganzen keine eifrige Nachfolge gefunden. Seit Cäsar haben sich besonders die Männer der That gedrungen gefühlt, ihre Thaten und Erlebnisse aufzuzeichnen; bis in die neueste Zeit fehlte aber in Deutschland das Motiv, weil der nationale Sinn und das Bewußtsein des geschichtlichen Geistes fehlte. Anders in England und besonders in Frankreich — darum die große Menge von Memoiren, welche einzelne französische Geschichtsepochen, vorzugsweise diejenige der Revolution, aufzuweisen haben; wir erinnern nur an die Memoiren von Barère, Mirabeau, Louvet, Manon Roland und viele andere. Einzelne dieser Memoiren, wie diejenigen von Barère, wurden von der Regierung confiscirt; andere, wie die von Robespierre, sind, soweit sie erschienen, als apokryph zu bezeichnen. Wie umfassend dies Material ist, das beweist wol die in 30 Bänden erschienene „Collection des mémoires relatifs à l'histoire de la révolution française" (1822—28). Auch fast jeder der Napoleonischen Generale und Marschälle hat seine Bedeutung für den französischen Kriegsruhm in „Mémoires" illustrirt. Wir müssen indessen zwischen der eigentlichen Selbstbiographie und den Memoiren und Denkwürdigkeiten unterscheiden; jene hat es doch immer auf die gleichmäßige Behandlung eines ganzen Lebenslaufes abgesehen, diese wendet sich mit Vorliebe einzelnen Epochen zu oder beschränkt sich ausschließlich auf die Charakteristik eines bestimmten Wirkens. Während die Selbstbiographie von äußern Ereignissen nur das in sich mit hineinnimmt, was für die innere Entwickelung des Individuums von Bedeutung ist, oder was als vollbrachte That den Stempel seines Geistes trägt, gefallen sich die Memoiren gerade in eingehender Darlegung der äußern Verhältnisse, mit denen der Einzelne oft nur in zufällige Beziehung gebracht ist, und mit Schilderung der Persönlichkeiten, die ihm ebenso zufällig begegnet sind. Die Porträtgalerie der Zeitgenossen ist ihnen wichtiger als das Selbstporträt.

In Deutschland haben besonders thatkräftige Charaktere wie Seume und Arndt uns Denkwürdigkeiten aus ihrem Leben mitgetheilt. Seume's „Spaziergang nach Syrakus" und „Mein Sommer 1805" sind eigentlich nur Reisebeschreibungen von autobiographischem Interesse; seine Schrift: „Mein Leben" (1813), in welcher sich die markige Gesinnung des Autors in ebenso markiger stilistischer Form ein Denkmal gesetzt hat und die auch wegen der vielen Abenteuer Seume's von Interesse ist, hat Clodius vollendet. Der wackere Arndt hat mehrere einzelne Epochen seines Lebens durch Erinnerungsblätter in dem gewohnten Lapidarstil im Gedächtniß der Nachwelt zu befestigen gesucht. Die Sturm- und Drangepoche seines Lebens, die zugleich dessen Glanzepoche ist, hat er geschildert in „Meine Wanderungen und Wandlungen mit dem Reichsfreiherrn H. F. K. von Stein" (1858); die Zeit der Verfolgung, die dunkelste Zeit seines Lebens, in dem „Nothgedrungenen Bericht aus meinem Leben" (1847). In diesen Berichten aus dem eigenen Leben prägt sich der ganze Charakter des Mannes aus, der seinen patriotischen deutschen Sinn in allen Fährnissen bewährte und in einem ebenso eisenfesten Stil aussprach. Ein vielgewandter Diplomat, thätig zur Zeit Friedrich's des Großen wie zu der Zeit Napoleon's, auch der westfälischen Fremdherrschaft dienstbar und in beweglicher Aneignungsfähigkeit in lebhaftem Contrast stehend zu dem schroffen Trotz des kernhaften Arndt, Christian Konrad Wilhelm von Dohm, hat uns ebenfalls „Denkwürdigkeiten meiner Zeit" (5 Bde., 1814—19) hinterlassen, welche uns ein treues Bild der politisch aus den Fugen gegangenen Zeit, beson-

ders am Anfange unsers Jahrhunderts geben. Der romantische Philosoph, Henrik Steffens, eine passive Natur mit hingebender Begeisterung, hat in seinen Denkwürdigkeiten: „Was ich erlebte" (10 Bde., 1840—45), interessante Beiträge zur Kenntniß der Epoche der Befreiungskriege und der hervorragenden geistigen Größen Deutschlands gegeben, welche durch die liebenswürdige Naivetät der Auffassung und die Wärme der Darstellung fesseln. In humoristischen Stil sind die „Memoiren" des Ritters Karl Heinrich von Lang (2 Bde., 1842) gehalten, Beiträge zur buntscheckigen Wirthschaft des ersterbenden Deutschen Reiches und die Selbständigkeit eines kecken Humors selbst einem Goethe gegenüber nicht verleugnend. Der Meister biographischer Kunst, auf den wir noch später zurückkommen, Varnhagen von Ense, hat in seinen „Denkwürdigkeiten" in Bezug auf den Adel eines durchgebildeten Stils und einer ästhetisch vornehmen Weltanschauung alle seine Vorgänger auf diesem Gebiete überflügelt.

Die dichterische Selbstbiographie Goethe's fand in Deutschland wenig Nachahmung. Jean Paul brachte es nur zu einem Anlauf, der eine Schilderung der ersten Jugendzeit enthielt, ähnlich wie Karl Gutzkow eine autobiographische Darstellung derselben unter dem Titel „Aus meiner Knabenzeit" herausgab. Beiden Autoren ist eine lebhafte Erinnerung und gemüthvolle Versenkung in diese Erinnerungen eigen; eine warme elegische Beleuchtung schwebt über den liebevoll ausgeführten Lebensbildern. Das Werk von Gutzkow läßt bedauern, daß der Dichter sich nicht zu einer weitern Fortführung desselben verstanden hat. Da gingen Autoren von geringerer Bedeutung resoluter zu Werke. Der Mystiker Jung-Stilling, der allerdings in seinen Lebenserfahrungen auch zugleich die Offenbarungen seines magischen Systems aufzeichnete, hatte auch mit einer Darstellung seiner frühern Lebensepoche: „Heinrich Stilling's Jugend, Jünglingsjahre, Wanderschaft" (3 Bde., 1777—78), begonnen, ließ aber dann „Heinrich Stilling's häusliches Leben" (1789) folgen und beide Werke in neuer Gestalt vereinigt erscheinen unter dem Titel: „Heinrich Stilling's Leben, eine wahre Geschichte" (5 Bde., 1806). Außer Goethe haben die andern Heroen unserer classischen Epoche keine autobiographischen Aufzeichnungen von Bedeutung hinterlassen; ebenso wenig die Romantiker, man muß ihre confessions aus ihren Werken herauslesen. Die Skizzen, welche die Dichter der spätern Zeit von ihrem Leben geben, sind von geringem Interesse; man muß das auch von den neuerdings veröffentlichten Aufzeichnungen Franz Grillparzer's sagen. Die Aufzeichnungen und Erinnerungen Hoffmann's von Fallersleben: „Mein Leben" (6 Bde., 1868), geben uns zwar ein naives Bild des frischen politischen Sängers und tüchtigen Sprachforschers, aber sie sind in vieler Hinsicht ein Album lyrischer und gnomischer Production und von geschmackloser Weitschweifigkeit in der Ausführung privater Verhältnisse, in der Darlegung germanistischer Studien und Funde und der kleinlichen Universitätshändel. Dagegen gibt die Schrift von Karl Rosenkranz: „Von Magdeburg bis Königsberg" (1873), ein lebendiges Bild der philosophischen Bewegung in Deutschland zur Zeit der Blüte der Hegel'schen Philosophie.

In Frankreich, wo der Sinn für Memoiren von jeher lebendiger war, sind die Selbstbiographien der Schriftsteller gerade in neuester Zeit sehr Mode geworden. Die Causerie, eins der beliebtesten Gefäße, in welches der französische Esprit seinen leicht schäumenden und sprudelnden Inhalt schüttet, knüpft sich so ungesucht an die Erzählung des Selbsterlebten; damit mag man auch den großen Umfang erklären, welchen einzelne dieser Selbstbiographien angenommen haben. Zwar die „Confidences" (1849) von Alphonse de Lamartine, denen die „Nouvelles confidences" (1851) folgten, halten sich innerhalb der äußern Grenzen ihres Vorbildes, der Rousseau'schen „Confessions", denen sie aber an innerm Werthe bei weitem nachstehen; denn die letztern waren der Ausdruck eines originellen Geistes, dem nur wohl war, wenn er sein ganzes Inneres

herauskehren und damit zugleich der Heuchelei der Gesellschaft Trotz bieten konnte; sie waren die Folge einer innern Nöthigung. Die „Confidences" von Lamartine dagegen verdankten ihren Ursprung einer Buchhändlerspeculation, welche außerdem auch den Autor aus finanziellen Verlegenheiten eines im großen Stil geführten, aber so nicht mehr durchführbaren Lebens reißen sollte. Doch Lamartine hatte keine Rousseau'sche Ader in sich; auf dem Wege zum Beichtstuhl besinnt er sich und erzählt einen Roman, statt uns seine der Absolution bedürftigen Sünden zu beichten; er mischt Dichtung und Wahrheit, aber nicht in der Weise, daß die Dichtung eben die Verklärung der Lebenswahrheit ist, sondern indem er Thatsachen vollkommen entstellt und unter einer romanhaften Erfindung bis zur Unkenntlichkeit verbirgt. Seine Korallenfischerin Graziella mochte man sich wol als eine poetisch verklärte Gestalt aus dem Erinnerungsalbum seines Lebens gefallen lassen, aber seine Elvire in seinen „Confidences", eine Creolin und Offizierstochter, verheirathet an einen alten, berühmten Gelehrten, war in Wirklichkeit die Marquise von Fontanes, und wie er ihren Geburts- und Taufschein verfälschte, so hat er wol auch zu dem pikanten Verkehr mit dieser Julie viel hinzugedichtet. Lamartine liebte es, in seine Biographie hineinzugeheimnissen; ein echter Biograph sucht das Geheimniß seines Lebens aufzuklären.

Schon vor Lamartine hatte ein Autor, an welchen der Dichter des „Jocelyn" in Leben und Schriften vielfach anklingt, eine Lebensbeschreibung „letzter Hand" verfaßt, wir meinen die „Mémoires d'outre-tombe" des Vicomte von Châteaubriand (12 Bde., 1849—50). Obschon die Herausgeber in einseitiger Richtung, frömmelnd und ängstlich, viel an diesen Denkwürdigkeiten gemildert und geändert hatten, gaben diese doch ein lebendiges Bild der Napoleonischen Zeit und der Restaurationsepoche, in deren Ereignisse der Verfasser selbst vielfach verwickelt war. Phantasievolle Auffassung, der es an frommem Augenaufschlag nicht fehlt, geht Hand in Hand mit scharfer Erkenntniß der Personen und der Dinge; in Bezug auf den Stil und eigenthümlichen Schwung der Darstellung ist Châteaubriand in der That der Ahnherr Lamartine's, der ja auch eine Pilgerfahrt nach dem Heiligen Lande unternahm, um die Parallele zwischen dem Romantiker der Legitimität und demjenigen der Revolution mit einer neuen Thatsache zu bereichern.

Da geht Frau George Sand viel gewissenhafter zu Werke, indem sie uns ihren innern Entwickelungsgang in ihrer dreizehnbändigen „Histoire de ma vie" mit einer scrupulösen Peinlichkeit darstellt und alle Uebergänge ihrer innern Entwickelung mit andächtiger Hingebung belauscht. Freilich verschweigt auch sie manches und gerade dasjenige, auf welches die Neugier des Lesepublikums am meisten gespannt war; über den pikanten Skandal gleitet sie mit philosophischer Vornehmheit hinweg. Ebenso läßt sie die Emphase Lamartine's vermissen, der in seinen „Confidences" oft in einen pathetischen Stil verfällt und sich in einer wohlausprobirten Pose dem Publikum zeigt. George Sand ist eine ehrliche psychologische Grüblerin; sie behandelt ihr eigenes Leben wie ein fremdes und untersucht jeden krankhaften Herzschlag desselben mit dem Stethoskop; sie gibt durch Reflexionen dem eigenen Erlebniß allgemeinere Bedeutung. Damit erklärt sich aber die Ausdehnung, welche ihre Selbstbiographie hat und durch die sie eigentlich sich mit in die obenerwähnten Monstrebiographien einreiht. Es heißt eine starke Zumuthung an das Lesepublikum stellen, wenn man von ihm verlangt, daß es dreizehn Bände hindurch sich mit dem Geschick und den Erlebnissen eines einzelnen Menschen beschäftige, besonders wenn die Bedeutung desselben auf literarischem Gebiete liegt und über die eigentlich pikanten Begebnisse die ausführliche Chronik sich in Schweigen hüllt. Es ist dies bei George Sand um so auffallender, als sie in ihren Romandichtungen selbst sich zu beschränken weiß und keine solcher Romanbandwürmer in die Welt gesetzt hat wie ihre Collegen, vor allem der überaus fruchtbare Alexandre Dumas der ältere. Daß dieser unermüdliche Causeur

zur Schilderung seines Lebens eine ausnehmend große Zahl von Bänden brauchen würde, war von Haus aus nicht zu bezweifeln, und so dürfen die 22 Bände, zu denen er „Mes mémoires" (1852—54) ausgesponnen hat, niemand befremden. Den philosophischen Tiefsinn der George Sand wird man bei diesem phantasievollen Erzähler vergeblich suchen, wohl aber eine Ader des miles gloriosus und Horribilikribrifax in ihm entdecken. Wie die meisten seiner Romane, ist auch dies Werk eine buntscheckige Sammlung von Anekdoten, Begebenheiten, Abenteuern, und eine Ergänzung zu seinen andern Causeries und den zahlreichen Reisebeschreibungen, in denen er Cadix und Florenz, Algier und Tunis, Astrachan und andere russische Städte im Feuilletonstil schildert.

Wir haben gesehen, daß die Selbstbiographie in neuer Zeit vorzugsweise der Feder der Fachschriftsteller entströmt, die wenig Thatsächliches zu berichten haben, aber wenn sie mit Geist und philosophischer Bildung ausgestattet sind, ihr Leben gleichsam sub specie aeterni anschauen und auch das unbedeutende Ereigniß in eine bedeutsame Beleuchtung zu rücken wissen. Doch auch auf dem Gebiete der andern Biographie sind die Lebensbeschreibungen der Schriftsteller, der Gelehrten und Dichter am zahlreichsten. Auch hier ist es nicht die naive Freude an der zusammenhängenden Erzählung eines Lebens, der reinste Quell echter Biographie, was solche Vorliebe bedingt, sondern mehr die Freude an literarischer Charakteristik und Kritik, welche sich im Zusammenhange mit der Darstellung eines Lebenslaufes am gründlichsten und ausgiebigsten ausüben läßt. Hier ist die Literatur so reichhaltig, daß wir in dem Streben nach einer nur einigermaßen erschöpfenden Darstellung uns in das Gebiet der Bibliographie verlieren müßten, wo die Statistik die Kritik ablöst; wir können auch hier nur einzelne Gruppen erwähnen, einzelne Werke als typisch herausgreifen, dies letztere um so mehr, als uns hier Leistungen entgegentreten, welche dem Ideal guter Biographien, soweit es der Stoff erlaubt, ziemlich nahe kommen.

Fast jeder Gesammtausgabe eines deutschen Classikers ist eine Biographie beigegeben, welche sich meistens in wohlthuender Beschränkung bewegt; wir erinnern an die Biographie Schiller's von Körner, Jean Paul's von Ernst Förster u. a. Doch auch abgesehen von diesen Gesammtausgaben hat die Biographie sich des Lebens unserer Classiker mit besonderer Vorliebe bemächtigt. Klopstock wurde bereits von seinen Zeitgenossen nach seinem Leben und Wirken charakterisirt, so von K. F. Cramer in der Schrift: „Klopstock, er und über ihn" (2. Aufl., 5 Bde., 1782—93); Klamer-Schmidt gab seinen Briefwechsel heraus. In der neuesten Zeit ist Klopstock mehr zurückgetreten, was die Theilnahme des Publikums betrifft; er verwandelt sich immer mehr in eine jener fossilen Literaturgrößen, welche in dem Museum der Nationalliteratur zur Bildung der Jugend aufbewahrt werden. Gleichwol sind in neuester Zeit einzelne Epochen seines Lebens biographisch behandelt worden, so diejenige seiner Jugend in musterhafter Darstellung von David Strauß in der „Neuen Folge" der „Kleinen Schriften" (1866). Lessing, dessen Leben anfangs der eigene Bruder beschrieb, fand einen trefflichen Biographen in Theodor Wilhelm Danzel, dessen Monographie über „Gottsched und seine Zeit" (1848) dem noch jugendlichen Literarhistoriker rasch einen Namen gemacht hatte. Sein Werk über „Gotthold Ephraim Lessing" (Bd. 1, 1830) wurde von Guhrauer nach dem frühen Tode Danzel's fortgesetzt, mit Benutzung des Nachlasses des letztern, aber in etwas trockenem archivalischem Ton. Mit desto wärmerer Farbengebung hat Adolf Stahr „Lessing's Leben und Werke" behandelt; das Werk, dessen erste Auflage 1859 erschien, ist ein Volksbuch geworden, welches bereits vier Auflagen erlebt hat und bei jeder wesentlich vermehrt worden ist. Die enthusiastische Wärme, mit welcher Stahr jeden seiner Stoffe erfaßt und welche seine Ehrenrettungen römischer Kaiser beeinträchtigte, empfahl gerade sein Leben Lessing's dem größern

Publikum; ja selbst der Gegensatz zwischen dem kühlen scharfen Geiste Lessing's und dem so leicht begeisterten und empfänglichen seines Biographen kam dem Werke zu statten. **Herder** wurde von seiner eigenen geistvollen und liebenswürdigen Gemahlin ein biographisches Denkmal gesetzt: „Erinnerungen aus Herder's Leben", herausgegeben von J. G. Müller (2 Bde., 1820). Diese pietätvolle Schrift leistete volle Sühne für die kleinen ehelichen Zwistigkeiten, welche die Eheleute oft aus verschiedenen Stockwerken ihres Wohnhauses miteinander correspondiren ließ. **Wieland's** Biographie schrieb der Herausgeber seiner Werke in vier Bänden, außerdem gab Loebell ein Charakterbild des Autors (1858).

Mehr als Lessing, Klopstock, Wieland und Herder, deren Anwartschaft auf die monumentale Dauer ihrer dichterischen Classicität von Jahr zu Jahr immer mehr in Frage gestellt wird, forderten die beiden Dioskuren von Weimar, in denen Deutschland zu allen Zeiten zwei wahrhaft große Dichter verehren wird, die biographische Kunst heraus. Der Lieblingsdichter des deutschen Volkes hatte überdies eine so abenteuerlich bewegte Jugend hinter sich, daß ihre Darstellung selbst nicht ohne romanhaften Reiz blieb. Hat doch Eduard Boas „Schiller's Jugendjahre" (2 Bde., 1856) zum Thema eines selbständigen Werkes genommen, und ein so origineller Kopf wie Johannes Scherr in seiner Schrift: „Schiller und seine Zeit" (1859), gerade diese Epoche mit besonderer Vorliebe behandelt. Die erste Biographin Schiller's war seine Schwägerin, Karoline von Wolzogen: „Schiller's Leben" (2 Bde., 1830), eine geistesverwandte, im Leben ihm nahe stehende Frau, die für die Schiller'sche Ehe zwar nicht dasselbe war wie Molly für Bürger's erste Ehe, aber sie doch zu einem geistigen Dreiklang als dritter vollberechtigter Ton erhob. Die eingehendste Biographie Schiller's gab Hoffmeister: „Schiller's Leben, Geistesentwickelung und Werke im Zusammenhang" (5 Bde., 1837—42), eine sehr verdienstliche Schrift, frisch und lebendig in der Farbengebung, in der Kritik freilich nicht immer verständnißvoll. Vier Auflagen erlebte das „Leben Schiller's" von Gustav Schwab (1840), welches in Bezug auf Beliebtheit abgelöst wurde von Emil Palleske's „Schiller's Leben und Werke" (2 Bde., 1858—59, 5. Aufl.; 1871), einer mit Begeisterung und Verständniß verfaßten Schrift. Schiller's Leben bot sich gefügig der biographischen Darstellung dar: seine Conflicte waren allgemein verständlich und lagen offen zu Tage; es galt keine psychologischen Räthsel zu lösen; die Romantik seiner Jugendjahre war ebenso anziehend wie die anmuthige Poesie, die sein Liebeswerben um die Hand seiner spätern Gattin Charlotte von Lengefeld umschwebte; das Verständniß seiner Werke, die in aller Mund und Herzen lebten, verschloß sich leicht kritischer Betrachtung; kein Wunder, daß seine Biographien durch eine gefällige und volksthümliche Einkleidung fesselten und wie diejenigen von Schwab und Palleske selbst beliebte Volksbücher wurden. Zahlreiche Briefsammlungen bildeten die Ergänzung zu diesen Biographien, deren Kreis sich überdies durch die Mithereinnahme nahe stehender Persönlichkeiten erweiterte, wie in dem Lebensbild „Schiller und Lotte" (1856), welches Schiller's Tochter herausgab.

Ganz im Gegensatz zu Schiller's Leben ist dasjenige von Goethe, welches fast ein Jahrhundert umfaßte, reich an räthselhaften Verhältnissen und Wendungen, vielfach der Misdeutung ausgesetzt, dabei aber vom höchsten Interesse, da viele seiner poetischen Werke als Geständnisse betrachtet werden können und der Schlüssel zu denselben in seinen Lebensbeziehungen liegt. Daher häuft sich um Goethe eine biographische Literatur, die aber nur selten aus den zahlreichen Briefsammlungen und Commentaren jeder Art, aus allerlei Special- und Detailforschungen in Bezug auf einzelne Lebensepochen zu selbständigen Gesammtbildern mit künstlerischer Geschlossenheit herauswächst. Gerade um diesen Dichter von größter Klarheit und sicherster Plastik hat sich eine Literatur angesammelt, die man nur als biographisches Gerülle bezeichnen kann, und ein unerschöpflicher Zettelkasten von Papieren und Papierchen jeder Art versorgt die Goethe-Gläubigen mit den oft nichts-

sagendsten Reliquien. Die beste Lebensbeschreibung Goethe's hat merkwürdigerweise ein Engländer verfaßt: Lewes' „Life and works of Goethe" (2 Bde., 1855); sie übertrifft die deutschen Biographien von Döring, Viehoff, Schäfer, weil sie, mit dem praktischen Tic entworfen, der den Engländern eigen ist, die wesentlichen Seiten herauskehrt und in helle Beleuchtung rückt, weil sie eine anziehende Darstellungsweise bewährt und ohne überflüssige Grübeleien auf den Kern der Goethe'schen Dichtungen eingeht. Vielleicht daß sie noch durch die Lebensbeschreibung übertroffen wird, welche der Amerikaner Bayard Taylor, der vorzügliche Uebersetzer des „Faust", bei seiner letzten Anwesenheit in Deutschland vorbereitet hat.

Glücklicher waren deutsche Biographen in der Ausführung einzelner Epochen aus Goethe's Leben, wie W. Freiherr von Biedermann in der Darstellung der leipziger Jugendepoche: „Goethe und Leipzig" (2 Bde., 1865), und Diezmann in derjenigen der weimarischen Genialitätsepoche: „Goethe und die lustige Zeit in Weimar" (1857). Goethe als der Vorsitzende der Tafelrunde der weimarischen Unsterblichen hatte denn auch den Zauber, durch welchen alles, was in seinen Kreis trat, gleichsam in einem erhöhten Lichte glänzte und der Theilnahme der Zeitgenossen und der Nachwelt empfohlen wurde. Der Mephistopheles Merck wurde durch Georg Zimmermann, der zügellose Stürmer und Dränger Lenz durch Otto Gruppe, der originelle Weltweise von Knebel durch Theodor Mundt in selbständigen biographischen Rahmen gefaßt. Kaum eins der Mädchen oder Frauen, denen Apoll Goethe in seiner Jugend und selbst der Olympier in seinem Alter beglückende oder beglückte Theilnahme schenkte, entging der sorgfältigsten Analyse; man glaubte oft auf dem Sklavenmarkte zu sein, wo der Händler die Fähigkeiten und Reize der Odalisken untersucht und notirt, und nur zu oft suchten die Goethe-Forscher dort nach geistiger Bedeutung, wo eben nur der sinnliche Reiz den Dichter gefesselt hatte. Selbst biographische Cyklopenbauten wurden als Monumente solchen Schönheiten gewidmet, wie erst neuerdings Düntzer die Frau „Charlotte von Stein" (1849) in einem zweibändigen Werke gewissermaßen in Lebensgröße porträtirt und dabei eine Fülle gesellschaftlicher Nichtigkeiten ans Licht gefördert hat.

An Dichterbiographien der Spätergeborenen fehlt es in Deutschland nicht; fast jeder der beliebten Dichter der neuern Zeit fand seinen Biographen. Der Kunstwerth fast aller dieser Darstellungen wurde aber dadurch getrübt, daß die Verfasser dieser Lebensbeschreibungen sich auf den Standpunkt ausschließlicher Verherrlichung stellten und ihren Dichter als den größten unter den Zeitgenossen heraushoben. Die Emphase verdrängte die Objectivität, die Bewunderung die Kritik, und je mehr diese Dichter selbst noch in die Bewegung der Zeit verstrickt waren, desto mehr mischte sich offene oder versteckte Polemik in die Darstellung. Man konnte ja nicht Platen verherrlichen, ohne Heine anzugreifen und umgekehrt; wo auf der einen Seite die bengalische Apotheose strahlte, flammte auf der andern ein Schadenfeuer. Uhland wurde von Notter, Jahn, Mayer, Pfeiffer und zuletzt von seiner Gattin biographisch aufgenommen; um Rückert erwarb sich Konrad Beyer das Verdienst eingehender biographischer Würdigung; Platen wurde von Minckwitz als Mensch und Dichter geschildert, Heinrich Heine von Adolf Strodtmann in einer warmen und geistreichen Biographie; Karl Immermann fand in G. zu Putlitz seinen pietätvollen Biographen; Emanuel Geibel's Leben wurde von Karl Gödeke eingehend beschrieben, zunächst nur in einem ersten Bande; über den unglücklichen Lenau geben Schurz, Frankl, Niendorf biographische Aufschlüsse. Kaum ein Autor, der sich in neuerer Zeit hervorgethan und dem nicht ein Biograph auf dem Fuße gefolgt wäre, nicht ohne oft noch bei Lebzeiten ihm ein monumentum aere perennius zu errichten. Selbst kometarischen Existenzen wie Grabbe folgten Biographen wie Ziegler mit Wohlwollen auf ihren irren Lebensbahnen.

Auch die Engländer haben zahlreiche Dichterbiographien aufzuweisen, die mit gewohnter Solidität gearbeitet sind und den Fehler der deutschen, die allzu kritischen Abschweifungen, meistens glücklich vermeiden. Eine der besten ist diejenige Oliver Goldsmith's von Washington Irving. Der hochbegabte Dichter Thomas Moore hat als Biograph Sheridan's und Byron's ebenfalls wohlverdiente Lorbern geerntet; wir erwähnen noch die Lebensbeschreibungen Addison's von Lucy Aikins, Pope's von Carutters, Walter Scott's von Lockhardt u. a. Die Franzosen haben zwar über ihre Classiker, ihre Corneille und Racine, ihre Voltaire, Diderot und Rousseau zahlreiche biographische Studien gemacht; aber es befindet sich kaum eine Lebensbeschreibung von künstlerischem Werthe unter denselben. Auch sind ihre Biographien von Dichtern der Neuzeit sehr spärlich; sie gönnen ihnen, wie wir gesehen, lieber selbst das Wort. Diderot und Rousseau sind von Rosenkranz und Brockhoff eingehender und liebevoller geschildert. Voltaire ist von David Strauß in geistvollern Umrissen gezeichnet worden, als dies von seiten der eigenen Landsleute geschehen ist. Ueberhaupt ist die deutsche Biographik, was die Dichter aller Zeiten betrifft, in unausgesetzter Arbeit, nur daß es ihr nicht immer gelingt, geklärte, in fester Gestalt sich abhebende Bilder zu schaffen, sondern daß der Commentar sich mit kritischer Selbständigkeit oft in die Biographie einschiebt und ihre Dimensionen verrückt. Von Pindar und Horaz bis zu Shakspeare, Dante, Calderon gibt es keinen großen oder nur namhaften Dichter, welchem der deutsche Fleiß nicht eine eingehende Biographie gewidmet hätte. So reiht sich z. B. Wegele, was Dante betrifft, würdig an den Italiener Balbo, und Delius hat durch seine Kritik des „Mythus von William Shakspeare" (1851) in Bezug auf Sichtung des biographischen Materials die englischen Ausleger des großen Dichters geschlagen.

Noch weniger als die Biographien der Dichter haben diejenigen der Gelehrten den Reiz, der in der Vorführung merkwürdiger Lebensereignisse liegt. Dichter wie Lord Byron fesseln doch durch den poetischen Zug ihres Lebens; andere wie Kotzebue, der übrigens außer Döring und Cramer noch keine Biographen gefunden hat, durch die mannichfachsten Abenteuer wie die Gefangenschaft in Sibirien und den gewaltsamen Tod; andere wiederum wie Lenz, Bürger, Lenau, Grabbe durch die Verwüstung ihrer Existenz infolge wilder Genialität; ja selbst Schiller's Jugendjahre sind ein an abenteuerlichen Erlebnissen reicher Roman; aber die Gelehrten, soweit sie nur an Pult und Katheder gefesselt sind, erleben kaum etwas anderes, als was sie leisten; ihre Biographien sind daher oft nur die Register ihrer Werke, ihre Lebensnotizen nur Ergänzungen zur Bibliographie. Anders verhält es sich indeß mit denjenigen Männern der Wissenschaft, welche zugleich Staats-, Hof- und Weltmänner waren und ein bedeutendes Wirken nach allen diesen Beziehungen hin ausübten. Obwol nur im Alterthum Gelehrsamkeit und staatsmännische Tüchtigkeit Hand in Hand gingen und in vielseitigem Wirken das Bild voller Menschlichkeit vor uns hintritt, obschon erst in neuester Zeit wieder die Verschmelzung dieser beiden Seiten durch das erweiterte öffentliche Leben häufiger zur Geltung kommt, so haben sich doch zu allen Zeiten auch in Deutschland Männer gefunden, welche zugleich Männer des Wortes und der That, der gelehrten Bildung und der Weltbildung waren. Wir erinnern nur an die markigen Gestalten unserer Reformatoren, an einen Denker wie Leibniz, der zugleich von weltmännischer Feinheit, von staatsmännischem Scharfblick und in allen Wissenschaften heimisch war. Wie viele Biographen, wie Fontenelle, Bailly, J. G. von Eccard, Jaucourt, Kästner hat dies Universalgenie gefunden bis auf Guhrauer, der eine nach den Quellen bearbeitete, sehr sorgfältige, aber etwas trockene Biographie desselben herausgab (2 Bde., 1842). Ebenso wenig wie einen Leibniz haben die andern Nationen einen Gelehrten von so universeller Bedeutung und von solchem Weltruhm wie Alexander von Humboldt aufzuweisen, der durch Europa, Amerika und Asien die epochemachendsten Reisen

unternommen hatte, in Berlin und Paris gleichmäßig zu Hause, ebenso ästhetisch gebildet wie Meister der exacten Wissenschaften, ein Hort aller wissenschaftlichen und literarischen Bestrebungen war. Ein solches Lebensbild hat die großartigsten Perspectiven, den ganzen Reiz der Weltweite und gibt den Biographen reichliche Anhaltpunkte zu fesselnder Darstellung. Der ersten Biographie Humboldt's von Klencke (4. Aufl., 1859) folgte ein größeres biographisches Denkmal: „Alexander von Humboldt", von Karl Bruhns im Verein mit zahlreichen namhaften Gelehrten herausgegeben (3 Bde., 1872). In Bezug auf stofflichen Reichthum und quellengemäße Darstellung entspricht diese Biographie allen berechtigten Erwartungen; was die Form aber betrifft, so ist sie wiederum eine nur in Deutschland mögliche Versündigung gegen das Ideal einer künstlerisch abgeschlossenen Werkes. Schon die eigentliche Lebensbeschreibung selbst ist von zwei Autoren, J. Löwenberg und Alfred Dove, abgefaßt, von denen der zweite dort einsetzt, wo der erste zu erzählen aufhört, und zwar mit dem Jahre 1823, mit Humboldt's Heimkehr nach Berlin, sodaß die stilistische Einheit gewaltsam unterbrochen wird. Der dritte Band aber enthält einen Bericht über Humboldt's Wirksamkeit auf den verschiedenen Gebieten der Wissenschaft, ein Bericht, der von mehrern Gelehrten abgefaßt ist, indem jeder Humboldt's Leistungen auf dem Gebiete bespricht, auf welchem er selbst heimisch ist. Diese Theilung der Arbeit und dieser Cultus der Specialitäten können nur eine Compilation schaffen, mögen die Verdienste des Gelehrten auch durch die glaubwürdigsten Atteste bescheinigt werden. Der Bruder Alexander's, Wilhelm von Humboldt, feinfühliger Aesthetiker und Politiker, ist von Schlesier, Haym u. a. in seinem Lebenslauf und seinem Wirken geschildert worden.

Ein anderer, nicht minder vielseitiger Gelehrter und Staatsmann hat ebenfalls neuerdings eine sehr eingehende biographische Würdigung gefunden, welche fast an die oben von uns charakterisirten Monstrebiographien streift. Der Schützling jenes Berthold Georg Niebuhr, der zugleich als Alterthumsforscher, Philolog und Staatsmann sich einen Namen gemacht hat und von Lieber, Meyer, Susanne Winckworth, sowie in den „Lebensnachrichten über Niebuhr aus Briefen desselben und aus Erinnerungen einiger seiner Freunde" (2 Bde., 1838) biographisch abschattirt wurde, sein Nachfolger in dem römischen Gesandtschaftsamt, Christian Karl Josias Freiherr von Bunsen, hat in seiner Witwe eine liebevolle Biographin gefunden; die englische Ausgabe wurde deutsch von Friedrich Nippold (3 Bde., 1868—70) mit Zusätzen und Vermehrungen herausgegeben. Wie Niebuhr ein Philolog, war Bunsen ein Theolog, der auch die Politik mit einem großen theologischen Schwung betrieb. Sein Lebensbild ist charakteristisch für die Zeitepoche Friedrich Wilhelm's IV., eines Monarchen, mit dem er eine unleugbare geistige Verwandtschaft hatte, obschon sich die politischen Wege beider doch, wie der jüngst von Ranke veröffentlichte Briefwechsel zwischen ihnen beweist, in dem Bewegungsjahre 1848 schieden.

Obgleich wir hier einige glänzende Beispiele deutscher Gelehrten, die zugleich Welt- und Staatsmänner waren, anführen könnten, so bestätigt doch diese Ausnahme nur die Regel, daß die Mehrzahl derselben in einem schlichten und zurückgezogenen Kreise lebt, welcher für die Biographie nur geringe Ausbeute bietet. Wenn gleichwol die hervorragenden sowol wie die minder bedeutenden von geschäftigen Freunden auf den Büchermarkt geschleppt werden, so geschieht dies meistens aus Pietät oder aus der Theilnahme von Gleichstrebenden. Unsere Philosophen sind durch ihre Jünger porträtirt worden, Kant durch Borowski, Wasianski, Schubert, Hegel durch Rosenkranz, Herbart durch Hartenstein. Dasselbe gilt von berühmten Historikern und Naturforschern; doch da die Pietät diese Denkmäler errichtete, so tragen dieselben nur verherrlichende Inschriften, keine kritischen. Unbefangener sind biographische Charakteristiken, wie sie Petri und Gildemeister von Hamann, Springer von Dahlmann entwerfen. Mit der Geschichte der Literatur

und der Wissenschaften ist die Geschichte des Buchhandels eng verknüpft, und auch aus dessen Kreisen haben wir Lebensbilder erhalten, welche unsere Theilnahme fesseln; wir erwähnen hier nur die Biographie von Friedrich Christoph Perthes, welche sein Sohn Clemens Theodor veröffentlichte: „Friedrich Perthes' Leben" (3 Bde., 1848—51) und die Biographie von „Friedrich Arnold Brockhaus", welche der Enkel desselben, Eduard Brockhaus, herausgibt (Bd. 1, 1872). Die tüchtigen Persönlichkeiten dieser Geschäftsmänner, die sich durch Geist, Charakter und die fruchtbaren Anregungen, welche sie der Literatur gaben, auszeichnen, treten in diesen eingehenden Darstellungen lebensfrisch hervor.

Die Biographie der Schriftsteller und Gelehrten wird dem biographischen Ideal kaum ganz entsprechen können. Ihr Schwerpunkt ruht auf der geistigen Production, und bei der Würdigung derselben wird stets das kritische Element vorschlagen. Die naive Erzählung, die eigentliche Grundform jeder historischen Production, kann hier nicht zu ihrem vollen Rechte kommen, weil die Lebensereignisse selbst gegenüber den Schöpfungen und Leistungen nur eine untergeordnete Bedeutung haben. So überwiegt in diesen Lebensbeschreibungen meistens die geistreiche Selbstdarstellung des Autors, der seine eigene kritische Einsicht leuchten und triumphiren läßt, wo wir lieber ein unbefangenes Lebensbild erwartet hätten. Freilich ganz auf die Kritik zu verzichten, wie das z. B. Felix Eberty in seinen Biographien von Lord Byron und Walter Scott thut, würde wiederum eine Beeinträchtigung derartiger Werke in Bezug auf ihre eigentliche Bedeutung sein; denn des Dichters Wesen liegt einmal in seinen Dichtungen und sein Leben hat kaum eine andere Bedeutung als die eines Commentars zu denselben. Aehnlich wie mit den Schriftsteller- und Gelehrtenbiographien verhält es sich mit den Künstlerbiographien, ein seit lange mit großer Vorsicht gepflegtes Genre, wie wir schon bei den encyklopädischen Sammlungen, den Künstlerlexicis, sahen. Die deutsche Literatur hat einige treffliche Arbeiten auf diesem Gebiete aufzuweisen; wir erinnern nur an Hermann Grimm's „Michel Angelo", ein Werk, dessen Darstellung freilich durch den markigen Charakter dieses Künstlers, seine tapfer eingreifende Wirksamkeit in den Kämpfen der Zeit, seine vielseitige schöpferische Thätigkeit getragen und gehoben wurde, während viele andere Künstlerbiographien nichts sind als kunstgeschichtliche Charakteristiken und Kritiken, für welche der Faden, an den sie gereiht sind, nur eine zufällige Bedeutung hat. Wie reichhaltig diese Literatur ist, beweise die Erwähnung der Biographien Holbein's von Woltmann, Dürer's von Haller und van Eye, Cranach's von Schuchardt, Rafael's von Passavant und Wolzogen, Canova's von Missirini, Cicognara Rosini und d'Este, Thorwaldsen's von Thiele u. a. Viele dieser Biographien sind mit Kupfertafeln versehen, welche uns ein Bild der Hauptwerke geben, fast alle mit erschöpfenden Katalogen derselben. Der Zweck der Instruction für Künstler und Kunstfreunde überwiegt bei weitem die Absicht einer selbst künstlerisch geschlossenen Biographie; das Lehrhafte, die geistreiche Reflexion und Schilderung, die Analyse der einzelnen Werke nimmt hier wie in den Dichter- und Schriftstellerbiographien einen breiten Raum ein.

Bei den Biographien der großen Staatsmänner, Fürsten und Helden ist jener freie Erguß des Erzählens, welcher auch den Grundcharakter der Biographie bilden muß, weit ungehemmter; die Herausforderung zu selbständigen ästhetischen Excursen ist nicht durch das Thema selbst gegeben. In einer großen Zahl derartiger Werke herrscht nun allerdings eine etwas brüske Naivetät, ein ungenirter Ton der Erzählung, der keine künstlerische Schätzung verträgt, der Ton des Ammenmärchens und der Moralpredigt, oder im besten Fall derjenige der trockenen Chronik. Wir haben der archivarischen Biographie schon gedacht, die meistens auch eine locale ist, indem Localgrößen vergangener Zeiten, irgendein kleiner Reichsfürst, Bürgermeister oder Bischof aus dem Schutte gegraben

wird; wir haben gesehen, wie damit das Ueberwuchern der Biographie zugleich mit dem Verfall der biographischen Kunst zusammenhängt.

Von dieser Massenproduction, welche nur die Bibliographie befruchtet, wenden wir den Blick zu den mehr künstlerischen Leistungen, in denen die biographische Kunst als solche sich bewährt oder zu bewähren sucht. Und da begegnet uns zuerst eine von großen Meistern der Geschichtschreibung gepflegte Art, die wir am besten als die pragmatische Biographie bezeichnen zu können glauben und für welche uns Leopold von Ranke's „Geschichte Wallenstein's" (1869) ein Muster bietet, das bedeutend genug ist, um die ganze Art zu charakterisiren und es überflüssig erscheinen zu lassen, noch auf andere derartige Werke, wie z. B. den „Gustav Adolf" des jüngern Droysen, näher einzugehen. Es mag uns als Ketzerei ausgelegt werden, wenn wir auch in diesem Werke noch nicht das Ideal biographischer Kunst erreicht sehen; doch im Wesen der pragmatischen Biographie liegt das Uebergewicht des allgemein Geschichtlichen über die Darstellung des Individuellen. Die ganze pragmatische Geschichtschreibung beruht auf der Darlegung der oft sehr complicirten allgemeinen Verhältnisse, welche die Handlungsweise des Individuums bestimmen; der Einfluß der Weltlage überwiegt bei ihr die Initiative der freien Willensbestimmung. Deshalb erscheint sie kaum berufen für die Biographie, welche doch vorzugsweise die Macht und Bedeutung der einzelnen Persönlichkeit, für welche sie uns erwärmen muß, in die Wagschale legt. Den Gegensatz selbst, um den es sich hier handelt, hebt Ranke in der Einleitung zu seinem Wallenstein mit gewohntem Scharfsinn hervor: „Wenn Plutarch einmal in Erinnerung bringt, daß er nicht Geschichte schreibe, sondern Biographie, so berührt er damit eine der vornehmsten Schwierigkeiten der allgemeinen historischen sowie der biographischen Darstellung. Indem eine lebendige Persönlichkeit dargestellt werden soll, darf man die Bedingungen nicht vergessen, unter denen sie auftritt und wirksam ist. Indem man den großen Gang der welthistorischen Begebenheiten schildert, wird man immer auch der Persönlichkeiten eingedenk sein müssen, von denen sie ihren Impuls empfangen. Wie viel gewaltiger, tiefer, umfassender ist das allgemeine Leben, das die Jahrhunderte in ununterbrochener Strömung erfüllt, als das persönliche, dem nur eine Spanne Zeit gegönnt ist, das nur da zu sein scheint, um zu beginnen, nicht um zu vollenden. Die Entschlüsse der Menschen gehen von den Möglichkeiten aus, welche die allgemeinen Zustände darbieten; bedeutende Erfolge werden nur unter Mitwirkung der homogenen Weltelemente erzielt; ein jeder erscheint beinahe nur als eine Geburt seiner Zeit, als der Ausdruck einer auch außer ihm vorhandenen allgemeinen Tendenz. Aber von der andern Seite gehören die Persönlichkeiten doch auch wieder einer moralischen Weltordnung an, in der sie ganz ihr eigen sind; sie haben ein selbständiges Leben von originaler Kraft. Indem sie, wie man zu sagen liebt, ihre Zeit repräsentiren, greifen sie doch immer durch angeborenen innern Antrieb bestimmend in dieselbe ein." Nun ist wol keine Frage, daß der Schwerpunkt der Ranke'schen Geschichtschreibung mehr auf der Darstellung jenes allgemeinen Lebens beruht, das er als gewaltig, tief und umfassend schildert, als auf der Charakteristik der einzelnen Persönlichkeiten in ihrer originalen Kraft und Bedeutung. Für die Auffassung der Weltlage hat er, sowie seine ganze Schule, den feinsten und schärfsten combinatorischen Weltblick. Das Bestreben Ranke's geht in diesem Werke wie überall, seinen eigenen Worten zufolge, darauf hin, „aus dem Kreise der Anklage und Vertheidigung herauszutreten und eine historische Anschauung zu begründen". Dies System der Anklage und Vertheidigung erklärt er für „unhistorisch"; er sagt nicht: „tout comprendre c'est tout pardonner", denn das Verzeihen gehört dem moralischen Standpunkte an; aber das „tout comprendre" ist bei ihm überhaupt die letzte Instanz, über welche hinaus es für den Historiker keine Appellation mehr gibt. Die Geschichte ist bei ihm eine Lehrmeisterin in Betreff der Analogie; ähnliche Verwickelungen müssen

ähnliche Resultate ergeben, keineswegs aber in Betreff der Beispiele, die sie der Gegenwart gibt; denn die Größe sittlicher Willensenergie tritt zurück gegen die Bedeutung der Verstandescombinationen, in denen Ranke die Legitimation der großen Männer sucht. Für ihn gibt es keine Carlyle'sche Heroen und Halbgötter; der Cultus des Genius liegt ihm fern. Und wenn man eine Geschichtschreibung unterscheiden kann, in welcher die Grundstriche, eine andere, in welcher die Haarstriche überwiegen, so ist Ranke der Historiker der Haarstriche, wie Schlosser derjenige der Grundstriche.

Den directen Gegensatz gegen die pragmatische Biographie bildet eine Abart, die man als die tumultuarische bezeichnen könnte, in welcher es von anekdotischen Thatsächlichkeiten, von lebendigsten Actualitäten bis zur buntscheckigsten Fülle wimmelt und die als aus der Carlyle'schen Schule hervorgegangen betrachtet werden kann. Wie die pragmatische Biographie, gibt auch die tumultuarische ein Weltbild. Doch es ist ein Orbis-pictus der Weltgeschichte, mit brennendem Colorit, mit wirren Arabesken, eine Olla-potrida von Geschichtsdramen, funkelnd von Geist und Leben, aber verwirrend durch die Gestaltenfülle seiner Massentableaux. Wo die pragmatische Darstellung nur die feine Form der innern Zusammenhänge nachweist, wo sie gleichsam nur untertaucht in den geheimnißvollen diplomatischen Aether, der zwischen den Cabineten hin- und hervibrirt: da greift die tumultuarische ins volle Menschenleben, schafft Gestalten von Fleisch und Blut und sucht die idealen Zusammenhänge auf, die zwischen den einzelnen Begebenheiten bestehen. Höchste Anschaulichkeit, grelle Farbengebung, scharfe Beleuchtung, dithyrambische Begeisterung: das sind Eigenschaften, die zu der vornehmen Objectivität der Pragmatiker in schreiendem Widerspruch stehen. Wir brauchen nur ein Werk zur Charakteristik dieser Species anzuführen, um dieselbe damit vollständig zu erläutern: Johannes Scherr's „Blücher. Seine Zeit und sein Leben" (3 Bde., 1863—64). Wie breit ist in diesem Werke auch das Zeitbild ausgeführt, doch mit selbständigem Behagen, auch wo es nicht unmittelbar in das Leben des Helden eingreift, während in Ranke's „Wallenstein" nur die Beziehungen der allgemeinen Politik zu dem Auftreten des Helden dargestellt sind. Bei Scherr ist alles greifbares Leben, bei Ranke verschwimmt vieles im diplomatischen Duft. Die tumultuarische Geschichtschreibung muß sich vor dem Klecks hüten, die pragmatische vor der Feinheit der verschwindenden Linie, vor der die Augen verderbenden Perlschrift der Darstellung. Das Ideal der Biographie ist nur in der Mitte zwischen dieser pragmatischen und tumultuarischen zu suchen; es gibt in England und Deutschland Biographen, die ihm nahe kommen; wir erwähnen dort Washington Irving und Macaulay, hier Varnhagen von Ense und David Strauß.

Was diesen letztern Autor betrifft, so haben wir erst vor kurzem bei dem umfassenden Charakterbilde, welches wir in diesen Blättern von ihm entworfen, auch eine Analyse seiner biographischen Leistungen gegeben. Das „Leben Jesu", auch in seiner neuen volksthümlichern Gestalt, rechnen wir nicht zu denselben; es ist eine wissenschaftliche That; aber nicht die biographische Kunst, sondern die theologische Kritik hat sie in ihren Annalen aufzuzeichnen. Was aber seine Lebensbeschreibungen eines Frischlin und Hutten betrifft, so haben sie alle Vorzüge biographischer Darstellung, Klarheit, Lebendigkeit, innern pragmatischen und psychologischen Zusammenhang, und nur den einen Fehler der zu großen Ausdehnung, durch welche die Biographie doch allzu sehr über ihren geschlossenen Rahmen hinausgreift und auf der einen Seite ins Philologisch-Kritische, auf der andern Seite ins allgemein Historische verläuft. Die zweite Auflage des „Ulrich von Hutten", in welcher das schwer belastende Quellenmaterial fortgeblieben ist, verdient entschieden den Vorzug vor der ersten. Im Grunde sollte eine Biographie den Umfang eines mäßigen Bandes nicht überschreiten; die Muster des Alterthums beweisen, daß auch bei geringerer Ausdehnung die Zwecke der Biographie sich vollkommen und mit künstlerischer Haltung

erreichen lassen. Die Biographie Märklin's von Strauß, welche im Umfang das richtige Maß einhält, ist mehr eine That persönlicher Pietät, mehr eine Schilderung aus dem Privatleben und verzichtet damit auf allgemeine Bedeutung.

Die Engländer und Amerikaner haben durch ihr praktisches Naturell, durch ihren sachlichen Tic, durch das Festhalten am Individuellen und die geringe Neigung zu Abstractionen und Abschweifungen ins Philosophische einen unleugbaren Beruf für die Biographie, und sie haben in der That auch manches Tüchtige auf diesem Gebiete geleistet. Einer der solidesten Autoren, der den erwähnten sachlichen Tic in hohem Maße besitzt und damit Eleganz der Darstellung verbindet, ist Washington Irving, den uns Adolf Laun neuerdings in einem verwandten Geist geschildert hat. Seine Biographie Mahomet's: „History of Mahomet and his successors" (2 Bde., 1850) und sein „Life of George Washington" (6 Bde., 1855—59), das letztere nur an dem Fehler zu großer Ausführlichkeit leidend, zeigen uns alle Vorzüge des Autors, dem man mit vollem Behagen bei dem ebenso sichern wie schwunghaften Aufbau seiner Werke folgt. Seine Biographie von „Oliver Goldsmith" (1849) zeigt dieselbe lebensvolle Anschauung, dieselbe Kunst sorgfältiger Porträtirung, womit er uns in „Abbotsford and Newstead-Abbey" die größten englischen Dichter der Neuzeit, Walter Scott und Lord Byron, nahe geführt hat.

Der Historiker Thomas Macaulay, der berühmteste, welchen Neuengland aufzuweisen hat, verdient auch als Biograph den Preis. Er ist im Grunde, wie wir schon erwähnten, mehr ein Essayist; viele seiner Biographien sind Studien über neuerschienene Werke, sowie sein vielbesprochener Essay über Friedrich den Großen an das Campbell'sche Werk über diesen Monarchen anknüpft; aber die kritische Studie bildet nur den Ausgangspunkt, sie verwandelt sich alsbald in die selbständige Biographie, welche Macaulay mit aller Lebendigkeit und Schärfe seines reichen Geistes ausführt. Wenn er an die Memoiren Barère's anknüpft, um uns ein Bild dieses wandelbaren Revolutionsmannes zu geben, bezeichnet er sie von Haus aus als eine gänzlich trügerische Quelle und baut seine Biographie auf andern Grundlagen auf. Seine Biographien haben das Krystallklare, welches wir von einem Kunstwerk verlangen; alles stoffartig Trübe ist ausgeschieden; nirgends das Schwankende hin- und hergehender Urtheile oder die vornehme Urtheilslosigkeit der Pragmatiker; er nimmt von Haus aus seinem Object gegenüber einen festen Standpunkt ein und bezeichnet z. B. Barère als einen der schlechtesten Menschen, die existirt haben, er schickt dies Resultat seiner Untersuchungen demselben voraus. Hören wir, mit was für einer Schärfe sittlichen Urtheils, welche unsere pragmatischen Autoren in Schrecken setzen würde, er sich über den von ihm geschilderten Revolutionsmann äußert: „Barère näherte sich mehr als irgendeine in Geschichte oder Dichtung erwähnte Persönlichkeit, ob Mensch oder Teufel, der Idee einer vollkommenen und durchgängigen Verderbtheit. In ihm gelangen die Eigenschaften, welche die berechtigten Gegenstände des Hasses, und diejenigen, welche ebenso Gegenstand der Verachtung sind, zu einer ausgesuchten und vollständigen Harmonie. Fast in jeder besondern Art der Schlechtigkeit hat er Nebenbuhler gehabt. Seine Sinnlichkeit war ungezügelt; doch dies war ein Fehler, den er mit vielen großen und liebenswürdigen Männern gemein hatte. Viele sind so feig, einige so grausam, wenige so gemein und unverschämt wie er gewesen. Auch so große Lügner mag es gegeben haben, obschon wir ihnen nie begegnet sind oder von ihnen gelesen haben. Doch wenn wir alles zusammennehmen, Sinnlichkeit, Feigheit, Niedrigkeit, Unverschämtheit, Lügenhaftigkeit, Barbarei, so ergibt sich ein Resultat, das wir in einer Novelle als Caricatur verdammen würden und welches, wie wir kühn behaupten, in der Geschichte keine Parallele findet." Dieses vorausgeschickte scharfe Urtheil hindert nicht die vollkommene Ob-

jectivität der Darstellung. Ohne ein solches abschließendes Urtheil entläßt Macaulay selten die von ihm gezeichneten Charaktere, und dies Urtheil vereinigt stets geistreiche Schärfe und vollkommene Selbständigkeit. Am Schlusse der Charakteristik von William Pitt schildert er die falschen Freunde des großen Staatsmannes, die Feinde der Parlamentsreform, des Freihandels, der Negeremancipation, die ihn feiern und sich auf ihn berufen, obschon er selbst entgegengesetzte Principien betont, und bringt das Bild Pitt's dann mit folgenden kräftigen Zügen zum Abschluß: „Dieser mythische Pitt, welcher dem wirklichen so wenig ähnlich sieht wie der Karl der Große des Ariosto dem Karl dem Großen Eginhard's, hat seine Zeit gehabt. Die Geschichte wird den wahren Charakter herausretten aus einer als Schmeichelei auftretenden Verleumdung und ihn darstellen als das, was er war: als einen Minister von großen Talenten, redlichen Absichten und freisinnigen Meinungen, vorzugsweise durch seine geistigen und moralischen Eigenschaften befähigt zur Rolle eines parlamentarischen Führers und fähig, mit Klugheit und Mäßigung die Regierung eines glücklichen Landes zu leiten, aber überraschenden und schrecklichen Ereignissen nicht gewachsen und ihnen gegenüber schweren Irrthümern verfallen, bald nach der Seite der Schwäche, bald nach derjenigen der Gewalt." Ohne ein solches zusammenfassendes Urtheil müßte jede objective biographische Darstellung im Sande verlaufen; freilich gehört zur Fassung desselben jener Lapidarstil, über welchen Macaulay wie wenige gebietet und der für eine künstlerisch gehaltene Biographie überhaupt unerläßlich ist. Die geistige Schärfe, welche ihre Worte wie in Erz gravirt, die Prägnanz der Darstellung geben ihr erst eine monumentale Bedeutung.

Hervorzuheben ist bei Macaulay ferner die lebensvolle Anschaulichkeit seiner Charakteristik. Die pragmatische Biographie vermeidet es, uns ein leibliches Bild ihrer Helden zu geben; bei ihrer Geringschätzung der Eigenart kann sie sich nicht zu so profaner Porträtmalerei herablassen. Ihr Held gilt ihr nur das, was er für die politischen Verwickelungen oder die militärischen Ereignisse seinerzeit bedeutet. Wir aber wollen ein volles Menschenbild, einen Charakter wie er leibt und lebt, vor uns sehen; wir verlangen solche Darstellung schon von der Geschichte, noch mehr von der Biographie. Das psychologische und selbst pathologische Element des Einzellebens soll zu seinem Rechte kommen; dazu gehört auch, daß wir das Bild der äußern Erscheinung eines geschichtlichen Charakters voll in uns aufnehmen können. Auch in solcher Darstellung ist Macaulay Muster; er hat die echte Intuition und ermöglicht uns das rasche Zusammenschauen der einzelnen Züge zu einem Gesammtbild. Wie tritt Samuel Johnson in dem Essay Macaulay's vor uns hin: der skrofulöse, fast einäugige Knabe mit seiner Muskelkraft und Ungeschicklichkeit, der hypochondrische, fast geisteskranke Jüngling mit allen seinen Seltsamkeiten, und die „geschminkte Großmutter" Tity, die man zu seiner Frau machte. Aus dem Menschen erst begreifen wir den Schriftsteller, der uns um so höher steht, je mehr er mit der Feder in der Hand manche jener Eigenschaften verleugnet, die seinem Naturell angeboren sind. So vermied er jede Polemik als Schriftsteller, während er von Natur jeder Zoll ein Polemiker war und in dem Gespräche ein gereizter, scharfer, hartnäckiger Streiter, der selbst zur Sophistik und, wenn er gereizt war, zum Sarkasmus und zu Invectiven seine Zuflucht nahm. Ein so anschauliches Charaktergemälde prägt unserer Erinnerung ein lebendiges Bild ein, während manche andere Biographien sie nur mit unfruchtbaren Daten belasten.

Daß Macaulay indeß, wenn er den starken Nachdruck seines Urtheils in die Wagschale legt, nicht immer dem geschichtlichen Geiste Rechnung trägt, sondern oft etwas zu sehr das Moralische betont: das beweist seine vielangegriffene Charakteristik von Friedrich dem Großen. Macaulay wird dem großen Genius dieses Monarchen zwar gerecht, aber er wirft ihm Treulosigkeit, Despotismus und Cynismus vor und gibt ein wenig geschmei-

cheltes Bild seines Charakters: er habe Europa durch seinen Einfall in Schlesien in jahrelange Kriege gestürzt. Wenn unsere fridericianischen Archivare aus den diplomatischen Acten und alten Recessen die Berechtigung Friedrich's zu dieser Invasion nachzuweisen suchen, so sind ihre Bemühungen freilich sehr überflüssig; denn die Motive zu diesem Kriege hat der König selbst mit solcher Bestimmtheit und Offenherzigkeit angegeben, wie sie die Geschichtschreibung nur wünschen kann, und dabei sich durchaus nicht auf jene alten Verträge berufen. Doch die Darstellung Macaulay's hat durchweg einen scharfen und gehässigen Ton und wird der Thatsache nicht gerecht, daß in Friedrich's genialem Ehrgeiz nicht blos eine persönliche, sondern auch eine geschichtliche Nöthigung lag, daß sich hier, um mit Hegel zu sprechen, die Vernunft wiederum der Leidenschaften der Menschen zur Erreichung ihrer Zwecke bediente.

Zu den vorzüglichsten Biographien Macaulay's gehören diejenigen von Lord Clive und Hastings, zu denen er das Material in Indien selbst gesammelt hatte, wo er längere Zeit als Statthalter von Agra verweilte. Diese Eroberer und Gouverneure Ostindiens sind problematische Charaktere; ihre Verdienste um Wahrung der britischen Macht haben ihnen mit Recht großen Ruhm verschafft, aber beide verfielen wegen finanzieller Unersättlichkeit und eines grausamen Despotismus der Anklage vor dem Parlament; sie wurden gleichsam ein Opfer jener exotischen Ausnahmezustände. Die Zeichnung dieser Charaktere, für welche Macaulay überdies die indische Localfarbe zur Verfügung hatte, ist eine meisterhafte; die Biographie Clive's verdient bei weitem den Vorzug vor der umfangreichern, welche uns Gleig von diesem englischen Gouverneur gegeben hat.

Wie die Engländer in Macaulay, so haben wir Deutschen in Varnhagen von Ense einen biographischen Musterschriftsteller, der in der Zeit noch weiter zurückliegt, sich in seiner Darstellungsweise wesentlich von ihm unterscheidet, aber mit ihm den großen Vorzug gemein hat, künstlerisch abgeschlossene Lebensbilder zu geben. Der Hauptunterschied zwischen beiden Autoren besteht in der epigrammatischen Schärfe Macaulay's und in der Marmorglätte des feingemeißelten Varnhagen'schen Stils. Der letztere läßt sich nirgends zu einem einschneidenden Urtheil fortreißen, das durch seine glänzende Fassung imponirt; aber so wohlerwogen und nach allen Seiten hin gerecht seine Darstellungen sind, sie sind doch lebendig und keineswegs fadenscheinig. Die jetzt vorliegende Sammlung seiner „Ausgewählten Schriften" (Bd. 1—14, Leipzig 1871—74) gibt uns ein willkommenes Gesammtbild dieses feinsinnigen Biographen. Die ersten sechs Bände enthalten seine „Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens", interessante Beiträge zur Geschichte und Culturgeschichte der ersten Jahrzehnte unsers Jahrhunderts; von dem Schlachtfelde werden wir in das Cabinet des Diplomaten oder den fürstlichen Salon geführt; Napoleon und Metternich treten uns ebenso lebendig entgegen, wie Jean Paul und Chamisso, die Rahel und Fräulein Saaling; die Herzensnovelle tritt gegen den Schluß der Memoiren in den Vordergrund. Der geistige Aether, der über denselben schwebt, ist ein fein vibrirender und mild beleuchteter; man hat es mit einer zart organisirten Natur zu thun, die bei aller Kraft männlicher Gesinnung in der Auffassung der Welt die zarteste Empfänglichkeit zeigt.

Die andern Bände der Sammlung enthalten die „Biographischen Denkmale". Es ist noch nicht genug hervorgehoben worden, wie mächtig der Reiz des Contrastes auf Varnhagen's Natur wirkte, ja wie sein Verhältniß zu Rahel sich gerade damit erklären läßt. Das feine Stilgefühl Varnhagen's und die geniale Stillosigkeit der Rahel stehen in einem Gegensatz, der sich nicht größer denken läßt. Bei ihm ist alles Eleganz, feinerwogener logischer Zusammenhang, sorgsame Wahl des Ausdrucks; bei ihr vulkanische Eruption, ein Durcheinanderschleudern von Empfindungen und Ideen, ein zerhackter Stil, eine verwegene Inspiration in Bezug auf Ausdruck und Gedanken. Aehnlich erging

es Varnhagen mit seinen biographischen Helden; er wählte mit Vorliebe die tapfern Haudegen, welche mit den Wissenschaften und selbst mit den elementarischen auf einem etwas gespannten Fuße lebten, einen Dörfflinger, Leopold von Dessau, Blücher, deren derbkräftige Bilder sich von seinem eleganten Rahmen mit doppelter Schärfe abheben. Da er oft zur Belebung des Bildes Anekdoten von ihnen erzählen und Aeußerungen mittheilen mußte, so wurde der Gegensatz zwischen Stoff und Darstellung um so herausfordernder. Er selbst sagt in der Vorrede zu Blücher's Biographie: „Der Ausdruck ist hier oft mit dem Stoffe hart im Streite gewesen, damit weder die Energie mancher Auftritte und Aeußerungen, noch die Schicklichkeit des Vortrags aufgegeben würde; beides war oft kaum vereinbar, doch mußte die Grenze des Schicklichen stets das Hauptaugenmerk bleiben.“ Jedenfalls kam in den erwähnten Biographien die maßvolle Haltung den etwas derben Vorlagen zu statten, um so mehr, als die starken Striche, wo sie hingehörten, nicht ängstlich vermieden wurden. Das Verhältniß des Biographen zu seinem Helden war nicht immer ein unbedingt sympathisches, wenigstens war es nicht herrnhutische Schwärmerei, welche ihm die sehr ausführliche Biographie des Grafen Zinzendorf in die Feder dictirte. In der Biographie der Dichter zeigte Varnhagen seinen feinen Geschmack, wenn er auch in der Charakteristik eines Canitz und Besser nicht von Ueberschätzung dieser mittelmäßigen Talente fern blieb. Mit Vorliebe behandelte er abenteuernde Kriegsmänner, die Grafen Schulenburg, zur Lippe, den König Theodor von Corsica, und ein mit besonderer Sorgfalt und Pietät gezeichnetes Charakterbild ist dasjenige der Königin Sophie Charlotte von Preußen. Auch mehrern Feldherren des Siebenjährigen Krieges hat er biographische Denkmäler gesetzt, welche wol mit marmornen Bildsäulen verglichen zu werden verdienen.

Varnhagen und Macaulay schlossen sich an die großen maßvollen Muster des Alterthums an, denen sie auch in der Beschränkung, der Durchsichtigkeit, in dem Streben nach stilistischer Meisterschaft nacheiferten. Sie setzten die Marksteine, an denen die biographische Verwilderung der Neuzeit innehalten und zur Besinnung kommen sollte; es gilt, nicht Biographien zu schaffen, in denen sich die Laune der einzelnen Genüge thut, persönlichen Neigungen bis zur Maßlosigkeit folgend, sondern solche, welche Nationaleigenthum werden. In diesem Sinne hat der „Neue Plutarch“ (Bd. 1, Leipzig 1874) die Absicht, alle hervorragenden Geschichtschreiber, Cultur-, Kunst- und Literaturhistoriker um seine Fahne zu versammeln, auf daß sie in künstlerisch geschlossenen Biographien von mäßigem Umfang, aber erschöpfender Prägnanz die bedeutenden Männer der Neuzeit behandeln, objectiv, in ungetrübter Darstellung, auf Grund reichhaltiger Quellenstudien, die nirgends aufdringlich hervortreten, frisch und lebensvoll; und daß diese Aufgabe auch in solchem Geist von den Mitwirkenden erfaßt ist, beweist der vorliegende erste Band des Unternehmens, in welchen z. B. die Biographie Oliver Cromwell's von Pauli sich durch markige Darstellung den Lebensbildern Macaulay's würdig anreiht.

Belgien von 1857 bis 1872.

Von

H. Bartling.

Belgien bis zum Tode des König's Leopold I.

I.

Einleitung. Rückblick auf die Regierung König Leopold's I. von 1830 bis 1857.

Vor 40 Jahren ward der Name Belgiens von den leitenden Staatsmännern Europas selten genannt ohne Ungeduld und Verdruß. Es war dem Lande gerade gelungen, durch eine plötzliche, aber nicht ganz unerwartete Revolution eins der wichtigsten Arrangements der Großmächte für die Herstellung des politischen Gleichgewichts zu zerstören. Daß ein Volk, welches kein bemerkenswerthes Gewicht in Europa besaß, sich anmaßen sollte, die vereinigte Weisheit der Diplomaten zunichte zu machen und seine eigene Unabhängigkeit aufzurichten, war ein Act, den man nicht so schnell vergaß, nicht so schnell vergab. Nicht etwa, daß Belgien jemals des Anrechts auf Achtung ermangelt hätte. Wenige Länder von gleich geringer Ausdehnung gibt es, welche so bedeutende Männer und so bemerkenswerthe Werke hervorgebracht hätten, Bürger, die mit Monarchen als ihresgleichen unterhandelten, Städte, welche an Größe und Glanz die Hauptstädte mächtiger Reiche übertrafen, Maler von der höchsten Vorzüglichkeit, Staatsmänner und Geschichtschreiber. Doch alles dies schien vergangen zu sein und die Welt dachte nur an das große politische Arrangement, das sich auf der Karte so schön ausnahm und das über den Haufen geworfen war durch eine Bewegung, für die man eigentlich keine passende Ursache zu finden wußte.

Der Erfolg des zum zweiten mal den Großmächten Europas auferlegten Werkes erwies sich vollkommener als der erste, und das etwas feindselige Gefühl, mit dem man Belgien betrachtete, hat dem allgemeiner Sympathie Platz gemacht. Und Belgien verdient diese Sympathie im vollsten Maße und aus mannichfachen Gründen.

Dieses Ländchen, das uns auf der Karte Europas in der Form eines Deltas oder eines gleichseitigen Dreiecks entgegentritt, hat eine ganz vorzügliche Lage am Ausflusse der drei großen Strömungen der Civilisation, welche von Frankreich, England und dem einigen, mächtigen Deutschland ausgehen. Kaum dürfte es einen Platz geben, wo eine kurze Ferienzeit von einer Woche oder 14 Tagen, oder selbst nur von zwei oder drei Tagen besser verwerthet werden könnte, als in einer Tour durch Belgien. Es ist wahr, Scharen unserer Landsleute durchziehen es alljährlich, wenn sie hinübereilen nach der mächtigen Metropole an der Themse, oder Stärkung suchen im Bade von Ostende, doch

sie haben kaum Zeit, sich Brüssel, oder Brügge, Gent oder Antwerpen anzusehen. Der Eindruck, den sie mit hinwegnehmen, ist, daß Brüssel zu französisch und das Bier schlecht und sauer ist, und daß, wenn auch Belgien einige malerische Punkte besitzt, es doch im ganzen ein fettes, flaches, langweiliges, an Priestern und Nonnen überreiches Land ist. Für diejenigen jedoch, welche sich die Mühe geben, genauer hinzusehen, bietet Belgien in seinen bescheidenen Grenzen eine Mannichfaltigkeit interessanter Scenerie dar. Die Landschaft von Waes, ein reicher Garten, aus dem uns schmucke, lebhafte kleine Dörfer entgegenlachen; die grünen Wiesen der Polder; die grauen Heideflächen der Kampine, hier und dort unterbrochen durch kleine Flecken saftigen Grüns, bewaldete Landschaften, mit Feldern, Anpflanzungen, Farmen und Landsitzen; stolze alte Schlösser, mit pfefferbüchsenartigen Thürmen und steilen, mit leuchtenden rothen Ziegeln gedeckten Dächern, hervorguckend aus Tannen- und Erlenbüschen; die wilden Ardennen, in deren entlegenen Schlägen der Wolf und der Eber haust; das sanfte, sich schlängelnde Thal der Maas, mit seinen steilen Klippen von Kalk und Basalt, bedeckt mit herabhängendem Gehölz oder bekränzt mit üppigen Schlinggewächsen, seine alten auf hohen Bergkuppen gelegenen Schlösser und Klöster, weit hinausschauend ins flache Land, und seine saubern, wohllebigen Dörfer und Städte, von denen sich einige, wie Dinant, mit altmodischer Artigkeit an die Felsenwand zu drücken scheinen, um Raum zu lassen zwischen sich und dem Fluß für den vorüberziehenden Reisenden; die alten vlämischen Städte, mit ihrer romantischen Geschichte und Architektur; das „schwarze Land" mit seinen flammenden Hohöfen und dampfenden Schornsteinen: alles dies bietet reiche Mannichfaltigkeit für jeden Geschmack und verleiht einer kurzen Reise den Reiz des Neuen und der stets wechselnden Scene. Für die Vergnügungslustigen gibt es das gemüthliche Spaa oder das mehr abgelegene Chaudefontaine. Lächerlich würde es sein, Brüssel mit Paris vergleichen zu wollen, doch es hat seinen eigenen Reiz; und Ostende und Blankenberghe, wenn sie auch keine Ansprüche erheben können wie Biarritz und Trouville, haben manches andere Empfehlenswerthe für die, welche ein ruhiges Leben lieben. Und auch die Scenerie an der Maas, wenn auch der am Rhein weit nachstehend, hat viel Liebliches und Anziehendes. Ein Tourist, der Neigung zur Geologie hat, kann die noch heute stattfindenden Veränderungen an der Küste Belgiens studiren, welche an einzelnen Stellen sich hebt, an andern senkt, sodaß von Nieuport, der Mündung der Schelde ab, das Meer die Oberhand hat über das Land, während es südlich vom Pas-de-Calais zurückgedrängt wird. Und gerade jetzt, wo in der Agricultur augenscheinlich eine Revolution bevorsteht, und amerikanisches, russisches und ungarisches Getreide den Markt beherrscht, ist die minutiöse Gartencultur Belgiens voller Lehren für den deutschen Landwirth, und Nationalökonomen finden in der eigenartigen und hochentwickelten Industrie des Landes gleichfalls ein gewinnbringendes Studium.

Doch vor allem ist Belgien augenblicklich dem Politiker interessant. Es gibt kein Land, in welchem die zwei großen Probleme unsers Zeitalters — das Geschick der kleinen Staaten und die Beziehungen zwischen Kirche und Staat — in so auffallender und belehrender Weise zu Tage treten wie in Belgien. In politischen Dingen kann allerdings der Tourist mit eigenen Augen und Ohren nur wenig lernen, und wenn er seinen nothwendigerweise oberflächlichen Betrachtungen zu sehr traut, so wird er sich höchst wahrscheinlich täuschen. Andererseits aber verleiht ein persönlicher Besuch Leben und Wirklichkeit dem, was sonst nur leere Namen sein würden. Belgische Staatsmänner sind mit wenigen Ausnahmen wenig über die Grenzen ihres Landes bekannt, und aus der Ferne nehmen sich manche ihrer Controversen wie kleine Dorfpolitik aus. Nichts kann auf den ersten Blick uninteressanter sein als eine Zeitungsspalte von belgischen Kammerdebatten oder kleinlichen localen Neuigkeiten. Und doch ist es nicht zu viel gesagt, wenn man

behauptet, daß Belgien in seiner ruhigen Weise gerade jetzt unendlich viel zu einer dauernden Beilegung von mehr als einer europäischen Schwierigkeit beiträgt.

Nichts ist lehrreicher als eine Vergleichung der Geschichte Frankreichs und Belgiens seit dem Jahre 1830, wo beide Länder einen neuen Anlauf nahmen mit einem neuen Könige und einer reformirten Verfassung. Zwei Revolutionen und ein Staatsstreich, der Sturz und die Verbannung zweier Dynastien, eine Monarchie der Bourgeoisie, eine Wiedergeburt des ersten Kaiserreiches, ein Sedan und zwei Republiken: das ist die wehmüthige Erfahrung Frankreichs; und wer könnte sagen, welchen neuen Wechsel nicht schon die nächsten Monate zu bringen vermöchten! In Belgien dagegen herrschte Leopold I. mit Ehren und in Frieden bis an seinen Tod und hinterließ seinen Thron als eine sichere Erbschaft seinem Nachfolger. Und wenn auch in keinem Lande das politische Gefühl tiefer ist, und wenn es auch in keinem Lande mehr „brennende Fragen" gibt, welche beständig verhandelt werden, so ward doch die innere Ordnung Belgiens niemals ernstlicher als durch einen schreienden Pöbel bedroht. Die Geschichte Belgiens während der letzten 40 Jahre war in der That das gerade Gegentheil von der Frankreichs und eine jede trägt zur Erklärung der andern bei. Ludwig Philipp fiel, weil er zu sehr der Unterstützung einer besondern Klasse vertraute, welche ihn in der Stunde der Noth verließ, und welche, wenn sie auch festgestanden hätte, dennoch nicht die so lange eingedämmte Flut des öffentlichen Unwillens und der Unzufriedenheit des Volkes hätte aufhalten können. Der gefallene Kaiser, gewarnt durch das Schicksal seines Vorgängers, versuchte durch die Bestechung aller Parteien zu regieren; doch das Kaiserreich war niemals mehr als ein Waffenstillstand, und dieser ward ganz natürlich sofort gekündigt, als die verschiedenen Parteien müde wurden, unter einem gemeinschaftlichen Despotismus die Hände in den Schos zu legen. Der Werth eines constitutionellen Systems besteht darin, daß es der natürlichen Reibung und der Nebenbuhlerschaft der Parteien freien Spielraum läßt; es schafft sozusagen eine Arena, in welcher die Streitenden so lange, wie es ihnen gefällt, miteinander ringen können, unter der Bedingung, daß sie nie daran denken, einander zu erwürgen. Der Kampf ist eine Probe der Kraft, und nicht ein Duell auf Leben und Tod, und er kann beständig ohne irgendeine Gefahr für den Staat, und ohne irgendwelche ernstere Folgen als den Wechsel eines Ministeriums wiederholt werden. Belgien hatte den Vortheil dieser feststehenden Ordnung, und trotz seiner verschiedenen Nationalitäten und des bittern Kampfes zwischen den Klerikalen und Antiklerikalen hatte es doch nie die revolutionären Ausschreitungen und Reactionen zu beklagen, welche Frankreich so tief heruntergebracht haben. Im Jahre 1846 war Ludwig Philipp über die Aussicht eines Tumults im Königreiche seines Schwiegersohnes so in Angst, daß er sich des Gedankens daran selbst nicht in seinem Ministerrathe entschlagen konnte. „An der Tafel des Ministerrathes", so sagte er in einem Briefe an König Leopold um diese Zeit, „schreibe ich an Sie. Ihre Briefe und alles, was ich über die Lage in Belgien höre, gären in meinem Kopfe, infolge meiner alten Erfahrung und der revolutionären Stürme, welche ich an mir habe vorüberziehen sehen. Namentlich die Versammlung von Delegaten der belgischen Associationen, welche in kurzem in Brüssel stattfinden soll, beunruhigt mich. Sie erinnert mich an nichts Geringeres als an die pariser Commune von 1792." Sein Rath war, die Bewegung im Keime zu ersticken, doch König Leopold, weiser als seine Zeit, erlaubte nicht blos dem liberalen Congreß, sich zu versammeln, zu debattiren und ein Programm zu entwerfen; nein, als er gewahr wurde, daß der Congreß die Unterstützung des Landes hatte, da zögerte er nicht, die gefährlichen Agitatoren, welche der französische König ihn gebeten hatte zu verbannen, ins Ministerium zu ziehen. Zwei Jahre später war Ludwig Philipp ein Flüchtling, während der revolutionäre Stoß, der sich diesmal fast durch ganz Europa fühlbar machte, Belgien niemals berührte. Und in

der That beunruhigte die Belgier nichts so sehr als die Furcht, ihr König möchte es müde werden zu regieren und aus freiem Willen abdanken.

Indem wir zu einer kurzen Betrachtung der Regierung dieses Königs bis 1857 übergehen, kann es uns nicht beikommen, eine Biographie desselben zu schreiben, noch weniger eine vollständige Geschichte seiner Regierung, welche eben nichts anderes sein würde als eine politische Geschichte Belgiens. Unsere Absicht ist vielmehr, ein Blatt aus dieser Geschichte abzusondern, welches als eine Art Vorrede zu unserer spätern Darstellung dienen soll und auf welchem wir den Gedanken dieser Regierung, aus dem doppelten Gesichtspunkte der äußern und der innern Politik, ins rechte Licht setzen können.

König Leopold II. konnte am Tage seiner Eidesleistung auf die Verfassung und seines Einzuges in Brüssel sagen, er sei der Nachfolger einer „großen Regierung", und niemand hat diesen Ausspruch für zu ehrgeizig gehalten: Belgien und ganz Europa haben ihn bestätigt.

In welcher Hinsicht jedoch war sie groß? Keine leuchtende That hat sie bemerkbar gemacht, weder Krieg, noch Eroberungen, noch weithin schallende Revolution. Sie verlief ohne Erschütterung und ohne Geräusch, ohne daß sich Europa hätte viel um sie zu bekümmern brauchen, in der kleinbürgerlichen Praxis der belgischen constitutionellen Institutionen und in der friedlichen Entwickelung des materiellen und socialen Fortschritts. Alles dies kann weise und glücklich genannt werden, aber wie konnte man, so fragen wir nochmals, diese fast obscure Regierung eine große nennen, und auf welche Weise rechtfertigt sie diesen Namen in der Geschichte?

Zwei Dinge haben aus Leopold I. einen großen König gemacht: sein auswärtiger Einfluß, die Rolle, welche er fast beständig in Betreff der Geschicke Europas spielte, und seine Weisheit im Innern. Und als ein ganzes trauerndes Volk König Leopold I. zu Grabe trug, trauerte nicht an dem königlichen Sarge das politische Europa, vertreten durch Souveräne, durch Thronerben und die höchsten Würdenträger der Staaten an der Seite Belgiens, welches sich ganz herbeigedrängt hatte mit seinen Staatsmännern, seinen Parteien ohne Unterschied, seinem Klerus und seinen Gelehrten und seinen aus den fernsten Ortschaften herbeigeströmten Landleuten? War das Begräbniß nicht zugleich ein nationales und europäisches? Sicherlich, und zwar aus dem Grunde, weil Leopold I. sowol von großem Einfluß in Europa als ein belgischer König war.

Unter diesem doppelten Gesichtspunkt werden wir versuchen die politische Geschichte der Regierung des ersten Königs der Belgier in einem engen Rahmen darzustellen bis zu dem Augenblicke, da der große Kampf zwischen den Klerikalen und Antiklerikalen im Jahre 1857 in hellen Flammen ausbrach. Sehen wir uns zuvörderst die auswärtigen Beziehungen Belgiens etwas näher an.

Die Reaction gegen die Wiener Verträge charakterisirt in verschiedenem Grade die Politik der meisten Staaten Europas vom Jahre 1820 ab: sie beherrscht gleichfalls, sei es nun, daß sie dieselbe unterstützen, sei es, daß sie dieselbe bekämpfen, ihre äußern Beziehungen. Diese Bewegung erfüllt ein volles halbes Jahrhundert. Zwei Hauptcombinationen faßte das System von 1815 zusammen: das Königreich der Niederlande und den Deutschen Bund. Die Absicht der verbündeten Mächte auf dem Wiener Congreß, die österreichischen Niederlande mit Holland zu verbinden, war eine lobenswerthe, vorzügliche. Sie beabsichtigten einen Staat von genügender Stärke zu schaffen, dem es möglich sein würde, wenigstens ein temporäres Hinderniß gegen französische Angriffe zu bilden. Es war im Interesse Europas, daß man einer Macht, welche niemals aufgehört hatte, den Rhein als ihre natürliche Grenze anzusehen, fühlen ließ, daß sie in der Zukunft vorerst ein bedeutendes Hinderniß besiegen müsse, ehe sie ihrem lange genährten Ehrgeize

Genüge thun könne. Zu diesem Zwecke ward alles gethan, was Staatskunst zu erdenken vermochte. Zuerst schien alles im neuen Königreiche Eintracht und Zufriedenheit zu versprechen. Ein großes und rasches Wiederaufleben von Wohlhabenheit machte sich in Belgien bemerkbar. Sein Handel verdreifachte sich durch die Theilnahme an dem gewinnbringenden Colonialhandel, welchen der Friede den Holländern zurückgegeben hatte; fremde Kaufleute siedelten sich aufs neue in Antwerpen an; aufs neue sah man wieder fremde Flaggen auf der Schelde; ja es schien, als ob das Land etwas von seiner frühern Bedeutung wiedergewönne. Doch bereits erschienen Zeichen, welche eine nahe Störung der allgemeinen Ruhe verkündeten. Als ein Handelsvolk sahen die Kaufleute Hollands in der Union vom ersten Augenblicke an mehr eine ungleiche Theilhaberschaft am Handel, als ein wichtiges politisches Arrangement. Sie sahen Belgien als ein in eine alte, lange etablirte Firma aufgenommenes Mitglied an. Das Kapital, der Reichthum und die Verbindungen waren alle auf ihrer Seite. Sie hatten Schiffe, Colonien und einen Handel, der sich bis in die entferntesten Regionen der Erde ausdehnte. Belgien, das war richtig, war ein fruchtbares Land und besaß einige Industrie; doch warum, so fragten sich die Holländer, sollten sie gezwungen sein, die Producte der belgischen Industrie zu kaufen, wenn bessere und billigere Artikel von auswärts bezogen werden konnten? Die Belgier waren Schutzzöllner; die Holländer dagegen waren, durch ihre Traditionen und Interessen, Freihändler. Die Belgier wünschten die Einfuhr fremden Getreides zu verhindern, die Holländer, als ein nicht ackerbautreibendes Volk, solches zuzulassen. Die Interessen der Holländer waren unzertrennbar vom freien Tausch der Waaren mit andern Nationen; das Interesse der Belgier aber bestand darin, die Holländer auf den Heimatsmarkt zu beschränken. Wenn sich der Wunsch nach einer Trennung nicht bald in Belgien manifestirt hätte, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß die Holländer eine solche über kurz oder lang gefordert haben würden. Amsterdam und Rotterdam geriethen in Verfall. Die Erzeugnisse der Colonien wurden nicht mehr in gleicher Menge nach diesen Städten geschafft, und verschiedene der großen Handelshäuser gingen ihrem Ruin entgegen.*)

Die Klagen der Belgier waren mehr moralischer als materieller Art. Die Sprache Hollands war nicht die ihrige; doch sie war die Sprache des Hofes, der Tribunale und der Legislatur. Alle diese Contraste des Charakters und der entgegengesetzten Interessen wurden handgreiflich offenbar, als die Vertreter der neuen Nation einander in der Versammlung der Generalstaaten sich gegenüberbefanden. Die eine Hälfte der Mitglieder sprach holländisch, die andere nur vlämisch oder französisch. Die belgischen Abgeordneten verstanden die holländischen nicht in der Debatte, da letztere sich nicht herbeiließen sich verständlich zu machen, indem sie französisch sprachen. Eine von einem belgischen Abgeordneten eingebrachte Interpellation ward gar häufig in einer Sprache beantwortet, welche für irgendeine verständliche Information, die sie gab, ebenso gut hätte japanesisch sein können. Die wichtigsten Aemter waren in den Händen von Holländern, denn alle politische Fähigkeit des Staates besaß der Theil des Volkes, welcher sich am längsten freier Institutionen erfreut hatte und die praktische Handhabung der Regierung verstand. Der Hof residirte abwechselnd in Brüssel und im Haag, und letztern sahen die lebhaften Belgier als äußerst langweilig an. Außerdem waren sie sehr demonstrativ in ihrem Misvergnügen mit der neuen Ordnung der Dinge und mit ihren holländischen Mitbürgern. Sie carikirten ihre Sprache, ihre Literatur, ihre Personen, ihre Sitten und Gebräuche, und ein bitterer Geist gegenseitiger Feindschaft, gegenseitigen Hasses erhob sich zwischen

*) Im Jahre 1829 betrug die Einfuhr von Kaffee aus Java nach Amsterdam 18 Mill. Pfd., nach Antwerpen aber 54 Mill. Pfd.

ihnen. Wenn der Staat in Belgien herrschsüchtig war, so war die Kirche in Belgien herausfordernd. Niemals wurden die Prätensionen des römischen Klerus mit verächtlicherer Misachtung der bürgerlichen Regierung und der Prärogative und Würde der Krone erhoben. Er maßte sich eine den Staat überragende Autorität an, protestirte gegen alle Duldung von Häretikern und griff ohne Scrupel jeden Act der Regierung an, der seinen unmäßigen Forderungen entgegengesetzt wurde. Vor der Bildung des neuen Staates hatte er dem österreichischen Hofe angedeutet, daß, wenn dieses freundliche und getreue Reich, dieser Hort der Jesuiten, gezwungen werden sollte, ihn aufzugeben, er wenigstens mit den andern Mächten Europas stipuliren möchte, daß der römisch-katholische Glaube souverän sei, und der neue Souverän gehalten sein sollte, seine Andacht nicht öffentlich auszuüben. Als er aber später fand, daß er einem durch und durch protestantischen Monarchen unbedingt unterworfen war, da kannte seine Wuth keine Grenzen, und die klerikalen Agitatoren wurden bald zu politischen Verschwörern.

Ob ein so mit Misvergnügen gärendes Land jemals zur Ruhe gekommen sein würde, ist sehr zweifelhaft. Zuerst litt Belgien durch seine erfolgreiche Revolution gewaltig in seinen materiellen Interessen. Die Fabrikation besonders ward schwer betroffen; in allen überseeischen Besitzungen der Holländer war zu ihrem speciellen Vortheil ein Schutzzoll von 25 Proc. eingeführt worden. Damit war es nun zu Ende, und die Häfen des Indischen Archipels wurden ihren Erzeugnissen verschlossen. Die Landwirthe hatten kaum geringere Ursache die Revolution zu beklagen. Holland hatte ihnen einen bereiten Markt für ihre Producte dargeboten; jetzt konnten sie keinen Absatz finden, sondern verblieben im Lande, um ein verderbliches Sinken der Preise und einen Fall der Rente hervorzubringen. Welches auch immer die politischen Consequenzen der Union gewesen sein mögen, darüber kann kein Zweifel bestehen, daß in den 15 Jahren ihrer Dauer Belgien einen hohen Grad des Wohlstandes erreichte: alle industriellen Interessen des Landes hatten sich in einer, in modernen Zeiten unbekannten Weise entwickelt.

Die Lage Belgiens ward nun eine für sein Volk höchst beängstigende. Zum ersten mal seit Jahrhunderten waren die Belgier auf ihre eigenen Hülfsquellen angewiesen. Als Belgien noch zu Spanien gehörte, ward es für seine Knechtschaft durch die ungeheuern Verdienste des amerikanischen Handels entschädigt; während es mit Oesterreich verbunden war, hatte es für seine Güter einen deutschen Markt; als es zu Frankreich geschlagen wurde, hatte es französische Kunden für seine Waaren; doch nun hatte es den Anschein, als ob es von dem Welthandel abgeschnitten wäre oder gezwungen, ein weites Unternehmungsfeld zu betreten, wo es die größten Handelsvölker als Concurrenten und höchst wahrscheinlich als erfolgreiche Concurrenten haben würde. Noch 10 Jahre nach der Trennung von Holland fanden sich alle Klassen der Bevölkerung in gemeinsamer Noth und spürten die schädliche Wirkung der Revolution an ihrem Wohlstande.*)

Die endlich von den Großmächten Europas sanctionirte politische Trennung hat sich indessen ganz fraglos als ein im ganzen zufrieden stellendes Arrangement herausgestellt. Sie hat einen bedeutenden Grad allgemeiner politischer Zufriedenheit hervorgerufen, welche Belgien Ruhe, Selbstbeherrschung und Loyalität gab, als der revolutionäre Sturm von 1848 gleich einem Wirbelwind über Europa dahinfegte und selbst die ältesten Throne wanken machte. Die politische Stellung, die Belgien jetzt errungen hat, gibt ihm, wie wir schon sagten, einen gerechten Anspruch auf Achtung und Beachtung, welche beide durch die auswärtige Politik des Königs Leopold I. noch im hohen Maße gefördert wurden. Sein Werk war im Anfange ein schwieriges, dornenvolles und gefährliches. Kaum hatte er den Thron bestiegen, kaum die Anerkennung der europäischen Mächte er-

*) Vgl. Sir Emerson Tennent's werthvolles Werk: „Tour in Belgium" (London 1841).

rungen, kaum die dem Lande durch die siegreiche holländische Armee drohende Gefahr einigermaßen beseitigt, kaum glaubte er und sein Volk unter dem Schutze Frankreichs aufathmen zu können, als gerade dieses und nur dieses es war, das seinem jungen Schützling eine neue Grube zu graben versuchte, ein Unternehmen, das in gleicher Weise später Napoleon III. mehr als einmal plante. Obgleich Ludwig Philipp den König Leopold anerkannt und dessen Gesandten officiell in Paris empfangen hatte, war er doch schamlos genug, dem französischen Bevollmächtigten zu London, Talleyrand, den Auftrag zu geben, eine Theilung Belgiens zwischen Preußen, Holland und Frankreich vorzuschlagen. Wie später unter König Wilhelm I., so wies damals Preußen unter König Friedrich Wilhelm III. diese ebenso hinterlistigen wie heimtückischen Eröffnungen mit Verachtung zurück. Auch in England begegneten diese Projecte, welche immer und immer wieder auftauchten, einem unüberwindlichen Gegner. Die Beharrlichkeit Talleyrand's, einen Fetzen von Belgien zu erhalten, die Absicht, welche Frankreich deutlich durchblicken ließ, das belgische Territorium bis zur gänzlichen Lösung aller Fragen besetzt zu halten, die Unterstützung, welche Holland dieser Idee angedeihen ließ, machten England die Gefahr klar, welche das neue Königreich lief. Es forderte auf entschiedene Weise die sofortige Räumung, machte daraus einen casus belli und bestand darauf, daß die Unterhandlungen sofort wieder in London aufgenommen würden.

Die von der Londoner Conferenz zur Constituirung Belgiens am 26. Juni 1831 entworfenen 18 Artikel, welche namentlich die Frage Luxemburgs für verschieden von der holländisch-belgischen Frage erklärten, waren in den Niederlagen des August 1831 verschwunden. Nach Einstellung der von Holland wider alles Völkerrecht aufs neue begonnenen Feindseligkeiten nahm die Londoner Conferenz ihre Rolle als Schiedsrichter wieder auf. Nach vergeblichen Anstrengungen, die Parteien einander wieder zu nähern, formulirte sie am 15. Oct. in 24 Artikeln ihre „endgültigen und unwiderruflichen" Entscheidungen, und die fünf Großmächte erklärten, daß sie die Ausführung derselben selbst übernähmen.

Was konnte König Leopold und mit ihm Belgien hiergegen thun? Ganz Europa allein Widerstand leisten! Sich in eine abenteuerliche Politik werfen, alle Leidenschaften, alle Begierden aufstacheln und das Princip seiner Existenz einem allgemeinen Kriege aussetzen! Mit weiser Mäßigung unterwarf sich Leopold I., trotz allen Widerstrebens des Volkes, dem Gesetze der Nothwendigkeit; er nahm die 24 Artikel an, nicht ohne durch seinen Bevollmächtigten, van de Weyer, den Versuch gemacht zu haben, gewisse Dispositionen zu modificiren, und unterzeichnete endlich am 15. Nov. 1831 mit den fünf Großmächten einen Vertrag, von dem sich wie bekannt Holland fern hielt. Die Convention über die Festungen war der Zusatz zu dem Vertrage vom 15. Nov. Diese Convention, dessen Grundlagen kurz vorher mit dem belgischen Bevollmächtigten vereinbart waren, stipulirte die Schleifung der festen Plätze Menin, Ath, Mons, Philippsburg und Marienburg. Dies war das Signal zu einem furchtbaren Sturm in Frankreich. Das Cabinet der Tuilerien, das man seit dem Monat April von den Unterhandlungen über die Festungen entfernt gehalten hatte, war während des Aufenthalts der französischen Armee in Belgien darauf ausgegangen, diese in ein besonderes Abkommen hineinzuziehen; es hatte diese Thatsache sogar in der Thronrede angekündigt und als eine Art von Sieg dargestellt. Man begreift daher leicht seinen Unwillen. Ludwig Philipp, die Kammern, Casimir Périer, Sébastiani, alle erklärten laut, eine solche Beleidigung, einen solchen Schimpf nicht ertragen zu können. „Ich hoffe, Sie werden die Convention, welche sich Ihr Bevollmächtigter «erlaubt hat» zu unterzeichnen, nicht ratificiren, welche wir als unsern Engagements entgegenstehend ansehen", so sprach Ludwig Philipp zu König Leopold. Man ging sogar in Paris so weit, das Gerücht zu verbreiten, Frankreich werde

sich weigern den Vertrag vom 15. Nov. zu ratificiren. Talleyrand jedoch zeigte sich nachgiebiger. Er ließ durchblicken, daß sich die ganze Angelegenheit durch eine Abtretung von Philippsburg und Marienburg an Frankreich beilegen und arrangiren würde. „Lieber den Krieg!" das war Palmerston's Antwort. Der ganze von Frankreich aufgewirbelte Staub legte sich nach einigen Wochen und zwar infolge einer Erklärung Belgiens, welche Frankreich befriedigte und dieser schweren und ernsten Verwickelung ein Ende machte.

Das Jahr 1832 war nicht minder fruchtbar an erschütternden Ereignissen, zeigte aber aufs neue des Königs Geschick, die schwierigen auswärtigen Beziehungen seines jungen Reiches zu lenken. Der Vertrag der 24 Artikel hatte die Kriegs- oder Friedensfrage keineswegs gelöst. Der König von Holland weigerte sich beharrlich, seine Zustimmung zu den neuen Grundlagen der Trennung zu geben, wie er sie den ersten verweigert hatte, weshalb man die Erfüllung der Bedingungen, welche der Vertrag vom 15. Nov. garantirte, von Europa reclamiren mußte. Das Cabinet von Brüssel wünschte, daß die Londoner Conferenz die Ausführung dieser Bedingungen sichere, während die Conferenz im Gegentheil dieselbe von einer directen Unterhandlung zwischen Belgien und Holland abhängig machen wollte. Noch unter dieser Voraussetzung ordnete das brüsseler Cabinet eine jede weitere Unterhandlung auf entschiedene Weise einer sofortigen Räumung des belgischen Territoriums unter, welche dem Lande durch den Vertrag vom 15. Nov. gewährleistet war. Dies war das System, welches der frühere Gouverneur von Flandern, Graf de Muelenare, welchen König Leopold in sein erstes Cabinet als Minister des Auswärtigen gerufen hatte, hartnäckig aufrecht erhielt und von welchem er seine Existenz als Minister abhängig machte. Lord Palmerston jedoch erklärte dies System für unpraktisch; er sprach es unumwunden aus, daß England im Augenblicke, da es annehmen dürfte, Unterhandlungen könnten eine, mit den vor Europa Belgien gegenüber übernommenen Engagements conforme Lösung herbeiführen, nicht zu Gewaltmaßregeln gegen den König von Holland greifen würde. „Und", so fügte er hinzu, „wenn England sich, wie es muß, weigert, Gewalt anzuwenden, so wird Frankreich sicherlich keinen andern Weg einschlagen." Graf de Muelenare blieb, auf das Anrathen des Königs, unerschütterlich. Er hatte unter dem 11. Mai 1832 dem belgischen Minister zu London eine für die Bevollmächtigten der fünf Höfe bestimmte Note zugehen lassen, um die Räumung des belgischen Territoriums zu fordern, ehe er sich in irgendeine neue Unterhandlung einließe. Tags darauf verkündigte er den Kammern: „Die Regierung wird sich weigern, an neuen Unterhandlungen theilzunehmen, ehe man nicht begonnen hat, den Vertrag in allen seinen Theilen, welche keiner fernern Unterhandlung mehr unterliegen, auszuführen, d. h. sie wird vor allem auf einer Räumung des belgischen Territoriums bestehen. Es ist dies eine unumgänglich nothwendige vorläufige Forderung; es ist in der That eine conditio sine qua non." Van de Weyer, der belgische Minister zu London, besser unterrichtet über die wirklichen Dispositionen der Conferenz, kam nach Brüssel, um seine Regierung aufzuklären; aber es gelang ihm nicht, den Grafen de Muelenare zu überzeugen, noch ihn von dem Wege abzulenken, auf den er sich einmal unwiderruflich begeben hatte, und zwar mit der Sanction der Kammer und des Senats. Hierauf brach zwischen dem Minister des Auswärtigen, der zugleich den Vorsitz im Ministerium führte, und van de Weyer ein offenkundiger Zwist aus. Die Abgeordnetenkammer mischte sich in denselben, und de Muelenare wurde aufgefordert, seinen Engagements getreu zu bleiben; er antwortete, die Note werde der Conferenz übergeben werden oder er werde nicht länger Minister bleiben. Jetzt wurde der General Goblet zum Bevollmächtigten bei der Conferenz ernannt, und er überreichte am 1. Juni eine in dem Sinne der vom 11. Mai abgefaßte Note. Er wiederholte diese Art feierlicher Aufforderung verschiedenemal, ohne jedoch die Conferenz

erschüttern zu können. Ludwig Philipp selbst, dem es daran lag, endlich die belgische Frage zu Ende zu bringen, rieth dem brüsseler Cabinet, die neuerlichen Propositionen des Königs von Holland entgegenzunehmen, ein Rath, den jedoch de Muelenare mit Bitterkeit, ja fast mit Zorn von sich wies.

Recht interessant und geschichtlich auch von Wichtigkeit ist, was über diese heikle Angelegenheit in den „Denkwürdigkeiten aus den Papieren des Freiherrn von Stockmar" gesagt wird. Es heißt daselbst: „Palmerston hat mir von einer Unterredung erzählt, die er vor einigen Tagen mit van Zuylen (dem holländischen Bevollmächtigten) gehabt. Er erklärte diesem, daß England und Frankreich entschlossen seien, im Nothfall coërcitive Maßregeln zu ergreifen, und daß sie selbst dann dazu schreiten würden, wenn die übrigen drei Mächte nicht gemeinschaftliche Sache mit ihnen machten. Er halte es für Recht, den König von Holland hiervon in Kenntniß zu setzen, um so mehr, als er wisse, daß dieser sich damit schmeichele, die Zwangsmaßregeln gegen Holland seien in England unpopulär und die Regierung werde daher den Muth nicht haben, sie zu ergreifen. Er erkläre deswegen auf das ausdrücklichste, daß das Ministerium in einer Lage sei, wo es glaube, diese Maßregeln im Interesse Englands anwenden zu müssen, und es werde sie anwenden, sie möchten populär sein oder nicht.

„Freilich war dieser Entschluß zu Coërcitivmaßregeln nur ein eventueller und es dauerte in der That noch fast vier Monate, ehe er zur Ausführung kam. Er wäre auch dann noch nicht zur Verwirklichung gelangt, wenn Belgien auf dem bisherigen Standpunkt beharrt hätte, sich zu keiner Verhandlung mit Holland über die einer Modification fähigen Bestimmungen des Novembervertrages herbeizulassen, bevor das belgische Gebiet, also namentlich Antwerpen, geräumt sei. Auf dieses Princip hatte sich das Ministerium Muelenare den Kammern gegenüber förmlich verpflichtet, auch der König hatte sich für jenes öffentlich mit Nachdruck ausgesprochen. Indeß zeigte sich Anfang August dem unbefangenen Beobachter in London, daß Belgien mit diesem System nicht nur nicht von der Stelle rückte, nicht seinem Ziele, die zwangsweise Ausführung des Novembervertrages seitens der Mächte zu erlangen, sich näherte, sondern sich vielmehr davon entfernte, indem es den Schein unverständiger Hartnäckigkeit und unpraktischer Rechthaberei auf sich lud. Zu Anfang August nämlich hatte Holland alle von der Conferenz gemachten Vorschläge verworfen, aber der holländische Bevollmächtigte erklärte sich zu Verhandlungen mit Belgien ermächtigt, und seine Sprache ließ die Conferenz glauben oder konnte doch wenigstens den Anschein erwecken, als würde Holland sich zu wesentlichen Concessionen verstehen, wonach Belgien die reellen Vortheile des Vertrages, wenn auch unter andern Ausdrücken, Formen und Modalitäten behalten oder für reelle Zugeständnisse durch gleich wichtige Compensationen entschädigt werden würde. Bei den oben geschilderten Dispositionen der Conferenzmächte war mit Sicherheit vorherzusehen, daß nicht eine einzige derselben zu Zwangsmaßregeln gegen Holland geneigt sein werde, solange nicht ein letzter Versuch einer gütlichen Lösung gemacht war, für dessen Gelingen die Haltung des holländischen Bevollmächtigten doch einige Hoffnung oder einen Vorwand dazu gewährte." Unter diesen Umständen schien Stockmar jeder weitere Fortschritt der belgischen Sache dadurch bedingt, daß das bisherige System: keine Verhandlung vor der Räumung! ein System, das zur Sackgasse geworden war, aufgegeben und die Verhandlung in London wieder in Fluß gebracht würde. Um den Minister de Muelenare zu dieser Ansicht zu bekehren, begab er sich im Einverständniß mit einigen Conferenzbevollmächtigten Anfang August nach Brüssel.

Ueber diese von ihm übernommene Mission äußert er sich selbst in einer nicht datirten Niederschrift:

„Die Conferenz wünschte unter der Hand von den Belgiern selbst zu erfahren, welches

die Punkte seien, in Bezug auf welche sie nicht nachgeben könnten, damit man in London nicht wieder einen vergeblichen, weil den Belgiern unannehmbaren Vorschlag mache. Die Schwierigkeiten, die der König und sein Ministerium hatten, sich in irgendetwas einzulassen, was wie eine neue Unterhandlung, wie eine Modification des Novembervertrages aussehen könne, kannte die Conferenz recht gut. Goblet hat es in den letzten drei Monaten an nichts fehlen lassen, sie eindringlich hervorzuheben; allein die Conferenz, die allerdings geschäftsgewandter ist als das belgische Ministerium, die da weiß, daß Hindernisse möglicherweise überwindbar sind, daß man durch Erfindung einer geschickten Form viel vermag, hoffte, daß Belgien sich schon aus der Schwierigkeit zu ziehen wissen werde. Sie hoffte dies um so mehr, weil sie weiß, daß Belgien der Friede höchst nöthig ist und weil sie der festen Ueberzeugung war, die belgische Armee würde abermals geschlagen werden, wenn es wieder zu Feindseligkeiten kommen sollte. Sie wünschte daher, daß es die belgische Regierung durch Zurücksendung van de Weyer's nach London möglich mache, die Verhandlungen unter der Hand so weit wieder anzuspinnen, daß sie zu einem Resultat gelangen möchten, welches die Belgier dann später öffentlich annehmen könnten. In diesem Sinne und namentlich um van de Weyer's Zurücksendung zu betreiben, wurde ich officieusement nach Brüssel geschickt. Als ich dort ankam, fand ich jedermann mit Revuen, mit der bevorstehenden Vermählung u. s. w. beschäftigt. Für das Hauptgeschäft, vorzüglich für meine Sendung, hatte niemand weder Zeit noch Ohren, noch Willen. Ich sprach mit Muelenare und sah in ihm eine entschiedene Abneigung, van de Weyer zurückzusenden. Er war wie ein Stock und ich mußte mich überzeugen, daß seine Furcht vor Kammern und Journalen das Uebergewicht hatte, daß er bereit war, dieser Furcht das Wohl des Landes, den allgemeinen Frieden aufzuopfern, und entschlossen, auf dem System des Nichtsthuns zu beharren und deshalb dem Bevollmächtigten in London durchaus keine neue Instruction zu ertheilen."

Stockmar kehrte Mitte August nach London zurück, in der Hauptsache ohne Erfolg; indeß gab man in Brüssel insoweit nach, daß man van de Weyer nach London zurücksandte, der daselbst am 18. Aug. wieder eintraf, freilich ohne neue Instruction.

Inzwischen hatte Stockmar den Versuch, Muelenare auf andere Gedanken zu bringen, noch nicht aufgegeben. Von London aus richtete er sofort an den Minister einen langen Brief, in dem er das Thema der frühern mündlichen Besprechung nochmals ausführlich und methodisch bearbeitete. In diesem Briefe, einem musterhaften diplomatischen Actenstück, wird hauptsächlich darauf hingewiesen, daß in der That nichts anderes übrigbleibe, als die belgische Sache durch die Conferenz weiter zu fördern und schließlich auf die von dieser gewünschte Verhandlung mit Holland einzugehen. Dies sei auch ohne Nachtheil für Belgien. Das Ministerium habe sich zwar der Kammer gegenüber positiv verpflichtet, auf der vorhergehenden Räumung zu bestehen, allein es könne die Unmöglichkeit, diese ohne Krieg durchzusetzen, und die Unräthlichkeit des Krieges beweisen. Allen sachlichen Bedenken sei durch eine förmliche Verwahrung folgenden Inhaltes vorzubeugen, die das Ministerium gegenüber der Conferenz wie gegenüber der Kammer einzulegen hätte. Es möge erklären: „Durch den schiedsrichterlichen Spruch der Conferenz und dessen Annahme von seiten Belgiens sind die 24 Artikel dessen öffentliches Recht geworden. Es muß auf diesem bestehen und ist befugt, von der Conferenz die Ausführung der 24 Artikel zu verlangen, es hat sie gefordert und wird nicht aufhören, sie zu fordern. Die Schiedsrichter antworten auf dieses wiederholte Verlangen, daß sie die Ausführung durch Gewalt nicht eher herbeiführen können und dürfen, bis sie alle Hoffnung verloren haben, sie auf gütlichem Wege zu erlangen. Die Art und Weise, in der Belgien die 24 Artikel auferlegt worden sind, macht es ihm unmöglich, der Conferenz ferner in dem Bestreben, die Ausführung auf dem Wege der Güte zu erreichen, behülflich zu sein.

Hält die Conferenz diesen Weg gleichwol noch immer für möglich, so muß sie ihn allein versuchen. Kann sie Belgien beweisen, daß die Mittel zur Erreichung ihres Zweckes ihm nicht nur nicht schädlich, sondern vielleicht sogar vortheilhaft seien, so wird sich Belgien nicht weigern, diese Mittel in Betracht zu ziehen und eventuell anzunehmen. Bis dahin erklärt es aufs feierlichste, daß alles, was die Conferenz in der Absicht, eine endliche Entscheidung auf dem friedlichen Wege herbeizuführen, thun wird, dem Rechte Belgiens, wie es ihm die 24 Artikel sichern, auf keine Weise präjudiziren könne."

Diese Gedankenreihe führte mithin noch nicht zu förmlichen officiellen Verhandlungen mit Holland, sondern nur zu einem durch die Conferenzbevollmächtigten vermittelten Austausch der Ansichten in London. Gleichwol blieb der Minister Muelenare unerschütterlich auf seinem Standpunkte. Er sandte zwar, wie wir gesehen, van de Weyer nach London zurück, aber ohne neue Weisungen. Indeß auch Stockmar bestand auf seinem Sinne und brachte es durch einen feinangelegten Plan, in Gemeinschaft mit dem General Goblet, den er mit van de Weyer ausgesöhnt und für sich gewonnen hatte, dahin, den König von der Unhaltbarkeit der durch Muelenare geschaffenen Situation zu überzeugen. Die Minister gaben darauf ihre Entlassung, weil sie sich durch ihre frühern Erklärungen gegen Kammer und Land gebunden glaubten, diesen neuen Weg nicht zu betreten. Am 15. Sept. ward der acht Tage zuvor aus London eingetroffene General Goblet interimistisch mit dem Ministerium des Auswärtigen betraut. Am 20. erklärte van de Weyer in London, er sei mit Vollmacht zur directen Verhandlung mit Holland versehen, unbeschadet der Rechte Belgiens aus dem Novembervertrage, auf welchen sich der König bei seinem etwa ihm gutdünkenden Abbruch der Verhandlungen mit Holland jederzeit zurückzukommen vorbehalte.

Ein für Belgien glückliches Ereigniß brachte in diese diplomatischen Zwischenfälle eine angenehme Abwechselung. Die Heirath des Königs mit der Tochter Ludwig Philipp's, Luise Marie d'Orléans, gab Belgien einen mächtigen Stützpunkt. Diese Heirath jedoch, welche übrigens Talleyrand abgerathen hatte, weil sie seiner Ansicht nach ein Hinderniß gegen seine Theilungs- oder Réunionsprojecte bildete, ward von den andern Mächten nicht ohne Unruhe gesehen. Ludwig Philipp ließ es sich desto mehr angelegen sein, Belgien auf einen Weg der Unterhandlungen zu drängen, auf welchem ihm die belgische Regierung infolge ihrer Engagements gegenüber den Kammern nicht glaubte folgen zu können. Kaum gibt es etwas Gefährlicheres für einen Staat als diese öffentlich entworfenen und als unwiderruflich verkündigten Programme. Man glaubte eine unüberwindliche Stellung eingenommen zu haben: man hatte sich statt dessen, wie Stockmar richtig bemerkt, in eine Sackgasse verrannt. Der König von Holland sah denn auch sehr bald ein, welchen Nutzen er aus dieser Lage der Dinge ziehen konnte; er ließ durch ganz Europa seinen aufrichtigen Wunsch wiederhallen, unterhandeln zu wollen, und es gelang ihm auch ohne große Mühe, seinen Protestationen den Schein der Aufrichtigkeit zu verleihen. Alle Welt beklagte sich über die gewaltige Verbissenheit der Belgier, und es fehlte nicht viel, daß es selbst von seinen besten Freunden verlassen worden wäre. Goblet und van de Weyer mußten alle ihre Geschicklichkeit und Umsicht aufbieten, um diesen für Belgiens Existenz jedenfalls tödlichen Schlag zu pariren. Es gelang ihnen, indem sie erklärten, Belgien sei zu Unterhandlungen bereit, den Plan der Gegner zu enthüllen, und die Verhandlungen der Conferenz mit dem holländischen Bevollmächtigten stellten sofort heraus, daß dieser auch nicht mit den geringsten Vollmachten versehen war.

Von diesem Augenblick an befand sich Belgien in seinem Rechte, entweder durch seine eigenen Anstrengungen oder durch die Intervention der Conferenzmächte die Ausführung des Novembervertrages herbeizuführen. Es wandte sich an Frankreich und England, indem es zu gleicher Zeit erklärte, keine Neigung zu haben, auch die drei andern Mächte

anzurufen: das hieß in der That den Umstand feststellen, daß die Acte vom 15. Nov. kein Collectivvertrag war, sondern ein Engagement, das jede der contrahirenden Parteien abgesondert und allein band.

In der Conferenzsitzung vom 1. Oct. wurde die eventuelle Anwendung von Zwangsmaßregeln gegen Holland im Princip anerkannt. Die drei östlichen Mächte erklärten indeß, sich nicht an Maßregeln materieller Gewalt, sondern nur eventuell an pecuniären Zwangsmaßregeln betheiligen zu wollen, wonach Belgiens Befugniß zu Abzügen an seinem Antheil der Schulden anerkannt würde, und sie suchten auch in dieser Beziehung noch Aufschub, um einer letzten, durch das preußische Cabinet an Holland zu ertheilenden Vermahnung Raum zu lassen. England und Frankreich weigerten sich, auf diese Vorschläge einzugehen, und damit war die Conferenz an ihrem Ende angelangt. Frankreich und England schlossen nun den Vertrag vom 20./22. Oct. 1832, um die Räumung Belgiens durch Waffengewalt zu erzwingen. Was die drei östlichen Mächte anbelangte, so war ihre passive Haltung ein nicht miszuverstehendes Anerkenntniß der Nothwendigkeit und der Legitimität der bewaffneten Intervention seitens der westlichen Mächte. Und es war in der That der Triumph des Rechtes, daß die Westmächte durch Belgien die Ausführung des Vertrages von Holland auf einen bestimmten Tag (2. Nov.) fordern ließen; es war der Blocus, das Embargo, die Belagerung der Citadelle von Antwerpen und darauf die Weigerung Belgiens, das wiedereroberte Antwerpen besetzen zu lassen, sowie diejenige, die von Frankreich geforderten Kosten zu zahlen, ein anderer Triumph des Rechtes. Es war auch ein Triumph der Revolution, oder vielmehr ihre Anerkennung im öffentlichen Rechte Europas.

Von dieser Epoche an war Belgien völkerrechtlich ein regelrecht constituirtes Land; der Novembervertrag ward zu einem Titel seiner Unabhängigkeit den Großmächten gegenüber. Der Kriegszustand jedoch dauerte noch immer fort, nicht blos zwischen Belgien und Holland, sondern auch zwischen letzterm, Frankreich und England. Demselben ward erst am 21. Mai 1833 ein Ende gemacht durch die zwischen den Westmächten und Holland abgeschlossene Convention, welche Belgien eine bis zum Abschlusse eines definitiven Vertrages mit Holland verbürgte Waffenruhe, Freiheit der Schiffahrt auf der Maas und Schelde, Fortdauer des Statusquo in Luxemburg und Limburg, also ein vortheilhaftes Provisorium sicherte, in dessen Genuß es auch bis zum Jahre 1838 ungestört verblieb. Endlich am 14. März 1838, kurz vor der Eröffnung der Generalstaaten, sandte der König von Holland die Erklärung nach London, daß er bereit sei, den Vertrag vom 15. Nov. 1831 anzunehmen. An Belgien war es also nun, die bis dahin provisorisch in seinem Besitze verbliebenen, nach jenem Vertrage Holland zufallenden Theile von Luxemburg und Limburg herauszugeben. Es sträubte sich heftig dawider, mußte aber gegenüber der Einstimmigkeit der Großmächte nachgeben, die nicht an den Territorialbestimmungen des Novembervertrages, sondern nur an denen über Belgiens Antheil an der Schuld etwas zu ändern geneigt waren. So mußte sich denn Belgien bequemen, am 19. April 1839 den Definitivvertrag zu unterzeichnen, wodurch ihm immerhin die Rückstände der Schuld bis zum 1. Jan. 1839 und 3,400000 Fl. von der jährlich zu zahlenden Rente erlassen wurden. Wie hoch die Wellen der nationalen Aufregung in Belgien schlugen, als nach fast sechsjähriger Frist der König von Holland den Novembervertrag annahm, kann man deutlich aus dem Passus erkennen, der hierüber in der von van de Weyer über 30 Jahre nachher verfaßten Schrift: „Histoire des relations extérieures de la Belgique de puis 1830", vorkommt; es heißt daselbst: „Die Annahme des Novembervertrages durch Holland hatte die Wirkung einer Katastrophe: sie bedeutete die Zerstückelung des Territoriums, die Zahlung einer ungeheuern Schuld, die Abtragung der Rückstände, welche sich auf beinahe 142 Mill. Frs. beliefen. Das

nationale Gefühl erhob sich auf allen Punkten des Landes. Der Widerstand war ebenso allgemein wie spontan. Massenhafte Petitionen, an die Kammern gerichtete Protestationen der Provinzialräthe, alle deckten den Wunsch des Volkes auf. Die Regierung gab dem Strome nach: die Armee ward auf den Kriegsfuß gesetzt, und der König versprach bei der Eröffnung der Kammer am 13. Nov. 1838, die Rechte und die Interessen des Landes mit «Muth und Ausdauer» zu vertheidigen. Keine belgische Regierung hätte in dieser Epoche eine andere Haltung annehmen können. Der Verlust von Limburg und Luxemburg war ein nationales Unglück; er traf Belgien mitten ins Herz und brachte die Vernunft unter der Protestation eines edeln und legitimen Gefühls zum Schweigen. Wenn man kaltblütig nachgedacht hätte, dann würde man schnell die Unmöglichkeit eingesehen haben, das Unglück abzuwenden." Und Laveleye äußert sich an einer Stelle in ähnlichem Sinne. Er meint, König Leopold habe, als er den obenerwähnten Ausspruch bei der Eröffnung der Kammer that, die Hoffnung gehabt, Palmerston und Ludwig Philipp seiner Sache zuzuwenden, denn „im Grunde vertheidigte er ja, als er für die «Rechte» Belgiens plaidirte, ein europäisches Interesse". Und dann heißt es weiter: „Die Hälfte Luxemburgs von einem Lande zu trennen, mit dem es verbunden war durch die historischen Erinnerungen, die Gemeinsamkeit des Ursprunges, die Zukunft seiner Industrie, die einstimmigen Wünsche seiner Einwohner, nur um daraus ein kleines, zwischen Frankreich und Preußen isolirtes Fürstenthum zu machen, mit den Niederlanden nur durch ein rein dynastisches Band verbunden, und mit Deutschland durch die Gesetze des Deutschen Bundes: das war sicherlich eine unglückliche Combination. Mit Rücksicht auf Luxemburg hatte Leopold I. ebenso richtig gesehen wie betreffs Kreta. Er hatte die Zukunft im Auge, während die Diplomatie sich, wie immer, nur mit der Gegenwart beschäftigte. Wenn Luxemburg im Jahre 1838 vermittels einer Entschädigung, welche die Kammern bis zur Höhe von 100 Mill. Frs. bewilligen wollten, Belgien erhalten worden wäre, dann würde diese Frage 1867 nicht die Ursache eines der unglücklichsten Conflicte, welche das civilisirte Europa jemals zu beklagen hatte, geworden sein. Verlassen von Frankreich und England, seinen natürlichen Alliirten, mußte sich Belgien einem Opfer unterwerfen, das die Großmächte wahrscheinlich noch lange bereuen werden, ihm auferlegt zu haben."

Von 1839 ab war die auswärtige Politik Belgiens und demgemäß auch die Thätigkeit Leopold's I. weniger bekannt, weniger fühlbar, doch war sie in keiner Weise weniger wirksam, weniger beständig. Wir vermöchten ganze Seiten zu füllen, um dies zu beweisen; doch wir wollen nur an zwei Thatsachen erinnern: die erste Explosion der orientalischen Frage im Jahre 1840, die beinahe die anglo-französische Allianz zerbrochen und zu einem allgemeinen Kriege geführt hätte, und später die spanischen Heirathen, welche wahrscheinlich eine der Hauptursachen der Februarrevolution waren.

Bei der orientalischen Frage kam die Neutralität Belgiens zum ersten mal in Frage, sowie auch König Leopold hierbei zum ersten mal die Rolle eines Vermittlers übernahm, welche er zum Heile Europas sowie zum Segen seines Landes bis zu seinem Tode mit so großer Weisheit und so hervorragendem Geschick ausfüllte.

Der Art. 7 des Novembervertrages besagt: „Belgien wird einen unabhängigen und auch einen neutralen Staat bilden. Es ist verpflichtet, dieselbe Neutralität allen andern europäischen Staaten gegenüber zu beobachten." Diese trockene, lakonische Formel trug die deutlichen Spuren eines hastigen Entwurfes an sich. In ihr ist von keiner Garantie, von keiner Unverletzlichkeit des Territoriums die Rede, noch von einer Einmischung in das innere Régime. Nur das Princip allein war vorhanden; die Garantie war im Text des Vertrages enthalten. Den Umständen, den Interessen aller Mächte, der Weisheit und auch dem Glück des belgischen Volkes fiel die Sorge zu, den Werth

des ersten und die Tragweite des zweiten zu bestimmen. In dem mit Holland am 19. April 1839 abgeschlossenen Definitivvertrage blieb der Art. 7 des Novembervertrages unverändert. Die Rolle Europas war zu Ende, diejenige Belgiens begann. Die mit der orientalischen Frage verknüpften Ereignisse lieferten bald die Gelegenheit, den Sinn und die Tragweite des Princips zu bestimmen, welches in Zukunft die äußere Politik Belgiens lenken sollte.

Zwei Monate nach Unterzeichnung des Vertrages vom 19. April nahm die orientalische Krisis einen außerordentlich ernsten Charakter an. Mehemed-Ali triumphirte in Asien; Konstantinopel war der Gnade des Paschas von Aegypten preisgegeben, und der Sultan Mahmud starb und hinterließ seine Regierung einem Kinde. Die Intervention der Großmächte war nothwendig und unvermeidlich: Lord Palmerston nahm die Unterhandlungen in die Hand. Mehrere Monate lang versuchte er, Frankreich zu einer gemeinschaftlichen Politik zu bewegen, welche die deutschen Regierungen zu einem Anschluß bestimmen könnte. Da ihm dies unmöglich war und er die Interessen Englands durch fernere Ausflüchte compromittirt glaubte, wandte er sich plötzlich wieder Rußland zu, das Mehemed-Ali nicht minder feindlich war als er selbst, und brachte mit diesem und mit Preußen und Oesterreich den Vertrag vom 15. Juli 1840 zu Stande, welcher Frankreich vollständig isolirte. Der Eindruck, den dieser Act in Paris machte, war ein tiefer; schwer fühlte das Nationalgefühl den Schlag, den seine Regierung erhalten hatte. Das Ministerium des 1. März, an dessen Spitze Thiers stand, hatte als Programm und Existenzgrund eine energische äußere Politik angenommen. Seit 1840 hatte Thiers gedroht, den Krieg am Rhein und an den Alpen zu beginnen, wenn sich die Russen zu Konstantinopel oder die Engländer zu Alexandria zeigen sollten.

König Leopold und seine Regierung kannten diese Dispositionen wohl. Er nahm deshalb auch sofort eine entschlossene Haltung an und machte den Art. 7 von 1839 zum leitenden Princip seiner Politik. Sein Minister der Auswärtigen gab die Erklärung ab, daß Belgien im eventuellen Conflict neutral bleiben würde und daß es von allen Mächten dieselbe Achtung vor seiner Neutralität beanspruche; ernste militärische Maßregeln gaben dieser Erklärung den gehörigen Nachdruck. Zu der Zeit, wo er gemacht wurde, angesichts eines Zwistes, der zu einem allgemeinen Brande führen konnte, war dieser Entschluß ein fester und männlicher. Er bewies den Willen Belgiens, durch und für sich selbst leben zu wollen; er protestirte gegen die noch immer unter den fremden Diplomaten vorherrschende Meinung, daß Belgien nur eine französische Provinz sei.

Die starke und wachsame Neutralität Belgiens diente in diesem Augenblicke aber auch den Interessen Frankreichs; sie deckte seine damals verwundbarste Grenze und erlaubte ihm, seine Anstrengungen zu concentriren. Es fand deshalb auch das Auftreten Belgiens in den Tuilerien volle Billigung. „Sie wissen", so sagte Thiers, „daß die Neutralität Belgiens ein Glaubensartikel für uns ist." Die Haltung Belgiens hatte manche Schwierigkeiten zur Folge; man wollte namentlich seine Vertheidigungsmaßregeln überwachen. Lebeau, der damals Minister der Auswärtigen war, widersetzte sich energisch einem solchen System. Mit Muth und Entschlossenheit nahm er die Souveränetäts- und Unabhängigkeitsrechte seines Landes in Anspruch. „Die Neutralität", so erklärte er, „ist nicht etwa die Ohnmacht."

Dieses System gewann die Oberhand. Am 10. Nov., als der König die Kammer eröffnete, versprach er, daß Belgien eine aufrichtige, loyale und kräftige Neutralität beobachten werde. Diese Politik entsprach ganz dem öffentlichen Gefühl und erhielt auch die einstimmige Billigung der Kammern. Doch König Leopold blieb bei der Thätigkeit im eigenen Lande nicht stehen: er ging nach London. Guizot in seinen „Denkwürdigkeiten" berichtet eingehend von den Bemühungen des Königs, einen Bruch zu verhindern,

von der thätigen Rolle, welche er als Zwischenhändler zwischen den beiden östlichen Reichen spielte, vom Project eines Einverständnisses, welches er Palmerston und Thiers unterbreitete, ein Project, dessen Gedanken die Oberhand gewannen und Frankreich, nach dem Falle des Ministeriums Thiers' und der Bildung des Cabinets Guizot, am 29. Oct., aus seiner isolirten Stellung zogen.

Der Krieg, welcher beinahe nach der Belagerung von Beirut ausgebrochen wäre, war beschworen; der Schuß, welcher an den Ufern des Bosporus abgefeuert, leicht auch die Schelde und den Rhein treffen konnte, war verhindert, die französisch-englische Allianz erhalten worden, und der Einfluß des Königs Leopold stellte sich in seinen Resultaten sicherlich als ein außerordentlich energischer und bedeutender heraus.

Unglücklicherweise hörte man bei den spanischen Heirathen weniger auf seine guten Rathschläge. König Leopold widersetzte sich dieser ehelichen Allianz, weil sie unmoralisch, hinterlistig und unklug war, und weil sie vor allem die Königin von England und ihren Gemahl beleidigte. Ludwig Philipp, der ein so großes Vertrauen auf den Rath seines Schwiegersohnes setzte, hörte ihn bei dieser Gelegenheit nicht, und hatte später ernste Veranlassung dies tief zu bereuen. Die Verstimmung in England, wie dies namentlich aus den „Denkwürdigkeiten" Stockmar's hervorgeht, war eine außerordentliche, und die englisch-französische Allianz, dieses schwierige und bedeutende Werk, zu dem Leopold I. so viel beigetragen hatte, zerbrach; die Politik der beiden Mächte trennte sich 1847, aus Veranlassung der Ereignisse in der Schweiz und der italienischen Angelegenheiten. Die Julimonarchie brach in der Februarrevolution zusammen.

Diese Revolution war für die nationalen Institutionen Belgiens, was der Krieg von 1840 für seine Neutralität gewesen sein würde, eine entscheidende Probe, welche das Land zu seiner Ehre bestand und aus der es mit Glanz hervorging. Seine Lage war sicherlich eine ernste. Während der ganzen Regierungszeit Ludwig Philipp's hatte die mit den Legitimisten verbundene republikanische Partei Frankreichs niemals aufgehört, aus der Politik des Königs betreffs Belgiens ein Oppositionsthema zu machen; man warf ihm seine Handlungen wie seine Unterlassungen vor; man klagte ihn öffentlich an, die Gelegenheit einer territorialen Vergrößerung, welche man für sehr leicht hielt, vernachlässigt zu haben. Nachdem nun die Republikaner ans Ruder gelangt waren, stand sehr zu fürchten, daß sie ihren alten Ansichten getreu blieben und in die Bahnen einer Eroberungspolitik einlenkten. Lamartine war Minister des Auswärtigen in der provisorischen Regierung geworden. Am 27. Febr. gab er dem belgischen Gesandten hiervon Kenntniß und erklärte ihm zu gleicher Zeit, daß die republikanische Form weder die Stellung Frankreichs in Europa noch seine Dispositionen den Mächten gegenüber geändert habe, die, wie es selbst, die Unabhängigkeit der Nationen und den Weltfrieden wollten. Kurz darauf folgte das berühmte Manifest vom 2. März und bestätigte diese Erklärung.

Das Cabinet vom 12. Aug. beeilte sich von dieser Situation Act zu nehmen vor dem Lande; es benutzte den Umstand, um seine eigene Politik zu definiren, als liberal im Innern und conservativ nach außen. „Aufrechthaltung unserer auf europäische Verträge gegründeten Rechte, absolute Freiheit der Völker, sich nach eigenem Gefallen zu constituiren, Nichtintervention in ihre Angelegenheiten", so lautete die diplomatische Formel. Am 2. März erkannte Belgien die provisorische Regierung Frankreichs unter der Bedingung an, daß sie die Unabhängigkeit und die Neutralität der Belgier respectire. Drei Tage darauf erklärte Lamartine officiell, daß Frankreich diesem Wunsche nachkommen würde. Diese ersten Acte beruhigten die Geister sehr; sie übten einen merklichen Einfluß auf die Dispositionen mehrerer Staaten aus. Das Cabinet im Haag schrieb seinem Agenten in Brüssel vor, sich ohne Zögerung mit der belgischen Regierung zu verständigen; am 7. März erklärte es vor den Generalstaaten, daß die Niederlande aus der Aufrecht-

erhaltung des Vertrags von 1830, aus der strengsten Achtung der Neutralität Belgiens, einen wesentlichen Punkt ihrer äußern Politik machen würden. Dies hieß nichts anderes als öffentlich die Versöhnung der beiden Völker zu verkünden; ihre gegenseitige Annäherung war eine vollbrachte Thatsache, welche mächtig zur Consolidirung ihrer respectiven Stellung beitrug.

In diesem Augenblicke jedoch thürmten sich neue Wolken am politischen Horizont Belgiens auf. Die extremen Parteien erhielten in Frankreich momentan die Oberhand; mit den socialistischen Predigten ward auch die Annectirung Belgiens für viele Journale ein stehendes Thema. Die berüchtigte Expedition von Risquons-tout war das Resultat dieser Agitationen. Der Versuch war, das ist richtig, an sich wenig ernsthaft; einige Compagnien Infanterie genügten am 30. März, die rothen Banden, welche die belgische Grenze verletzten, auseinanderzutreiben; jedoch das Symptom durfte nicht unterschätzt werden. Der englische Gesandte zu Paris empfing die Weisung, ernsten Einspruch zu erheben. Die provisorische Regierung desavouirte officiell jede Theilnahme an dem wahnsinnigen Unternehmen; jedoch sie selbst wurde über den Haufen geworfen. Die Tage des 15. Mai und des 24. Juni riefen ernste Befürchtungen hervor, und ein vertraulicher Meinungs- und Ideenaustausch fand mit den Mächten statt. Lord Palmerston erklärte bei dieser Gelegenheit, daß England das Recht und die Pflicht habe, die Unabhängigkeit und Integrität Belgiens aufrecht zu erhalten, und daß es ebenso wie die andern Garantiemächte nicht ermangeln würde, seinen Verpflichtungen nachzukommen. In Berlin erhielt der belgische Gesandte vom Grafen von Arnim dieselben Zusicherungen und das Versprechen, Preußen werde eine jede Action Englands unterstützen. Der Sieg des Generals Cavaignac wandte die Gefahr ab. Sobald er an die Spitze der französischen Regierung getreten war, beeilte er sich, die freundschaftlichen Beziehungen mit Belgien wieder anzuknüpfen.

Die Revolutionen in Deutschland und Italien zogen die Existenzbedingungen Belgiens nicht in gleiche Mitleidenschaft. Es erkannte die aus dem frankfurter Parlament hervorgegangene Reichsgewalt an und empfing officiell den Gesandten des Reichsverwesers, obgleich nicht alle Bundesregierungen dies neue Régime anerkannt hatten. Die römische Republik jedoch ward nicht anerkannt, einmal wol, weil Belgien als überwiegend katholisches Land, dem verjagten Papste zu geneigt war, anderntheils aber auch, weil sie sich keine regelmäßige und legale Stellung zu schaffen vermochte.

Belgien ging aus der großen revolutionären Erschütterung von 1848 mit einem bedeutenden Zuwachs an Achtung und Stärke hervor. Während die ältesten Monarchien auf ihren Jahrhunderte alten Fundamenten schwankten, blieb es ruhig, fest und unerschütterlich. Von dieser Epoche an datirt seine moralische Emancipation. Europa hörte auf, es als einen einfachen Vasallenstaat von Frankreich anzusehen. König Leopold aber erlangte bei den meisten Höfen einen Einfluß, der ihn, wie Laguéronnière einmal sagte, „zum Friedensrichter in Europa" machte. In England wetteiferten die Tories mit den Whigs in Freundschaftsbezeigungen gegen Belgien, und auch Deutschland fing an, ihm seine volle Sympathie zuzuwenden. Selbst Rußland vermochte sich des allgemeinen Gefühls nicht zu erwehren. Bis zu dieser Epoche hatte der Kaiser Nikolaus keinen beglaubigten Vertreter zu Brüssel. Als der Zar im Jahre 1844 die Königin Victoria besuchte, hatte er allen Eröffnungen, welche ihm Lord Aberdeen in diesem Sinne machte, ein taubes Ohr geliehen. Keineswegs verkannte er seine Verbindlichkeiten gegen die Belgier; er versprach sie treu zu erfüllen; doch es bestand ein Motiv der Entfremdung, zu dem die Aufnahme von polnischen Offizieren in die belgische Armee die Hauptursache war. Das Jahr 1848 machte dieser Kälte ein Ende. Kurze Zeit darauf wurden die polnischen Offiziere durch ein Specialgesetz mit Pension entlassen, und alsbald ward

der Graf Creptowicz als russischer Gesandter nach Brüssel gesandt, während der Graf de Briey von seiten des belgischen Königs in Petersburg beglaubigt wurde.

Recht belehrend ist, was Stockmar in seinen „Denkwürdigkeiten" über die Achtung sagt, welche sich Belgien nicht blos unter den Staaten des Continents, sondern auch in England erworben hatte. „Hier in England", so heißt es in einem Briefe vom 27. Jan. 1850, „ist die Unabhängigkeit Belgiens ein solches politisches Axiom geworden, daß unter allen Parteien darüber die vollkommenste Uebereinstimmung besteht.... Was ich seit lange geglaubt, glaube ich jetzt fester als je, nämlich daß Belgien als selbständiger Staat nur durch die Fehler der eigenen Regierung und Volksvertretung wieder untergehen könne. Nun haben aber König und Regierung wie Volksvertretung seit 1848 thatsächlich und vor Europa bewiesen, die einen, daß sie regieren können, die andern, daß sie tüchtig sind, dem von einer wahren Repräsentativverfassung ihnen eingeräumten Antheil an der Regierung gehörig zu behaupten.

„Wäre ich belgischer Minister in einem Augenblick europäischer Krisis, so würde das Princip meiner Führung dahin gehen: 1) Die vertragsmäßige Neutralität Belgiens im vollen Sinne des Wortes aufrecht zu erhalten. 2) Für mich Europa gegenüber die Interpretation dieser Neutralität in Anspruch zu nehmen. 3) Um diesen Act belgischer Autonomie gehörig vollbringen zu können, würde ich die größtmögliche materielle Streitkraft auf die Beine bringen, in der festen Zuversicht, daß es keiner europäischen Macht unter solchen Umständen einfallen werde, die Neutralität eines Staates anzutasten, der nach eigener Wahl 100000 Mann entweder dem einen oder dem andern streitenden Heere zuführen kann."

Bei der einflußreichen und vertrauensvollen Stellung, welche Stockmar bei dem Könige Leopold I. einnahm, darf man vielleicht nicht ohne Grund annehmen, daß obige Ansichten auch die seinen waren und die Richtschnur seiner äußern Politik bildeten.

Von gleicher Gefahr für die Ruhe und die Existenz und den Einfluß des Königs wie 1848, war auch der Staatsstreich Napoleon's; doch es ist bekannt, wie auch sie geschickt vermieden wurde. In England blieb der Einfluß Leopold's I. beständig ein mächtiger, und die großen Parteien, welche dort abwechselnd das Regiment führen, bewahrten ihr Vertrauen auf den Monarchen Belgiens. Er rieth dort, unter der Republik und unter dem zweiten Kaiserreiche, unaufhörlich zur Aufrechthaltung der französisch-englischen Allianz, und als ob er die 1854 zwischen Frankreich, England und Oesterreich beschlossene westliche Allianz vorausgeahnt hätte, hielt er 1853 beim wiener Hofe um die Hand einer österreichischen Prinzessin an, welche als Gemahlin seines Sohnes heute als Königin den belgischen Thron schmückt.

Im Jahre 1853 überschritt die russische Armee den Pruth, besetzte die Donaufürstenthümer und rief so die orientalische Frage und den Krieg hervor. Die Vermählung einer österreichischen Prinzessin mit dem Herzoge von Brabant, dem Thronerben, hatte den Rathschlägen und dem Einflusse des Königs Leopold größeres Gewicht gegeben, und man darf nicht ohne Grund annehmen, daß er diesen Umstand benutzte, Oesterreich zu ermuthigen, während des Krimkrieges in die große Allianz der Westmächte einzutreten, welcher erst der italienische Krieg ein Ende machte.

Die Demüthigung Rußlands und der dadurch bedingte Triumph der Napoleonischen Politik, zu dem König Leopold durch seine Rathschläge nicht wenig beigetragen hatte, obgleich er sich in den Grenzen einer stricten Neutralität hielt, sollte für Belgien neue Gefahren schaffen.

Durch den am 30. März 1856 in Paris unterzeichneten Friedensvertrag hatte die Macht Napoleon's III. ihren Höhepunkt erreicht; die englische Allianz überlebte denselben

trotz der freundlichen Beziehungen, welche sich bald nachher zwischen Frankreich und Rußland bildeten. Doch während Napoleon auf diese Weise den höchsten Einfluß in Europa erreichte, war es ihm nicht vergönnt, in Ruhe und Frieden mit der Revolution zu leben. Die Verschwörungen und die Attentate auf sein Leben und seine Macht vermehrten sich in dieser Epoche, und indem sie ihn beunruhigten und aufregten, schufen sie Schwierigkeiten mit dem Auslande. Belgien vermochte sich denselben ebenso wenig zu entziehen wie England, Schweden und Sardinien. Die Situation von 1852 wiederholte sich 1856. Die Feindseligkeit der belgischen Presse war ein beständiges Thema von Recriminationen; die Anwesenheit belgischer Flüchtlinge war ein anderes. Schon im Jahre 1854 hatte sich die belgische Regierung gezwungen gesehen, den von Napoleonischer Rache verfolgten Obersten Charras auszuweisen; im folgenden Jahre mußte sie die Auslieferung zweier wegen Hochverraths angeklagter Franzosen verweigern. Das Gesetz von 1833 erlaubte es nicht, derartige Angeklagte auszuliefern; es war dies unserer Ansicht nach eine Lücke in der belgischen Gesetzgebung. Das Gesetz vom 22. März 1856 indessen verordnete, daß die Ermordung oder die Vergiftung eines fremden Souveräns oder eines Mitgliedes seiner Familie als ein politisches Verbrechen angesehen werden sollte.

Dieses Gesetz beseitigte den einen Klagegrund, die Presse nur blieb übrig. Am 8. April war sie der Gegenstand eines lebhaften Angriffs selbst im Schose des zu Paris versammelten Congresses; der Graf Walewski klagte die Ausschreitungen der belgischen Journale an; er erklärte, die belgischen Preßgesetze seien unverträglich mit den internationalen Pflichten, und trug auf eine Collectivdemonstration der Großmächte an, um Belgien zu einer Beschränkung der Preßfreiheit zu zwingen. Lord Clarendon, der England vertrat, machte nur furchtsame Vorbehalte; später jedoch, als er nach England zurückgekehrt und besser unterrichtet war, stellte er sich wieder auf den von Belgien vertheidigten Rechtsboden. Eine im Sinne der Walewski'schen Bemerkungen redigirte Erklärung war zu Protokoll genommen worden. Dies war mehr als eine gewöhnliche Forderung von Genugthuung; es handelte sich um eine Modification der belgischen Verfassung. König Leopold und seine Regierung beschlossen ähnlichen Forderungen eine kategorische Weigerung entgegenzusetzen; das erst kürzlich erlassene Gesetz und ein anderes, das „Gesetz Faider", wegen Beleidigungen fremder Herrscher, boten Garantien, welche man belgischerseits unter keinen Umständen zu überschreiten gewillt war. Als der Abgeordnete Orts den Minister des Auswärtigen darüber interpellirte, ob das Cabinet sich dazu hergeben würde, ein constitutionelles Amendement zu beantragen, antwortete ihm der Vicomte Villain XIIII. mit dem einen einzigen Worte: „Jamais!" Diese feste Haltung entsprach nicht blos dem allgemeinen Nationalgefühl, nein, es verhinderte auch Ansinnen, denen nicht willfahrt werden konnte. Auch nicht ein officieller Schritt ward bei der belgischen Regierung gethan.

„Das «Jamais» Villain's XIIII.", so sagt van de Weyer, „bezeichnete in unsern Beziehungen zum französischen Kaiserreiche die Grenze der Concessionen. Belgien hatte seine internationalen Verpflichtungen anerkannt und ihnen in seinen Gesetzen Sanction gegeben; es behauptete künftig seine eigene Souveränetät und hielt sich unerschütterlich auf dem Boden des Rechts. Eine große nationale Feierlichkeit, die Festlichkeiten am 21. Juli 1856, bestärkten die Nation in diesem Gefühl des Stolzes und der Kraft. Nach 25 Jahren einer glücklichen und fruchtbaren Herrschaft zogen König Leopold und das belgische Volk ihre Bande noch enger und erneuerten vor Europa den Contract, von dem die Charte von 1831 der unveränderliche und unbestrittene Titel blieb. Nach einem Vierteljahrhundert erschien König Leopold aufs neue an den Orten seiner Einführung, umgeben von dem Gefolge der Vertreter aller Mächte; unsere Unabhängigkeit war zu

einem Dogma geworden, unsere Nationalität hatte sich eine Stärke errungen, welche im Stande war, künftigen Stürmen allein zu trotzen."

Wenn wir uns der innern Politik Leopold's I. zuwenden und dieselbe vom Jahre 1831—57 verfolgen, so ist es leicht, den herrschenden Gedanken derselben herauszufinden. Wie der Leitstern der äußern Politik, wie wir gezeigt haben, zuerst die Aufrechterhaltung der anglo-französischen Allianz und später die Bildung eines westlichen Bündnisses zur Sicherung des europäischen Friedens war, so war die innere Politik darauf gerichtet, die Union von 1830, welche Belgien gegründet hatte, solange es anging, aufrecht zu erhalten, dann aber von dem Tage ab, da die Union in Stücke brach, die Mäßigung in dem Kampfe der Parteien und vor allem die Mäßigung in der Haltung der Regierung.

Dieser Gedanke, den man unmöglich verkennen kann, war bei dem Könige mit einem andern Gedanken verbunden, welcher den ersten vervollständigte: der König war und wollte vor allem ein constitutioneller Fürst bleiben. Er versuchte es, das Volk zur Annahme der Politik zu leiten, welche er für die beste und weiseste hielt; aber es kam ihm nie in den Sinn, demselben eine solche aufzuzwingen. Er rieth und wirkte durch seinen Einfluß, aber zu keiner Zeit kann man ihm eine persönliche Politik vorwerfen. Er hatte politische Neigungen, er wünschte, daß sie im Interesse des Landes Geltung gewönnen; aber er wollte, daß sie die Neigungen des Landes selbst würden. Ein constitutioneller König muß weder ein hölzerner König sein, eine wenig intelligente und passive, von den Händen der Minister gelenkte Feder, noch ein König, der seine Politik derjenigen der parlamentarischen Mehrheit entgegensetzt, auf die Gefahr hin, die constitutionellen Räder zu zerbrechen; er muß die moderirende Kraft bleiben, welche die Bewegungen der Nation und der Parteien regelt; er muß sich nicht etwa politischer Ansichten enthalten, sondern er muß versuchen, das Volk dahin zu bringen, sie anzunehmen, doch keineswegs sie ihnen aufzwingen. Er ist eher eine Kraft des Gleichgewichts, als eine Kraft der Initiative und der Bewegung; er ist die große Feder in der repräsentativen Maschine, welche moderirt, nachgibt und zu zeiten widersteht. Leopold I. war dieser constitutionelle König; fast immer ließ er das Land seinen politischen Gedanken frei annehmen; bei den Festlichkeiten von 1856 konnte er in seiner Antwort auf die Adressen der beiden Kammern sagen, „daß er der Bevölkerung für ihre «Nachgiebigkeit» gegen die väterlichen Ansichten des Königs danke". Er gab zuweilen nach und bedauerte nur, daß man auf seine Rathschläge so wenig gehört hatte; aber er wußte auch zu widerstehen, ohne jemals zu brechen. Seine Maxime war, allen Parteien gegenüber loyal zu bleiben, und zu gleicher Zeit der König aller Belgier zu sein, und nicht etwa der König einer einzigen Partei. Hierin bestand das Geheimniß des großen Einflusses, den König Leopold in einem Lande bewahrte, wo die Verfassung dem Königthum einen so beschränkten Spielraum gelassen zu haben schien. Niemals, so hat man mit Recht gesagt, gab es eine weniger persönliche Regierung, und vielleicht niemals hat ein Monarch eine mächtigere, legitimere und mehr vom Volke angenommene Thätigkeit ausgeübt. Seine Autorität war um so höher, als er danach strebte, sie weniger fühlbar zu machen. Diese Politik ward auf schlagende Weise von König Leopold II. am Tage seiner Eidesleistung auf die Verfassung in wenigen Worten zusammengefaßt:

„Je n'ai jamais fait de distinction entre les Belges. Tous dévoués à leur patrie, je les confonds dans une affection commune. Je désire vivement que les dissidences d'opinions soient toujours tempérées par cet esprit de fraternité nationale qui réunit, en ce moment, autour du même drapeau, tous les enfants de la famille belge."

Dies war der Gedanke und der Wunsch des Königs, ein Gedanke der Beschwichti-

gung und der politischen Mäßigung, der Wunsch, daß das nationale und constitutionelle Banner beständig über den Fahnen der Parteien wehen möchte. Aber diesen Rath, den er ertheilt, wünscht er nicht aufzuzwingen: „Ma mission constitutionnelle me range en dehors des luttes d'opinions, laissant au pays lui-même à décider entre elles" — das waren die Worte, welche er hinzufügte.

Indem König Leopold I. diesem weisen, unparteiischen und verfassungsmäßigen Wege, dessen wir soeben gedacht haben, folgte, hatte er doch nichtsdestoweniger seine Gedanken, seine Ansichten, seine Neigungen. Er strebte danach, sie ohne Zwang durch die öffentliche Meinung zur Annahme zu bringen. Heute, da die Achtung vor seinem Andenken in Europa unerschütterlich dasteht, ist es nicht ohne Nutzen, die Gedanken, die Ansichten und Neigungen dieses verfassungsgetreuesten Herrschers, dieses Musters eines constitutionellen Königs zu erforschen.

Wo hat man nun seine Gedanken und seine Rathschläge zu suchen? In den Thaten und den Worten des Königs selbst, in den verschiedenen Epochen, da er, bei feierlichen Gelegenheiten aus eigener Initiative, im eigenen Namen, und nicht unter der Deckung der Verantwortlichkeit seiner Minister sprechen mußte.

Ein höchst bemerkenswerther Umstand ist es, die Beharrlichkeit dieses königlichen Gedankens durch alle Wechselfälle der Politik wahrzunehmen, von dem Tage, da Leopold I. den belgischen Boden betrat, bis zu seinem Tode. Inmitten der Kämpfe, der spätern Triumphe, der Strömungen der Parteien, blieb der Steuermann allezeit derselbe. Am 21. Juli 1831, an dem Tage, da König Leopold I. die Verfassung unterzeichnete und die Monarchie gründete, indem er sie durch eine belgische Dynastie krönte, sprach er die folgenden, so oftmals citirten bedeutungsvollen Worte: „Belge par votre adoption, je me ferai aussi une loi de l'être toujours par ma politique. Je n'ai accepté la couronne que vous m'avez offerte, qu'en vue de remplir une tâche aussi noble qu'utile, celle d'être appelé à consolider les institutions d'un peuple généreux et de maintenir son indépendance. Mon coeur ne connait d'autre ambition que celle de vous voir heureux. Qu'une seule pensée anime tous les Belges, celle d'une franche et sincère «Union»."

In dem letzten Worte „Union" liegt der Grundton der innern Politik Leopold's I.; ihm war, wie wir schon sagten, so lange, wie es nur anging, an der Aufrechthaltung der Union von 1830 gelegen. Und worin bestand diese Union? Zwei bedeutende, glaubwürdige und entgegengesetzten Parteien angehörende Männer Belgiens, der Graf Mérode-Westerloo in seinen „Denkwürdigkeiten", und Lebeau in seinen „Briefen über Belgien", haben klar gezeigt, daß die Union nichts anderes war als eine Coalition gegen die Feinde der belgischen Unabhängigkeit. „Die Liberalen waren 1829 bereit", so sagt Mérode, „die Petition für die Freiheit des Unterrichtes zu unterzeichnen, jedoch nur unter der Bedingung, daß die Katholiken eine Petition für die Freiheit der Presse unterzeichneten." Lebeau drückt sich noch deutlicher aus. Er zeigt uns in der Union, welche das Jahr 1830 hervorrief, einfach eine durch die Handlungsweise des Königs von Holland hervorgerufene Ligue zwischen den Liberalen und Katholiken; er erinnert bei dieser Gelegenheit an die Coalition der Whigs und der Tories unter dem letzten der Stuarts, an die der Legitimisten, der gemäßigten Liberalen und der Demokraten gegen den letzten König der ältern bourbonischen Linie.

„In dem Augenblicke", so sagt Lebeau in seinem dritten Briefe, „da der König der Niederlande seiner Herrschaft in Belgien verlustig ging, mußte die Union, welche ihr Ziel erreicht, ja überschritten sah, anfangen zu wanken. Kaum waren die Septembertage vorüber, als sich auch schon die kurz zuvor einigen liberalen Zeitungen über die dynastische oder Regierungsfrage trennten; die einen wollten einen Prinzen aus dem Hause Oranien,

die andern einen eingeborenen König; diese die Monarchie, jene eine Bundesrepublik; die einen sprachen von einer Vereinigung oder halben Vereinigung mit Frankreich, die andern von einer Rückkehr zum Hause Oesterreich. Selbst im Schose der provisorischen Regierung dauerte die Union nur wenige Tage und dauerte bald nur noch dem Scheine nach fort. De Potter trug republikanische Neigungen zur Schau, welche namentlich von Rogier und van de Weyer übel aufgenommen wurden. Kurze Zeit darauf begann der Congreß. Kaum war derselbe installirt, als es auch schon wenig geübten Augen klar ward, daß sich in Belgien, wie es ja auch in Frankreich geschehen war, die «alte Union» fast aufgelöst hatte. Sie hatte neuen Combinationen Platz gemacht; dies waren z. B. die Union der Monarchisten gegen die Republikaner; die Union der Anhänger des Zweikammersystems gegen die einer einzigen Kammer; die Union der Partisanen des diplomatischen Systems als das beste, das einzige Mittel, die Unabhängigkeit Belgiens zu befestigen; die Union der andern Mitglieder, welche ihr Vertrauen nur auf Waffengewalt setzten; die Union derjenigen, welche eine Annäherung an Frankreich zur Schau trugen, gegen die Union anderer, welche sich vornehmlich auf den Einfluß Englands stützten. In diesem neuen Wirrwarr, in diesen Gruppen, zwischen denen sich die Meinungen spalteten, hätte man nur mit Mühe einige Spuren der alten Union wiedererkennen können. Männer, die bis dahin zusammengegangen waren, stritten sich schon mit einer sehr großen Lebhaftigkeit, obgleich sie im allgemeinen von einem warmen und aufrichtigen Patriotismus beseelt waren."

Rogier und de Robaulx, Seron und Lebeau, van de Weyer und de Haerne, de Gerlache und Ch. de Brouckère, eben noch vereint gegen die niederländische Regierung, kämpften untereinander in den ersten Sitzungen des nationalen Congresses. Derjenige, welcher in diesen neuen Kämpfen den Aufschwung der alten Union wiedergefunden hätte, würde als recht kindlich erschienen sein. Und nun bildeten sich noch infolge des natürlichen Gesetzes des parlamentarischen Régime der freien Discussion aufs neue Parteien, Coalitionen, neue Unionen. Die Discussion über die Verfassung führte zur Coalition einer beträchtlichen Fraction der alten liberalen Partei, mit einer bedeutenden Fraction der alten katholischen Partei gegen eine gleichfalls coalirte katholische und eine liberale Minderheit. In den gesetzgebenden Kammern, welche dem nationalen Congreß folgten, zeigte sich das soeben beschriebene Phänomen wol gegen zwanzigmal. Wenn man dem Leser, mit Rücksicht auf die zahlreichen Fragen der innern und äußern Politik Belgiens, die Namensaufrufe vorführen könnte, so würde er häufige Coalitionen oder Unionen wahrnehmen zur systematischen Verwerfung oder Annahme von irgendwelchen Concessionen an die fremden Cabinete; zur gleichen Verwerfung oder Annahme bei Gelegenheit der organischen Gesetze, bald bei Bestimmungen, welche einer Centralisation günstig waren, bald bei Artikeln, welche das Wahlelement begünstigten, und in diesen Coalitionen würde er die Kammern sich in zwei, fast gleichmäßig zusammengesetzte Fractionen von Katholiken und Liberalen spalten sehen. Devaux, Rogier, Lehon stimmten mit dem Cabinet de Theux, gegen Brabant, Doignon, du Bus, Dumortier und andere.

Man begreift leicht, daß dies so sein mußte. Die thatsächliche Organisation der Parteien bestand schon im Keime seit den ersten Tagen des Königreichs der Niederlande; sie hatte nur aufgehört, wie dies ihr Name: „Union der Katholischen und Liberalen", beweist, unter der gebieterischen Nothwendigkeit, alle Streitfragen zu vertagen und sich gegen einen Feind zu vereinen, welcher unklug genug war, alle Welt unzufrieden zu machen, aber mächtig genug, um alle dahin zu bringen, wollten sie nicht geschlagen werden, sich gegen ihn zu verbinden.

Doch die Union mußte sich, nachdem einmal ihr Ziel erreicht war, unmittelbar nach dem Siege auflösen. Einen mächtigen Umstand ferner darf man bei der Betrachtung

der Union von 1830 nicht außer Acht lassen, nämlich den, daß das, was man heute die klerikale Partei nennt, nicht in derselben vertreten war. Die katholischen Schriftsteller selbst erkennen dies an. Die ultramontane Partei, welche 1814, durch das Organ des Fürsten von Broglie, Bischofs von Gent, beim Wiener Congreß die Wiederherstellung des Zehnten und die Anerkennung einer Staatsreligion nachgesucht hatte, indem sie das Princip aufstellte, daß man, um ein guter Bürger zu sein, ein guter Katholik sein müsse; die Feudalaristokratie, welche mit den Bischöfen gegen das Fundamentalgesetz von 1815 protestirt hatte, weil es die Cultus- und Gewissensfreiheit proclamirte, diese im Namen der Kirche gegen alle Menschenrechte bewaffnete Cohorte der Intoleranz und der Knechtschaft bestand nicht mehr im Jahre 1830, oder vielmehr sie wagte sich nicht zu zeigen Die in Frankreich von Lamennais und Lacordaire verkündeten Doctrinen hatten ein Echo im Herzen des vom holländischen Könige bedrückten belgischen Klerus gefunden. Der Episkopat träumte von einer gänzlichen Trennung der Kirche und des Staates, und dies war auch die unglückliche Doctrin eines großen Theiles der liberalen Partei. Die Politik war das Element, das am wenigsten trennte und über das man sich am besten verständigen konnte. Sie allein führte die Union von 1830 herbei, welche man, ohne irgendjemand zu nahe zu treten, ein „Compromiß" nennen kann. Sie diente zur Basis aller durch den Congreß verkündigten Freiheiten, Freiheiten, welche die provisorische Regierung bereits decretirt hatte.

Nach dieser Abschweifung kehren wir zum Könige Leopold I. zurück. Wir sagten, daß der Grundton seiner innern Politik in der ersten Periode seiner Regierungszeit die Aufrechthaltung der Union gewesen sei. Was immer man auch vom liberalen Standpunkte aus gegen eine solche Politik auszusetzen haben mag, das Eine muß man zugeben, daß sie die geeignetste war, dem argwöhnischen Auslande gegenüber die innere Zerklüftung des belgischen Volkes zu verdecken, und daß sie zu gleicher Zeit den verschiedenen Parteien die Muße gewährte, sich abzukühlen, zu consolidiren und sich an das ihnen noch ungeläufige parlamentarische Régime zu gewöhnen. Die natürliche Folge dieser Politik war denn auch, daß die verschiedenen, vom Könige bis zum definitiven Friedensschlusse mit Holland gebildeten Cabinete ein treues Abbild der Union waren. Im ersten, dem von 1831, saßen die Katholiken Raikem, de Muelenare und de Theux neben den Liberalen Ch. de Brouckère und Coghen; im zweiten, dem von 1832, hatten Liberale, wie Lebeau und Rogier, einen Mérode zum Collegen; im dritten, dem von 1834, hatten sich de Theux Männer wie Nothomb, Ernst und d'Huart zugesellt. De Theux blieb bis 1840 am Ruder. Seine lange ministerielle Lebensdauer hatte ihn, im Verein mit der gezwungenen Aufgabe von Limburg und Luxemburg, sichtlich geschwächt, und als Anfang 1840 der während der Revolution des Verrathes wegen angeklagte General Vandersmissen wieder in die Cadres der Armee aufgenommen wurde, brach eine heftige Unzufriedenheit in den Kammern aus, welche zu einem Mistrauensvotum und demgemäß zu einem Rücktritt des Ministeriums führte, ein Rücktritt übrigens, der nicht etwa von der liberalen Partei, sondern durch den Antrag eines Katholiken, des Abgeordneten Brabant, veranlaßt wurde.

Nun wäre nach dem gewöhnlichen Verlauf der Dinge eigentlich kein Grund vorhanden gewesen, wiederum ein gemischtes Ministerium zu berufen; doch König Leopold, der im Lande, namentlich in den Städten, eine starke Abneigung gegen die katholische Partei wahrzunehmen glaubte, berief am 18. April 1840 ein rein liberales Ministerium unter dem Vorsitze des Generals Lebeau. Und in der That hatte das Ministerium de Theux durch seine Bevorzugung der klerikalen Partei, durch die Abberufung des liberalen de Stassart von seinem Posten als Gouverneur von Brabant und die Absetzung von Beamten, welche seine klerikalen Doctrinen nicht theilten, selbst an seinem Untergang gearbeitet und

der Verbreitung der liberalen Meinung mächtigen Vorschub geleistet. Diese fand zu gleicher Zeit in der Presse ein beredtes Organ, um ihre Hoffnungen und Wünsche auszusprechen. Devaux gründete die „Revue nationale", in welcher er den baldigen Sieg der Partei verkündigte, welche kurz darauf im Parlament leiten sollte. Als die zweite Legislaturperiode am 12. Nov. 1839 anbrach, da war es leicht, den Fall des Ministeriums de Theux vorherzusehen.

Das liberale Ministerium jedoch vermochte seine Stellung nur ein Jahr lang zu behaupten; es scheiterte an der Feindschaft der katholischen Aristokratie, welche, Herrin des Senats, den König in einer der Form nach achtungsvollen, aber im Grunde gewaltthätigen Adresse bat, wiederum ein unionistisches Ministerium zu berufen. In dieser Adresse ward gar viel von Einigkeit gesprochen, und doch säete man thatsächlich Unfrieden. Die Parteien waren für gefährlich erklärt worden; doch zu gleicher Zeit constatirte man ihre Existenz und lud den König ein, zwischen ihnen zu wählen und sich zum Schiedsrichter derselben zu machen, trotzdem man ihn über ihre Streitigkeiten gestellt hatte.

Ungeachtet dieser ernstlichen Bedenken nahm ein Ausschuß, an dessen Spitze der Herzog von Ursel stand, das Project der Adresse an, welche durch die Versammlung am 17. März mit einer Majorität von 23 gegen 19 Stimmen ratificirt wurde.

Das Ministerium hatte die Cabinetsfrage gestellt; dieses Votum weihte es seinem Falle. Die öffentliche Meinung dagegen sprach sich zu seinen Gunsten aus. Der Beifall der Tribünen begrüßte die Erklärungen des Barons Hausst und des Grafen Quarré, welche durch das Los zur Theilnahme an der Ueberreichung der Adresse an den König bestimmt waren, daß sie sich nicht dazu verstehen könnten, dem Souverän eine Protestation zu überreichen, welche ihrer Ansicht nach in die Rechte der Krone eingriffe. Die lebhafteste Aufregung zeigte sich im Lande. Sie wuchs noch infolge der Worte des Königs, der sich darauf beschränkte, der Deputation zu antworten: „Ich nehme die Adresse des Senats entgegen. Niemals habe ich an seinen guten Absichten gezweifelt. Ich werde diese Adresse mit Aufmerksamkeit prüfen." Die Gemeinderäthe geriethen in Aufregung; sie unterzeichneten eine Petition zu Gunsten der Erhaltung des Cabinets. Der klerikale Thonissen, der diese Manifestationen tadelt, zögert nicht, in seinem Geschichtswerke über „Belgien unter Leopold I." selbst anzuerkennen, daß die Adresse von 1841 unangebracht und gefährlich, daß sie eine Brandfackel des Zwistes und der Uneinigkeit, eine Quelle des Hasses und der Kämpfe war, anstatt ein Instrument des Friedens und der Eintracht zu sein. Die Minister, von den ihnen zustehenden Rechten Gebrauch machend, erbaten vom Könige die Auflösung des Senats, und dies war auch in Wahrheit der öffentliche Wunsch. Der König jedoch, der den Parteien die Sorge überlassen wollte, ihre Streitigkeiten auszumachen, und dem Senat die Verantwortlichkeit für die Lage, welche er geschaffen hatte, nahm nach dreiwöchentlichem Ueberlegen das Entlassungsgesuch des Cabinets an. Die Kammersession ward am 13. April geschlossen und tags darauf trat wiederum ein gemischtes Ministerium an die Spitze der Geschäfte; es war Nothomb, welcher die Mission auf sich nahm, dasselbe zu bilden.

Dieses Ministerium blieb vier Jahre in seiner Stellung. Im Jahre 1845 zog es sich infolge der vom exclusiven Liberalismus, der beträchtlich seit dem Falle seines Förderers Devaux zugenommen hatte, bei den Wahlen errungenen Siege zurück, obgleich diese Siege die unionistische Majorität nicht sehr fühlbar abgeschwächt hatten.

Nachdem es der König im Laufe von zwei Jahren mit zwei neuen unionistischen Ministerien versucht hatte, Ministerien, die vor den nun scharf getrennten Parteien keinen Bestand haben konnten, übertrug er im März 1846, da er auf die zu weit gehenden Forderungen des liberalen Rogier nicht eingehen zu können glaubte, de Theux die Bildung eines homogenen katholischen Ministeriums. Mit diesem erreichte man das Jahr

1847. Die Wahlen fielen diesmal für die Liberalen noch günstiger aus als 1845, weshalb denn auch Rogier diesmal nicht nöthig hatte, bei der Bildung eines liberalen Cabinets vorerst eine Auflösung der Kammern vom Könige zu fordern. Das Ministerium, welches de Theux folgte, ist unter dem Namen des Ministeriums vom 12. Aug. bekannt; in ihm befanden sich, neben Rogier, Männer wie Veydt, Hoffschmidt, de Haussy, General Chazal, und zum ersten mal auch Frère-Orban, ein neuer am liberalen Himmel aufgegangener Stern, dem wir später noch vielfach begegnen werden.

Das neue Cabinet inaugurirte seine Stellung mit einem an die Gouverneure der Provinzen gerichteten Circular, in welchem es offen und ohne Rückhalt eine von dem bisherigen System abweichende, entschieden liberale Politik anbahnte, welche denn auch schnell, namentlich über das Wohlthätigkeitswesen, den ersten großen Kampf zwischen den Katholiken und Liberalen hervorrief. Da jedoch dieser Kampf nur das Vorspiel des weit heftigern und aus gleichen Ursachen hervorgehenden von 1857 war, so übergehen wir die Einzelheiten hier und bemerken nur, daß sich der König, noch immer an einer unionistischen Politik festhaltend, entschieden auf seiten der Katholiken stellte, welche auf der Unionspolitik fußten. Am 20. Febr. 1849 schrieb er, besorgt über die seiner Ansicht nach zu liberalen Neuerungen seines Justizministers, einen Brief an denselben, in welchem er die Politik desselben, wenn auch milde, verurtheilte.

Das Cabinet vom 12. Aug. führte fünf Jahre lang die Zügel der Regierung, als am 17. Sept. 1852 durch einzelne Wahlniederlagen und verschiedene andere Schwierigkeiten der Rücktritt Frère-Orban's herbeigeführt wurde. Die andern Minister behielten ihre Portefeuilles. Die Opposition hatte durch die unermüdlichen Anstrengungen des Episkopats und des Klerus eine große Menge Sitze gewonnen; doch die Majorität war noch nicht die ihrige, aber bei ihrer Disciplin und Rührigkeit hoffte sie in kurzem wieder zu triumphiren. Auch der König, der, wie gesagt, noch immer an der Union festhielt, trug das Seine zum Siege der Katholiken durch zwei innerhalb weniger Wochen ausgeführte Acte bei. Er rief zuvörderst an die Stelle des abgetretenen Finanzministers Frère-Orban den Abgeordneten Liedts, einen Mann, dessen Vergangenheit Garantie gab für eine mehr als gemäßigte Politik. Dann als kurz darauf die alten Collegen Frère-Orban's sich in die Nothwendigkeit versetzt fühlten, sämmtlich ihre Entlassung zu nehmen, übertrug er die Bildung des neuen Cabinets H. de Brouckère, dessen Antecedentien ein Ende der Herrschaft des exclusiven Liberalismus versprachen.

Der Waffenstillstand dauerte zweiundeinhalbes Jahr. Im Jahre 1855 bestimmten verschiedene parlamentarische Niederlagen, welche den bei den Wahlen von 1854 von seiten der Katholischen errungenen Siegen folgten, das Cabinet Brouckère, seine Entlassung zu nehmen. Die Situation schien dem Könige geeignet, noch einen weitern Schritt dem Unionismus entgegenzuthun, und er berief deshalb Dedecker aus dem rechten Centrum, ein neues Ministerium zu bilden. „Der König Leopold", so sagt Juste, „hegte eine große Achtung vor dem Charakter Dedecker's und seinen stark ausgesprochenen unionistischen Ueberzeugungen." Er bezeugte auch dem von demselben präsidirten Cabinet zu wiederholten malen seine lebhaften Sympathien und nannte es das „Cabinet seines Herzens". Als dieses nun gar 1856 das wegen der feindseligen Haltung Frankreichs nöthige Auslieferungsgesetz gegen die heftigen Declamationen der äußersten Linken durchbrachte, da erhielt der Justizminister Ad. Nothomb am 10. April einen höchst schmeichelhaften Brief des Königs.

Bald darauf bot sich dem Könige eine feierliche Gelegenheit dar, zu dem Volke zu sprechen. Am 21. Juli 1856 ward mit großem Pomp der 25. Jahrestag seiner Thronbesteigung gefeiert. Indem er den Adressen des Senats und der Kammer antwortete, sprach er folgende denkwürdige Worte: „Noch eine Pflicht bleibt uns zu erfüllen, nämlich

das Werk dieser jungen und glänzenden Civilisation, in demselben Geiste, der ihm von seinem Anfang an eigen war, zu verfolgen und zu beenden. In der Vergangenheit war es die Union, welche in den Tagen des Triumphes unserer Nationalität, wie in den Tagen der Prüfung, in welchen sie ihre Kräfte wieder stärkte, unsere Macht bildete. In der Zukunft ist es wiederum die Union, in der das Geheimniß unsers Gedeihens, unserer Größe und unserer Dauer liegt." Wenn man diese Worte mit den vom Könige 25 Jahre zuvor gesprochenen vergleicht, und welche wir oben angeführt haben, so wird man ersehen, daß er in seinen Gefühlen und seiner Ueberzeugung unerschütterlich geblieben war, und daß er trotz aller deutlichen, warnenden Zeichen der Zeit die Hoffnung nicht aufgegeben hatte, seine Unionspolitik aufrecht erhalten und die Katholiken, oder vielmehr die Ultramontanen, auf einen dem Fortschritte und der wahren Freiheit nicht verderblichen Weg leiten zu können.

Doch er hatte sich getäuscht. Gewaltsam sollte er durch die Ereignisse des Jahres 1857 aus seinen Lieblingshoffnungen aufgerüttelt und überzeugt werden, daß es unmöglich ist, Ultramontanismus und Liberalismus zu gemeinsamer Thätigkeit am Steuerruder des Staates zu vereinen.

Die österreichischen Nordpolfahrer.

Von

Sigmund Hahn.

Hundertvierzigtausend Quadratmeilen unbekannten, undurchforschten Raumes am und um den Nordpol — das war seit Jahren die stereotype Wehklage des unermüdlichen Petermann, und sein Ruf verhallte nicht ungehört. Zwei deutsche Nordpolexpeditionen, eine österreichische, eine schwedische und einige andere kleinere machten sich seit 1868 auf den Weg, um in der arktischen Centralregion eine der wichtigsten geographischen Aufgaben zu lösen, die es auf der Erde noch zu lösen gibt. Die Fahrten verhießen reiche Ausbeute für alle Zweige der Erdkunde und der Naturwissenschaften, und in der That ist auch keine Expedition resultatlos verlaufen. Die erste deutsche Nordpolexpedition unter Koldewey (24. Mai bis 10. Oct. 1868) brachte wichtige Vervollständigungen der Kartographie der Meere nördlich um Spitzbergen, insbesondere der Hinlopenstraße, und ein werthvolles Material über den an der Westküste Spitzbergens nordwärts verlaufenden Arm des Golfstromes heim; die schwedische Expedition unter Nordenskjöld und Kapitän von Otter drang durch die Hinlopenstraße bis 81° 42′ nördl. Br. vor, nahm überall Tiefseelothungen vor und bereicherte die naturwissenschaftliche Kenntniß von Spitzbergen und der Päreninsel; die zweite deutsche Nordpolexpedition endlich unter Koldewey und Hegemann (15. Juni 1869 bis 11. Sept. 1870) entdeckte den Franz-Joseph-Fjord mit dem ihn umgebenden, größtentheils aus Gletschern bestehenden Lande.

Besonders von Glück begünstigt, was die Resultate der Fahrt anbelangt, waren die beiden Expeditionen des Hessen-Darmstädters Weyprecht und des Oesterreichers Julius Payer. Schon ihre erste Entdeckungsreise (1871) füllte eine große Lücke, welche den Geo- und Kartographen viel Kopfzerbrechen gemacht hatte. Die ersten unter allen Nordpolfahrern drangen sie nordöstlich vom europäischen Nordcap durch die Gewässer zwischen Spitzbergen und Nowaja-Semlja vor und fanden ein bisher noch nie befahrenes offenes Meer, immerhin aber die Frage einer nördlichen Durchfahrt noch offen lassend.

Im Juni 1872 stachen sie, die sogenannte österreichische Nordpolexpedition commandirend, neuerdings in See. Es ist dies die Reise, von welcher sie jetzt (im September 1874) nach mehr als zweijähriger Abwesenheit zurückgekehrt sind. Groß waren die Fährlichkeiten, größer aber noch der Gewinn für die Wissenschaft, der ihrem heroischen Wagnisse zu verdanken ist.

Bevor wir den Verlauf sowie die Ergebnisse dieser denkwürdigen, märchenhaften Campagne zusammenfassen, müssen wir uns ein wenig bei den beiden kühnen Pfadfindern selbst aufhalten.

Karl Weyprecht ist, wie schon erwähnt, ein Hessen-Darmstädter. Er wurde nicht, wie die Triestiner behaupten, in ihrer Stadt, auch nicht, wie andere erzählen, zu König im Odenwalde (wo er nur seine Jugend verbrachte), sondern in Darmstadt geboren, wo er im Jahre 1838 das Licht der Welt erblickte. Sein Vater, dessen dritter Sohn er ist, war damals Hofgerichtsadvocat, bis er (im Jahre 1842) als Kammerrath in die Dienste des Grafen Erbach-Schönberg übertrat und zu König im Odenwalde seinen Wohnsitz nahm. Im Jahre 1856 trat Karl Weyprecht in den österreichischen Seedienst ein, vom Fürsten Hohenlohe-Langenburg empfohlen, und wurde wegen seiner besondern Befähigung bald als Lehrer an der Marineschule verwendet. In der Seeschlacht bei Lissa (20. Juli 1866) pflückte Weyprecht seine ersten Lorbern; er avancirte dafür nicht nur vom Linienschiffsfähnrich zum Linienschiffslieutenant 2. Klasse (Hauptmannsrang), sondern erhielt auch den, den Ritterstand mit sich bringenden Orden der Eisernen Krone mit der Kriegsdecoration. In seiner Bescheidenheit hat Weyprecht es bisher verschmäht, den Adelstitel anzunehmen. Um diese Zeit (also vor acht Jahren) war es auch, als Weyprecht sich zum ersten mal erbot, eine Expedition in das Polarmeer zu führen.*) Da zu einer größern Expedition die Geldmittel noch nicht aufzutreiben waren, machte er sich anheischig, in einem mit nur vier Matrosen bemannten kleinen Fahrzeuge von Hammerfest aus in See zu gehen, bei einem Kostenvoranschlag von nur 3000 Fl. und fünfmonatlicher Dauer der Fahrt. (Der gleichzeitig von Kapitän Werner vorgelegte Plan war auf 212000 Thlr., der des Hrn. A. Rosenthal auf 120000 Thlr. berechnet.) Das hochherzige Anerbieten Weyprecht's sollte die Basis zur ersten deutschen Nordpolexpedition werden. Aber dieser zu jedem Opfer bereite Mann befand sich, als die zustimmende Antwort auf sein Anerbieten einging, gerade im Golf von Mexico an Bord des Kriegsschiffes Elisabeth, um an der Expedition theilzunehmen, welche zur Abholung der Leiche des Kaisers Maximilian von Mexico bestimmt war. Es mußte also vor allem seine Rückkehr nach Europa abgewartet werden. Als diese endlich zu Anfang 1868 eintrat, eilte Weyprecht von Pola aus sofort nach Gotha, vollständig bereit, sein Versprechen einzulösen. Es wurden nun von ihm und Petermann die einleitenden Schritte zur Ausführung des von ihm aufgestellten Planes gethan, allein es fand sich schließlich, daß sein Gesundheitszustand — er war im Golf von Mexico und Neuorleans bis zum Rande des Grabes fieberleidend gewesen — der Ausführung desselben wenigstens für 1868 im Wege stehen würde. Es mußte somit das Commando der Expedition einem andern, Karl Koldewey, übertragen werden. Erst 1871 hatte sich Weyprecht (der mittlerweile am 1. Nov. 1868 zum Linienschiffslieutenant 1. Klasse vorgerückt war) so weit gekräftigt, daß er seine erste Nordpolfahrt unternehmen konnte.

Sein Gefährte Julius Payer ist, wie Weyprecht, noch ein junger Mann. Er wurde am 6. Sept. 1841 zu Schönau bei Teplitz in Böhmen geboren**), hat demnach erst sein 33. Lebensjahr zurückgelegt. Er erhielt, zuerst im Cadetteninstitut zu Krakau (1852—56), dann (1856—59) in der Wiener-Neustädter Militärakademie, wo der berühmte Alpenforscher General von Sonnklar sein Lehrer in der Geographie war und ihm die Liebe zur Gletscherwelt eingeimpft hat, eine soldatische Erziehung. Nach Ausbruch des italienischen Krieges wurde Payer am 1. Juli 1859 aus der Militärakademie ausgemustert und als Lieutenant in das Infanterieregiment Graf Degenfeld eingereiht. Am 16. Mai 1864

*) Vgl. Petermann's „Mittheilungen", Jahrgang 1868, S. 212.

**) Vgl. Johann Swoboda, „Die Zöglinge der Wiener-Neustädter Militärakademie", S. 975.

wurde er zum Lieutenant höherer Gebühr und am 17. Juni 1866 zum Oberlieutenant befördert. Er machte den Feldzug 1866 in Italien mit und erhielt am 18. Juli dieses Jahres für seine hervorragenden Leistungen in der Schlacht von Custozza das Militärverdienstkreuz. In dem darauffolgenden Friedensjahre war Payer als Lehrer der Geschichte in dem Cadetteninstitute zu Eisenstadt in Ungarn; später ließ er sich zu seinem Regimente zurückversetzen, von wo er zum militär-geographischen Institute übertrat. Während er in Tirol in Garnison lag, bestieg er die höchsten Alpengipfel des österreichischen Reiches und machte sich als Orograph durch Herausgabe schätzenswerther Monographien über Alpen und Gletscher, insbesondere über die Ortler Alpen und die Adamellogruppe (einige sind in Petermann's „Mittheilungen" erschienen) rühmlich bekannt. Die Polarwelt hat Payer bereits dreimal aufgesucht, während Weyprecht zweimal, beidemal mit Payer, die arktischen Regionen betreten hat. Die erste Fahrt gegen den Nordpol unternahm Payer als Theilnehmer an der zweiten deutschen Nordpolexpedition unter Koldewey auf dem Dampfer Germania. Mittels Schlitten erreichte er 77° 1′ nördl. Br. und entdeckte neben mehrern andern Punkten am 8. Aug. 1870 den prachtvollen Franz-Joseph-Fjord an der Ostküste Grönlands (unter dem 73. Breitegrade), der von ihm zu Ehren des Kaisers von Oesterreich diesen Namen erhielt. Der angrenzende Waltershausengletscher, dessen Gletscherzunge bis 900 Fuß über dem Meeresspiegel mit einer Mächtigkeit von 280 Fuß herabreicht, wurde von Payer und Copeland bis zu 900 Fuß über der 3500 Fuß hoch liegenden Firngrenze erstiegen. Nach Oesterreich zurückgekehrt, wurde Payer (dessen officieller Wirkungskreis bei der zweiten deutschen Nordpolexpedition die Landesaufnahme, Geologie und landschaftliche Darstellung gewesen war) mit dem Orden der Eisernen Krone decorirt, doch hat er sich ebenso wenig wie Weyprecht den Statuten dieses Ordens gemäß in den Adelstand erheben lassen.

In die Zeit vom 21. Juni bis zum 4. Oct. 1871 fällt seine Recognoscirungsfahrt zwischen Spitzbergen und Nowaja-Semlja, welche auf dem kleinen norwegischen Segelschiff Isbjörn (Eisbär) von Tromsö aus unternommen wurde. Der Resultate dieser Entdeckungsreise haben wir bereits oben Erwähnung gethan.

Wir kommen nun zur letzten und wichtigsten Nordpolfahrt Payer's und Weyprecht's.

Von unbezwinglichen Forschungsdrange getrieben, ruhten die beiden Polarhelden, die sich einen Columbus zu ihrem Vorbilde genommen zu haben scheinen, nicht, bis sie die Mittel zu einer Fahrt in größerm Stile aufgetrieben hatten. Ein für die Wissenschaft in edler Begeisterung erglühter Mann, Graf Hans Wilczek (geb. 7. Dec. 1837) ein Cavalier in dem edelsten Sinne des Wortes, kam ihnen dabei zu Hülfe. Er zeichnete opferfreudig große Summen für diese Expedition, und in kurzer Zeit waren 175000 Fl. zusammengeschossen. In dem deutschen Seehafen Geestemünde wurde auf der Werft der Firma J. C. Tecklenborg ein eigenes für die Eisregion construirtes Schiff, der Dampfer Tegetthoff, gebaut. Für die Verproviantirung der Reisenden war in folgender Weise gesorgt. Während die Dauer der ganzen Fahrt auf drei Sommer und zwei Winter veranschlagt war, war an Proviant für drei Jahre vollkommen ausreichend an Bord. Weyprecht hatte dabei die Rationen der deutschen Handelsmarine zu Grunde gelegt; unter der Voraussetzung, daß nichts schlecht würde, und unter der Berücksichtigung der Jagdausbeute, glaubte er im Nothfalle sogar bis in die ersten Monate des Jahres 1876 auskommen zu können. Von Erbswürsten, Conserven, Chocolade, Wein waren große Quantitäten an Bord, nur an Taback begann es in der letzten Zeit zu mangeln.

Am 13. Juni 1872 ging der Tegetthoff mit drei Booten von Bremerhaven aus in See; für Schlittenreisen waren sechs, nach Payer's Angaben angefertigte Schlitten an

Bord; an Zelten, Pelzen und dergleichen war reichlicher Vorrath vorhanden; zur Bespannung der Schlitten waren sieben Hunde mitgenommen, die sich später trefflich bewährten.

Eine vor der Abfahrt ausgearbeitete Instruction hatte die Rollen folgendermaßen vertheilt: Commandant der Seeexpedition war Weyprecht, Commandant sämmtlicher Land- und Schlittenexpeditionen Payer mit freiem Dispositionsrecht über die Theilnehmer an derselben und Unabhängigkeit vom Schiffscommando nach seiner Entfernung von Bord. Die wissenschaftlichen Arbeiten wurden ebenfalls getheilt. Weyprecht hatte die astronomischen, physikalischen und meteorologischen Beobachtungen zu leiten, und waren ihm Schiffslieutenant Brosch und Schiffsfähnrich Orel zur Unterstützung beigegeben worden. Die Landesaufnahme, geologischen Sammlungen und Gletscherstudien fielen Payer zu, während die zoologischen und botanischen Untersuchungen und Sammlungen dem Regimentsarzte Dr. Kepes zugewiesen worden waren.

Als hauptsächlichster Zweck der Expedition war die Erforschung des unbekannten Gebietes im Norden von Sibirien in Aussicht genommen. Bei günstigen Eiszuständen war die Erreichung der Beringsstraße und die Rückkehr durch dieselbe anzustreben. Dieses ideale Ziel hatte die Expedition nach ihrer Instruction immer fest im Auge zu behalten, und da die Möglichkeit seiner Erreichung hauptsächlich auf den Einwirkungen der großen sibirischen Flußsysteme beruht, so sollte auf höhere Breiten erst in zweiter Linie und unter besonders günstigen Umständen reflectirt werden. Um Zersplitterung der Kräfte zu vermeiden, sollte und durfte ein Versuch gegen den Nordpol nur gemacht werden, wenn die Erreichung der Beringsstraße innerhalb des gegebenen Zeitraumes von zwei Wintern und drei Sommern als nahezu gesichert erschien. Die Nähe der bekannten sibirischen Küste war selbstverständlich soviel als möglich zu vermeiden.

Am 3. Juli 1872 war die Expedition in Tromsö angekommen, im Nordosten Norwegens, unter 70° nördl. Br. Auf der Weiterreise gegen Nowaja-Semlja trafen sie am 12. Aug. 1872 mit dem Grafen Wilczek zusammen, der auf dem Isbjörn die Aufgabe übernommen hatte, auf der Ostspitze von Nowaja-Semlja eine Quantität Lebensmittel und Kohlen für die Polarreisenden zu deponiren. Dieses Depot war die im voraus gewählte Zufluchtsstätte für den Fall, daß noch vor der Passirung des Cap Tscheljuskin ein Unglücksfall eintreten sollte. Vom 13. bis 21. Aug. verweilte der Tegetthoff bei der Bäreninsel; am 21. Aug. trennten sich die Nordpolfahrer von dem Grafen Wilczek, der nach Oesterreich zurückkehrte, und seit dieser Zeit fehlten alle Nachrichten von ihnen; viele gaben sie schon verloren und eine russische Expedition war schon im Begriff, zu ihrer Auffindung in See zu stechen.

Nur Petermann in Gotha war noch voll Hoffnung. In seinen „Mittheilungen" von 1873 hatte er allen Ungeduldigen bereits zugerufen: „Von der österreichisch-ungarischen Expedition ist kaum sobald eine Nachricht zu erwarten"; später vertröstete er ziemlich bestimmt auf den Herbst 1874 als die Zeit, wo wahrscheinlich die Rückkehr der Reisenden erfolgen oder doch wenigstens eine Nachricht von ihnen anlangen werde.

Und fast genau um dieselbe Zeit, welche Petermann berechnet, landeten, von dem Jubel der ganzen civilisirten Welt begrüßt, die verloren Geglaubten! Aus Vardö und Tromsö langte gleichzeitig am 4. Sept. 1874 die Nachricht ein von ihrer Rettung, ihrer sagenhaften Fahrt und ihren Erfolgen. Der moderne Argonautenzug war geglückt, ein neues Land entdeckt, der Wissenschaft ein neues Gebiet erschlossen!

Lassen wir Payer und Weyprecht selber ihre Erlebnisse und Resultate erzählen, und wählen wir aus ihren zahlreichen, schon erstatteten Berichten den zusammenhängendsten, lichtvollsten, den, welchen sie der hamburger Geographischen Gesellschaft bei der Begrüßungsfeier am 23. Sept. 1874 vortrugen.

„Wie bekannt", erzählt Weyprecht, „war das Jahr 1872 bezüglich der Eisverhält-

nisse ein äußerst ungünstiges. Gegenden, in welchen früher kein Stück Eis zu finden war und die vollkommen offenes Wasser hatten, waren vor zwei Jahren mit Eis bedeckt. Schon 100 Meilen westlich von den Admiralitätsinseln, wo die See sonst eisfrei war, stießen wir auf die Eiskante. Dieselbe war zwar dünn, aber fest, sodaß wir unser Fahrzeug nur mit großer Mühe durch das Landwasser durchzwängen und bis unter Nowaja-Semlja gelangen konnten, wo wir anfangs einige Tage im Eise lagen. Aber mit einem Nordwestwind segelten wir dann im Landwasser nordwestlich. Am 12. Aug. 1872 wurden wir vom Grafen Wilczek und Baron Sterneck auf dem Isbjörn begrüßt.

„Wir segelten hierauf am 13. Aug. in gutvertheiltem Eise, bis am nächsten Morgen unser Schiff im Eise festlag. Wir hielten uns acht Tage unter dem Schutze eines kleinen Caps bei der Bäreninsel. Ein frischer Südwestwind trieb das Eis so, daß das Wasser um uns bald besetzt, bald offen war. Am 21. Aug. traten wieder Veränderungen ein. Wir nahmen vom Isbjörn Abschied, der in östlicher Richtung abfuhr. Nachmittags geriethen wir in eine große Wake, in der wir bis Mitternacht steuerten. Dann schloß ein Ostwind das Eis. Der Wind fiel und das Schiff wurde mit Eis besetzt.

„Wir waren mit Wissen und Willen im Eise geblieben, da wir die trotz ungünstiger Verhältnisse gewonnenen 20 Seemeilen nicht verlieren wollten, und hofften, östliche Winde würden das Eis wieder öffnen. Statt des erwarteten Ostwindes traten aber Windstille und bedeutende Schneefälle ein; die Temperatur sank; aus dem losen Eise wurden Eismassen, in denen wir drei Wochen festgehalten worden sind.

„Am 9. Sept. brachen die Eismassen auf; ein frischer Nordwind trieb die Eisfelder und in einem derselben den festgefrorenen Tegetthoff bald ostwärts, bald westwärts. Bei dem fortwährenden Sinken der Temperatur war alle Arbeit, das Schiff zu befreien, unnütz. Anfang October begannen die Eispressungen. Die Eisfelder trieben und stießen unter dem Einflusse des Windes aneinander; in südlicher Richtung vorübertreibend, rieben sie die Kanten ab und schoben sich übereinander, wodurch Brüche entstanden und gebirgige Formationen sich bildeten.

„Das Eisfeld, in welches der Tegetthoff eingepackt war, war dadurch immer kleiner geworden und am 13. Oct. geborsten. Das Schiff gerieth in die größte Gefahr, zerquetscht zu werden. Es wurde durch unter den Kiel geschobene Eismassen in die Höhe gehoben. Der Frost nahm indessen immer mehr zu. Diese Zustände dauerten fünf Monate; wir kamen nicht zur Ruhe. Bald fror das Eis zusammen, bald öffneten sich Sprünge und verursachten neue Pressungen.

„Da die Gefahr wuchs, wurden Maßregeln zum Verlassen des Schiffes getroffen. Aller Proviant wurde auf Deck und Einiges auf das Eis gebracht, damit im Nothfalle für kurze Zeit Nahrung vorhanden sei. Das Schiff wurde abwechselnd gehoben oder seitlich geneigt. Die Unruhe und das Bewußtsein, niemals in Sicherheit zu sein, waren geradezu aufreibend.

„Inzwischen wurden wir durch die Windströmung stets nordöstlich getrieben. Ende Januar hatten wir den 73. Längengrad und 79. Breitengrad erreicht. Hierauf ging die Bewegung wieder rückwärts und begann ein westliches Treiben. Im Sommer 1873 wurden fünf Monate auf vergebliche Bemühungen, das Schiff aus dem Eise zu befreien, verwendet. Alles Arbeiten, Sägen, Sprengen und Bohren war umsonst, da um das Schiff mächtige Eismassen waren. Wir fabricirten eigene Bohrer, da die mitgenommenen sich als untauglich erwiesen. Endlich war das Vordertheil des Schiffes doch in offenes Wasser gebracht, aber den rückwärtigen Theil zu befreien war unmöglich, da 30 Fuß unter dem Kiel noch festes Eis lag. Im September waren wir gezwungen, die Arbeiten wieder einzustellen.

„Ende August 1873 wurde zum ersten mal neues Land gesehen. Die Freude hierüber

war eine außerordentliche, denn bis dahin war die Expedition erfolglos gewesen. Diese Landentdeckung war das erste greifbare Resultat des monatelangen Herumtreibens. Wir wurden, nach Norden gedrängt, an die Südküste einer Insel angetrieben, wo wir am Landeise festfroren.

„Mitte October war der 80. Grad erreicht. Dann wurden wir aber wieder südlich getrieben, bis endlich das Schiff Anfang November vollkommen bewegungslos bei 79° 51′ nördl. Br. und 58° 56′ westl. L. liegen blieb. Dort liegt das Schiff noch heute.

„Im Sommer schmolzen von der Oberfläche der Eismassen vier Schuh. Dadurch gelangte das Schiff um vier Schuh tiefer, sodaß es Ende des Jahres 1873 nur mehr auf vier Schuh im Eise stak. Es lag aber auf der Backbordseite und mußten alle Masten gestützt werden, damit es nicht kentere. Es wurde für die festen Instrumente eine Schneehütte gebaut und es begann eine Reihe höchst interessanter meteorologischer, astronomischer und magnetischer Beobachtungen. Die Nordlichter waren zahllos und unbeschreiblich prächtig war die Herrlichkeit ihrer Farbenpracht und ihres Farbenwechsels. Ihr Feuer erglänzte weiß, grün und roth; Strahlenkranz, Bänder und Kronen waren von ungeahnter Größe und Schönheit. Die Magnetnadel war so gestört, daß sie gar nicht constant blieb, sondern Unruhe für sie die Regel war. Die Beobachtungen boten hinreichende Beschäftigung für den Winter. Im übrigen verlief derselbe ruhig.

„Im nächsten Frühjahre 1874 begannen die Schlittenexpeditionen. Ende Februar wurde im Offiziersrathe nach Untersuchung des Schiffes und Aufnahme eines Protokolls die Verlassung des Schiffes beschlossen, solange noch die Mannschaft Kraft genug besaß, die Gefahren und Mühseligkeiten eines Rückzuges zu bestehen. Dieselben drohten sehr groß zu werden. Die Vorbereitungen wurden mit aller Umsicht getroffen, drei Boote wurden mit Zelten überdeckt und derart ausgerüstet, daß eventuell jedes allein bestehen könne. Sie wurden auf Schleifen gesetzt und jedes Boot mit 18 Ctrn. Proviant beladen. Am 20. Mai waren die Vorbereitungen beendet und um 8 Uhr abends wurde der Marsch angetreten.

„Der Weg war fürchterlich. Wir mußten uns durch Hamocks durchwinden, im Schnee kriechen, Thäler zwischen Eisbergen durchwandern, wobei oft einzelne eingebrochen sind. Die Schlitten mußte man im weichen Schnee tragen und dabei auf Händen und Füßen sich fortbewegen. Oft sind die Schlitten derart eingesunken, daß die Befreiung nur unter dem größten Kraftaufwande möglich war. Hierbei haben wir furchtbar vom Froste gelitten.

„Jeden Weg mußten wir fünfmal machen, dreimal Gepäck tragend, zweimal leer gehend. Bei der größten Anstrengung wurde täglich nur eine halbe Seemeile zurückgelegt. Nach 14 Tagen, am 3. Juni, waren wir nur sieben Meilen vom Tegetthoff entfernt, hatten die Grenze des Festlandeises erreicht und Treibeis angetroffen, sodaß weder Boote noch Schlitten benutzbar waren. Es mußte ein viertes Boot vom Schiffe geholt werden, sodaß wir erst am 17. Juni vom Treibeis auf kleinere Eisfelder gekommen sind.

„Die weitern Arbeiten waren äußerst mühsam. Die Boote mußten über kleine Felder getragen, dann wieder auf Schlitten gelegt werden. Der Proviant mußte immer von einem auf ein anderes Boot geschafft werden. Hundert Fuß vorwärts auf dem Eise, dann 100 Fuß im Wasser, hierauf wieder auf das Eis, sodaß wir nur sehr langsam südwärts kommen konnten. Zudem herrschte Südwind, der die Frucht der Arbeiten wieder vernichtete, die wir mit so unsäglichen Mühsalen gewonnen; wir wurden durch diesen Wind wieder nach Norden getrieben, sodaß wir am 15. Juli wieder nur acht Seemeilen vom Tegetthoff entfernt waren.

„Endlich trat günstigere Witterung und Nordwind ein. Es wurden große Wäken

aufgefunden. Das Eis war, statt lose, in Feldern. Eine große Strecke konnte mit Booten und Schlitten zurückgelegt werden.

„Am 7. Aug. fühlten wir auf dem Eise eine schwankende Bewegung, für uns als sicheres Zeichen der offenen See eine hocherfreuliche Wahrnehmung, die uns mit den besten Hoffnungen erfüllte. Bis zu 77° 48′ mußten wir uns noch durch Treibeis durcharbeiten. Am 15. Aug. fanden wir offenes Wasser, ließen mit Freude die Schlitten zurück und erschossen die Hunde.

„Langsam verloren wir die weißen Linien des Packeises aus dem Auge. Die Mannschaft, in zwei Parteien getheilt, ruderte bei fortwährender Windstille Tag und Nacht, sodaß täglich 40 Seemeilen zurückgelegt wurden. Am zweiten Tage wurden die hohen Berge von Nowaja-Semlja sichtbar. Wir hatten noch für 14 Tage Lebensmittel. Es wurde etwas Proviant auf dem Lande zurückgelassen, und dann wurden die südlichen Buchten durchsucht, um norwegische Fischer zu finden. Wir suchten in Matotschkin-Schar und an den Barentsinseln vergeblich, niemand wurde gefunden. Die Lage gestaltete sich trostlos. Nachts trat frischer Wind ein, die See ging hoch, wir wurden bis auf die Haut durchnäßt und erstarrt, hatten keinen trockenen Faden mehr auf dem Leibe, fanden keinen Schlaf und konnten kein Feuer anmachen. Zu rudern war unmöglich.

„Trotz der entsetzlichen Situation verloren wir den Muth nicht. Wir hatten in unserer fürchterlichen Lage nach langem vergeblichen Bemühen nur noch die Hoffnung, russische Lachsfischer zu finden, und beabsichtigten, wenn wir solche nicht treffen sollten, am 28. Aug. unsere Richtung nach dem Weißen Meere zu nehmen. Glücklicherweise war die Ausführung dieser Absicht nicht mehr nothwendig.

„Wir sahen endlich nach 27 Monaten wieder das erste fremde Gesicht: zwei russische Fischer zeigten sich in einem Boote. Sie waren ebenso erstaunt wie wir und theilten mit uns was sie hatten. Hierauf steuerten wir zu ihrem Schoner, und mit diesem trafen wir am 3. Sept. 1874 glücklich in Vardö ein."

Interessanter noch, weil über das entdeckte Land Aufschluß gebend, ist Payer's in der Geographischen Gesellschaft vorgetragener Bericht.

„Das Franz-Joseph-Land getaufte Gebiet (ein Archipelagus) dehnt sich", so lautet seine Erzählung, „unübersehbar aus, und hohe Gebirge hemmten die Aussicht und verschlossen den Durchgang. Dreimal wurde auf dem Landwege versucht, die Berge zu übersteigen, hierbei entdeckten wir einen 100 Meilen langen Sund, der Austria-Sund benannt wurde und nach vorn in ein 80 Meilen breites Becken verläuft; derselbe theilt die entdeckten Ländermassen in zwei große Complexe: in das Zichy-Land und das Wilczek-Land und enthält zahllose Eilande.

„Ob der insulare Charakter in dem ganzen Gebiete vorwalte, war nicht bestimmbar. Bei dem größern Lande wurde die Ostgrenze selbst von den hohen Spitzen aus nicht gesehen. Die Gesteinformation zeigt eine Verwandtschaft mit Ostgrönland, ja theilweise eine auffallende Wiederholung der dortigen Formationen. Ob wir das Archipelland des Nordpols vor uns hatten, ließ sich nicht bestimmen, nur die Thatsache war zu constatiren, daß sein Charakter verschieden ist von dem Spitzbergens und Nowaja-Semljas, sowie jedes andern arktischen Landes. Man gewinnt nicht den Eindruck eines Alpencharakters, sondern sieht sich wiederholende Plateaux mit steil ansteigenden säulenartigen Felsen, welche an Abyssinien erinnern. Das Gestein ist Dolomit, in schematischen Etagen gelagert. Große Feuchtigkeit ist vorherrschend, sodaß die Gegend in ihrem Reife wie überzuckert aussieht und in der Sonne wunderbar glänzend. Bei der Fahrt hatten wir — 40° R.

„Ob Vulkane vorhanden sind, ließ sich nicht ermitteln, da die Besteigung der Spitzen unausführbar und der oberste Säulenrand der Berge als unzugänglich sich erwies. Die

Höhe der Berge wechselt; die südlichen sind 2000 Fuß, die südwestlichen 5000 Fuß, die nördlichen bis 3000 Fuß hoch. Ein Gletscher erstreckt sich 15 Meilen lang, er wurde Dove-Gletscher getauft; vielleicht darf man in dieser Gletscherausdehnung einen Fingerzeig erblicken, daß wir ein Festland und nicht ein Tafelland vor uns hatten. Einzelne Sunde waren mit Eis jüngsten Datums überbrückt, ein Beweis, daß das Wasser hier häufig offen ist, allein noch kein Beleg für die Möglichkeit der Schiffahrt in denselben; alle Sunde hatten Eisberge, und hierin liegt ein bedeutendes Moment, denn bis zum Franz-Joseph-Land wurden keine Eisberge getroffen. Wohin diese Eisberge ziehen, war nicht nachweisbar. Eine Andeutung auf eine Strömung wurde nicht gefunden, und ich glaube kaum, daß künftighin irgendjemand diese Richtung der Nordpolfahrt einschlagen werde.

„Nach vierzehntägigem Marsch nordwärts bis zu 81° 35′ wurde der Austria-Sund durchschritten. Die Weiterreise zeigte sich als unburchführbar. Infolge der Trägheit der Magnetnadel verirrten wir uns oft. Nach großen Anstrengungen wurden oft nur per Tag zwei Minuten (eine halbe Meile) gewonnen."

Der weitern Erzählung entnehmen wir, daß die Route gewechselt und das von den Entdeckern so genannte Kronprinz-Rudolf-Land betreten wurde. Eine weitere Landfahrt erwies sich als unausführbar. Es schritten deshalb drei von den Reisenden, an Stricke gebunden, nur noch eine kurze Strecke zu Fuß vorwärts. Der Vogelflug zeigte nach Norden; trotzdem konnten Payer und Genossen ihr Mistrauen gegen die Theorie, daß dieser Flug ein offenes Polarmeer andeute, nicht fallen lassen. Sie fanden Spuren von Polarhasen und Füchsen, die Felsen voll kreischender Vögel, welche schreiend die noch nie gesehenen Menschengäste begleiteten. Am 12. April 1874 wurde bei 81° 57′ der Marsch abgeschlossen. Länder nach Norden wurden bis über den 83. Grad hinaus gesehen, aber zugleich auch die Ueberzeugung gewonnen, daß auf diesem Wege der Nordpol unerreichbar und die Theorie von einem offenen Polarmeere unhaltbar sei. Selbst wenn ein Schiff bis in diese Gegend vordringen könnte, es fände keinen Winterhafen, und ohne die Nähe eines Schiffes kann keine Landexpedition gemacht werden. Allen Fragen über die Entdeckung des Nordpols selbst antworten die neuentdeckten Länder mit schroffem Nein!

So weit die Wahrnehmungen und Erfahrungen der österreichischen Nordpolfahrer. Die Heimreise derselben durch Norwegen, Deutschland und Oesterreich glich einem Triumphzuge, und speciell in Wien haben sie einen Empfang gefunden, der nur erklärlich ist durch die seit der letzten Finanzkatastrophe ernster gewordene und nun auch für andere Dinge als die Börse empfängliche Stimmung. Die bei kälterm Blute ins Gedächtniß zurückgerufenen Erfolge der fast gleichzeitigen Hall'schen (nordamerikanischen) Nordpolexpedition haben dem Enthusiasmus zuletzt einen kleinen Dämpfer aufgesetzt; denn die höchste nördliche Breite ist, wie sich nachträglich herausgestellt, nicht von den Oesterreichern, sondern von den Amerikanern erreicht worden, und erstere müssen sich mit dem Ruhme begnügen, ein neues Land entdeckt zu haben. Die Erd- und Naturforschung bleibt ihnen dessenungeachtet zu großem Dank verpflichtet und registrirt in ihre Annalen mit neidloser Anerkennung die Errungenschaften der jüngsten Pionniere der Wissenschaft.

Chronik der Gegenwart.

Nekrologe.

K. Hirzel, Rector des Gymnasiums und außerordentlicher Professor der Philologie an der Universität in Tübingen, starb am 13. April 1874. Hirzel war ein trefflicher Schulmann und Gelehrter. Durch seine Doppelstellung an der Schule und Universität hat er einen segensreichen Einfluß auf die Bildung der würtembergischen Schulmänner ausgeübt. Am Philologischen Seminar war er als Lehrer sehr thätig. Natürlich mußten seine aus der Praxis entspringenden Vorlesungen über Gymnasialpädagogik förderud wirken. Im Jahre 1862 gab er ein Programm der philosophischen Facultät: „Grundzüge zu einer Geschichte der classischen Philologie", heraus, das im vorigen Jahre neu aufgelegt worden ist. Diese Schrift beweist, in einem wie hohen Grade sich Hirzel mit der Geschichte seiner Wissenschaft vertraut gemacht hatte. Trefflich sind auch die von Hirzel verfaßten Artikel in der Schmidt'schen „Encyklopädie des gesammten Erziehungs- und Unterrichtswesens" (Philologie und anderes). Das Programm über die „Tendenz des Agricola von Tacitus" (Tübingen 1871) hat mit Recht Anerkennung gefunden.

Hirzel war am 10. Mai 1808 in Künzelsau in Würtemberg geboren; 1821—26 besuchte er das Seminar in Urach, dann die Universität Tübingen; 1835 übernahm er die Stelle eines Rectors der Lateinschule in Nürtingen, 1845 wurde er Professor am Seminar in Maulbronn, 1853—57 Oberstudienrath in Stuttgart, 1857 ordentlicher Professor der classischen Literatur in Tübingen, und 1864 Rector des Gymnasiums und außerordentlicher Professor an der Universität.

Am 5. Febr. 1874 starb zu Berlin der frühere Director des Gymnasiums zum Grauen Kloster, Johann Friedrich Bellermann. Er wurde am 8. März 1795 zu Erfurt geboren, wo sein Vater, der bekannte Johann Joachim Bellermann, damals als Professor der Theologie und Alterthumskunde lebte. Nach absolvirtem Gymnasialcursus ging Bellermann nach Berlin, dann nach Jena, wo er mit Eifer Philologie studirte und daneben schönwissenschaftliche Collegia besuchte. Im Jahre 1819 wurde er als Hülfslehrer am Gymnasium zum Grauen Kloster in Berlin angestellt. Nach einiger Zeit, während welcher er seine vorzügliche Lehrgabe auf das glänzendste bewährte und eine unermüdliche Ausdauer in seinen pädagogischen Bestrebungen an den Tag legte, wurde er als ordentlicher Lehrer an derselben Anstalt engagirt. Später zum Professor ernannt, stand er dem Gymnasinm vom Jahre 1847 an als Director vor. Er bewies in dieser Stellung eine seltene pädagogische und administrative Begabung und zeichnete sich zugleich durch große Gewissenhaftigkeit und Energie wie durch liebenswürdige Hingebung und persönliches Interesse gegenüber seinen Schülern aus, sodaß der alte Herr noch bis an sein Ende von einer zahllosen Schar durch ganz Deutschland zerstreuter Schüler dankbar verehrt und geliebt wurde, wie sich dies bei jeder Gelegenheit, zuletzt noch bei seinem Tode, stets kundgab. Unter den Schriften Bellermann's nennen wir als die vorzüglichsten: „Die Hymnen des Dionysius und Mesomedes" (Berlin 1840), „Anonymi scriptio de musica et Bachii senioris introductio artis musicae" (Berlin 1841),

zum ersten mal auf Grund alter Handschriften herausgegeben und erläutert; „Die Tonleitern und Musiknoten der Griechen" (Berlin 1847), „Griechische Schulgrammatik" (Berlin 1852) und eine Ausgabe von des Sophokles „König Oedipus" (Berlin 1857). — Johann Friedrich Bellermann war ein Bruder des bekannten Theologen Christian Friedrich Bellermann, der im Jahre 1863 zu Bonn starb. Heinrich Bellermann, der Musiker und Musikschriftsteller, ist ein Sohn des Verstorbenen. Die philologische Welt verliert in dem Dahingegangenen einen ihrer hervorragendsten Vertreter.

Revue der Erd- und Völkerkunde.

Afrika wird gegenwärtig von allen Seiten von Engländern, Franzosen, Deutschen so durchforscht, daß seine alten Mysterien nun wol bald offen gelegt, die weißen Flächen seiner Karte gefüllt sein werden.

Dem Lieutenant Cameron, Chef der Livingstone-Hülfsexpedition, ist von der londoner Royal Geographical Society, in deren Auftrage er reiste, das Mandat entzogen worden, nachdem das ihm aufgetragene Geschäft erledigt war und Livingstone gefunden worden ist, die Kosten der Expedition auch die dafür ausgeworfene Summe beträchtlich überstiegen haben. Cameron harrte dessenungeachtet auf seinem Posten aus, und es wäre gewiß sehr schade, wenn er gerade jetzt zum Rücktritt genöthigt werden sollte, wo ihm die Lösung der in jener Region anhängigen Probleme so nahe liegt. Marinelieutenant Cameron besitzt in einem so eminenten Grade, wie sehr wenige Reisende, die für seine Aufgabe erforderlichen wissenschaftlichen und persönlichen Qualificationen. Es ist für ihn gegenwärtig in England eine Subscription eröffnet, um ihn zur Fortsetzung seiner Reise zu befähigen.

Nachdem am 8. Nov. 1873 Lieutenant Murphy und Dr. Dillon mit Livingstone's Leiche nach der afrikanischen Ostküste abgegangen waren, war Cameron in seinem Quartier zu Kuihara in Unjanjembe allein zurückgeblieben. Livingstone's Leute hatten berichtet, daß ein Tagebuch ihres Herrn und eine Karte der unbekannten Region zwischen Kitanguli an der Küste und dem Njassasee in Udschidschi liegen geblieben sei, und daß Livingstone den Wunsch geäußert habe, dieselben möchten abgeholt werden. Cameron erachtete es für seine Pflicht, diesem letzten Wunsche nachzukommen, wie er sich auch für verpflichtet hielt, Livingstone's geographisches Werk nach Kräften fortzuführen und womöglich zum Abschluß zu bringen. Er litt noch schwer an den Nachwirkungen des Fiebers und der Ophthalmie, brach dennoch am 11. Nov. zu Kuihara auf, wurde aber im benachbarten Dorfe Mekuendua durch die Desertion der Pagasi (Lastträger) längere Zeit aufgehalten, sodaß er seine Reise erst am 2. Jan. 1874 antreten konnte. Seine Route hielt sich südlich von der Burton's, erst südwestlich von Unjanjembe nach dem Ngombe, dem südlichen Hauptarm des Malagarasi, dann westlich nach Uwenda, und sie wirft Licht auf die ganze Südhälfte des Malagarasisystems, welches dem Tanganjika den größten Theil der Gewässer im Osten desselben zuführt. Stanley's Weg zog sich weiter nach Süden hin, um das Gebiet des räuberischen, in Insurrection gegen die Araber befindlichen Negerhäuptlings Mirambo zu vermeiden. Cameron hielt sich also in der Mitte zwischen den Wegen Burton's und Stanley's. Mirambo war übrigens gegenwärtig noch so mächtig wie zuvor; denn die Araber stritten sich untereinander wegen des Oberbefehls. Fast ganz Ugara ist ihm unterworfen. Cameron kam auf seinem Wege überall auf die infolge der Verheerungszüge Mirambo's verlassenen Dörfer und verödeten Felder.

Bei Schikurah im Süden von Unjanjembe, 3480 Fuß hoch, 20 englische Meilen östlich vom Ngombe, bog Cameron von seiner südwestlichen Richtung nach Westen um. Das Land war eine reizende, obwol vollständig flache Ebene, eine offene, glänzend grüne Grasflur, durchzogen von Hainen und Gebüsch. Im Süden strömt der Ngombe, ein breiter Spiegel, in langen Windungen, reich mit Wasserlilien geschmückt; die grüne Grasflur, hier und da auch ein Baum, tritt unmittelbar an den Wasserrand vor. Der Ngombe, der südliche Hauptnebenfluß des Malagarasi, entspringt im Südosten von Unjanjembe; er läuft erst 100 Meilen nach Westen, dann 125 Meilen nach Nordwesten.

Bei Kuatosi, einem Dorfe auf einem kleinen vereinzelten Hügel, 4 Stunden westlich

vom Ngombe, betrat man Ugara, und Leute kamen vom Fürsten Taka, um den Mhongo (Zoll) einzufordern. Das Land ist noch immer eine vollständige Ebene, doch dichter mit Gebüsch bestanden, in deren dichtestem Theile die Dörfer liegen. Trotz der anscheinenden Fläche steigt der Boden nach Westen zu fortwährend an, sodaß die Ebene, 60 englische Meilen von Schikurah, 400 Fuß höher liegt als dieses. Das Land ist fruchtbar; der Anbau unbeträchtlich.

Am 15. Jan. in Kuikura, 60 englische Meilen westlich vom Ngombe, 3880 Fuß hoch, mußte wieder Mhongo entrichtet werden. Hier war beträchtlicher Anbau von süßen Kartoffeln, die hier das vorzüglichste Nahrungsmittel sind. In der Nähe befindet sich eine Niederlassung flüchtiger Sklaven, die schon zu Burton's und Speke's Zeit bestand, in neuester Zeit jedoch starken Zuzug erhalten hat durch die Desertion von Sklaven, welche die Araber gegen Mirambo führten. Dieselben sind mit Musketen bewaffnet und Cameron fand es gerathen, sie zu vermeiden und deshalb von der Hauptstraße abzubiegen.

Am 17. Jan. kamen im Westen Berge in Sicht, die jedoch bald durch heftigen Regen verdeckt wurden. Am Wege traten hohe steile Granitfelsen auf, über welche Gießbäche hinabstürzten. Diese Bäche ergießen sich in den Mtumbo, welcher im südlichen Utendi entspringt und nach einem Laufe von 100 Meilen nach Nordwesten in den Sindi fällt, 20 englische Meilen unterhalb des Ngombe.

Bis zum 22. Jan. hatte man heftigen Regen. Cameron wurde durch den Biß eines Centipeden im Bein gelähmt und genöthigt, sich des Tragsessels zu bedienen, wobei er sehr heftige Schmerzen litt. Man hatte fortwährend anstehende Granitfelsen links zur Seite und mußte mehrere durch den Regen geschwollene Nebenflüsse des Mtumbo passiren. Am 23. setzten die Reisenden in einem Kautschukboote über einen dieser Flüsse, welcher 45 Schritt breit und 10 Fuß tief war.

Am 25. Jan. kam die Expedition in Kowenda, dem Hauptort von Uwenda, an, welches auf einem steilen Granithügel erbaut ist, wie alle Dörfer der Uwenda, die aus Furcht vor den Arabern und ihren Nachbarn, den Uawinsa, welche sie in die Sklaverei schleppen, ihre Niederlassungen stets auf solchen Felsenhügeln, meistens am Rande von Abgründen, errichten. Viele Menschen wohnen auch in Felsenhöhlen. Die Dörfer sind nur klein, enthalten nur gegen 30—70 Männer, und jeder Dorfhäuptling hält sich für unabhängig. Die Landschaft war freundlich. Wohlbestellte Aecker waren von starken Zäunen, aus doppelt gelegten Blöcken bestehend, umzogen. Der Weg ging von hier an 50 Meilen nach Norden zum Malagarasi.

Am 2. Febr. ging die Expedition über den Sindi oder untern Ngombe auf einer natürlichen Grasbrücke, welche sich vollkommen sicher zeigte. Dies Geflecht von Gras und Farrn erschien in der Mitte wie fester Grund, zumal sich dort Erde gelagert hatte. Der Fluß ist hier 300 Fuß breit. Das Hügelland endigt am Sindi plötzlich mit steilen, capartig vortretenden Höhen, und jenseit beginnt die Ebene der Uawinsa, welche mit süßen Kartoffeln, Yam und Mais gut bestellt ist. In Itambali, dem ersten Dorfe, waren die Einwohner höflich und zuvorkommend. Die Aelterleute brachten den Fürsten von Uwinsa, einen Knaben von acht Jahren, um die Fremden zu begrüßen und den Mhongo in Empfang zu nehmen.

Am 7. Febr. kam Cameron nach Ugaga am Malagarasi, 3048 Fuß hoch, womit Burton und Speke's Route von 1858 erreicht war. Am 8. wurde der ganze Tag zugebracht mit Verhandlungen über das Uebersetzen über den Fluß. Der Malagarasi war an der Fähre nur 90 Fuß breit, aber er hatte eine reißende Strömung. Am 10. kamen die Kähne, vier ausgehöhlte Baumstämme, 18 Fuß lang und 2 Fuß breit und zwei, die aus einem einzelnen, an den Enden zusammengenähten Stück Rinde gemacht waren, 20 Fuß lang und 2 Fuß breit. Es war überaus roh gearbeitetes Fahrzeug. In jeder Fahrt wurden an drei Personen nebst Gepäck übergesetzt, wobei das Wasser an drei bis vier Zoll vom Kahnrand stand. Das Uebersetzen währte fünf Stunden, von 8 Uhr morgens bis 1 Uhr mittags. Mpeti war das erste Dorf am rechten Ufer, in Breite 5° 7′ 37″, von wo Cameron seine Route weiter nach Westen fortsetzte.

Am 13. Febr. kam man von Luguwa an der Westgrenze von Uawinsa nach Ukaranga. Der Hauptbetrieb ist dort Salzbereitung; das schwarze Erdreich ist stark mit Salz geschwängert, welches durch Abwaschen und Abdampfen ziemlich rein hergestellt wird.

Am 15. Febr. passirte man den Russigi, dessen Thal früher mit Dörfern und Aeckern, jetzt mit Dickicht besetzt war, und am 16. den Ruguwa, wo man einen Elefanten im Dickicht blasen hörte, jedoch nicht sichtete. Am 19. kam man in ein hügeliges Land mit ausgedehntem Bambuswuchs. Man fand, daß der Landweg nach Kawele (Udschidschi) nicht passirbar war wegen des heftigen Regens, welcher den Fluß Rutsche in reißende Flut gesetzt und den Schlamm sehr tief gemacht hatte, und beschloß, sich über den Tanganjika dahin zu begeben.

Am 21. Febr. erblickte Cameron zum ersten mal des Tanganjikas mächtigen Spiegel. Nach zwei Stunden Marsch über eine, in allen Richtungen von Hippopotamuspfaden durchzogene Fläche gelangte er nach dem Hafen Ukaranga, von wo große stattliche Kähne die Expedition in $1^1/_4$ Stunde nach Kawele in Udschidschi brachten. Hier wurden sie von den Wasuahili- und Wamrimakaufleuten auf das freundlichste empfangen und in einem bequemen Quartier untergebracht. Der Markt war reichlich versehen mit Fischen, Früchten, Bananen, Granatäpfeln, Ochsenherzäpfeln, Limonien, Tomaten, Yamwurzeln, Kürbis, Gurken, Mais und Reis und sonstigen Cerealien, Eiern, Geflügel, Schafen, Rindvieh. Udschidschi liegt nach Cameron in 4° 58′ 3″ südl. Br., 30° 4′ 30″ östl. L. von Greenwich. Die Höhe des Tanganjika beträgt nach ihm 2754 Fuß (nach Speke 1844, nach Livingstone 2884 Fuß). Livingstone's Sachen, das Tagebuch, die Karte und ein Sextant, wurden Cameron ausgeliefert. Udschidschi ist das Hauptquartier aller nach Manjuema kommenden Kaufleute. Vor Anfang Mai ist es unthunlich, im Westen des Sees zu reisen, weshalb Lieutenant Cameron die Monate März und April einer gründlichen Untersuchung des Sees widmen wollte, zu welchem Behufe er ein Boot mit 14 Rudern und Segeln erstand. Im Mai gedachte er dann mit erlesener Mannschaft nach dem Lualaba zu gehen; sollte sich jedoch Sir Samuel Baker's Hypothese bestätigen, daß der Tanganjika mit dem Albert-Njansa ein und dasselbe Gewässer sei, so würde Cameron sich dann nach Norden wenden und sich mit dem am Albert-Njansa operirenden Oberst Gordon in Verbindung setzen.

In der Meinung, daß Cameron, nachdem ihm die Unterstützung der londoner Geographischen Gesellschaft entzogen war, nicht im Stande sein werde, seine Reise fortzusetzen, ist inzwischen auch der Amerikaner Stanley im Auftrage des „New-York Herald“ und des „London Telegraph“ nach der ostafrikanischen Küste und dem Tanganjika abgereist, um die dort inzwischen gereiften Früchte der Erkenntniß zu pflücken.

In der entgegengesetzten Richtung, an der Westküste Afrikas, sind Franzosen und Deutsche thätig.

Die Franzosen gründeten im September 1872 unter dem Pater Duparquet eine katholische Missionsanstalt zu Landana, 45 englische Meilen nördlich von der Mündung des Kongo, welche ihren weitern Unternehmungen in jener Richtung eine günstige Basis gewährt. Inmitten einer rauhen Gebirgslandschaft ist das Thal von Landana ein überaus freundliches; es erfreut sich eines sehr zuträglichen Klimas; Palmen, Mais und Kassawa gedeihen vortrefflich, die groszgewachsenen Neger machen rüstige und intelligente Arbeit. Für die nicht beträchtliche Summe von 30 Pfd. St. hat Duparquet dieses Thal von einem Quadratkilometer mit mehrern Quellen und Wald und Weide an den Abhängen erkauft. Er hat eine landwirthschaftliche Schule angelegt und hatte bereits im October 1873 16 Zöglinge, fast sämmtlich Söhne von Häuptlingen.

Der Fluß Kiloango bildet eine treffliche Wasserstraße aus dem Innern nach Landana. Es ist neuerdings eine Anzahl von holländischen Factoreien, auch eine französische, hier angelegt worden.

Der Marquis de Compiègne und Hr. Marche sind von ihrer westafrikanischen Reise nach Frankreich zurückgekehrt, nachdem sie den Ogowe, jenes mächtige Gewässer, welches einen Mündungsarm dem Gabun, einen zweiten dem Cap Lopez (0° 36′ südl. Br.), einen dritten dem Fernand Vaz, 110 englische Meilen vom Gabun, zusendet, 213 Kilometer östlich von San Quita, 60 Kilometer nördlich von Punkt Fetisch, aufwärts beschifft hatten. Durch Kriege und den Fall des Flußwassers wurden sie an der Vollendung ihrer Reise gehindert und zur Umkehr genöthigt, als sie die Mündung des Iwindo, eines großen rechten Nebenflusses, erreicht hatten. Sie begannen ihre Reise

am 9. Jan. Bei Obanga passirten sie den Arm, welcher den Ogowe mit dem Gabun verbindet. Sie kamen sodann durch hohe bewaldete Felsen, welche von den Negern angebetet werden. Weiter hinauf kamen Stromschnellen, wo die Felsen mit dem Flusse in gleicher Ebene liegen. Nach vier Tagen Reise durch ein wüstes Land gelangte man zu den Bakale, wo das häßliche Volk der Okota angetroffen wurde, welche große Sklavenhändler sind. Die Fahrt auf dem Ogowe ging äußerst langsam von statten wegen der heftigen Strömung und des felsigen Bettes des Flusses. Weiter erreichte man die Jalimbongo, deren fruchtbares Land Ueberfluß an Lebensmitteln liefert. Walker's thätiger Vulkan erwies sich bei näherer Untersuchung als ein Berg mit einem See auf dem Gipfel. Die Bootsmannschaft zeigte sich hier sehr meuterisch. Oestlich von den Jalimbongo fanden sich die Apindschi, kleine, sanftmüthige Menschen, welche den Anfällen der räuberischen Oschieba, eines mit den Fan oder Pahuin verwandten Stammes am rechten Flußufer, ausgesetzt sind. Hier fand wieder Meuterei der Bootsmannschaft statt, welche mit Mühe beschwichtigt wurde, ehe die Fahrt fortgesetzt werden konnte. Dann wurde die Fahrt durch Stromschnellen unterbrochen, worauf der Fluß sich zur Breite einer englischen Meile erweiterte und die Fahrt besser von statten ging. Endlich kam das Gebirgsland der Okanda, wo die Reisenden eine Zeit lang verweilten. Die Okanda sind stattliche Leute, welche in dem Rufe stehen, große Zauberer zu sein. Sie bauen Bananen und Mais. Ihre Aecker werden gleichfalls von den Oschieba heimgesucht.

Die Expedition, welche die im vorigen Jahre gestiftete Berliner Afrikanische Gesellschaft nach Westafrika entsandte, hat die Aufgabe, die fernsten Punkte du Chaillu's, Schweinfurth's und Livingstone's im Innern Afrikas miteinander zu verbinden, und die wissenschaftliche Bedeutung ihrer Mitglieder — Dr. Güßfeldt Chef, von Hattorf, Falkenstein und Soyaux Zoologen und Botaniker, Lenz Geolog — verbürgt eine entsprechende Ausführung dieser großen Aufgabe. Inzwischen hat Professor Adolf Bastian, der nach dem Unfall mit der Nigritia mit von Görschen die Küstenlande von Loango bereiste, das Unternehmen eingehend erörtert und die bisherigen Nachrichten über die zu erforschenden Länder zusammengestellt in seiner Schrift: „Die deutsche Expedition an der Loangoküste".

Güßfeldt unternahm nach seiner Ankunft an der Küste zuvörderst eine vorläufige Untersuchung des Quillu, und damit zugleich eine Recognoscirung des Weges, auf dem die Expedition sich wahrscheinlich ins Innere begeben wird, und zwar zunächst in der Richtung nach Schweinfurth's Mombuttuland, wonach die Expedition den Aequator im Binnenlande kreuzen wird. Der Quillu, ein wichtiger Strom, nach Angabe der Eingeborenen ein Arm des Kongo, erheischte jedenfalls einige Untersuchung. Güßfeldt trat seine Quillureise bereits am 6. Oct. an, wurde aber durch einen Fieberanfall bis zum 26. Oct. zurückgehalten. Sein Weg wurde mit Chronometer und prismatischem Compaß vermessen. Der Quillu hat eine Barre an der Mündung. Oberhalb der Mündung sind während der letzten fünf Jahre an der Stromschwelle große Stücke vom rechten Ufer fortgespült worden, sodaß die Grundplätze mehrerer Factoreien jetzt unter Wasser stehen. Der untere Fluß hat durchschnittlich eine Breite von 400 Schritt. In der Factorei Chimbak, 29 Meilen oberhalb der Mündung, verweilte Güßfeldt einen Monat. Er wohnte dort in einer auf Pfählen erbauten Hütte; seine Kost bestand in Geflügel, Cassave und Palmnüssen. Bei Kamatschitomu fängt der Quillu an felsig zu werden; bei Maniamatal erheben die Flußufer sich beträchtlich und in den Bumma-Stromschnellen durchbricht der Fluß dann, in ein enges Felsenbett zusammengedrängt, die erste der parallel aus Nordosten nach Süden ziehenden Ketten der Krystallgebirge. Güßfeldt gelangte nun nach den Walddörfern der Bajumbe, welche an die Batumbo grenzen. Weiter hinauf lichtete sich die dichte Waldung, und die Landschaft nahm einen mehr parkartigen Charakter an, während die Kuppen des nächstfolgenden Gebirges den Hintergrund bildeten. In Nunsi, 2100 Fuß hoch, hatte der Reisende eine weite Aussicht bis auf die Grasebene von Jangela am Fuße des Gebirges. Die Landschaft erinnerte lebhaft an die Schweiz. Güßfeldt fand den Schädel eines Gorilla. Die Richtung des Flusses zu Berg war erst Nordost, dann Nordnordost, die Breite durchschnittlich 150 Schritt; an einzelnen Stellen verengt er sich auf 75, an andern erweitert er sich auf 400 Schritt. Nachdem Güßfeldt nach Majombe übergesetzt hatte, kehrte er nach Chinchoxo an der Küste zurück, wo er am 2. Dec. ein-

traf und die andern Mitglieder der Expedition vorfand. Im Januar setzte die Regenzeit mit aller Macht ein und nöthigte zu längerer Rast.

Der Geolog Lenz reist vorderhand getrennt von der übrigen Expedition am Ogowe Er will diesem Fluß bis an den äußersten, von den Händlern erreichten Punkt, dann den Okanda aufwärts folgen und das Land geologisch untersuchen, worauf er sich mit Güßfeldt's Partei vereinigen oder nach Umständen auch allein nach Nordosten in das Binnenland vorgehen wird. Dr. Lenz, welcher ein Hamburger ist, wird nach bereits erhaltener Zusage in der Factorei des hamburger Kaufmanns Wörmann am Ogowe eine treffliche Operationsbase vorfinden.

Oberst Gordon, Sir Samuel Baker's Nachfolger am obern Nil, kam nach einer Reise von 18 Tagen über Suez, Suakin und Berber am 15. März in Chartum an. Die Pflanzenansammlung, welche Baker anderthalb Jahre lang aufhielt, ist von der ägyptischen Regierung mit Erfolg zerschnitten worden. Der Durchschnitt verursachte einen solchen Wasserschwall, daß Hippopotamen fortgerissen und gegen die Dampfschiffe geschleudert und getödtet wurden. Gordon kam am 16. April in Gondokoro an und hoffte im October in den großen Nilseen einzutreffen.

Auf Nachtigall's wichtige Forschungen im Westsudan hoffen wir im nächsten Berichte zurückzukommen.

Dournaux Dupéré, welcher die centrale Sahara bereist, hat 130 Kilometer des untern Igargar aufgenommen, jenes großen frühern Flußthales, welches einst in die Tritonbai mündete, seit 17 Jahrhunderten aber trocken lag, bis es vor einigen Jahren überschwemmt wurde. Dupéré ist jetzt in Gesellschaft von Hr. Joubert und zwei Isogat Tuareg von Gadames nach der Oase Rhat gereist, wo er den Johenuchen, den mächtigsten Herrn der Asdscher Conföderation, zu treffen erwartete. In Anerkennung seiner verdienstlichen Unternehmungen hat Dupéré vom Rath von Konstantine eine Verwilligung von 2000 Frs. und von der Französischen Geographischen Gesellschaft eine von 1900 Frs. erhalten.

De Lesseps hat der Französischen Akademie der Wissenschaften das Project Roudaire's vorgelegt, im Süden von Algier einen großen See oder eine See herzustellen. Lesseps macht als Beweis des Klimawechsels, welchen ein solches Gewässer in der algierischen Wüste hervorbringen würde, geltend, daß seit November 1869, wenn die Bittern Seen auf dem Isthmus von Suez mit Wasser gefüllt werden, das dortige Klima sich dermaßen veränderte, daß daselbst gegenwärtig Regen fällt, was bekanntlich vorher nicht vorkam.

Die Expedition von Rohlfs, Zittel und Jordan war Mitte März in der Oase Dachel in Libyen angekommen. Zittel hat erhebliche geologische Entdeckungen gemacht. Rohlfs' Expedition gewährt überhaupt zum ersten mal eine gründliche Untersuchung der libyschen Oasen in topographischer, hypsographischer, geologischer, botanischer, zoologischer und archäologischer Beziehung über einen Flächenraum von 17 Quadratgraden, ein Flächenraum, der bisher mit zu den unbekanntesten Regionen Afrikas gehörte. Von den libyschen Oasen waren nur Augila und Siwa einigermaßen bekannt. Rohlfs hat jetzt bereits in Deutschland über die Resultate seiner Reise berichtet.

Im Anschluß an Rohlfs' Expedition unternahm Schweinfurth am Anfang des Jahres eine Reise nach der Oase El Chargeh (die äußere), drei Tagereisen östlich von der von Rohlfs besuchten Oase Dachel. Sein darüber in der geographischen Section der diesjährigen Versammlung der Britischen Association gehaltener Vortrag war der bei weitem interessanteste aller in diesem Jahre dort gehaltenen Vorträge.

Schweinfurth verließ die Stadt Siut Anfang Januar 1874 und machte in $5\frac{1}{2}$ Tagen die Reise von 100 Kilometer nach Chargeh, dem Hauptort der Oase. Ende April kehrte er von dort über Girgeh nach dem Nil zurück.

Die Oase hat eine Länge von 120 Kilometer und ist, wie alle Oasen, eine Einsenkung im Plateau der Wüste. Sie wird an der Ostseite in ihrer ganzen Länge von einer gerade von Norden nach Süden laufenden Felsenkette begrenzt, die sich 1000 Fuß über die Sohle der Oase erhebt, welche 300 Fuß über der See liegt. Dieser Felsenzug bildet den Rand der Landtafel, welche sich von der Oase bis zum Nilthal ausdehnt, und

besteht in seinen obern Schichten aus demselben harten, schillernden, röthlichen, nummulitischen Kalkstein, aus dem die Oberfläche des libyschen Plateau größtentheils besteht. Der untere Theil der bastionenartig in die Oase vortretenden Felswand besteht größtentheils aus Kreideschichten, oft von blendendem Weiß. An der Nordseite des Plateau stehen ähnliche steile Felshöhen. An den andern Seiten erhebt das Plateau sich nur mit allmählichem Anstieg von der Oase und erreicht erst in ziemlicher Entfernung das Niveau des Ostrandes. Man gewahrt sehr bald, daß die Landschaft hier wesentlich verschieden von der des Nilthals ist.

Die Oase ist keineswegs eine ununterbrochen grüne Ebene. Von der Höhe der östlichen Felsenmauer erblickt man dasselbe einförmige Gelb, das den Reisenden fortwährend begleitet, nachdem er die Kornfelder des Nils verläßt, denselben einförmigen Wechsel von Sanddünen und Kies- und Steinflächen, und darin hier und da zerstreut schwarze und dunkelgrüne Flecken. Diese Flecken sind die urbaren Gründe der Quellen mit ihren hohen Akazien- und Palmenhainen, Aeckern, Bächen, schilfumschlossenen Teichen, die Oasen in der Oase. Sie gewähren ein Bild im kleinen von der ganzen Wüste, welche nach Strabo's Ausspruch einem Leopardenfell gleicht.

Anders ist der Eindruck, welchen der Reisende empfängt, wenn er die angebauten Stellen selbst betritt. Hier entzückt ihn die Schöpfung des belebenden Elements, welches aus den verborgensten Tiefen sprudelt: anmuthige grüne Felder, schattige Haine, dergleichen man am Nil vergeblich sucht. Er erblickt murmelnde Bäche, welche, von kunstfertiger Hand geleitet, sich in verschiedenem Niveau wiederholt durchschlängeln, hier und da sich in Lachen ausbreiten; alle entspringen aus Quellen, welche Riesenbäume beschatten und welche die frischeste Grasflur umwuchert. Für denjenigen, welcher an die einförmige Fläche des Nilthals gewöhnt ist, erhöht der landschaftliche Reiz des Gefildes sich sehr, weil es in schwellender Wellenform sich hebt und senkt, in Terrassen zu den überfließenden Quellen hinaufsteigt. Nach der öden Wildniß, durch die er gewandert, entzückt den Reisenden dieses Bild unversieglicher Frische und Kraft. Hier ist eine treibende Fülle von Thier- und Pflanzenleben im engsten Raum zusammengedrängt, dort ist das gerade Gegentheil über einen ganzen Continent ausgebreitet.

Die Zahl der Einwohner wird auf 5700 angegeben, von denen auf El Chargeh, den Hauptort, allein 3000 kommen. Beris, die südliche Stadt, hat 1000 Einwohner. Obgleich die Einwohner Feuerwaffen besitzen, sind sie doch aus Furcht vor den tripolitanischen Banden genöthigt, eng zusammengedrängt in ihren kleinen festen Plätzen zu wohnen. Das Städtchen El Chargeh bildet eine ganz eigenthümliche Festung. Um Raum zu sparen, sind die Häuser nicht an, sondern auf einem starken Gerüst von Ständern und Balken über den Straßen gebaut. Die innere Stadt ist das Nballema, die Dunkelheit, so genannt, weil man hier in der Dunkelheit, zwischen jenen Gerüsten umhertastend, einhergeht.

Obgleich die Sprache sich nur wenig von derjenigen der heutigen Aegypter unterscheidet, so zeigt doch die Physiognomie der Einwohner keine Verwandtschaft mit dem ägyptischen Typus. Ihre dünnen Lippen, langen, schmalen Nasen und schräg geschlitzten Augenlieder unterscheiden sie davon auf das schärfste. Schweinfurth erblickt in den Einwohnern der Oase einen Ueberrest einer jener zahlreichen libyschen Völkerschaften, welche in den hieroglyphischen Verzeichnissen aufgeführt werden und welche höchst wahrscheinlich zur Berberrasse gehörten.

Die Einwohner unterscheiden sich von den Aegyptern auch durch einen eigenthümlichen gelblichen Teint, was die benachbarten Aegypter dem in der Oase so häufig herrschenden Fieber zuschreiben, das in der heißen Zeit durch die miasmatischen Ausdünstungen der Reisfelder verursacht wird.

Auch in ihren Gebräuchen unterscheidet sich die hiesige Bevölkerung beträchtlich von den Aegyptern sowie von den Beduinen. Die Leute sind sehr tolerante und sehr laxe Mohammedaner, beachten wenig den Unterschied zwischen Reinem und Unreinem, verspotten die vorgeschriebenen Gesetze und die Vorschriften des Propheten überhaupt.

Das koptische Christenthum ist aber gänzlich, sogar ohne die Spur einer Tradition verschwunden. Desto deutlicher wird jedoch von den hinterbliebenen Denkmälern der Vergangenheit der einstige Wohlstand der Oase bekundet. Fünf große Tempel, deren Ursprung bis auf das 5. Jahrhundert v. Chr. zurückreicht, bestätigen die Verbindung mit

dem Nilthal, welche Inschriften in den ägyptischen Tempeln dann bis auf das 15. Jahrhundert zurückführen. Sieben feste Burgen aus der Zeit der frühern Kaiser zeigen, welch eine wichtige Rolle diese jetzt so öde Region im Römischen Reiche spielte. Hunderte von Brunnen, jetzt mit Sand ausgefüllt, die große Nekropolis von Hibe, die damalige Hauptstadt, die zahlreichen großentheils noch gut erhaltenen Ruinen von Wohnhäusern, Klöstern und Kirchen, welche über die ganze Oase, sogar in den ödesten Bezirken, verbreitet sind: dies alles beweist die Größe der Bevölkerung und die Ausdehnung des Anbaues in der christlichen Zeit. Mit Ausnahme der altägyptischen Tempel sind alle diese Gebäude aus ungebrannten Ziegeln errichtet und sind wegen der Seltenheit des Regens in guterhaltenem Zustande. Auch hat die spätere Entvölkerung wol sehr zu ihrer Erhaltung beigetragen.

Die großen römischen Burgen, deren im Nilthal keine vorkommen, verdienen besondere Aufmerksamkeit. In den Vorhöfen von vieren befinden sich guterhaltene griechische Inschriften, welche die Daten ihrer Erbauung angeben. Man findet darin die Namen Titus, Galba und Trajan, die Namen der respectiven Eparchen und Militärcommandanten, die der vornehmsten Städte Hibe, Kysis, Tchonemyris. Die Burgen enthalten 50—60 Quadratmeter Grundfläche; die Ringmauern sind 15 Meter hoch und 3—4 Meter dick und sind gewöhnlich doppelt und durch Bogen verkuppelt. Zwischen den beiden Mauern befinden sich die Treppen, welche nach den Zinnen hinaufführen. Massive Rundthürme verstärken das solide Gemäuer. Eine Anzahl kleiner gewölbter Gemächer im Innern der Burg diente zum Quartier der Besatzung, zu welcher auch zwei Schwadronen deutscher Reiterei gehörten. Neben einer Burg steht noch das guterhaltene Haus eines Commandanten aus der Zeit Trajan's, welches mehrere hochgewölbte Säle enthält.

Die alten Einwohner müssen an eine viel bequemere Einrichtung der Wohnung gewöhnt gewesen sein als das gegenwärtige Geschlecht, dessen niedrige Lehmhütten auf die roheste Weise gebaut sind. Durch die Anwendung des Bogens wurde die Nothwendigkeit der Holzzimmerung beseitigt und dem Bau eine edle Form ertheilt. Die große christliche Nekropolis von Hibe in der Nähe von Chargeh befindet sich in einem außerordentlich guterhaltenem Zustande. Sie nimmt den weiten Abhang des Gebel el Ter ein und enthält über 200 Mausoleen. Dieselben erinnern mehr an den römischen als den griechischen Baustil und weichen gänzlich vom ägyptischen ab. Man sieht, daß die hiesigen Christen der ersten fünf Jahrhunderte ihre Leichen einbalsamirten. Es gibt hier Inschriften in großer Menge, namentlich griechische, welche mitunter durch mehrere Jahrhunderte fortlaufende Serien bilden.

Die Gesteinbildung des Bodens besteht vorherrschend aus Schichten von nummulitischem Kalkstein, weißer Kreide, thonichtem (röthlichen oder gelblichen) Kalkstein, untermischt mit Mergel. Im Mergel findet sich der Alaun, welcher einen Hauptausfuhrartikel von Chargeh ausmacht.

Der Ackerbau gründet sich auf den Bestand von 75 thätigen Quellen. Dieselben entladen sich durch künstlich ausgehauene Gruben, welche 60—100 Meter tief und von 1 Meter Diameter sind, ein Irrigationssystem, das bereits in den ältesten hieroglyphischen Texten erwähnt wird. Die Gruben sind meistens voll von Sand und werden nur mit Mühe von gänzlicher Verschüttung freigehalten. Auf die Eröffnung neuer Quellen verstehen die Einwohner sich nicht. Doch sind die in den letzten Jahren von einem ägyptischen Ingenieur in der Oase Dachel angestellte Bohrungen von erstaunlich günstigem Erfolg gewesen. In 60—100 Meter Tiefe wird in der Oase überall Wasser angetroffen, und überall zeigt sich der unterirdische Wasservorrath unerschöpflich. Würde den Artesischen Brunnen mehr Aufmerksamkeit gewidmet, so würde diesen Regionen ihr früherer Wohlstand leicht zurückgegeben werden können. Woher diese anscheinend unerschöpflichen Wasservorräthe in den Tiefen der Erde unterhalb der Wüste kommen, ist eine noch unerklärte Frage. Die Irrigation in Chargeh ist gegenwärtig noch in einem sehr primitiven Zustande und weit hinter der ägyptischen zurück.

Die Treibsandhügel sind eine große Gefahr für die Oase; die fruchtbarsten Felder und Palmenhaine werden davon verdeckt. Nirgends hat Schweinfurth solche Sandmassen gesehen. Der vorherrschenden Windrichtung folgend, ziehen die Sandhügel fortwährend von Norden nach Süden mit einer schwachen Abweichung nach Westen. Die Höhe der

Sandhügel bei El Chargeh beträgt 30—100 Meter. Die größten Sandhügel beginnen jedoch erst im Westen der Oase Dachel, wo, undurchdringlich für Kamele, sie die Expedition Rohlfs' hemmten und einen Weg nach Nordnordwesten einzuschlagen zwangen.

Der Anbau der Oase zeigt eine größere Mannichfaltigkeit, als man nach der beschränkten Ausdehnung des urbaren Bodens annehmen möchte. Mit Ausnahme der Schweinsbohne, welche am Nil einen so verbreiteten Anbau hat, findet man hier sämmtliche Culturpflanzen des Nilthals wieder. Reis ist das Hauptcereal und die hauptsächliche Speise in der Nordhälfte der Oase, Durra (Kafferkorn) in der Südhälfte. Weizen und Gerste werden in beiden Theilen, jedoch mit geringerm Erfolg gebaut. Die Gerste wird nur zur Fütterung der Hausthiere benutzt. Der Reis ist von vorzüglicher Güte und könnte mit Vortheil ausgeführt werden.

Die wichtigste Frucht der Landwirthschaft ist bekanntlich die Dattel. Nach der Zahl der Dattelpalme schätzt man den Wohlstand des Hauswirthes. Die Dattel ist der Stapelartikel der Ausfuhr. Die Anzahl der weiblichen Dattelpalmen in der Oase wird auf 80000 angegeben, wahrscheinlich zu niedrig, weil nach der Zahl der Dattelpalmen wie nach der Ausdehnung des sonst bestellten Bodens die Taxen aufgelegt werden. Auch erhebt die Regierung eine Abgabe von den aus den Blättern der Dattelpalme gemachten Körben. Für je 100 Palmen müssen 30 solche Körbe in Siut abgeliefert werden, wo der die Regierung führende Mudir residirt.

Ungeachtet der weiten Streckung ihrer Wurzeln erfordert die Dattelpalme Irrigation, und die Haine werden alle Woche gewässert. Die Bäume werden selten über 30 Fuß hoch; ihre Dicke, die reiche Belaubung, die erstaunliche Blattlänge zeugen jedoch von gedeihlichem Wachsthum. Bei Bulak unfern von Chargeh wachsen die feinsten Datteln. Dort sah Schweinfurth die wunderbare Seltenheit einer Dattelpalme mit sechs Aesten, welche sämmtlich jährlich reiche Ernten ertrugen.

Die am meisten gezogenen Hausthiere sind Esel, Kühe und Büffel. Das Schaf entartet leicht. Es gibt kaum ein Dutzend Pferde, die jedoch gedeihen. Es ist aber ganz unmöglich, das Kamel zu acclimatisiren; nicht ein einziges ist hier vorhanden. Reichliches Futter aller Art ist im Ueberfluß, allein das Kamel erliegt der feuchten, miasmatischen Luft und der Plage der Fliegen und Mücken. Tauben, Hühner und Truthüher werden gehalten.

Fünf Raubthierspecies sind häufig: der Wolfshund (Canis lupaster), der libysche Luchs (Felis libyca), der Nilfuchs, der Schakal und der Fennek (Megalotis cerdo). Der letzte, der kleinste Vertreter des Hundes, ist das häufigste Raubthier von allen. Er wird von den Einwohnern in geschickt gestellten Schlingen gefangen und gegessen; denn sie verschmähen kein Fleisch, das in regelrechter Weise geschlachtet worden ist. Die Hyäne scheint hier nicht heimisch. Die große Anzahl der Nager (Meriones und Depus), welche die Wüste bewohnen, gewährt das Unterhaltsmittel für diese große Menge von Raubthieren, die man deshalb fortwährend im Boden graben sieht. Der Luchs greift jedoch oft Ziegen an und der Fuchs beschleicht Tauben- und Hühnerstall. Heuschrecken und Eidechsen geben dem Fennek oft ein leckeres Gericht. Allen Raubthieren ist die Dattel eine Lieblingsspeise. Vögel gibt es in großer Menge, doch sind es meistens Zugvögel.

Die Flora ist eine allen Oasen Libyens gemeinsame, welche mit der des Nilthals scharf contrastirt. Schweinfurth sammelte in El Chargeh 225 Species, von welchen aber die Hälfte durch den Reisbau eingeführt worden ist und auf Indien und die Mittelmeerländer hinweist. Im Süden, wo kein Reisbau stattfindet, ist die Flora einförmiger und der Wüstenflora näher verwandt.

Wir fügen unserer obigen Darstellung der österreichischen Nordpolexpedition noch einige Angaben hinzu.

Bereits im Juni waren zwei Expeditionen zur Unterstützung Payer's nach Nowaja-Semlja abgegangen, die eine unter Graf Wilczek, der bekanntlich den größten Theil der Kosten der Ausrüstung der Expedition beigetragen hat, und der nun reiche Vorräthe mitnahm, unter andern auch eine Anzahl Luftballons, vermittels deren er sich mit den Vermißten in Verkehr zu setzen beabsichtigte, die andere unter Kapitän Wiggins, Examinator des englischen Handelsamtes im Hafen von Sunderland, welcher im Dampfer

Diana von Dundee abging mit einem Vorrath von präservirten Lebensmitteln, welche Hr. Leigh Smith beisteuerte. Ferner ging Hr. Rickaby, welcher im vorigen Jahre die Baffinsbai beschiffte, in Leigh Smith's Jacht Sampson zu gleichem Behufe nach Spitzbergen.

Hr. Leigh Smith machte auf seine eigenen Kosten drei Expeditionen in seiner Jacht Sampson nach Spitzbergen während der Monate Mai bis September der Jahre 1871, 1872 und 1873. Der fernste von ihm erreichte Punkt war im Norden der Sieben Eilande. Im Jahre 1873 wurde von ihm der schwedischen Expedition, welche im Norden von Spitzbergen eingefroren war, wesentliche Unterstützung gewährt, wofür er vom König Oskar II. von Schweden den Nordsternorden erhalten hat.

Kapitän Wiggins hatte neben dem Zwecke der Hülfsleistung für Payer auch die Absicht, zu untersuchen, ob der Ob nicht durch die Karasee erreicht und diese große Wasserstraße für den Verkehr nach dem innern Asien eröffnet werden könne, und er ist nun nach einer sehr erfolgreichen Reise am 25. Sept. in der Diana wieder glücklich nach Dundee zurückgekehrt.

Er segelte am 4. Juni von Dundee. In Tromsö und Hammerfest erklärte jedermann, es sei gar keine Aussicht vorhanden, in die Karasee einzufahren; Wiggins ließ sich jedoch nicht abschrecken. Er erreichte die Waigatschstraße am 26. Juni und fand die Einfahrt ganz offen; das vorhandene Eis war unbedeutend. Die Diana segelte längs der Südküste der Karasee in den Karischen Busen im Westen der Samojedischen oder Jalmal-Halbinsel, an welcher ein Eisfuß von 3—4 englischen Meilen Breite stand. Das Land war dort von mäßiger Höhe, ganz frei von Schnee, mit niedrigem Gras, Moos und Blumen bekleidet. Wiggins wurde darauf bei der Lütke-Insel im Nordosten des Karischen Busens drei Wochen lang vom Eise festgehalten. Er traf dort mehrere norwegische Fahrzeuge, deren Mannschaften mit Robben- und Walroßfang beschäftigt waren. Als die Diana wieder frei geworden war, fuhr sie in den Mutamabusen, wo Senkbleimessungen und andere Beobachtungen angestellt wurden. Am 3. Aug. wurde Wiggins durch einen heftigen Sturm genöthigt, nach der Karasee zurückzukehren. Die Küste derselben war jetzt überall frei von Eis, und am 5. Aug. gelangte Wiggins nach dem Obibusen. Er fand, daß die Weiße Insel an der Nordspitze der Halbinsel Jalmal vor der Einfahrt des Obischen Busens auf den Karten unrichtig angesetzt ist, wenigstens 60 englische Meilen zu weit nach Westen. Er fuhr den Obibusen gegen 20 englische Meilen hinauf und fand eine sandige Insel, die nur eben an die Oberfläche des Wassers hinanragte. Da das stürmische Wetter anhielt, erachtete Kapitän Wiggins es für das Beste, die Rückfahrt anzutreten; zumal die Jahreszeit schon vorgerückt war und er sich nach den Oesterreichern umzusehen hatte. Bei der Weißen Insel war die See so eisfrei, daß es aussah, als ob man gerade nach der Beringsstraße segeln könne. Am 25. Aug. fuhr der Kapitän noch einige Meilen nach Süden in die Karasee und fand sie vollständig offen, indem das Eis sämmtlich nach Norden getrieben war. Wiggins steuerte nach der Waigatschstraße, um nach der Westküste von Nowaja-Semlja zu gelangen, weil er annahm, daß die Oesterreicher, falls sie ihr Schiff verlassen haben sollten, sich ungefähr um diese Zeit nach ihrem Depot bei Cap Nassau, dem Nordwestcap der Nordinsel Nowaja-Semlja, begeben würden. Die Diana erreichte Kostinbai am 30. Aug., das Wetter zwang Wiggins aber, auf Vardö zu fahren. Er war am 2. Sept. 50 englische Meilen von diesem Hafen, wurde aber von dem heftigen Weststurme so weit nach Norden verschlagen, daß er auch den Curs auf Vardö aufgeben mußte und auf Hammerfest fuhr, wo er gerade eine Stunde vor den Oesterreichern ankam. Wiggins ist überzeugt, daß die Karasee bis Mitte October eisfrei bleiben wird, und sieht kein Hinderniß, welches der Eröffnung einer jährlichen Dampfschiffahrt zwischen England und dem Ob entgegenstände. Er empfiehlt eine weitere Untersuchung der Karasee vermittels eines eigens dazu eingerichteten starken Dampfschiffes von geringem Tiefgang. Kein Schiff ist bisher so weit wie die Diana in den Obibusen gelangt, nämlich bis 76° nördl. Br. und 86° östl. L. von Greenwich.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus in Leipzig. Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die neueste Geschichte Spaniens.

Von

Wilhelm Lauser.

V.

Gleich bei der ersten Frage, welche in den constituirenden Cortes verhandelt wurde, platzten die Geister sehr leidenschaftlich aufeinander und machte sich das erdrückende Uebergewicht der monarchisch-demokratischen Mehrheit fühlbar. Die Republikaner verlangten die für die Minderheit günstigere Geschäftsordnung vom Jahre 1854, die ihnen gestattet hätte, durch Verzögerung der Verhandlungen eine um so kostbarere Zeit zu gewinnen, als sie täglich ihre Partei unter den Bevölkerungen wachsen sahen und sich der Hoffnung hingaben, einen entschiedenen Sieg bei den bevorstehenden Wahlen für die Provinziallandtage davonzutragen, die wiederum einen großen Einfluß auf die Cortes selbst ausüben mußten. Allein die Monarchisten hielten unbeugsam an der Geschäftsordnung von 1847 fest, und sie ließen sich kaum zu dem Zugeständniß an die republikanische Forderung herbei, es solle jede Erinnerung an das gestürzte Königthum aus dem Sitzungssaale entfernt werden und außer der Krone und dem Wappen der Bourbonen auch noch das Crucifix von dem Präsidententische verschwinden, das noch in der Eröffnungssitzung sichtbar gewesen war.

Bei der Constituirung des Hauses legte die Mehrheit eine Unduldsamkeit gegen die Republikaner an den Tag, welche zugleich unklug und ein Widerspruch gegen die versöhnliche Sprache Serrano's war. Wir haben gesehen, daß der Präsidentschaft Rivero's zuerst Rios Rosas und dann Olózaga geopfert werden mußte, weil die Progressisten befürchten konnten, von den Unionisten geschlagen zu werden, wenn diese sich mit den Republikanern verbänden, und weil die Unionisten einer sichern Niederlage entgegensahen, wenn sich die Progressisten mit den Demokraten vereinigten. Es war nun wol natürlich, daß der Demokrat Rivero mit sämmtlichen 168 Stimmen, über welche die Mehrheit damals verfügte, zum Präsidenten gewählt wurde, während der Republikaner Orense 50 erhielt. Aber engherzig und kurzsichtig verfuhr die Mehrheit, indem sie kein einziges republikanisches Mitglied unter die vier Vicepräsidenten und gar in den Ausschuß für die Wahlprüfungen aufnahm. Es machte dies im republikanischen Lager sehr böses Blut, denn man mußte jetzt die Hoffnung fahren lassen, so manche monarchische Wahl, gegen welche begründeter Einwand erhoben werden konnte, streichen zu können. Es konnte nicht fehlen, daß unter solchen Umständen der Kampf bei den Wahlprüfungen gleich zu Anfang

mit einer Leidenschaftlichkeit geführt wurde, die dem Ansehen der Regierung wie der Cortes selbst sehr nachtheilig war. Während der Minister des Innern, Sagasta, die Republikaner beschuldigte, den Bevölkerungen die Vertheilung der Güter, das Recht auf die Arbeit, die Abschaffung aller Steuern versprochen zu haben, klagte im Namen der Minderheit Orense die Regierung an, über eine halbe Million liberaler Bürger mit einem Federstrich von der Wählerliste beseitigt zu haben, indem sie in Provinzen, wo mit dem 20. Jahre die Mündigkeit nach bürgerlichem Rechte eintritt, die Wahlfähigkeit auf das 25. Jahr zurücksetzte. Außerdem klagte er den Minister an, durch seine Statthalter den größten Einfluß auf die Wahlen geübt zu haben. Wo ein Statthalter Progressist war, seien die Wahlen progressistisch ausgefallen; wo der Statthalter Unionist war, haben die Unionisten gesiegt; die Wahlen seien das leibhaftige Ebenbild der Ideen des jeweiligen Statthalters gewesen, und nur mit dem zuletzt aufgebotenen Heerbann der kleinen ländlichen Bevölkerungen habe die Regierung die republikanischen Wahlen der großen Städte ausgleichen können. Noch weiter als der sogenannte Patriarch der republikanischen Partei ging sein jüngerer Gesinnungsgenosse Castelar, indem er die Regierung geradezu anklagte, die republikanischen Statthalter unmittelbar vor den Wahlen abgesetzt zu haben. „Wenn wir", rief derselbe in einer seiner schönsten und leidenschaftlichsten Reden aus, „obwol uns gleichgesinnte Statthalter fehlten, 70 republikanische Abgeordnete hierher gebracht haben, so wäre die Zahl der letztern sicher auf 200 gestiegen, hätte Herr Sagasta uns, wie der Liberalen Union, 20 Statthalter zur Verfügung gestellt." Solche Aeußerungen untergruben das gesetzliche Ansehen der Cortes bei den Massen sicherer und vollständiger, als der Austritt der Minderheit aus der Versammlung gethan hätte, den die Heißsporne der Partei verlangten, nachdem diese planmäßig bei den Wahlen der Präsidenten und des Wahlausschusses übergangen worden war.

Die liberalen Erklärungen, welche sowol der Präsident des Hauses als die hervorragendsten Mitglieder der provisorischen Regierung abgaben, als am 22. Febr., dem Geburtstage Washington's, wie der Republikaner Figueras hervorhob, endlich die Cortes für constituirt erklärt wurden, konnten weder den Kampfesmuth der Republikaner im Congreß, noch das Mistrauen der Massen mehr entwaffnen. Es ist bezeichnend, daß zum Schutze der Versammlung bei jener feierlichen Sitzung bereits bewaffnete Macht aufgeboten wurde. Präsident Rivero bezeichnet es in seiner Antrittsrede als die Aufgabe dieser Cortes, die lange constituirende Periode abzuschließen, die einst so glorreich von den Cortes zu Cadix eröffnet worden, und in politische Einrichtungen und dauerhafte Gesetze die Grundsätze der Septemberrevolution zu verwandeln. Diese letztere selbst nennt er eine wesentlich demokratische, da ihr erster Grundsatz die durch die allgemeine Abstimmung besiegelte Nationalsouveränetät, ihr zweiter Grundsatz die unbeschränkten Menschenrechte seien. Seinem Einfluß und Antrag verdankten es auch noch die Republikaner, daß die anfangs geltende Geschäftsordnung von 1847 durch die von ihnen gewünschte Geschäftsordnung des Jahres 1854 ersetzt wurde, bis der ständige Geschäftsordnungs-Ausschuß eine neue endgültige ausgearbeitet haben würde.

Nachdem noch auf Antrag Rivero's, dem Vorgange der Cortes von 1854 entsprechend, die Abschaffung des Eides für die Abgeordneten beschlossen war, wurde folgende Mittheilung der provisorischen Regierung verlesen: „Nach der endgültigen Constituirung der Cortes, welche die politische Organisation des Landes zu beschließen haben, will der Unterzeichnete in seinem Namen und in demjenigen der übrigen Mitglieder der provisorischen Regierung die Vollmachten, welche die Revolution ihnen übertragen und welche sie seit dem 8. Oct. des letzten Jahres ausübten, niederlegen, und er legt sie feierlich und achtungsvoll in den Schos der Cortes nieder. Madrid, 22. Febr. 1869. Francisco Serrano." Diese Mittheilung begleiteten Serrano selbst und Topete mit der ernsten Mahnung an

die Cortes, durch rasche Beschlüsse die gegenwärtige große Krisis zu beendigen. Es war sehr bezeichnend, daß kein bürgerliches Mitglied der Regierung bei dieser Gelegenheit das Wort ergriff. Dafür gab noch Prim persönliche Erklärungen ab, in welchen er zunächst seine Uebereinstimmung mit Topete und Serrano bestätigte und dann die große Frage des Tages, die Thronfrage, berührte. Er erklärte eine Wiederherstellung des gestürzten Herrscherhauses, von der man munkelte, für ganz unmöglich; daß er selbst, aus Ehrgeiz, um Regent zu werden, an eine Rückführung Don Alfonso's denke, wies er als Verleumdung seiner Feinde zurück. Noch bedeutungsvoller aber war es, daß er es als eine Lüge bezeichnete, wenn man ihm überhaupt einen vorausgefaßten Plan unterschiebe, diesen oder jenen Fürsten auf den Thron zu setzen; das Land solle das Vertrauen zu ihm haben, daß er unter allen Umständen dem Willen desselben, den die Cortes auszusprechen haben, sich fügen werde.

Prim hatte hiermit die wundeste Stelle der ganzen Lage aufgedeckt. Die Einigkeit der monarchischen Parteien und der Mitglieder der Regierung war allerdings eine Thatsache, aber eben nur sofern es galt, gemeinschaftlich gegen die Republikaner Front zu machen. Daß diese Einigkeit auch noch die Abstimmung über die Regierungsform überdauern werde, bei der beiläufig 200 Stimmen gegen 80 republikanische stehen mußten, konnte nicht mehr zweifelhaft sein. Aber der erbitterte Federkrieg, den eben jetzt in der monarchischen Presse die Anhänger Ferdinand's von Portugal und Montpensier's sich lieferten, bestärkte die Republikaner in der Vermuthung, daß beide Theile vor allem Ferdinandisten und Montpensieristen, nicht aber Monarchisten seien, und geneigt wären, falls sie mit ihrem Lieblingscandidaten nicht durchdrängen, gemeinschaftliche Sache mit den Gegnern der Monarchie zu machen. In der That lähmte die Ungewißheit über einen Throncandidaten dermaßen die Bewegungen der Regierung, daß dieselbe trotz des allseitig geäußerten Wunsches eines Cabinetswechsels, beziehungsweise der Einsetzung einer neuen provisorischen Regierung, jetzt nichts Besseres vorzuschlagen wußte oder wagte, als daß die seitherigen Mitglieder einfach am Ruder bleiben sollten.

Hier also war es, wo die Opposition zunächst ihre Hebel ansetzen mußte, um die Mehrheit und die Regierung auseinanderzusprengen. Das Schlachtfeld für den ersten großen parlamentarischen Kampf war mit dem Mehrheitsantrage, die Cortes sollten den Mitgliedern der provisorischen Regierung für den in ihrem Amte bewiesenen Eifer und Patriotismus den Dank beschließen und Serrano mit der Bildung der Executivgewalt betrauen, und mit dem Antrage der Minderheit gegeben, die constituirenden Cortes sollten, als echte Vertretung der Nationalsouveränetät, in sich alle Staatsgewalten vereinigen und bewahren und die Executivgewalt ausüben durch einen Ausschuß, dessen verantwortliche und absetzbare Mitglieder von den Cortes selbst erwählt würden. Beim Beginn des großen Kampfes legte der parlamentarische Führer der Republikaner, Figueras, das Geständniß ab, er bereue, damals, als die Verschwörung gegen den Thron Isabella's im Gange war und man über das Banner verhandelte, unter welchem die Revolution auftreten solle, seiner Partei für den Augenblick Schweigen angerathen zu haben, weil die Regierungsfrage der Souveränetät der Nation vorbehalten bleiben müsse und die Republikaner ihr Banner nur entrollen sollten, wenn die Gegner für Montpensier, oder Ferdinand, oder einen andern Throncandidaten, oder für eine bestimmte Regierungsform sich entschieden. Dies sei verhängnißvoll für die republikanische Partei gewesen und müsse ihr ein warnendes Beispiel für die Zukunft sein.

Figueras suchte namentlich dadurch einen Keil in die Einigkeit des Cabinets zu treiben, daß er die Montpensieristen in demselben gegen die Freunde des Herzogs aufhetzte. Er ging aus von der Erklärung Prim's, daß er keine bourbonische Restauration wolle, und

erklärte, es wäre offenbar lächerlich und kindisch, wenn man den Nachkommen des Bruders Ludwig's XIV. nicht als einen Bourbon ansehen wollte.

Einschneidender noch als der Vorwurf der Meinungsverschiedenheit über die Throncandidatur war der Vorwurf, den Castelar gegen die Regierung und die Mehrheit erhob, daß dieselbe nämlich eine Coalition unversöhnlicher Grundsätze und Parteien darstelle. Der vom Unterrichtsminister gewährten unbeschränkten Unterrichtsfreiheit hielt er die freundschaftlichen Unterhandlungen des Justizministers mit dem päpstlichen Nuntius entgegen, dem Wunsche der Mehrheit, die Gewalt Serrano zu übertragen, die Thatsache, daß dessen Partei es auf kaum 70 Stimmen in der Versammlung gebracht habe.

Beide, Castelar und Figueras, griffen außerdem die provisorische Regierung in ihrer Wurzel an, indem sie ihren Charakter als rein dictatorial, ihren Ursprung als ganz illegitim darstellten. Nicht blos der Mangel an jeder neuen Idee — denn die demokratischen Ideen, für welche dieselbe sich erklärte, wurden für die republikanische Partei in Anspruch genommen — wurde ihr vorgehalten, sondern auch die Thatsache, daß sie lediglich von einer Gemeindejunta, derjenigen von Madrid, welche hierzu keinerlei Vollmacht besaß, sich die Vertretung der Nationalsouveränetät hatte übertragen lassen. Und in der That schien nicht unbegründet, was von republikanischer Seite vorgebracht wurde, daß nämlich die einzige Gewalt, welche nach dem Sturz Isabella's würdig und rechtmäßig die Revolution vertreten hätte, ein Ausschuß aller Junten gewesen wäre, die in ihrer ungeheuern Mehrheit durch allgemeine Abstimmung gewählt worden waren. Den größten Eindruck aber machte es nicht sowol im Congreß selber als inmitten der bereits mistrauisch gewordenen Bevölkerungen, daß auch diese Septemberrevolution und die aus ihr hervorgegangene Regierung wiederum als nichts anderes denn ein ganz gewöhnliches Pronunciamiento, als eine Militärherrschaft gekennzeichnet wurde. „Ihr habt Serrano blos deswegen zum Präsidenten der Regierung ernannt, weil er großen Einfluß im Heere hat; nirgends in Europa sieht man solche Dinge wie bei uns; siegen die Moderados, so haben wir Narvaez; die Progressisten, so haben wir Espartero oder Prim; die Liberale Union, so haben wir O'Donnell oder Serrano; wir gleichen jenen alten Vandalen, die ein mit der Spitze in den Boden gestecktes Schwert verehrten." Eine so kühne Sprache von bürgerlichen Rednern gegen regierende Soldaten war in Spanien zuvor noch nie vernommen worden. Castelar ging aber noch weiter. Er legte dem General Serrano die eigenthümliche Idee bei, er betrachte das freie Vaterland als seine Eroberung, die Freiheit als Geschenk seines blitzenden Degens; er habe über alle Ideen geschwiegen, welche die Revolutionsjunten verkündigt, und er habe nur von dem einen gesprochen, wovon jene sämmtlich geschwiegen, nämlich von der Monarchie. Besonders empfindlich war für die Regierung der Vorwurf, daß sie mit ihrem monarchischen Manifest nicht vor der Auflösung der Junten herausgerückt sei, offenbar nur, um diese nicht zum Widerstande zu veranlassen.

Beachtenswerth ist immerhin, wie die republikanische Partei sich die Mittel gedacht hatte, durch welche den revolutionären Ideen ihre entsprechende Form hätte gegeben werden sollen. Nach ihr hätte man damit beginnen sollen, daß man die Menschenrechte verkündigte, die Gemeinderäthe, die Landtage, ja selbst die Statthalter durch allgemeine Abstimmung wählte. Wennschon dieses, aus Frankreich importirte republikanische Ideal der Wählbarkeit aller politischen und Gemeindebehörden die Mehrheit theils erschreckte, theils zum Lachen reizte, so war dies noch mehr der Fall mit dem volkswirthschaftlichen Ideal, das Pi y Margall vor allen andern mit der unerbittlichen, einseitigen Logik eines Schülers Proudhon's entwickelte. Nach dem letztern sollten alle Steuern auf die zwei zurückgeführt werden, die eine mittelbare aus den Zöllen, die andere unmittelbare aus dem Reichthum jeder Art, des Bodens, Handels, Gewerbes, um schließlich mit dem Föderativstaat bei der einzigen Staatseinnahme aus den Zöllen anzulangen. Nach republi-

kanischer Ansicht hätte man beginnen sollen, Steuern abzuschaffen, statt zu vermehren; man hätte sollen das Salz- und Tabackmonopol, den Stempel abschaffen, die Beamtenschaft vermindern, die Verwaltung vereinfachen, den Heeresstand herabsetzen und besonders mit der Verfügung über die Krongüter die Staatsschuld tilgen.

Mit besonderm Nachdruck machte noch die republikanische Partei als Beweisgrund gegen ein Dankesvotum für die Regierung die blutigen Ereignisse von Cadix und Malaga geltend; sie habe nur, um das Unglück nicht noch größer zu machen, jene Einwohnerschaften nicht unterstützt, die ihr volles Recht gegen Uebergriffe und Herausforderungen der Statthalter vertheidigten. Den Schluß aus dieser strengen Abrechnung der republikanischen Redner mit der Regierung faßte Castelar in den Worten zusammen: „Wollt ihr, daß die Namen der Regierungsmitglieder, die uns allerdings die Pforten des Vaterlandes wieder aufgethan haben, in einen Denkstein eingegraben, daß zu ihrem Preise eine Säule errichtet, daß ihnen ein Lorberkranz geflochten werde? Gut, aber schreibt auf jenen Denkstein oder jene Säule: Das Vaterland ist euch dankbar, aber es verbietet euch, wieder die Gewalt einzunehmen, denn wie Scipio wißt ihr zu siegen, aber nicht den Sieg zu benutzen."

Groß war die Ueberraschung der Mehrheit, deren Mitglieder zum vorwiegenden Theil den frühern Kämpfen der sogenannten historischen Parteien in den Cortes beigewohnt hatten, als sie sich nicht blos ganz neuen Ideen, sondern auch ganz neuen Talenten gegenübersah. Die Freiheit hatte wie 1810, 1834, in den zwei Jahren von 1854 bis 1856 auch diesmal eine reiche Ernte von Rednern gebracht. Im Anfang wol mochte man in den Reihen der Mehrheit noch über die akademischen und blumenreichen Reden Castelar's und darüber spotten, daß er im Congreß wie in den Akademien und auf den öffentlichen Plätzen spreche, daß seine Beredsamkeit immer nur in glänzendem Gewande, nie im Hauskleide auftrete, und mehr die Phantasie als das Bedürfniß nach praktischen Lösungen befriedige. Aber ernstlich konnte man sich nicht verbergen, daß diese glänzenden Reden unter einer Bevölkerung, die mehr als jede andere rednerische Leistungen schätzt, eine ganz andere Wirkung üben mußten als bei den skeptischen Hörern unter der Mehrheit. Und in der That läßt sich auch kaum beschreiben, welchen Zauber damals dieser jugendliche und feurige Apostel des neuen republikanischen Evangeliums auf die Massen ausübte. Aber auch die Mehrheit selbst mußte alsbald erfahren, daß dieser Akademiker oder dieser Volkstribun wie ein alter erfahrener Parlamentsmann die schlagende Antwort auf jeden Angriff bereit hatte und im Feuer seiner Improvisationen kaltblütig genug blieb, um die Blößen des Gegners auszuspähen und auszunützen. Und wenn auch der ältere Demokrat Figueras sich nicht immer allzu leicht von dem girondistischen Idealismus Castelar's, des Schülers der Gambetta, Picard, J. Favre, J. Simon mit fortreißen ließ, und wenn auch zwischen diesen beiden und dem starren Proudhonianer Pi y Margall nicht alle Gegensätze ganz harmonisch sich ausglichen, so konnte die republikanische Minderheit zwar nicht den endgültigen Sieg, aber doch manche schöne Erfolge von dem Feldzuge erhoffen, der unter den Auspicien dieses Dreigestirns so glänzend begonnen.

Die Mehrheit schickte ins Vordertreffen gegen ihre republikanischen Gegner den Demokratenführer Cristino Martos, der denselben theils persönlich, theils durch seine politischen Ueberzeugungen am nächsten stand. In eigener Sache führte derselbe zunächst aus, warum er seinen Sitz nicht inmitten der Republikaner genommen habe. Für ihn und seine Genossen in der demokratischen Partei sei die Republik, die Regierungsform nicht eine Frage der Grundsätze, sondern der Zeitumstände. Darum habe er, als die demokratischen Ideen zur Grundlage für das Bündniß mit der Liberalen Union genommen wurden, und als die hervorragendsten Männer der letztern das Versöhnungsmanifest vom

12. Nov. unterzeichneten, ohne Wanken der Mehrheit sich anschließen können, die nicht sowol eine Coalition sei als die wahrhaft nationale Partei. Nach Martos hatten einfach die drei Parteien, welche zur Septemberbewegung mitwirkten, nach schmerzlichen Erfahrungen begriffen, daß ihre Bemühungen unfruchtbar blieben, solange sie sich gegenseitig bekämpften, weil die einen auf seiten der mit der Dynastie unverträglichen Revolution standen, die andern auf seiten der mit der Revolution unverträglichen Dynastie, welche sie alle dadurch unschädlich machen, ja vernichten konnte; sie hatten begriffen, daß dieselben Kräfte, die sich vereinigen mußten, um in einem einzigen Ansturm den Widerstand der bourbonischen Dynastie zu brechen, noch ferner zusammenhalten mußten, um das neue Recht der spanischen Nation zu gründen und die Restauration unmöglich zu machen.

Neben Martos leisteten der Regierung den wirksamsten Beistand Mata und Moret y Prendergast, welche mit unleugbarem Talent die constitutionelle Monarchie als die natürlichste, den Bedürfnissen und der politischen Reife des spanischen Volkes entsprechendste Lösung vertheidigten. Uebrigens führte die Regierung selbst ihre Sache auch nicht ohne Erfolg. Von den Ultramontanen des Radicalismus, von den Republikanern der Unentschiedenheit angeklagt, führte Justizminister Romero Ortiz aus, die provisorische Regierung habe als getreue Auslegerin des Wunsches der meisten Revolutionsjunten in dem ersten Manifest, das sie durch die auswärtigen Vertreter an Europa richtete, den Grundsatz der Religionsfreiheit aufgestellt und auf jedes Ansuchen die Genehmigung ertheilt, protestantische Tempel und jüdische Synagogen zu errichten. Allerdings habe er nicht die freie Kirche im freien Staate erklären, nicht mit einem Federstrich das Kirchenbudget streichen und 16000 Geistliche dem Elend preisgeben können, denn damit hätte er ein vollständig organisirtes und disciplinirtes, antirevolutionäres Heer geschaffen, das sich wie ein Netz über die ganze Halbinsel gelegt hätte. Die Beziehungen zwischen Staat und Kirche hätten, nachdem er einmal die Fesseln der katholischen Einheit durchbrochen, der Entscheidung der constituirenden Cortes vorbehalten bleiben müssen. Uebrigens machte er den vernünftigen Satz von Moret y Prendergast zu dem seinigen: Wenn wir die Kirche für frei erklären, den Cultus vom Staate trennen, der Geistlichkeit die heute gewährte Subvention entziehen würden, so würden wir verpflichtet bleiben, ihr die eingezogenen Kirchengüter zurückzuerstatten, indem wir diese als Entschädigung in Schuldverschreibungen umwandelten, und diese Entschädigung würde die heutigen Einnahmen der Kirche überschreiten, sodaß die Trennung von Staat und Kirche der letztern eine für die Nation gefährliche Unabhängigkeit und Machtfülle geben würde. Um sich gegen den Vorwurf der Inconsequenz zu vertheidigen, der zugleich von den Ultramontanen und Republikanern erhoben wurde, weil er einerseits den Grundsatz der Religionsfreiheit aufgestellt habe, andererseits im Widerspruch mit dem Vereinsrechte gegen verschiedene religiöse Gemeinschaften eingeschritten sei, rechtfertigte er aus höhern Staatsrücksichten die verfügte Unterdrückung der Gesellschaft Jesu und der Conferenzen Sanct-Vincenz von Paula sowie die Beschränkung der Nonnenklöster. Das Klosterwesen hat stets in Spanien einen raschen und bedeutenden Aufschwung genommen, wenn die Staatsgewalt die öffentlichen Freiheiten niederhielt, und ist in ebenso raschen Verfall gerathen, wenn die Liberalen an der Herrschaft waren. Im Schatten der Klöster hat sich der Bürgerkrieg entzündet, der sieben Jahre hindurch das Land verwüstete und die Jugend decimirte; aus ihren Zellen gingen zahlreiche Cabecillas der Karlisten hervor, aus ihrem kirchlichen Schmuck wurde Münze gemacht für die Ausrüstung der Anhänger des Don Carlos, und die liberale Partei war zu ihrer Selbstvertheidigung gezwungen, diese Herde der Verschwörung zu zerstören. Aehnliches hat sich nun bei der Septemberrevolution wiederholt. Unter Isabella war die Zahl der Klöster wieder auf 900 angewachsen, zum großen Theil gegen klare Bestimmungen des Concordats; insbesondere die Nonnenklöster verschlangen jährlich

eine größere Summe als Justizministerium, oberster Gerichtshof mit 500 Gerichten und 500 Kanzleien. Entsprechend nun dem unter Isabella so vielfach verletzten Concordat, hatte der Minister 600 solcher Klöster aufgehoben. In weit leidenschaftlicherm Tone als der Justizminister rechtfertigte und rühmte der Minister für Handel und Unterricht, Ruiz Zorrilla, die schon früher erwähnten Maßregeln, durch welche er Geistliche und Mönche verhindert habe, die künstlerischen und literarischen Schätze der Kirche durch ihre Unkenntniß oder Nachlässigkeit zu Grunde gehen zu lassen oder gar zur Förderung des Bürgerkrieges an das Ausland zu verkaufen.

Der unglückliche Finanzminister Figuerola, der auch bei viel größerer Begabung den überspannten Erwartungen, die an die Revolution in finanzieller Beziehung geknüpft waren, nicht hätte genügen können, erschöpfte sich in Beweisen, die freilich mehr Glauben unter seinen Genossen von der Mehrheit als bei der Minderheit und außerhalb des Congresses fanden, daß alles Mögliche geschehen sei, um die schlimme Erbschaft seiner Vorgänger los zu werden und den Wünschen des Volkes zu genügen. Die Verzehrungssteuer z. B. abzuschaffen, wie die Revolutionsjunten gethan, war nach seiner Ansicht weder etwas Schwieriges noch etwas Ungewohntes; denn jedesmal, so oft das Land in Revolution war, wurde mit den Wachthäuschen der Verzehrungssteuermänner illuminirt. Aber der Finanzminister am wenigsten konnte den Glauben jener Schwärmer theilen, die das Wort Revolution in einem mystischen, zauberhaften Sinne nehmen, und meinen, mit der Revolution allein lassen sich Wunder an Credit und in den Einnahmen erzielen und z. B. die Verzehrungssteuer aufheben, ohne sie durch eine andere zu ersetzen. Aber wenn man Geld brauche und ein Deficit von 700 Millionen zu decken habe, bliebe nichts übrig, als die Verzehrungssteuer durch eine andere, allerdings möglichst weniger drückende zu ersetzen. Figuerola nannte es geradezu unwürdige Agitationsmittel, daß die Republikaner in dem Augenblick, da man sich zur Rettung des Landes ungeheuere Opfer auferlegen mußte, davon redeten, daß die Conscription abgeschafft werden müßte, daß der Boden nach Verfluß von 20 Jahren demjenigen gehöre, der ihn bebaue, daß die Häuser den Miethsleuten gehörten, die darin seit 15 Jahren gewohnt, daß der Staat ohne Steuern bestehen könne.

Mit nicht geringerer Leidenschaftlichkeit, als er früher in der Bekämpfung der Reaction an den Tag gelegt hatte, wies der Minister des Innern, Sagasta, die Beschuldigungen der Republikaner zurück, sodaß diese von den ersten Tagen der Cortes an sicher waren, in ihm ihren gefährlichsten und unversöhnlichsten Feind zu besitzen. Nachdem schließlich noch Prim, tief gereizt durch die Angriffe der Opposition gegen das Ansehen der militärischen Helden des Septemberrevolution, in fast drohendem Ton erklärt hatte, es sei die Geduld der provisorischen Regierung jetzt genug auf die Probe gestellt worden, und nachdem er namentlich die Klagen der Republikaner über Greuel, welche das Heer in Cadix und Malaga begangen habe, mit der einfachen Versicherung abgefertigt hatte, es sei an allem Vorgebrachten nichts Wahres, wurde der Antrag der Mehrheit mit 168 gegen 62 Stimmen angenommen.

Mit dem Takte, den Serrano bisher bei allen öffentlichen Gelegenheiten seit der Septemberrevolution bewiesen, dankte derselbe in einer feierlichen Ansprache für das Vertrauen der Kammer und versicherte, er werde ein treuer Diener des Vaterlandes und ein achtungsvoller und gehorsamer Vollstrecker des Willens der Kammer sein. Die Anmaßung von Vorrechten oder der Misbrauch seiner Gewalten, wie sie die Republikaner zu befürchten schienen, wäre schon deswegen unmöglich, weil die ausübende Gewalt sich gegenüber als rechtmäßige Ankläger die Mehrheit und vor sich als unbeugsamen und unerbittlichen Richter die Minderheit hätte. Diese versöhnliche Rede bestimmte die Minderheit, durch eins ihrer Mitglieder ausdrücklich kundzugeben, daß sie mit Befriedigung

Serrano's Worte vernommen habe, und daß sie hoffe, seine Thaten würden seinen Erklärungen entsprechen.

In einem Bericht, den an diesem Tage der seitherige Minister des Auswärtigen, Lorenzano, der Kammer vorlegte, wurde mitgetheilt, daß die Regierungen der civilisirten Völker die provisorische Regierung wenige Tage nach ihrer Constituirung anerkannten, während bei Isabella seinerzeit ihr leiblicher Oheim, der König von Neapel, 10 Jahre, der Papst und die Souveräne von Oesterreich und Preußen 15, der Kaiser von Rußland 23 Jahre mit der Anerkennung gezögert hätten. Was sonst die auswärtigen Beziehungen Spaniens unter der provisorischen Regierung betrifft, so war wol das Wichtigste, daß der spanische Vertreter von Washington angewiesen wurde, durch Vermittelung der Vereinigten Staaten einen Friedensvertrag ohne Rückhalt und Bedingung mit den Republiken des Stillen Oceans anzubahnen.

Es konnte vielleicht nicht ganz angemessen erscheinen, das Cabinet von Grund aus zu ändern, unmittelbar nachdem die Kammer demselben ihren Dank votirt hatte; die Entlassung eines oder des andern Mitgliedes konnte, den bestehenden Ueberlieferungen und den Nothwendigkeiten der Lage entsprechend, nur Sache der Vereinbarung mit der betreffenden Partei sein, welcher dasselbe angehörte; vor allem aber war die Einigkeit der monarchisch-demokratischen Coalition eben in diesem Cabinet symbolisirt. Und so bestätigte denn „der Präsident der ausübenden Gewalt" einfach seine seitherigen Amtsgenossen auf ihren Posten, obwol er sich nicht verbarg, wie sehr durch die eben zu Ende geführten Verhandlungen das Ansehen des alten Cabinets erschüttert worden war, und obwol die hervorragendsten Mitglieder der Mehrheit selbst sich mit ihm über die Unmöglichkeit eines längern Fortbestandes desselben ausgesprochen hatten. Das Programm seiner Regierung, sagte Serrano bei der Einführung seiner Minister in der Kammer, sei die Verwirklichung der Grundsätze der Septemberrevolution und der Wille der Versammlung; er hoffe die republikanische Minderheit nicht auf dem Wege der Gewalt, sondern auf demjenigen der Vernunft und der Ideen aufzulösen. Er bedauerte, daß die Ereignisse auf Cuba das Erscheinen der Abgeordneten der Antillen immer noch unmöglich machten, und drückte die Hoffnung aus, die Aufhebung der individuellen Freiheiten auf der Insel werde bald ein Ende haben. Schließlich stellte er ausgiebige Ersparnißmaßregeln in Aussicht, fügte aber bei, daß die neue Ordnung und Freiheit jeden zu großen Opfern verpflichteten.

Trotzdem daß Serrano durch sein würdevolles und versöhnliches Auftreten auch bei dieser Gelegenheit wieder sehr an Ansehen, selbst bei den Republikanern gewonnen und durch die Entschlossenheit, mit der er sich jetzt zu den demokratischen Grundsätzen bekannte, manche traurige Erinnerung an die frühern Thaten seiner Partei, der Liberalen Union, verwischt hatte, fielen seine Mahnungen, die Cortes sollten so rasch als möglich die ihnen gestellten praktischen Aufgaben lösen, auf keinen sehr fruchtbaren Boden. Die Wahlprüfungen von Cadix gaben den Republikanern einen zu willkommenen Anlaß, aufs neue ihre leidenschaftliche Beredsamkeit gegen die Regierung zu richten, die zu Cadix und Malaga unzweifelhafte Volksrechte verletzt und gesetzwidrige Gewalthandlungen begangen habe. Der Minister des Innern und die von den Vorwürfen unmittelbar betroffenen Militärs der Regierung und Mehrheit vertheidigten nicht minder leidenschaftlich ihr Auftreten und stellten die republikanische Partei als eine planlos anarchische oder als ein bewußtloses Werkzeug einer im Finstern schleichenden Reaction dar. Die Luft im Congreß wurde mit jedem Tage schwüler und die Gefahr der republikanischen Propaganda im Lande für die Mehrheit stets bedenklicher.

Mit der Ungeduld einer neuen Partei drängten die Republikaner täglich in den Cortes auf Erledigung der beim Beginn der Revolution gemachten Versprechungen, ohne erst auf die Verhandlungen über den Verfassungsentwurf warten zu wollen. Und täglich

liefen von allen Theilen des Landes mit unzähligen Unterschriften versehene Eingaben an die Kammer ein, welche bestätigten, daß die Massen von dem republikanischen Programm das Heil erwarteten und der Mehrheit die Bekehrung zu republikanischen Grundsätzen zumutheten; die Verlegenheit der Regierung und ihrer Partei, sich stets an nicht einlösbare Versprechungen gemahnt zu sehen, wuchs in demselben Maße wie die Beliebtheit der Minderheitsmitglieder, die in allen volksthümlichen Fragen die Initiative ergriffen. So wurde von dieser Seite des Hauses der Antrag eingebracht: „Wir bitten die constituirenden Cortes, sie möchten, um ihren glorreichen Zusammentritt in Madrid zu feiern und die edeln Gesinnungen, von denen sie beseelt sind, nachdrücklich zu bezeugen, den Beschluß fassen, es solle eine vollständige und allgemeine Amnestie für alle Spanier erlassen werden, welche sich wegen politischer Vergehen, begangen zwischen dem 30. Sept. 1868 und dem 11. Febr. dieses Jahres, in Untersuchung, Haft oder Strafe befinden." Castelar unterstützte in feuriger Rede diesen Antrag, indem er ausführte, daß man nicht mehr, wie die Regierung wol sonst vorgegeben, die ohnmächtigen Parteigänger Isabella's oder Don Carlos' zu fürchten habe; was aber die Republikaner betreffe, so habe die Regierung, indem sie diese seither planmäßig bekämpfte, eben nur die Revolution selbst bekämpft. Außerdem legte er dar, daß politische Vergehen unter einer Regierung, die bis zum 11. Febr. selbst einen nur sehr zweifelhaften gesetzlichen Charakter hatte, doppelten Anspruch auf milde Beurtheilung haben. Minister Sagasta konnte aus dem nach seiner Schilderung bedrohlichen Zustande der Gemüther in Catalonien, wo allerdings die Karlisten in den letzten Tagen hier und dort sich gerührt hatten, nicht hinreichende Beweisgründe gegen die Zeitgemäßheit einer solchen Amnestie schöpfen. Und so blieb den Republikanern diesmal die Genugthuung, wenigstens mit einer viel bedeutendern Minderheit als bis dahin, nämlich mit 94 Stimmen gegen 135 zu unterliegen. Auch konnten sie sich über das Scheitern ihres Antrages damit trösten, daß die öffentliche Meinung gegenüber den von Sagasta beschworenen Schreckgespenstern an den berüchtigten Ausspruch von Gonzalez Bravo sich erinnerte: „Die Revolution steht vor unsern Thoren", und die Mitglieder der gegenwärtigen Regierung als ebenso furchtsam und unversöhnlich bezeichnete wie ihre Vorgänger. Man fand auch allgemein, Sagasta habe damals zu rasch vergessen, daß er selbst noch vor kurzem zum Tode verurtheilt war, weil er sich gegen die bestehende Regierung erhoben hatte.

Jeder Zwischenfall wurde von der Minderheit sorgsam benutzt, um eine grundsätzliche Entscheidung zu Gunsten irgendeiner der Forderungen herbeizuführen, welche seinerzeit von den Revolutionsjunten aufgestellt worden waren. Als die Nachricht einlief, es werde das von einem Kriegsgerichte gefällte Todesurtheil an einem Soldaten vollzogen werden, stellte sie unverzüglich den Antrag, die Cortes sollen von dem Souveränetätsrechte der Gnade Gebrauch machen und die Verwandlung der Todesstrafe beschließen. Zum Jubel der Bevölkerung wurde dieser Antrag auch einstimmig angenommen, und man begrüßte dies als ein wichtiges Präcedens für die völlige Abschaffung der Todesstrafe. Nicht minder populär waren Interpellationen wie diejenige des Republikaners Orense, die Regierung solle über die Summen Auskunft geben, welche der Königin Isabella aus dem Staatsschatze bezahlt worden seien, damit das Volk sehe, wie theuer ihm die Monarchie zu stehen komme, oder wie diejenige Garrido's, die vom Finanzminister verneinend beantwortet wurde, ob den Mitgliedern der gestürzten Dynastie, Anton von Orléans und Bourbon und Maria Luisa von Bourbon noch Staatsgelder ausbezahlt werden; und wie diejenige des Republikaners Caro, ob die Adjutanten des Herzogs von Montpensier, der, um seine bourbonische Herkunft zu betonen, als Antonio von Orléans und Bourbon bezeichnet wurde, noch ihre Besoldungen bezögen. Die letztere beantwortete Prim dahin, daß dieselben allerdings in ihrer Eigenschaft als Kapitäne noch besoldet seien, wobei er

zur Genugthuung der Republikaner den Herzog von Montpensier mehrmals Don Antonio de Orleans y Borbon nannte. Die Throncandidatur des letztern völlig zu Grunde zu richten und überdies noch einen Keil zwischen die montpensieristische Liberale Union und die Progressisten zu treiben, die immer noch an Ferdinand von Portugal festhielten, obwol derselbe den spanischen Thron nun schon verschiedenemal abgelehnt hatte, darauf war eine Anfrage Caro's an den Kriegsminister, ob Antonio de Borbon y Borbon noch mit Recht als Generalkapitän betrachtet werden dürfe, sehr geschickt berechnet. Prim antwortete zögernd, indem er mit den Blicken seine Collegen zu befragen und jedes Wort lange abzuwägen schien, die Regierung habe nicht anders, als sie gethan, handeln können in Bezug auf „Don Antonio de Borbon y Borbon, wie der Herr Abgeordnete sagte, auf Don Antonio de Orleans y Borbon, wie er sich, soviel ich weiß, nennt, oder, da dies nur eine Frage des Ausdruckes ist, in Bezug auf den Herzog von Montpensier. Die provisorische Regierung sah, daß der Herzog von Montpensier Generalkapitän war, und daß er unverzüglich die Septemberrevolution anerkannte; so hat sie ihn als Generalkapitän angesehen, weil sie glaubte, sie müsse die Stellung desjenigen achten, der von der frühern Regierung verbannt worden; sie glaubte nicht, wegen des bloßen Rufes: Nieder mit den Bourbonen! anders mit einer Persönlichkeit verfahren zu können, welche nicht nur nicht kraft dessen, was man das göttliche Recht nennt, legitimer Thronerbe, sondern auch in keiner andern Weise zur Thronfolge berufen war. Ich begreife daher nicht, wie man gegen ihn ein in keiner Weise berechtigtes Anathem schleudern mag". Nachdem der Interpellant auf den Widerspruch, daß man nicht auch den Ex-Infanten Sebastian als Generalkapitän beibehalten habe, aufmerksam gemacht hatte, ergriff Castelar das Wort, um mit wohlberechneter Leidenschaftlichkeit und Uebertreibung den Ministern weitere Aufschlüsse zu entlocken. Er führte zunächst aus, die Anerkennung der Stellung Montpensier's sei die Wiederanerkennung der gestürzten Dynastie; Montpensier sei ein Fremder, er habe nur für sein wahres Vaterland, Frankreich, und gegen die traditionellen Interessen Spaniens in Afrika (Algerien) Dienste geleistet; nur durch seine Heirath mit der Schwester Isabella's habe er alle seine Titel und Auszeichnungen in Spanien erlangt; alle Mitglieder königlicher Familien seien mit ihrem Haupte solidarisch; „niemals, niemals werde ich zustimmen, daß ein fremder Fürst Staatsoberhaupt in meinem Vaterlande werde, denn dies wäre die Fortsetzung unserer historischen Leiden und das Zeichen unsers unheilbaren Verfalls". Dies war mehr, als Montpensier's getreuester Anhänger, Marineminister Topete, vertragen konnte. Mit zornbebender Stimme erwiderte er: „Ich kann sagen, daß Montpensier mehrmals verlangte, nach Afrika (zum marokkanischen Feldzuge) zu gehen, und daß man es ihm nicht gestattete; und wenn er nicht an Bord der Fregatte Saragossa (zum cadixer Pronunciamiento) kam, so geschah dies, weil ich ihm sagte, es würde sich nicht schicken." Nach diesem sehr knappen Katalog der Verdienste Montpensier's um das Vaterland stieß Topete nur noch den einzigen, sehr inhaltschweren Satz hervor: „Wie der Herr Abgeordnete sagen konnte, er werde keinen fremden Fürsten anerkennen, so kann ich ihm meinestheils erklären, daß ich eher für den Herzog von Montpensier bin als für die Republik."

Diese Worte riefen eine ungeheuere Bewegung in der Kammer hervor. Um dieselbe zu beschwichtigen, erklärte Prim, der Marineminister habe nur mit dem ihm eigenthümlichen Freimuth seine persönliche Meinung geäußert; die Anerkennung Montpensier's als Generalkapitän schließe nicht eine unmögliche Restauration in sich; das Beispiel der Familie Orléans in Frankreich sei schließlich ein Beweis, daß nicht immer alle Mitglieder einer Dynastie das Los ihres Oberhauptes theilen. Mit feiner Ironie bemerkte dagegen der Republikaner Figueras, Topete habe eben im Drange seines Herzens mehr gesagt, als er wollte; es sei aber nicht edel, wenn man eine so wichtige Frage nicht offen in

Angriff nehme; die Minister suchten den Gegenstand zu verhüllen, weil sie nicht einig seien und nur die künstliche Einigkeit der Mehrheit erhalten wollen. In der That sei jedoch die Spaltung in der letztern so groß, daß eins ihrer Hauptorgane, die progressistische „Iberia", wiederholt schreibe: „Wir waren und sind immer die eifrigen und unermüdlichen Gegner der Candidatur des Herzogs von Montpensier, weil wir bei unserer tiefen Verehrung für die Freiheit fest überzeugt sind, daß sich die Freiheit und Montpensier nicht vertragen; die Wahl ist allzu leicht gemacht, wenn es nur heißt Republik oder Montpensier." Halte man übrigens dasjenige, was Topete sage, mit demjenigen zusammen, was Prim verschweige, so sehe man, daß eine Idee sich Bahn zu brechen suche, welche den guten Ausgang der Revolution zu gefährden drohe, eine Idee, die überdies wesentlich persönlicher Natur sei; es sei eine unwürdige Mystification, den Herzog von Montpensier nicht einen Bourbon zu nennen; wie im Jahre 1808 die spanische Nation sich erhoben, um einen französischen König zu stürzen, so wolle er auch jetzt nichts von einem französischen Könige wissen. Entschieden lehnte jetzt Prim weitere Erklärungen ab; Serrano aber sagte unleugbar sehr taktvoll: „Wenn die Versammlung die Republik beschließt, so soll die Republik hoch leben; wenn sie die Monarchie beschließt, so lebe die Monarchie! Die Regierung werde jedenfalls nur die Beschlüsse der Cortes ausführen; habe Topete mehr gesagt, als er wollte, so habe er einfach von seinem Rechte als Abgeordneter Gebrauch gemacht"; worauf Castelar erwiderte: er füge sich gleichfalls dem Nationalwillen; wenn er sein Niemals! über den Herzog von Montpensier ausspreche, so thue er dies, weil er bestimmt wisse, daß der Herzog nicht die Majorität in der Kammer habe und dieselbe im spanischen Volke niemals haben werde. Für das letztere hatte der republikanische Abgeordnete allerdings sehr triftige Gründe zur Hand. Denn einige Tage zuvor war bei ihm ein Vertreter des Herzogs erschienen, um ihn zu bitten, er möchte seine Gesinnungsgenossen in Sevilla veranlassen, der Rückkehr Montpensier's in diese Stadt, wo er so viele Jahre gewohnt, keine Hindernisse zu bereiten. Castelar hatte geantwortet, daß politische Gründe der ernstesten Natur sich der Rückkehr des Herzogs widersetzten; er könne in dieser Beziehung der republikanischen Bevölkerung Sevillas keinen Rath geben; allerdings scheine ihm, daß sich Montpensier, wenn er sich in Andalusien sehen lasse, der größten Lebensgefahr aussetze. Da der Vertreter Montpensier's bei Castelar sich besonders auf die Verdienste des Herzogs um die Revolution berufen, so trugen sich die Republikaner eine Zeit lang sogar mit dem Plan, den Antrag zu stellen, man solle vom Kriegsministerium das Verzeichniß der von Montpensier zum Zweck der Revolution vorgestreckten Summen verlangen und dieselben heimzahlen. Jener Zwischenfall in der Kammer aber hatte die große Bedeutung, wenn nicht die Throncandidatur Montpensier's für immer unmöglich zu machen, so doch die Republikaner über die Aussichtslosigkeit derselben und über die Uneinigkeit im Schose der Mehrheit zu orientiren. Diese Uneinigkeit wurde noch durch die weitere, sehr sprechende Thatsache ins Licht gesetzt, daß während der Verhandlungen die Mehrzahl der Progressisten und Demokraten den Republikanern zu wissen thaten, sie würden mit ihnen stimmen, wenn sie einen Antrag stellen wollten, dessen Sinn auf die Ausschließung Montpensier's hinausliefe, nämlich den Antrag auf Streichung des Herzogs von der Liste der Generalkapitäne. Die Republikaner begnügten sich aber, Kenntniß von den Namen der entschiedenen Gegner Montpensier's zu nehmen und sich zu überzeugen, daß seine Candidatur von den meisten Progressisten bekämpft wurde. Montpensier jedoch mehr als nur moralisch unmöglich zu machen, hüteten sie sich wohl, um nicht die Vereinigung aller Monarchisten für Ferdinand von Portugal herbeizuführen.

Mit Geschick suchte die Minderheit namentlich auch aus den volkswirthschaftlichen Fragen für sich politisches Kapital zu schlagen. Indem sie auf die Abschaffung der Ver-

zehrungssteuer und des Salz- und Tabackmonopols drang, und hierauf bezügliche Anträge stellte und begründete, konnte sie nicht blos aufs neue ihre eigene Sache als zusammenfallend mit dem greifbarsten Interesse des Volkes erscheinen lassen, sondern auch durch Beschäftigung der Kammer mit immer neuen Fragen die Verhandlung über die Staatsform weiter hinausschieben und zur Verlängerung eines Zustandes beitragen, welcher der Republik ähnlich sah wie ein Ei dem andern. Sie kümmerte sich deshalb für den Augenblick sehr wenig um den sachlich wohl begründeten Einwand des Finanzministers, daß die Republikaner selbst, wenn sie ans Ruder kämen, nicht wüßten, wie sie den Wegfall solcher Staatseinnahmen decken sollten. Zu den allergefährlichsten Agitationsmitteln in den Händen der Republikaner gestaltete sich aber die Conscriptionsfrage. In Uebereinstimmung mit vielen feierlichen Erklärungen der Regierungsmitglieder selbst und mit dem Programm der Revolutionsjunten stellte die Minderheit den Antrag auf Abschaffung dieser Einrichtung. Nun mußte Prim zwar zugeben, daß seit dem Beginn der revolutionären Epoche in Spanien immer von neuem die Abschaffung der Conscription verlangt worden sei, daß er selber als Mitglied der Opposition und in seinen spätern Manifesten diese Forderung aufgestellt habe, ja noch heute ein grundsätzlicher Gegner der Conscription sei. Allein die Schwierigkeit sei nur, wodurch man dieselbe ersetzen solle; denn daran könne doch niemand denken, das stehende Heer abschaffen zu wollen, besonders in einem Augenblicke, da die Anhänger Isabella's und die Karlisten drohten und man alle Kräfte für die Erhaltung Cubas aufbieten müsse. Da die Freiwilligen, so sehr er sonst die Tüchtigkeit und Gesinnungen derselben anerkenne, unmöglich das stehende Heer ersetzen könnten, so bleibe nichts übrig als das Werbesystem, an dessen Einführung er zwar gern seinen Namen knüpfen, das aber bedeutend theuerer zu stehen kommen würde. In ähnlichem Sinne sprach sich auch Topete hinsichtlich der Flotte aus. Die Republikaner nahmen nun vorläufig blos Kenntniß davon, daß Prim das Conscriptionssystem grundsätzlich verworfen hätte; sie stellten den neuen Antrag, es solle wenigstens in diesem Jahre die Conscription unterbleiben; dann gingen sie aber noch weiter und verlangten überhaupt die Abschaffung des stehenden Heeres. Dem Hauptgrunde der Regierung, daß man angesichts der karlistischen und isabellinischen Umtriebe nicht auf Conscription und Heer verzichten könne, hielt Fernando Garrido entgegen, daß das Heer offenbar mehr gegen die Republikaner als gegen die Reactionäre bestimmt sei, da die meisten und stärksten Besatzungen nicht in den Landestheilen, wo sich Karlisten und Isabelliner aufhalten, sondern in denjenigen lägen, wo die Bevölkerungen republikanisch gesinnt seien; das Heer in Spanien sei überdies schon seit lange nicht mehr das Heer des Volkes, sondern das willenlose Werkzeug ehrgeiziger Generale gewesen. Aus allen Theilen des Landes liefen zu gleicher Zeit bei den Cortes Bittschriften um Abschaffung der Conscription und Nachrichten über große Volkskundgebungen in diesem Sinne ein; aus Barcelona meldete man, der Gemeinderath würde andernfalls seine Entlassung nehmen; die Arbeiter seien entschlossen, das Stadthaus zu besetzen und alle auf die Conscription bezüglichen Urkunden zu zerstören; ähnliches wurde über Stimmung und Absichten der Bevölkerungen in den andalusischen Städten berichtet. Als nun auch in Madrid selbst großartige und stürmische Volkskundgebungen gegen die Conscription in Scene gesetzt wurden, bei welchen sich sogar die Frauen aus dem Volke betheiligten und den Congreß mit ihrem Geschrei erfüllten, glaubten die Mitglieder der ausübenden Gewalt, ihr Ansehen in der Kammer, das durch die Unentschiedenheit der Mehrheit stark Noth gelitten hatte, und ihr Ansehen bei den Bevölkerungen, dem ihre seitherige Unthätigkeit äußerst nachtheilig gewesen war, dadurch wiederherstellen zu müssen, daß sie die Opposition einzuschüchtern und die Mehrheit zu überzeugen suchten, daß das Heil einzig auf ihnen beruhe. Die Anklagen der Minister des Innern, der Marine und des Krieges, daß sogar einige republikanische Mitglieder des

Congresses bei jenen Kundgebungen offene Empörung gepredigt hätten, konnten zwar noch als unbegründet oder übertrieben zurückgewiesen werden; und gegenüber der drohenden Aeußerung Prim's, er werde die Aufträge der Cortes zu vollstrecken wissen, was es auch koste, führte Figueras aus, die Regierung scheine einen im geheimen verabredeten Plan zu verfolgen; sie wolle die Minderheit auf den Weg der Ungesetzlichkeit drängen; diese sei jedoch entschlossen, die Souveränetät und Beschlüsse der Cortes zu achten. „Es liegt keine Nothwendigkeit vor, die Beschlüsse der Cortes mit Gewalt durchzusetzen; faßt vernünftige Beschlüsse, und dieselben werden durchgeführt werden, auch ohne daß man zu den Waffen greift!“ Es sei sehr gefährlich, daß Prim immer wieder sich den Anschein eines Gesellschaftsretters geben wolle.

Allein wenn es auch den Republikanern gelang, diesen ersten Ansturm abzuwehren, so verloren sie doch Schritt um Schritt an Boden, als jetzt die Regierung Nachrichten aus der Provinz Cadix, aus Jerez und andern Orten Andalusiens vorlegte, welche von Aufregung des Volkes und Anfängen bewaffneter Erhebungen meldeten, und als sie die Cortes feierlich aufforderte, ihr allen Beistand zur Aufrechthaltung der öffentlichen Ordnung zu leihen. Die Minderheit glaubte nicht umhin zu können, gleichfalls der Regierung diesen Beistand zu versprechen und sich gegen den Appell an die Massen zu erklären; ja sie sprach ihre unumwundene Misbilligung aus, als der Minister des Innern den Cortes die Meldung brachte, es sei über die Frage der Conscription zum offenen Aufruhr in Jerez gekommen. Daß sie hiermit voreilig gehandelt habe, merkte sie erst, als wahrheitsgetreue Berichte und Augenzeugen von Jerez anlangten und als Minister Sagasta unter dem Eindruck der ersten von ihm gegebenen Kunde den Cortes die unzweideutige Zumuthung machte, die Regierung mit außerordentlichen Vollmachten auszurüsten. Er sagte nämlich: „Wir können das Unglück von Jerez nur beklagen, aber da dasselbe sich an andern Orten wiederholen kann, so ist es nothwendig, irgendein Heilmittel zu suchen. Wohl weiß ich, daß das wirksamste Heilmittel in der Solidarität der constituirenden Cortes mit der ausübenden Gewalt besteht; aber es wird nothwendig sein, daß die ausübende Gewalt an jenen Orten etwas thue, welche denselben Conflicten ausgesetzt sind, und daß sie vor allem gewisse Vollmachten habe, um an den bedrohten Punkten zu operiren. Aus diesem Beweggrunde wird die ausübende Gewalt, welche nicht daran denkt, in irgendeiner Beziehung die Bürgerrechte zu beschränken oder im geringsten die allgemeine Freiheit zu mindern, welche sich eben in der Lage befindet, die Gewalt der Gewalt entgegenzusetzen, die Ehre haben, der Berathung der constituirenden Cortes die Mittel vorzulegen, die am wirksamsten sein dürften, um zu verhindern, daß sich jene beklagenswerthen Ereignisse wiederholen.“

Die Furcht vor einem militärischen Staatsstreiche wurde jetzt innerhalb und außerhalb des Congresses so groß, daß selbst die Majorität oder wenigstens der freisinnigere Theil derselben sich nicht entschließen konnte, dem ministeriellen Verlangen entgegenzukommen; andererseits verbarg die Minderheit ihren Entschluß nicht, falls jene außerordentlichen Vollmachten beschlossen würden, aus den Cortes zu scheiden und es auf den Bürgerkrieg ankommen zu lassen. So wagte der Minister am Ende doch nicht, bestimmte Vorlagen zu machen, und die Vorfälle in Jerez hatten zunächst nur die Wirkung, den allgemeinen Eindruck zu verstärken, daß der Bürgerkrieg nur mit größter Anstrengung noch hintangehalten werden könne.

Was jene Vorfälle in Jerez selbst betrifft, so erinnern dieselben, wie sie durch Gesandtschaften von dort geschildert wurden, in mehr als einem Zuge an diejenigen von Cadix und Malaga. Der Gemeinderath von Jerez nämlich, der, wie man zu beachten hat, aus Monarchisten und Anhängern der Regierung bestand, hatte, wie die Gemeinderäthe in andern Städten, beschlossen, auf Gemeindekosten die jungen zur Conscription

berufenen Leute loszukaufen. Andere Gemeinderäthe hatten zu diesem Zwecke mit Erlaubniß der Regierung Anleihen aufgenommen; derjenige von Jerez zog es vor, eine Steuer auf das Brot zu legen. Das gemeine Volk sah in dieser Maßregel lediglich die Erneuerung einer vor kurzem abgeschafften drückenden Steuer, die schon zu manchen Ruhestörungen Anlaß gegeben hatte. Man riß die Plakate des Gemeinderathes von den Mauern, verfolgte die mit der Anheftung derselben Beauftragten mit Steinwürfen und errichtete sogar Barrikaden, die jedoch alsbald wieder auf Zureden besonnener Bürger verlassen wurden. Erst des Abends, als ganz unnöthigerweise noch Truppen in die Stadt einrückten und allerlei Gewaltthaten begingen, kam es zu blutigem Kampfe. Derselbe ist uns von einem ganz unparteiischen Augenzeugen, einem Franzosen, in folgender charakteristischer Weise geschildert worden: „Bei ihm sind ungefähr 170 Mann von den Truppen kampfunfähig gemacht worden; das Volk hat beiläufig 300 Mann an Todten und Verwundeten verloren; 700 wurden als Gefangene nach Ceuta gebracht. Die regelmäßig in Jerez einquartierte Truppe hat sich mit Muth und ohne Erbitterung geschlagen; sie verdient alles Lob; am ersten Tage schoß sie in die Luft, sogar nachdem sie ein erstes Feuer ausgehalten hatte. Sie wollte den Aufstand zum Schweigen bringen, aber das Metzgerhandwerk war ihr offenbar zuwider. Dagegen hat die irreguläre Truppe, die von Cadiz kam, wo sie als Voluntarios nach der Havana eingeschifft werden sollte, Scheußlichkeiten begangen. Die Regierung, welche den Ausbruch von Unruhen in Andalusien erwartete, hätte anständige Truppen bereit halten sollen. Viele der Offiziere dieser Truppe waren betrunken und stachelten ihre Leute noch mehr auf; wehrlose Menschen sind gemordet worden; man hat Häuser geplündert, Weiber getödtet, in Brunnen geworfen, Kinder gespießt. Wenn das Volk geführt worden wäre, wenn es einen Plan gehabt hätte, so muß man bei dem Gedanken an die Verheerung zittern, die es unter den Soldaten hätte anrichten können. Als die Truppe den Bahnhof verließ und — eine große Unvorsichtigkeit — in geschlossener Colonne durch die Stadt nach dem Ayuntamiento bei vollständiger Dunkelheit marschirte, hätten die Aufständischen mit ein wenig militärischem Instinct eine Metzelei unter ihnen anrichten können. Bei den zahlreichen engen, unregelmäßigen Gassen und den überall angebrachten Terrassen wäre nichts leichter gewesen, als auf diese schwarze Masse von Soldaten zu schießen, dieselbe zu vernichten und dann zu fliehen. Auch hätte das Volk die Bahnschienen wegschaffen können, da es wußte, daß Truppen erwartet wurden. Aber die Andalusier sind unbekümmert, selbst im Aufstande.“

Die Ereignisse von Jerez hatten eine große Rückwirkung auf die Dinge außerhalb und innerhalb des Congresses. Die ungeduldige republikanische Actionspartei entzog sich von jetzt an mehr und mehr den gemäßigtern Führern in den Cortes, denen sie schwere Vorwürfe über ihre zu weit gehende Friedensliebe und Gefälligkeit gegenüber der Regierung machte; und im Congreß selbst wurde die Kluft zwischen Mehrheit und Minderheit immer weiter. Und wenn auch nicht die ganze Mehrheit dachte, wie der einstige Besieger von Cadiz und Malaga, man müsse die Republikaner wie Unkraut ausrotten, so war sie doch nach ihrem größern Theil geneigt, zu allem die Hand zu bieten, was die gefährlichen Gegner lähmen konnte. Sie fühlte, daß nicht blos in der Provinz, sondern auch in den conservativen Kreisen der Hauptstadt, ja selbst in den Conferenzsälen der Cortes der moralische Einfluß der republikanischen Minderheit in stetem Wachsen begriffen war. In der That mußte das Talent der einzelnen Mitglieder derselben — zu den bereits bekannten Namen gesellten sich noch neue, wie Caro, Serraclara, Benot — ihre geschickte Taktik, ihre geschlossene Haltung und ihre große Rührigkeit selbst den Gegnern Achtung abgewinnen. Bisher hatten sich fast alle bedeutendern Verhandlungen ausschließlich zwischen der Ministerbank und der Minderheit abgewickelt. Alle freisinnigen und volksthümlichen Anträge waren von den Republikanern ausgegangen; selbst in

der Frage der Amnestie für die Presse hatte sich die Mehrheit den Vorsprung von den Republikanern abgewinnen lassen, obgleich die wegen Preßvergehen in den letzten Monaten Verurtheilten beinahe sämmtlich der absolutistischen Partei angehörten. Zahlreiche Zuschriften aus dem Lande bezeugten denn auch, daß man immer mehr die Republikaner als die einzig echten Träger der Ideen der Septemberrevolution ansehe.

So planten denn die Unionisten eine Art parlamentarischen Staatsstreichs, welcher der Mehrheit mit einem mal wieder in der Kammer die ganze Macht in die Hände spielen sollte. Die Directionsjunta der Mehrheit machte nämlich den Vorschlag, es solle in der Kammer der Antrag gestellt werden: „die constituirenden Cortes genehmigen die Niedersetzung eines Ausschusses für die Municipal- und Provinzialorganisation, für das Wahlgesetz, für die allgemeine Gesetzgebung, für die öffentliche Ordnung". Diese Ausschüsse sollten ausschließlich die betreffenden Interpellationen und Gesetzentwürfe ausarbeiten und vorlegen. Der Sturm, den dieser Antrag auf den Bänken der Opposition hervorrief, wurde noch größer, als man ihr bei der Begründung desselben vorwarf, daß sie täglich unpassende Anträge stelle und als man die Nothwendigkeit hervorhob, das politische und administrative System nicht blos theilweise, sondern auf allgemeinen Grundlagen umzugestalten. Wie Ein Mann erhoben sich jetzt die Führer der Republikaner. Figueras bekämpfte den Antrag, der nicht nur die Minderheit jeder Initiative beraube, sondern auch mit bestimmten Vorschriften der Geschäftsordnung in Widerspruch stehe. Orense erklärte im Namen der Republikaner, sie würden, wenn der Antrag angenommen würde, aus den Cortes scheiden und an ihre Wählerschaft appelliren. Dieser energische Widerstand machte doch im ersten Augenblick die Mehrheit betroffen und verwirrt. Es stand eben auch diesmal wieder nicht aufs beste mit der Einigkeit in ihrer Mitte. Die Regierung selbst war auf jene Directionsjunta der Mehrheit eifersüchtig geworden, weil diese sich ganz die Bedeutung einer Regierung neben ihr anmaßte, während wiederum die Directionsjunta einen Ministerwechsel erlangte, weil verschiedene Unionsmitglieder nicht die nöthige Thatkraft entfalteten. Die Progressisten witterten in dem Antrage eine Hinterlist der Unionisten und die Demokraten wollten anfangs ihr Versprechen, für den Antrag zu stimmen, nur erfüllen, wenn auch Republikaner in jene Ausschüsse gewählt wurden. So beschloß nur eine Mehrheit von 101 Stimmen gegen 91 den Antrag in Erwägung zu ziehen: ein Ergebniß, das die Republikaner wieder allzu früh auf die Möglichkeit einer Auflösung der Mehrheit hoffen ließ. Denn wenn es auch eine Zeit lang hieß, die Directionsjunta wolle ihre Entlassung geben und der Antrag solle ganz zurückgezogen werden, so gelang es doch wieder namentlich den Beschwörungen Prim's und Topete's, welche neue republikanische Erhebungen in Andalusien in Aussicht stellten, die Mehrheit wieder zusammenzuhalten und das Los jenes Antrags zu sichern. Bei der Verhandlung über den Antrag selbst kennzeichnete Castelar denselben als lediglich bestimmt, die Geschäfte der Kammer ins Unendliche auszudehnen, jede parlamentarische Initiative unmöglich zu machen, einen mit dem Amt der Abgeordneten und dem allgemeinen Stimmrecht unvereinbaren bureaukratischen Feudalismus zu begründen, mit der Lähmung der Initiative zugleich die Souveränetät der Cortes zu vernichten, an die Stelle der öffentlichen Verhandlungen das geheimnißvolle Treiben in den Conferenzsälen, an die Stelle der Demokratie eine Oligarchie zu setzen. Frühere Aeußerungen seines Genossen Figueras, die Beschlüsse der Cortes würden auch für die Minderheit bindende Kraft haben, erläuterte er jetzt in fast drohendem Tone dahin, die Versammlung sei zwar souverän, aber nicht allmächtig, sie könne nicht ihr Lebensprincip, die Souveränetät des Volkes und das allgemeine Stimmrecht verleugnen, „wenn ihr wollt, daß wir euere Beschlüsse achten, so müßt ihr unsere Initiative achten". Diese kräftige Sprache sollte übrigens hauptsächlich den schlimmen Eindruck beseitigen, den es machte, daß die Minderheit im Congreß

verblieb, obgleich sie im Fall der Annahme dieses Antrags, der sie mundtodt machen sollte, ihr Ausscheiden angekündigt hatte. Es war in der That nur ein sehr schwacher, nachträglicher Protest, daß die Minderheit den Sitzungssaal verließ, während man zur Wahl der im Antrage bezeichneten Ausschüsse schritt. Dieser selbst war mit einer Mehrheit von 145 gegen 63 Stimmen angenommen worden, nachdem man namentlich den Demokraten, die zuvor mit den Republikanern gestimmt hatten, zu verstehen gegeben, man werde bei der Wahl der Ausschüsse die Republikaner gebührend berücksichtigen; ein Versprechen, das natürlich nicht gehalten wurde, nachdem die Unionisten den Progressisten, um ihren Widerstand gegen den Antrag zu besiegen, unter der Hand freilich sehr allgemeine Zusagen in Betreff der Throncandidatur Ferdinand's von Portugal gemacht hatten.

Die Throncandidatur war noch immer der Angelpunkt, um welchen sich alle Umtriebe der Mehrheitsparteien bewegten. Nach den niederschmetternden Angriffen der Republikaner in den Cortes auf Montpensier und nach den einstimmigen Volkskundgebungen, und angesichts der Abneigung fast sämmtlicher Progressisten gegen denselben, stellten sich zwar die Unionisten an, als hätten sie endgültig auf die Candidatur desselben verzichtet. Aber leider war damit noch nicht ein anderer Candidat gefunden, der allen genehm gewesen wäre. Und zur Steigerung der allgemeinen Verwirrung trug es nur noch bei, daß Olózaga den Montpensieristen und Ferdinandisten immer eindringlicher die Nothwendigkeit predigte, sich auf einen Throncandidaten zu vereinigen, da sich alle Welt sonst von der Unvermeidlichkeit der Republik überzeuge; kaum hatte er aber seinen neuesten Candidaten genannt, den Herzog von Aosta, so entgegneten Montpensieristen und Ferdinandisten einstimmig: „Lieber die Republik!" Wie der bürgerliche, so schien auch der militärische Führer der Progressisten, Prim, nur beflissen, die Unsicherheit der öffentlichen Meinung in dieser Beziehung möglichst zu steigern. Er erklärte zwar in den Cortes den Verdacht der Republikaner für ganz unbegründet, daß jemand daran denke, einen Staatsstreich auszuführen oder dem Lande einen Herrscher oder eine bestimmte Regierungsform aufzuzwingen, aber über die Frage der Throncandidatur erging er sich, trotz seiner wiederholten Versicherung, ganz freimüthig sprechen zu wollen, in orakelhaften Aeußerungen. „Wir wünschen die monarchische Form, und demgemäß wünschen wir hiernach, daß ein König komme. Wo ist dieser König? Was liegt den Republikanern hieran? Wissen Sie nicht, wer dieser König ist? Aber ich weiß, wie viele Abgeordnete, bereits, wer dieser König ist, und mehr als ein König. Wer wird König sein? Derjenige, den die Abgeordneten wollen, denn wir wünschen hier einen König zu schaffen; ich wiederhole, daß diese Frage gelöst ist, da jeder der Abgeordneten bereits weiß, wer sein König sein wird. Diese ist nicht formulirt worden; aber die Republikaner können sicher sein, daß wenn zu ihrer Zeit die Regierungsform beschlossen wird, die Persönlichkeit, welche die Cortes bezeichnen werden, König von Spanien sein wird." Während nach solchen Worten Serrano ausrief: „Ich überlasse die Verantwortung für solche Aeußerungen ganz allein dem General Prim", und seinen Freunden gegenüber sich beschwerte, Prim wolle weder die Monarchie noch die Republik, er wolle nur seinem Ehrgeiz dienen, so glaubten die meisten, Prim habe hiermit die Unionisten, die Ferdinand von Portugal zu unterstützen versprochen hatten, beim Wort nehmen und noch einmal über Montpensier's Candidatur den Stab brechen wollen. Es galt damals wenigstens für ausgemacht, daß von den neun Ministern sieben für Ferdinand von Portugal gewonnen waren. Freilich wäre auch hiermit die Candidatur desselben noch nicht sehr wesentlich gefördert gewesen. Denn zunächst ließ die Einmüthigkeit und Selbstverleugnung, womit sämmtliche Bruchtheile der demokratisch-monarchischen Partei für diese Candidatur eintreten sollten, gar manches zu wünschen übrig. Kein einziges der Blätter, die bis dahin im Sold und Dienste Montpen-

sier's gestanden, nahm ehrlich für Ferdinand Partei, und die demokratischen Blätter erklärten, denselben weder vertheidigen noch angreifen zu wollen. Auch war es ein öffentliches Geheimniß, daß die Unionisten sich nur bereit finden ließen, für Ferdinand zu stimmen, um im Fall der Ablehnung desselben wieder freiere Bahn für Montpensier zu haben. Die kühne Behauptung der progressistischen Minister, Ferdinand werde jedenfalls annehmen, wurde denn auch alsbald Lügen gestraft. Denn kaum hatte sich der unermüdliche Königssucher Olózaga nach Lissabon auf den Weg gemacht, so langte die Nachricht in Madrid an, Ferdinand habe in bestimmtester Weise nochmals abgelehnt, und zwar indem er hinzufügte, er werde nicht einmal eine Gesandtschaft empfangen. Nur Olózaga ließ sich hierdurch nicht abschrecken; er suchte jetzt den Herzog von Aosta mit demselben Eifer anzupreisen wie zuvor Ferdinand. Aber selbst die überzeugtesten Monarchisten der Mehrheit konnten für den Augenblick an dieser neuen Combination keinen Geschmack finden; unter der Bevölkerung aber regte sich der lebhafteste Unwille, daß man die Ehre Spaniens nun nicht mehr blos vor Portugal, sondern auch noch vor Spanien bloßstellen wolle.

Es läßt sich begreifen, daß solche Vorgänge ebenso den bereits gesunkenen Muth der Republikaner aufs neue belebten, wie sie lähmend auf die Vorbereitungen der Mehrheit für die nicht länger aufzuschiebenden Kämpfe um die neue Verfassung einwirken mußten. Da die Regierung nicht selbst den Verfassungsentwurf, den sie ausgearbeitet, den Cortes vorlegen wollte, weil sie fürchtete, durch eine etwaige Verwerfung wesentlicher Punkte desselben in ihrem Bestand erschüttert zu werden, so beschloß die monarchisch-demokratische Partei, auf den Vorschlag der Demokraten Rivero und Moret, hiermit in ähnlicher Weise wie im Jahre 1854 vorzugehen. Es wurde auf ihren Antrag von den Cortes ein Verfassungsausschuß von 15 Mitgliedern ernannt. Auch von diesem wurde, obwol die Mehrheit sonst stets das Wort Versöhnung im Munde führte, die republikanische Minderheit ausgeschlossen, wie seinerzeit von der provisorischen Regierung und den Bureaux der Kammer. Auch ging man ohne langes Besinnen über den Vorschlag der Republikaner, mit der Verhandlung der so wichtigen Verfassungsfragen zu warten, bis die Abgeordneten der Antillen eingetroffen seien, zur Tagesordnung über. Allein trotz dieser sorgfältigen Fernhaltung aller entschieden gegnerischen Elemente und trotzdem daß in der Vorberathung, welche der Wahl des Verfassungsausschusses vorausgegangen, der Präsident der ausübenden Gewalt die verschiedenen Parteien der monarchisch-demokratischen Coalition beschworen hatte, fest zusammenzuhalten und entschlossen zu handeln, da die Republikaner, wie die Regierung bestimmt wisse, sich vorbereiteten, den Weg der Gewalt zu betreten, wollte es mit den Vorbereitungsarbeiten für die eigentliche Aufgabe der constituirenden Cortes nicht recht von der Stelle gehen. Die Einigkeit im Schose des Verfassungsausschusses ließ eben vieles zu wünschen übrig, und statt praktischer Ergebnisse konnten längere Zeit hindurch die Organe der monarchischen Partei nichts ankündigen als dringende wiederholte Beschwörungen, den Hader der Parteien und Persönlichkeiten schweigen zu lassen, und zu bedenken, daß alles verloren sei, wenn man nicht in diesem Augenblick der Krisis den so mühsam hergestellten Frieden festhalte. Der anfängliche Plan war gewesen, mit dem von der provisorischen Regierung ausgearbeiteten Verfassungsentwurf, die Verkündigung der Grundrechte und der monarchischen Staatsform an der Spitze, vor die Kammer zu treten, um in einem ersten Ansturm die Sache der Monarchie zum endgültigen Siege zu führen und jede weitere republikanische Agitation als ungesetzlich zu beseitigen. Allein man verlor wieder Muth und Fähigkeit zu einer so kräftigen Initiative, da nicht einmal in Betreff der Grundrechte vollkommene Einmüthigkeit zu erzielen war. Der Präsident des Verfassungsausschusses selbst, Olózaga, war der zähe und beredte Stimmführer der Minderheit in demselben, welche nichts von der Cultusfreiheit wissen wollte. Der Unionist Posada Herrera weigerte sich, in einen

Ausschuß einzutreten, der vollständige Vereins- und Preßfreiheit proclamiren wollte; und die demokratischen Ausschußmitglieder warfen den unionistischen, die sich der Verpflichtung, die Grundrechte anzunehmen, entziehen wollten, Wortbruch vor. Auch über andere wesentliche Fragen, Wiederherstellung des Senats, Abschaffung der Todesstrafe stritt man sich lange Tage, ohne zu einem Schlusse kommen zu können. Von dem ursprünglichen Plane, der Kammer die Menschenrechte und die Regierungsform zu besonderer Verhandlung zu unterbreiten, ging der Ausschuß ab und zog es vor, gleich den ganzen Verfassungsentwurf auf den Tisch des Hauses niederzulegen. Noch begegnete man, obwol schon die Kämpfe innerhalb des Verfassungsausschusses eines andern belehren konnten, der angenehmen Erwartung, man werde schon im Anfang des Monats April nach rasch beendigter Verhandlung der Menschenrechte diejenige der Regierungsform vornehmen, beziehungsweise die Monarchie beschließen, um dann unverweilt den betreffenden Throncandidaten anrücken lassen können.

Hiervon war man denn freilich noch weit genug entfernt. Dies zeigte die Aufnahme deutlich, welche der endlich fertig gewordene Verfassungsentwurf bei der öffentlichen Meinung, und selbst bei einzelnen Parteien der Mehrheit fand. Im allgemeinen konnte man denselben nur begreifen aus dem gemeinschaftlichen Streben der drei Parteien, Demokraten, Progressisten und Unionisten, das monarchische Princip unerschütterlich festzustellen. Die Unionisten hatten dies ausgebeutet, um die zu gründende Monarchie mit noch mehr Vorrechten auszurüsten, als durch die sonst weniger freisinnige Verfassung von 1856 geschehen war. Demgemäß ist auch die Herstellung der Monarchie der einzige Punkt in dem ganzen Verfassungsentwurfe, der mit hinreichender Klarheit festgesetzt wurde. Während zahllose Zweideutigkeiten und Widersprüche in allen Fragen herrschten, welche die Befugnisse der Cortes, die Preßfreiheit, das Vereinsrecht, das allgemeine Stimmrecht angehen, setzte die Verfassung mit aller wünschenswerthen Bestimmtheit fest, daß der Monarch befugt sein solle, die Cortes aufzulösen, Krieg und Frieden zu erklären, Verträge zu schließen, die individuellen Bürgschaften und Rechte zu suspendiren und schließlich jeden Augenblick die Verfassung ändern zu lassen; die Bestimmungen über die Wahl des Senats waren reactionärer als diejenigen der frühern Verfassungen; zweideutige Bestimmungen über die religiöse Frage und das völlige Schweigen über die Sklavenfrage entsprach vollends nicht den hochgespannten allgemeinen Erwartungen. Die Demokraten wurden verspottet wegen des ihnen von den Unionisten ausgestellten zweideutigen Lobes, am meisten von ihren Grundsätzen auf dem Altar des Vaterlandes geopfert zu haben; und die Organe der Progressisten bekundeten durch ihre sehr laue Vertheidigung des Entwurfs, daß sie sich von den gewandtern Unionisten geschlagen fühlten. Sichtlich herabgestimmt und ermüdet ging die Mehrheit der allgemeinen Verhandlung des Verfassungsentwurfs in den Cortes entgegen, während die Republikaner, wenn sie sich auch bewußt waren, die Republik nicht mehr durchsetzen zu können, mit der Zuversicht in den Kampf eintraten, die von der Mehrheit gewünschte Monarchie zum voraus vollends um alles Ansehen bei der öffentlichen Meinung zu bringen.

Der junge Sanchez Ruaño, ein neues und bedeutendes Talent, eröffnete die Angriffe der Republikaner auf den Verfassungsentwurf mit einer Rede, die durch ihre vollendete Form selbst Mitglieder der Mehrheit zur Bewunderung hinriß und durch die einschneidende Kritik des Verfassungsentwurfs auch außerhalb des Congresses großen Eindruck machte. Es ist nicht genug, führte Sanchez Ruaño aus, die Brücke von Alcolea überschritten zu haben, wenn man nachher mit einer Reihe reactionärer Gesetze, wie sie der Verfassungsentwurf enthält, eine vollständige Gegenrevolution machen will; die Progressisten und Demokraten haben vor dem reactionären Unionisten Rios Rosas, dem Hauptmitarbeiter Olózaga's im Verfassungsausschusse, abgedankt und die Revolution zum Tode

verurtheilt. Man hat nicht nur die Todesstrafe, die Sklaverei, die Conscription gelassen, sondern auch die Cultusfreiheit mystificirt. Statt die Volkssouveränetät ausdrücklich für die Quelle der öffentlichen Gewalt zu erklären, hat man die zweideutige Redensart gewählt, die öffentlichen Gewalten flössen aus der Nation; so ist der Entwurf nicht blos monarchisch, sondern ultraköniglich geworden; man hat dem Monarchen das absolute Veto gegeben, das Begnadigungsrecht und das Recht, Krieg und Frieden zu erklären. „Der König, den ihr uns bietet, wird nicht allein uns zu Feinden haben, sondern auch alle diejenigen unter euch, die für denselben nicht eine persönliche Vorliebe hegen. Wenn ihr wollt, daß wir auf der Höhe anderer Nationen ankommen, so schafft eine wahrhaftige Republik; denn ein votirter und ein discutirter König hat nicht die Aureole der Majestät, er ist kein König."

Nach Sanchez Ruaño machte Figueras zunächst auf die Geschlossenheit und Ueberzeugungstreue der republikanischen Partei aufmerksam; niemand von den Republikanern habe, wie in der monarchischen Mehrheit geschehen, auf seine Grundsätze verzichten müssen. Als seinerzeit der Unionist Marques de la Vega de Armijo von der Erbmonarchie gesprochen, sei er von allen Progressisten verhöhnt worden, heute pflichteten ihm auch diese bei; ebenso hätten die Demokraten nicht sowol Zugeständnisse gemacht, als einfach abgedankt. Mit schneidender Ironie geiselte Figueras die Königssucher, indem er auf Ferdinand's Ablehnung anspielte: „Ich drücke den Koburgisten heute mein Beileid aus, wie früher den Montpensieristen; und da ich niemand sehe, der diesen beiden Herren nachfolgen könnte, wenn man nicht etwa zu den Bourbonen zurückgreifen will, so weiß ich nicht, wo ihr jetzt euern gewünschten König suchen werdet. Bei diesem allem können wir nur gewinnen, denn wenn dieser Zwischenzustand sich verlängert und die Ordnung erhalten bleibt, so wird das Land sehen, daß wir ganz gut einen König entbehren können." In dem Verfassungsentwurfe erklärte der Redner nur die Monarchie, nicht die Demokratie zu sehen. „Mit dieser sogenannten monarchisch-demokratischen Verfassung kann der reactionärste König regieren; und wenn Ihr über dieselbe abzustimmen habt, so müßt ihr einen Ausschuß ernennen, um dann Isabell II. aufzusuchen und demüthig zu bitten, sie möge zu uns zurückkehren."

Ein noch strengeres Strafgericht vollzog sodann Emilio Castelar nicht blos an dem Verfassungsentwurfe, sondern mehr noch an dessen Urhebern, den von ihren frühern Grundsätzen abgefallenen Demokraten und Progressisten. Was konnte man ihm entgegenhalten, wenn er die schreiende Ungerechtigkeit rügte, daß der Verfassungsausschuß nicht vor allem anerkannte Autoritäten, wie Figueras und Pi y Margall, sondern lediglich einen Bischof von Santiago und ähnliche Mitglieder der äußersten Rechten zu Rathe gezogen hatte? Was konnten insbesondere die Demokraten und Progressisten erwidern, wenn er ihnen nachwies, wie sie sich immer weiter und weiter von ihren ursprünglichen Grundsätzen hätten abbringen lassen und wie sie immer mehr Boden in der Bevölkerung verlören? Die Demokraten hätten, wie ihnen Castelar vorhielt, wenn sie ihren republikanischen Freunden und ihren Grundsätzen nicht die Treue gebrochen, mit jenen im Bunde schon vor Monaten die Republik auf den sichersten Grundlagen errichten können. Was konnte namentlich der Demokratenführer Martos dagegen vorbringen, wenn ihm vorgehalten wurde, daß er trotz aller frühern Versicherungen sich schließlich doch zur Anerkennung einer erblichen Monarchie hatte bestimmen lassen? Martos erklärte denn auch immer wieder, er sei außer Stande, auf die Castelar'schen Ausführungen zu antworten; und die demokratische Presse gab zu, es sei ihr von jeher alles auf die Menschenrechte angekommen, nichts auf die Regierungsform; aus dem Verfassungsentwurf aber scheine allerdings die Unverträglichkeit der erblichen Monarchie mit den Menschenrechten hervorzugehen; ja, sie ertheilte den Republikanern den Rath, jetzt doppelte Vorsicht und Mäßi-

gung zu beobachten, da durch ihre glänzenden Leistungen im Parlament ihre Sache um einen bedeutenden Schritt gefördert worden sei. Am schärfsten aber ging Castelar mit Olózaga, dem Präsidenten des Verfassungsausschusses, ins Gericht. Er legte dar, wie dieser einst gefeierte Staatsmann und Redner, das Haupt der Progressisten, wegen seiner religiösen Unduldsamkeit und seines unwürdigen Werbens um fremde Herrscher in fünf Wahlbezirken gegen unbekannte junge Candidaten unterlegen sei. Er geiselte mit glühendem Unwillen das Betteln um einen fremden Fürsten und brachte die Regierung wie die Mehrheit in solche Verwirrung, daß dieselben nichts Besseres zu thun wußten, als die mit Ferdinand gepflogenen Unterhandlungen abzuleugnen. Serrano erklärte ausdrücklich, die Regierung wolle nicht einen bestimmten Candidaten für Spanien vorschlagen, sondern lediglich den Nationalwillen ausführen; und Prim verwahrte sich in Privatgesprächen dagegen, daß er jemals gewünscht habe, man solle die Krone Spaniens einem fremden Fürsten antragen. Was die grundsätzliche Widerlegung der republikanischen Aufstellungen betrifft, so verwendete die Mehrheit, im Bewußtsein, daß schon ihre Stimmenzahl ihr den endgültigen Sieg verbürge, auf dieselbe nicht so viel Sorgfalt und Energie, als sie der öffentlichen Meinung gegenüber hätte thun sollen. Ihre besten Redner, Mata und Olózaga, waren sehr matt, insbesondere letzterer, der durch seine rührigen Umtriebe im Verfassungsausschusse wol das Seinige gethan zu haben glaubte und nun theils durch die ungestümen Angriffe Castelar's, theils auch durch den Vorwurf seiner eigenen Parteigenossen aus der Fassung gebracht war, er habe durch seine Haltung in der religiösen Frage die Mehrheit gespalten. Die Uneinigkeit der letztern trat auch darin noch deutlich zu Tage, daß Canovas del Castillo, der seine Anhänglichkeit an das gestürzte Herrscherthum kaum verbergen konnte, den Verfassungsentwurf, den der Demokrat Moret y Prendergast als demokratisch-monarchisch kennzeichnete, zu wenig monarchisch nannte, und seinem frühern Gesinnungsgenossen, Rios Rosas, dem der Entwurf eine Schöpfung des echten Constitutionalismus schien, Abfall von seinen einstigen Ueberzeugungen vorwarf. Es kam zwischen diesen beiden zu einer Art von Familienstreit, in welchem, nach alter Gewohnheit, die Erörterung der Grundsätze durch die blos persönlichen und Parteirücksichten ziemlich in den Hintergrund gedrängt wurde. Man hatte hier die glänzendsten Vertreter jener historischen Parteien vor sich, deren Ruf aus heißen Kämpfen herrührte, in welchen es sich mehr um die Herrschaft dieser oder jener Partei oder Persönlichkeit handelte als um ernsthafte politische Fragen und Grundsätze. Ihnen gegenüber mußten nothwendig die von den neuen Ideen der Zeit erfüllten Reden der Republikaner einen doppelt erfrischenden Eindruck machen.

Der größte und folgenreichste Triumph war aber den Republikanern beschieden, als die religiöse Frage berührt und ihnen damit Gelegenheit gegeben wurde, für die Glaubensfreiheit in die Schranken zu treten, welche die größte Errungenschaft der ganzen Septemberrevolution sein und bleiben sollte. Der Hauptredner der Ultramontanen oder Neukatholiken, Kanonikus Manterola, hatte in Bekämpfung des Verfassungsausschusses zu Gunsten der katholischen Glaubenseinheit alle die abgegriffenen Beweisgründe, geschichtlichen Unwahrheiten und schwachen Sophismen zu Felde geführt, welche die unwissende römische Geistlichkeit in Spanien noch vorzubringen pflegt. Er hatte den Katholicismus für die einzige Grundlage der Wissenschaft, die deutsche Wissenschaft für eine mit Recht discreditirte erklärt und insbesondere einen Judenhaß an den Tag gelegt, wie er kaum in den finstersten Zeiten des Mittelalters bestand; die Trennung von Staat und Kirche würde nur den Mohammedanismus, die Vielweiberei, jüdischen Cult und Pagoden bringen; man habe nur die Wahl zwischen Katholicismus als Staatsreligion oder Atheismus. Die Mehrheit war bei den Ausführungen dieses Finsterlings, dem sie aus ihrem eigenen Wissen doch nicht mit den ausreichenden Gegenbeweisen begegnen konnte, immer unruhiger gewor-

den, und jedermann fühlte sich wie von einem Alp erlöst, als Castelar das Wort verlangte, um unter steigender Aufmerksamkeit und immer mächtiger wachsendem Beifall ein Argument seines Gegners nach dem andern zu zerstören, seine geschichtlichen Fälschungen zu widerlegen und den Grundsatz der Glaubensfreiheit ebenso glänzend als erschöpfend zu vertheidigen. Von zündender Wirkung auf seine spanischen Landsleute waren Wendungen wie die folgenden. Da Manterola behauptet hatte, nicht die Kirche, sondern die Staatsgewalt habe in Spanien Ketzer verfolgt und getödtet, so rief Castelar aus: „Dieses ist, wie wenn ein des Mordes Angeklagter sagen wollte, nicht er, sondern sein Dolch habe gemordet; die Inquisition war der Dolch der Kirche!" Manterola hatte gemeint, wenn Castelar in Rom gewesen wäre, so würde er anders von Rom denken; darauf entgegnete er: „Ja, ich bin in Rom gewesen, und habe dort Folgendes gesehen: In dem von Vassari gemalten königlichen Saale befindet sich eine Freske, auf der die Abgesandten des Königs von Frankreich gemalt sind, welche dem Papst das Haupt Coligny's überbringen; dort befindet sich neben andern Kirchenberühmtheiten die Apotheose der Henker und Mörder der Bartholomäusnacht." Die katholische Kirche dürfe sich nicht, wie Manterola meine, eines Malebranche, Cartesius, Origines rühmen, da sie dieselben verfolgt habe oder nicht mehr als die ihrigen anerkenne; dagegen berief er sich auf Spinoza, D'Israeli, Daniel Manin, Abkömmlinge der spanischen Juden, um die Befähigung dieses Volkes zu beweisen; in Livorno habe er Juden gefunden, die heute noch spanisch sprechen und das undankbare Spanien nach vier Jahrhunderten der Ungerechtigkeit noch als ihr Vaterland anerkennen. Von einer unbeschreiblichen Wirkung waren vollends seine Schlußworte: „Glaubt Herr Manterola an das furchtbare Dogma, daß die Söhne verantwortlich seien für die Sünden der Väter? Glaubt er, daß die Juden von heute Christus gemordet haben? Ich glaube dieses nicht, ich bin ein besserer Christ. Groß ist Gott auf Sinai im Rollen des Donners und im Erdbeben, aber noch größer ist der demüthige Gott am Kreuz auf dem Oelberge, der Verzeihung für seine Feinde erbittet, die nicht wissen, was sie thun. Groß ist die Religion der Macht, aber größer ist die Religion der Liebe, groß ist die Religion der unversöhnlichen Gerechtigkeit, aber noch größer ist die Religion des Mitleids und des Verzeihens, und ich komme im Namen dieser Religion, welche die euerige sein sollte, im Namen euers Evangeliums, um von euch zu verlangen, daß ihr an die Spitze euers Gesetzbuches die Religionsfreiheit schreibt, das heißt Freiheit, Brüderlichkeit, Gleichheit für alle Menschen." Die Mehrheit, die Minister erhoben sich, um Beifall zu rufen und den Redner zu umarmen; einzelne brachen in lautes Weinen aus; Posada Herrera rief: „Seit vierzig Jahren parlamentarischen Lebens habe ich einen solchen Triumph nicht gesehen"; von allen Seiten wurde verlangt, diese Rede solle in einer Million Abdrücke über das ganze Land verbreitet werden. Bald liefen auch tausend beglückwünschende Telegramme von Statthaltereien, Landtagen, Gemeinderäthen, Clubs und Volksversammlungen bei dem republikanischen Redner ein.

Ein Gefühl, als ob jetzt erst der unselige Bann gebrochen wäre, in welchem die Priesterherrschaft das spanische Volk während der letzten Zeiten Isabella's gehalten, ging durch das ganze Land. Und wie um die Unwürdigkeit des alten Zustandes in doppelt schmerzliche Erinnerung zurückzurufen, stellte nun noch einer der sonst angesehensten Kirchenfürsten Spaniens, Bischof Moncescillo von Jaen, nachdem er in Kapuzinerart gegen die Glaubensfreiheit geeifert, nicht blos die Forderung auf, daß man der Kirche entweder ihre frühern Güter zurückgeben oder dieselbe entsprechend entschädigen müsse, sondern auch die weitere, daß der Geistlichkeit außer dem Volksunterricht sogar auch der Unterricht in den politischen, administrativen, ökonomischen und selbst in den Naturwissenschaften überlassen bleiben müsse. Was die materiellen Ansprüche für die Geistlichkeit betrifft, so waren dieselben von der schreiendsten Ungerechtigkeit, wenn man bedenkt, daß der spa-

nische Staat ohnedies für 26000 katholische Priester jährlich 173 Millionen Realen bezahlt, wozu noch 13 Millionen für Nonnen und 6 Millionen für Mönche kommen, während Frankreich für 41000 Geistliche katholischen, protestantischen und jüdischen Bekenntnisses nur 160 Millionen bezahlt. Dabei darf man nicht vergessen, daß die Geistlichkeit in Frankreich verpflichtet ist, zwischen Aufgang und Untergang der Sonne kirchliche Verrichtungen, wie Taufen, Beerdigungen im Nothfall unentgeltlich vorzunehmen, während die spanische Geistlichkeit auch nicht die geringste Handlung umsonst vollzieht. Ueberdies besteht in einzelnen Provinzen Spaniens die Sitte des freiwilligen Zehnten, und an unzähligen Orten bringen die Gläubigen zum Gottesdienst am Sonntag ein Brot und eine Kerze für die Geistlichen mit. In Burgos, einer Stadt von 14000 Einwohnern, verzehren die 1500 Geistlichen mehr, als der Bodenertrag der ganzen Provinz einbringt. Wie wenig berechtigt vollends der Anspruch der Geistlichkeit auf die Leitung des ganzen Unterrichtswesens war, bewiesen Monescillo's abenteuerliche Vorstellungen von dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft. Er drückte die höchste Meinung von der Bedeutung der gegenwärtigen Universitäten Spaniens und von deren wissenschaftlichem Einfluß auf die Welt aus. Mit Verachtung redete er von der anspruchsvollen Universität von Paris und er theilte das Mitleid seines Collegen Manterola mit der armen deutschen Wissenschaft. „Der Congreß soll wissen", rief er aus, „das, was man deutsche Wissenschaft nennt, stammt nicht aus Deutschland. Deutschland bringt nichts als Nebel und Träumereien hervor; was Deutschland Gutes besitzt, hat es von — Teresa de Jesus, von Juan de la Cruz, von Fray Luis de Granada."

Einen noch schlimmern Eindruck als durch seine priesterliche Anmaßung und seine tiefe Unwissenheit machte dieser Prälat durch die Drohung, 3000 Männer hätten ihm geschrieben, sie seien bereit, ihr Blut für die Glaubenseinheit zu vergießen. Sein College Manterola hatte wenigstens nicht in den Cortes offen mit dem Bürgerkriege gedroht, sondern sich begnügt, in geheimen Conventikeln zu Madrid seine Zuhörer zum Kampfe für Gott und den König, Don Carlos, zu entflammen. Solche Drohungen wurden in diesem Augenblicke um so mehr beachtet, als eben damals Don Carlos in Briefen an die Abgeordneten Cataloniens diese durch Versprechen von allerlei materiellen Vortheilen für seine Sache zu gewinnen suchte, und als die Nachrichten aus dem Norden fortwährend Umtriebe der Karlisten an der französisch-spanischen Grenze meldeten. Diese wurden vorläufig allerdings damit erledigt, daß der catalonische Abgeordnete Balaguer die Anfrage an die Regierung stellte, ob dieselbe Kenntniß davon habe, daß die französische Regierung, welche seinerzeit die liberalen spanischen Verbannten so streng behandelt habe, jetzt die Bildung karlistischer Banden an der Grenze dulde; und daß Prim erwiderte, allerdings würden die Karlisten in ähnlicher Weise, wie seinerzeit sie selbst, die Liberalen, die französische Regierung zu täuschen suchen; die ausübende Gewalt sei jedoch wachsam und vorbereitet, und außer dem Heere sei, wie Prim den Republikanern zu Liebe beifügte, die ungeheuere Miliz der Städte im Stande, mit den Aufrührern in drei Tagen fertig zu werden. Aber dies hielt den einen der beiden Karlisten, denen es gelungen war, in die Cortes zu kommen, Cruz Ochon, nicht ab, gleich darauf zu erwidern, theils über die angebliche Karlistengefahr zu spotten, theils das angebliche Recht der Karlisten zu vertheidigen. Als man die Stimmen der Kammer bedurft habe, führte er unerschrocken aus, um die provisorische Regierung in die ausübende Gewalt zu verwandeln, habe man die Mehrheit durch das Schreckgespenst der karlistischen Verschwörung eingeschüchtert; als die Regierung trotz ihrer Versprechungen die Conscription beschließen lassen wollte, habe sie wieder die karlistische Gefahr an die Wand gemalt, und neulich wieder habe man der ins Schwanken gerathenen Mehrheit zu Gemüthe geführt, daß man ohne eine neue Anleihe nicht mit den Karlisten fertig werden könne. Mit einem mal aber habe man die

Politik gewechselt; es handle sich jetzt nicht mehr um Conscription, noch Anleihe, sondern um den Beweis, daß die Lage des Landes eine treffliche sei, und so versichere man denn, die Karlisten seien ganz ohnmächtig. Andererseits gab er aber die bedeutsame Erklärung ab, er selber zwar wolle den Krieg in den Kammern fortführen, aber da die Karlisten nicht auf dem Schlachtfelde besiegt worden seien, und niemals Frieden, sondern nur Waffenstillstand geschlossen hätten, so seien seine Freunde in ihrem Rechte, wenn sie den Krieg als nicht beendigt ansähen; was sie also thäten, sei nicht Verschwörung, sondern Vertheidigung ihres Rechtes. Den Republikanern, die in ritterlicher Weise ihre Illusionen vertheidigen, ließ er Gerechtigkeit widerfahren; aber um so schärfer spottete er über diejenigen, welche mit einem Montpensier, Ferdinand oder Herzog von Aosta einen legitimen Thron zu errichten gedächten: „Es gibt nur die eine Legitimität des wahren Monarchen Spaniens; Don Carlos ist unser König und wird es immer sein.“ Minister Ruiz Zorrilla antwortete hierauf schlagend, weder Ferdinand, noch Montpensier, noch der Herzog von Aosta seien, wie Don Carlos und seine Nachkommenschaft, durch ein Gesetz aus Spanien verbannt; und wenn die Karlisten seinerzeit, als gewisse Einrichtungen noch bestanden, wie der Zehnt, und die Gesellschaft noch in Aberglauben versunken war, ihre Ziele nicht hätten erreichen können, wie wollten sie dieselben heute erreichen bei dem Aufschwunge der revolutionären und liberalen Ideen? In den Cortes selbst blieben nun allerdings die Karlisten die Antwort hierauf schuldig, aber als über den Beschluß der Cultusfreiheit kein Zweifel mehr möglich war, brachen die karlistischen Blätter in den wilden Kriegsruf aus: „Es lebe die katholische Freiheit! Fort mit den Ketzern! Es lebe Karl VII.“ Die karlistischen Geistlichen ließen selbst in der Hauptstadt ihre Gemeinden schwören, den letzten Tropfen Blut für die katholische Glaubenseinheit zu vergießen. In Navarra, in den baskischen Provinzen, in Catalonien mehrten sich die Anzeichen von Vorbereitungen zum Bürgerkriege. Einige militärische Vorkehrungen an den bedrohten Punkten genügten allerdings vorläufig, um eine karlistische Erhebung im Keime zu ersticken. Aber man mußte sich damals schon ernstlich fragen, ob die Karlistengefahr nicht einmal wieder recht bedenklich werden könne, wenn jener Aufschwung der revolutionären und liberalen Ideen, von dem der Minister gesprochen hatte, etwa erlahmen würde.

In dem Augenblicke freilich, bei dem wir stehen, trugen sich die Anhänger der revolutionären Idee mit kühnern Hoffnungen als jemals.

Unter dem überwältigenden Eindruck der letzten Verhandlungen und in neuer Besorgniß über den überwuchernden Einfluß der Unionisten, wie derselbe sich namentlich bei den Berathungen des Verfassungsausschusses geäußert, hatte Prim einmal wieder, und zwar durch seinen Freund Ruiz Zorrilla, Fühlung mit den Republikanern gesucht, in denen er mit einem mal die einzigen Männer erkannte, die sich auf der Höhe der Situation befanden. Diese ihrerseits wußten, daß auch Serrano sich mit dem Plane trug, mit ihnen anzuknüpfen, und hatten beschlossen, die Hand desjenigen anzunehmen, der zuerst komme. Da sich aber Prim besonders durch den Anhang vieler ehrlicher Progressisten und durch seinen Einfluß im Heere empfahl, so war man zufrieden, daß derselbe Serrano den Vorrang ablief. Die Republikaner waren gesonnen, Prim als Kriegsminister in einem Cabinet anzunehmen, in das Pi y Margall, Figueras und Castelar eintreten würden. Sie machten sogar das Zugeständniß, vorläufig die unitarische, nicht die föderative Republik auszurufen, und verlangten nur, um sich gegen jeden Staatsstreich zu decken, daß den Milizen jeder Stadt die nöthige Menge von Waffen zur Verfügung gestellt werde. Doch ging auch diese, vielleicht letzte Gelegenheit verloren, ohne zu große Erschütterung die Republik zu errichten; die sehr im geheimen geführten Unterhandlungen schliefen wieder ein, sei es, daß die Republikaner, im stolzen Vertrauen auf ihre rednerischen Erfolge in

den Cortes und ihre Propaganda im Lande, zu große Ansprüche machten, sei es, daß Prim es schließlich doch bequemer fand, mit der nachgiebigen Mehrheit weiter zu handeln als mit starrköpfigen Republikanern. Auch andere Versuche, die um diese Zeit gemacht wurden, aus dem Provisorium herauszukommen, blieben zunächst erfolglos, obwol Wochen hindurch in allen Vereinigungen der verschiedenen Mehrheitsparteien ohne Unterlaß über die Bildung eines Directoriums, eines Procurators oder einer Regentschaft verhandelt wurde. Was das Directorium betrifft, so tauchten im wesentlichen dieselben Combinationen wieder auf wie früher, nur daß Prim statt in dasselbe einzutreten das Portefeuille des Kriegsministeriums vorzuziehen versicherte. Die Progressisten befürworteten namentlich die Einsetzung eines Protectors und zwar auf die Frist von zehn Jahren. Und zwar dachten die meisten für diesen Posten an Rivero. Dieser Mann erfreute sich zunächst der Anerkennung für die Einführung der demokratischen Grundsätze in Spanien mehr als andere gewirkt zu haben; er war ohne Frage das Haupt der verhältnißmäßig kleinsten Partei in der Kammer, der Demokraten, und dadurch weniger der Eifersucht der großen Parteien ausgesetzt; dazu hatte er nicht, wie fast alle Männer der gegenwärtigen Regierung, sein Ansehen bei der Bevölkerung abgenutzt, sondern als Alcalde von Madrid wie als Kammerpräsident eher gesteigert. Neben ihm wurde von progressistischer Seite vielfach auch Espartero genannt. Derselbe wäre als eine Art Strohmann den Republikanern nicht sehr unwillkommen gewesen. Diejenigen Monarchisten aber, die, wie einzelne Anhänger Montpensier's, noch nicht alle Hoffnung aufgegeben, befürworteten die Einsetzung eines Regenten oder einer Regentschaft: eine Lösung, die freilich erst nach monatelangen Umtrieben und Berathungen durchdringen sollte.

Ehe noch die Cortes zur Verhandlung über die einzelnen Artikel der Verfassung schritten, glaubte Olózaga es an der Zeit, einen vernichtenden Schlag gegen die aufs neue so gefährlich gewordenen Republikaner zu führen. Er berief die leitende Junta der Mehrheit zu einer Berathung zusammen und stellte ihr vor, der gegenwärtige Zustand könne nicht länger dauern, die herrschende Ungewißheit lähme alle Geschäfte, es sei unumgänglich nothwendig, den ersten Zwischenfall zu benutzen, um durch die Cortes die monarchische Regierungsform ein für allemal beschließen zu lassen. Die Handhabe hierzu sollte ein Verbesserungsantrag der republikanischen Minderheit zu dem ersten Artikel der Verfassung geben, der folgendermaßen lautete: „Die spanische Nation ist frei und souverän, und übt ihre Souveränetät durch zeitweilige Delegirte aus." Bei diesem Anlaß nun sollte sich nach Olózaga's Vorschlag die Mehrheit in einer energischen Kundgebung für die Monarchie aussprechen. Allein nicht blos die leitende Junta wollte nichts von diesen Ideen wissen, sondern auch ein Mitglied derselben, Rivero, warnte die Republikaner, mit der unvorsichtigen Form dieses Antrages nicht Olózaga die Gelegenheit zu geben, die Mehrheit zu einem Beschlusse hinzureißen, der eine in diesem Augenblicke besonders empfindliche Niederlage für die Republikaner bedeuten würde, zu deren Gunsten er bereits die Demokraten bearbeitet habe. Die Republikaner folgten diesem Rathe; Olózaga sah sich hiermit den Boden unter den Füßen fortgezogen; er tobte gegen die Ränkespinner in der monarchischen Partei und verließ mit dem zornigen Ausspruche, derselben sei nicht mehr zu helfen, den Congreß.

In eine neue Verlegenheit wurde die monarchische Mehrheit versetzt durch den Antrag eines ihrer Mitglieder, Borquella, den auch sechs Republikaner unterzeichneten, und nach dem die Bourbonen sämmtlicher Linien von dem spanischen Thron ausgeschlossen werden sollten. Dieser Antrag war zwar ungemein populär, andererseits aber das Todesurtheil für die Candidatur Montpensier's und vielleicht überhaupt für jede Thronandidatur. Olózaga beschwor in der Versammlung die Mehrheit seiner Genossen, denselben zu verwerfen. Allein er konnte keinen Beschluß durchsetzen. Die Uneinigkeit in der monarchisch-

demokratischen Mehrheit wuchs noch dadurch, daß einzelne Unionisten sich nicht mehr abhalten ließen, den Verfassungsentwurf vom ganz reactionären Standpunkt anzugreifen. Nachdem Canovas del Castillo die Erklärung der Menschenrechte bekämpft, sprach nun Romero Robledo gegen das allgemeine Stimmrecht, und Salazar y Mazarredo verlangte wenigstens die Beschränkung desselben auf diejenigen, welche lesen und schreiben können. Diese Verlegenheit und Verwirrung der Mehrheit vor dem Lande und vor der Minderheit zu verbergen, war ebenso unmöglich, als sich die Streitigkeiten unter den einzelnen Ministern verbergen ließen. Während nämlich Serrano nebst seinen unionistischen Amtsgenossen jetzt Montpensier für die letzte Hoffnung der Monarchisten erklärte, erklärten sich die Progressisten wiederholt gegen denselben, und Prim erwiderte auf Serrano's Bemerkungen, die Unionisten hätten den Progressisten in Betreff Ferdinand's nachgegeben und könnten jetzt das Gleiche von den Progressisten für Montpensier erwarten, sehr gereizt, die Unionisten hätten aber ohne Zweifel gewußt, daß Ferdinand ablehnen würde. Allein diesen Vorwurf gab ihm Serrano zurück und er wälzte zugleich auf Prim die ganze Schuld der gegenwärtigen Verwirrung. Dadurch wurde wiederum dieser zu den heftigsten Anklagen gegen die Liberale Union veranlaßt; dieselbe zeige allenthalben ihre reactionären Gelüste; ihm aber komme mehr darauf an, die Grundsätze der Septemberrevolution zu retten, als einen neuen Herrscher einzusetzen. Solche Aeußerungen waren der deutliche Nachhall neuer geheimer Unterhandlungen, die Prim mit den Republikanern angeknüpft. Diese wußten wohl, daß ihn nicht sowol die Liebe zu den Grundsätzen der Septemberrevolution als die Furcht ihnen zuführte, von den Unionisten überflügelt zu werden. Sie hatten daher seine Hand erst angenommen, nachdem er ihnen hinreichende Bürgschaften gegen Versuche eines Staatsstreiches gegeben. Dem entsprechend gab Prim in den Cortes die bestimmte Versicherung, daß die Organisation und Einübung der nationalen Miliz mit allen Kräften betrieben werden solle. Eben in dieser aber sah die republikanische Partei eine genügende Schutzwehr gegen Prim's militärische Macht. Als nun der Abgeordnete Garcia Lopez im Namen der republikanischen Partei und unter den lebhaftesten Beifallsbezeigungen derselben eine feurige Lobrede auf Prim hielt, wurde der Verdacht eines geheimen Einverständnisses zwischen beiden allgemein. Doch war Prim nicht der Mann, alle seine Schiffe hinter sich zu verbrennen. Er zog die Republikaner noch lange mit der Unterhandlung über die Frage des stehenden Heeres hin, dessen Abschaffung die republikanischen Führer verlangten. Ja er hatte sogar die Kühnheit, die Sache in einer Rede vor die Cortes selbst zu bringen, in welcher er die ihm beigelegten Plane in einer Weise dementirte, daß erst recht jedermann an dieselben glauben mußte. Er ließ sich am 9. Mai über die Pläne durch seinen Freund, den catalonischen Abgeordneten Balaguer, interpelliren, und seine Antwort kennzeichnet die Art dieses Mannes und die ganze Lage zu deutlich, als daß wir die Hauptpunkte derselben unterdrücken könnten. Nachdem er daran erinnert hatte, daß er seinerzeit die Gerüchte, er denke an die Restauration Don Alfonso's, habe widerlegen müssen, sagte er: „Die Verbreiter solcher Nachrichten lassen sich nicht abschrecken und sagten neuerdings, daß ich mit den Herren von der republikanischen Minderheit im Einverständniß sei und alles bereit halte, um in Barcelona die Republik auszurufen. Und daher kommt jene Unruhe, welche in Barcelona herrscht. Man ist jedoch hierbei nicht stehen geblieben; man hat noch überraschendere Dinge gesagt. Man hat gesagt, und die Abgeordneten werden es gehört haben, daß ich noch höher hinaufstrebe, daß ich nicht Präsident der Republik sein, sondern mich von einem Tage zum andern als König von Spanien ausrufen lassen wolle. Hier sind die Herren von der republikanischen Minderheit, und sie werden sagen können, ob ich Verträge oder Uebereinkünfte mit ihnen geschlossen habe. Andererseits sind hier anwesend verschiedene Generale, reine Unionisten; mit ihnen hätte ich zu rechnen, wenn ich diese Dinge ausführen wollte,

nicht mit den Herren Ministern, welche natürlich nichts mit jenen Planen, mich zum Könige von Spanien zu machen, zu schaffen haben. Wenn ich jedoch ähnliche verrückte Gedanken im Kopf gehabt hätte, so hätte ich nothwendig die Unterstützung anderer Generale, meines Freundes Hrn. Rodas, meines Freundes Hrn. Izquierdo (in der That seine erbittertsten Gegner), Hrn. Contreras, Baldrich und anderer suchen und dieselben, ob sie nun darauf eingehen oder nicht, in das Geheimniß ziehen müssen. Dieses ist jedoch nicht das Ernsteste. Ernster ist, daß auch in den Gängen des Congresses, hier in dem Conferenzsaale, einige Abgeordnete, wie ich glaube, ohne Absicht, dasselbe gesagt haben; denn wenn eine Absicht vorläge, so würde ich dieselben herausfordern, mir die Anklage ins Gesicht zu schleudern; denn ich bin hier bereit, auf jede Frage zu antworten. Doch wie kann man von diesem allen reden, wenn es nur ein Fiebertraum ist? Liegt eine Absicht hierbei vor? Ich kann nicht erkennen, welches dieselbe sei. Wie konnte man eine ähnliche Anklage gegen mich erheben? Wie mich des Treubruches anklagen, da ich doch in meinem Wappenschilde die Worte trage: «Ehre und Loyalität?» Ja, ich habe schon mehrmals gesagt, und die Kammer muß mir erlauben, es zu wiederholen, ich habe keinen Ehrgeiz, ich verlange nichts, ich wünsche nichts, was nicht würdig, edel und erhaben wäre; und ich habe die Ehre, denjenigen, welche das Gegentheil sagen, wenn sie es glauben, zu erklären, daß sie sich täuschen, und wenn sie es nicht glauben und doch dies alles sagen, so überlasse ich sie ihren Gewissensbissen, wofern gewisse Leute dieses Gewissen, was ich fast bezweifle, haben. Glücklicherweise werden die Zeit und die kommenden Ereignisse nicht sowol die große Menge der Abgeordneten, welche dies nicht bedürfen, sondern das Land überzeugen, dieses Land, das mir machiavellistische Absichten zutrauen kann — und ich denke an nichts dergleichen — da die Thatsachen mehr Werth haben als die Worte; und so wie sich in meinem Leben keine That findet, die man für illoyal halten kann, so wird man bei den kommenden Ereignissen sehen, daß ich nicht ehrgeizig bin und daß ich nicht entfernt illoyal sein kann. Was ich aber von ganzer Seele wünsche, das ist, mein Land constituirt, die Freiheit verbürgt und siegreich zu sehen." Die Unionisten zogen aus dieser Rede zunächst die Lehre, daß sie sich nicht vorzeitig mit diesem zweideutigen Menschen ganz überwerfen dürfen. Als daher an demselben Tage noch Serrano es als einen Vortheil der Monarchie rühmte, daß hier nicht, wie etwa in einer Republik, das Heer zum bloßen Werkzeuge eines ehrgeizigen Generals werden könne, und der republikanische Freund Prim's, Abgeordneter Paul y Angulo, ihn unverzüglich zur Rede stellte, ob dies etwa eine Anspielung auf Prim sein solle, wies Serrano einen solchen Verdacht mit Entrüstung zurück. Andererseits gewann seit dieser Rede Prim's derjenige Theil der republikanischen Minderheit wieder die Oberhand, welcher auch in der Errichtung einer Regentschaft keinen Grund für das Ausscheiden aus den Cortes sehen wollte. Bei der Unmöglichkeit eines Throncandidaten und bei der Machtlosigkeit der einzelnen ehrgeizigen Marschälle glaubten jetzt viele in einer solchen Regentschaft weniger die Gefahr eines monarchischen Staatsstreiches, als einen verdeckten Uebergang zur Republik finden zu dürfen. Und in den großen Volksversammlungen, welche die Republikaner allerorten in den letzten Tagen des April veranstalteten, trat fast der nächste Zweck, das Volk sich für die Republik aussprechen zu lassen, hinter dem weitern zurück, vollends alle diejenigen, welche zwar grundsätzlich für die Republik waren, aber von der Errichtung derselben große Erschütterungen befürchteten, zu überzeugen, daß die Republikaner Freunde der Ordnung seien, daß sie die größten Anstrengungen machen würden, den Staatsbankrott zu vermeiden und daß sie an nichts weniger dächten, als etwa ausschweifende socialistische oder communistische Träumereien zu verwirklichen.

So trat die Minderheit mit neuem Muth und neuen Hoffnungen, die Mehrheit uneinig und unsicher in der für sie wesentlichsten Frage der Throncandidatur, in die Berathung der einzelnen Paragraphen des Verfassungsentwurfs ein. Auf zwei Punkte war wie natürlich die ganze öffentliche Theilnahme gerichtet, auf den Abschnitt über die Glaubensfreiheit, welche, wenn nicht die einzige, so doch die kostbarste Errungenschaft der Septemberrevolution werden sollte, und auf die Regierungsfrage, welche unstreitig im Laufe ihrer seitherigen Entwickelung das schwierigste Problem der Revolution geworden war. Die Parteigruppirung in den Cortes am Vorabend der Verhandlung über diese wichtigsten Fragen war, wenn wir von den geschichtlichen Namen der Parteien absehen, ungefähr folgende: 73 Republikaner, 106 unabhängige Liberale, 90 Ministerielle, 29 Conservative, 21 Absolutisten.

Nicht mehr als die Stimmen dieser beiden letztern Gruppen vermochten die Vertheidiger des von dem Erzbischof von Santiago eingebrachten Antrages gegen den Paragraphen des Verfassungsentwurfs über die religiöse Toleranz zu vereinigen, und gewiß verloren sie noch manche schwankende Stimme durch ihr Auftreten, das diesmal womöglich noch unglücklicher war als bei dem früher erwähnten Zwischenfall, bei dem zum ersten mal die große Frage auf die Tagesordnung gekommen war. Bei einem philosophisch so wenig gebildeten Volke, wie die Spanier von heute sind, hätte ein mit dem Rüstzeuge der neuern Wissenschaft ausgestatteter Kirchenmann kein allzu schweres Spiel gehabt, die Köpfe zu verwirren und seinen Standpunkt gegen Indifferente, Deisten und Materialisten zu vertheidigen. Aber man kann sich eben den Unterschied zwischen der unwissenden Geistlichkeit Spaniens und derjenigen Frankreichs oder der Rheinprovinzen, die durch die Concurrenz mit den Revolutionsideen und dem Protestantismus zu geistiger Arbeit genöthigt werden, nicht groß genug vorstellen. Mit Recht sagte damals ein ministerielles Blatt über die ultramontanen Redner in den Cortes: „Welch ein unglücklicher Feldzug, den die Neukatholiken in der constituirenden Versammlung führen! Selbst die unvorhergesehensten Umstände begünstigen dieselben, und doch wie wenig entsprechen sie dem Ruf, der ihren gefeiertsten Eminenzen vorausgegangen! Was ist aus dieser Schule geworden, die gestern noch so anmaßend und herrschsüchtig war, daß sie, obwol wesentlich religiös, Lösungen für alle gesellschaftlichen und staatlichen Fragen bereit hatte und sich im Besitz der Wahrheit glaubte! Man sieht dieselbe heute so verwirrt und schwankend, daß sie kaum im Stande ist, in dem Kampfe der großen Ideen die abgestandenen Spitzfindigkeiten eines in Misachtung gerathenen Ergotismus vorzubringen.“ Nachdem die beiden Kirchenmänner, die wir bereits kennen gelernt haben, Kanonikus Manterola und der Bischof von Jaen, sich durch ebenso salbungsvolle als inhaltsleere Sermone bloßgestellt hatten, wußte selbst der Cardinal-Erzbischof von Santiago, der für eine Leuchte der Kirche gilt, nichts als abgeschmackte mittelalterliche Sophismen und Ammenmärchen vorzubringen, die im übrigen Europa selbst auf die zurückgebliebenste bäuerliche Bevölkerung keinen Eindruck mehr machen würden. Es war denn doch eine zu starke Zumuthung an die Cortes, die Religionsfreiheit deswegen zu verwerfen, weil sonst die Protestanten kommen würden, um wie vorerst in Deutschland und Frankreich blutige Bürgerkriege zu entzünden, die Engländer, um außer Gibraltar auch noch Cadix und Malaga zu besitzen, die Juden, um Christenkinder zu schlachten, die Inder, um die Witwen zu verbrennen, die Mohammedaner, um die Vielweiberei einzuführen. Solche ultramontane Ungeheuerlichkeiten waren selbst dem sonst sehr zahmen Justizminister zu viel und derselbe erwiderte mit großem Nachdruck: „Die Geschichte unserer Unduldsamkeit ist die Geschichte unserer Sklaverei und Erniedrigung, des Untergangs unserer Gewerbe und Landwirthschaft; die Gewissensfreiheit ist berufen, den Krebsschaden des Indifferentismus, der unsere Gesellschaft zerstört, zu beseitigen. Im Namen der Unduldsamkeit werden die Katholiken in Schweden,

Polen, die Christen in Syrien verfolgt; die in diesen Ländern verfolgten Katholiken und Christen verlangen nichts anderes als der Verfassungsentwurf: Duldung."

Daß sie mit ihrem Antrage, der die völlige Trennung von Staat und Kirche in sich schloß, nicht durchdringen würden, dessen waren sich die Republikaner von Anfang an bewußt. Sie unterlagen denn auch mit 75 Stimmen gegen 178 bei der Abstimmung über den Art. 20 der Verfassung: „Die Nation verpflichtet sich, den Cultus und die Diener der katholischen Religion zu unterhalten." Um so unkluger aber war es, daß einzelne ihrer Mitglieder, wie Suñer y Capdevila, es sich nicht nehmen lassen wollten, unmittelbar gegen das Christenthum zu declamiren und den Materialismus neuesten Datums zu verherrlichen. Es kam hierüber zu unliebsamen Auftritten in den Cortes selbst. Serrano sprach alsbald von den atheistischen Republikanern, wofür ihm freilich Figueras eine derbe Lection ertheilte, indem er erklärte, die religiöse Ueberzeugung sei nicht Parteisache; er selbst und viele Republikaner seien Christen, obwol sie auch für die Atheisten Gewissensfreiheit gelten lassen wollten; Serrano's Freunde, die Moderados, seien im Leben und in ihren Ansichten Voltaireaner, und viele Mitglieder der gegenwärtigen Mehrheit seien Atheisten. Nachdem aber auch der biedere Topete, der sich wie seine militärischen Amtsgenossen bei solchen religionsphilosophischen Ausführungen entsetzlich langweilte und der durch sein Pronunciamiento von Cadix gewisse privatrechtliche Ansprüche auf die ganze Septemberrevolution zu haben meinte, sich mit allem Ungestüm dagegen erklärt hatte, daß der Atheismus unter der Aegide der Revolution sich einschleiche, so suchten die Ultramontanen rasch diese Blöße zu benutzen und formulirten den Antrag: „Die Cortes erklären, mit tiefer Misbilligung die antikatholischen Kundgebungen während dieser Verhandlungen vernommen zu haben." Allein das Spiel wurde ihnen durch Rivero vereitelt, der sowol die Republikaner als Serrano und Topete zum Einlenken bestimmte. Während die erstern wieder rücksichtsvoller auftraten, verlangten die Generale die Zurücknahme jenes Antrages, da das Recht der Abgeordneten in keiner Weise beschränkt werden dürfe. Den Ultramontanen blieb vorläufig nichts übrig, als in den Kirchen der Hauptstadt Gebete für die sündigen Republikaner anzuordnen, und mit den gläubigen Bevölkerungen der baskischen Provinzen Umzüge zu halten, um den Zorn Gottes über die sündigen Cortes von dem Lande abzulenken. Immerhin ließ aber das unkluge Auftreten einzelner Republikaner einen ungünstigen Eindruck bei dem liberalern Theil der Mehrheit zurück, der sonst vielleicht dem Artikel des Verfassungsentwurfs über die Glaubensfreiheit gern eine unzweideutigere Fassung gegeben hätte. Derselbe (Art. 21) lautete: „Die öffentliche oder private Ausübung eines andern Cultus (als des katholischen) ist allen in Spanien wohnenden Fremden ohne weitere Beschränkungen als die allgemeinen Gesetze der Moral und des Rechts garantirt; wenn etliche Spanier eine andere Religion als die katholische ausüben, so sind auf dieselben alle Bestimmungen dieses Paragraphen anwendbar." Die wenig liberale Form des zweiten Theiles dieses Artikels rührt von Olózaga her, der übrigens bei Vertheidigung derselben von fast allen Mehrheitsrednern im Stich gelassen wurde. So wäre es fast in der letzten Stunde noch den Republikanern gelungen, eine liberalere Fassung durchzusetzen. In ihren Vorberathungen hatten die Radicalern, Fernando Garrido, Pi y Margall u. a. dafür gesprochen, die Partei solle gegen den Artikel in dieser Fassung stimmen; zu den 73 Republikanern würden sich dann die Ultramontanen, die Karlisten und die absolutistischen Mitglieder der Liberalen Union gesellen, und dieser geschlossenen Masse gegenüber würde der Verfassungsausschuß nicht umhin können, dem Verlangen der Republikaner nach einer freisinnigern Fassung Rechnung zu tragen. Die Gemäßigtern und Katholiken in der Minderheit, Figueras, Sorni, Solar u. a. dagegen waren der Ansicht, der Ausschuß würde in diesem Fall eher einen Rückschritt machen, um die Absolutisten zu gewinnen, und es empfehle sich am besten

für die republikanische Partei, sich der Abstimmung über diesen Artikel zu enthalten. Diese Ansicht wurde am Ende zum Beschluß erhoben, und so erklärte denn Castelar in den Cortes, namens der Minderheit, dieselbe würde für die Formel: „die Spanier und Fremden, welche eine andere Religion bekennen", stimmen, nicht aber für die verächtliche Formel: „Wenn etliche Spanier"... Die Fassung des Ausschusses wurde mit 164 gegen 40 Stimmen (21 Absolutisten, 19 Conservative) angenommen.

Trotz dieses leichten Misklangs gestaltete sich der Tag dieses Beschlusses, der die Glaubensfreiheit feststellte, zum Ehrentage der ganzen Septemberrevolution und er wird immer ein schönes Datum in den Geschichtsbüchern Spaniens bilden; denn an diesem Tage erst hat sich eine unwiderrufliche Trennung zwischen der finstern Vergangenheit Spaniens und dem Spanien der Zukunft vollzogen. Mag auch jener Art. 21 der Verfassung nur ein schüchterner Schritt auf der neuen Bahn gewesen sein, so war doch ein für allemal der religiösen Unduldsamkeit in diesem Lande der Proceß gemacht. Und wie groß auch das Misvergnügen einiger republikanischen Hitzköpfe war, welche die Erfüllung der radicalsten Wünsche nicht abwarten konnten und dieselbe lieber gleich außerhalb der gesetzlichen Vertretung des Landes gesucht hätten: der Unbefangene müßte die Belehrung, die das spanische Volk aus diesen Verhandlungen, den ersten dieser Art, schöpfte, vielleicht noch höher anschlagen als die wirklichen Beschlüsse. Irgendein Gesichtspunkt, der für uns Nordeuropäer neu gewesen wäre, wurde zwar in diesen Verhandlungen nicht vorgebracht, und die Begeisterung war namentlich bei den Republikanern, ihren berühmtesten Redner Castelar nicht ausgenommen, oftmals größer als die Begriffsklarheit. Auch kam es den einzelnen Rednern nicht sowol darauf an, ihre Gegner durch unmittelbar praktische Beweise über die Beziehungen zwischen Staat und Kirche zu überzeugen, als vor dem ganzen Volke ihren philosophischen und religiösen Standpunkt zu entwickeln. So wurde vom Anfang bis zum Ende dieser Verhandlung viel Metaphysik und Poesie verschwendet, die in jeder andern Kammer Europas übel angebracht gewesen wäre. Neben Garrido und Pi y Margall, welche durch Zahlen nachwiesen, wie theuer das seitherige Verhältniß zwischen Staat und Kirche dem Volke zu stehen gekommen, neben Castelar, welcher mit seiner glühenden Beredsamkeit den kalten Doctrinarismus, den der alt gewordene Olózaga entwickelte, erdrückte, trug die Palme des Tages ein Mitglied der demokratischen Partei davon, Echegaray, der sich durch die Tiefe seiner Gedanken, durch seine echt menschliche Gesinnung, durch seinen Liberalismus und eine seltene rednerische Begabung auf die nämliche Höhe mit Castelar aufschwang und der Mehrheit willkommenen Ersatz bot für die Ruine Olózaga. Den größten Erfolg feierte Echegaray mit seiner beredten Verdammung der religiösen Unduldsamkeit. Die folgenden Sätze, die auf die Thatsache anspielten, daß eben in diesen Tagen zu Madrid zufällig die Stätte wieder aufgedeckt worden war, wo die Inquisition ihre Opfer verbrannt hatte, rissen den Congreß zu endlosem Beifall hin und waren bald in jedes Spaniers Gedächtniß unauslöschlich eingeprägt. „Ich wollte", sagte Echegaray, „unsere Verhandlungen fänden auf dem Quemadero de la Cruz (Ort des Scheiterhaufens der Inquisition) statt, um zu sehen, ob noch jemand die Glaubenseinheit vertheidigen könnte. In den Lagern des Quemadero findet ihr Schichten von Kohlen, durchtränkt von menschlichem Fett, und dann Ueberbleibsel von menschlichen Knochen und hierauf eine Schicht von Sand, die über alles dies geworfen ist, und dann wieder eine Schicht von Kohlen, wieder eine von Knochen u. s. f. Vor wenigen Tagen spielten Kinder daselbst mit einem Stock und gruben aus dieser Asche drei Gegenstände hervor, die sehr beredt sind zur Vertheidigung der religiösen Freiheit. Sie gruben ein Stück oxydirten Eisens aus, eine bei demselben liegende menschliche Brust und schließlich eine Locke halbverbrannten Haares. Dies sind drei sehr beredte Beweisgründe. Ich wünschte, daß die Herren, welche die Glaubenseinheit ver-

theidigen, dieselben berücksichtigten; ich wünschte, daß diese Locke ihnen zeige, welcher kalte Schweiß die Wurzeln jener Haare bedeckte und wie die Haare des Opfers sich sträubten, als dasselbe sich von den Flammen des Scheiterhaufens ergriffen sah. Ich wünschte, daß sie diese Brust befragten, wie unter derselben das Herz des armen Juden oder Protestanten klopfte; ich wünschte, daß sie dieses Stück Eisen befragten, das vielleicht ein Knebel war, wie viel schmerzliche Wehe, wie viel Schreie der Angst es erstickt hat, und ob dasselbe sich vielleicht nicht mehr erweichte als die ruchlosen Henker dieser ruchlosen Theokratie."

Am Vorabend der Verhandlung über die Frage der Regierungsform hatte noch die republikanische Propaganda im Lande Verhältnisse angenommen, welchen gegenüber die monarchische Partei völlig waffenlos war. In Hunderten von Volksversammlungen, in Petitionen mit vielen tausend Unterschriften wurde an die Cortes das Verlangen, die Republik zu errichten, ausgesprochen, dem die Monarchisten nichts anderes entgegensetzen konnten als Parteiberathungen bei verschlossenen Thüren und diplomatische Umtriebe im Auslande. Und zwar hatte, wie schon früher bemerkt wurde, die republikanische Sache durch jene Volksversammlungen um so mehr gewonnen, als dieselben in dem Sinne geleitet waren, die Conservativen zu überzeugen, daß Republikanismus und Anarchie keineswegs gleichbedeutende Begriffe seien. So hatte es sich seltsam genug gefügt, daß die Vertretung des Volkes mit großer Mehrheit die monarchische Regierungsform zu beschließen im Begriffe stand, während das Volk selbst sich mit immer größerer Uebereinstimmung zu Gunsten der Republik aussprach; daß viele Demokraten, wie diejenigen Cataloniens, die seinerzeit das monarchische „Versöhnungsmanifest" unterzeichnet hatten, wie auch demokratische und sogar progressistische Blätter, die mit Prim in Verbindung standen, eben in dem Augenblick zum republikanischen Programm sich bekehrten, da dieses durch einen Cortesbeschluß endgültig beseitigt werden sollte. Für viele kam jetzt schon weniger in Betracht, was die Cortes über die Regierungsform beschließen würden, als was die Folge des betreffenden Beschlusses sein werde. Die republikanische Minderheit in der Kammer hatte sich zwar bereit erklärt, den Cortesbeschlüssen sich zu unterwerfen; sie war zum größten Theil wenigstens entschlossen, selbst wenn die Monarchie erklärt würde, die Kammer nicht zu verlassen und eine Proclamation der Republik erst in dem äußersten Fall zu wagen, wenn die Unionisten gleich nach jenem Votum ihre Candidaten herbeiriefen. Allein weiter sehende Politiker konnten sich jetzt schon nicht verbergen, daß ganze Provinzen früher oder später auf die Votirung der Monarchie in den Cortes mit der Proclamation der Republik, beziehungsweise mit dem Bürgerkriege, antworten würden.

In den Cortes selbst erhob sich die Verhandlung über die Frage der Regierungsform gleich bei ihrem Beginn auf die dem Gegenstand angemessene Höhe. Die allgemeinen Theorien, welche für und gegen die Republik aufgestellt wurden, eingehender zu wiederholen, wäre unangemessen. Der Patriarch der republikanischen Partei, Orense, hob aber zur Begründung seines Antrags auf Errichtung der Föderativrepublik, im Hinblick auf die besondern Verhältnisse Spaniens, namentlich hervor, daß die Republik thatsächlich seit dem vorigen September bestehe und daß es jetzt sehr große Schwierigkeiten verursachen würde, eine neue Regierung populär zu machen. Der einzige in Rechnung kommende Throncandidat, Montpensier, sei dem Volke als der Candidat der Liberalen Union und als Franzose nicht willkommen. Da man überdies immer davon spreche, daß die übrigen Mächte Europas die Errichtung der Republik in Spanien nicht gern sehen würden, so erinnere er nur daran, daß Napoleon offenbar die Republik noch der Thronbesteigung Montpensier's vorziehen würde. Die Föderativrepublik speciell sei nicht nur in der Geschichte und in den geographischen Verhältnissen Spaniens begründet, sondern sie verletze auch keine Localinteressen, namentlich nicht diejenigen von Madrid.

Wie sehr das Volk von Spanien republikanisch gesinnt sei, gehe aus den Thatsachen hervor, daß 500 republikanische Ausschüsse und 200 republikanische Blätter im Lande beständen, und daß die republikanische Partei täglich selbst in den baskischen Provinzen, in Galicien und Castilien, an Gebiet gewinne. Im übrigen gab Orense die bedeutsame Erklärung ab, die föderative Form bilde für seine Partei keine Lebensfrage; diese würde auch vorläufig mit der Errichtung der unitarischen Republik sich begnügen, und sich nur in der Folge bemühen, dieselbe im föderativen Sinne zu entwickeln. Der Redner der Mehrheit, Ulloa, führte hingegen aus, daß die Freiheit, um sich entwickeln zu können, nicht irgendeiner bestimmten Regierungsform bedürfe, daß diese letztere nicht an sich den wesentlichen Charakter der politischen Einrichtungen bezeichne, sondern daß derselbe auf den constituirenden Elementen der Souveränetät und auf ihrer Ausübung beruhe, daß schließlich die Monarchie die Freiheit in Spanien am besten verbürge, die Einheit am besten darstelle und am meisten übereinstimme mit den Ueberlieferungen, Gefühlen und Bedürfnissen des Landes, sowie mit dem allgemeinen europäischen System, mit dem allgemeinen Streben nach großen Agglomerationen. Schließlich gab er noch die kühne Erklärung ab, man werde unverzüglich nach dem Beschluß über die Monarchie den Monarchen kommen lassen. Nachdem der Antrag des Föderalisten Orense mit 182 gegen 64 Stimmen, der Antrag der Unitarier Sanchez Ruaño und Garcia Ruiz auf Errichtung der unitarischen Republik mit 156 gegen 2 Stimmen verworfen war, gingen die Cortes zur Berathung über den Charakter der künftigen Monarchie, beziehungsweise des Monarchen über. Die Republikaner hatten verschiedene Verbesserungsanträge gestellt, welche sämmtlich den Zweck hatten, die Errichtung einer neuen Monarchie zu erschweren. Wohl berechnet auf das spanische Nationalgefühl war zunächst Fernando Garrido's Verbesserungsantrag: „Die Person, welche die höchste Gewalt ausübt, muß ein Spanier sein, Sohn spanischer Aeltern und geboren in Spanien.“ Dies war zunächst gegen den Franzosen Montpensier gemünzt und auch darauf berechnet, Uneinigkeit unter der Mehrheit zu stiften. Garrido, der von jeher eine gewisse Schwäche für Espartero gehabt hatte, machte nämlich aufmerksam, daß man nicht genöthigt sei, das Staatsoberhaupt in der Fremde zu suchen, da, von andern Spaniern abgesehen, „der erlauchte Herzog de la Vittoria durch seine Dienste, seine Tugenden und Beliebtheit vollkommen würdig sei, die höchste Gewalt zu bekleiden“. Mancher Progressist trug damals noch Espartero insgeheim im Herzen. Eine schon früher ausgesprochene republikanische Drohung, die wol kaum ernst gemeint war, wiederholte Garrido, indem er feierlich erklärte: „Wenn die monarchische Form beschlossen wird, so darf sich unsere Partei, in deren Augen ein König so viel gilt als der andere, nicht in die Fragen von Königen und Royalisten einmischen, die am Ende nichts weiter als Familienfragen für die Vertheidiger des einen oder andern Candidaten sind; wenn sich also die Karlisten oder Isabelliner erheben werden, so werden sich die neuen Monarchisten dagegen zu vertheidigen haben; die Republikaner haben nichts damit zu schaffen.“ Sehr bezeichnend war es, daß sich fast die Hälfte der Abgeordneten der Abstimmung über diesen esparteristischen Antrag enthielt, der mit 124 gegen 60 Stimmen verworfen wurde. Ein neuer republikanischer Redner, Abarzuza, der die Plejade der bedeutenden rednerischen Talente dieser Partei verstärkte, benutzte den Verbesserungsantrag: „Die Regierungsform wie die Person des Staatsoberhauptes sind einem Plebiscit unterworfen“, wesentlich nur, um die Unmöglichkeit einer neuen Dynastie und einer demokratischen Monarchie in Spanien nachzuweisen. Die alte Dynastie sei zu Grunde gegangen an dem Mangel der wesentlichen Lebensbedingungen einer Monarchie, eines in das politische Leben thatkräftig eingreifenden Adels, einer aufgeklärten Geistlichkeit und einer conservativen Mittelklasse, eines unbestechlichen Senats. Die demokratische Monarchie sei eine noch nirgends verwirklichte

Utopie, in Spanien doppelt unmöglich, weil es einem großen Theil der monarchischen Partei mit dem demokratischen Charakter der zu gründenden Monarchie offenbar nicht Ernst sei; bereits hätten einige hervorragende Unionisten das allgemeine Stimmrecht angegriffen, und die Liberale Union gebe sich nur der Progressisten und Demokraten wegen einen liberalen Anschein, um, wenn sie wieder zur Macht gelangt sei, wie immer die errungenen Freiheiten nach und nach zu zerstören. Die Unverträglichkeit der Demokratie mit der Monarchie, welche letztere namentlich die Abdankung des allgemeinen Stimmrechts wäre, führte noch Palanca, nachdem Abarzuza's Antrag bereits gefallen war, mit ungewöhnlichem Talent aus.

In den letzten Tagen der Verhandlungen über die Regierungsform schickte noch die monarchische Mehrheit wie die republikanische Linke ihre bewährtesten Kämpfer in das Treffen. Ein Ulloa, Olózaga, Rodriguez, Silvela, Rios Rosas rangen mit einem Figueras, Orense, Sorni, Pi y Margall und Castelar. Die Erörterung der entgegengesetzten Principien entsprach auch ohne Zweifel den Anforderungen der politischen Wissenschaft unserer Tage, und die heikelsten Partei- und Personenfragen wurden auf beiden Seiten mit gleicher Gewandtheit behandelt. Gegen den uns schon bekannten Satz Ulloa's, daß die Freiheit gleichermaßen unter allen Regierungsformen möglich sei, suchte Pi y Margall mit Proudhon's Beweisgründen und durch die Geschichte Spaniens darzuthun, die großen staatlichen, gesellschaftlichen und volkswirthschaftlichen Fragen der Gegenwart könnten nur auf dem Wege der Föderativrepublik, der ausgedehntesten Selbständigkeit der Landtage und Gemeindevertretungen gelöst werden; an den letzten bourbonischen Misregierungen trügen nicht sowol die Persönlichkeiten der Herrscher als die Einrichtungen selbst und jene Partei Schuld, die eben jetzt durch ihre Redner den Satz ausführen lasse, die Frage der Regierungsform sei von ganz untergeordneter Bedeutung. Rodriguez nahm den der Liberalen Union hingeworfenen Handschuh entschlossen auf, indem er die Republikaner theils als Reactionäre und Feinde der Revolution, wie sich schon aus ihrem föderalistischen Programm ergebe, theils als Socialisten darstellen wollte; sie bildeten eigentlich gar keine politische Partei, sie trieben nur unfruchtbare Opposition und hätten es nicht einmal dazu gebracht, auch ihrerseits einen Verfassungsentwurf vorzulegen. Den letztern Vorwurf wenigstens wies Pi y Margall siegreich durch die Bemerkung zurück, seine Partei habe bei der Zusammensetzung der Cortes nicht daran gedacht, diese würden etwa die Republik als Regierungsform wählen; außerdem wäre das beste Mittel für die Mehrheit, die Grundsätze und Wünsche der Minderheit in ihrem ganzen Zusammenhange kennen zu lernen, gewesen, Vertreter der Minderheit in den Verfassungsausschuß zuzulassen und dadurch ein Minderheitsvotum herbeizuführen. Uebler kam Olózaga weg, der die Unreife der Spanier für die Republik namentlich aus dem Umstande, daß dieselben so lange das Joch Isabella's II. getragen und daß sich vor der Septemberrevolution keine Republikaner gezeigt hätten, herleiten wollte, während er für sich das Verdienst der ersten antidynastischen Propaganda in Anspruch nahm. Dafür mußte er sich von Sorni erinnern lassen, wie bereitwillig er stets von dieser Königin Orden und Besoldungen angenommen, wie viel Blutvergießen und Unheil er durch sein unentschiedenes Auftreten im Jahre 1854 und durch seine spätern Reden verschuldet habe, bis er sich endlich entschlossen habe, zum Sturze der Bourbonen mitzuwirken; die Republikaner seien da gewesen, wo Olózaga sich nie befunden, auf dem Schlachtfelde und im Gefängnisse. Einen noch schwerern Streich führte Figueras gegen Olózaga, indem er fragte, wie es komme, daß der Minister des Auswärtigen sich vom Congreß fern halte; es scheine sich zu bestätigen, daß derselbe seine Entlassung genommen habe, weil er sich nicht fortwährend der Schmach der von Olózaga veranlaßten Abweisungen fremder Fürsten aussetzen wolle. Die größte Wirkung aber erzielte Figueras,

indem er auf Grund der neuesten Geschichte Spaniens sehr ernste Warnungen an die Progressisten und an Prim insbesondere richtete, den Unionisten nicht in das Netz zu gehen. Er berief sich auf den eben erst beschlossenen 31. Artikel der Verfassung, der von der Aufhebung der Menschenrechte in Ausnahmsfällen handelt, und erinnerte daran, daß derselbe ganz mit einem Artikel der Verfassung von 1854 übereinstimme; damals habe er die Progressisten gewarnt, der Liberalen Union zu trauen; damals habe man ihm auch entgegnet, wie jetzt, die Regierung müsse liberal sein, da ein verantwortliches Ministerium vorhanden sei, und kurz darauf seien die Cortes beschossen worden. Das Gleiche könne auch jetzt eintreffen; der Verfassungsentwurf sei der beste Beweis für die Uebermacht der Union über die Progressisten. Dem General Prim insbesondere führte er zu Gemüthe, daß derselbe auch bei dem besten Willen, mit Serrano einig zu bleiben, einen Bruch nicht vermeiden könne, wenn er einmal, wie man jetzt beabsichtigte, zum Regenten ernannt sei; beide befänden sich ganz in derselben Lage wie seinerzeit O'Donnell und Espartero. Hatte Figueras mit diesen Worten sichtlich einen tiefen Eindruck auf die ganze Kammer gemacht, so führte ein durch die Schuld des Unionisten Ayala veranlaßter Zwischenfall sogar eine bisher so ängstlich vermiedene Aenderung im Ministerium und eine allgemeine Misstimmung gegen die Liberale Union herbei. Der Poet und Ultramarminister Ayala nämlich, der seit dem Beginn der Cortes ein unverbrüchliches Stillschweigen beobachtet hatte, ergriff ganz am Ende der Verhandlungen das Wort, um in unerhört heftiger und ungeschickter Weise die republikanische Partei anzugreifen. Er nahm das Verdienst der Septemberrevolution ausschließlich für die Generale und die conservativen Klassen in Anspruch und klagte nicht blos die Republikaner an, keinen Antheil an der Revolution genommen zu haben, sondern trug auch die beleidigendste Verachtung der niedern Volksklassen, als einer gleichgültigen und unpatriotischen Menge, zur Schau. Da man in Ayala den Stimmführer derjenigen unionistischen Fraction sah, welche durch Canovas del Castillo und Romero Robledo schon einmal einen schüchternen reactionären Versuch gemacht hatte, so dachte jedermann, die Unionisten hielten die Stunde zu handeln bereits für gekommen; und es entstand eine ungeheuere Aufregung, besonders unter den Progressisten und Demokraten. Die Republikaner begingen den Fehler, dieselbe nicht gehörig auszunutzen; sie ließen nur durch Figueras erklären, die republikanische Partei und das spanische Volk würden am besten durch ihre Thaten vertheidigt. Allerdings kamen ihnen auch die andern Unionisten in der Regierung sehr entgegen; Topete stellte ihnen das Zeugniß aus, daß sie schon vor dem September ihre Mithülfe angeboten und später auch thätig mitgewirkt hätten; und Serrano bezeugte ihnen, daß sie sich stets loyal und würdig benommen. Ueberdies gab Ayala auf der Stelle seine Entlassung, die auch ohne Schwierigkeit und zu allgemeiner Befriedigung angenommen wurde.

Um den Unionisten, die offenbar mit dem bloßen Votum der Monarchie, nach welchem sie ihren Candidaten, Montpensier, unverzüglich kommen lassen und, wie Posada Herrera sich mehr freimüthig als vorsichtig ausdrückte, durch organische Gesetze wieder gut machen wollten, was die allzu liberale Verfassung gefehlt, einen Strich durch die Rechnung zu machen, stellte nun Castelar, wie vor ihm schon Figueras, die bestimmte Anfrage an die Mehrheit, ob den Republikanern, gemäß den verkündigten Menschenrechten, auch unter der Monarchie das Recht bleiben solle, republikanische Propaganda zu machen. Während nun der Demokrat Martos ohne Bedenken erklärte, das Recht, Propaganda zu machen, Clubs und Ausschüsse zu halten, könne ihnen unmöglich bestritten werden, antworteten Olózaga und Rios Rosas hierauf nur ausweichend. Und es war für den Weiterblickenden klar, daß hiermit eine Quelle der schwersten Conflicte geschaffen sei. Besser gelang es Castelar, eine klare Lage zu schaffen durch Erneuerung seiner An-

griffe auf die Candidatur Montpensier's. Er richtete dieselbe dermaßen moralisch zu Grunde, daß selbst Topete, obwol er wieder freimüthig seine Sympathien für Montpensier gestand, die Erklärung abgab, er werde sich jedenfalls den Cortes unterwerfen. Mit kluger Berechnung der nationalen Gefühle hatte Castelar dargelegt, daß Montpensier allerdings Bourbone sei, und daß die Familie Orléans stets auf eine die heiligsten Gefühle des Volkes verletzende Weise gegen ihre Verwandten Ränke gesponnen und sich verschworen habe. Und die folgende begeisterte Improvisation, welche die Linke zu minutenlangem Beifall hinriß, hinterließ einen für Montpensier's Candidatur vernichtenden Eindruck beim spanischen Volke. „O ihr Schatten der Helden Cataloniens", rief Castelar aus, „die den Krieg gegen die Bourbonen vorbereitet, die einen Krieg ohne Beispiel geführt! Helden Galiciens und des von den Bourbonen geopferten Numancia! Helden von Trafalgar, die ihr in den Wogen des Meeres begraben seid, als Opfer der Unsittlichkeit Maria Luisa's! Erhabene Namen, die mit goldenen Lettern in die Wände dieses Saales eingegraben sind, und welche die Opfer jenes Ruchlosen darstellen, der sich Ferdinand VII. nannte! Solis, Zurbano, wo auch euere Asche ruhen mag, wo auch euere Seelen sein mögen, kommt herbei als Rachegeister und vertheidigt die Revolution gegen dieses große Unheil und vertheidigt das Vaterland gegen diese große Schmach!"

Unter solchen gewaltigen Eindrücken wurde in der Nacht vom 20. auf den 21. Mai der Art. 32 des Verfassungsentwurfs, welcher besagt, daß alle Gewalten aus der Nation entfließen, mit Einstimmigkeit, und der Art. 33, welcher die Monarchie für die Regierungsform Spaniens erklärt, mit 214 gegen 71 Stimmen beschlossen. Unmittelbar nach diesem Beschlusse verließ „der Patriarch der Republikaner" in Spanien, Orense, Marques von Albaida, den Congreß und die Hauptstadt. Freilich hatte er von Anfang erklärt, sein Beispiel solle für seine Parteigenossen nicht maßgebend sein. Immerhin nahmen aber die übrigen Mitglieder der Opposition vorläufig auch keinerlei thätigen Antheil mehr an den Verhandlungen der constituirenden Cortes. So ging es denn, dem lebhaften Wunsche Olózaga's entsprechend, mit der weitern Verhandlung des Verfassungsentwurfs rasch vorwärts, vielleicht rascher, als der Würde der Kammer zuträglich war. Es wurden gleich am ersten Tage nach jenem Beschlusse nicht weniger als 37 Artikel der Verfassung abgemacht, unzählige Verbesserungsanträge theils zurückgezogen, theils verworfen. Und zwar befanden sich unter diesen Artikeln diejenigen über die Unverantwortlichkeit und Unverletzlichkeit und das Veto des Königs und sein Recht, Krieg und Frieden zu schließen, über die Bildung von zwei Kammern und über die Erwählung des Senats durch mittelbare Abstimmung. Der Demokrat Salmeron redete wie ein Prediger in der Wüste, wenn er die Progressisten an ihre Pflicht mahnte, jetzt die seither von den Republikanern erfüllte Mission zu übernehmen und die völlig planlose Verfassung zu bekämpfen, wenn er die Bildung eines Senats auf Grundlage des mittelbaren Stimmrechts als Widerspruch mit dem verkündigten allgemeinen Stimmrecht angriff und die Einrichtung des Senats überhaupt verurtheilte, weil derselbe offenbar nur dazu bestimmt sei, einen König zu wählen, der doch nur der König einer Partei sein könne, der heute vielleicht triumphirend einziehe und morgen in der Straße sterbe. Uebrigens war auch die öffentliche Aufmerksamkeit kaum mehr auf das gerichtet, was die Mehrheit ohne Zuthun der Minderheit beschloß. Man bemerkte nur im Vorbeigehen, daß die nämlichen Progressisten, die 1854 für das Einkammersystem gestimmt, jetzt die Bildung eines Senats mitbeschlossen, und daß die demokratische Partei als solche, deren erster Grundsatz stets das allgemeine Stimmrecht gewesen, nichts mehr gegen die Bildung eines Senats auf Grund der mittelbaren Abstimmung einzuwenden hatte. Uebrigens konnte die Dauerbarkeit von Institutionen, wie eben der Senat und der Staatsrath, nimmer als sehr gesichert erscheinen, nachdem dieselben mit Majoritäten von nur 11 oder 4 Stimmen beschlossen worden.

Während die ministeriellen Blätter die größten Anstrengungen machten, um die immer mehr erkaltende Theilnahme des Volkes für das Werk der Majorität zu erwecken und dasselbe als den glücklichen Abschluß der Septemberrevolution zu preisen, und während bereits in mehrern Orten übereifrige Statthalter den Beschluß der Monarchie feierlich verkündigten, mit der Drohung, von jetzt an jede feindliche oder lärmende Kundgebung gegen dieselbe als ungesetzlich zu verfolgen, gelang es Olózaga und den Unionisten, in den Cortes jeden einigermaßen bedeutenden Verbesserungsantrag von der Verfassung fern zu halten und die Verhandlung über dieselbe schleunigst und ohne Anstoß ihrem Ende zuzuführen. Olózaga, der Großceremonienmeister der Cortes, hatte jetzt keine wichtigere Sorge, als die Verkündigung der Verfassung, seines eigensten Werkes, mit aller nur möglichen Feierlichkeit zu umgeben. Es störte seine Feststimmung nur wenig, daß Garcia Lopez im Namen der republikanischen Minderheit jetzt folgende Erklärung abgab: „Wir werden die Verfassung, welche ihr für euch gemacht habt, achten, ohne uns zu gestatten, Gewalthandlungen anzurathen oder an solchen theilzunehmen, solange die von euch errichtete Staatsgewalt die Unversehrtheit des allgemeinen Stimmrechts und der Menschenrechte achtet, kraft deren wir fortfahren werden, ruhig und friedlich die Propaganda der Föderativrepublik zu machen, deren bevorstehenden Triumph die öffentliche Meinung uns ankündigt. Wir werden aber nicht der parlamentarischen Verfassungsfeier anwohnen, von der Olózaga sprach. Die spanischen Republikaner dürfen und können nicht an der Freude über die Verkündigung eines Gesetzes theilnehmen, in welchem das Veto, die Sanction und die constituirende Initiative des Königs festgesetzt ist. Ihr mögt dies feiern, wie ihr wollt; wir Republikaner werden inzwischen uns mit der Gewißheit trösten, daß die Republik kommen und unsere unglückliche Nation glücklich machen werde."

Wie das Votum der Monarchie ohne Sang und Klang, und ohne irgendwo Begeisterung zu finden, aufgenommen wurde, so auch die Abstimmung über die Gesammtheit der Verfassung, die am 1. Juni mit 214 gegen 55 Stimmen angenommen wurde. Die Republikaner hatten zuvor noch durch ihren Stimmführer Figueras erklärt, daß sie die Verfassung zwar achten, aber nicht annehmen; viele derselben enthielten sich der Abstimmung; die Mehrzahl ließ sich zwar noch bereit finden, die Urkunde zu unterzeichnen, wie alle seitherigen Verfassungsurkunden in Spanien von allen im Congreß vertretenen Parteien unterzeichnet worden sind, aber die Entschiedenern weigerten sich, wie auch die Karlisten, auch nur dies zu thun. Wie wenig übrigens durch diese Verfassung die dauernde Eintracht der maßgebenden Parteien besiegelt war, ging aus einer weitern Erklärung des Unionisten Santa-Cruz hervor. Derselbe glaubte nämlich den Vorbehalt machen zu müssen, daß die Abstimmung über die Gesammtheit der Verfassung nicht die Abstimmung der einzelnen Fragen, wie das allgemeine Stimmrecht, die Religionsfreiheit entkräfte. Bekanntlich haben in dieser Frage viele Unionisten nicht mit der Mehrheit gestimmt, und die Erklärung von Santa-Cruz war ein offenes Zeugniß, daß seine Partei, wenn sie sich einmal wieder stärker fühlen würde, diese Punkte nicht unangetastet lassen würde. Den Demokraten andererseits war alle Freude an der Verfassung dadurch verdorben, daß ihnen die Früchte des Abfalls von ihren frühern Grundsätzen, nämlich verschiedene Ministerposten, von den Progressisten mit großer Leidenschaftlichkeit streitig gemacht wurden, und ein großer Theil der letztern machte kaum ein Geheimniß aus der Reue darüber, in vielen wesentlichen Punkten, wie den Attributen des Monarchen und der Bildung einer Ersten Kammer, Zugeständnisse gemacht zu haben, die sich mit ihrem seitherigen Programm schlechterdings nicht vertrugen. So war es kein Wunder, daß die Gleichgültigkeit des Volkes, gegen welche die reactionären Blätter, wie die „Epoca", ohne Unterlaß eiferten, auch durch die angekündigten Verfassungsfestlichkeiten nicht gehoben werden konnte.

Am 2. Juni wurde in dem Sitzungssaal der Cortes ein mit einem schwarzen Tep-

pich bedeckter Tisch aufgestellt, auf dem sich hübsch verzierte Urkunden der Verfassung, prachtvolle Tintenzeuge und in silbernen Schalen die Federn, die zum Unterschreiben dienten, befanden; acht goldene, mit Brillanten besetzte Federhalter für die Minister und den Cortespräsidenten, elfenbeinerne Federn für die Abgeordneten. Der Abgeordnete Carballo hatte den Einfall, den Kammersecretären fünf große Adlerfedern zu dem Zwecke des Tages zu verehren; und der Abgeordnete de Pedro that sich etwas damit zugute, mit derselben Feder zu unterschreiben, mit der sein Vater die Verfassung von 1837 unterzeichnet hatte; wol der einzige Umstand, der an den Jubel bei dem Votum der Verfassung von 1837 erinnerte. Den Plan, die Abgeordneten auf die Verfassung zu beeidigen, verließ man angesichts der Weigerung der Republikaner.

Am Vorabend der feierlichen Verkündigung der Verfassung gab der aus der Mitte der Mehrheit gestellte Antrag auf ein Dankesvotum für den Verfassungsausschuß den Republikanern nochmals Gelegenheit, jeden Zweifel über die Stellung ihrer Partei zu diesem „Mosaikwerke" der Demokraten, Progressisten und Unionisten zu zerstören. Figueras sagte unter anderm: „Ich gebe zu, daß die Anerkennung der Menschenrechte eine Errungenschaft ist, aber ich kann die Form nicht billigen, in welcher dieselbe erfolgt ist, da auch abgesehen von der unmittelbar beigefügten Beschränkung derselben ein Artikel (31) angenommen wurde, der die Suspension dieser Rechte in bestimmten Fällen festsetzt. Außerdem wird durch die Verfassung eine unabsehbare, unverantwortliche Gewalt hergestellt, während wir eine andere, absehbare und verantwortliche vorgeschlagen haben. Unsere Verbesserungsanträge sind verworfen worden. Wir können daher kein Dankvotum für ein Werk geben, das wir nicht billigen, das wir zwar achten, aber mit allen unsern Kräften und allen gesetzlichen Mitteln bekämpfen werden."

Das Fest der Verkündigung der Verfassung verlief am 6. Juni zwar ohne die befürchteten Störungen durch Republikaner oder Karlisten, aber auch ohne jede Begeisterung. Am Morgen fand auf dem Platz del Progreso die Einweihung des Standbildes Juan Alvarez de Mendizabal's statt; Rivero und Pascual Madoz hielten Gedächtnißreden auf den berühmten Revolutionär; die Minister, der Gemeinderath und der Landtag wohnten der Feier bei. Um 2 Uhr mittags erschienen die Abgeordneten der Mehrheit nebst den Ministern auf der festlich geschmückten Tribüne vor dem Congreßgebäude. Das Schweigen, womit die Volksmenge dieselben empfing, erklärte sich wol daraus, daß dieselbe in ihren Reihen keinen der Männer, wie Figueras und Castelar sah, welche durch ihr Talent die großen Ideen der Revolution, die Glaubensfreiheit und die Menschenrechte, gerettet hatten, wohl aber so manchen, der bis zuletzt offen oder geheim die neuen Freiheiten zu hindern oder zu beschränken gesucht. Zwei Kammersecretäre lösten sich in dem ermüdenden Geschäfte ab, die Verfassung vorzulesen. Ein auf diese ausgebrachtes Hoch misglückte gänzlich; und das Volk wäre vollständig stumm geblieben, wenn nicht der Commandant der Miliz ein mächtiges Hoch auf die Freiheit ausgebracht hätte, in das alle einfielen. Des Abends waren die öffentlichen Gebäude, viele Privathäuser, der Prado und Retiro festlich beleuchtet; Musikbanden spielten auf den öffentlichen Plätzen, und tags darauf fanden großartige Stiergefechte statt.

Belgien von 1857 bis 1872.

Von

H. Bartling.

Belgien bis zum Tode des Königs Leopold I.

II.

Von den Unruhen im Jahre 1857 bis zum Tode Leopold's I.

Nach den Tagen des Jubels und der Freude, welche im Sommer 1856 aus Anlaß des 25. Jahrestages der Thronbesteigung König Leopold's das Land erfüllten, folgten plötzlich Tage des Haders, des Kampfes und der Trauer. Es spielte sich in Belgien ein Drama ab, das wir heute in Deutschland erneuert sehen: der Kampf des Ultramontanismus um die Alleinherrschaft im Staate, der lange Jahre erfolgreich im geheimen geführt worden war, brach plötzlich in hellen Flammen aus, als die klerikale Partei, mit Hülfe des ihr ergebenen Ministeriums Dedecker, die letzte Hand an das lange vorbereitete Werk legen wollte.

Wir haben im vorigen Abschnitt gesehen, wie durch die stark ausgeprägte unionistische Politik des Königs Leopold fast sämmtliche Ministerien von 1830 ab mehr oder minder dem Wachsthum der klerikalen Macht Vorschub leisteten, und zwar dergestalt, daß der König auf den Gedanken gebracht wurde, die liberale Partei sei in Belgien ohne Kraft und Bedeutung. „Bei uns hat allein die katholische Partei einen Halt, die liberale ist wie ein Band von Sand", so sprach er verschiedenemal zu seinem intimen Rathgeber Stockmar. Die ganz natürliche Folge davon war, daß die klerikale Partei ihre Prätensionen von Tag zu Tag höher schraubte, von Tag zu Tag neue Schritte unternahm, um die Abdankung des Staates, die Aufzehrung des Staates durch die Kirche herbeizuführen.

Um nun die Bedeutung und Tragweite des Kampfes, der sich in den Maitagen 1857 wegen des sogenannten Wohlthätigkeitsgesetzes in Belgien entspann, recht würdigen zu können, wollen wir uns das Verhältniß der Kirche und des Staates nach der belgischen Verfassung ein wenig näher ansehen, denn der von uns näher zu schildernde Kampf war nicht etwa eine Folge des gedachten Gesetzes, sondern eine Folge des eigenthümlichen Verhältnisses zwischen Kirche und Staat im Lande; das Wohlthätigkeitsgesetz war nur der Tropfen, der den bis zum Rande gefüllten Krug klerikaler Anmaßungen überlaufen machte.

Wir bemerkten schon in dem vorigen Abschnitt bei unserer Schilderung der Union, daß die in Frankreich von Lamennais und Lacordaire verkündeten Doctrinen ein Echo in dem vom holländischen Könige bedrückten belgischen Klerus gefunden hätten. Und in der That ergriffen die belgischen Katholiken begierig die von Lamennais gepredigte „Idee der Unabhängigkeit des Klerus", aber wohl hüteten sie sich vor einem von Lamennais gleichfalls gerathenen Verzicht auf die Besoldungen; im Gegentheil, sie benutzten ihre Macht, die Zahl der Bisthümer zu vermehren und zugleich das Einkommen der Bischöfe zu erhöhen. Sie ließen deshalb durch den Congreß aussprechen, daß die Kirche vom Staate unabhängig, der Staat jedoch wie zuvor verpflichtet sei, die Diener der Kirche zu ernähren. Schwerlich ist jemals von einer gesetzgebenden Versammlung eine größere Thorheit begangen worden. Der Congreß nahm dem Staate jedes Recht über die Kirche, und legte demselben gleichwol eine schwere Verbindlichkeit zu Gunsten der Kirche auf! Die Diener der Kirche empfangen vom Staate eine Besoldung, ohne ihm zu der geringsten Leistung verpflichtet zu sein! Kann etwa das Recht von der Idee der Pflicht und kann die Pflicht von der Idee des Rechtes getrennt werden? Was man zuvor noch nirgends erlebt hatte, was man für unmöglich gehalten hätte, das begab sich in Belgien: der Staat hat der Kirche gegenüber Verbindlichkeiten und doch keinerlei Recht; die Kirche hat Rechte an den Staat und keinerlei Verbindlichkeit. Man kann nicht anders als zugestehen, daß dieser Zustand ein wahres Ideal von Abgeschmacktheit ist.

Mit Recht drängt sich einem die Frage auf, was denn die Liberalen 1830 dazu vermochte, zu einer so unerhörten Maßregel die Hand zu bieten? Man machte den in den Ideen von 1789 befangenen enthusiastischen und leichtgläubigen Liberalen begreiflich, daß die Uebernahme der Besoldungen eine Schuld sei, die der Staat durch die Confiscation der Kirchengüter auf sich geladen habe; ferner, daß die Trennung von Kirche und Staat, selbst um diesen Preis erkauft, das sicherste Mittel sei, Reibungen zwischen der geistlichen und weltlichen Macht zu verhüten und die Eintracht zwischen ihnen zu befestigen. Die Liberalen gingen auf diese Sophismen ein, ohne gewahr zu werden, daß sie dem Staate zum Besten der Kirche den Todesstreich versetzten. Wirklich konnte sich in dem nach den Idealen des Ultramontanismus organisirten Staate ein Kampf der zwei Gewalten aus dem guten Grunde nicht ferner ergeben, weil der Staat zum Kassirer der Kirche erniedrigt und die Kirche im thatsächlichen Besitz der Oberherrlichkeit war. Mit wahrhaft raffinirter Schlauheit, mit bewunderungswerther Kunst wußten die Ultramontanen im Laufe von 25 Jahren den Staat zu entwaffnen, während sie gleichzeitig unter dem Namen der Freiheit die Kirche mit unbeschränkter Macht ausrüsteten.

Der Staat ist in Belgien bei Besetzung kirchlicher Aemter nicht mehr betheiligt; die Bischöfe werden vom Papste, die Pfarrer von den Bischöfen ernannt. Wirklich staunenswerth ist die Einfachheit des Mittels, das man auffand, um jeder Reibung zwischen Kirche und Staat vorzubeugen: man machte die Kirche zur unbeschränkten Herrin! Die Uebertragung der wichtigsten Functionen geht von einer fremden Macht aus, von einer Macht, die unter Umständen feindselig gegen Belgien auftreten kann, vielleicht sogar — wenn z. B. Bourbonen auf dem Throne Frankreichs sitzen sollten — als Feind seiner Unabhängigkeit und Nationalität. Gleichviel: der Papst mag die belgischen sechs Bisthümer mit Männern besetzen, welche die Autorität des Königs, die Thätigkeit seiner Minister untergraben — die Regierung muß alles ruhig geschehen lassen.

Belgien hat es 1857 und später erfahren, Deutschland erfährt es heute und weiß es, daß dies keine Hypothesen sind. Die Feindseligkeit der Bischöfe und des Klerus aber wird sich in Deutschland wie in Belgien noch steigern: je mehr der Einfluß der liberalen Partei wächst, um so mehr wird der Krieg zwischen Episkopat und Staat an Heftigkeit zunehmen. Und gleichwol wird der Staat in Belgien dulden müssen, daß Männer, die

im Herzensgrunde seine Feinde sind, an der Spitze der belgischen Kirche stehen, und seine ganze Thätigkeit gegenüber diesen Männern wird sich darauf beschränken, daß er ihnen große Besoldungen auszuzahlen, mit andern Worten, die Geldmittel zu seiner Bekämpfung zu liefern hat!

Nochmals: dieser Zustand ist wahrlich ein wahres Ideal von Abgeschmacktheit. Sehe man nur einmal recht zu, in welche wunderbaren Widersprüche sich die Belgier bei der Aufstellung ihrer Verfassung verwickelt haben. Sie schließt streng alle Fremden von öffentlichen Aemtern aus; ein Fremder kann nicht Nachtwächter oder Polizeidiener in Belgien sein, aber — er kann Erzbischof von Mecheln sein! Jeder Beamte hat einen Eid zu leisten; auch die Bischöfe leisten ihren Eid, aber — dem Papste; sie sind durch keinerlei Band an den Staat geknüpft, in dem sie gleichwol eine unermeßliche Macht ausüben. Noch mehr: in dem Eide, den sie dem Papste leisten, verpflichten sich die Bischöfe zur Verfolgung der Ketzer, während doch die belgische Verfassung die allerunbeschränkteste Glaubensfreiheit anerkennt. Welch ein Gewebe von Widersprüchen! Und doch sind wir noch keineswegs am Ende. Der Staat mischt sich in Belgien nicht in die Ernennung der untern Kirchendiener; Pfarrer und Vicare sind unbedingt in die Hände ihres Bischofs gegeben. Die Bischöfe brauchen und misbrauchen den Klerus als Werkzeug ihrer Herrschaft: der Pfarrer muß sich wohl oder übel als Wahlagent verwenden lassen; die Dienste, die er bei den Wahlen leistet, werden vom Bischof vor allem geschätzt und belohnt; wehe denen, die sich lau erweisen oder mit ihren Bemühungen nicht durchdringen; sie haben Ungnade und Absetzung oder doch Verbannung auf irgendeine obscure Landpfarre zu gewärtigen.

Dazu kommt noch, daß die Erziehung, die man den Priestern gibt, sie zu unbegrenzter Fügsamkeit und Unterwürfigkeit abrichtet. Es ist kaum nöthig zu sagen, daß der Staat auch in diese Erziehung sich nicht einmischt — und doch, er thut es, insofern er zu den Kosten beiträgt und Stipendien verleiht! Er besorgt die Geschäfte des Kassirers; was aber in diesen Seminarien vorgeht, erfährt er nicht und erfährt niemand; die Oeffentlichkeit ist ein Grundsatz der belgischen Staatsverfassung, in der Kirche dagegen ist alles Geheimniß und Dunkel. Dennoch fehlt es nicht an einigen Anhaltspunkten zur Orientirung. Wenn man die Lehren kennt, die an der katholischen Universität zu Löwen öffentlich vorgetragen werden, wenn man die politischen Doctrinen der bischöflichen Erlasse verfolgt, oder die Bücher liest, die in den Seminarien gebraucht werden, so kann man ein treues Bild des in Belgien herrschenden Geistes gewinnen: es ist der Geist Gregor's VII. und Gregor's XVI., der Geist Loyola's und des unfehlbaren Vaticans, die Suprematie der Kirche über den Staat, die absolute Verneinung der Glaubensfreiheit und der Preßfreiheit — es ist in allem das Widerspiel der belgischen Verfassungsgrundsätze. Und der Staat muß dulden, daß man den Klerus in diesen, dem Staatsgrundgesetz feindlichen Gesinnungen großzieht, er muß zu diesem feindseligen Unterricht beisteuern und muß jeden Feind der belgischen Institutionen besolden, sobald es dem Bischof gefällig ist, ihm eine Pfarre zu verleihen!

Man muß sich wundern, wie der Staat sich unter solchen Elementen der Anarchie und Auflösung erhalten kann. Er hat sich eben bisher, abgesehen von den wenigen Episoden einer liberalen Regierung, der kirchlichen Herrschaft gefügt; aber wir sind der festen Ueberzeugung, daß eines Tages in Belgien die Stunde anbrechen wird, wo der Staat dem Ultramontanismus wehrlos gegenüberstehen wird. Daß diese unsere Meinung nicht etwa ein Hirngespinst, ein Gespenst der Furcht ist und ebenso wenig übertrieben, das erhellt aus der Meinung, welche der vielerfahrene, kaltblütige und vorsichtige Stockmar in seinen „Denkwürdigkeiten" gelegentlich des von uns oben angeführten Ausspruchs Leopold's I.: „Die katholische Partei Belgiens allein habe Halt, die liberale sei wie ein

Band von Sand", ausspricht; er sagt treffend: „Aus eigener Anschauung halte ich diesen Ausspruch als an sich genommen für wahr und treffend. Sobald er jedoch aufs wirkliche Staatsleben angewandt wird, wird die allgemeine Wahrheit, die er enthält, eine nur relative und daher bedingte. Denn in der Praxis wird die Doctrin, die das Wesen der katholischen Partei macht, derselben nur so lange Halt gewähren, auf den die Executive mit Vertrauen sich stützen kann, als jener eine intelligente und energische Minorität gegenübersteht, die durch ihre Opposition jene Doctrin beschränkt und eben durch die Beschränkung den Katholiken Consistenz und Halt gibt. Und nur diese ihr durch äußern Druck aufgezwungene Beschränkung hat die katholische Partei zu dem gemacht, was sie bisher im politischen Gemeinwesen war und was der König an ihr lobt. Nur dieser äußere Druck hatte sie zu berechnender Klugheit, zu anscheinender politischer Mäßigung und Ehrlichkeit angehalten. Unter der Maske belgischer Vaterlandsliebe hat sie in der Revolution gegen Holland gekämpft und bisher die Verfassung gelegentlich gegen Demokratie und Anarchie vertheidigen helfen. Doch zweifle ich nicht, daß sie sich in ihrer wahren Natur zeigen würde, sobald es ihr gelingt, durch die formellen Mittel, die sie allein in der Verfassung finden kann, die Kraft der Controle der liberalen Partei zum bloßen Namen zu machen. Von Stunde an würde der König die Katholiken ebenso unregierbar finden, als dies gewöhnlich die Liberalen sind. Denn keine Executive auf dieser Erde kann mit dem Lebensprincip der katholischen Kirche und dem Instinct dieses Princips einen aufrichtigen, ehrlichen Bund schließen. Dieser Instinct verlangt Alleinbesitz der Macht, und sobald es ihm gelungen, vollkommen frei zu werden, verfolgt er jenen blindlings auf Tod und Leben, selbst wenn er die Möglichkeit ahnt, er könne zeitweilig sein Spiel verlieren. Meine feste Ueberzeugug ist daher: «daß das belgische Experiment erst dann als verunglückt anzusehen ist, wenn die politische Macht in den Händen der Katholiken, die Kraft der Liberalen auf Nichts zurückgebracht ist.»" Nun, es fehlt nicht mehr viel daran, daß die klerikale Partei die ganze politische Macht in Händen hat. Sie besitzt 3000 Kanzeln, 6000 Beichtstühle, 15000 Mönche und Nonnen, 100000 Mitglieder in Laiencongregationen und eine Menge von Journalen, welche überall in dem kleinen Lande ihre Ideen, ihre Wünsche, ihre Leidenschaften verbreiten. Aber das ist noch nicht alles. Wie wir schon weiter oben anführten, ist in Belgien der Kirche keinerlei Verpflichtung gegen den Staat auferlegt, dem Staate keinerlei Recht gegen die Kirche eingeräumt worden, und der Staat vermag niemals mit vorbeugenden Maßregeln einzuschreiten, sondern muß zusehen, bis ein Verbrechen wirklich begangen ist. Anscheinend theilt hierin die Kirche nur das Recht aller belgischen Staatsangehörigen, da nach der Verfassung kein Bürger durch Präventivmaßregeln in der Freiheit seiner Bewegung gehemmt werden darf. In der Wirklichkeit aber wird, was für den Bürger ein Recht ist, für die Kirche zu einem exorbitanten Privilegium.

Ebenso genießt der Bürger Preßfreiheit, die Kirche gleichfalls; aber wie ungleich gestaltet sich dieses Recht in seiner Ausübung! Der einzelne Bürger spricht eine persönliche Meinung aus, die Kirche spricht im Namen Gottes; der einzelne sucht durch seine Darstellung zu überzeugen, die Kirche befiehlt und ist sicher, Gehorsam zu finden. Gesetzt, ein Journalist wagte die Beschuldigung, an dieser oder jener Universität würden irreligiöse oder unsittliche Lehren vorgetragen: wenn sein Blatt nicht das Organ eines Bischofs ist, wird man nicht auf ihn hören; wenn dagegen ein Bischof Hirtenbriefe gegen die Universität schleudert, werden alle katholischen Aeltern gehorchen. In den Händen der Kirche ist demnach die unbeschränkte Preßfreiheit ein wahres Privilegium, ein Werkzeug der Herrschaft.

Nicht anders verhält es sich mit dem Vereinsrecht und der Freiheit des Unterrichtes, welche die ultramontane Partei in der belgischen Verfassungsurkunde unter den „Rechten

der Belgier" aufführen ließ. Das Vereinsrecht mußte zur Wiederherstellung der Klöster, die Unterrichtsfreiheit zur Schaffung eines Unterrichtsmonopols für die Kirche dienen. Hier war es, wo sich die hinterhaltige Taktik jener Partei am handgreiflichsten kundgab. Die Liberalen, den Jesuiten nicht mit besonderer Neigung zugethan, wurden einigermaßen bedenklich, als es sich im Congreß darum handelte, eine unbeschränkte Freiheit der Association auszusprechen. Einer von den geschickten Führern der katholischen Partei ließ sich ihre Beschwichtigung angelegen sein. „Die Jesuiten", so rief Hr. Gerlache, der spätere erste Präsident des Cassationshofes (der Ultramontanismus weiß geleistete Dienste zu belohnen), „die Jesuiten sind ein Hirngespinst, ein Popanz, womit man Kinder schreckt!" Er selber wußte gar wohl, wie es um jenes Hirngespinst stand; es ist eine lebendige und sehr lebenskräftige Realität daraus geworden; die Jesuiten sitzen heutigentags in allen Städten von einiger Bedeutung, die Mittelschulen sind zum großen Theil in ihren Händen, sie haben ansehnlichen Besitz erworben, und ihr Einfluß wird in Belgien von Tag zu Tag mächtiger.

Die Jesuiten waren es nicht allein, die dieses willkommene Recht der Association auszubeuten wußten. Kammerverhandlungen und statistische Aufnahmen haben die Welt belehrt, daß sich Mönche und Nonnen von allen Farben im Schatten der Freiheit in Belgien niedergelassen haben, daß es dort heute viel mehr Mönche gibt als zu Ende des vorigen Jahrhunderts, und daß sich demzufolge auch die Klöster vermehrt haben.

Zwar gewährte die Verfassung Belgiens bis 1857 den Klöstern keineswegs ein gesetzliches Dasein. Die Associationen, welche sie gestattete, waren nicht Corporationen, sie waren nicht mit juristischer Persönlichkeit bekleidet. Rechtlich bestand demnach ein gewaltiger Unterschied zwischen den Vereinen, deren Freiheit die Constitution gewährleistet, und den alten Klöstern; allein thatsächlich ward dieser Unterschied gar bald verwischt: die angeblichen religiösen Vereine in Belgien traten von Anfang an als kirchliche Corporationen auf, übten und üben — schon im Besitz unermeßlicher Reichthümer — alle Rechte der alten Klöster aus und erneuern alle Misbräuche derselben. Weggefallen sind dagegen, und das ist das Beklagenswertheste, alle Garantien, welche ehemals zu Gunsten der Individuen, der Familien und der Gesellschaft bestanden haben.

Zu solchen Zwecken wird in Belgien das „Recht der Belgier", das man Freiheit der Association nennt, ausgebeutet.

Die Lösung des Räthsels, wie es in Belgien dahin hat kommen können, liegt einfach darin, daß die frommen Väter es verstanden haben, sich mit dem belgischen Gesetze abzufinden, wie sie sich mit ihrem Gewissen abgefunden haben. Eine Genossenschaft ohne Corporationsrechte wäre unfähig, Schenkungen anzunehmen oder Grundstücke zu besitzen, woran doch den geistlichen Orden alles gelegen ist. Glücklicherweise geben die Theologen an Scharfsinn den Juristen nichts nach; sie haben durch Erfindung von tausend sinnreichen Mitteln es möglich gemacht, sich Schenkungen anzueignen, Grund und Boden zu besitzen. Wer sich über die Kunst unterrichten will, mit der in Belgien der Klerus, mit der Miene strengster Gesetzlichkeit, das Gesetz umgeht, der muß das unschätzbare Buch Frère-Orban's lesen. Er widmet den ersten Theil seines Werkes über Wohlthätigkeitsanstalten der Enthüllung jener Ränke und Spitzfindigkeiten, die zur Wiederherstellung der Todten Hand angewendet worden sind. Die belgischen Klöster stehen da als eine permanente Aufmunterung zur Umgehung und Misachtung des Gesetzes. Besser wäre es noch immer gewesen, wenn sie das Gesetz wieder als Corporationen legitimirt hätte: es wäre dann wenigstens die Achtung des in Belgien bestehenden Rechtes gewahrt und das Gesetz könnte für Garantien sorgen, die bei dem jetzigen Zustand unmöglich sind.

Die alten, vor 1830 geltenden Gesetze boten Garantien zunächst für die persönliche Freiheit. Sie erkannten die lebenslänglichen Klostergelübde als gültig an, waren aber

bemüht, sich der Freiwilligkeit solcher Gelübde zu versichern. Heute aber kann niemand dafür einstehen, daß die Tausende von Männern und Frauen, welche die belgischen Klöster bevölkern, ihr Gelübde mit voller Freiheit des Willens abgelegt haben. Alles geht da im Dunkeln, zwischen vier Mauern vor sich; die bürgerliche Obrigkeit hat kein Recht, sich um die Gelübde zu kümmern. Man wendet häufig ein, sie seien ja in den Augen des Gesetzes ohne bindende Kraft; aber wenn auch, so binden sie doch das Gewissen, und dieses Band ist stark genug für den Gläubigen. Und wie kann das Gesetz die ewigen Gelübde erlauben, während es gleichwol deren Gültigkeit nicht anerkennt? Sind sie in bürgerlicher Hinsicht gefährlich, so sind sie dies in religiöser Hinsicht noch aus weit stärkern Gründen. Allerdings bleibt dem Klosterbruder, der sein Gelübde abgelegt hat, vor dem Gesetze dennoch die Freiheit, das Kloster zu verlassen; aber wo sind die Bürgschaften dieser Freiheit? Die belgische Gesetzgebung widmet der persönlichen Freiheit die eifrigste Fürsorge; es gibt ein Gesetz zum Schutze der Geistesschwachen und Wahnsinnigen — doch keins zum Schutze derjenigen, die nicht selten mit der gefährlichsten Geisteskrankheit behaftet sind: mit falsch verstandener Frömmigkeit. Belgien kann solch ein Gesetz gar nicht haben, denn sie gelten ja schon für frei; wozu also ihre Freiheit noch gewährleisten?

Unter dem alten Régime bestanden ferner gesetzliche Bürgschaften für die Familie. Die Ausstattung der Nonnen war auf ein gewisses Maß beschränkt; die Klostergeistlichen, die als bürgerlich todt betrachtet wurden, hatten kein Erbrecht an den Nachlaß ihrer Verwandten, während sie selbst von der Familie beerbt wurden. Gegenwärtig aber übt der Mönch in Belgien, der da behauptet, für die Welt abgestorben zu sein, doch alle weltlichen Rechte aus; er beerbt seine Verwandten, aber das von ihm hinterlassene Vermögen entgeht den Familiengliedern, denn das Kloster sorgt dafür, sich sein Hab und Gut anzueignen. Die geistlichen Orden empfangen beständig, ohne jemals zu geben. Alle Gesetzgebungen haben darauf Bedacht genommen, der Anhäufung von Gütern in der Todten Hand vorzubeugen; in Belgien aber ist ihrer Habgier keine Grenze mehr gesteckt, und man weiß, wie unersättlich diese demüthigen Christen, die das Gelübde der Armuth abgelegt haben, nach Reichthum trachten. Selbst gegen den schwersten Misbrauch vermag das Gesetz in Belgien nicht einzuschreiten, denn man würde entgegnen, die Todte Hand bestehe nicht mehr, und darauf gibt es, wie man weiß, vom Standpunkte des formellen Rechtes keine Antwort.

Wir berühren noch das öffentliche Interesse, das unter dem alten Régime gleicherweise gesichert war, unter dem jetzigen aber es nicht ist und auch nicht sein kann. Früher bedurfte es zur Errichtung von Klöstern und andern geistlichen Gesellschaften eines königlichen Patents. Dies war in der Ordnung; solange die Klöster Corporationsrechte besaßen, mußte der Staat untersuchen, ob sie der Zuerkennung dieser fingirten Persönlichkeit würdig seien, ob ihre Regel mit den Grundsätzen der Monarchie in Einklang stehe, ob sie nicht dazu angethan seien, das Uebergewicht der Kirche über den Staat zu befördern, ob nicht mit Rücksicht auf diese Gefahr die Zahl der Klöster überhaupt zu sehr überhandnehme?

Heutzutage muß der Staat in Belgien den Dingen ihren Lauf lassen. Eine religiöse Genossenschaft mag ihm noch so bedrohlich gegenüberstehen: er kann erst einschreiten, wenn ein Verbrechen begangen ist. Und es liegt doch wol auf der Hand, daß ihm mit dieser Garantie nur Hohn gesprochen wird. Wenn geistliche Körperschaften Unheil stiften, so geschieht das nicht durch verbrecherische Handlungen, sondern durch die Macht, die sie über die Gemüther ausüben, und diese ist keinem Strafgesetz erreichbar. Der Unterricht der Jesuiten, das weiß man in Belgien so gut wie in Deutschland, ist verderblich für die Jugend und gefährlich für den Staat. Gleichwol kann dieser nichts thun zur Ab-

wendung solcher Nachtheile, zur Sicherung seiner Existenz, denn es handelt sich hier nicht um die Uebertretung von Strafgesetzen. Unter dem alten Régime wurde im äußersten Fall zur Unterdrückung der staatsgefährlichen Mönchsorden gegriffen; dem Jesuitenorden widerfuhr dieses Schicksal in allen Staaten der Christenheit. Wie wir in Deutschland erfahren haben, sind die Lehren und Gesinnungen der ehrwürdigen Väter dieselben geblieben. In den Händen der Jesuiten, die heute noch sind, was sie im 18. Jahrhundert waren, liegt in Belgien zum großen Theil der Unterricht der Jugend; aber welches Uebel auch aus diesem Stand der Dinge entspringen mag, ihre Niederlassungen können in Belgien nicht unterdrückt werden, denn sie bestehen kraft der Constitution; eine Aenderung der Constitution wäre nöthig, um die Entfernung der Jesuiten möglich zu machen.

Man sieht also, daß Belgien das Gelobte Land der Mönche ist; hier genießen sie ein unverletzliches Asyl und alle Erleichterungen für die Ausbreitung ihres Einflusses auf die Gläubigen. Deshalb hätte es einigermaßen auffallen können, daß sich im Jahre 1857 die liberale Partei so gewaltig gegen das Gesetz über die Wohlthätigkeitsanstalten sträubte, auf das wir später bei der Erzählung der Ereignisse noch näher eingehen werden. Dieser Gesetzentwurf wollte die Dotirung und Bereicherung der Klöster noch mehr erleichtern. Hatte man sich auch bis zu diesem Zeitpunkt mit erfinderischen Kunstgriffen zu helfen gewußt, so fühlte man sich doch immerhin beengt und sah sich überdies der liberalen Partei gegenübergestellt, deren Journale die Augen offen hatten und Tag für Tag neue Uebergriffe der frommen Brüder enthüllten. Ja die Gerichtshöfe waren so vermessen, Schenkungen, die zu Gunsten einer gesetzlich nicht existirenden Corporation auf untergeschobene Personen ausgestellt worden, für nichtig zu erklären. Das alles bereitete den Mönchen ein Leben voll Streit und Sorgen, das sich mit ihrem himmlischen Beruf nicht vertrug: sie wollten deshalb Ruhe haben. Diese Ruhe nun sollte ihnen durch ein neues Gesetz gewährt werden. Der Entwurf sollte allerdings die Klöster nicht schaffen, denn sie bestanden ja schon, aber er sollte ihnen den Zugang zu den Schätzen frommer Testatoren erleichtern, indem er ihnen unter der Firma eines Strohmanns, des „administrateur spécial", einen gesetzlichen Erwerbstitel verleihen sollte. Aber noch andere Vortheile hatte man sich von dem Gesetz versprochen. Zwar die Zeitungen hielten sich damals zunächst an die Klosterfrage, weil dies der Punkt war, der das allgemeinste Interesse erregte; allein die ultramontane Partei hatte in ihren Bemühungen um die Klöster noch andere Beweggründe. Die Klöster sind nicht Selbstzweck, sondern nur Werkzeuge zur Erreichung eines höhern Ziels, und dieses höchste Ziel ist die Herrschaft. Um zur Herrschaft zu gelangen und sich darin zu befestigen, glaubte die Partei kein besseres Mittel zur Anwendung bringen zu können, als daß sie sich der Weiber und Kinder bemächtigte; dies aber erreicht sie, indem sie den Unterricht in allen seinen Abstufungen an sich zieht.

In einem solchen Feldzugsplane dienen die Klöster als Hülfstruppen; sie mußten den Primärunterricht und die Erziehung des weiblichen Geschlechts in ihre Gewalt bringen; die Jesuiten und Bischöfe theilten sich in die Mittelschulen und Universitäten. Zur Uebernahme des Unterrichts gehören aber bedeutende Geldmittel und deshalb legte die Partei so großes Gewicht auf das Fundationsgesetz. Sie hätte, wäre sie damit durchgedrungen, in jedem Dorf ihre eigene Schule errichtet; nach Verlauf einiger Jahre hätte die gesammte heranwachsende Jugend sich in ihren Händen und unter ihrem Einflusse befunden. Selbst nachdem sie mit jenem Plane scheiterte, ist ihr noch immer eine furchtbare Stellung verblieben, dank der in Belgien bestehenden verfassungsmäßigen Freiheit des Unterrichts.

Sehen wir uns diese in Belgien herrschende Freiheit des Unterrichts einmal etwas näher an.

Das Wort Freiheit, auf den Unterricht angewendet, begreift in sich die Freiheit des Lehrers hinsichtlich seiner Vorträge und die Freiheit des Schülers in Betreff seiner Studien. Diese Freiheit herrscht auf den deutschen Universitäten, aus ihr entspringt die Regsamkeit der Geister, das wissenschaftliche Leben. Aber nicht so versteht man in Belgien die Lehrfreiheit. Dort herrscht eine vollständige Anarchie in allen Zweigen des Unterrichts und inmitten dieser Anarchie steht die Kirche, ihr Monopol immer weiter ausbreitend. Anstatt das wissenschaftliche Leben zu wecken und zu entwickeln, hat die belgische Lehrfreiheit es vernichtet, und zum Ersatz bietet sie der kirchlichen Herrschaft über die Geister ein treffliches Hülfsmittel.

Wir werden das Bestehen jener Anarchie begründen. Der Unterricht ist frei und diese Freiheit ist unbegrenzt; der nächste beste kann als Lehrer, als Professor auftreten, eine Erziehungsanstalt, ein Gymnasium, eine Universität errichten, ohne irgendeiner Bedingung in Betreff seiner Fähigkeit oder seines sittlichen Charakters unterworfen zu sein. Auch keinerlei Oberaufsicht kann der Staat über den freien Unterricht üben. Dies geht so weit, daß ein entlassener Züchtling nicht gehindert ist, das Lehramt zu bekleiden! Der Beweis dieses kaum glaublichen Zustandes liegt in den mehrfach constatirten Fällen, wo Schullehrer — meistens ja dem Orden der Schulbrüder angehörend — die wegen verbrecherischer Angriffe auf die Schamhaftigkeit verurtheilt waren, nach erstandener Strafe ihren Posten ungehindert wieder einnahmen. Zum Gymnasiallehrer taugt das nächste beste Subject, das man von der Straße hereingeholt hat; es ist vorgekommen, daß Leute, die kein Wort Griechisch und Latein verstanden, zu Lehrern der griechischen und lateinischen Sprache berufen worden sind. Nicht mit Unrecht kann man die Frage aufwerfen, wie es denn möglich sei, daß die Staatsgewalt sich solchergestalt einer von ihren wichtigsten Prärogativen, daß sie des Rechts — wie der Pflicht — sich entschlage, die Unterweisung der heranwachsenden Generation zu leiten und zu überwachen? Man muß fragen, wie es möglich sei, daß eine Gesetzgebung wider die Charlatanerie, die das körperliche Wohlsein bedroht, Maßregeln ergreife, die tausendmal verderblichern Charlatans dagegen, welche die Seelen zu Grunde richten, mit voller Freiheit gewähren lasse? Man muß fragen, wie ein und derselbe Gesetzgeber von dem Advocaten, vom Arzt, vom niedrigsten Beamten Fähigkeitsnachweise fordern, dagegen auf jeden solchen Nachweis verzichten könne, wo es sich um das höchste Amt, um Erziehung und Unterricht handelt?

Auf alle diese Fragen gibt es nur Eine Antwort: die ultramontane Partei hat es so gewollt, und indem sie die absolute Freiheit des Unterrichts in die Verfassung aufnehmen ließ, hatte sie nichts anderes vor Augen als das Monopol des Unterrichts. Ihr ganzes Verhalten beweist dies und es ist nicht ohne Interesse, dem Gang ihrer machiavellistischen Politik zu folgen; doch leider fehlt uns dazu der Raum. Doch nehmen wir den Faden der geschichtlichen Ereignisse wieder auf.

Im September 1856 erließen die Bischöfe von Gent und Brügge fulminante Hirtenbriefe, mit welchen sie die Reaction, welche zu den sogenannten Maiereignissen führte, einleiteten. Nach der Absicht des Episkopats waren sie dazu bestimmt, den weltlichen Unterrichtsanstalten und vor allem der Universität Gent, die ein ganz bevorzugtes Ziel unablässiger klerikaler Angriffe war und noch ist, den Todesstoß zu versetzen. Es wäre aber durchaus irrig, den Grund der damaligen Angriffe in dem antikatholischen Geiste der Universität zu suchen. Erst im Anfange der funfziger Jahre ward vom Episkopat gegen zwei oder drei Professoren die Beschuldigung erhoben, daß sie sich theils in ihren Büchern, theils in ihren Vorträgen zu mehr oder oder weniger ketzerischen Lehren bekannt hätten; der Krieg des Klerus gegen die Universität dagegen begann an dem Tage, wo er seine sogenannte freie katholische Universität (1834) zu Löwen gründete.

Diese Universität sollte — so hoffte die katholische Partei — früher oder später den Staatsunterricht verdrängen; die Erreichung dieses Ziels konnte sie aber von der Ueberlegenheit ihrer Unterrichtsmittel nicht erwarten, denn die Universität Löwen ist zum mindesten in demselben Maße wie die Staatsuniversitäten mit mittelmäßigen Köpfen besetzt. Der Kirche stehen wirksamere Mittel zu Gebote: der Beichtstuhl, ihr Einfluß auf die Mütter, ihr noch bestimmterer Einfluß auf gewisse Theile der Landbevölkerung. Sie gebrauchte und misbrauchte diesen Einfluß zur Ausübung eines moralischen Drucks auf die Familien. Ein System der Rekrutirung, richtiger gesagt der Seelenkäuferei, wurde förmlich organisirt. Man gewährte sogar den Geistlichen, wie Werbeoffizieren, für jeden der Universität zugeführten Zögling eine Prämie. Aber die Bischöfe, die dem Eifer ihrer Untergebenen nicht allein vertrauen mochten, thaten auch in eigener Person bei den Aeltern Schritte, und wie sollte ein Gläubiger dem Andringen seines Seelenhirten widerstehen? Nicht immer waren es geistliche Waffen, Hinweisungen auf Himmel und Hölle, deren der Klerus bei seiner Einwirkung auf die Familien sich bediente: diese Waffen hätten sich in unserm Jahrhundert des Unglaubens bisweilen stumpf erweisen können. Er nahm daher zu materiellen Mitteln seine Zuflucht, verhieß den künftigen Notaren und Aerzten, sie bei ihrer ländlichen Kundschaft zu empfehlen, drohte andererseits diejenigen, die nach Gent gehen würden, zu discreditiren. Nächstdem wurden den jungen Leuten, welche Löwen besuchen wollten, Stipendien in Aussicht gestellt, eine wirksame Lockspeise für die Kinder der Bauern.

Mit solchen Kunstgriffen warb der Klerus in Flandern für die löwener Universität. Diese Intriguen trafen Gent viel härter als Lüttich, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil die flandrischen Provinzen von jeher ein Hauptsitz der klerikalen Herrschaft waren, während in den wallonischen ein mehr liberaler Geist zu Hause ist.

Wir sind deshalb auf diese Einzelheiten eingegangen, um zu zeigen, wie heuchlerisch das Vorgeben war, man sei nur durch die verderblichen Lehren der Professoren Wagner, Brasseur und Laurent in die Nothwendigkeit versetzt worden, die katholischen Aeltern vor den Gefahren zu warnen, welchen ihre Söhne in Gent ausgesetzt seien. Mr. Forgeur, Senator und Advocat zu Lüttich, rief, von diesen Ansichten erfüllt, deshalb gelegentlich der Verhandlung über die Hirtenbriefe aus: „Le salut des âmes dans la bouche des évêques veut dire intérêt de boutique." Wenn also in Belgien ein Hirtenbrief erscheint, der über Gefährdung des Seelenheils wehklagt, so will das bedeuten: Sprecht in unserm Laden zu, hier werden die Kunden billig und solid bedient! Die Bischöfe, die von jener Gefährdung der jugendlichen Seelen so schmerzlich ergriffen schienen, waren und sind noch heute im Gegentheil überglücklich, wenn ein Vorwand zu solchen Jeremiaden sich darbietet, denn jeder Hirtenbrief entführt einige Studenten aus Gent und führt ebenso viele der Alma mater in Löwen zu. Groß war daher die Freude des Bischofs von Gent, als man ihm meldete, daß von einem jungen Privatdocenten ketzerische Lehren über die Fasten, den Cölibat, die Erbsünde vorgetragen würden. Monseigneur beeilte sich, einen Hirtenbrief zu schleudern, und erreichte damit seinen Zweck; Gent verlor einige Schüler und diese vermehrten die Zahl derjenigen, die in Löwen das Heil ihrer Seele suchen. Der Erfolg seines ersten Hirtenbriefes erregte beim Bischof eine Liebhaberei für Hirtenbriefe, und die trefflichste Gelegenheit dazu bot ihm der vierte Band der vortrefflichen „Geschichte des Völkerrechts" vom genter Professor Laurent, der im Jahre 1856 erschienen war. In diesem Bande hatte der Autor ausschließlich das Christenthum behandelt, das geschichtliche Gebiet verlassen und sich auf die Domäne der Theologen gewagt. Sofort im Augenblicke der Publication brach ein wahrer Sturm von Schmähungen und Verleumdungen über Laurent los; wochenlang sprachen die katholischen Blätter, nament-

lich die flandrischen, und an ihrer Spitze das genter „Bien public", von nichts anderm als von diesem gottlosen, fluchwürdigen Buche.

Wenn man dies von R. Mohl in seiner „Geschichte und Literatur der Staatswissenschaften" so warm gelobte Werk durchliest, so ist das erste, was dem unbefangenen Leser auffällt, die große Mäßigung und Unparteilichkeit des hochbegabten Autors, noch mehr aber die hohe Achtung, mit der er vom Christenthum spricht. Der Wuthausbruch der Klerisei war deshalb ein simulirter, der Ingrimm eine Fiction, alles zu dem Zwecke, über die genter Universität einen Sturm heraufzubeschwören. Dieser Plan trat in der ganzen Polemik deutlich hervor. Man unterschob dem Verfasser Grundsätze, die er nicht aufgestellt hatte, und zu diesem Zwecke wurden seine Worte, zuweilen im eigentlichen, stets im moralischen Sinne, systematisch gefälscht. Laurent mußte um jeden Preis als ein Pantheist, Atheist, Materialist, endlich als ein Socialist dargestellt werden; auf dem Lande verbreiteten die Pfarrer das Schreckenswort, daß in Gent ein Gottesleugner das Katheder einnehme. Geflissentlich wurden der Professor und der Autor vermengt, obwol beide nichts miteinander gemein hatten, denn der Professor trug Privatrecht vor, während der Autor über Geschichte und Theologie schrieb. Man ging weiter und identificirte die Sache Laurent's mit der Sache der Universität Gent, indem man für seine Ketzereien die ganze Hochschule verantwortlich machte. Der Zweck war augenfällig: es galt, einen großen Schlag zu führen.

Das Ministerium, ganz und gar ein Werkzeug der Ultramontanen, war in großer Verlegenheit bezüglich der Maßregeln, die es dem Professor Laurent gegenüber ergreifen sollte. Man dachte in einem über die Angelegenheit gehaltenen Ministerrath an Absetzung, doch da dies Verfahren ein zu hartes schien, und auch in Belgien ohne Beispiel gewesen wäre, so ertheilte Dedecker, der Premierminister, Laurent durch die Vermittelung des Rectors einen Verweis. Laurent antwortete mit einer auf sein Recht gestützten Protestation.

Dieser Verweis wurde, anscheinend wenigstens, geheimgehalten; Dedecker erklärte vor der Kammer, daß er niemand davon Mittheilung gemacht habe; doch es steht über allem Zweifel erhaben, daß die ultramontane Partei sehr wohl davon unterrichtet war. Diese zur Genugthuung der Ultramontanen abgefaßte, eigenthümliche Urkunde enthält, während sie Laurent in lebhaften Ausdrücken tadelt, ein dem Christenthum feindseliges Werk veröffentlicht zu haben, keinerlei Drohung in Betreff der künftigen schriftstellerischen Thätigkeit des Verfassers, obgleich derselbe in seinem Vorworte eine Fortsetzung des Werks angekündigt hatte. Nur die Lehrvorträge Laurent's wurden unter besondere Aufsicht des Rectors gestellt und ersterer zugleich bedeutet, daß er strenge Einschreitung zu gewärtigen habe, falls er die in seinem Buche entwickelten Ansichten auch auf das Katheder bringen würde. Hiermit war deutlich genug ausgesprochen, daß der Minister sich nicht für berechtigt halte, Laurent wegen der Publication eines seinen Lehrvorträgen fremden Werks abzusetzen, daß er sich dagegen das Recht zuschreibe, einen Professor abzusetzen, der seinen Zuhörern unchristliche Lehren vortrage, und daß er von diesem Rechte Gebrauch zu machen entschlossen sei. Sobald der Verweis ergangen war, veränderte die katholische Zeitung von Gent sichtlich ihre Taktik; sie schwieg jetzt über Laurent's Buch so vollständig, als wäre es nicht vorhanden; dagegen fing sie an, sich mit den Vorlesungen Laurent's und eines andern Lehrers der genter Juristenfacultät zu beschäftigen, und die specielle Folge davon waren die berüchtigten Hirtenbriefe vom September 1856.

Brasseur, Professor des Naturrechts, schien die Angriffe der katholischen Blätter herauszufordern, er suchte die Gelegenheit auf, sich mit der kirchlichen Lehre in Opposition zu setzen. Einige seiner Zuhörer, streng katholischen Familien angehörig, beklagten sich über die Tendenz seines Unterrichts, die katholischen Blätter bemächtigten sich dieser Klagen,

Brasseur gab in andern Blättern lebhaft Antwort, er hielt seine Fahne fest und hoch. Als aber der Minister sich der Sache annahm, sank sein Muth; er gab Erklärungen, die im „Moniteur" veröffentlicht wurden und im Grunde einem Widerrufe gleichkamen. Natürlich amnestirte ihn der Minister. Das Benehmen Brasseur's vor und nach diesen Vorgängen hat bewiesen, daß er der Rolle, die er zu spielen übernommen hatte, nicht gewachsen war. Auch bat er kurze Zeit darauf um Enthebung von den Vorlesungen über Naturrecht, und der Minister beeilte sich, seinem Wunsche zu entsprechen.

Während die katholischen Blätter über die Affaire Brasseur Lärm schlugen — immer in der liebreichen Absicht, der Universität Gent Schaden zu thun —, durchstöberten sie zugleich die Collegienhefte Laurent's nach irgendeiner Ketzerei. Um verstehen zu können, wie es möglich sei, daß Vorlesungen dieses Professors, welche das Privatrecht betreffen, solcher Spionage werth gehalten wurden, muß man wissen, daß vorschriftsmäßig das Collegium mit einer geschichtlichen Einleitung eröffnet wird, welche die Periode des Mittelalters umfaßt. Die bischöflichen Journalisten ließen nicht ab vom Suchen, bis sie etwas gefunden, d. h. bis sie sich einiger aus dem Zusammenhange gerissener Worte und Sätze bemächtigt hatten, welchen sie ihren historischen Sinn nahmen und einen dogmatischen Sinn unterlegten. Im klerikalen „Bien public" erschien eine Reihe von Artikeln über die wenigen, dieser geschichtlichen Einleitung gewidmeten Vorlesungen. Da nun die liberalen Blätter Gents sowol wie Laurent verächtlich schwiegen, so meinte der Bischof einen geständigen Angeklagten vor sich zu haben, und darauf baute er seinen Hirtenbrief. Schon in einem Fastenmandat hatte er den Pfarrern der Diöcese eingeschärft, mit dem Aufgebot ihres ganzen Einflusses die jungen Leute von dem Besuch der Universität Gent abzuhalten, solange dort Philosophie, Recht, Geschichte „und so weiter" von den gegenwärtigen Professoren („tales viri" hieß es im Mandat) gelehrt würden. Das obige „und so weiter" ist dem Mandat selbst entnommen. Ueberdies drohte der Bischof mit weitern und ernstern Maßregeln. Wirklich stand er mit Rom in Unterhandlung, um eine päpstliche Bulle gegen die Universität Gent zu erwirken. Es ward ihm zwar nicht die Bulle, doch wenigstens ein Handbillet zutheil, das seinen Eifer belobte. Der bischöfliche Erlaß und das päpstliche Schreiben wurden im Monat September (1856) veröffentlicht. Der Moment war mit Vorbedacht ausgesucht, denn um diese Zeit pflegen ja die Aeltern eine Universität für ihre Söhne zu wählen, und der Bischof zählte darauf, daß sie nunmehr Gent nicht wählen würden.

Hätte er sich damit begnügt, seine Donnerkeile gegen einen der zwei Professoren der Universität zu schleudern, so wäre sein Plan vielleicht gelungen; er würde wenigstens die öffentliche Meinung, die an Fragen des Unterrichtswesens wenig theilnimmt, nicht gegen sich aufgeregt haben. Aber der Bischof von Gent war ein plumper und schwacher Kopf; er zog in seinem Hirtenbriefe auf alle Welt mit einmal los: auf die literarischen Vereine, die literarischen Conferenzen und die Zeitungen, auf den mittlern und auf den Primärunterricht; es war ein völliger Kreuzzug gegen die ganze Laienwelt. Die Universität verschwand beinahe in dieser allgemeinen Schlacht, der Bischof nützte seine Kraft ab, indem er sie zersplitterte. Der Hirtenbrief schlug zum Vortheil für die liberale Partei aus, die, bis dahin in Gent durch elende Localhändel veruneinigt, sich jetzt wieder constituirte. Der bischöfliche Erlaß war im Monat September erschienen, und bei den Gemeindewahlen, die im folgenden Monat stattfanden, trug die liberale Partei mit einer großen Mehrheit den Sieg davon.

Von da an datirt das Wiederaufwachen des Liberalismus in Belgien, der infolge der allgemeinen europäischen Reaction, und zumal unter den Rückwirkungen der französischen Ereignisse, entkräftet, entmuthigt, in Apathie versunken war. Im Jahre 1848 hatten sich die erschrockenen Ultramontanen in die Verborgenheit zurückgezogen, um den

Sturm vorüber zu lassen; aber kaum war die Reaction in Frankreich eingetreten, als sie sich auch wieder zeigten und, gestärkt durch den Wind, der von dort herüberwehte, ihre alten Ansprüche erneuerten. Da sich die Liberalen im Gegentheil durch die Niederlage der Freiheit in Frankreich geschwächt sahen, so traten die Ultramontanen, aus der Entmuthigung des Gegners Kraft schöpfend, mit verdoppelter Kühnheit auf; sie glaubten, der Moment zur Ausführung ihrer Eroberungsplane sei gekommen. Seit dem Triumphe Roms in Sachen der „unbefleckten Empfängniß", diesem Vorspiel der Unfehlbarkeitserklärung, schien ihnen kein Wagstück mehr zu groß. Wirklich war ihr Einfluß bis zur Veröffentlichung der Hirtenbriefe im beständigen Wachsthum begriffen. Da erwachten, dank den Bischöfen selbst, die Liberalen aus ihrer Erstarrung, und die Blindesten sahen, wohin man sie führen wollte. In Gent und allerwärts in Belgien erhob sich eine Reaction gegen die klerikalen Anmaßungen; die Liberalen bereiteten sich mit frischem Muthe zum Kampfe vor.

Bei den bisher geschilderten Ereignissen hatte es noch nicht sein Bewenden. Laurent und Brasseur, die zwei genter Professoren, wurden von den Bischöfen der Verbreitung unchristlicher Lehren angeschuldigt. In unzweideutigen Ausdrücken wurde auf ihre Absetzung gedrungen, und damit nicht der geringste Zweifel über den Zweck der Denunciation übrigbleibe, erklärte das „Bien public", das Organ des Bischofs von Gent, mit allem Nachdruck: wenn ein Bischof aus Gründen der Religion auf die Absetzung eines Beamten dringe, „sei es Pflicht der Regierung, binnen 24 Stunden diese Absetzung zu verfügen".

Anstatt daß das Ministerium solchen ungebührlichen Forderungen entgegentrat, erließ es ein Rundschreiben, das indirect gegen die angegriffenen Professoren gerichtet war. Auf die schönsten Phrasen über die umfassende Lehrfreiheit, die das Wesen des höhern Unterrichts erheische, ließ der Minister die Bemerkung folgen: „daß die Lehrfreiheit des Professors mit der Gewissensfreiheit des Zuhörers im Einklang stehen müsse." Dieses „Princip", wie man es später in einer Verhandlung der Abgeordnetenkammer nannte, ist, das brauchen wir nicht erst zu erläutern, sinnlos.

Die Hirtenbriefe waren im Monat September erschienen, das Rundschreiben im October; im darauffolgenden Monat traten die Kammern zusammen. In der Thronrede wurde des Rundschreibens gedacht und die Absicht verkündet, dasselbe mit Festigkeit aufrecht zu halten. Die Hirtenbriefe und das Benehmen des Ministeriums gaben zu einer bedeutsamen, man kann sagen zu einer der schönsten Discussionen Anlaß, die in den belgischen Kammern gehört worden sind. Wir erwähnten schon, daß unter dem Eindruck einer natürlichen Reaction gegen die dreisten Anmaßungen des Episkopats die liberale Partei neu belebt wurde. Offenbar hatten der Bischof von Gent und sein noch übler gesinnter Amtsgenosse in Brügge sich verrechnet; sie hatten darauf gezählt, Gehorsam zu finden, sobald sie den Mund öffnen würden; sie hatten schon gemeint, Herren und Meister in Belgien zu sein. Ihre Enttäuschung war also groß. Bei dem Bischof von Tournay lag ein Hirtenbrief schon in Bereitschaft; da jedoch der Bischof sah, wie die Herren von Gent und Brügge Fiasco gemacht hatten, behielt er sein Opus in der Tasche. In Gent hatte man bei dem Erscheinen der Hirtenbriefe eine gänzliche Verödung der Universität gefürchtet; aber diese Besorgniß verwirklichte sich nicht: kaum 20 Studirende büßte sie ein.

Die liberale Reaction, diese Frucht der Hirtenbriefe, gab sich auch in den Kammerverhandlungen kund, namentlich durch die Haltung der katholischen Partei während derselben. Nicht Ein Redner wagte es, die Hirtenbriefe in Schutz zu nehmen; die exaltirtesten, Dechamps und Malou, begnügten sich darzuthun, daß die Bischöfe in gutem Glauben gehandelt hätten, und die Unzuträglichkeit einer öffentlichen, gegen die Hirten-

briefe gerichteten Discussion zu erörtern. Aber es kam zu noch bezeichnendern Kundgebungen. Der Minister des Innern erhob sich nachdrücklich gegen den Geist der Unduldsamkeit, der einen Theil seiner Partei und vor allem die Presse in den beiden Flandern beherrsche. Diese Anspielung galt den unter dem Patronat der Bischöfe von Gent und Brügge erscheinenden Blättern. Während dieser Verhandlungen kam der Abgeordnete Frère-Orban auf den guten Gedanken, einen Katalog, das Werk eines Jesuiten, zur Sprache zu bringen, in welchem die verpönten und die guten Bücher aufgezeichnet waren. Unter den Büchern, welche der ehrwürdige Vater auf seinen Index gesetzt hatte, befanden sich alle classischen Schriftsteller — Pascal, versteht sich, obenan. Dann folgten Montesquieu, Bernardin de Saint-Pierre, Guizot, Cousin, Thiers, Thierry u. s. w. Noch wunderlicher war indeß die Liste der Bücher, die von den Jesuiten empfohlen wurden, z. B. Crétineau Joly, Tobière, Tutron, Griffet, Charles le Griben. Bei diesem barocken Verzeichniß klerikaler Berühmtheiten erhob sich ein homerisches Gelächter im Saal, d. h. unter den liberalen Mitgliedern; die andere Seite schwieg beschämt. Aber der härteste Schlag stand den ehrwürdigen Vätern noch bevor, und diesen sollte ihnen der Herr Minister des Innern, der sich den „ergebenen Sohn der Kirche“ nannte, versetzen. Dedecker nämlich erklärte: ein Unterricht, der an der Hand solcher Schriften ertheilt werde, müsse in Belgien eine Generation von Kretins großziehen. In den katholischen Blättern brach ein Sturm der Entrüstung über den verwegenen Minister los, der sich unterfangen hatte, auf solche Art einen der ehrwürdigen Väter lächerlich zu machen. Die Jesuiten versuchten es, ihrem Misgeschick Trotz zu bieten und sich den Titel „Kretins“ als Ehrennamen anzueignen, wie der Adel im 16. Jahrhundert sich die Benennung „Geusen“ beigelegt hatte. Aber es gelang ihnen schlecht, hinter der Bravour ihren Verdruß zu verbergen.

Die Wirkungen der Hirtenbriefe hätten der katholischen Partei als Warnung dienen sollen; aber die Geschichte beweist fortwährend, daß diejenigen, welche die Vergangenheit wiederherstellen wollen, aus keiner Lehre Gewinn ziehen.

Die katholische Partei hatte die Mehrheit in den Kammern. Sie wollte dieselbe nun dazu benutzen, um zwei Gesetze, die ihr am Herzen lagen, zu Stande zu bringen: das Wohlthätigkeitsgesetz und eine Wahlreform im Geschmack der Geistlichkeit — beide Gesetze von gleich reactionärer Tendenz. Wir übergehen die Berathung, der übrigens früher*) näher gedacht ist. Der Justizminister, und nach ihm Malou, waren eifrig bemüht, zu beweisen, daß das Gesetz zur Verhütung der Misbräuche, welche die Furcht der liberalen Partei erregten, alle nur wünschenswerthen Garantien darbiete; aber niemand traute der Aufrichtigkeit ihrer Versicherungen. Man weiß genügend, was die Berichte geistlicher Anstalten bedeuten. Auch die lautesten Lobredner dieser Garantien glaubten nicht daran, und Frère-Orban erklärte geradezu, daß damit Komödie gespielt werde. Dies Wort war hart, aber nur zu wahr. Jedermann kannte den Zweck des eingebrachten Gesetzes; Wohlthätigkeit, Sorge für die Armen waren der Vorwand, unter dem man es einzuführen und populär zu machen suchte. Um der katholischen Partei die Maske zu entreißen, schlug Frère-Orban eine Untersuchung vor über die Zustände und die Verpflegung der Armen. Die Ultramontanen hüteten sich, ihre Zustimmung zu geben, aber indem sie das Licht der Prüfung zurückwiesen, verurtheilten sie sich selbst. Daß ein anderes Interesse, als das der Armen, in Frage stand, war nun offenbar. Aber welches? Es handelte sich, wie wir schon weiter oben andeuteten, nicht um die Wiederherstellung der Klöster, denn diese waren durch die Verfassung bereits hergestellt, wenigstens in dem Sinne, daß die verfassungsmäßige Freiheit der Association zu ihrer Wiederherstellung gebraucht und

*) Vgl. „Unsere Zeit“, Erste Folge, II, 432 fg.

misbraucht werden kann. Wohl aber machte es der Entwurf der Geistlichkeit sehr leicht, den Nachlaß gottesfürchtiger Männer und Weiber an sich zu ziehen. Dem Schenker gestatten, daß er für seine, den Armen gewidmete Schenkung einen beliebigen „Administrator" aufstelle, das hätte in Belgien in Wahrheit nichts anderes geheißen, als die Schenkungen den Pfarrern in die Hände spielen, um damit zu machen, was sie wollten, oder was der Bischof ihnen befahl, selbst um sie für Wahlzwecke zu verwenden, wenn es dem Bischof so beliebte. Das „Wohlthätigkeitsgesetz" war also darauf berechnet, der Kirche wohlzuthun, nicht den Armen; eine Art neuer Dotation für die Geistlichkeit, und zwar eine Dotation, die keine andere Grenze hat, als den blinden Fanatismus der Frommen, ausgebeutet durch die unersättliche Herrschbegier der Priesterschaft.

Dies war die eigentliche Gefahr des Gesetzes, das Belgien ins Mittelalter zurückführen sollte. Der Kirche, die durch das Unterrichtswesen schon die Leitung der Geister besaß, sollten nun auch die materiellen Güter zur Verfügung gestellt werden. Was bedurfte sie noch mehr, um Herr im Staate zu sein?

Die Maibewegungen*), welche das Zustandekommen des Gesetzes verhinderten, hatten einen arg revolutionären Charakter, den man nicht übersehen darf. Das Wohlthätigkeitsgesetz war das Werk der katholischen Mehrheit in Verbindung mit dem Ministerium; die dagegen kämpfende liberale Partei war in der Minderheit. Verfassungsmäßig hätte also das Gesetz angenommen werden müssen. Indem der Liberalismus sich gegen das Gesetz auflehnte, lehnte er sich zugleich gegen die Mehrheit in der Kammer, d. h. gegen den gesetzmäßigen Ausdruck des Volkswillens auf. Scheinbar waren deshalb die katholischen Blätter im Rechte, wenn sie über Verletzung des constitutionellen Princips Beschwerde führten. Sieht man aber der Sache auf den Grund, dann findet man leicht heraus, daß die Liberalen nicht so sehr unrecht hatten. Es handelt sich bei solchen Gelegenheiten darum, zu ermitteln, ob die Kammermehrheit wirklich der Ausdruck des Volkswillens ist, und da kann man denn doch ohne Uebertreibung behaupten: die katholische Mehrheit in Belgien war und ist eine Repräsentation der Pfarrer oder der Bischöfe, das Land repräsentirt sie nicht. Nehmen wir an, daß eine Kammer unter dem Druck physischer Gewalt, z. B. unter dem Druck der bewaffneten Macht gewählt worden sei: könnte man diese Versammlung für eine wahre Repräsentation des Volkes erklären? Das wäre sicherlich bitterer Hohn! Nun aber waren die Wahlen in Belgien unter dem Druck einer moralischen Gewalt vor sich gegangen, die, wie man weiß, tausendmal heftiger wirkt als die physische. Wir sprechen von den Wahlbezirken, wo die Geistlichkeit herrscht, wo die Pfarrer auf bischöfliche Ordre als Wahlagenten auftreten, im Namen Gottes die Wähler bedrohen, die Wahlzettel austheilen und sorgfältig wachen, daß kein fremder Einfluß den ihrigen entkräfte. Am Wahltage erscheinen die Seelenhirten an der Spitze ihrer Heerden; sie wenden von ihren Wahlmännern, um sie vor Verführung zu bewahren, kein Auge ab; bewachen sie, wie ein Hund seine Heerde bewacht, und führen sie zum Wahlplatze. Diese Wähler haben, dank priesterlicher Verdummung, größtentheils keinen Begriff von der Handlung, die sie vornehmen: sie vollziehen einen Auftrag ihres Pfarrers. Die Abgeordneten, die aus einer solchen Wahl hervorgehen, können sicherlich nicht Repräsentanten des Landes genannt werden: sie sind einfach Repräsentanten der Kirche. Und das ist der beständige Hergang der Wahlen in ganz Flandern. Ferner muß man den Einfluß der großen Gutsbesitzer hinzudenken, die hier mit wenigen Ausnahmen der katholischen Partei angehören und ihre zahlreichen Pächter veranlassen, für die bischöflichen Candidaten zu stimmen. Der aufgeklärte Theil des Volkes, die Bewohner der Städte, stehen unter der Herrschaft des ungebildeten Landvolkes. Es ist im gewissen Sinne dasselbe Schau-

*) Vgl. „Unsere Zeit", Erste Folge, II, 433 fg.

spiel, das uns die Ausübung des allgemeinen Stimmrechts in Frankreich darbietet. Und dies alles wird durch das fehlerhafte belgische Wahlgesetz hervorgerufen, das mit seinem aus der Wahlordnung hervorgehenden Uebergewicht der Ultramontanen vor allem die Erbitterung der Liberalen zu jener Zeit erklärt, und doch haben letztere zum Theil jenes Uebergewicht selbst verschuldet.

Das belgische Wahlgesetz ist zunächst das Werk der ultramontanen Majorität und auf den Vortheil dieser Partei weislich berechnet. Die Wahlen gehen in Wahlbezirken vor sich, in welchen die Wähler der Landschaft mit den Wählern der Städte vereint abstimmen; da die Geistlichkeit über die Stimmen der Landleute fast unbedingt zu verfügen hat, so konnte sie hoffen, das liberale Element der Städte auf diese Art zu neutralisiren. Wirklich waren bis 1847 die Städte beinahe überall vom Lande beherrscht. Damals gelang es den Liberalen, in Gent zum ersten mal die Oberhand zu gewinnen, und dieser Sieg veranlaßte den Sturz des katholischen Ministeriums. Nun kam der Sturm von 1848. Unter dem Einfluß der in Frankreich herrschenden Ideen schlug das liberale Ministerium vor, den Wahlcensus auf das durch die Verfassung fixirte Minimum von 20 Frs. zu ermäßigen. Glücklicherweise schloß die Verfassung das allgemeine Stimmrecht aus, sonst hätte Belgien auch dies bekommen. Schon die Ermäßigung des Census war ein großer Fehler. Durch diese Ausdehnung des Wahlrechts wurde eine Menge von Wählern geschaffen, die von den großen Gutsbesitzern oder dem Klerus abhängig waren, und so das Wahlsystem verdorben. Der Ausgang der Wahlen hat dies vielfach bestätigt. Mit dieser 1870er Wahlreform gewann die katholische Partei abermals eine Majorität in den Kammern, eine Mehrheit, die künstlich erzeugt und keine wahre Vertretung des Landes war. So waren z. B. die sieben genter Deputirten nicht von der Stadt Gent gewählt, die gleichwol eine Bevölkerung von 115000 Seelen zählt, sondern von der Landschaft, richtiger gesagt von den Pfarrern. Dieses Gebrechen der Wahlordnung zerstört den Grundgedanken des Repräsentativsystems, es fälscht die Volksvertretung an ihrer Quelle. Dadurch erklärt sich auch die revolutionäre Leidenschaft der liberalen Opposition der damaligen Zeit gegen die ultramontane Mehrheit.

Bei der ganzen Maibewegung*) bleibt ein Umstand ohne rechte Erklärung. Bis zur gezwungenen Vertagung der Debatte hatte die Autorität die Opposition und die Unruhestörer gewähren lassen. Als aber die Vertagung der Kammer jeden Grund der Aufregung in der Hauptstadt beseitigt hatte, da entfaltete man einen wahren Luxus von militärischen Vorsichtsmaßregeln. In den ersten Tagen hatte man für einige 80 Frs. Fensterscheiben eingeworfen; am 30. Mai aber rasselten die Kanonen über das Straßenpflaster der verödeten Straßen, und man hätte meinen können, die Stadt befände sich im Belagerungszustande. Eine gleiche Entfaltung von Streitkräften fand in den Provinzen statt, wo die Unruhen bei weitem nicht die gleiche Bedeutung wie in Brüssel hatten. Man hat von allen Seiten den Ernst und die Gefährlichkeit der Unruhen so sehr übertrieben, daß wir es für angebracht halten, hier das Zeugniß von Thonissen**) anzuführen, der mit seinen klerikalen Neigungen über den Zweifel erhaben ist, die Unruhen unterschätzt zu haben; er sagt an einer Stelle seines Werkes: „Zu Antwerpen, Mons, Lüttich, Brügge, Namur, Löwen und Verviers störten einige Tage lang Aufläufe die öffentliche Ruhe, welche eine knechtische Nachahmung der brüsseler waren; doch diese, ihres Ursprungs und ihrer Tendenz wegen tief beklagenswerthen Emeuten waren im allgemeinen ohne irgendwelche Ernsthaftigkeit. Man brachte den Deputirten der Opposition Serenaden; man schrie und lärmte vor den Häusern der katholischen Opposition; man warf in eini-

*) Vgl. „Unsere Zeit", Erste Folge, II, 433 fg.

**) Vgl. Thonissen, „La Belgique sous le Règne de Leopold Ier".

gen Klöstern die Fenster ein; man wiederholte die auf der Place de la Nation ausgestoßenen Rufe; doch beim ersten Anblick der bewaffneten Macht zertheilten sich die Zusammenrottungen in den nächsten Schenken, wo die Anstifter die ganze Nacht hindurch Couplets gegen die Klöster und die Bischöfe sangen." In Gent ward die Ruhe gar nicht gestört; der General Capiaumont hielt die Ordnung dadurch aufrecht, daß er seine Truppen auf den öffentlichen Plätzen in Schlachtordnung aufstellte. Nur an einem einzigen Orte sah man eine wirkliche Emeute, und das war in der Gemeinde von Jemappes, wo eine Bande Wahnsinniger die Anstalt der Christlichen Brüder plünderte.

Das Ministerium würde aller seiner verfassungsmäßigen Pflichten ermangelt haben, wenn es ein regelmäßig votirtes Gesetz vor dem Geschrei einiger hundert Unruhestörer zurückgezogen hätte. Doch vom 30. Mai ab nahm die öffentliche Opposition den Charakter eines gesetzlichen Widerstandes an. Der Municipalrath von Brüssel hatte auf den Antrag von Watteeu eine Adresse an die Krone beschlossen, um die Zurückziehung des Gesetzes zu erbitten; der größte Theil der Städte im Lande beeilte sich, diesem Beispiele zu folgen, und gar bald sah man ein, daß nur die Zurückziehung des Gesetzes die Aufregung im Lande beschwichtigen konnte. Der König, der sich beim Ausbruche der Unruhen gewaltig aufgeregt und zu den schärfsten Maßnahmen entschlossen gezeigt hatte, rieth jetzt seinem Cabinet einen solchen Schritt an. Die Kammern hatten sich bereits am 30. Mai vertagt; am 14. Juni veröffentlichte der „Moniteur" zugleich mit dem Erlaß der Kammerauflösung einen Brief der Minister an den König und eine Antwort desselben an Dedecker.

Die Minister erklärten dem Könige, daß inmitten des Aufbrausens der politischen Leidenschaften parlamentarische Discussionen eine Quelle großer Verlegenheiten werden müßten. In dieser Ueberzeugung schlugen sie dem Könige vor, den Schluß der Kammersession auszusprechen, wobei sie sich anheischig machten, bei der Eröffnung der nächsten Session die Vertagung des Wohlthätigkeitsgesetzes zu beantragen. „Was es ihm auch kosten möge, ein Werk des Gewissens und der Ueberzeugung ungerechten und unverdienten Angriffen zu opfern", so war doch das Ministerium der Ansicht, „daß eine kluge Regierung der öffentlichen Meinung Rechnung tragen müsse, selbst wenn sie sich durch die Leidenschaft oder das Vorurtheil verirrt habe".

Der König antwortete seinem Premierminister in einem bemerkenswerthen Briefe, in welchem es unter anderm heißt: „Ich enthalte mich jeden Urtheils über die Vorlage; niemals würde ich eingewilligt haben, einem Gesetze in unserer Gesetzgebung Raum zu gewähren, welches die unheilvollen Wirkungen haben könnte, die man fürchtet; aber, ohne mich weiter einer Prüfung des Gesetzes an sich selbst zu überlassen, trage ich wie Sie einem Eindruck Rechnung, der bei dieser Gelegenheit unter einem großen Theile der Bevölkerung zu Tage getreten ist. In Ländern, die sich selbst um ihre Angelegenheiten bekümmern, gibt es jene plötzlichen, ansteckenden Aufregungen, welche sich mit einer leichter zu constatirenden als zu erklärenden Intensität verbreiten, und mit denen es weiser ist, sich zu vergleichen, als zu debattiren. Seit 26 Jahren sind die freien Institutionen Belgiens mit bewunderungswürdiger Regelmäßigkeit gehandhabt worden. Was ist erforderlich, damit sie in der Zukunft mit derselben Ordnung, mit demselben Erfolge wirken? Ich zögere nicht, es auszusprechen: die Parteien bedürfen der Mäßigung und Zurückhaltung. Ich glaube, daß wir uns der Anregung einer jeden Frage enthalten müssen, welche den Krieg in den Geistern entzünden kann. Fest überzeugt bin ich, daß Belgien, wenn es auf Wegen der Mäßigung wandelt, glücklich und geachtet leben kann; aber gleicherweise habe ich die feste Ueberzeugung, und ich sage sie jedermann, daß eine jede Maßregel, welche so ausgelegt werden kann, als ob sie die Suprematie einer Meinung über die andere feststellte, eine Gefahr ist." Der König räth dann schließlich der Kammermajorität, auf

eine Fortsetzung der Discussion des Gesetzentwurfes zu verzichten, und ruft dem Ministerium zu: „Dieser Brief wird Ihnen zeigen, wie glücklich ich bin, mich mit Ihnen in Uebereinstimmung zu finden, wie sehr ich Ihre Handlungsweise billige."

Von dieser Lösung der ganzen Angelegenheit war, wenn auch durch den Brief des Königs an sein Volk die Heftigkeit der Krise ihr Ende erreicht hatte, niemand befriedigt. Die katholische Partei war wüthend, ihre Plane aufgeben oder doch auf unbestimmte Zeit vertagen zu müssen; die liberale Partei wollte eine Berufung an das Land, eine Auflösung der Kammern. In dem Schreiben und der Entschließung des Königs lag ein gewisser innerer Widerspruch. Daß er sein Ministerium als den Ausdruck der Kammermehrheit aufrecht hielt, war vollkommen constitutionell; aber wenn der König die Mehrheit achtete, warum achtete er nicht auch das Wohlthätigkeitsgesetz, das Werk dieser Mehrheit? Hatte der Widerwille der Nation ihn dazu bestimmt, so lag ein Conflict, ein Widerspruch zwischen der Mehrheit des Volkes und der Mehrheit der Kammer vor, und dann ist, wenn überhaupt jemals, der Fall einer Berufung an das Land eingetreten.

Ein überzeugender Beweis, daß die damalige Kammer nicht das Land repräsentirte, lag in dem Umstande, daß die katholische Partei und ihre Häupter, die sich bei den Berathungen über das Wohlthätigkeitsgesetz unaufhörlich der Zustimmung des Landes gerühmt hatten, als es wirklich zur Probe kam, um keinen Preis eine Auflösung wollten; sie versöhnten sich, um ihr zu entgehen, mit dem Ministerium, das die ultramontanen Blätter zuvor in den Koth gezogen hatten. Freilich hatten sie auch einen guten Grund, unter den damaligen Umständen eine allgemeine Neuwahl zu fürchten, denn sie würden, wie es selbst noch später geschah, unfehlbar aufs Haupt geschlagen worden sein.

Die im Herbste darauf folgenden Wahlen zu den Gemeinderäthen verschafften den Liberalen eine entschiedene Majorität. Das Cabinet sah darin eine politische Manifestation, nahm seine Entlassung und ward durch ein liberales Ministerium ersetzt, das sich zusammensetzte aus: Rogier, Inneres und Vorsitz im Cabinet; Frère-Orban, Finanzen; Tesch, Justiz; Baron de Vrière, Gouverneur von Ostflandern, Aeußeres; Partoes, öffentliche Arbeiten; General Berten, Krieg. Dies Ministerium erlitt bis zu den allgemeinen Neuwahlen vom Jahre 1864 einige Modificationen. Jules Vanderstichelen, Abgeordneter für Gent, trat 1859 an die Stelle des mit Tode abgegangenen Partoes; General Chazel übernahm aufs neue das Kriegsministerium; de Vrière zog sich am 26. Oct. 1861 zurück, und Rogier übernahm das Portefeuille des Aeußern, während Alphonse Vandenpeereboom, Abgeordneter für Ypern, das Innere erhielt.

Die erste Sorge des liberalen Cabinets, nachdem es an die Spitze der Geschäfte getreten war, bestand in einem Appell ans Land. Die Kammern wurden aufgelöst und die allgemeinen Neuwahlen auf den 10. Dec. 1857 angeordnet. Selten sah man die Parteien in einem so heißen, erbitterten Kampfe wie diesmal. Obgleich der Wahltag in den Winter fiel, und obgleich man sich kaum noch zwei Monate von den Gemeindewahlen entfernt fand, so überstieg doch die Zahl der zur Wahlurne geeilten Wähler bei weitem diejenige bei frühern Wahlen. Die Liberalen errangen 70 Sitze, die Katholiken 38; es hatte sich also eine eclatante Mehrheit zu Gunsten des Ministeriums ausgesprochen, wodurch denn auch zugleich schlagend die Behauptung der Ultramontanen widerlegt ward, daß sie bei der Einbringung des Wohlthätigkeitsgesetzes die Majorität des Landes auf ihrer Seite gehabt hätten.

Eine jede der großen Parteien hatte ein Wahlmanifest erlassen, die Katholiken am 14. und die Liberalen am 24. Nov.

Die erstern stellten sich als Opfer dar. Sie bezeichneten die Auflösung als eine Parteiwaffe, das Ministerium als ein Erzeugniß der Emeute, die Lage aber als den Despotismus der Minorität. Ihnen gemäß berief sich die belgische Nationalität auf die

Verfassung, den Katholicismus und das Königthum, und behauptete, das Werk von 1830 müsse untergehen mit dem christlichen, d. h. katholischen Charakter der belgischen Freiheit.

Die Liberalen vertheidigten sich mit Energie gegen den Vorwurf einer Feindseligkeit gegen die Religion. Sie zeigten die unerhörte Freiheit und Unabhängigkeit des Klerus in Belgien und faßten ihre Doctrin in folgenden Worten zusammen: „Wir fordern, daß man im Namen des Glaubens nicht danach trachte, die zeitlichen Geschäfte zu beherrschen, nicht sich in die Interessen der Familie einmische, noch die des Staates störe." Das Ministerium endlich formulirte sein Programm und definirte seine Politik in einem Erlaß an die Gouverneure der Provinzen, welcher im „Moniteur" veröffentlicht wurde. „Die Politik, welche das Cabinet vertritt", so hieß es, „ist dem Lande bekannt, da es dieselbe inmitten sehr schwieriger innerer und äußerer Umstände am Werke gesehen hat. Vom allgemeinen Gesichtspunkt aus betrachtet, ist sie eine durch und durch nationale Politik, eine Politik der Conservirung und der Ordnung, welche den Fortschritt ohne Erschütterung verfolgt, aber mit Nachdruck und Beharrlichkeit, eine Politik, welche sowol die moralischen wie materiellen Bedürfnisse ins Auge faßt, welche der privaten Initiative ihren freien Flug läßt, und mit ihr alle Elemente des öffentlichen Gedeihens befruchtet. Diese heute zur Leitung der Geschäfte berufene Politik hat die Aufgabe, eine der constituirenden Basen der Regierung und der modernen Gesellschaft zu bewahren: die Integrität der Rechte des Staates und die Unabhängigkeit der Civilgewalt. Dies ist eine der ersten Pflichten der Regierung, welche durch die jüngsten, das Land so tief aufregenden Discussionen noch dringender gemacht wird."

Niemals war die Rolle eines Ministeriums schwieriger, denn diese Pflichten, welche es sich selbst vorschrieb, wurden nicht von allen, welche ihm zur Macht verholfen hatten, auf gleiche Weise verstanden. Während die überwiegende Majorität des Landes eine mit den traditionellen Gefühlen Belgiens harmonirende, gemäßigte Politik wünschte, versuchte eine unbedeutende, aber geräuschvolle Fraction der Liberalen, welche sich die Fortschrittspartei nannte und sich an der Bewegung von 1857 aus Haß gegen den Katholicismus betheiligt hatte, die Regierung in radicale Bahnen zu treiben, wo sie sicherlich bald gestürzt sein würde. Diese kleine Fraction, welche, früher auf dem Boden der Verfassung fußend, sich nach der Februarrevolution dem Republikanismus zugewendet hatte, nannte sich „die jungen Liberalen", seitdem das Land auf eine unzweideutige Weise seine Anhänglichkeit an die constitutionelle Monarchie bekundet hatte. Sie besaß Verbündete in der Presse der großen Städte und rief, selbst bis über die Grenzen des Landes hinaus, eigenthümliche und ärgerliche Begriffe über den Charakter des belgischen Liberalismus hervor. Vom Augenblicke seines Amtsantrittes an mußte es vor allem die Aufgabe des Cabinets sein, die Geister zu beruhigen, die Klippen zu vermeiden, an denen seine Vorgänger gestrandet waren, und alle Uebertreibungen zurückzuweisen, von welcher Seite sie auch kamen. Die jungen Liberalen hatten in der Kammer nur ein einziges Organ, nämlich Wanderpepen, den Deputirten von Thuin, der sein Mandat niederlegte, weil die Minister seiner Ansicht nach nicht die Hoffnungen erfüllt hatten, welche durch die Wahlbewegung von 1857 hervorgerufen worden waren. Ein zweiter Vertheidiger der radicalen Ideen, der sich jedoch später der ministeriellen Politik anschloß, Defré, wohlbekannt durch seine antiklerikalen Pamphlete, ward 1858 durch das Arrondissement von Brüssel, obgleich das Ministerium die Candidatur des Ministers für öffentliche Arbeiten, Partoes, unterstützte, ins Parlament gesandt. Diese Wahl ward vielseitig als eine Niederlage der Regierung angesehen, doch war sie nur die unvermeidliche Folge von Verbindlichkeiten, welche die Häupter der Association libérale von Brüssel dem Publicisten gegenüber eingegangen waren, welcher so mächtig zum Triumphe ihrer Meinung im vergangenen Jahre beigetragen hatte.

Die katholische Opposition setzte ihre Hoffnung auf die Uneinigkeit der Liberalen und hüllte sich deshalb vorerst in der Kammer in ein absolutes Stillschweigen. Das Cabinet brachte während der Session eine Modification des Gesetzes von 1852 über Vergehen gegen fremde Souveräne ein. Es wurde eine von Amts wegen anzustellende gerichtliche Verfolgung solcher Vergehen beantragt, anstatt der frühern, auf vorheriges Ansuchen der beleidigten Regierung vorgenommenen. Durch eine Rückkehr zum gemeinen Recht gab man der belgischen Autorität ihre Unabhängigkeit zurück, man machte sie zum alleinigen Richter der Opportunität der Bestrafung. Die Freiheit, deren sich die belgischen Schriftsteller nach wie vor, und wir erinnern nur an 1870, in der Schätzung und Beurtheilung der Vorkommnisse in der fremden Politik zu erfreuen hatten, beweist bis zur Evidenz, daß die Regierung von keinem der Presse feindlichen Gefühl beseelt war. Das ernsteste Ereigniß während der Session trat gegen Schluß derselben ein. Seit mehrern Jahren beschäftigte sich die Regierung auf besondern Wunsch des Königs mit einer Modification des Landesvertheidigungssystems. Eine aus Civil- und Militärpersonen zusammengesetzte Commission hatte seit 1851 im Princip beschlossen, daß Antwerpen im Falle einer fremden Invasion als Bollwerk der belgischen Nationalität und als Zufluchtsort der Dynastie dienen solle. Um nun diese Resolutionen zu verwirklichen, hatte der General Greindl am 27. April 1855 von den Kammern einen Credit von 7 Mill. Frs. gefordert, zur Herstellung eines befestigten Lagers vor Antwerpen, zum Schutz der Schelde.

Nach einer Discussion im geheimen Comité ward dies Project vertagt. Aufs neue, aber in viel größern Verhältnissen den Kammern vorgelegt, blieb der Vertheidigungsplan, infolge der Ereignisse von 1857, in der Schwebe, und das liberale Cabinet reproducirte ihn jetzt als einen integrirenden Theil einer bedeutenden Gesammtheit öffentlicher Nützlichkeitsbauten. Gegen diesen Plan zeigte sich sofort von verschiedenen Seiten eine lebhafte Opposition. Die Gegner aller militärischen Ausgaben verwarfen die Vorlage ohne weiteres; andere wollten Brüssel befestigen; wieder andere fürchteten die Empfindlichkeiten Frankreichs zu verletzen, indem man die Garantien der Sicherheit vermehrte, welche seine Politik allein unumgänglich nothwendig zu machen schien. Die Deputirten für Antwerpen forderten eine ausgedehntere Enceinte, damit sich die Stadt ungehindert erweitern könne und vor den Folgen eines Bombardements geschützt sei. Diese vielfachen Einwände, welche der General Rénard als königlicher Commissar berufen war zu bekämpfen, ließen das Gesetz scheitern. Es fiel unter einer Majorität von 15 Stimmen, und das Ministerium zog, wie es gleich anfangs erklärt hatte, nun auch die andern Artikel des Projects zurück.

Die Kammersession von 1858, welche vom Könige in Person eröffnet wurde, war im großen Ganzen eine unbedeutende, und die Thronrede erschien den Fortschrittsmännern, aus den von uns oben näher auseinandergesetzten Gründen, farblos und nichtssagend. Die einzige Stelle in derselben, welche einen politischen Charakter an sich trug, lautete: „Die Fragen, welche sich auf die Ausübung der öffentlichen Wohlthätigkeit beziehen, werden nach einer Enquête über die Lage der Armen und über die Wirksamkeit der zu ihrer Unterstützung in Gebrauch gesetzten Mittel gelöst werden. Meine Regierung glaubte nicht, mit Vorlage eines Gesetzentwurfes zögern zu dürfen, welcher zum Zweck hat, die Meinungsverschiedenheiten aufhören zu machen, zu welchen die Redaction des Art. 84 des Communalgesetzes Veranlassung gibt.“ Der Pauperismus sollte also den Gegenstand der Aufmerksamkeit und der Studien des Ministeriums bilden, und die Wohlthätigkeitsfrage, welche die Minister ans Ruder gebracht hatte, sollte auch durch sie nun entschieden werden. Auf der andern Seite war die Interpretation des Art. 84 des Communalgesetzes, in einem dem frühern, vom Ministerium Dedecker damit verbundenen, entgegengesetzten Sinne, ein Zugeständniß an die wiederholten Manifestationen der öffentlichen Meinung.

In der Antwort der Kammer auf die Thronrede, bei welcher die parlamentarische Mehrheit sich nicht dieselbe Zurückhaltung aufzulegen braucht, kam eine sehr energische Stelle vor, in welcher von der Verpflichtung die Rede war, „die Gesellschaft gegen die Rückkehr von Misbräuchen eines vergangenen Zeitalters zu vertheidigen, und zu wachen über die Laienautorität". Einige Mitglieder der Rechten sahen in diesen Worten eine Herausforderung, und anstatt auf das, was sie falsch und anstößig fanden, zu antworten, erklärten sie durch de Theux, ihren Sprecher, daß die Minorität es unter ihrer Würde hielte, an der Discussion theilzunehmen; eine kindische Manifestation, der durchaus nicht alle Katholiken zustimmten, und welche kaum verdiente, in die Erinnerung zurückgerufen zu werden, wenn sie nicht vom Lande einen Augenblick ernstlich genommen worden wäre, und man nicht geglaubt hätte, die Minorität würde die parlamentarische Arena auf immer verlassen. Doch dem war nicht so; einige Tage später bekämpften dieselben Männer, welche auf das Wort in der Kammer verzichtet hatten, gerade als ob alle Freiheit der Discussion in Belgien erstickt worden sei, den Verfasser der Adresse, Devaux, in den öffentlichen Blättern. Später sah man sie nach und nach wieder hervortreten, um ihre Interessen zu vertheidigen, namentlich bei der Revision des Strafgesetzbuches. Dasselbe enthielt einem aus dem Code Napoléon entlehnten sogenannten Kanzelparagraphen, welcher den Geistlichen verbot, von der Kanzel herab Acte der Regierung zu kritisiren. Die Liberalen hielten, zum großen Aerger der Ultramontanen und gegen den Wunsch der Fortschrittsmänner, welche darin eine Verletzung der Freiheit sahen, den gedachten Paragraphen mit einigen Milderungen aufrecht. Derselbe lautet heute so: „Die Diener der Culten, welche während der Ausübung ihres kirchlichen Amtes oder in öffentlicher Versammlung ein Gesetz, einen königlichen Erlaß, oder irgendeinen andern Act der öffentlichen Autorität in Reden oder durch Ablesen von Schriftstücken kritisiren oder tadeln, werden mit Gefängniß von acht Tagen bis zu einem Jahre und mit einer Geldbuße von 26—500 Frs. bestraft."

Ein anderer Artikel des neuen Strafgesetzes rief eine gewaltige Aufregung in der Presse hervor, nämlich derjenige, welcher bei Preßvergehen, neben den zuerkannten Strafen, auch noch Stellung unter Polizeiaufsicht hinzufügen wollte. Keiner belgischen Zeitung war die Ungeheuerlichkeit dieser Maßregel aufgefallen, und es war das pariser „Journal des Débats", welches zuerst darauf aufmerksam machte, worauf der Artikel denn auch sofort zurückgezogen wurde. Nichtsdestoweniger blieb er eine Waffe in den Händen der radicalen Presse, welche ihren Krieg gegen das Ministerium ohne Unterlaß fortsetzte. Doch abgesehen von diesen, vielfach auch gerechtfertigten Angriffen trat sie in muthiger Fürsprache für die Einführung des obligatorischen Schulunterrichts ein und vertheidigte die gerechten Forderungen der Flamländer auf Anwendung ihrer Sprache in der Armee, in der Rechtspflege und der Verwaltung; doch es war ihr unmöglich, Anhänger in der Kammer zu finden. Was nun den Art. 84 des Communalgesetzes betrifft, so wurde er durch die Kammer im Sinne der Vorlage am 7. Mai 1859 und vom Senat am 25. desselben Monats angenommen, jedoch mit einem Amendement, welches dem Gesetze jeden zurückgreifenden Charakter nahm. In dem Rapport über den Gesetzentwurf, welcher die Zahl der 58 Senatoren und 116 Repräsentanten in Einklang mit der Bevölkerung setzen wollte, schlug die Centralabtheilung eine Modification des Wahlgesetzes vor, welche die Wähler eines Districts nach der alphabetischen Ordnung ihrer Namen in den Sectionen vertheilen wollte. Man hoffte auf diese Weise, indem man die Wähler der Städte und des Landes in denselben Bureaux untereinandermischte, die letztern der Ueberwachung des Klerus zu entziehen. Die Rechte nannte diese Maßregel eine revolutionäre, und der Abgeordnete Dumortier bezeichnete sie als die „alphabetische Unordnung". Die Linke votirte das Princip, um die Anwendung auf eine spätere Zeit zu verschieben.

Dies waren die hauptsächlichsten Acte der Session von 1858—59, mit welchen die innere Politik Belgiens bis zum Jahre 1864, wo Liberale und Ultramontane aufs neue an der Wahlurne im heißen Kampfe um die Herrschaft im Lande rangen, alles Interesse für den Historiker verliert. Jedoch um den Faden der innern Ereignisse nicht zu zerreißen, sei erwähnt, daß bei den 1859 stattfindenden Wahlen, zur Erneuerung einer Hälfte der Kammer, die Katholiken einige Sitze errangen und so eine Opposition von 46 Stimmen gegen 70 Liberale bildeten. Auch vermochte das Ministerium während der Session von 1859—60 ihr Befestigungsproject von Antwerpen, das in der vergangenen, wie wir gesehen haben, gefallen war, durchzusetzen. Die Argumente der Opposition waren dieselben wie früher; doch die Abgeordneten für Antwerpen, welche die Vergrößerung ihrer Stadt im Norden verworfen hatten, stimmten der großen Enceinte zu, welche mit Enthusiasmus von ihren Wählern begrüßt worden war. Auf wirthschaftlichem Gebiete war die nach heißen parlamentarischen Kämpfen im Jahre 1860 durchgesetzte Aufhebung des communalen Octroi von hoher Wichtigkeit, indem dadurch der Entfremdung und der Eifersüchtelei zwischen den einzelnen Gemeinden ein Ende gemacht würde; am 21. Juni 1860, am 29. Jahrestage der Thronbesteigung des Königs, fielen in Belgien unter ungeheuerm Jubel die Schlagbäume.

Wenn nun auch, wie wir sagten, die innere Politik Belgiens von 1859—64 wenig allgemein Interessantes darbietet, so waren dagegen die Ereignisse seiner äußern Politik um so wichtiger: es war einmal wieder Frankreich, das stets herrische und eifersüchtige, welches Belgien zu schaffen machte. Wir wenden uns auf einem Augenblick diesem Staate zu.

Der Pariser Congreß hatte Napoleon III. auf den Gipfel seiner Macht getragen; diese Situation erhielt sich drei Jahre lang. Der italienische Krieg gab das Zeichen zum Verfall. Inmitten seiner Siege erlitt der Kaiser eine doppelte Schlappe: er vermochte weder sein Kriegsprogramm durchzusetzen, weil ihm Preußen durch seine Mobilmachung ein nicht miszuverstehendes Halt zurief, noch sein Friedensprogramm, denn der Züricher Friede blieb ein todter Buchstabe, und der durch ihn festgesetzte italienische Bundesstaat machte der von der Nation erzwungenen italienischen Einigkeit Platz. Frankreich war also im Norden wie im Süden überflügelt, und gerade als ob das Glück es auf allen Punkten auf einmal verlassen wollte, so erweckte die Annectirung von Savoyen und Nizza ernstes Mistrauen in England und flößte dort gerechte Befürchtungen betreffs Belgiens ein; der englisch-französischen Allianz, diesem Lieblingsgegenstande Leopold's I., ward hierdurch ein Schlag versetzt, von dem sie sich niemals wieder erholte.

Die Lage Belgiens in dieser Krise war eine äußerst delicate. Die Neutralität war seine einzig mögliche Politik; sie war zudem so durch seine Antecedentien und Interessen vorgeschrieben, daß man es für unnöthig hielt, dieselbe officiell zu notificiren. Frankreich, dem durch diese Neutralität die nördliche Grenze gedeckt wurde, konnte dieselbe nur mit Befriedigung aufnehmen; aber als Deutschland seine Bundestruppen mobil machte, ward das, was zuerst ein Schutz für Frankreich war, nun ein Hinderniß. Die Anstrengungen König Leopold's, den Conflict zu localisiren, und die ausgesprochene Haltung Englands, wo Palmerston wieder ans Ruder gelangt war, wendeten die Gefahr ab. Der Zweck Preußens im übrigen war erreicht, weil schon am 11. Juli die Friedenspräliminarien von Villafranca unterzeichnet wurden. Trotzdem verlor sich das Gefühl der Gefahr nicht. Das von uns bereits weiter oben angedeutete Gesetz vom September 1859, welches die Concentration der nationalen Vertheidigung in Antwerpen aussprach, und 50 Mill. Frs. für die Vertheidigungsarbeiten dieses Platzes bewilligte, gab diesem Gefühle der Gefahr Ausdruck. Der König selbst nahm thätigen Antheil an dieser wichtigen Maßregel. „Solange wie ich lebe", rief er zu dieser Zeit aus, „werde ich Belgien als Schild dienen. Doch damit diese Mäßigung, damit unsere guten Absichten gegen andere Nationen ge-

würdigt werden, muß Belgien aus eigener Kraft bestehen, muß es etwas anderes sein als eine bloße Zusammenwürfelung von Provinzen: es muß einen Mittelpunkt der Action besitzen."

Diese Sprache, welche noch durch das Votum der belgischen Kammern bethätigt wurde, machte im Auslande einen guten Eindruck. Frankreich allein, dem doch die belgische Neutralität während des Krieges den Rücken gedeckt hatte, wollte hierin Trotz und Herausforderung sehen. Die ganze pariser Presse ohne irgendeine Ausnahme war in Feuer und Flammen und wandte bei ihren Recriminationen gegen Belgien bald ungeheuerliche Drohungen, bald süße Verlockungen an. Belgien jedoch ließ sich nicht einschüchtern; am 21. Juli 1860, am Tage der Beseitigung der Schlagbäume und des 29. Jahresfestes der Thronbesteigung des Königs, gab es durch seinen wahrhaft großartigen Enthusiasmus eine Antwort auf die Prätensionen Frankreichs, welche auch gar bald in den Tuilerien verstanden wurde. Der beste Zug bei diesen gegen Frankreich gerichteten Demonstrationen war der von den Arbeitern zur Schau getragene Enthusiasmus, denn gerade auf sie hatte die imperialistische Politik bei ihren Annectirungsgelüsten gerechnet: ihre etwaige Unzufriedenheit sollte als Hebel, als Werkzeug zur Ausführung der dunkeln, habsüchtigen Plane führen. Das Tuileriencabinet hatte die Sprache Belgiens verstanden, und beeilte sich deshalb, alle Verantwortlichkeit wegen der Angriffe der pariser Presse auf die Unabhängigkeit des Nachbarstaates von sich abzuwälzen. Als seine Absicht, die Abtretung von Savoyen und Nizza zu verlangen, kein Geheimniß mehr war, trat ihm die Nothwendigkeit, Belgien, und in erster Linie England zu beschwichtigen, noch näher. Dies war der Zweck der bekannten Depesche Thouvenel's vom 19. März 1860 an den Grafen von Persigny. Dieses Document desavouirte jegliche Absicht einer Vergrößerung am Rhein und erklärte, daß Frankreich, geschützt im Norden durch die belgische Neutralität, nach dieser Seite hin keine Art von Garantien mehr zu fordern habe.

Der Revolution, welche diesen Meinungswechsel verursacht hatte, ward durch die am 17. März 1861 vom italienischen Parlament ausgesprochene nationale Einheit der Halbinsel unter dem Namen Königreich Italien ein Ende gemacht. Die Anerkennung dieses neuen Königreiches durch Belgien ward die Veranlassung zu einer stürmischen Discussion in den Kammern: die katholische Opposition schloß auf eine aus der Thatsache der Anerkennung resultirende moralische Solidarität und klagte die Regierung an, auf diese Weise die Neutralität verletzt zu haben. Diese Anklage behielt nicht die Oberhand, aber die Debatte endigte damit, ein für allemal betreffs dieses und ähnlicher Fälle die Rechte und Pflichten Belgiens festzustellen. Man verständigte sich dahin, daß die Anerkennung eines Staates oder einer neuen Regierung einfach den Thatbestand und das regelmäßige Functioniren constatire und daß, wenn man dies thäte, man nur ein absolutes Souveränetätsrecht ausübe, welches zu bestreiten oder zu controliren keine Macht das Recht habe.

Die Errichtung der Einigkeit Italiens rief eine vollständige Wendung in der französischen Politik hervor: von diesem Augenblicke an wendete Napoleon seine Blicke von den Alpen nach dem Rhein. Dieser Wechsel zog eine tiefgreifende Modification in seinen Beziehungen zu Belgien nach sich, eine Modification, welche erst nach dem Tode Leopold's I. deutlich zu Tage trat. Ehe wir uns jedoch diesem Gegenstande zuwenden, müssen wir noch einen flüchtigen Blick auf die von Belgien befolgte Handelspolitik werfen.

Der zwischen Frankreich und England am 30. Jan. 1860 abgeschlossene Handelsvertrag bestärkte Belgien, auf seinem seit einigen Jahren betretenen Wege des Freihandels trotz aller innern Opposition zu verharren. Es schaffte fast alle Ein- und Ausfuhrzölle sowie die dem Lande so nachtheiligen Differentialzölle ab. Da auch um diese Zeit fast

alle wichtigern, in frühern Perioden abgeschlossenen Handelsverträge mit andern Ländern abliefen, so eröffnete das liberale Ministerium mit den meisten Staaten Europas und Amerikas Unterhandlungen wegen neuer Handelsverträge. Der erste ward am 1. Mai 1861 mit Frankreich abgeschlossen und diente ähnlichen mit England, der Schweiz, Spanien, dem Zollverein, Italien, den Vereinigten Staaten und Holland zur Grundlage. Das durch diese großen Transactionen eingeführte liberale Handelsrégime, welches durch das Gesetz vom 14. Aug. 1865 zur allgemeinen Anwendung gebracht wurde, war für Belgien von den wohlthätigsten Folgen.

Ein großer internationaler Act vervollständigte diese commerziellen Unterhandlungen; es war dies die Ablösung des Scheldezolls, welche durch den europäischen Vertrag vom 16. Juli 1863 zu Stande kam. Dieser durch den Vertrag von 1839 eingeführte, und von Belgien allen fremden Schiffen zurückzuzahlende Zoll hatte dem Lande bis zu dieser Epoche 28½ Mill. Frs. gekostet. Die Kapitalisation desselben geschah infolge einer Uebereinkunft mit Holland vermittels einer Summe von 36,278566 Frs. Belgien nahm ein Drittel des Kapitals auf seine Schultern und die Seemächte die andern zwei Drittel. Mit diesem Scheldezoll verschwand die letzte Spur eines durch den Vertrag von Münster im öffentlichen Recht eingeführten Servituts, und die Freiheit des größten belgischen Flusses kam so allen maritimen Staaten der Erde zugute.

Kaum jedoch hatten die Mächte den Vertrag wegen der Aufhebung des Scheldezolls unterzeichnet, kaum hatten sie feierlich die Garantien der belgischen Unabhängigkeit aufs neue bestätigt, als sich auch schon der politische Horizont Europas aufs neue schwarz umwölkte. Die englisch-französische Allianz, welche durch die Annectirung Savoyens und Nizzas durch Frankreich zu Grabe getragen worden war, hatte durch keine andere politische Combination irgendeine Nachfolgerin erhalten. Der polnische Aufstand, der deutsche Fürstencongreß zu Frankfurt, die Verwickelungen in Schleswig-Holstein hatten auf allen Punkten radical verschiedene Ansichten und Interessen zum Vorschein gebracht. Der Deutsche Bund war bis auf die Wurzel verrottet; was noch von den Verträgen von 1815 übriggeblieben, war in seinen Grundlagen erschüttert. Am 4. Nov. 1864 hatte Napoleon III. bei Eröffnung der Kammern Gelegenheit genommen, diese Situation zu constatiren und den Herrschern Europas einen Congreß vorzuschlagen zur Errichtung einer neuen Ordnung der Dinge. Dieser chimärische Versuch hatte kein anderes Resultat, als die Trennungen der Cabinete in ein noch deutlicheres Licht zu stellen. England und Oesterreich wiesen den Antrag von sich, den die andern Mächte nur mit Zögern oder mit Rückhalt angenommen hatten. Belgien hatte, indem es seine Zustimmung erklärte, sich nicht enthalten können, aufs neue seine Existenzbedingungen zur Geltung zu bringen; diese Haltung wurde verstanden und zog keine Schwierigkeit nach sich. Die Aufmerksamkeit Europas wendete sich bald nach einer andern Seite; seit den ersten Tagen des Jahres 1864 war der Krieg zwischen Deutschland und Dänemark ausgebrochen. Frankreich verhielt sich diesem Kriege gegenüber in einer Passivität voller Hintergedanken, England erlitt in seiner auswärtigen Politik eine Schlappe und Dänemark die gerechte Züchtigung für seine Halsstarrigkeit und für die vielen den Schleswig-Holsteinern angethanen Unbilden.

Während sich so die Brandfackel des Krieges in Europa entzündete, war in Belgien selbst eine Ministerkrisis ausgebrochen, welche an sieben Monate dauerte und endlich mit dem Triumphe der Liberalen endete. Sie begann am 12. Jan. 1864 mit den Wahlen von Brügge, in welchen die Katholiken siegten. Jedoch schon im Jahre vorher waren dem Ministerium durch das Verhalten Antwerpens, das gegen die, seiner Ansicht nach ungerechtfertigte, Ausführung des Befestigungsgesetzes von 1859 protestirte, ernste Verlegenheiten bereitet worden. Die katholische Partei machte sich die locale Unzufriedenheit zu Nutze und suchte die Deputirten von Antwerpen ganz auf ihre Seite zu ziehen,

welche im Juni genannten Jahres gewählt worden waren und — fünf an der Zahl — als eine besondere Deputation, „als die antwerpener Deputation", in der Kammer saßen. Doch alle Machinationen der katholischen Partei scheiterten an der Einigkeit und Festigkeit der Linken, und das vom Kriegsminister, Generallieutenant Chazal, mit vielem Geschick befürwortete Vertheidigungssystem siegte.

Obgleich die antwerpener Agitation vor der Kammer sowol wie vor den Gemeinden des Landes, welche Antwerpen um Hülfe angegangen war, Fiasco gemacht hatte, so hielt sich Antwerpen doch noch nicht für besiegt. Am 28. Dec. votirte sein Municipalrath in einer außerordentlichen Sitzung eine Dankadresse an die Deputation, wobei er das Feldgeschrei ausstieß: „Nieder mit jedem Ministerium, das nicht in eine Demolirung der Citadellen willigt!" Diese Ansicht hätte die Rechte über die von ihr so vielfach umworbenen Bundesgenossen aufklären sollen. Doch dem war nicht so: die religiösen Fragen wurden als Agitationsmittel augenblicklich beiseitegesetzt und nur die rein materiellen benutzt, wodurch es denn auch dazu kam, daß die weiter oben erwähnten Wahlen in Brügge, welche infolge einer Ungültigkeitserklärung der frühern vom 9. Juni 1863 vorgenommen wurden, zu Gunsten der Katholiken ausfielen. Sie errangen drei neue Sitze in der Kammer, wodurch die liberale Majorität auf zwei Stimmen in der Kammer reducirt wurde; im Senat betrug sie dagegen noch acht Stimmen. Das Ministerium Rogier sah ein, daß ihm die Kraft fehle, die Geschäfte ferner zu führen, und reichte deshalb am 14. Jan. 1864 seine Entlassung ein, womit jene ministerielle Krise eröffnet wurde, welche erst durch die Wahlen am 10. Aug. beendigt wurde. Der König zeigte während einer Art parlamentarischen Interegnums eine loyale Unparteilichkeit. Als im Januar die Katholiken das ihnen in der Person ihrer Führer, Dechamps und de Theux, gemachte Anerbieten, ein Cabinet zu bilden, ausgeschlagen hatten, bemühte sich der König vergebens ein Ministerium der Geschäfte zu berufen. Er begab sich selbst zum Fürsten von Ligne und appellirte an seine Ergebenheit und seinen Patriotismus; doch der Präsident des Senats war der Meinung, daß ein Ministerium der Geschäfte schon vor der Geburt ein todtes sein würde. Der König ging nun auf einen Monat nach England, um den Parteien volle Freiheit zu lassen, zu einer Lösung zu gelangen. Gleich nach seiner Rückkehr Ende April ward Dechamps nach dem Schlosse Laeken gerufen: er unterbreitete dem Staatsoberhaupte ein Programm, dem der größte Theil der katholischen Partei seine Zustimmung gegeben hatte. Sie wollten, gleich den Liberalen im Jahre 1847, eine neue Politik, eine fortschrittliche und demokratische Politik einführen; sie schlugen deshalb sowol eine communale wie eine Wahlreform vor. Dechamps entwickelte dem Könige seine Ansichten, und als er geendigt hatte, bemerkte ihm der letztere: „Was Sie mir da sagen ist sehr vernünftig, sehr verführerisch sogar; aber Sie müssen sich auch in die Lage des Königthums versetzen. Wenn Sie und die Conservativen mit den Liberalen eine Steeplechase beginnen, wohin soll das führen?" Die Verhandlungen mit den verschiedenen Parteien zogen sich ohne Resultat hin und her, und als neue ernste Zwischenfälle die ohnehin schon sehr ernste Lage verschlimmerten, da löste König Leopold, auf Anrathen seines Ministerraths, am 17. Juli die Kammern auf. Und nun begann zwischen den Liberalen und Ultramontanen ein Kampf bis aufs Messer. Wir haben gesehen, daß seit Jahren die klerikale Partei darauf hinarbeitete, das Land vollständig in ihre Gewalt zu bringen, und, wie sie vor allem die Haupttriebfeder der Revolution war, der Belgien seine Existenz verdankte, wie sie ohne Unterlaß sich abmühte, alle Früchte dieser von ihr ins Werk gesetzten Revolution einzuheimsen. Wir haben gesehen, wie sie in Belgien Elemente der Kraft hat, welche sie nirgendwo anders besitzt. Denn während sie den Protector der Revolution spielt, weiß sie sich gleichfalls die Unterstützung der Feudalen zu sichern. Sie wird von einer stets wachsenden Armee von Mönchen und

Nonnen unterstützt; sie hat keine Häretiker niederzuhalten, noch mit ihnen in einen Wettkampf einzutreten. Kaum mehr als Ein Belgier unter Funfzigen wagt zu verneinen, daß er theoretisch ein eifriger Katholik ist. Die Landbevölkerung ist seit Jahrhunderten von den Priestern zum Gehorsam gedrillt worden, und diese werden von ihr als ihre einzigen Vorgesetzten angesehen. Gleichfalls hat sich die katholische Partei mit Eifer der Sache aller derjenigen angenommen, welche beständig den Mund voll haben von den localen Rechten und Privilegien der Nation. Sie schlägt sich auf die Seite derer, die allen Fortschritt für schädlich halten. Sie ist eine Freundin der Schutzzöllner und findet eine Menge sogenannter Argumente auf, um zu zeigen, daß es sündlich, monströs, unchristlich und auch materiell ohne Vortheil ist, das ehrliche Belgien der Concurrenz auszusetzen. Nicht minder groß sind ihre Anstrengungen für die Erhaltung der vlämischen Sprache. Sie wirft sich zum kühnen, aber nur auf eigenen Vortheil bedachten Kämpen eines unterdrückten Patois auf; sie befürwortet Decentralisation und wünscht die Districte, wo sie unumschränkt herrscht, frei von aller Einmischung der Regierung. Sie ist so stark in ihren Traditionen und Allianzen, daß es wirklich zu bewundern ist, wenn sich in Belgien noch Liberale finden. Und doch hatten sich die Liberalen sieben Jahre im Amte erhalten und errangen aufs neue den Sieg, als ihnen im Wahlkampfe von den Ultramontanen das Messer an die Kehle gesetzt wurde.

Durch die im August 1864 stattfindenden Wahlen wollte man vor allen Dingen der sich balancirenden Stärke der Parteien ein Ende machen, und obgleich keine Seite auf eine große Majorität hoffte, so hatte doch jede den Wunsch, daß ihr das Resultat ein kleines numerisches Uebergewicht verleihe, das man in Belgien eine genügende Majorität nennt. Wie klein die Aera des wahren Kampfes war, kann man daraus abnehmen, daß alle Welt überrascht war, nicht daß die Liberalen gewannen — denn das hielt man immer für möglich —, sondern daß sie so glänzend gewannen. Sie errangen eine Majorität von 12 Stimmen, und diese wird in Belgien als eine erdrückende angesehen. Und in der That war man darüber einig, daß alles von Gent und Brüssel abhing, und beide Städte wählten liberal. In die Niederlage der Ultramontanen war auch ihr Bannerträger Dechamps mit hineingezogen: er unterlag zu Charleroi gegen einen ganz unbekannten Gegner.

Ueber die außerordentliche Session, welche am 23. Aug. eröffnet wurde, sowie über die von 1865—66, welche mit einer bereits länger vorhergesehenen Katastrophe endete, ist wenig oder gar nichts zu sagen; sie waren beide voll kleinlicher, aber uninteressanter Parteikämpfe.

Am 10. Dec., nach fünfunddreißigjähriger Regierung, im 75. Lebensjahre, verschied Leopold I., ein seltener Mann und Mensch, der den größten Antheil hat an dem hohen Grade von Wohlhabenheit, den Belgien erreicht hat.

Als die Kunde seines Ablebens im Auslande bekannt wurde, machten sich ernstliche Befürchtungen um Belgien bemerkbar; im Lande selbst aber zeigte sich ein Selbstvertrauen, das an Größe dem Schmerz über den Verlust des geliebten Monarchen gleichkam. Keine Störung, kein Zögern sah man bei der Uebertragung der höchsten Staatsgewalt; ein Gefolge von Fürsten und Gesandten aller Höfe der civilisirten Welt geleitete den Gründer der belgischen Dynastie zur letzten Ruhestätte, und sein Nachfolger übernahm das Werk mit einer Autorität, welche alle habsüchtigen Gelüste zu Schanden machen mußte.

Bilder aus Kreta.

Von

Elpis Melena.

IV.

Beim ersten Dämmerlichte regte sich am folgenden Morgen schon alles in unserm kleinen Lager, und kaum war die Sonne aus ihrem Purpurbett emporgestiegen, als wir die fast bis zur Aermlichkeit bescheidene Wohnung Sr. Hochwürden belagerten. Der ehrwürdige Greis schlief noch, doch ließ er nicht lange auf sich warten. Einen treuherzigern, leutseligern Mann als den Bischof Meletius gibt es wol schwerlich. Die Kunde, daß ich die ganze Insel zu bereisen beabsichtigte, erfüllte ihn mit solchem Interesse, daß ich trotz Mustapha-Aga's sauerer Miene abpacken ließ, um den geistig regen Greis durch den Anblick des illustrirten Werkes und der ausführlichen Karte Kretas von Spratt und so mancher Photographien, die ich bei mir hatte, zu erfreuen.

Als die zunehmende Hitze uns zum Aufbruch mahnte, bat uns der Bischof, den befehlshabenden Bei doch zu begrüßen, was zur Folge hatte, daß dieser uns den Bimbaschi mit zwei berittenen Soldaten als Ehrengeleit mitgab. Unser kleines Gefolge sollte noch mehr Zuwachs bekommen; denn als wir durch das nächste Dorf ritten, holte uns auf prächtigem und kostbar geschirrtem Maulthier ein ebenso schöner und stattlicher als fein gekleideter Geistlicher ein, der aber, anstatt in demselben Tempo weiter zu reiten, ruhig mit uns Schritt hielt und nach einer Weile mir sagte, er sei der Diakonus des Bischofs Meletius und von ihm beauftragt, uns zu begleiten, solange wir seine Dienste annehmen wollten. Derartige kleine Vorfälle verleihen den Reisen auf Kreta eine angenehme Abwechselung, und wohl uns, daß die Gegenwart des wichtig thuenden Bimbaschi und des jovialen Diakonus unsere Aufmerksamkeit von der zu verfolgenden, neu angelegten Straße ablenkte, die mit großen, scharfkantigen Steinen so dick bedeckt war, daß der schroffste Bergpfad unsern Pferden weniger zu schaffen gemacht hätte.

Während der fast 3000 Fuß hohe Elias die Landschaft hinter uns schloß, wichen rechts und links alle Berge und Hügel, bis wir nach einem fünfstündigen Ritt eine Häusergruppe erreichten, von wo aus wir zum ersten mal die Bai von Mirabello mit ihren Inseln, Halbinseln, Buchten, Schluchten und Vorsprüngen in ungeschmälerter Pracht bewundern konnten. Der Diakonus war hierher vorausgeeilt in der Absicht, uns einen Imbiß zu verschaffen, doch außer einem Trunk Wasser und einem Teller voll Mandeln hatten die Bauersleute nichts zu bieten. Die letzten Olivenbäume verschwanden, und auf dem Wege, den wir dem Meeresstrande zu verfolgten, begleiteten uns nur einige Johannis-

brotbäume.*) Eine so unbedeutende Strecke trennte uns vom Felsenriff, auf welchem die Festung Spina longa sich erhebt, daß wir diesen in der Geschichte Kretas oft erwähnten strategischen Punkt nicht unberührt lassen wollten. Unser Besuch schien indessen den Bewohnern von Spina longa keineswegs erwünscht zu sein, denn dem wiederholten lauten Zurufe unserer Leute kein Gehör schenkend, bequemten sie sich ein durch träge Ruderschläge fortbewegtes Fahrzeug erst dann zu schicken, nachdem die Soldaten des Bimbaschi auf seinen Befehl mehrere Schüsse abgefeuert hatten.

Der durch eine große Halbinsel gebildete Hafen von Spina longa liegt unterhalb des Caps gleichen Namens, d. h. unterhalb des Wendepunktes zur Bai von Mirabello. Dieser Einschnittt ist der bedeutendste der Küste Kretas und dringt landeinwärts etwa 14 Miglien. Die Ruinen eines venetianischen Leuchtthurmes sind noch auf dem Vorsprunge zu sehen, und da bei den vorherrschenden Nord- und Nordwestwinden das Aegäische Meer sein wildes verwittertes Gellüst mit unablässiger Wuth umtost, so gewähren diese Trümmer dem Beschauer einen höchst malerischen Anblick.

Der Eingang zum Naturhafen von Spina longa ist daher für Segelschiffe oft unzugänglich und bietet auch als Ankergrund wenig Sicherheit, indem sowol im Sommer als auch im Winter heftige Windstöße sich hier plötzlich erheben. Unmittelbar an dem nördlichen Ende der Halbinsel ragt ein kleines, aber hohes Felsenriff keck aus dem Meere empor. Hier war es, wo der venetianische Herzog Hermolaus Theupulos die von seinem Vorgänger Markus Ciconia schon in Angriff genommene starke Festung zwischen 1576 und 1592 erbauen ließ, die den doppelten Zweck hatte, den Eingang des Ankergrundes zu vertheidigen und mit einer sichern Garnison zur Unterwerfung der christlichen Bewohner von Mirabello zu dienen. Die Festung von Spina longa theilte die wechselvollen Schicksale der Forts von Suda und von Grabusa. Sie blieb, trotz der wiederholten Angriffe, welche die Türken auf sie machten, fast ein halbes Jahrhundert, nachdem diese Kreta erobert hatten, in dem Besitze der Venetianer, die sie erst im Jahre 1715 verließen und somit zur Capitulation nöthigten. Das lange Ausharren dieser Forts mag nicht allein ihrer freien Lage als Insel, sondern auch dem Umstande zuzuschreiben sein, daß die jähe Felsenbildung, auf der sie ruhen, die Erbauung gewisser starker Festungswerke gestattet, die denen von Gibraltar nicht unähnlich und schwer zu erobern sind.

Etwa 90 Familien, die am westlichen Theile eine kleine Ortschaft bilden, bekennen sich ohne Ausnahme zum Glauben des Propheten, und brüsten sich nicht wenig damit, daß kein einziger Christ unter ihnen weile; außer den an der Festung dienstthuenden Soldaten sind fast alle Bewohner von Spina longa Seeleute; vermittels einiger schnellsegelnder Fahrzeuge und Ruderboote treiben sie mit den benachbarten Inseln einen bescheidenen Handel, der ihnen gestattet, sich nothdürftig mit Holz, Getreide und Früchten zu versorgen.

Die Niederlassung dieser kleinen Gemeinde, die in der unmittelbaren Nähe eines großen fruchtbaren Eilandes ihre Existenz dem Meere abringt und in Selbstverbannung auf einem kahlen Felsen lebt, wo während der Sommermonate sogar das Wasser in den Cisternen ausgeht, hat etwas ganz Eigenthümliches. Der Grund dieser hartnäckigen Absonderung mag nur in dem tief eingewurzelten Hasse liegen, den die Türken dieser

*) Dieser auf Kreta einheimische Baum, der mit dem schlechtesten, steinigen Boden fürliebnimmt, gedeiht im District Mirabello ganz vorzüglich; seine Frucht, auch Carobe genannt, ist in Misjahren die einzige Zuflucht des armen Volkes, welches sie meistens roh ißt. Außerdem wird sie zur Fütterung des Viehes und zur Mastung der Schweine angewendet. Kreta versendet viele Schiffsladungen davon nach Europa. Den Namen „Johannisbrot" haben seine Hülsen, die in den Apotheken bei uns Siliquae dulces heißen, weil sie, der Sage nach, Johannes dem Täufer in der Wüste zur Nahrung dienten.

Gegend durch früher ausgeübte Grausamkeiten bei den Christen erweckt haben; ein Haß, der durch die wiederholten und vermittels gewaltthätiger Maßregeln unterdrückten Aufstände gegenseitig nur allzu rege gehalten wird.

Aus dem kühlen Empfang, der uns hier zutheil wurde, war deutlich zu entnehmen, daß wir ohne den Bimbaschi keinen Einlaß im Oertchen gefunden hätten. Wir durften, dank seiner Gegenwart, über die Festungswerke gehen und uns eine von den Venetianern erbaute, jetzt aber in eine Moschee verwandelte Kirche von außen ansehen.

Unsere Gegenwart schien indessen den Bewohnern von Spina longa solches Aergerniß zu geben, daß wir nicht länger bei ihnen verweilen mochten. Mit größter Bereitwilligkeit bot uns der vorhin so misgelaunte Bootsmann seine Dienste zur Ueberfahrt an, und als er uns denn glücklich wieder ans Land abgesetzt hatte, gerieth er in so heitere Stimmung, daß er von Zahlung nichts wissen wollte. Wir stiegen zu Pferde und erreichten in etwa zwei Stunden den langen schmalen Isthmus, der die Halbinsel von Spina longa mit Kreta verbindet. Er muß vor alters viel höher und breiter gewesen sein, denn wir fanden nicht nur auf der Landenge selbst, sondern an den beiden Seiten derselben beträchtliche Ruinen aus der altgriechischen Zeit. Die, welche sich an den Ufern befinden, sind theils vom Meere überschwemmt, theils von Salzlachen bedeckt, deren Ertrag dem Aga von Spina longa als Gehalt zukommt.

Marmorfragmente, Rudera von hellenischen Cisternen, Fundamenten, Mauern und Wohnungen, sowie auch die Bruchstücke einer Wasserleitung, die bald unter, bald über der Erde von den Salzlachen aus, bis Kritza, einem im lakonischen Hochlande gelegenen Orte, noch jetzt zu verfolgen sind, lassen keinen Zweifel zu, daß dies der Sitz einer altgriechischen Stadt, wahrscheinlich des ehemaligen „Olontion“ gewesen ist.

Außer der höchst malerischen Scenerie, die man von hier aus über den vom Meere graziös eingezwängten und von zwei verfallenen Thürmen gleichwie bewachten Isthmus genießt, und dem Interesse, welches Olontion als unausgebeutete Fundgrube alterthümlicher Schätze bietet, ist dieser Punkt noch in einer Hinsicht erwähnenswerth.

Pindar berichtet nämlich, daß die Schleifsteine von Naxos und von Kreta bei den Alten in großem Ansehen standen und daß zur Römerzeit rücksichtlich derselben ein besonderes Gesetz vorgeschrieben war. Die Gruben, aus welchen die Kreter damals schon jene Steine gewannen, liegen auf dem Platze, wo die Ruinen der unweit sich befindenden alten Festung Oxah oder Axos noch jetzt sichtbar sind; sie wurden von hier nach Naxos ausgeführt und daselbst von Kretern zubereitet, was zur irrigen Behauptung, es gäbe auf Kreta an dieser Stelle eine Stadt Namens Naxos, Anlaß gab, und ebenfalls daran schuld sein mag, daß die naxischen Schleifsteine, obgleich verschieden von den kretischen, unter der allgemeinen Benennung der kretischen gehen.

Die Bewohner des benachbarten Dorfes Elunta treiben noch heutzutage Handel mit diesen Wetzsteinen; sie gewinnen dieselben aus dünn aufgeschichteten kalkartigen, thonigen Felsen, wo sie sich in Lagen von feingeäderter compacter Kieselerde bilden.

Der Weg, den wir das Meeresufer entlang verfolgten, bot uns eine Reihe herrlicher Naturbilder, deren Zauber durch die in purpurner Abendglut tief und tiefer sinkende Sonne immer zunahm, bis der rosige Hauch ihrer letzten Strahlen auf den Anhöhen, die einen am Gestade gelegenen Miniatursee umringten, ersterbend, unsern Blicken das schöne Kaleidoskop verschloß.

Wir wären aber nicht auf Kreta gewesen, wenn ein so genußreicher Tag uns nicht auch seine Kehrseite hätte erfahren lassen. Es bot sich nicht allein weder Haus noch Hütte zum nächtlichen Halt, sondern ein heftiger Streit über die einzuschlagende Richtung, um zu einer Herberge zu gelangen, entstand zwischen dem Diakonus, dem Bimbaschi und Mustapha-Aga. Dem Doctor und mir wäre durch das Aufschlagen der Zelte

geholfen worden, nicht so unserer zahlreichen Begleitung, am allerwenigsten unsern erschöpften Pferden, die Nahrung und Wasser aufs äußerste nöthig hatten.

Zwei lange Stunden mochten die braven Thiere bei dunkler Nacht und taumelnden Schrittes uns über ein holperiges Terrain getragen haben, als der im Streite siegreich gebliebene Diakonus uns die frohe Kunde gab, wir würden San-Nicolo bald erreichen und dort bei einem gewissen ihm befreundeten Sphakianaky Aufnahme finden, da das große Magazin, welches er baue, bereits unter Dach sei. Dies war auch buchstäblich alles, was man von der Wohnung des Hrn. Sphakianaky sagen konnte, denn es fehlten dem riesigen Raume, in welchen wir geführt wurden, nicht nur sämmtliche Thüren und Fenster, sondern an einem Theile des Bodens auch die Dielen.

Ein echteres refugium peccatorum sah ich in meinem ganzen Leben nicht. Hier lagerten arme Tagelöhner, die nach schwerer Arbeit ihr bescheidenes Nachtmahl, Oliven und fast ebenso dunkles Brot, mit Weib und Kind verzehrten; dort ruhte neben dem sonnengebräunten Fischer und homerischen Ziegenhirten der schweißtriefende Hamal; hier ereiferten sich kretische Landleute beim Dominospiel, dort unterhielten sich in gravitätischem Schweigen türkische Soldaten mit Karten; in einer Ecke gekauert machte ein riesiger Beduine Jagd auf unnennbares Wild, in einer andern stillte eine in Lumpen gehüllte Negerin ihre nackten, kohlschwarzen Zwillinge, und während alles dieses vor sich ging, wurde an einer kolossalen Hobelbank gearbeitet, dabei gesungen, geplaudert, gestritten, alles gethan, nur nicht gezecht, denn der damals erst entstehende Flecken San-Nicolo bot dem Reisenden weder flüssige noch trockene Labung.

Da mir leider der Pinsel eines Rembrandt fehlte, um diese nur hier und da karg beleuchteten charakteristischen Gruppen zu interessanten Bildern zu verwerthen, mußte ich mich damit begnügen, auf einem Plätzchen, welches der Doctor mir mit dem Zeltzeuge absperrte, Ruhe zu suchen; doch nicht einmal diese sollte den müden Gliedern zutheil werden. Das letzte Oellämpchen hatte ausgeflackert und der allgemeine Spectakel etwas nachgelassen, als einer jener, der Insel Kreta eigenthümlichen heftigen Windstöße sich plötzlich erhob und mit dämonischer Kraft durch die großen Thür- und Fensteröffnungen sausend, nicht allein die schwachen Zeltwände und alles was umherlag fortriß, sondern auch die hoch aufgeschichteten Holzspäne und das Sägemehl so gewaltig herumwirbelte, daß man, wie bei dem heranbrausenden Chamsin in der Wüste, mit geschlossenen Augen das Gesicht zu Boden neigen mußte.

Das ganze Gebäude erbebte, und man mußte glauben, das Dach werde von einer Minute zur andern aufgerissen werden; an Lichtmachen war natürlich nicht zu denken, und das babylonische Pandämonium, das bei der vollkommenen Finsterniß unter der geängstigten Schar entstand, wäre wahrlich der Dante'schen Unterwelt würdig gewesen. Die Wuth der Windsbraut legte sich erst, als es zu dämmern begann, doch kein Sonnenstrahl leuchtete vom tiefgesenkten, blaugrauen Himmel, und es wehte ein zum Ersticken heißer, mit Staub geschwängerter Giftwind; dabei erhöhte der gänzliche Mangel an Nahrungsmitteln nicht wenig die Unzufriedenheit unserer Leute, die, als wir aufbrechen wollten, uns entschieden erklärten, sie würden San-Nicolo nicht verlassen, bis das Brot nicht aus dem Dorfofen gebracht und ein kolossaler Fisch nicht abgekocht worden wäre. Ich benutzte diesen unvermeidlichen Verzug, um in Begleitung des Diakonus den Sitz einer ehemaligen hellenischen Stadt Namens Olus, die ohnedies nicht auf unserm Wege lag, aufzusuchen.

Wir verfolgten ein hinansteigendes Thal, an dessen Ende wir vermittels einer Schlucht durch die Berge drangen, welche die kleine Hochebene von Lakonien umschließen. Nachdem wir ein paar Miglien geritten waren und einen Olivenhain zurückgelassen hatten, befanden wir uns am Fuße einer mit zwei schroffen Gipfeln gekrönten Anhöhe, die mein Begleiter mir als den Sitz des alten Olus bezeichnete. Spuren desselben wurden indessen

erst sichtbar, als wir quer über ein pfadloses, abschüssiges Terrain reitend, die Oeffnung zwischen jenen Gipfeln erreichten, wo massive, cyklopische Ruinen an den Bergwänden zu unterscheiden waren, und auch ein breiter, vom benachbarten Thale Kritza kommender und von cyklopischen Fundamenten unterstützter Weg bekundet, daß er zu einer Stadt von Bedeutung oder zu einem gottgeweihten Orte führte.

Dies war auch der Fall, denn die Classiker berichten nicht nur, daß Olus wegen des Festes, welches man jährlich der Britomartis feierte, in hohem Rufe stand; sondern Strabo bestätigt auch, Dädalus habe jener Göttin eine Statue in ihrem Tempel hier errichtet; als angebliche Tochter des Zeus und der Karme tritt sie in der kretischen Mythologie zu bedeutsam hervor, als daß ich sie mit Stillschweigen übergehen dürfte.

Britomartis hatte ihre Geburtsstätte auf Kreta; ihren Namen verdolmetschten ältere und neuere Schriftsteller durch „süße Jungfrau", indem βριτό auf Kreta γλυκύ (süß), und μάρτις wie μαριά Jungfrau bedeutet.

Der Mythus dieser Naturgöttin ist also echt kretisch und gehört unstreitig zu den ältesten dieses Eilandes. Britomartis wurde nicht nur in Olus und in zwei andern nördlichen Uferstädten des mittlern Kreta verehrt, sondern hatte auch unter dem Beinamen Diktynna ihre Tempel im Westen der Insel. Als Mondgöttin ward Diktynna oder Britomartis mit der Aphäa von Aegina zusammengestellt; als Helferin und Schützerin der Jäger und Fischer dagegen mit der Artemis verwechselt; oft führte sie den Namen dieser Göttin, wurde mit ihr identificirt und erhielt als die „Wohlspähende und Treffende, die Erlegerin der Hirsche" Prädicate, welche die Artemis gewöhnlich bezeichneten. Aus Kallimachos ist der Mythus bekannt, wie Britomartis, eine gortynische Nymphe, der Artemis vor andern lieb, von Minos einst neun Monate durch Kretas Gebirge verfolgt, und fast vom Liebeentbrannten erhascht worden wäre, wenn die Spröde durch einen Sprung vom höchsten Felsen ins Meer ihm nicht zu entkommen gewußt hätte. Fischernetze fingen sie rettend auf, weshalb die Kydonen die Nymphe in der Folge Diktynna nannten, und den Berg, von dem sie sprang, wie einige Schriftsteller behaupten, den „Diktynnäischen Berg".

Aus den noch jetzt vorhandenen Ueberresten der alten Stadt Olus erkennt man, daß sie in einer ovalen, kraterförmigen Vertiefung amphitheatralisch auf Terrassen gelegen war, denn auf diesen theils natürlichen, theils künstlichen Terrassen sind überall Ruinen von cyklopischen Bauten des frühesten polygonischen Stils zu sehen. Die meisten dieser Wohnungen bestanden, wie die der heutigen ärmern kretischen Landleute, augenscheinlich aus einem einzigen Raume; einige waren mit Cisternen versehen; vor andern, deren Mauern eine Höhe von etwa 9 Fuß erreichten, erhoben sich unerschütterlich massiv steinerne Thürpfosten. Nur zwei Gebäude verriethen durch ihre dicht aneinandergefügten Steinblöcke den rein hellenischen Stil. Keine Spuren römischer oder mittelalterlicher Ruinen stören die Harmonie dieser echt cyklopischen Stadt, die, den rauhen Stempel ihres heroischen Zeitalters tragend, dem Reisenden ebenso sehr ihrer eigenthümlichen Lage, als auch ihrer vorzüglichen Erhaltung wegen vor allen andern zertümmerten Städten auf Kreta ein seltenes Interesse bietet.

Auf einer breiten, mehrere hundert Fuß langen, isolirt gelegenen Terrasse sind die Ruinen eines kleinen Gebäudes sichtbar, welche gewiß nicht mit Unrecht für die des Tempels der obenerwähnten Britomartis angenommen werden dürfen, indem nur dies eine Gebäude in Olus gänzlich aus großen viereckigen, genau aufeinander passenden Kalksteinen gebildet gewesen zu sein scheint, und seine Nähe an der vom Thale Kritza herführenden cyklopischen Straße dieser Annahme ohnehin Geltung verschafft. Außer diesen Trümmern des Tempels der hochverehrten olerischen Göttin fallen die eines runden Thurmes und einiger hervorragender cyklopischer Bauten dem Reisenden ins Auge, der

überhaupt schweren Herzens diese Stätte verläßt, wo, was er sieht, ihn auf die alterthümlichen Schätze schließen läßt, welche der Erde Schos seit Jahrtausenden hier verborgen halten mag.

Wir fanden bei unserer Rückkehr in San-Nicolo Mustapha-Aga zum Aufbruch bereit; doch dürfen wir diesen Flecken nicht verlassen, ohne seiner mit einigen Worten erwähnt zu haben. Die durch zwei Inseln gebildete Naturbai gleichen Namens, an welcher er liegt, dient heutzutage, wie schon zur Zeit der Venetianer, dem Orte Kritza als Hafen und der Provinz von Mirabello als Hauptstapelplatz, indem Spina longa eher als militärische Seestation betrachtet wird. Außer Marmorfragmenten, die man zwischen den venetianischen Trümmern hier findet, sind Rudera cyklopischer Mauern und Terrassen sichtbar, die keinen Zweifel zulassen, daß diese Bucht der Hafen der alten Stadt Olus war.

An ihrer östlichen Seite befindet sich ein kleiner See von Brackwasser. Nur ein schmaler, niedriger Landstreifen trennt denselben vom Meere und dennoch soll dieser See über 200 Fuß an Tiefe haben, eine Tiefe, die nach Spratt's Angabe nicht einmal in einer Entfernung von drei Miglien anzutreffen ist. Der Volkssage gemäß wird dieser kleine See für unergründlich gehalten: er soll mit der Unterwelt in Verbindung stehen und von bösen Geistern heimgesucht sein; auch berichtet eine andere Legende, Diana mit ihren Nymphen, sich im Spiele tummelnd, sei zuweilen an den Ufern dieses Sees zu sehen.

Obschon der Flecken San-Nicolo heute nur 14 Häuser zählt*), so geht er einer günstigen Zukunft rasch entgegen, weil der Generalgouverneur verschiedene große Bauten hier anlegen läßt, die diesem kleinen Flecken bald Bedeutung geben werden.

Da wir wegen der obwaltenden Schwierigkeiten, die elementarischen Lebensmittel zu erlangen, nicht länger die Gesellschaft des liebenswürdigen Diakonus noch die Zeit des diensteifrigen Bimbaschi und seiner Leute in Anspruch nehmen mochten, setzten wir unsere Reise mit Mustapha-Aga und Marko allein fort. Wir verfolgten eine kaum vollendete Militärstraße, die, von einigen Johannisbrotbäumen karg beschattet, sich eine Hügelreihe entlang schlängelte; nachdem diese Militärstraße aufgehört und wir das hochgelegene Dorf Kalo Khoria rechts zurückgelassen hatten, nahm die Gegend einen großartigen, ernsten Charakter an. Wir ritten Stunde nach Stunde bald auf-, bald abwärts, ohne ein lebendiges Geschöpf, ohne Haus, Hütte oder eine Spur von Civilisation zu gewahren, und in wilder Erhabenheit herrschte ringsumher eine von Menschenhand noch unberührte Natur. Je weiter wir vordrangen, desto gigantischer erhob sich vor uns die kühn geformte Bergkette, die mit ihrem fast 5000 Fuß hohen Efendi-Vouno (Berg des Herrn) ein natürliches Bollwerk zwischen der Halbinsel Sitia und dem größern westlich gelegenen Theile der Insel Kreta bildet.

Die Provinz Sitia, deren Flächenraum an und für sich ebenso beträchtlich ist als derjenige der Insel Rhodus, verdient als Heimat des kretischen Urvolkes, d. h. der Eteokreter, besondere Aufmerksamkeit. Ihrer Landesbeschaffenheit, die den Bewohnern den Verkehr mit den andern Provinzen erschwert und sie in Abgeschlossenheit erhält, mag es zuzuschreiben sein, daß dieses Völklein charakteristische Eigenthümlichkeiten längere Zeit treu bewahrte. Strabo erwähnt der Eteokreter als der frühesten Einwohner Kretas; ebenso Herodot; er sagt: sie waren karischen Stammes und wurden auf die Ostseite der Insel, auf Praesos und auf die höhern Theile des Gebirges, welches die ganze Länge der Insel durchzieht, beschränkt. Auch Homer unterscheidet sie von den übrigen Kretern und besingt sie als die „einheimischen Kreter voll Tapferkeit".

*) Dies wurde im August 1869 geschrieben, heute mögen es 140 sein.

Waren es die Worte des Sängers der Odyssee, die sich im Gedächtnisse der Pilgers durch das classische Kreta so beständig beleben, oder war es eine der Natur hier eigene Poesie, die uns die umliegende Gegend von ehrfurchteinflößender Weihe umflossen zeigte? Wie durch Zauberkraft mit den zu den Schatten hinabgestiegenen eteokretischen Helden des Alterthums verkehrend, verfolgten wir schweigsam unsern Weg, bis wir zu einer isolirten Quelle gelangten, wo beim plötzlichen Aufhören des schroffen Geklüfts ein gänzlicher Scenenwechsel uns rasch auf das Kreta des 19. Jahrhunderts wieder zurückführte.

Wir befanden uns auf jener interessanten Stelle, wo Kreta von Norden durch das Aegäische, von Süden durch das Libysche Meer eingezwängt, seine äußerste Schmalheit erreicht.*)

Von den Inseln Kumithia, Psyra, von Felsenriffen und Segelbooten belebt, entfaltete sich vor unsern Blicken links der tiefste Einschnitt der dunkelblauen Bai von Mirabello, rechts die olivenreiche Ebene, die sich bis Hierapetra erstreckt, während die Berge, die ein gewaltiges Bollwerk zwischen Sitia und dem übrigen Theile Kretas bilden, in kleiner Entfernung und bis zum Fuße sichtbar abwehrend vor uns emporstiegen.

Ueber einen mit Erica, Thymian und Salbei dichtbewachsenen Boden, wo jeder Tritt der Pferde uns erfrischende Arome entgegenschickte, ritten wir in gerader Richtung auf das an diesen Bergen angelegte Oertchen Kavusi, um in dessen Nachbarschaft zu übernachten. Kavusi ist jetzt ausschließlich von Mohammedanern bewohnt und seine ehemalige Kirche deshalb in eine Moschee verwandelt. Eine Tanne unterhalb des Oertchens, wo wir sowol von der gaffenden Menge als der leidigen Insektenwelt verschont blieben, bot uns eine willkommene Stätte zum Aufschlagen der Zelte. Mustapha-Aga, der, während dies geschah, nach Proviant und Wasser ausgegangen war, kehrte bald mit der Nachricht zurück, es sei weder Futter für die Pferde noch Brot oder Milch für uns zu haben; 13 Eier und 2 Okades, etwa 4 Pfd., Feigen wäre alles, was er in Kavusi hätte auftreiben können. Dieser Hiobspost fügte er nicht nur hinzu, man habe ihn versichert, wir würden auf der ganzen Strecke bis zum Toplukloster ebenfalls gar nichts finden, sondern auch die Kunde, zwei der Pferde hätten mehrere Hufeisen verloren. Wie überhaupt im Orient, hat man auf Kreta ganz andere Hufeisen als in Europa. Damit die Pferde und die Maulthiere sich auf den spitzigen Steinen den Fuß in der Mitte nicht verletzen, schlagen die Kreter eine nach dem Umfang des Hufes geschmiedete und mit den Rändern aufwärts gekehrte eiserne Platte auf den Huf, die, nur in der Mitte eingebogen, ihn gänzlich bedeckt. Wie die Lastthiere mit solchen Hufeisen, zumal wenn diese durch den Gebrauch glatt geworden sind, so sicher auf den felsigen Abhängen klimmen können, bleibt dem Europäer ein wahres Räthsel.

Wir hatten gehofft, das am östlichsten Ende Kretas gelegene Toplukloster, die ultima Thule der Insel und unser fernstes Reiseziel, in anderthalb Tagen von Kavusi aus zu erreichen, und nun, da wir so weit vorgedrungen und im Begriff waren, die selten besuchte, wenig beschriebene, palmenreiche Provinz Sitia zu betreten, fiel es uns sehr schwer, derselben unverrichteter Dinge den Rücken zuzukehren; doch was war zu thun, als sich mit muselmanischem Glauben in das unvermeidliche Kismet (Schicksal) zu ergeben, und in diesem Hinderniß eine Himmelsfügung zu erkennen, indem die Cur von hartgesottenen Eiern und rohen Gurken, der wir seit drei Wochen unterworfen gewesen waren, sogar auf unserer Leute Gesundheit nachtheilig zu wirken begann. Anstatt also, wie beabsichtigt, unsern Weg über die Sitiaischen Berge direct nach Osten fortzusetzen, mußten wir quer

*) Strabo gibt die Breite der Insel Kreta hier auf 60 Stadien an, was mit der Angabe der modernen Schriftsteller, die sie auf etwa anderthalb deutsche Meilen — 12—13 Kilometer — schätzen, übereinstimmt.

über den schmalsten Theil der Insel reiten, um das an ihrer südlichen Küste liegende Hierapetra (der nächste Ort, wo ein Hufschmied zu finden war) baldmöglichst zu erreichen.

Schleichenden Schrittes, wie es von Thieren, denen es an Hufeisen und Nahrung fehlt, nur zu erwarten ist, trugen uns unsere Pferde am folgenden Morgen in drei Stunden vom Aegäischen bis zum Libyschen Meere. Nachdem wir das Dorf Episkopi, wo die Hoffnung auf antike Münzen und Gemmen uns eine Weile aufhielt, zurückgelassen hatten, wurde der feine Kalkstaub immer tiefer, die Olivenbäume dagegen immer spärlicher, bis wir, jedes Schattens beraubt, in der öden, versengten Gegend die weiße Mauer gewahrten, die Hierapetra umschließt.

Mit keinem besondern Empfehlungsbriefe versehen, blieb uns nichts übrig, als die Gastlichkeit des Bischofs in Anspruch zu nehmen; doch wir kamen zu einer gar ungelegenen Stunde, denn es hieß, Se. Hochwürden mache eine Rundreise durch seine Diöcese und befände sich augenblicklich im Toplukloster; der Prior, sein Bevollmächtigter, staunte „quam qui Jovis ignibus ictus“, als er uns vor der bischöflichen Wohnung anhalten und ohne weiteres absteigen sah; er hieß uns, wenn auch mit gemäßigtem Diensteifer, ins Gastzimmer eintreten, entfernte sich aber sofort. Da nun niemand sich unserer annahm und wir bald des Wartens genug hatten, beschlossen wir einen Platz zum Aufschlagen der Zelte auskundschaften zu gehen, doch siehe da, wir entdeckten, daß der Prior uns unter Schloß und Riegel verwahrt hielt.

Zwei volle Stunden verstrichen, bis er wieder erschien; ein europäisch gekleideter junger Mann, der Schullehrer des Ortes, dessen Hülfe er suchen gegangen war, um den Brief des Erzbischofs aus Candia zu lesen, begleitete ihn. Mit Berathen, Hin- und Herlaufen und geheimnißvoller Wichtigthuerei vergingen abermals zwei lange Stunden, bis ein paar leere Räume in einem entlegenen Hause uns zum Obdach angewiesen wurden. Als es Mustapha-Aga gelang, ein kleines eisernes Geräth, wie die, welche die Schneider zum Wärmen ihrer Plätteisen gebrauchen, herbeizuschaffen, und der lange Marko gleichzeitig mit einem Kochgeschirr, Reis und etwas Fleisch erschien, meinten wir vollends in orientalischem Luxus zu schwelgen. Die lange entbehrte Suppe hatte aber noch nicht zu sieden angefangen, als ein Offizier, gefolgt von mehrern Soldaten, zu uns eintrat und uns sagte, der Kaimakan bedauere sehr, wegen bedenklichen Unwohlseins uns nicht persönlich besuchen zu können, wünsche aber, uns unverzüglich bei sich zu sehen.

Wir begaben uns also zum kranken Statthalter. Ein Labyrinth von öden, aus Gartenmauern gebildeten Gäßchen (indem die wenigen Fenster der Häuser hierzulande einwärts gekehrt sind) führte uns nach seiner fast bäuerlich einfachen Wohnung. Hier merkten wir sofort, daß einzig und allein der Wunsch, einen europäischen Arzt zu Rathe zu ziehen, diesen eiligen Ruf von seiten des Kaimakan veranlaßt habe; denn während mein Reisegefährte gleich zu ihm ins obere Stockwerk genöthigt wurde, hieß man mich in einem Raume des Erdgeschosses warten.

Es währte aber nicht lange, so öffnete sich eine Hinterthür, und die Frau des Statthalters, von einer alten Sklavin begleitet, huschte geheimnißvoll zu mir heran und umhalste mich ohne weiteres mit einer Innigkeit, wie sie bei uns nur unter Freundinnen üblich ist. Dieser Umarmung folgte eine nicht minder vertraute Herzensergießung; die junge Frau theilte mir unaufgefordert mit, man habe sie in ihrem zwölften Jahre, und zwar zu ihrem Unglück, an den Kaimakan verheirathet; ihr Mann sei so eifersüchtig, daß er ihr seit den 13 Jahren ihrer Ehe nicht einmal erlaubt habe, den Garten zu betreten, geschweige das Haus zu verlassen; außer der einen alten Sklavin gestatte er ihr keine Gesellschafterin, und da sie, vor Neugier brennend, mit einer Europäerin zu sprechen, mich verstohlenerweise aufgesucht, dürfe ich sie ja nicht verrathen.

Sollte man hieraus vielleicht schließen, daß die junge Türkin, die mir dieses Bekenntniß machte, an Schönheit und Reizen mit der Zuleika des Mirza-Schaffy zu vergleichen gewesen wäre, so muß ich leider diesen Glauben zerstören. Um ihre keineswegs üppige Gestalt schlotterte ein dunkelkattunenes Gewand von turko-europäischem Zuschnitt; ein turbanartig gefaltetes Tuch von demselben Stoffe, welches mit einigen künstlichen Blumen verziert, um ihren Kopf lag, bot einen sehr geschmacklosen Ersatz für ihren gänzlich verhüllten Haarschmuck, und was das Gesicht der jungen Frau betraf, so benahm ein stereotypes, albernes Lachen, wobei das Zahnfleisch und zwei Reihen großer Zähne allzu sichtbar wurden, demselben alle Anmuth.

Etwas drückte indessen diese arme Dulderin noch weit mehr als die eheliche Eifersucht; es war ihre Kinderlosigkeit, und von ihrer alten Sklavin angespornt, drang sie dermaßen in mich, ihr zu einem Mittel zu verhelfen, welches sie von diesem Schimpfe befreien würde, daß ich mich freute, als auf der Treppe vernehmbare Schritte sie plötzlich aufschreckten, sodaß sie, geheimnißvoll wie sie gekommen war, doch in der Hoffnung, zu sehen und gesehen zu werden, nicht ohne manchen Rückblick zu thun, davonhuschte. Der Herannahende war kein anderer als der Doctor, der mich holen kam, damit ich ihm bei der ärztlichen Consultation als Dolmetscher diene.

Der Anblick des Kaimakan, der unter der zweifachen Wucht der Jahre und des Siechthums in griesgrämiger Stimmung auf seiner Matratze zu Boden kauerte, erhöhte das Mitleid, welches seine junge Gattin mir eingeflößt hatte. Mich ergriff jene unbeschreibliche Wehmuth, die wol jeder aufgeklärte Europäer empfindet, so oft er mit türkischen Familien verkehrt; die Ueberzeugung bekräftigt sich in ihm, daß die unter den Anhängern des Propheten herrschenden, in ihren nachtheiligen Einflüssen so tief eingreifenden Uebelstände — Uebelstände, die das türkische Reich untergraben und nie zum Aufblühen kommen lassen — erst dann aufhören können, wenn Christi Lehre, die das Weib nicht als seelenlose Odaliske, sondern als ebenbürtige Lebensgefährtin dem Manne zur Seite stellt, den Koran ersetzt haben wird.

Hierapetra gehört unstreitig einem hohen Alter an; diese Stadt war früher Sitz des Zeuscultus und Korybas — ein Genoß der Kureten — soll sie dem Mythus zufolge gegründet haben. Sie hieß zuerst Kyrba, darauf Pytna (Ρύτνα), dann Kamiros, endlich Hierapytna — ein Name, der sich in dem heutigen Hierapetra erhalten hat.

Die alte Stadt Hierapytna glich insofern Alexandrien in Aegypten, als eine etwa 20 Fuß dicke Mauer sie mit einer ihr gegenüberliegenden kleinen Insel verband, die ihr nicht nur geräumige Häfen verschaffte, sondern ebenfalls als vortreffliches Bollwerk diente. Hierapytna blieb den innern Zwistigkeiten der Insel fremd, seine Streitkräfte nur zur Unterjochung der östlich gelegenen Städte und zur Eroberung der benachbarten Ländereien verwendend; nachdem es bei hartnäckigem Kampfe das mächtige Präsos zerstört hatte, war auch sein letzter Rival besiegt. Zur Römerzeit und zwar kurz ehe Metellus die Insel Kreta bezwang, prangte Hierapytna in höchster Blüte. Onorio Belli, von dem einige interessante Manuscripte, Kretas Alterthümer betreffend, in den Bibliotheken zu Venedig gefunden worden sind, theilt uns Folgendes mit:

„Hierapytna hatte drei Häfen, von denen einer ausschließlich zu nautischen Lustgefechten diente, ein Amphitheater, zwei Theater, mehrere Tempel, Thermen und Wasserleitungen, doch wurde die Stadt im Jahre 1508 von einem furchtbaren Erdbeben heimgesucht und ist seitdem zu einem Castell mit einem Dorfe herabgesunken."

Onorio Belli, der Hierapytna im Jahre 1590 besuchte, sagt ferner: „Die Theater von Hierapytna sind wegen der Eigenthümlichkeit ihrer Anlage höchst merkwürdig. Das kleine, von dem viele Sitze noch sichtbar sind, war mit einer doppelten Reihe Säulen vom weißesten Marmor und ionischen Stils verziert; Simswerk und Capitäler waren

von vorzüglichster Arbeit, weshalb viele derselben von dem Provveditore nach Venedig geschickt wurden. Die Statuen der Bühne waren von Stucco, doch die des Porticus hinter der Bühne von Granit, dem der beiden Säulen auf dem Markusplatze ähnlich. Solche Säulen, von denen es hier und in Gortyna so viele Bruchstücke gibt, müssen von Aegypten gebracht worden sein, weil derartiger Granit nirgends auf Kreta vorhanden ist. Die Bühne des größern Theaters war theils aus weißem Marmor, theils aus einem rothen Stein, der dem des Amphitheaters zu Verona gleicht, gebaut und mit Säulen, Karniesen und andern Verzierungen ionischen Stils reich ausgeschmückt; jetzt sind alle diese Herrlichkeiten in einen Haufen von Ruinen verwandelt!"

Aus dieser Bemerkung, die Onorio Belli vor 280 Jahren machte, kann man sich vorstellen, was Hierapetra jetzt an Alterthümern besitzt. Das Amphitheater, von welchem der obenerwähnte Schriftsteller sagt, es sei zwischen zwei Felsen erbaut, ist indessen noch sichtbar, doch nur insofern interessant, als Amphitheater überhaupt in den Ländern, wo griechischer Kunstsinn herrschte, selten aufzuweisen sind, und man aus diesem Amphitheater schließen muß, daß Hierapetra in sehr regem Handelsverkehr mit Italien stand, da die Erbauung desselben einzig und allein dem Zudrange vieler abendländischer Kaufleute, römischer Ritter und Freigelassener, welche das Brüllen wilder Thiere und die blutigen Schauspiele des Circus nicht entbehren wollten, zuzuschreiben ist.

Das heutige Hierapetra, wenngleich Kretas vierte Stadt und die Hauptstadt des östlichen Districts der Insel, ist eigentlich nur ein großes Dorf zu nennen. Seine Bewohner, von denen kaum die Hälfte sich zum christlichen Glauben bekennt, verdanken ihren Lebensunterhalt ausschließlich den umliegenden Olivenhainen, die indessen bei ergiebigen Ernten so viel Oel liefern, daß in einem Jahre 2000 Tonnen davon ins Ausland verschickt werden. Hierapetra zählt etwa 400 Häuser, die sich meist nach dem antiken, jetzt gänzlich verschütteten Hafen hinziehen; hinter diesen modernen Bauten und nach Norden von einem Berge überragt, dessen 3000 Fuß hoher Gipfel eine dem heiligen Kreuze gewidmete Kapelle krönt, sieht man, auf sanft hinansteigendem Terrain, die vorhin erwähnten Rudera der alten Hierapytna.

Meine obige Bemerkung, dieselben böten dem Reisenden kein erhebliches Interesse, bezieht sich nur auf die über der Erde sichtbaren Ruinen, da, so oft der Boden hier aufgewühlt wird, werthvolle Alterthümer zum Vorschein kommen..

Als Kapitän Spratt während seines Aufenthalts auf Kreta erfuhr, daß bei gewissen Ausgrabungen, die ein wohlhabender Grieche in Hierapetra unternahm, zwei schön erhaltene Sarkophage zwischen dem Theater und dem Amphitheater gefunden worden waren, zögerte er nicht, den Director des Britischen Museums zu London davon zu benachrichtigen, und von diesem beauftragt, sie sofort anzukaufen, wurden sie Ende December des Jahres 1860 und Anfang Januar 1861 an Bord des Regierungsschiff Medina geschafft und nach England geschickt.

Diese Prachtsärge waren von weißem, parischem Marmor, der größte zumal auffallend fein gemeißelt und an allen vier Seiten mit Hautreliefs, welche die Hauptmomente im Leben des Achilles darstellen, geschmückt.

Die Abbildungen, die Kapitän Spratt von zwei dieser Hautreliefs in seinem Werke über Kreta veröffentlicht, überzeugen auch das ungeübteste Auge, daß sie weder in der Composition noch in der Ausführung den vollendetsten Bildhauereien der Akropolis zu Athen nachstehen, und geben uns einen Begriff von der Höhe, die der Kunstsinn auf Kreta im Alterthume erreicht hatte.

Auch uns sollte der Anblick jüngstausgegrabener Kunstwerke zutheil werden; denn nachdem wir die kargen Ruinen des alten Hierapytna besichtigt hatten, wurden wir in eine Art von Verschlag geführt, wo vier Statuen verwahrlost zu Boden lagen.

Während der uns begleitende Schullehrer sich bemühte, mit kretischer Naivetät von der am besten erhaltenen dieser Bildsäulen zu erzählen, sie gelte bei einigen für die Statue eines altgriechischen Helden, bei andern für die des Erzengels Michael, bei andern wieder für die des Charon, war in derselben eine römische Kaiserstatue nicht zu verkennen. Das lorberbekränzte Haupt dieser etwa 12 Fuß hohen männlichen Figur war vom Rumpfe abgetrennt und hatte am Gesicht, zumal an der Nase sehr gelitten. Der rechte Arm fehlte gänzlich. Der prachtvoll gearbeitete Küraß war dagegen unversehrt geblieben. Die Göttin Victrix, im Begriff einen Helden zu krönen, ferner die Wölfin mit Romulus und Remus waren in der Mitte dargestellt, während Menschenköpfe und Adler ihn ringsherum zierten. Die Füße der Statue selbst stützten sich gegen den Rücken einer gebückten Frauengestalt. Der zweiten Bildsäule fehlte der Kopf, der rechte Arm und die linke Hand; ein reicher Faltenwurf vorzüglicher Arbeit umhüllte sie so dicht, daß sie für eine Pudicitia hätte gelten können, wenn eine gewisse männliche Kraft sich nicht in dem Körperbau ausgeprägt und die Inschrift auf dem Piedestal nicht einen Mann bezeichnet hätte. Von den zwei andern Statuen waren nur noch die Rümpfe vorhanden, die aber deutlich verriethen, daß sie mit classischer Eleganz drapirten weiblichen Figuren angehört hatten.

Diese vier Statuen waren beim Legen der Fundamente zu einer Moschee auf der Stätte des alten Hierapytna gefunden worden, und zwar auf einem Grundstücke, welches einem Türken gehörte, dessen bald darauf erfolgter Tod dasselbe sammt Statuen seinen Kindern zufallen machte. Da diese indessen noch unmündig waren, theilte die Regierung den Ertrag des ganzen Erbgutes zwischen den Waisen und der zu errichtenden Moschee.

Das baum- und schattenlose Hierapetra bietet dem Reisenden weder einen angenehmen Aufenthalt noch eine malerische Scenerie, indem es nur vom Meere aus gesehen sich zu einem hübschen Bilde gestaltet. Sogar der erfreuliche Anblick eines kleinen Dorfes, das auf den letzten Abdachungen der nördlich gelegenen Berge liegt und dessen blendendweiße Häuserchen verlockend aus dem Grün hochwüchsiger Oleander- und Agnusvitexstauden hervorschimmern, wird einem durch die Kenntniß verleidet, daß es unglücklichen, vom Aussatz ergriffenen Menschen als Verbannungsort dient. Diese furchtbare Krankheit scheint ein so unverbrüchliches Bürgerrecht auf Kreta erhalten zu haben, daß zur Ausrottung derselben von seiten der Regierung so gut wie nichts geschieht; nur hat mehr oder weniger jede Eparchie ihren den Aussätzigen bestimmten Aufenthaltsort, den sie nicht verlassen dürfen, und wie in der Nähe der Städte Canea, Candia nnd Rettimo sehen wir auch bei Hierapetra ein Dorf, welches ausschließlich von den unglücklichen Parias der Districte von Hierapetra und Sitia bewohnt ist.

Doch verweilen wir nicht bei diesem traurigen Gegenstande, sondern richten wir jetzt unsere Aufmerksamkeit auf jene kleine Flotte graziöser, rothbesegelter Kaïks, die scheinbar müßig vor Anker liegen, aber deren interessante Thätigkeit wir von unserm Boote aus zu beobachten früher Gelegenheit hatten. Diese Küste der Insel Kreta, berühmt wegen ihres Reichthums an vorzüglichen Schwämmen, wird nämlich während der Sommermonate von etwa hundert Booten besucht, die dieses Meergewächs hier einsammeln. Die sechs bis neun Taucher, welche diese Kaïks bemannen, sind keine Kreter, sondern Bewohner der südöstlichen Inseln des Archipels, hauptsächlich der Inseln Xymi, Khalki und Kalymno, wo der felsige Boden weder Producte liefert noch Handel gestattet.

Der Badeschwamm war schon den Alten bekannt; sie bedienten sich dessen auch, damit er in dem Helme und den Stiefeln die Feuchtigkeit des Kopfes und der Füße einsauge. Zu Aristoteles' Zeiten wurde Handel damit getrieben; jener athenische Philosoph berichtet, daß die feinsten Schwämme, wegen der dort herrschenden gleichmäßigen Temperatur, aus den größten Tiefen des Meeres kämen. Wie wenig gedenken wir aber

beim täglichen Gebrauch dieses unansehnlichen Gegenstandes, welcher mühevollen Arbeit der arme Taucher sich unterwerfen und wie vielen Gefahren er sich aussetzen muß, um denselben dem Meeresboden zu entreißen!

Die zur Schwammfischerei bestimmten Kaïks sind halbverdeckt, stark und elegant gebaut und von zwei bis zehn Tonnen Last. Jeder darauf befindliche Matrose ist auch Taucher. Derjenige, an welchen die Reihe kommt, begibt sich an das Vorder- oder Hintertheil des Fahrzeuges, wo er nach rascher Entkleidung die übliche Vorbereitung macht, d. h. er reinigt durch wiederholtes Expectoriren den Luftdurchgang seiner Lungen und füllt sie dann vermittels langer Athemzüge mit frischer Luft. Diese Operation dauert je nach der Tiefe des vorzunehmenden Sprunges fünf bis zehn Minuten; während derselben wagt keiner der andern Matrosen ihren, wie mit einer Bezauberung beschäftigten Gefährten anzureden, noch sonstwie zu stören; zwei von ihnen verlieren ihn aber nicht aus den Augen, denn sobald der Taucher sich genügend gestärkt fühlt, greift er nach einer mit einem langen Seil versehenen Marmorplatte, die wenigstens zwanzig Pfund wiegt, verrichtet eine kurze Andacht, bekreuzigt sich, und die Marmorplatte mit weitausgestreckten Armen vor sich hinhaltend, stürzt er sich beherzt in die Fluten. In demselben Augenblick, wo dies geschieht, springen die zwei beobachtenden Matrosen auf das Seil zu, an welchem die Marmorplatte befestigt ist, um es, je nach dem Bedürfnisse des Tauchers, mehr oder weniger anzuziehen.

Die Marmorplatte hat den doppelten Zweck, dem Taucher als Steuerruder und auch als Gewicht zu dienen; denn kaum erreicht er den Meeresgrund, so nimmt er sie unter den Arm und kriecht dann auf und zwischen den Felsen umher, um eiligst viele Schwämme davon abzulösen und sie in dem Netze, welches er zu diesem Zwecke um den Hals trägt, zu verwahren. Länger als zwei Minuten hält ein Taucher es in der Meerestiefe selten aus; ein Gefühl, das dem des Einschlafens ähnlich ist und welches stets dem Ertrinken vorangehen soll, überkommt ihn und mahnt ihn das Zeichen zum Heraufziehen schleunig zu geben. Seine Gefährten, die nur darauf lauern, heben den Taucher dann mit kräftigen Zügen an die Meeresoberfläche, wo er fast in Bewußtlosigkeit eine Weile ruht, bis er zur völligen Erholung in das Boot steigt.

Im Frühsommer, wenn die Schwammfischerei beginnt, können die Taucher höchstens 80 Fuß tief tauchen, weil die durch den Wasserdruck verursachten Congestionen so stark sind, daß das Blut ihnen jedesmal aus Nase, Augen und Ohren reichlich hervorquillt; sind diese Leute aber wieder in der Uebung, dann scheuen sie sich nicht auch bis 200 Fuß hinabzutauchen. Ein und derselbe Matrose kann dieses mühevolle Experiment 15—20 mal am Tage wiederholen; es genügt, daß er während der Zeit streng faste, d. h. daß er bis Sonnenuntergang nichts als ein paar Täßchen schwarzen Kaffees und ab und zu eine Pfeife genieße und nur abends Nahrung zu sich nehme.

Die Taucher sind nicht allein der Gefahr des Ertrinkens, sondern auch derjenigen, von einem Haifisch*) verschlungen zu werden, ausgesetzt, indem die in diesen Gewässern häufig vorkommenden Seetiger sich hier sowol durch Größe als auch durch Raubgier auszeichnen. Außerdem werden die Taucher von gewissen orangenfarbigen, bei dem Anblick wunderschönen Seeanemonen sehr geplagt, denn ihr an und für sich schmerzloser Stich zieht eine so bedeutende Anschwellung nach sich, daß, wer von ihnen verletzt wird, während mehrerer Tage nicht arbeiten kann.

Es ist merkwürdig, daß, obgleich seit etwa zwanzig Jahren zweckmäßige Taucherapparate an gewissen Küsten hier gebräuchlich sind, mehrere tausend Menschen noch fortfahren, ihre Existenz auf die obenbeschriebene mühevolle Weise zu fristen; der Grund mag darin liegen,

*) Eine Gattung Haifische soll im Mittelmeere eine Länge von 24 Fuß erreichen.

daß dieses Gewerbe sich seit undenklichen Zeiten von Geschlecht zu Geschlecht vererbt hat. In den Sommermonaten, während die Taucher ihrem Berufe folgen, machen ihre Frauen die Kinder mit dem Element so vertraut, daß sie spielend erlernen in bedeutende Tiefen zu tauchen, und in der Folge nichts anderes thun wollen. Der Taucher nach vollbrachter Sommerarbeit überläßt sich den übrigen Theil des Jahres einem dolce far niente, welches ihn oft zum Trunke verleitet, und vielleicht auch die Ursache ist, weshalb diese Menschen sehr herabgekommen sind.

Wer sich eines neuen Schwammes bedient, wähnt natürlich, es rühre der darin befindliche Sand vom Meere her, dem er entrissen wurde; doch ist dem nicht so, sondern jener Sand, den wir sorgfältig ausspülen, ist vom Verkäufer zur Gewichterhöhung des Schwammes listigerweise hineingeschmuggelt worden. Ein Bekannter, der sich gerade auf der Insel Symi befand, als mit Schwämmen beladene Boote ankamen, erzählte mir folgende Procedur dieses systematischen Betruges.

Man thut Sand von besonderer Feinheit in Wasser, dem eine oder die andere kleberige Substanz schon beigemischt ist; in dieser Lauge werden die Schwämme tüchtig durchgeknetet und dann zum Trocknen an die Sonne gelegt. Hierauf verpackt man sie in Säcken von Ziegenhaar, die sehr locker gewebt sind, damit der Ueberfluß an Sand, der dem europäischen Kaufmann Verdacht erwecken könnte, während des Transports heraussickere, was indessen nicht verhindert, daß die Schwämme mit einem Uebergewicht von etwa 200 Proc. ihren Bestimmungsort erreichen.

Ich erwähne noch eines in Hierapetra von dem Hrn. Elevderiadis empfangenen Geschenkes; dasselbe bestand aus einer in unversehrtem Zustande versteinerten Austermuschel, auf deren einer Schale ein großer, feiner runder Schwamm gewachsen war. Diese Ostracite bildete mit ihrem Zuwuchs ein so interessantes Cabinetsstück, daß ich, mit der Erlaubniß des Gebers, sie später der Naturaliensammlung der Stadt Genf übermachte.

Einer der angesehensten Familien von Hierapetra angehörend, steht Elevderiadis dem dortigen Schulunterricht mit Sachkenntniß und Verdienst vor. Unser Wirth, der unbelesene Prior, hatte ihn bei unserer Ankunft gebeten, das erzbischöfliche Empfehlungsschreiben, das wir brachten, zu lesen, und der Inhalt jenes Briefes schien ihn zu veranlassen sich unserer aufs liebenswürdigste anzunehmen. Er begnügte sich nicht damit, uns als gefälliger Cicerone zu dienen, sondern überhäufte uns noch mit Geschenken. Außer der obenerwähnten Ostracite empfing ich von ihm eine skeletirte Eidechse von solcher Größe, daß einige Hierapetraner das Skelet für das eines neuausgebrüteten Krokodils erklärten, auch mehrere antike thönerne Schalen und Gefäße und verschiedene hübsche Gemmen.

Sieber, der die Insel Kreta im Jahre 1817 bereiste, erwähnt, man erzähle sich in Hierapetra, Bonaparte sei bei seiner Rückkehr aus Aegypten mit einem einzigen Schiffe hier gelandet, habe aber nicht erkannt sein wollen, und erst als er an Bord ging, sei diese seltene Begebenheit ruchbar geworden.

Nach der Aussage des verstorbenen Viceadmirals Besson, der im Jahre 1799 beauftragt wurde, Bonaparte von Aegypten nach Europa zu bringen, wäre dies eine Erdichtung, indem ein glaubwürdiger Bekannter mich versichert, aus dem Munde jenes Viceadmirals vernommen zu haben, daß wegen der englischen „Croisières“ (kreuzenden Schiffe), die Bonaparte's Bewegungen streng beobachteten, er den großen Feldherrn direct von Aegypten nach Toulon geführt habe, ohne irgendwo Anker zu werfen.

Ich habe andererseits in Alix' „Précis de l'histoire de l'empire ottoman“ (1822) gewisse Andeutungen gefunden, die vereint mit hier vorgefallenen unleugbaren Ereignissen einen Besuch Bonaparte's auf Kreta mehr als wahrscheinlich erscheinen lassen, ihn aber nicht in das Jahr 1799, sondern in das vorhergehende Jahr, d. h. zur Zeit, als er Generalissimus der französischen Streitkräfte in Anatolien war, versetzen. Aus welcher Veran-

lassung habe ich nicht erfahren können, aber gewiß ist es, daß gegen Ende des verflossenen Jahrhunderts ein Kapitän mit seinem Schiffe unverhofft vor Hierapetra Anker warf und allein dort landete. Da jeder Kapitän auf Kreta für einen hohen Herrn gilt, wurde der Fremde bei einer Matrone einquartiert, die nicht nur wegen ihrer ausnehmenden Schönheit und Eleganz, sondern auch wegen ihrer Liebenswürdigkeit und vornehmen Gastlichkeit berühmt war.

Nach 24 Stunden entfernte sich der geheimnißvolle Fremde, ohne jemand mitgetheilt zu haben, wer er sei, woher er käme, noch wohin er gehe. Doch der Diener der Matrone, der ihn an Bord begleitete, kehrte mit dem Bescheid nach Hause, der hohe Gast habe unter dem Kopfkissen seines Bettes ein Papier zurückgelassen, welches der Hausherr dem französischen Consul in Candia selbst überbringen müsse. Da niemand in Hierapetra die französischen Schriftzüge des hinterlassenen Blattes entziffern konnte, zögerte der Gemahl der schönen Matrone nicht, dasselbe dem damaligen französischen Consul zu Candia, dem Hrn. Lukaki, einzuhändigen. Wie staunte aber der schlichte Hierapetraner, als Hr. Lukaki ihm sagte: „Wissen Sie, daß Sie den berühmten Feldherrn Bonaparte bei sich als Gast gehabt haben, und daß ich durch dieses Blatt beauftragt bin, Ihnen 25000 Frs. auszuzahlen; sehen Sie nur seine Unterschrift!"

Die Geschichte lehrt uns, daß solche Züge der Freigebigkeit bei strengem Incognito den genialen Corsen — auch später, als die Kaiserkrone seine Stirn schmückte — zu charakterisiren pflegten: und wenn, wie es bekannt ist, er einem Kaffeewirth, bei dem er als fremder, schlichter Bürger Erfrischungen genoß und Credit fand, am folgenden Tage 10000 Frs. zuschicken konnte, so ist es keineswegs befremdend, daß der abenteuernde Generalissimus eine vierundzwanzigstündige Gastlichkeit bei einer schönen, liebenswürdigen Matrone mit 25000 Frs. belohnte.

Diese bevorzugte Frau starb aber kinderlos, und das interessante Document fiel einem ihrer Verwandten, Namens Phaphoutaky, zu. Der blutige Aufstand, der im Jahre 1866 auf dieser Insel ausbrach und eine förmliche Völkerwanderung unter den Kretern veranlaßte, führte auch diesen Hierapetraner nach der Canea.

Ich lernte ihn kennen, und nachdem ich aus seinem Munde vernommen, er habe jenes Document geerbt, that ich mein Möglichstes, ihn zu bereden, es mir zu zeigen und mir zu erlauben, eine Abschrift davon zu nehmen. Doch er verweilte nicht gern bei diesem Gegenstande, und um sich ein für allemal vor meinem wiederholten Gesuche sicherzustellen, sagte er mir endlich: „Das Papier hab' ich nicht, mein Sohn hat es." Auffallend und erwähnenswerth ist es indessen, daß dieser Hr. Phaphoutáky, der überdies einen Theil der Insel bewohnt, dem jede Verbindung mit Europa fehlt und der folglich in Civilisation weit hinter den Städten Candia, Canea und Rettimo steht, etwas gethan hat, was keinem Kreter der civilisirtern Ortschaften jemals zu thun eingefallen ist; er hat nämlich seinen Sohn auf sechs Jahre nach Frankreich geschickt, damit er theils in Paris, theils bei Lyon Agronomie studire und sich als wissenschaftlicher Landwirth ausbilde. Und wenn der Viceadmiral Besson meinen Bekannten mit Recht hat versichern können, Napoleon sei auf seiner Reise von Aegypten nach Toulon nicht auf Kreta gelandet, so erscheinen andererseits die hier angeführten Thatsachen als genügend, um den flüchtigen Besuch des großen Feldherrn auf Kreta im Jahre 1798 nicht in Abrede stellen zu dürfen.

Chronik der Gegenwart.

Politische Revue.

26. November 1874.

Die Thronrede des Deutschen Kaisers bei Eröffnung des Deutschen Reichstages am 29. Oct. ist im Auslande nicht unbeachtet geblieben; es ist besonders der letzte Absatz, welcher auch vom Reichstage selbst mit lebhaftem Beifall aufgenommen wurde, der französischen Presse ein Stein des Anstoßes geworden: „Unsere Beziehungen zu allen fremden Regierungen sind friedlich und wohlwollend, und in der bewährten Freundschaft, welche mich mit den Herrschern mächtiger Reiche verbindet, liegt eine Bürgschaft der Dauer des Friedens, für welche ich Ihr volles Vertrauen in Anspruch nehmen darf. Mir liegt jede Versuchung fern, die geeinte Macht des Reiches anders als zu dessen Vertheidigung zu verwenden; vielmehr ist es gerade diese Macht, welche meine Regierung in den Stand setzt, ungerechten Verdächtigungen ihrer Politik gegenüber zu schweigen und gegen das Uebelwollen oder die Parteileidenschaft, denen sie entsprangen, erst dann Stellung zu nehmen, wenn dieselben zu Thaten übergehen sollten. Dann weiß ich, daß für die Rechte und die Ehre des Reiches jederzeit die gesammte Nation und ihre Fürsten mit mir einzutreten bereit sind." Die französischen Blätter konnten Mismuth und Groll über diese Sätze der Thronrede nicht unterdrücken; selbst die „Presse", die mit dem auswärtigen Ministerium liirt ist, erging sich in Aeußerungen und Vergleichen, welche den diplomatischen Stil gänzlich verleugnen. Unwillig gibt dies Blatt zu, daß Preußen im Augenblick der Schiedsrichter über den Frieden und Krieg in Europa ist, Krieg und Frieden in den Falten seines Mantels trägt. Nicht allein die Besiegten von Sadowa und Sedan, sondern auch die indirect Besiegten, wie England, Belgien und Holland, müßten sich mit einer Lage der Dinge zufrieden geben, welcher sich die erstern infolge ihrer Schwäche unterwerfen mußten und welche die zweiten durch ihre Nachlässigkeit sich gestalten ließen. Kaiser Wilhelm sei so weit gegangen, begreiflich zu machen, daß, weil er stark ist, er den Frieden wünschen könne. Dieser Gedanke werde denen schön, diese Gesinnung denen edelmüthig erscheinen, welche nicht mit zu großem Verdrusse die Geschichte der letzten Jahre befragten. Viel weiter als diese officiöse Stimme geht natürlich der Chorus der andern Blätter, welche das stolze Machtbewußtsein des Deutschen Kaisers, das sie mit stillem Ingrimm anerkennen müssen, mit Glossen jeder Art zu commentiren suchen.

Ueber die Verhandlungen des Reichstages selbst, unter denen besonders diejenigen über das Bankgesetz sich durch hervorragende oratorische Leistungen auszeichneten, über einzelne Zwischenfälle, wie die Präsidentschaftskrisis, welche glücklicherweise von kurzer Dauer war, indem Forckenbeck sich bald bestimmen ließ, die Stellung, die er niedergelegt hatte, von neuem anzunehmen, wird die zusammenfassende Darstellung der Reichstagsverhandlungen, die wir später bringen werden, eingehend berichten; wir wollen hier nur der Verhandlungen über das von uns bereits besprochene Landsturmgesetz gedenken, welche am 5. Nov. in dem Reichstage stattfanden. Das Gesetz wurde einer Commission von 14 Mitgliedern zu näherer Prüfung unterbreitet, und es ist zu hoffen, daß es mit sehr wesentlichen Modificationen wieder vor die Versammlung gebracht werden wird. Die ganze Tragweite

dieses Gesetzes, welches eine zehnjährige Verlängerung der Dienstpflicht enthält und das zweite Aufgebot der Landwehr wiederherstellt, welches viele Tausende, die ihrer Militärpflicht mit vollem Recht genügt zu haben glaubten, wieder unter militärische Controle stellt, ja zu neuem Kriegsdienste eventuell selbst in der Landwehr heranzieht, wurde in diesen ersten parlamentarischen Verhandlungen nur von dem Redner der Centrumspartei, Graf Ballestrem, anerkannt, einige Punkte auch von dem Vertreter der Fortschrittspartei, Franz Duncker, hervorgehoben. Daß diese Opposition vom Centrum ausging, nimmt ihr nicht das Geringste von ihrer Berechtigung; es wäre wahrhaft verhängnißvoll, wenn der Reichstag die Vertheidigung der Volksrechte und der liberalen Principien der ultramontanen Partei überließe. Bei aller Anerkennung der allgemeinen Wehrpflicht muß doch ihre Ausdehnung besonders auf ältere Männer die persönliche Freiheit soviel wie irgend möglich wahren und die militärische Disciplin nur auf den äußersten Nothfall, d. h. auf den Fall des Aufgebots gegen den ins Land, in die Provinz eingedrungenen, Haus und Herd bedrohenden Feind beschränken. Das war der Sinn des Landsturmgesetzes; einen andern Begriff verband man überhaupt nicht mit „Landsturm"; wenn das neue Gesetz in Bezug auf diesen wesentlichen Punkt andere Bestimmungen trifft, so ist es überhaupt kein Landsturmgesetz, auch nicht im Sinne der Reichsverfassung. Die Commission wird gewiß vor allem prüfen, ob die eventuelle Verwendung des Landsturms in der Landwehr mit der Verfassung vereinbar, und ob überhaupt das Aufgebot des Landsturms zulässig ist, wenn der Feind nicht ins Land gedrungen ist. Wenn der Abgeordnete Graf Bethusy-Huc meint, es ließen sich Fälle denken, wo man den heimischen Herd auch außerhalb der Grenzen durch den Landsturm vertheidigen muß: so sind im Gegentheil solche Fälle gerade principiell auszuschließen, wenn man nicht das Wesen dieser militärischen Institution von Haus aus verkümmern will; denn gibt man einmal diese Ausnahme zu, so ist kein Grund vorhanden, warum man nicht eine Invasion in Feindesland von vornherein auch mit dem Landsturm unternehmen soll. Im ganzen vorigen Kriege hat man „den heimischen Herd außerhalb der Grenzen, Deutschland in Frankreich vertheidigt". Graf Bethusy-Huc hält es nach dem Geiste des Gesetzes für möglich, daß man den Landsturm auch in Friedenszeiten zu Controle und Uebungen einberuft. Was indeß die Controle betrifft, so hätte die Commission gewiß ins Auge zu fassen, daß man die Gleichstellung mit der frühern Landwehr zweiten Aufgebotes nicht auch auf die Controlversammlungen ausdehnt, sondern daß die Controle im Frieden ausschließlich durch Listen geführt wird. In jenen Controlversammlungen liegt nicht nur eine Belästigung, sondern sie würden auch in Friedenszeiten alle selbständigen und unabhängigen Männer von reiferm Alter nöthigen, in jedem Lieutenant einen Vorgesetzten zu sehen. Es wäre dies ein socialer Misstand, der nicht gering ins Gewicht fällt. Früher war dem Landsturm die freie Wahl der Führer anheimgegeben; unter gewissen Modificationen, mit Beschränkung auf einen Theil derselben, oder nach gesetzlicher Bestimmung über die nothwendige Qualification derselben wäre dies noch immer der dem Geiste des Instituts entsprechende Modus. Vor allem aber ist die Zusammensetzung des Landsturmes näher zu bestimmen und die Ungleichheit zu beseitigen, daß diejenigen, welche bereits ihrer Wehrpflicht genügt haben, vorzugsweise von neuem belastet werden, während solche, die nicht gedient haben, möglicherweise wieder freikommen. Daß die gedienten Leute gerade in erster Linie berücksichtigt werden, ist vom militärischen Standpunkte aus begreiflich.

Der Proceß Arnim, einer der am wenigsten erfreulichen Zwischenfälle in der neuern preußischen Geschichte, ist in seinen juristischen Stadien nicht weiter vorgerückt. Die abermalige Verhaftung des Grafen auf Grund derselben Paragraphen des Reichs-Strafgesetzbuches, die seine erste Haft zur Folge hatten, erregte mit Recht das allgemeinste Aufsehen; sie hatte indeß nur die Internirung des Grafen in seinem Palais zur Folge, da ein medicinisches Gutachten über seinen Gesundheitszustand die Hinüberführung in das Gefängniß für unstatthaft erklärte. Erst nach der richterlichen Entscheidung wird es möglich sein, über alle diese Vorgänge ein Urtheil zu fällen. Die Anklage lautet ausschließlich auf die Beseitigung amtlicher Papiere; andere Anklagepunkte haben auch die in Paris selbst vorgenommenen Untersuchungen nicht ergeben; ein Anhalt für eine Anklage auf Landesverrath oder auf die Benutzung amtlicher Mittheilungen für Börsengewinne ist nicht gefunden worden. Mehrere namhafte Staatsmänner haben in französischen Zeitungen ausdrückliche Erklärungen zu Gunsten des Grafen Arnim abgegeben; sie bezeugten,

daß er vor dem 24. Mai keine Rücksprache mit ihnen genommen habe, wodurch die Anschuldigung der Einmischung des Grafen in die innern französischen Angelegenheiten zu Gunsten Mac-Mahon's erschüttert wird.

Nachdem der „New-York Herald" den Schriftwechsel zwischen Hrn. von Bülow und dem Grafen Arnim veröffentlicht hat, ist der Punkt, auf den es hauptsächlich ankommt, in volles Licht gerückt. Was früher über das Thatsächliche, über die Zahl der fehlenden Depeschen und derjenigen, welche Graf Arnim für sich in Anspruch nimmt, verlautet, findet hier durchgängig seine Bestätigung. In dem Schreiben des Grafen an Herrn von Bülow vom 20. Juli 1874 erwähnt er 17 Erlasse, die seines Erachtens sämmtlich zu seinen Personalacten gehören; es seien zum Theil Piècen, welche seine Ernennung beträfen und auf welche er eventuell einen vermögensrechtlichen Anspruch begründen könne, zum Theil Erlasse, welche in dem persönlichen Conflict, in welchen er mit dem Reichskanzler gerathen sei, ihren Ursprung hätten, soweit jener Conflict nicht erst durch dieselben hervorgerufen sei; sie sollten constatiren, daß er bei Führung der Geschäfte Tendenzen verfolge, welche der Politik des Reichskanzlers entgegenliefen; sie enthielten, wenn sie auch an politische Fragen anknüpften, doch schwere Anschuldigungen, bei denen sein Ruf auf dem Spiele stehe. „Ich bedarf", sagt der Graf, „zu meiner Vertheidigung der Piècen, welche ich als mein Privateigenthum ansehe. Sie konnten nie zur Kenntniß des Botschaftspersonals gebracht werden, da sie durch Form und Inhalt geeignet waren, meine Autorität zu untergraben." Weiterhin appellirt Graf Arnim an eine richterliche Entscheidung und Prüfung jeder einzelnen Pièce und erklärt, er würde seinerseits die Anerkennung seines Rechtes durch eine Civilklage erstreben, wenn er nicht Bedenken trüge, schon jetzt die Initiative zu einem für den Dienst nur nachtheiligen Verfahren zu ergreifen. In der Antwort des Hrn. von Bülow vom 5. Aug. wird darauf hingewiesen, daß das Verhalten des Grafen geeignet sei, nicht blos ein disciplinarisches, sondern auch ein strafrechtliches Verfahren nach sich zu ziehen. Der Graf entgegnet am 11. Aug., daß er kein Interesse habe, einem disciplinarischen oder einem eventuell einzuleitenden Strafverfahren vorzubeugen. Man fragt hier, warum der Graf, um einen solchen Conflict zu vermeiden, jetzt bei seiner Weigerung beharrt habe, warum er nicht die Originale dem Auswärtigen Amt eingeschickt und die Copien zu seiner Rechtfertigung behalten habe? Hierauf entgegnet der Correspondent des „New-York Herald", der jedenfalls dem Grafen Arnim nahe steht: „Vorausgesetzt, die Schreiben waren nicht sein Eigenthum, so hatte er kein Recht, sich Abschriften davon zurückzubehalten. Nach Empfang des Bülow'schen Schreibens hätte Arnim die Papiere nicht herausgeben können, ohne sich dadurch eines gemeinen Verbrechens schuldig zu erklären; es war ihm unmöglich gemacht, seinem Eigenthumsrecht ohne tiefe Selbsterniedrigung zu entsagen."

Die kirchenpolitischen Conflicte in Preußen nehmen ihren Fortgang. Wir erfahren am 1. Nov. aus dem Posenschen, daß in der Provinz 29 katholische Pfarrstellen erledigt sind und von 19 dieser Stellen das kirchliche Vermögen mit Beschlag belegt worden ist. Nur zwei Patrone und keine einzige der Gemeinden, welche auf Grund des Gesetzes vom 21. Mai 1874 zur Wiederbesetzung der erledigten Stellen aufgefordert worden, sind dieser Aufforderung nachgekommen. Gegen verschiedene Geistliche ist auf Grund der Kirchengesetze eingeschritten worden; der Erzbischof von Köln hat sich bereits von neuem einer so großen Zahl von Verstößen gegen dieselben schuldig gemacht, daß die in Aussicht stehenden Geldbußen eine bedenkliche Höhe erreichen. Die westfälischen Damen sind auch in zweiter Instanz verurtheilt worden. Ein bedauerlicher Conflict fand am 1. Nov. in der Laurentiuskirche in Trier statt, wo es in der Kirche selbst zu dem größten Tumult und Blutvergießen kam. Der aus der Diöcese ausgewiesene Kaplan Schneiders kehrte bereits zum zweiten mal in die Kirche zurück, um dem Gesetz zum Hohn das Hochamt zu feiern. Von Gensdarmen und Polizeiagenten wurde er in der Kirche selbst verhaftet, nicht ohne Widerstand der Volksmenge.

In Frankreich sind noch immer Ferien; das jetzige Ministerium Cissey wird als Ferienministerium bezeichnet, und es ist in der That wenig Aussicht vorhanden, daß es sich lange über die Ferien hinaus behaupten wird. Der Eindruck der politischen Lage in Frankreich ist ein durchaus niederdrückender; dieser Staat der muthigen Initiative ist

in einen Zustand trübster Stagnation getreten; der Mangel an geistigen Potenzen in der Leitung desselben tritt in einer Weise hervor, daß das bewegliche und geistreiche Volk, bei längerer Fortdauer dieses Zustandes, auf seinen Ruhm und seine Bedeutung auf der Weltbühne verzichten müßte. Die Macht, zu welcher die geistige Mittelmäßigkeit gelangt, ist eine unheilvolle Signatur der Zeit; die französische Politik der Gegenwart steht gänzlich unter diesem Zeichen.

Die Ferien sind die Zeit der Programme; das wichtigste derselben ist natürlich dasjenige, mit welchem die Regierung selbst vor die Versammlung treten will. Aus dem „Moniteur" und der „Presse" erfahren wir das Nähere über die Präsidialbotschaft, mit welcher die Versammlung nach den viermonatlichen Ferien eröffnet werden soll. Es soll ihr in derselben die Wahl gelassen werden zwischen einer Organisirung des Septennats oder ihrer eigenen Auflösung; die Regierung will sie endlich zu einem entscheidenden Ja oder Nein zwingen. Bei der Votirung der Verfassungsgesetze wird man sich nicht an die beiden Ausarbeitungen Dufaure's und des Herzogs von Broglie anlehnen, von denen die erstere der Regierung für unannehmbar und unausführbar, die zweite aber für unzureichend und unvollständig gilt; sie wird mit einem dritten, ganz neuen Entwurf über die Organisirung des Septennats auftreten und die lange mühselige Arbeit des Dreißiger-Ausschusses, der an den Entwürfen Dufaure's und Broglie's herumamendirte, einfach zu den Acten legen. Das neue Programm würde folgende Punkte umfassen: Einführung eines Oberhauses, Abgeordnetenwahlen nach Arrondissements statt nach Listen, Regelung des Uebergangs der Gewalten und Recht des Präsidenten, im Einvernehmen mit dem Oberhause die Nationalversammlung aufzulösen. Dies Programm wird keineswegs die Zustimmung der republikanischen Fractionen finden; die Entscheidung ist also in die Hände der Bonapartisten und Legitimisten gegeben, durch deren Hinzutritt allein die gouvernementale Partei die Majorität erlangen kann.

Mit einem politischen Programm ist auch der erfindungsreiche Emile de Girardin hervorgetreten, früher bekanntlich ein Parteigänger des Prinzen Napoleon, jetzt durch Uebernahme der „France" wieder in die Reihe der publicistischen Tagesschriftsteller eingetreten. Girardin hat von jeher das Bedürfniß gefühlt, Sensation zu machen, und dasselbe durch allerlei Paradoxien befriedigt. Er lehnt die von der Regierung Mac-Mahon's verlangten organisatorischen Gesetze ab, will aber das Septennat bis zum Monat November 1880 anerkannt wissen; auch die gegenwärtige Nationalversammlung soll ihre Gewalten bis wenige Wochen vor jenem Zeitpunkte behaupten, aber nur als einfache gesetzgebende Versammlung, welche die zu der schleunigen und guten Erledigung der öffentlichen Geschäfte nöthigen Gesetze erörtert und beschließt. Den Republikanern wird das Zugeständniß gemacht, daß der Belagerungszustand aufgehoben wird, die Ergänzungswahlen ohne Einmischung der Behörden in vollkommener Freiheit stattfinden sollen. Auch für die Bonapartisten hat der Mann der politischen Universalmittels ein Zugeständniß in seinem Arzneischatz, und nicht wenige sind der Ansicht, daß der Schwerpunkt des Girardin'schen Zukunftsprogramms gerade hierin zu suchen sei. Denn nachdem am ersten Märztage des Jahres 1880 die Wahl einer besondern verfassunggebenden Versammlung stattgefunden hat, welche nur vier Monate tagt und nur aus hundert Mitgliedern besteht, sollen im Juli desselben Jahres alle Wähler zusammenberufen werden, um die beschlossene Verfassung zu bestätigen oder zu verwerfen. Der Appell an das Volk, das Plebiscit, ist ja die beständige Forderung der Bonapartisten und war das große Staatsmittel des letzten Kaisers. Auch für die Royalisten findet sich ein Zugeständniß in diesem Programm Girardin's; es besteht darin, daß die jetzige Nationalversammlung nicht für auflösbar erklärt wird, sondern erst mit dem Septennat selbst zu Ende gehen soll. Girardin bringt zwar allen etwas, aber gewiß nur wenigen genug. Entschieden feindlich tritt er nur der Alternative entgegen, welche die Regierung der Versammlung zu stellen gedenkt; er erkennt sie einfach nicht an, denn er will weder etwas von neuen organisatorischen Gesetzen, noch von der Auflösung der Versammlung wissen.

Die Resultate der letzten Ersatzwahlen in den Departements zeigen, daß die entscheidenden Parteien in Frankreich gegenwärtig die Republikaner und Bonapartisten sind und daß die andern durch ihr Verhalten bei den Wahlen wol den Ausschlag geben können, aber eine selbständige Wahl durchzuführen nicht im Stande sind. Bei der Stichwahl im Pas-

de-Calais am 1. Nov. hat der bonapartistische, dem Septennat günstige Delisse-Engrand 84460, der Republikaner Bracme nur 74187 Stimmen erhalten, bei der Stichwahl stimmten die Legitimisten, die früher für einen eigenen Candidaten Jonglez de Leyne gestimmt hatten, für den Bonapartisten. Bei den Ersatzwahlen am 8. Nov. siegte im Departement de la Drôme der Republikaner Madieu de Montjeue mit 34702 Stimmen über den Bonapartisten Morin, der nur 18809 Stimmen erhielt, im Departement du Nord der Republikaner Parsy mit 118689 Stimmen über den Septennatisten Fièvet, der 102000 Stimmen erhielt, im Departement Oise dagegen der bonapartistische Candidat, der Herzog von Mouchy, über die republikanischen Candidaten. Die Republikaner hatten hier ihre Stimmen zersplittert, der radicale Candidat Rousselle erhielt 19167, der gemäßigte Levavasseur 18816 Stimmen, Mouchy hätte hier auch die vereinigte republikanische Partei mit seinen 53354 Stimmen geschlagen. Diese Spaltung der Republikaner, welche den Sieg der andern Parteien überall erleichtern würde, findet ihr Echo auch in der französischen Presse. Die Municipalwahlen in den 38000 Gemeinden Frankreichs, welche am 22. Nov. in ganz Frankreich stattfanden, und zwar mit einem entschiedenen Siege der republikanischen Partei, der meistens sogar eine demonstrative Spitze gegen die Regierung kehrte, indem die von dem Ministerium Broglie abgesetzten Maires meistens wiedergewählt wurden, hatten schon vorher die beiden republikanischen Fractionen noch lebhafter gegeneinander auf den Kampfplatz gerufen. Das „Journal des Débats" erklärt, daß es seinen Anhängern nicht länger zumuthen könne, der Republik zu Liebe mit allen hochrothen Demagogen fortwährend zusammenzugehen, der „Rappel" erinnert das linke Centrum daran, daß es nur von Gambetta's Gnade existire. „Ohne uns seid ihr nichts, sobald wir unsere Hand von euch abziehen, seid ihr verloren." Diese Zersplitterung der Republikaner ist gerade im jetzigen Augenblick verhängnißvoll; die Regierung darf hoffen, vielleicht das linke Centrum von dem Périer'schen Programm der definitiven Republik abzuziehen und für die Organisationsgesetze des Septennats zu gewinnen.

Am unklarsten ist das Verhalten der Regierung gegenüber den Bonapartisten; hier sind zwei sich kreuzende Strömungen unverkennbar. Der Minister des Innern, General de Chabaud-Latour, ist ein entschiedener Gegner dieser Partei und soll nach Anberaumung der Municipalwahlen die Präfecten in einer Circulardepesche aufgefordert haben, den Umtrieben der Bonapartisten, die nur darauf ausgingen, möglichst viele Sitze in der Gemeindevertretung mit Beschlag zu belegen, in jeder Weise entgegenzutreten. Großen Erfolg darf man sich von diesem Circular nicht versprechen, da die Hälfte der Präfecturen mit Bonapartisten besetzt ist. Wohl aber gab dasselbe der Presse dieser Partei Gelegenheit, die heftigsten Angriffe gegen den Minister des Innern und sein tendenziöses, einseitiges Vorgehen zu richten. Mit dem Minister sympathisirte übrigens ein großer Theil der Orléanisten, der Herzog d'Audiffret-Pasquier und die Gleichgesinnten, welche für den Fall, daß die Bonapartisten wieder an der Leitung der Staatsgeschäfte sich betheiligen sollten, das Septennat bekämpfen und für die Auflösung der Versammlung stimmen wollen. Es wird also Sache der Regierung sein, den Bonapartisten gegenüber Farbe zu bekennen und die Broglie-Fourtou'sche Compromißpolitik aufzugeben.

Die Verhandlungen der Permanenzcommission boten nur ein geringes Interesse; Interpellationen, besonders wegen der Verhaftungen im Süden, wegen des Einschreitens gegen die Presse waren an der Tagesordnung. In Betreff der letztern sprachen die Minister die Hoffnung aus, daß ein Preßgesetz, welches der Versammlung alsbald nach Eröffnung der Sitzungen werde vorgelegt werden, ihnen fernere Ausnahmemaßregeln ersparen werde.

Eine nachträgliche Illustration zu den Zuständen des Kaiserreiches liegt in der Verurtheilung des frühern kaiserlichen Ministers Clément Duvernois wegen Vertrauensmisbrauchs und Betrugs zu zweijähriger Gefängnißstrafe. Die Criminaluntersuchung war wegen der Schwindeleien der spanischen Bodencreditbank eingeleitet worden.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus in Leipzig. Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Oesterreich seit dem Sturze Hohenwart's.

Von

Walter Rogge.

III.

Die Wahlreform.

Lonyay's Nachfolger im Conseilpräsidium, Szlávy, war ein echter Deákist und entschiedener politischer Charakter. Als 1848er Revolutionär hatte er in den funfziger Jahren lange in Olmütz auf der Festung gesessen, und laborirt noch heute an einem Fußleiden, das ihm die Ketten zugezogen haben; wenn ihm das Straßenkehren erlassen blieb, so dankte er das nur dem persönlichen Wohlwollen des Festungscommandanten, der ihn von diesem Sträflingsdienste befreite. Das ganze übrige Ministerium blieb im Amte; nur trat an Szlávy's Stelle als Handelsminister Graf Zichy ein, der sich von seiten der Majorität im Reichstage einer sehr wohlwollenden Aufnahme erfreute, und der deákistische Ministerialrath Szende übernahm aus Lonyay's Nachlaß das Portefeuille der Landesvertheidigung, womit die Rechte gleichfalls zufrieden war. Ehe das Parlament in die Weihnachtsferien ging, war also das Cabinet vollständig und in ausschließlich deákistischem Sinne reconstruirt; dennoch wußte es, daß es einem harten Kampfe entgegenging, als am 11. Jan. 1873 der Reichstag wieder zusammentrat und acht Tage darauf die Generaldebatte über das Budget für das laufende Jahr begann. Schon der Eine Umstand, daß sich das wirkliche Haupt der Partei, Franz Deák, seine parlamentarische Stellung beharrlich neben dem Ministerium gewählt, brachte letzteres in die beständige Gefahr, in seinem Streben nach Erringung der ihm gebührenden parlamentarischen Position zu viel oder zu wenig zu thun. Jeder Versuch der Regierung, die Führerschaft über die Grenzen hinaus an sich zu ziehen, die das eigenthümliche Verhältniß zu Deák ihr steckte, hatte eine Entfernung von dem natürlichen Mittelpunkte der Partei und schließliche Isolirung der Executive zur Folge — willenloses Anschmiegen an jenes Centrum endete in einer Unterordnung, neben welcher die, auch den eigenen Gesinnungsgenossen gegenüber nothwendige Autorität des Gouvernements nicht bestehen kann. Dazu kamen andere Mislichkeiten ernstester Art. Die Stimmung in der Deák-Partei war unbehaglich, die Disciplin arg gelockert. Wol that der „alte Herr" alles, was in seinen Kräften stand, um dem Uebel zu steuern. Als seine Parteigenossen ihm am Neujahrstage in seiner Junggesellenwohnung Zur Königin von England in corpore ihre Glückwünsche darbrachten, mahnte er sie in herzlichster Weise zur Eintracht und bat sie in bewegten Worten,

Nachsicht mit ihm als einem kranken Greise zu haben, der, auch wo er fehle, doch sicherlich niemand absichtlich verletzen wolle. Zugleich bereitete der nunmehr siebzigjährige Staatsmann die Collegen auf seinen demnächstigen Rücktritt aus der politischen Arena vor. Allein die Wirkung selbst so beredter Warnungen aus dem Munde eines so hochverehrten Patrioten war doch nur eine vorübergehende. Die Art, wie Lonyay zum Rückzuge gezwungen worden, hatte in vielen Gemüthern einen tiefen Stachel zurückgelassen, und zu dem Misbehagen, welches die häuslichen Differenzen hervorriefen, traten die ernsten Sorgen, welche die finanzielle Lage einflößte. Allen diesen Gewitterwolken mit Erfolg die Stirn zu bieten, schien das Ministerium Szlávy um so weniger geeignet, als man dasselbe allenthalben nur wie einen Nothbehelf hinnahm, ohne an seine Dauerhaftigkeit so recht zu glauben. Da die Linke von dem Sturze Lonyay's keinen Gewinn hatte, erklärte ihr Führer Ghyczy, bei Gelegenheit der Budgetdebatte die große Abrechnung halten zu wollen. Schmollend, doch nicht unthätig wie Achilles hatte Lonyay sich zurückgezogen, aber nur um schon bei der Discussion des Präliminares Szlávy zu stürzen. Die einzige Sorge des vacirenden Conseilpräsidenten war, sich sofort innerhalb der Rechten eine nur ihm ergebene Fraction zu bilden, die ihn hauptsächlich davor schützen sollte, daß er nicht etwa durch die Herbeiführung eines Cabinetswechsels, die er sich sehr leicht dachte, nur für andere gearbeitet. Die „Souperpartei" war denn auch bald fertig — nomen et omen! Bei den Ungarn hat Essen und Trinken in der Politik stets eine große Rolle gespielt. Ein Mann von Graf Lonyay's kolossalem Reichthum, von seinen Verbindungen bei Hofe, so wenig wählerisch in seinen Bundesgenossen und Mitteln, ist stets ein sehr bedenklicher Gegner, zumal eine ungemessene Herrsch-, Ehr- und Rachsucht ihn zum äußersten anfachte. Lonyay aber war außer sich über die Art, wie seine Collegen ihn aus dem Cabinet hinauscomplimentirt. Wenn sich auch nur etwa 40 Anhänger aus dem Schose der Rechten um seine Person gruppirten, ward er doch dadurch doppelt gefährlich, daß, als Rückhalt hinter der Souperpartei die Altconservativen standen, denen jene nur als Mauerbrecher dienen sollte: in die Bresche wollten dann die Sennyey, die Uermenyi, die Apponyi dringen. Indessen nach einigen schüchternen Anläufen zu einer Sonderstellung zwischen den Parteien fanden die klugen Herren allzumal es doch gerathener, vorläufig zu den Fleischtöpfen der Deák-Partei zurückzukehren, als sich gegen diese mit dem Schweife eines Lonyay und mit einer Opposition zu alliiren, die ihnen anfangs wol aus Freude über den Riß in der Majorität zujubelte, sie dann aber sofort schmählich an den Pranger stellte, da namentlich Sennyey und Uermenyi sich durch Angriffe auf die Honvédarme als die Ursache der Finanzzerrüttung bei Hofe zu insinuiren und dem Grafen Andrássy, dem eigentlichen Schöpfer der Honvédarmee, bei dem Kaiser persönlich ein Bein zu stellen gedachten. So endete die Budgetdebatte, die sich durch das erste Vierteljahr hinschleppte, mit einer Consolidirung der Regierung und der Majorität. Lonyay hatte sich nach allen Seiten hin unmöglich gemacht; Sennyey wenigstens vorderhand wieder die Fühlhörner eingezogen. Als am 8. März Graf Julius Szapary dem kränklichen Toth das Portefeuille des Innern abnahm, hatte die Deák-Partei frische Triebkraft erwiesen und sich selber verjüngt, sodaß sie fortan jeden Versuch der an verhaltenem Ehrgeize förmlich erstickenden Altconservativen, aus der Krisis Vortheil zu ziehen, mit Glück und Geschick, mit Umsicht und Kraft zurückweisen konnte. Als ein Redner der Opposition Szlávy einen „provisorischen" Conseilpräsidenten nannte, bat dieser denselben unter lauter Heiterkeit des Hauses, ihm doch den Ausdruck in dem Bestallungsdiplom zu zeigen, er selber suche vergeblich danach. Wirklich schien das Cabinet sich nicht nur completirt, sondern auch entschieden consolidirt zu haben. Denn wer die Steuerunlust der Magyaren kennt, der wird es zu würdigen wissen, daß das Ministerium Szlávy Mitte März sogar die Erhöhung der directen Abgaben um 4—5 Mill. Fl. durch-

setzte, und daß für diese Maßregel selbst der eine Führer der Linken votirte, während der andere, Tisza, sich der Abstimmung enthielt. Allerdings war die finanzielle Lage eine zu ernste, um längeres Zögern mit der Anwendung von Heilmitteln zu gestatten. Trotz der Anleihe von 54 Mill., die Lonyay gegen Schluß seiner Amtirung contrahirte, und trotz der bewilligten Steuererhöhungen wies das Budget für 1873 in der Gestalt, wie das Unterhaus es am 31. März annahm, immer noch, bei 263½ Mill. Ausgaben, gegen 203 Mill. Einnahmen, ein Deficit von 60½ Mill. auf, die nur durch die Anlehensreste im Betrage von 45½ Mill. auf 15 Mill. reducirt wurden. Nie war Hochmuth so schmählich zu Falle gekommen, als bei der Phrase von dem „jungfräulichen Credit Ungarns", den man 1867 durch die Installirung des finanziellen Dualismus gewahrt zu haben sich vermaß. In diesem Einen Falle wenigstens war die Nemesis nicht hinkenden Fußes einhergeschritten; so hart die Lehre war, ebenso verdient war sie.

Am 18. Jan. begann die Generaldebatte über das Präliminare, das in seiner ursprünglichen Gestalt sogar einen Abgang von 67 Mill. aufwies, wovon die Regierung 45 Mill. durch das letzte Anlehen Lonyay's, gegen 5 Mill. durch Steuererhöhungen, und den Rest durch außerordentliche Einnahmen aus Veräußerungen von Domänen und von mobilem Staatsvermögen decken wollte. Wie aus der obigen summarischen Darlegung hervorgeht, waren alle Parteien aufs äußerste gerüstet, um bei diesem Anlasse entweder das Ministerium zu befestigen oder als dessen lachende Erben einzutreten. Lonyay hatte sich schon zwei Tage früher in der Deák-Conferenz gerührt, indem er derselben ein Programm vorlegte, wie durch Eröffnung neuer wirthschaftlicher Quellen den Finanzen aufzuhelfen sei. Die Partei beseitigte den Zwischenfall kurzweg, indem sie seinem Urheber zu verstehen gab, daß gerade ihm die Initiative für derartige Reformen nicht gebühre. Dadurch unbeirrt ließ jetzt Lonyay sein Organ: „Die Reform", rücksichtslos darauf hindeuten, daß er im Laufe der Budgetdebatte das Ministerium Szlávy ohne besondere Mühe zu stürzen hoffe. Es fehle der Regierung an einer leitenden Idee, sagte dies Blatt des gewesenen Conseilpräsidenten, und eine große fruchtbare Idee zur Hebung der finanziellen Schwierigkeiten anzugeben sei nur Lonyay geeignet, der bei seinem Austritt aus dem ungarischen Finanzministerium im Mai 1870 Kassenbestände im Betrage von 21 Mill. hinterlassen habe; namentlich sei Kerkápolyi ein todter Mann, eine abgetakelte Größe, die schleunigst beseitigt werden müsse. Allzu glücklich war übrigens der Anfang der Discussion für das Cabinet kaum. Berichterstatter Szell zog heftig gegen die Systemlosigkeit der Finanzverwaltung zu Felde, und Finanzminister Kerkápolyi wußte in langer ermüdender Rede nichts zu Tage zu fördern, als weitschweifige Gemeinplätze gegen den Pessimismus und trockene Ziffergruppirungen, die das Deficit geringer erscheinen lassen sollten. Die Zeitungen waren von dieser Einleitung nicht besonders erbaut: aber das Blatt wandte sich total zu Gunsten der Regierung, als Szlávy nunmehr der Aufforderung der Journale nachkam und am 23. ein vollständiges Actionsprogramm vorlegte. Szlávy milderte zunächst die Spannung, die zwischen den verschiedenen Fractionen des Hauses herrschte, indem er bat, von Recriminationen abzustehen, da alle Parteien die gegenwärtige Finanzlage gleichmäßig verschuldet, die übrigens durchaus nicht Besorgniß erregend sei. Die Herstellung des Gleichgewichts im Budget empfahl er weder durch planlos knickerische Sparsamkeit, noch durch Schuldenmachen, noch durch Verschleuderung von Staatsgut, sondern durch eine rationelle Steigerung des Steuererträgnisses, nicht durch einfache Erhöhung der bisherigen Abgaben anzustreben. An dem Princip nutzbringender Investitionen sei festzuhalten, aber vorsichtig und mit der nöthigen Schonung der Kräfte. Zur Festigung des Credits und zur Hebung des öffentlichen Wohlstandes werde die Regierung die Entwürfe eines Katastral-, Forst- und Handelsgesetzes, ferner eines Gesetzes über Actiengesellschaften und eines Strafgesetzes vorlegen, Vorschläge über Bahnbauten,

Communicationsanlagen, Flußregulierungen machen, auf Herstellung einer guten Justizpflege und Administration, auf Hebung des Unterrichtswesens bedacht sein, schließlich auch an ein neues Wahlgesetz und an die Reorganisirung des Oberhauses gehen. Es war das etwas viel auf einmal versprochen. Allein mit den harmlos abweisenden Schlußworten: „Von einer ephemeren Einsetzung des Ministeriums steht in unsern Bestallungen nichts, und die Minister auf Lebenszeit zu ernennen, ist ja wol in constitutionellen Ländern nicht Brauch", hatte Szlávy die Herzen vollends gewonnen. Bis auf Lonyay's „Reform", die, uneingedenk der Gemeinplätze ihres eigenen Herrn und Meisters, die Rede viel zu allgemein fand, waren alle Blätter mit dem Regierungsprogramm zufrieden. Die Folgen zeigten sich schon zwei Tage darauf, als am 25. Jan. Ghyczy zwar die Opposition gegen den Vorwurf, die Mitschuld an dem Finanzchaos zu tragen, abwies, aber doch im wesentlichen mit dem Programm Szlávy's sich einverstanden erklärte und nur Kerkápolyi wegen rein technischer Fragen schärfer zu Leibe ging. Indem er sich die Vertrauensfrage für die Specialdebatte aufhob, zeigte er doch zugleich, daß er Abstand von seinem ursprünglichen Plan genommen, sofort ein Mistrauensvotum in Bausch und Bogen zu provociren. Da mithin auf den Beistand der Opposition vorderhand nicht zu rechnen war, zog Sennyey die Fühlhörner ein; nur Lonyay in seiner Wuth prellte wieder vor wie ein schlecht dressirter Jagdhund. Man ignorirte seine Rede, als er am 25. seine Finanzverwaltung von 1867—70 von der Mitschuld an der gegenwärtigen Situation freisprechen wollte, und zuckte die Achseln, als dieser Mann, der mit allen Kälbern pflügte und jetzt sichtlich mit den Altconservativen zusammenwirkte, den Radicalismus so weit trieb, in seinem Reformprogramm die Trennung des Cultus vom Unterricht und die Unterstellung des erstern unter das Ministerium des Innern zu verlangen. Durch einen harten persönlichen Kampf mit Tisza, dem andern Führer der Linken, ruinirte sich Lonyay dann vollständig. Er wollte beweisen, daß er die Bahnlinie Nyiregyhaza-Unghvar durch seine Güter im Reichstage nicht gefördert, und, den Spieß umkehrend, daß im Gegentheil Tisza die durch seine eigenen Besitzungen führende Nordostbahn beantragt habe. Er mußte aber schweigen, als der Gegner ihm bewies, daß er allerdings nicht im Plenum, wohl aber in Commissionssitzungen jene erste Bahn mit aller Macht forcirt habe, und daß die Anklage gegen Tisza eine Unwahrheit sei. Dann wollte er nicht von der Nordostbahn, sondern von der Strecke Debreczin-Szigeth gesprochen haben; Tisza sagte ihm ins Gesicht, das sei nicht richtig; stehe es so im Berichte, so habe er die stenographischen Protokolle corrigirt. In seiner Rede vom 27. Jan. durfte nun Kerkápolyi getrosten Muthes das wirthschaftlich-finanzielle Programm, dessen Umrisse Szlávy angedeutet, näher entwickeln. Er erntete lebhaften, lange anhaltenden Beifall, als er erklärte, einer wesentlichen Erhöhung halte er die directen Steuern nicht für fähig; eine große Hauptsache sei die Hebung der internationalen Handelsbeziehungen. Ungarn müsse seinen Weg nach dem Orient suchen, und wenn hierzu noch für 1874 zu Eisenbahnbauten 30 Mill. nöthig seien, so würden dieselben leicht durch Ausgabe von Prioritäten aufzubringen sein, da der Werth der vorhandenen Bahnen deren Anlagekosten um 60 Mill. übersteige. In der Bankfrage berief er sich auf ein Wort eines Oppositionsführers, dieselbe mit äußerster Vorsicht und mit möglichster Schonung der Interessen Oesterreichs zu behandeln; klug zu reden, sei jetzt sehr leicht; wer aber sei im Stande zu bestimmen, ob 1867 die Verhandlung des Ausgleiches inmitten so vieler sich durchkreuzenden Interessen die Differenz der 80-Millionen-Schuld nicht den Tropfen gebildet hätte, der den Becher zum Ueberfließen gebracht, wenn man mit Gewalt eine sofortige Lösung hätte erzwingen wollen? Nach dieser Rede konnte Ungarn aufathmend sagen, die Position der Regierung sei gemacht. Ungarn war nicht mehr auf die rettenden Ideen der Lonyay und Sennyey angewiesen, deren Verwaltungsprogramm in das große volks-

wirthschaftliche Programm des Ministeriums aufgenommen war. In der volkswirthschaftlichen Reform, die Ungarn vor allem andern noththat, hatte die Deák-Partei mit einer neuen Devise ein neues Ziel und Bindemittel erhalten; dieselbe mußte alle Gebiete des öffentlichen Lebens in ihren Kreis ziehen und der combinirten Thätigkeit aller verwendbaren Kräfte ein ebenso weites wie dankbares Feld eröffnen. Die Majorität blickte daher vertrauensvoll auf die Regierung, und die Linke zeigte Neigung, an dem großen Werke wirthschaftlicher Wiedergeburt mitzuarbeiten. Das bewies die Abstimmung vom 31. Jan., als am Ende der Generaldebatte 318 gegen nur 32 Stimmen den Antrag der äußersten Linken, die Budgetvorlage zu verwerfen, ablehnten und den Eintritt in die Specialdiscussion beschlossen.

Zwei Monate zog sich die letztere hin: aber sie diente in jeder Beziehung nur zur Consolidirung des Ministeriums, dessen Gegnern aus rein persönlichem Ehrgeize sie neue Niederlagen bereitete und dem sie im linken Centrum aus Rücksicht auf das Wohl des Vaterlandes neue Anhänger verschaffte. Zunächst wurde die Erhöhung der Civilliste um eine Million glattweg am 14. Febr. mit 229 gegen 94 Stimmen bewilligt. Acht Tage darauf führte der neue Handelsminister Graf Zichy sich bei Gelegenheit der Berathung seines Etats in sehr glücklicher Weise bei dem Hause ein. Er entwickelte auf dem Gebiete seiner Thätigkeit das Programm Kerkápoly's für Hebung der Volkswirthschaft. Kam er auch, wie der Finanzminister, über die Aufzählung einer endlosen Reihe von organischen Verbesserungen und Gesetzen, die alle nöthig seien, um Ungarn aus einem Agricultur- in einen Industriestaat zu verwandeln, nicht heraus, so constatirten doch selbst die Blätter der Opposition, wie „Hon" und „Ellenör", daß der Redner sich die vollen Sympathien des Reichstages erworben und daß die Linke ihm womöglich noch lebhaftern Beifall zugerufen als die Rechte. Am 24. Febr. eröffnete auch Minister Trefort die Debatte über das Cultus- und Unterrichtsbudget mit einer großen Programmrede. Unbeirrt durch das Geschrei über Germanisation betonte er offen und nachdrücklich die Nothwendigkeit der Berufung ausländischer Lehrkräfte an die ungarischen Universitäten. Wohl war es ein Symptom, daß auch auf der Linken Vernunft zu tagen begann, wenn die Proclamirung eines solchen Vorsatzes mit allseitigem Beifalle aufgenommen wurde. Indessen in Ungarn ist, allen theoretischen und liberalen Phrasen zum Trotze, in den Dingen, wo der magyarische Chauvinismus sich aufbäumt, der Weg zur Praxis nicht nur ein weiter: nein, diese und die Doctrin treten vielmehr ganz friedlich in diametralen Gegensatz miteinander. Die pomphaft verkündete Theorie, die sich mit radicalen Principien tröstet, ist für Europa da, um der leichtgläubigen Welt Sand in die Augen zu streuen: die engherzigste Praxis des brutalsten Knownothingthums, des kleinlichsten Nativismus ist für Ungarn da, um den Magyaren ihre Suprematie zu wahren.

Gerade um die Zeit der Jahreswende nun gingen die Wogen zwangsweiser Magyarisirung wieder einmal ungewöhnlich hoch, sodaß selbst Deák es für nothwendig fand, dem „Schaumspritzen der öffentlichen Meinung" ernstlich entgegenzutreten, und dennoch nichts ausrichtete. Im November 1872 begannen im Reichstage die Debatten über die Zusammenlegung und Organisirung der Schwesterstädte Pesth und Ofen in Eine Großcommune Budapest. Da war es denn bedauerlicherweise ein deutscher Abgeordneter, der am 10. Nov. im Deák-Club den Antrag stellte, die Verhandlungssprache dieser Hauptstadt in der Repräsentanz solle ausschließlich die magyarische sein — in klarem Widerspruche zu dem unzweideutigen Wortlaute des Gesetzes, das in den Municipien einem jeden der Gebrauch seiner Muttersprache gestattet und auch die Ausfertigung der Protokolle in jedem andern Idiom als dem ungarischen vorschreibt, sobald eine Minorität von einem Fünftel der Gemeindemitglieder es verlangt. Hier also hatte man einen abtrünnigen Deutschen ins Feuer geschickt, um die Sprache der Gesammtbevölkerung Ofens, wo kein

Mensch eine Silbe ungarisch versteht, und von zwei Dritteln der Einwohner Pesths zu confisciren: denn mit der bloßen Anregung der Frage war sie natürlich auch entschieden. Den ersten illegalen Schritt zu thun hätte vielleicht kein Magyare den Muth gehabt; dem einmal aufgestachelten Fanatismus entgegenzutreten aber fehlte es vollends an Courage wie an gutem Willen! Die es thaten, waren eben weiße Raben. Im Club wagten nur Deák selbst und der Exminister Gorove gegen den Antrag eines Mannes aufzutreten, dessen Namen wir absichtlich keine herostratische Berühmtheit verleihen wollen. Gorove bat dringend, im Interesse der Magyaren selber keine Feindseligkeiten gegen die Deutschen zu erwecken, die ja auch ihrerseits niemals separatistische oder dem ungarischen Staate gehässige Bestrebungen an den Tag gelegt hätten. Deák berief sich darauf, daß er gewiß ein so guter Ungar sei wie nur irgendjemand, und deshalb seinerzeit auch das Tragen der nationalen Kleidung als eine Demonstration gebilligt habe, die heute bereits überflüssig geworden sei. Uebrigens hatte Deák niemals wie Eötvös die Stiefelhose acceptirt; er begnügte sich mit dem Attila in jener ganz einfachen Form, wie derselbe dem deutschen Studenten-Schnürrock entspricht, und mit ein paar ganz kurzen Borten unten an den weiten Pantalons, wie es sich für den Vertreter des Kaufmannsviertels von Pesth schickte. „Ich sehe", schloß Deák, „die Dinge ruhiger an, weil ich älter bin, wenn ich nach wie vor entschlossen bin, für den Schutz der Nationalität alles aufzubieten; indessen will ich niemand Zwang auflegen." Wirklich beschloß denn auch der Club, die Abstimmung über die Frage freizugeben und die Mitglieder nicht durch ein Parteivotum zu binden.

Dies verhinderte nicht, daß am 7. Dec. 1872 bei der Discussion im Abgeordnetenhause die Minorität in ganz derselben schmählichen Weise vergewaltigt wurde wie vor einem Lustrum bei Gelegenheit des Unionsgesetzes, das die Sachsen Siebenbürgens der Magyarisirung überantwortete. Es war auch rein äußerlich wieder ein Vorgang voll unbeschreiblich würdeloser Roheit. Der Antrag der Commission wollte das Magyarische nur zur ausschließlichen Amts-, das Amendement es auch zur ausschließlichen Berathungssprache erheben. Rasendes Eljengeschrei folgte der Verlesung. Der Minister des Innern, Toth, hatte es angemessen gefunden, sich zu absentiren; der Referent wie der Regierungsvertreter wurden durch das wüthende Geschrei: „Verzichten! das Amendement ist angenommen!" am Reden verhindert. Siebzehn sächsische Deputirte eilen zum Präsidenten mit dem Antrage, die Sprachenparagraphen gänzlich zu streichen, sodaß das allgemeine Gesetz über die Municipien auch für Budapest gültig geblieben wäre. Fortdauernder Lärm macht die Verlesung des Antrages unmöglich und erstickt die Worte des Regierungscommissars, der nochmals zu sprechen versucht. Völlig rathlos stellt der Vorsitzende den Commissionsantrag zur Abstimmung: „Wir wollen ihn nicht, wir wollen das Amendement!" schreit man ihm zu, bis er, ohne ein regelrechtes Scrutinium durch Aufstehen vorzunehmen, dieses als angenommen proclamirt. Am 9. Dec. 1872 erklärte aus Anlaß einer Interpellation Communicationsminister Tisza, er habe verordnet, daß vom 1. Jan. 1874 an bei allen ungarischen Bahnen das Magyarische als Amtssprache zu benutzen sei; Drucksorten mit ungarischem Texte seien bereits versendet; auch hätten auf seine Aufforderung drei Bahnen bereits ungarische Sprachlehrer für ihre Beamten angestellt. Das fehlte gerade noch, um den babylonischen Sprachenwirrwarr vollständig zu machen und ihn zugleich auf ein Gebiet hinüberzulenken, wo er den Menschenleben gefährlich und der Cultur geradezu feindselig wurde. Man muß sich die Farce einmal mit ansehen, wie sie seitdem auf ungarischen Bahnhöfen täglich sich abspielt. Ein Beamter fährt mit einer Rangirlocomotive hin und her; der Stationschef schreit ihm in einem Magyarisch, mit dem er sich entsetzlich abquält, etwas zu, das jener sich vergeblich zu verstehen abquält. Der Chef wird sichtlich immer heftiger, der Maschinist immer rathloser; offenbar wird dem einen das Sprechen, dem andern das Verstehen immer un-

möglicher; Gesticulationen müssen die Rede ersetzen. Endlich platzt der Stationschef im letzten Moment in dem verpönten Deutsch los: „Aber ins Himmels Namen, Sie fahren ja in den Güterschuppen!" und von den Lippen des Beamten tönt es im freudigen Accent der Erlösung zurück: „Ja, warum sagen's denn das nicht gleich!" Oder eine andere Posse! Schmerling als Curator der Sparkasse besichtigt ein Gut, das diese Anstalt bei Bataßék angekauft. Die Bataßéker empfangen die Excellenz mit allen Ehren: aber so einen kleinen Schabernack möchten sie dem Vater des Februarstatuts doch für ihr Leben gern anthun. Sie beschließen also, ihn mit einer ungarischen Ansprache zu empfangen: doch wer kann magyarisch in Bataßék und im zweimeiligen Umkreise? Endlich wird mit Noth und Mühe ein derartiges Individuum aufgetrieben, allein mittlerweile hat auch Schmerling Wind davon bekommen, und nimmt infolge dessen seinen Secretär als „Dolmetsch" mit auf die Reise, der ein wenig ungarisch versteht. Nur ein bischen, aber immerhin viel zu viel für die armen Bataßéker, die nun selber die „Gefrotzelten" sind und die Waffen strecken müssen, indem sie den Exstaatsminister ersuchen, doch ohne „Dolmetsch" deutsch mit ihnen zu verkehren. Allein die Farce hat ihre furchtbar ernste Seite. Dem Sprachenwirrwarr gelingt, was den Fundamentalartikeln mislungen, die Zersetzung der Großmacht Oesterreich in eine Reihe von Kleinstaaten — zunächst auf materiellem Gebiete. Der Deutsche, wenn er seine besten Geisteskräfte und seine werthvolle Zeit nicht an die Erlernung aller möglichen Idiome vergeuden will, wird bald nur noch in Innerösterreich eine Anstellung erhalten können; sonst soll er, wenn die betreffende Bahn z. B. auch Ungarn, Böhmen, Galizien durchläuft, auch magyarisch und kroatisch, czechisch und polnisch können! Die „interessanten Nationalitäten" wiederum sind sehr froh, wenn sie sich so durch eine Chinesische Mauer gegen das Eindringen fremder Culturelemente absperren können. Das Haus drängte in dieser Beziehung die Regierung, wie denn schon am 4. Febr. 1873 Paul Almássy, der letzte Präsident des debrecziner Reichstages, das Gesammtministerium interpellirte, ob für Beamte, die des Magyarischen nicht mächtig seien, eine Präclusivfrist zur Erlernung desselben festgesetzt sei? Die Bevölkerung wiederum trieb das Haus zum blindesten Chauvinismus. So ward Anfang 1873 von denselben Leuten, die Deák's weisen Rath in der hauptstädtischen Sprachenfrage in den Wind geschlagen, ein „ungarischer Bund" gestiftet, der das ungarisch-nationale Element in der Gesellschaft heben und verbreiten sollte und dessen Gründung die nichtmagyarischen Stämme, als eine directe Bedrohung ihrer eigenen Nationalität — die deutschen Juden natürlich immer ausgenommen — mit der Errichtung von Gegenbündnissen beantworten. Selbst die deákistischen Organe dieser Nationalitäten, wie die „Narodne Noviny", das Blatt der nordungarischen Slowaken, an deren Spitze lauter deákistische Abgeordnete, Justh, Prileszky, Kajuch u. a. stehen, spornten infolge davon ihre Stammesgenossen zur größern Pflege der eigenen Nationalität an. Geht es so fort, dann steuert Ungarn in die Zeit der vierziger Jahre zurück, wo die verschiedenen Rassen sich erst durch Schutzvereine gegenseitig abschlossen, um nach den Märztagen um so wüthender aufeinanderzuplatzen.

Aus diesen handgreiflichen Gründen muß man solche Zusicherungen, wie diejenigen Trefort's, in Ungarn stets cum grano salis nehmen, wenn man nicht ein Opfer der eigenen Leichtgläubigkeit werden und sich zum Spott und Hohn blauen Dunst vormachen lassen will. Zwanzig Monate sind seitdem verflossen, und weder der Minister noch sonst jemand denkt daran, fremde Lehrkräfte ins Land zu rufen; es wäre das auch für niemand rathsam, da der „Globus von Ungarn" alles selbst erzeugt, was er braucht. Damit steht es genau so wie mit der Umgestaltung der Comitatsadministration, deren gründliche Revision alle Welt für unerläßlich erklärt, und an die doch kein Mensch je zu rühren wagen wird, weil sie eng mit der Suprematie des Magyarenthums verwachsen ist. Sechs

Jahre ist es her, daß Trefort mit voller Namensunterschrift im „Pesther Lloyd" die Comitate „Zwingburgen mittelalterlicher Barbarei" schimpfte. Sennyey in seiner großen Budgetrede von 1873 über die Nothwendigkeit durchgreifender Verwaltungsreformen sprach von „asiatischer Wirthschaft". Aber ein grober Irrthum wäre es, daraus zu schließen, daß einer dieser Staatsmänner auch nur im Traume daran denkt, die Autonomie der Comitate zu beschneiden: sie wird und kann erst enden, wenn Ungarn aufhören wird, ein Magyarenstaat zu sein. Uebrigens wurden bei Gelegenheit des Trefort'schen Budgets auch noch einige confessionelle Fragen angeregt. Um Weihnachten 1872 hatte der eben erst zum Bischof von Rosenau ernannte Hr. Schopper dem Kitzel nicht widerstehen können, sich in Rom ein Bild einzulegen, indem er, ohne Rücksicht auf das Placetum, das Unfehlbarkeitsdogma für seinen Diöcesanklerus proclamirte. Zwar erklärte „Napló", das Organ der Deák-Partei, in sehr peremtorischem Tone, der Wunsch Sr. bischöflichen Gnaden, Aufsehen zu erregen und die Aufmerksamkeit der maßgebenden Kreise auf sich zu ziehen, dürfte bald erfüllt werden; man könne zuversichtlich erwarten, daß der Prälat, der seine constitutionellen Gesinnungen in dieser Weise zu erkennen gebe, „die volle Strenge und Schwere des Gesetzes zu fühlen bekommen werde". Allein das war ein ebenso überflüssiges wie unwahres Echauffement. Nachdem alle Bischöfe Ungarns sich dem Vatican „lobenswerth unterworfen", nachdem sie seit einem vollen Jahre alle ohne Ausnahme — Simor, Hajnald, selbst Stroßmayr in Kroatien seit Ende 1872 — ganz unbekümmert um Regierung und Placetum, die Concilsdogmen lehren ließen, wozu sich da den Anstrich geben, als habe Schopper ganz etwas Unerhörtes gethan? Das Ministerium hatte verspielt, als vor Jahr und Tag Graf Andrássy den Bischof von Stuhlweißenburg, Jekelfalussy, der zuerst das Placetum frech mit Füßen trat, blos ad audiendum verbum nach Ofen berief, ohne dem Verwarnungsacte irgendwelche weitere Folge durch Annullirung des Hirtenbriefes zu geben, der die Infallibilität verkündete. Das Parlament hatte dem Klerus gegenüber abgedankt, als es damals die Warnung Simonyi's ignorirte, so müsse ja das Placet zum Kinderspotte werden, wenn man nicht, wie es früher in Ungarn Sitte gewesen, den renitenten Bischof zwinge, die ohne dasselbe publicirte Bulle zurückzunehmen, oder ihn im Weigerungsfalle absetze und in ein Kloster stecke. Die hohen Worte des „Napló" waren daher auch völlig in den Wind gesprochen; eine Interpellation, die gleich nach Wiedereröffnung des Reichstages über den rosenauer Vorfall eingebracht wurde, ließ Trefort erst einmal gute fünf Monate liegen und auch das Unterhaus urgirte deren Beantwortung weiter nicht. Da mußte denn freilich eine Prälatenligue recht behalten, von deren geistigem Führer Pater Theiner am 29. Nov. 1872 an Professor Friedrich in München ganz unumwunden und doch ohne jede Uebertreibung schrieb: „Männer wie Hajnald, Erzbischof von Kalocsa, haben jedes Gewissen über Bord geworfen, und wenn sie sich selbst an den Pranger stellen, haben sie sich nicht zu beklagen, wenn ihnen die Maske abgerissen wird." Dagegen schritt die Regierung allerdings ein, als um Neujahr der neutraer Bischof die bischöflichen Herrschaftsgüter auf 24 Jahre um den Schleuderpreis von 75000 Fl. und 1000 Dukaten verpachten wollte, um sich eine ergiebige Leibrente zu sichern. Da sie es nicht, wie in dem Falle Jekelfalussy, dabei bewenden ließ, dem Herrn zu sagen, daß das gar nicht hübsch von ihm sei, drang sie auch vollkommen durch. Der Bischof fügte sich, als man ihm von Pesth aus Curatelverhängung, Inventaraufnahme, Anordnung einer Untersuchung des ganzen Fundus sowie der Güterverwaltung durch Ministerialbeamte in Aussicht stellte. Ohne jede Folge aber blieb es, als am 8. Febr. Majthenyi, aus Anlaß einer Petition des csanader Comitates um Austreibung der Jesuiten, die Anwendung der alten Gesetze gegen den Orden, dessen Mitgliedern sie jedes Domicil in Ungarn untersagten, beantragte. Man beschloß, den Antrag in Druck zu legen, und das war alles! Am 27. Febr. wurde der Antrag Irányi's,

die Regierung aufzufordern, sie möge in möglichst kurzer Frist Gesetzentwürfe über die Religionsfreiheit und die Einführung der Civilehe vorlegen, allerdings angenommen. Dann aber ward die Sache nicht weiter urgirt, obschon nun bereits 20 Monate seit Festsetzung des Präclusivtermins einer „möglichst kurzen Frist" verstrichen sind, ohne daß Trefort etwas von sich hören ließ.

Ein Beträchtliches zur Consolidirung des Cabinets trug auch die geschickte Vertheidigung des Etats für die Honvédarmee, die in Ungarn so ungeheuer populär ist, durch den Landesvertheidigungsminister Szende bei. Die betreffende Discussion stärkte so die Regierung direct, und zugleich mittelbar, indem die Altconservativen ihrer Sache unheilbaren Schaden zufügten, da sie sich hierbei auf höchst unvorsichtige Weise in schroffen Widerspruch mit der öffentlichen Meinung setzten. Am 6. März über den Stand der Honvédarmee interpellirt, erklärt Szende: dieselbe sei vollständig kriegstüchtig ausgerüstet und ihre schnelle Mobilisirung gesichert, da der Kriegsminister in dieser Beziehung alles gethan habe, um durch Designirung der technischen Truppen und der Artillerieregimenter, die mit den Honvéds cooperiren sollten, die sofortige Kampfbereitschaft der letztern zu bewirken. In den anhaltenden Beifall, der diese Ausführung lohnte, mengten sich aber Stimmen, die es unverantwortlich fanden, daß Ungarn in seiner finanziellen Zerrüttung verhältnißmäßig eine größere bewaffnete Macht auf den Beinen halte als irgendein anderer Staat Europas, und dafür jährlich 15 Millionen ausgebe; man solle die Präsenzzeit verlängern; dann würden 100000 Mann, mit guten Offizieren ausgerüstet, bessere Dienste thun als die 150000 Honvéds von heute. Gewiß hatte der altconservative Uermenyi vollkommen recht mit seinem Warnrufe: die ganze Honvédidee sei keine glückliche; sie belaste die Nation bedeutender als das in Deutschland übliche Wehrsystem, ohne die entsprechenden Vortheile als Entschädigung zu bieten. Ungerecht sei es, wenn der eine Theil der ungarischen Rekruten acht Wochen im Jahre als Honvéd Militär spielen, der andere drei Jahre lang dienen müsse — und wenn man dann hier noch die schwerer Belasteten für Halbfremde ausgebe, die der nationalen Sympathien weniger würdig seien als die minder Belasteten. Aber wenn es schon ganz gegen den Strich lief, die Honvéds in ihrer gegenwärtigen Gestalt für „eine überflüssige, schlechte Armee" zu erklären, so war der Hinweis darauf, daß die Patronisirung der Honvédarmee auch „die Besorgnisse gewisser Kreise errege", gar ein kolossaler Misgriff. Vollends, in dem Munde eines Altconservativen mußte auch die sachlich berechtigtste Mahnung nun Argwohn erregen: denn zu nahe lag der Verdacht, daß es dieser Fraction nur darum zu thun sei, die Verdächtigung der Honvéds zum Sturze Andrássy's, als ihres Schöpfers, in Wien auszunutzen. Dort schwebten gerade um diese Zeit die Schlußverhandlungen über die Wahlreform im Reichsrathe und Ministerium. In der letzten Februarwoche war Baron Sennyey in Wien gewesen, und hatte dort, dem feudalen „Vaterland" zufolge, eifrig mit den Führern der Verfassungsfeinde, mit den Grafen Clam-Martinic, Falkenhayn, Hohenwart conferirt, sich auch bemüht, die Ernennung des Grafen Szapary zum Minister des Innern zu hintertreiben. Acht Tage später erschienen also die Angriffe auf die Honvéds aus dem Munde der Sennyey und Uermenyi in ganz apartem Lichte, weil man wußte, daß sie begannen, unmittelbar nachdem Föderalisten und Altconservative sich verständigt hatten, Andrássy als den Hauptförderer der cisleithanischen Wahlreform bei Hofe, von seinem Posten zu entfernen. So brach denn auch eine wahre Sturmflut des Unwillens über Uermenyi und seine altconservativen Freunde los. Csernatonyi führte in seiner gewohnten Manier den Herren zu Gemüthe, wenn gespart werden solle, so müsse das an der gemeinsamen Armee und nicht an den Honvéds geschehen — ein ganz geschickter Schachzug, da er die überfeinen Diplomaten vor die Zwickmühle stellte, sich entweder durch

fortgesetzte Angriffe auf die Honvéds mit der öffentlichen Meinung in Ungarn in crassen Widerspruch zu setzen, oder sich bei dem Hofe, bei dem sie sich ja eben beliebt machen wollten, durch Einwilligung in Ersparnisse an der Linie zu discreditiren. Baron Sennyey wich der Falle aus mit der Erklärung, er werde Erörterungen über die gemeinsame Armee nie aus dem Wege gehen, wenn diese Frage auf der Tagesordnung stehe; heute aber discutire man das Budget des Landesvertheidigungsministeriums. Mit dem offenen Bekenntnisse, aus Rücksicht auf den Hof an den Honvéds sparen, die Linientruppen aber nicht antasten zu wollen, hatten sich die Altconservativen völlig in der öffentlichen Meinung ruinirt und die letztere gegen die zutreffenden Stellen der Rede Uermenyi's gänzlich taub gemacht. War es doch die höchste Zeit, daß Sennyey den Rückzug seiner Fraction decken kam, indem er die Annahme, daß Uermenyi gegen die Honvédinstitution gesprochen, für ein Misverständniß erklärte. Wenn Uermenyi „die Besorgnisse gewisser Kreise" beschwichtigen wollte, höhnte ihn am 7. März der Führer der Linken Tisza, müsse er nicht die Aufhebung der Honvédarmee, sondern die der ungarischen Verfassung beantragen. Der Deákist Hollan wendete sich zwar gegen beide Seiten: weder könne von der Aufhebung der Honvéds die Rede sein, noch seien dieselben als bloßes Uebergangsstadium zu einer selbständigen ungarischen Armee anzusehen; Ungarn werde von 1880 ab etwa 34 Millionen jährlich für Armee und Honvéds ausgeben, was nicht zu viel sei. Wol hielt auch in der Schlußsitzung am 31. März noch Kerkápolyi eine Rede des Inhaltes: die Honvéds müssen weiter entwickelt werden und an eine Magyarisirung der gemeinsamen Armee oder an deren Abschaffung werde niemand denken. Dafür, daß in der königlich ungarischen Armee kein Ungarn feindlicher Geist herrsche, bürge der Umstand, daß 322000 Ungarn in ihr dienen. Allein der Finanzminister mußte doch zugeben: „Früher habe allerdings ein anderer Geist in dem Heere geherrscht, und das könne nicht so leicht vergessen werden; ebendeshalb habe man das preußische System, wonach jeder Landwehrmann die Linie und Reserve passiren muß, perhorrescirt und Sorge getragen, den größern Theil der Honvédarmee durch directe Rekrutenaushebung zu bilden." Hier hatte man denn also, trotz aller schönen Redensarten, von der Ministerbank aus das klare Eingeständniß, daß Oesterreich die unbrauchbare französische Methode bei der Armeereorganisation aus rein politischen Gründen adoptiren mußte, damit Ungarn für vorkommende Fälle ein Heer habe, in dem möglichst viele Soldaten niemals dem Kaiser von Oesterreich, sondern nur dem Könige von Ungarn den Fahneneid geschworen. Gegen dies Motiv kam es nicht in Betracht, daß man Ungarn finanziell zerrüttete, um eine „überflüssige, schlechte Armee" zu haben, wie Uermenyi sagte, die sich wider den äußern Feind gerade so unbrauchbar erweisen wird wie die französische Mobilgarde, deren Copie sie ist. Uebrigens trug der Landesvertheidigungsminister Szende den zerrütteten Verhältnissen insofern Rechnung, daß er, dem Ausschußantrage gemäß, die, für Vermehrung der Landwehrcavalerie um 18 Escadrons, geforderte Summe fallen ließ. Als er hinzufügte, die Maßregel sei nur aufgeschoben, nicht aufgehoben, zog auch ein Mitglied der Linken den Antrag, den betreffenden Posten schon in diesem Jahre einzustellen, zurück.

Um dieselbe Zeit errang übrigens der parlamentarische Geist einen neuen Sieg über den Militarismus. Feldmarschalllieutenant Baron Piret, Ablatus des Erzherzogs Joseph im Honvéd-Obercommando, hatte nämlich einen Circularbefehl im echten Gamaschenstile über das Tragen von Bärten und Civilkleidern erlassen und eine Anfrage des Ministers Szende darüber in sehr hochmüthigem Stile zurückgewiesen. Jetzt ließ Szende den General in sehr nachdrücklicher Weise fühlen, daß der Minister sein Vorgesetzter sei. Der „Lloyd" schrieb: „Baron Piret wird zu erfahren haben, daß er ein Diener des constitutionell regierten Staates Ungarn ist, und als solcher einfach vor die Thür gesetzt würde, sobald seine Wirksamkeit mit dem Geiste und Willen der Partei in Widerspruch geräth.

Baut er aber etwa auf geheime Stützen, so möge er sich erinnern, welches Ende eben jenen Stützen von derselben Macht bereitet worden ist, mit der Se. Excellenz den Kampf aufnehmen müßte." Da der Erzherzog die Autorität Szende's anerkannte, mußte Piret zurücktreten.

Die Debatte über das Finanzbudget wurde wie gewöhnlich wieder durch eine Discussion über die Gründung einer eigenen ungarischen Nationalbank gewürzt. Nach langen Verhandlungen mit Wien war man endlich so weit gediehen, daß Kerkápolyi dem Hause anzeigen zu können glaubte, die Mittel zur Errichtung einer selbständigen ungarischen Escompte- und Handels-, wenn auch nicht Zettelbank, seien gesichert; dieselbe sollte, ohne Staatsbank zu sein, doch mit dem Staate in engster Verbindung stehen. Es war das eins der komischsten Quidproquos, welche die Welt gesehen. Die wiener Regierung und die Krone hatten eingewilligt; und darauf hin hatte Ritter von Hopfen als Präsident der Bodencreditgesellschaft, eines Pfandbriefinstituts, worauf er mit dem ganzen Leichtsinn jener Epoche eine würdige Maklerbank, den Wiener Bankverein, gepfropft, zugesagt, aus den Geldern dieses letztern das Stammkapital zu beschaffen. Dann hatte Hopfen doch wieder Angst bekommen, ob der Abschluß eines solchen Geschäftes nicht ohne politischen Beigeschmack, auch wol seiner Stellung als erster Vorsitzender des Abgeordnetenhauses entspräche; sehr heftige Artikel der deákistischen Blätter mußten ihn abhalten, die übernommenen Verbindlichkeiten zu repudiiren. Endlich am 26. März meldete Kerkápolyi, in Beantwortung einer Interpellation Tisza's, der Kammer, alle Schwierigkeiten, die der Gründung einer ungarischen Escomptebank mit Hülfe des Wiener Bankvereins entgegengestanden, seien gehoben, und brachte gleichzeitig den betreffenden Gesetzentwurf ein. Danach sollte die Escomptebank verzinsliche Avista-Kassenscheine au porteur in Appoints von mindestens 50 Fl. bis zur Höhe ihres Stammkapitals ausgeben dürfen: dieselben müssen jedoch in Wechseln, Werthpapieren, Baargeld oder Metall bedeckt und bei bestimmten Staatskassen einlösbar sein. Jeweilige Ueberschüsse an Staatsgeldern werden verzinslich in der Escomptebank angelegt gegen volle Sicherheit, die in der Staatskasse deponirt werden muß. Alle Rechte und Begünstigungen, die in Zukunft etwa andern Geldinstituten ertheilt werden sollten, werden der Escomptebank im voraus zugesichert. Kaum sechs Wochen nach Einbringung dieses Gesetzentwurfes brach der große „Krach" herein, und nicht blos der Bankverein, nein, auch das Mutterinstitut, die Bodencreditanstalt, konnten sich nur dadurch auf den Beinen halten, daß Hopfen und seine Collegen — Ehrenmänner, die man nicht mit dem Gauner- und Gründergesindel dieser Epoche in Einen Topf werfen darf — einen großen Theil ihres Vermögens opferten und außerdem die ausgiebigste Staatshülfe erlangten. Fünf Tage nach dem „Krach", am 14. Mai, votirte das ungarische Unterhaus das Gesetz; und als die Herren merkten, daß das den Stall bauen hieß, nachdem das Pferd fortgelaufen, ging in Pesth wieder ein greuliches Schimpfen los über „diese unverschämten Schwaben, die uns unsere Nationalbank machen wollen und selber nichts haben". Dagegen wurden Kerkápolyi's neue Steuervorlagen, Zuschläge zur Hauszins-, Einkommen-, Personalerwerbs- und Stempelsteuer, am 15. und 17. März sämmtlich angenommen. Im Deák-Club hatte der „alte Herr" selber gemahnt, man möge nicht trachten, die Regierung durch Mittel zu stürzen, die jede Regierung unmöglich machen; und Sennyey, den seine wiener Reise überzeugt, daß vorläufig ein feudaler Staatsstreich nicht zu erwarten sei, benutzte die gute Gelegenheit, um durch einen offenen Bruch mit Lonyay seinen Frieden mit der Rechten zu schließen und seinen Fehler in der Honvédfrage zu redressiren. Im Deák-Club wollte Lonyay wieder den Mentor spielen, indem er sich in hochfahrend doctrinärer Manier nachzuweisen bemühte, daß das Deficit gar nicht so schlimm sei und sich in weit ein-

facherer Weise decken lasse. Da übernahm es Szennyey, ihn Punkt für Punkt zu widerlegen, und schloß unter stürmischen Eljen-Zurufen mit der sarkastischen Frage, warum Lonyay denn alle diese Weisheit nicht ausgekramt habe, solange er selber Finanzminister oder Conseilpräsident gewesen? Der Gesetzentwurf über die Hauszinssteuer ward glattweg angenommen; in der Debatte über die Einkommensteuer kehrte sich, unter lautem Beifall der Rechten, selbst der Oppositionsführer Tisza gegen jene, die jede Steuererhöhung verwarfen: das sei ungerecht und unpolitisch. Den eigentlichen Angelpunkt des Kampfes bildete die Personalerwerbsteuer, deren Erhöhung von 431 verificirten Abgeordneten 202 gegen 107 mit 95 Stimmen Majorität votirten; die übrigen 122 Deputirten waren abwesend. Lonyay mit einem Theile seines Anhanges ging vor dem Scrutinium hinaus; die Zurückbleibenden der Fraction votirten mit Nein. Die Kroaten stimmten sämmtlich, die siebenbürger Sachsen alle, bis auf Einen, für das Gesetz. Was aber dem ganzen Acte seine Signatur verlieh, war, daß Koloman Ghyczy sich von der Linken losmachte und mit 14 Parteigenossen das Gesetz annahm. Am Tage nach Erledigung des Gesammtpräliminares ging das Haus in dreiwöchentliche Osterferien, vom 1. bis zum 22. April.

Inzwischen war der Reichsrath in Wien am 12. Dec. wieder zusammengetreten. Tags zuvor hatte die Regierung elf neue Pairs ernannt: acht verfassungstreue Cavaliere, darunter den von Hohenwart gemaßregelten Ex-Statthalter Tirols, Grafen Lodron, den freisinnigen Abt Reslhuber von Kremsmünster in Oberösterreich, der dort dem Bischof Rudigier nach Möglichkeit die Stange hielt; den prager Professor der Geschichte Höfler, der Verfassungstreue mit Ultramontanismus verbindet, und nur Einen Finanzbaron, Haber. In die beste Laune versetzte das Abgeordnetenhaus gleich am 13. Baron Depretis durch seine Budgetvorlagen. Gehörte auch mancherlei davon in das Bereich der Gruppirungskunst und manches andere zu den Früchten des Gründungsschwindels, der selbstverständlich auch die Revenuen des Staates von Stempelgebühren gewaltig hob, sowie überhaupt den Eingang der Steuern erleichterte und erhöhte; es blieb immer noch genug des Guten übrig, um die Lage, zumal auf dem Hintergrunde der ungarischen Krisis, glänzend erscheinen zu lassen. Der Rechnungsabschluß für 1871 ergab, infolge des gesteigerten Steuererträgnisses, einen Ueberschuß von 26 Mill. Fl. Das Budget für 1873 wies allerdings einen ungedeckten Rest von $35\frac{1}{2}$ Mill. auf. Allein da die Bedeckung durch keine außerordentlichen, sondern lediglich durch verfügbare Mittel erfolgen sollte, konnte der Finanzminister für den Fall, daß keine unerwarteten Calamitäten eintraten — wie sie allerdings binnen vier Monaten in Gestalt des „Börsenkrach" vor der Thür standen — sogar einen Ueberschuß des Gebarungsdeficits von $3\frac{1}{2}$ Mill. herausrechnen. Jedenfalls waren das günstige Auspicien für die Eröffnung der Wahlreformcampagne, welche nunmehr den Mittelpunkt der Action bildete. Schon zur Zeit der Landtagssession hatte das Ministerium mit den Führern der deutsch-liberalen Partei in den verschiedenen Kronländern verhandelt oder verhandeln lassen. „Das einzige Princip ist, daß man kein Princip haben darf", hatte Lasser von vornherein allen Rittern der liberalen Schablone zugerufen, und wirklich konnte er sich denn auch, als jetzt die Conferenzen mit den Führern der beiden Parlamentshäuser begannen, bald genug überzeugen, daß er von doctrinärem Widerstande inmitten der eigenen Partei wenig oder nichts zu fürchten hatte. Da es klar war, daß ohne Zustimmung des Großgrundbesitzes die erforderliche Zweidrittel-Majorität nun und nimmer zu gewinnen sei, erklärte selbst der Urheber des vorgeschrittensten Reformentwurfes, der Jungdeutsche Knoll, es für eine schwere Selbsttäuschung, von der erwarteten Maßregel „tiefgreifende radicale Aenderungen des bestehenden Wahlsystems" zu erhoffen. So stand es denn von vornherein fest, daß an dem Curiensystem nicht gerüttelt werden dürfe: übrigens keineswegs blos aus Rücksicht auf den Grundbesitz, sondern in

noch viel höherm Grade, weil jede Methode einfacher Kopfzahlwahl das deutschliberale und josephinische Element unter einer Invasion der slawischen Stämme und der Bauernhorden am Gängelbande ihrer fanatischen Pfaffen und feudalen Gutsherren hinweggeschwemmt haben würde. Alles was selbst Knoll verlangte, lief also darauf hinaus, daß die Großgrundbesitzer sich mit ihrer gegenwärtigen Vertretung begnügen und an der Vermehrung der Abgeordnetenziffer nicht participiren sollten; daß den Minoritäten dieser Curie ebenfalls eine Repräsentanz zu sichern wäre durch Einführung des Russell'schen Abstimmungsverfahrens, welches dem Wähler erlaubt, so viele Stimmen, als er Abgeordnete zu wählen hat, auch nach Belieben auf Einen Candidaten zu concentriren; daß in den Handelskammern auch Arbeitersectionen zu organisiren seien für eine besondere Vertretung des Arbeiterstandes im Reichsrathe. Der geistreiche Einfall Giskra's, in dem Entwurfe aus seinen Ministertagen einfach alles zu verdoppeln, kam ebenso wenig ernsthaft in Betracht wie Rechbauer's Project, alle andern Unterschiede, als die zwischen Stadt und Land, zu verwerfen. Nur mit Herbst, der schon im Sommer einen Gesetzentwurf hatte veröffentlichen lassen, mußte Lasser rechnen; und den gewann er, indem er sich für alle Provinzen bei dem Parteichef Raths erholte, für Böhmen demselben die Ausarbeitung geradezu überließ, überhaupt den Chef der Linken zum Collaborator der Regierung stempelte. Im Grunde handelte es sich da nur um Schonung persönlicher Eitelkeiten, denn es kam ja blos eine Stimmenvertheilung zwischen den verschiedenen Curien und eine Abgrenzung der Wahlbezirke zwischen den einzelnen Nationalitäten zur Discussion, und dabei mußten doch am Ende nur Localkenntniß und rein fachmännische Erwägungen den Ausschlag geben. Der Minister legte daher sofort seinen Wahlreformentwurf, wie derselbe bereits während der Landtagssession umgearbeitet worden war, einer Anzahl hervorragender Mitglieder beider Häuser vor, nachdem die einflußreichsten Abgeordneten der einzelnen Landesvertretungen sich bereits über die Details des Planes ausgesprochen. Gleich die erste Conferenz constatirte, daß die Regierung in den Hauptfragen mehr Muth bewiesen als die Verfassungspartei: Galizien sollte keine Sonderstellung erhalten, sondern ganz wie jede andere Provinz in die Wahlreform einbezogen werden; Cisleithanien blieb also verschont von einem Kroatien, das durch seine Nachbarschaft mit Rußland sowie durch den internationalen Charakter der polnischen Frage zugleich eine große Gefahr für die auswärtige Politik gebildet hätte. Vom 15. bis 18. Dec. verhandelte das Ministerium vergeblich mit den Polen. Es wollte wissen, gegen welche Concessionen dieselben sich eventuell herbeilassen würden, während der Verhandlungen über die Wahlreform und deren Ausdehnung auf Galizien, den Reichsrath nicht, gleich den Czechen, zu verlassen. Die Herren lehnten jeden Ausgleich in Sachen der directen Wahlen unbedingt ab und verließen sich, wie gewöhnlich, auf die Intriguen der Feudalen und Jesuiten bei Hofe. Graf Goluchowski übergab zu Neujahr dem Kaiser ein Memorandum gegen die Einbeziehung Galiziens in die Wahlreform. Der Reichsrath hatte sich mittlerweile über Weihnachten und Neujahr vertagt, nachdem er die Forterhebung der Steuern bis zur Votirung des Budgets bewilligte.

Als das Abgeordnetenhaus am 15. Jan. 1873 wieder zusammentrat, waren die Polen vollständig erschienen; dagegen fehlten die Tiroler, die Vorarlberger, die Krainer. Die Föderalisten blieben fort, weil sie bei der Wahlreform nicht mitthun, auch nicht einmal passive Assistenz leisten wollten, sondern außerhalb des Reichsrathes den Punkt zu finden glaubten, wo sie ihre Hebel einsetzen könnten, um das ganze Werk aus den Angeln zu heben. Krain war, da alle fünf Slowenen ihre Sitze nicht einnahmen, nur durch Einen deutschen Großgrundbesitzer vertreten, den Grafen Guido Thurn. Von den beiden Vorarlbergern hatte Weihbischof Amberg in einem äußerst confusen Schreiben, in welchem der greise Herr anzeigte, daß er seinen Ordinarius, den brixener Bischof, um Rath gefragt,

sein Mandat niedergelegt; der andere, ein Chirurg, spielte einfach den Renitenten. Das Ländchen war somit ohne jede Repräsentanz. In der tiroler Vertretung dagegen war eine Spaltung eingetreten. Die aus sechs Deputirten bestehende Clique Giovanelli-Greuter der ultramontanen Nordtiroler, hatte sich absentirt; wohl aber war von den drei ultramontanen Südtirolern — das zehnte Mandat hatte der innsbrucker Landtag an einen Kleriker aus Salzburg vergeben, weil die brixener Diöcese zu dem dortigen Fürsterzbischof in einem Suffraganverhältniß steht; das Abgeordnetenhaus jedoch erkannte diese Wahl eines Deputirten nicht an, der im Ständesaale Tirols gar nicht zu sitzen berechtigt war — Graf Bossi-Fedrigotti eingetreten, während die beiden Pröpste Bertagnolli und Degara sich mit Amtsgeschäften entschuldigten und ordnungsmäßig einen Urlaub bewilligen ließen, sodaß sie bis zum Schlusse der Session als Mitglieder des Hauses und dann auch der Delegation fungirten. Von den 20 vorhandenen Föderalisten und Klerikalen — es kamen zu den Erwähnten noch zwei Bauern aus Oberösterreich und zwei Cavaliere aus Steiermark — verharrten also nur 17 im passiven Widerstande, deren Mandate das Abgeordnetenhaus, so weit keine Verzichtleistung vorlag, cassirte; die Wahlen der Declaranten aus Böhmen und Mähren waren bekanntlich bereits, die der 14 erstern am 11. Juni, die der drei letztern am 13. Febr. 1872 annullirt worden, und hatten in dem Falle der Declaranten auch seitdem keine Neuwahlen stattfinden können, da sie ja ihre Landtagsmandate in Prag und Brünn ebenfalls hatten für nichtig erklären lassen. Kurz es waren im ganzen 35 Sitze vacant infolge föderalistisch-klerikaler Renitenz, die zur Niederlegung, Nichtverificirung oder Annullirung der betreffenden Mandate geführt hatten. Die Besprechungen Lasser's mit den Parteiführern waren so weit gediehen, daß am 21. Jan. die Wahlreformvorlage aus dem Ministerrathe in das Cabinet Sr. Majestät abgehen konnte und am 12. Febr. in einem Conseil unter Vorsitz des Kaisers dessen Signatur erhielt. Vier Tage später, am 15., wurde sie, unmittelbar nach Cassirung der föderalistischen Reichsrathswahlen durch den Fürsten Auersperg selbst im Abgeordnetenhause eingebracht. Unter lebhaften Zurufen der Deputirten betonte der Premierminister die in dieser Wahlreform enthaltene Verkörperung des österreichischen Staatsgedankens und die nunmehr erfolgte Erfüllung der Zusage, die der Kaiser in der Thronrede gegeben. Dann übergab er dem Präsidenten Hopfen zwei Vorlagen, deren eine nur kurz in drei Artikeln die Lostrennung des Abgeordnetenhauses von den Landtagen, das Princip der directen Wahlen und die Erhöhung der Deputirtenziffer von 203 auf 351 aussprach, während der andere Entwurf in 58 Paragraphen diese Sitze auf die einzelnen Kronländer und in jedem derselben auf die einzelnen Curien vertheilte. Ein umfangreicher Anhang zu der zweiten Vorlage begrenzte alle Wahlbezirke. Jede Eventualität bedenkend, hatte das Ministerium die Vorsorge getroffen, die sich nachher allerdings als überflüssig erwies, denjenigen Theil des Reformgesetzes, zu dessen Votirung die Zweidrittel-Majorität erforderlich war, genau abzusondern und möglichst enge zu umgrenzen. Denn nur die erste Vorlage enthielt jetzt eine Verfassungsänderung. Der ursprüngliche Entwurf hatte nur 323 Abgeordnete bewilligt; in den Verhandlungen mit den Vertrauensmännern der Kronländer und Parteiführer war diese Zahl auf 339 gesteigert worden, und die nachträgliche Erhöhung wesentlich der Städtegruppe zugute gekommen. Letzteres Moment erregte nun wieder an entscheidender Stelle ernste Bedenken. Um also die bereits gemachten Concessionen nicht wieder zurückzunehmen, vermehrte man die Sitze nochmals um 12, an denen natürlich nur die nichtstädtischen Wählerklassen participirten.

Gleichzeitig waren seit der Jahreswende auch der klerikalen und nationalen Opposition gegenüber so mancherlei anerkennenswerthe Schritte geschehen zur Herstellung der verfassungsmäßigen Gesetzesautorität und zur Aussöhnung mit jenem Theile des Klerus, der nicht mit Haut und Haaren der jesuitisch-feudalen Agitation verfallen war. In Tirol

hatte die Regierung die Scharte auszuwetzen, die ihr Taaffe's zweideutige Haltung auf dem Landtage zugezogen; Uebergriffe und Missethaten der Ultramontanen erleichterten ihr diese Aufgabe. Offenbar hatte der Statthalter strenge Weisungen aus Wien empfangen, die er, wohl oder übel, ausführen mußte. Gerade in den Weihnachtsfeiertagen brach zu Innsbruck selbst der kolossale Skandal mit dem Institute Malfatti los, das geschlossen werden mußte, weil die darin angestellten Schulbrüder die ihnen anvertrauten Knaben in scheußlicher Weise misbrauchten. Mehrere der saubern Gesellen wurden dem Landesgerichte überliefert; einigen half der Fürstbischof von Brixen über die italienische Grenze; zwei, die sich nach Böhmen geflüchtet, wurden dort aufgegriffen und zurücktransportirt. Gleichzeitig wurde auf Stremayr's und Lasser's Befehl ein Jesuitennest in Südtirol ausgehoben. Auf einer Besitzung des Grafen Wickenburg zu Tramin hatten sich Jesuiten aus Italien angesiedelt, die plötzlich in dem benachbarten Eppan anfingen, ein Convictshaus zu bauen. Offenbar handelte es sich darum, nach Art der Römlinge eine vollendete Thatsache herzustellen, mit Umgehung des Stremayr'schen Erlasses, daß die Statthalter vor Gestattung einer neuen Jesuitenansiedelung in Wien anzufragen hätten. Der Bezirkshauptmann Prato, ein dem Orden mit Leib und Seele ergebener früherer Reichsrathsabgeordneter, berichtete auf Taaffe's Aufforderung zwar, daß der Bau vollkommen harmlos sei; die Patres hätten ihm selber versichert, sie leisteten nur bei einem Bau des Grafen Wickenburg Aushülfe, um sich in den Handwerken zu üben, deren eins jeder von ihnen erlernt habe. Allein der Statthalter, durch die öffentliche Meinung eingeschüchtert, referirte denn doch an das Ministerium, welches am 26. Dec. die sofortige Räumung des Ordenshauses in Tramin und die Aufgebung des Klosterbaues in Eppan decretirte. Dieser Verordnung leisteten die schwarzen Zugvögel wirklich schon nach fünf Monaten am 25. April Folge; ihre Zahl war in der Zwischenzeit bereits bis auf 72 angewachsen, die jetzt meistentheils auswanderten. Im Anfang des Januar 1873 verweigerte auch die Regierung den Jesuiten des Collegium Fagnani in Brixen, die der Bischof dort italienisch predigen ließ, die nachgesuchte Bewilligung, staatlich gültige Zeugnisse ausstellen zu dürfen. Sie legten sich dann darauf, Zöglinge aus Italien zu dressiren, bis man sich auch in dem Königreiche gegen ihre Zeugnisse verwahrte, die überdies nur für unendlich bescheidene Leistungen sprachen. Wo dagegen bei den geistlichen Congregationen nicht, wie bei den Jesuiten, die Furcht von Anzettelung auswärtiger Verwickelungen im Spiele war, erzielte die Regierung auch nur sehr mäßige oder gar nur scheinbare Erfolge. So namentlich in dem Falle mit der Angelini. Diese fromme Dame, eine Schönheit im Stile des Rubens, die Pio Nono selber „la bella Tirolese“ getauft, als sie in Rom war, errichtete nämlich zu Innsbruck ein Kloster „der Fräulein zur ewigen Anbetung Mariä“, ohne bei dem Statthalter vorher anzufragen, wie dies bei Ansiedelung neuer Orden doch sogar das Concordat vorgeschrieben hatte. Dieser ließ sie ruhig gewähren und gab sich zu dem unwürdigen Doppelspiele her, daß die Anstalt kein Kloster war, sobald man der Dame vorhielt, daß zur Errichtung eines solchen die ministerielle Erlaubniß nöthig sei; daß das Institut aber doch ein Kloster war, sobald es galt, der Behörde jene Einsichtnahme und Controle abzuschneiden, der jede andere Erziehungsanstalt unterliegt. Als nun nach Neujahr Bürgermeister von Tschurtschenthaler die Sache in die Hand nahm, wollte die Angelini ihn damit abfertigen, daß sie Specialvollmachten von dem prager Hofe Ferdinand's I. und von ihrer Schutzpatronin Kaiserin Marie Anna zu haben behauptete, weshalb sie sich in keine Verhandlungen mit weltlichen Behörden einzulassen brauche. Dem Grafen Taaffe leuchtete das vollkommen ein, sodaß er sogar den Bürgermeister zu tadeln wagte, weil derselbe dem Gemeinderathe Mittheilungen gemacht, die Personen vom Hofe in den Handel hineinzögen; Tschurtschenthaler hielt die Wahrheit seines Berichtes in offener Gemeinderathssitzung aufrecht, obschon die

Angelini jetzt in einer Zuschrift an den Grafen Taaffe leugnete, daß sie sich auf den ehemaligen Kaiser berufen. Indessen wehte doch, infolge des gleichzeitigen Malfatti-Scandals, ein so ungünstiger Wind aus Wien nach Innsbruck hinüber, daß die schöne Tirolerin einstweilen mit ihrer „ewigen Anbetung“ einpacken mußte. Allein im Herbst 1874 zeigte sich, daß aufgeschoben nicht aufgehoben war und daß die Kapuze vor wie nach Aufhebung des Concordats in Oesterreich allmächtig ist. Im Sommer 1874 war das Kloster „Zur ewigen Anbetung“ nur unter dem falschen Namen eines Klosters der Tertiarinnen auf dem Hirschanger in Innsbruck eröffnet. Als der Gemeinderath sich darüber beschwerte, bekam er von der Statthalterei unter dem 4. Oct. 1874 die Antwort: „Es sei darin durchaus nach den gesetzlichen Vorschriften vorgegangen worden, sodaß jeder Anlaß zu einer Beschwerde entfalle.“ Diesen Bescheid kritisirte dann Tschurtschenthaler wiederum in öffentlicher Sitzung des Gemeinderathes mit bittern Worten, aus denen, da sie stillschweigend hingenommen wurden, sich so recht deutlich ergab, mit welcher Kühnheit hier die höchsten Behörden des Staats dem Gesetze ein Schnippchen schlugen. Der Statthaltereierlaß vom 25. Oct. 1873, der die Angelini zur Errichtung eines Klosters der Tertiarinnen als eines in Oesterreich bereits zugelassenen Ordens ermächtigte, knüpfte daran ausdrücklich die Bedingung, daß sie sich an die Statuten dieses Ordens hielten. Nun aber, sagte der Bürgermeister, könne jedermann die Damen täglich, nicht im schwarzen Gewande der Schulschwestern, sondern in der phantasiereichen Tracht der Nonnen zur ewigen Anbetung im reichen weiß-rothen Ueberkleide mit goldgestickter Monstranz auf der Brust, wahrscheinlich den himmlischen Bräutigam suchend, lustwandeln sehen. Ferner bestimmte jener Erlaß, daß der Angelini nur vier Fräulein zu bewilligen seien, da das nachgewiesene jährliche Einkommen, der Zins von 30000 Fl. Papierrente, eine Jahresrevenue von also 1260 Fl. höchstens für fünf Personen ausreiche. Statt dessen sind 29 Nonnen da — und bei einem Jahreseinkommen von 43 Fl. 79 Kr. per Kopf verstieg sich der Statthalter zu der Behauptung, die Angelini habe die Bedingung erfüllt, daß jede Besorgniß beseitigt werden müsse, als könnten die Nonnen jemals der Gemeinde oder der öffentlichen Mildthätigkeit zur Last fallen! Auch in anderer Richtung dauerten die klerikalen Nergeleien fort, da bei solcher Schwachmüthigkeit der Behörden ja den Ultramontanen der Kamm gewaltig steigen mußte. Als einer der Hauptbetzer in Tirol, der Professor Moriggl, seines Postens enthoben wurde, ernannte ihn der Papst zum Geheimkämmerer, und als Ende Februar der vom Bischofe ernannte Katechet für die Bürgerschule in Linz den vorschriftsmäßigen Eid auf die Verfassung leisten sollte, erließ Rudigier ein Consistorialdecret, der geistliche Herr habe bereits in der bischöflichen Kapelle den Eid auf das Concilium Tridentinum geleistet, und das genüge vollkommen! Mit einigen eclatanten Verfassungswidrigkeiten, die in Tirol zur „süßen Gewohnheit des Daseins“ geworden, wurde denn aber doch aufgeräumt. In Kaltern, das auch eine „schwebende Jungfrau“ producirt, war seit Jahren ein ultramontaner Hauptbetzer und Vorkämpfer der Giovanelli'schen Cohorte, Baron Dipauli, zum Bürgermeister gewählt worden, und sein Gesinnungsgenosse, der Bezirkshauptmann Baron Prato, hatte es stets geduldet, daß er als solcher den vorgeschriebenen Eid auf die Verfassung nur verclausulirt ablegte. Als Dipauli nun nach Neujahr sich einer Wiederwahl unterziehen mußte, erschien Bezirkscommissar Hebenstreit, verlangte die bedingungslose Ablegung des Eides und cassirte auf die Weigerung des Bürgermeisters sofort den Wahlact. Selbst der Agitation im Volke trat man entgegen. Der katholisch-politische Verein zu Aurach ward aufgelöst, weil er eine Zustimmungsadresse an die heimgeschickte Landtagsmajorität abgeschickt hatte; und wo gelegentlich der Schulvisitationen die alten bekannten Späße wieder auftauchten, da wurden die Leute durch Gensdarmerie und Militäreinquartierung zur Vernunft gebracht, wie sehr auch Graf Taaffe sich anfangs dagegen sträubte. Der Veitstanz begann

in Tarrenz, und vergebens bat der wackere Bezirkshauptmann Neupauer um Militär. Dann folgten Landeck, das benachbarte Zams, endlich Koppen am Eingange des Oetzthales, wo man den Schulinspector und den Bezirkshauptmann mit Kuhglocken ausläutete. Nun mußte man doch einschreiten. Der Bezirkshauptmann von Imst schickte Mitte Januar 20 Mann Gensdarmerie nach Koppen, welche die Gemeinde beköstigen mußte, bis die Schulvisitation ordnungsmäßig vollzogen war. In gleicher Weise ging Bezirkshauptmann Hopacher Anfang Februar in Landeck vor. Dem Gemeindevorstand von Zams aber zeigte derselbe am 4. Febr. die Einquartierung von 20 Gensdarmen für die Schulvisitation von Anfang März an, es sei denn, die Gemeinde habe bis zum 10. Febr. erklärt, daß „sie gewillt und im Stande sei, für das Erscheinen und Verbleiben sämmtlicher nicht legal entschuldigten Kinder bei und während der Inspection, sowie für die Beseitigung jeder Störung zu sorgen und zu bürgen". Wird die Inspection trotzdem irgendwie belästigt oder vereitelt, so tritt ipso facto sofort die Gensdarmerieconcentrirung ein.

Wenn aber Stremayr aus Rücksicht auf die verfassungstreuen und deutschdenkende Fraction des Klerus die Einbringung der confessionellen Vorlagen fort und fort vertagte, so wußte er doch auch wenigstens aus diesem Waffenstillstande Vortheil zu ziehen. Im Juni 1872 war der Bischofsstuhl von Sanct-Pölten durch den plötzlichen Tod des ultramontanen Feßler erledigt worden, der als Secretär bei dem Vaticanischen Concil fungirt hatte; im December setzte die Regierung durch, daß an seiner Stelle der greise Domherr Binder ernannt ward, ein alter Josephiner, dessen Liberalismus freilich dann ebenfalls bedenklich ins Schwanken gerieth, als demokratische Thorheiten, welche die Extravaganzen eines unbedeutenden Priesters zu einer Haupt- und Staatsaffaire aufbauschten, den ängstlichen Herrn einschüchterten und zwischen zwei Feuer brachten. Eine Belohnung für den czernowitzer Bischof Hackmann, der sich unter Hohenwart streng constitutionell erwiesen, und zugleich eine Klarlegung der kirchlichen wie der politischen Verhältnisse war es auch, daß im Februar 1873 für die orientalischen Griechen der Bukowina und der Bocche di Cattaro in Dalmatien eine eigene Metropolie errichtet ward — nunmehr die dritte im Reiche, nachdem schon Schmerling acht Jahre früher den Rumänen der orthodox-griechischen Kirche in Siebenbürgen und Ungarn unter Saguna von dem karlowiczer Patriarchat losgetrennt. Diese Metropolie und damit einen Sitz im Herrenhause erhielt Hackmann, der übrigens seine neue Würde nur bis zum 14. April 1873, seinem Todesdatum, genoß. Es war damit sowol dem Hinüberschielen Saguna's und seiner Nachfolger nach der Bukowina ein Ziel gesetzt, wie auch den Bestrebungen, Dalmatien zur Stephanskrone hinüberzuziehen, ein neuer Riegel vorgeschoben. Die dualistische Organisation der Monarchie hatte auch auf kirchenpolitischem Gebiete einen Schritt vorwärts gethan, obschon es allerdings einen eigenen Eindruck macht, wenn die 78000 orientalischen Griechen um Cattaro, zusammen mit den 376000 der Bukowina von Czernowitz aus administrirt werden sollen. Der bedeutsamste Triumph Stremayr's in dieser Richtung war aber jedenfalls, daß er im Januar 1873 sein Gesetz über die Reformen in der Organisation der Universitätsbehörden im Herrenhause durchbrachte. Erstreckte sich gleich die Reorganisation leider nicht so weit, daß die evangelisch-theologische Facultat in den Verband der wiener Hochschule Aufnahme fand, so wurde doch der ultramontane, im Mittelalter wurzelnde und daher der Wissenschaft feindliche Charakter dieser Institute beseitigt, der die Universitäten zu Succursalen der Hierarchie degradirte. Das prägte sich schon äußerlich darin aus, daß die, freilich nur noch nominelle Kanzlerschaft der Fürst-Erzbischöfe von Wien und Prag über die betreffenden beiden Akademien aufgehoben wurde, obschon die Cardinäle Rauscher und Fürst Schwarzenberg in Person erschienen waren, um den Entwurf zu bekämpfen. Sowol dadurch wie durch den Umstand, daß bei dieser Gelegenheit der tiefgehende Zwist des deutschen und centralistischen Rauscher mit der feudal-föderalistischen

Opposition des nationalen Schwarzenberg zum offenen Ausbruche kam, obwol doch in dem gegebenen Falle beide Kirchenfürsten an Einem Strange zogen, erhielt die Herrenhausdebatte am 27. und 28. Jan. einen so hochbedeutsamen Charakter, wie keine andere seit den Märztagen von 1868 über die Aufhebung der geistlichen Ehegerichte.

Wo Stremayr im großen und ganzen hinaus wollte, darüber konnte man allerdings auf klerikaler Seite nicht im Zweifel sein, wenn auch die ministeriellen Entwürfe über die Reform der katholisch-theologischen Facultäten noch heute nicht veröffentlicht sind. Während Stremayr's zweiten Ministeriums 1870 hatte Döllinger dieselben approbirt; Jirecek aber sie sofort zu den Acten gelegt mit dem salbungsvollen Ausrufe: „Danken wir Gott, daß wir solche Facultäten haben." Bei seinem Wiedereintritt ins Cabinet hatte Stremayr die Vorlagen nochmals umarbeiten lassen. Nunmehr ruhte nach einer officiellen Broschüre der Kern des Ganzen in dem Satze: „Die theoretische Ausbildung der Candidaten muß eine wissenschaftlich gründliche sein; sie ist ein Theil des öffentlichen Staatsunterrichtes, ist Sache der theologischen Facultäten und bedingt die Aufhebung der bischöflichen Lehranstalten sowie der Klosterschulen." Die Dauer des Universitätsbesuches ist auf einen dreijährigen Cursus festgesetzt, erst nach dessen Absolvirung ist der Eintritt in ein bischöfliches Seminar oder in ein Kloster zu praktischer Berufsausbildung gestattet. Damit ist die Frage, ob Universitäts-, ob Seminarbildung des Klerus? entschieden. Der Fortschritt, der in der Wiederherstellung der theologischen Facultäten als streng staatlicher Institute liegt, sollte noch durch Einführung der deutschen Unterrichtssprache und durch ausschließliche Anstellung von Staatsprofessoren gesteigert werden. Eine neue Rigorosenordnung sollte dem Skandal ein Ende machen, daß die theologischen Doctorate eigentlich bischöfliche Hauswürden waren, da der Bischof durch eigens ernannte Commissarien examinirte und promovirte. Daher der Spitzname Doctores bullati für die Doctoren der Theologie in Oesterreich, die nicht die Facultät ernennt! Natürlich täuschte der Minister sich keinen Augenblick darüber, daß die Durchführung dieser Principien in der Praxis nur das allmähliche Werk langer Jahre sein könne. Das Gesetz über die Reorganisation der Universitätsbehörden war nur ein erster Schritt zum Ziele. Außer der Aufhebung der Kanzlerschaft, deren Schimmer schon so weit verblaßt war, daß der wiener Erzbischof sie gewöhnlich dem ihm assistirenden Weihbischofe übertrug, handelte es sich hauptsächlich darum, den ausschließlich katholischen Charakter der Hochschulen, der ja factisch längst nur noch eine Fata-Morgana war, nunmehr auch de jure zu beseitigen und eine Reihe lästiger, mit den Aufgaben einer Akademie unvereinbarer Normen zu streichen, die Thun 1849 zum Zwecke religiöser Wohldienerei in sein damaliges „provisorisches Statut" aufgenommen, um die entschwundene klerikale Herrlichkeit auch auf diesem Gebiete nach Möglichkeit wiederherzustellen. Die Fähigkeit, akademische Würden zu bekleiden, ward ausdrücklich vom Glaubensbekenntniß unabhängig erklärt; da man protestantische Dekane schon gehabt, so war damit nur gesagt, daß auch das Rectorat an Nichtkatholiken gelangen dürfe. Auch ward für die Rectorwahl die Vorschrift des Turnus zwischen den verschiedenen Facultäten aufgehoben. Die nächst bedeutsamste Maßregel war die Lösung der sogenannten Doctorencollegien aus dem akademischen Verbande, in dem sie bisher eine völlig ungehörige Rolle gespielt: daß dem Universitätsleben und seinen Zwecken völlig fremde Männer, oft auch Magister der Chirurgie, Winkeladvocaten und Inhaber der Barbierstuben darunter, blos weil sie einen Doctortitel erworben, auf akademische Angelegenheiten Einfluß nehmen konnten; namentlich in Prag übertrugen sie dann auch noch die nationale Hetze in das Heiligthum der Wissenschaft, wenn sie als Stimmvieh für die Wahl eines deutschen oder czechischen Dekans verwendet wurden. Der Regierungsvorlage hatte der Ausschuß noch eine Resolution hinzugefügt, der zufolge die evangelisch-theologische Facultät der wiener Hochschule einver-

leibt werden sollte. Die Cardinäle sprachen zwar beide gegen das Gesetz, ja Rauscher ging in gewissem Sinne noch weiter als Fürst Schwarzenberg, indem er die Vorlage als „das Werk einer Partei“ bezeichnete, „die aus den Universitäten eine Zwangsanstalt zur Einführung des Atheismus machen wolle“. Aber der wiener Erzbischof kehrte sich auch mit großer Energie gegen den prager Collegen, um dem Föderalsmus einen tüchtigen Seitenhieb zu versetzen. Diese Scene war durch Vorgänge außerhalb des Parlaments vorbereitet. Schon seit Monaten war der Erzbischof von Wien in dem Organ der Partei Thun-Clam, dem „Vaterland“, sowie in dem Jesuitenblatte „Kirchenzeitung“ aufs heftigste angegriffen worden; das prager klerikale Blatt „Czech“, das in nähern Beziehungen zu dem Cardinal Schwarzenberg steht, hatte ihn geradezu an den Pranger gestellt. In seinem Journal „Volksfreund“ hatte Rauscher mäßig und taktvoll erwidert. Jetzt aber, in der Herrenhausdebatte, führte er, fast unmittelbar nachdem Schwarzenberg gesprochen, die Behauptung des „Volksfreund“ näher aus: „den Föderalisten sei die Religion lediglich ein Deckmantel für selbstsüchtige politische Zwecke“. Er warf die zündenden Worte hin: „Wenn irgendeine Körperschaft, so ist das Herrenhaus berufen, über den Strömungen des Augenblicks zu stehen. Mit Recht opponirt es den Bestrebungen, Oesterreichs westliche Länder durch irgendwelche politische Maßregeln in Stücke zu zerreißen; denn die Folge davon wäre die Ohnmacht des Reiches bei irgendeiner europäischen Krisis; dasselbe gilt aber auch auf religiösem Gebiete; denn auch die Zersetzung der religiösen und sittlichen Ueberzeugung würde den Niedergang des Staatswesens, vielleicht etwas langsamer, aber ebenso sicher herbeiführen.“ Die Parallele ist wol kaum eine glückliche zu nennen, da das tertium comparationis schwer aufzufinden wäre: immerhin waren die Fundamentalartikler, die sich so gern als alleinige Hüter des patentirten Glaubens aufblähten, hier mit den Feinden der Kirche identificirt. Diese Heimleuchtung erregte denn auch in blaublütigen Jesuitenkreisen eine solche Berserkerwuth, daß eine Deputation von Hochtories, den Vorsteher der Michaelsbruderschaft Baron Stillfried an ihrer Spitze, sich zum Cardinal begab, um ihm einen Widerruf abzutrotzen. Es kam zu einer förmlichen Scene, die Rauscher so aufregte, daß sie ihn aufs Krankenbett warf. Nach seiner Genesung aber erwiderte er den Herren auf ihre briefliche Bitte, ihnen eine Art Widerruf zur Veröffentlichung zu übergeben, in so derber Weise, daß sie nicht daran denken konnten, den schriftlichen Bescheid zu publiciren. Professor Rokitansky wies besonders nach, wie Thun's Statut den Dualismus zwischen Professoren- und Doctorencollegien noch „vergrößert“ und dadurch den „Verfall der Wissenschaft“ noch beschleunigt habe. Einen sehr schweren Stand dagegen bereitete Baron Lichtenfels dem Cardinal Rauscher, indem er in der zweiten Sitzung dessen während der Concilszeit in Neapel erschienene Schrift: „De infallibilitatis subjecto“, hervorzog, um mit des Autors eigenen Worten zu beweisen, wie vollständig unmöglich es nach Proclamirung des Unfehlbarkeitsdogmas sein werde, in weltlichen Dingen die Aussprüche der Kirche gelten zu lassen. Nicht um eine Parteiangelegenheit, wie der Erzbischof behauptet, handle es sich hier; sondern es sei nach Verkündung des Unfehlbarkeitsdogmas einfach staatsrechtlich unzulässig, ohne Gefährdung des Reiches irgendeiner Lehranstalt den Stempel der katholischen Religion aufzudrücken. Der Zweck davon könne ja nur sein, zu verhüten, daß irgendetwas gelehrt werde, was den Vorschriften der Kirche zuwiderlaufe. Seitdem aber die Unfehlbarkeit des römischen Papstes in Sachen des Glaubens und der Sitte zu einem Dogma erhoben sei: müsse demgemäß an allen Lehranstalten docirt werden, daß der Papst auch in weltlichen Dingen der unfehlbare, oberste, unumschränkte Gesetzgeber sei, dessen Allmacht keine andern Grenzen habe als sein eigenes Belieben — denn in das Bereich des Glaubens und der Sitte lasse sich eben das ganze Gebiet der menschlichen Handlungen ziehen. In heftigster Erregung machte Rauscher die völlig verunglückte Einwendung: das

Thema gehöre nicht hierher; die Broschüre sei unrichtig citirt; er habe sich nicht als Verfasser genannt — um dann sofort auf ein anderes Kapitel überzugehen mit der Behauptung: „als oberster Leiter der Christenheit habe der Heilige Vater nicht einverstanden sein können mit den Unterrichtsgesetzen, nach denen der Atheismus in der Stadt wie auf dem Lande schon in den Knabenschulen gepredigt werde". Diese Digression zog nun dem Kirchenfürsten auf der Stelle eine scharfe Reprimande von seiten des wiener Bürgermeisters Dr. Felder zu: „Ich bedauere, daß Se. Eminenz etwas gesagt, was ich in Abrede stellen muß. In den Volksschulen Wiens wird der Religionsunterricht nach den bestehenden Schulgesetzen von Priestern ertheilt, und es ist mir nicht bekannt, daß in irgendeiner Schule von irgendeinem Lehrer der Atheismus ungestraft gepredigt worden wäre. Ebenso wenig brauchen die Organe der Schulaufsicht sich den Vorwurf gefallen zu lassen, daß sie durch Zulassung des Atheismus ihre Pflicht versäumt. Dies zur Richtigstellung." Mit großer Heftigkeit replicirte Rauscher, er sei bereit, alles, was er gesagt, juristisch zu beweisen; allein er blieb jeden Beleg für seine Behauptungen schuldig. Dessenungeachtet erfocht er den Sieg, daß das Haus bei der Abstimmung, nach Annahme des Gesetzes, die Resolution über die evangelisch-theologische Facultät ablehnte.

Gelegentlich der Budgetdebatte kam die Stellung des Abgeordnetenhauses zur Regierung in Betreff der confessionellen Fragen noch zu einem präcisern Ausdrucke. Bei Berathung seines Etats hatte Stremayr am 17. Febr. im Finanzausschusse erklärt, das Ministerium gedenke gegenwärtig die Vorlagen über das Verhältniß zwischen Kirche und Staat nicht einzubringen. Der Ausschuß antwortete darauf mit Fassung zweier Resolutionen, die das Plenum am 15. März genehmigte: „Die Regierung wird aufgefordert, die Gesetzentwürfe betreffend das Verhältniß zwischen der Staatsgewalt und der katholischen Kirche sowie bezüglich der Religionsfonds und geistlichen Aushülfssteuern und rücksichtlich der Reorganisation der theologischen Facultäten ehestens zuverlässig einzubringen"; ebenso „das Verhältniß mit den Jesuiten in Innsbruck zu lösen und Einrichtungen zu treffen, daß mit dem Jahre 1874 für theologische Professoren aus dem Jesuitenorden an der innsbrucker Universität kein Gehalt mehr in das Budget eingestellt werde". Das Präliminare selbst, wie es Ende März publicirt ward, wies für 1873, ziemlich so wie die bereits erwähnte Vorlage des Ministeriums, 390 Mill. Ausgaben und 367 Mill. Bedeckung aus. Nur durch außerordentliche Zuflüsse, wie überraschende Steuererträgnisse, Liquidirungen von Kassenresten, Verkauf von Domänen, Refundirungen der Donau-Dampfschiffahrtsgesellschaft, Erlös aus Prioritäten der Franz-Joseph-Bahn wurde das Deficit von 23 Mill. in einen scheinbaren Ueberschuß von 4 Mill. verwandelt. Diese Gruppirung nahm sich denn allerdings um so imposanter aus, da gleichzeitig, trotz der Haltung der Polen im Reichsrathe, ein Nachtragscredit für das nothleidende Galizien und für Erhöhung der Beamtengehalte, statt der 5 Mill., welche die Regierung gefordert, 9 Mill. bewilligt worden waren.

Neben den Reibungen mit dem Klerus führten namentlich die Agitationen gegen die Wahlreform zur Consolidirung des Cabinets; so insbesondere in Böhmen, wo sie wieder einen recht tumultuarischen Charakter annahmen. Die Regierung befestigte ihr eigenes Ansehen und das des Gesetzes, indem sie die Abhaltung czechischer Tabors untersagte, die darauf berechnet waren, eine terroristische Hetze gegen die Wahlreform in Gang zu bringen. Baron Koller verstand es, dem Verbot Nachdruck zu geben; wo er auf offenen Widerstand stieß, da half wieder, wie zur Zeit der Landtagswahlen, als die Czechen den verfassungstreuen Großgrundbesitz einschüchtern wollten, die Militäreinquartierung aus. Die Anarchie fing an, der Gesetzlichkeit zu weichen; hier und da erklärten schon einzelne Gemeinden, selber jeden Skandal hintanhalten zu wollen, wenn die Statthalterei Soldaten

zur Verhinderung der angesagten Tabors dorthin dirigiren wollte. Die Petitionen aber, welche der Feudaladel dem Kaiser in Audienzen gegen die Wahlreform überreichte, wurden dem Ministerium vom Monarchen „zur verfassungsmäßigen Erledigung" zugewiesen. Wohl machte die große Declarantenligue angesichts der drohenden Gefahr einen Versuch, Alt- und Jungczechen mitsammt den Feudalen wieder zu Einer compacten Phalanx zusammenzuschweißen. Die beiden Hauptführer der Alt- und Jungczechen, Skrejschowski und Gregr, die um jene Zeit im Gefängnisse dem Ausgange ihrer Betrugsprocesse entgegensahen, feierten ein sentimentales Versöhnungsfest, indem sie sich, in Gegenwart einer „nationalen" Deputation, in einer Kerkerzelle umarmten und einen Judaskuß austauschten. Die angeblich „liberalen" Jungen unterwarfen sich also, indem sie sich mit den Altczechen, den Schleppenträgern der Feudalklerikalen, aussöhnten, neuerdings der Führung dieser letztern und huldigten in ihrem Neujahrsprogramm abermals dem passiven Widerstande, was in die Formel gekleidet ward: die Einheit der Partei sei wiederhergestellt. Wirklich brachte jetzt der ultramontane „Czech" einen pomphaften Artikel: „Zu den Waffen", welcher zur Vereitelung der Wahlreform um jeden Preis aufforderte. Es sollten Massendeputationen nach Wien abgeschickt und Zustimmungsadressen aus allen Theilen des Königreiches zu der Neujahrserklärung nach Prag eingesendet werden; außerdem ward eine große Nationalbeseda projectirt, aus deren Mitte Deputationen an den Kaiser mit Petitionen gegen die Einführung directer Reichsrathswahlen abgeordnet werden sollten. Allein die Behörden schritten gegen die Massendeputationen und gegen die Zustimmungsadressen zum Neujahrsprogramm ein, weil dieselben die Regierung beschimpften. Die große Narodni-Beseda aber scheiterte bereits daran, daß der Feudaladel nicht erschien, weil er mit Ausnahme des Grafen Clam-Martinic keine Lust hatte, wieder durch Amalgamirung mit dem Plebs zu tief herabzusteigen und sich durch Theilnahme an demagogischen Bewegungen bei Hofe vollends zu discreditiren. Mit der Einigkeit der Partei also war es nicht mehr weit her, und, was schlimmer, die kleinern Gemeinden zeigten sich des passiven Widerstandes, über dem alle politischen Interessen vernachlässigt wurden, überdrüßig; die größern nahmen für die Regierung Partei, wenn diese das Heft mit fester Hand ergriff, um das nachzuholen, was die Communalvertreter schmählich verabsäumten. Während in Prag der Gemeinderath über Demonstrationsfeierlichkeiten berieth, wurden die Kanäle und Kloaken dergestalt ihrem Schicksale überlassen, daß Cholera und Blattern um sich griffen; die gesammte Bevölkerung beider Nationalitäten wußte es daher dem Statthalter Dank, als er energisch eingriff und die Pestherde auf Kosten der Gemeinde zu reinigen befahl. Das hatte nun wieder die weitere Folge, daß die Gemeinderepräsentanten sich bald auch in andern Punkten nicht mehr scheuten, ruhig ihres Weges zu gehen, wo das in ihrem offenbaren Interesse lag, ohne sich von den nationalen Kampfhähnen länger gängeln zu lassen. Zu derselben Zeit, als die Feudalen ihre Petitionen gegen die Wahlreform in Schwung setzten und die Jungczechen ihre Drohbriefe verbreiteten, als in Prag selbst Manifestationen in diesem Sinne stattfanden, wurden von dem Stadtverordnetencollegium der Landeshauptstadt am 13. Jan. die Wahlen in den Bezirksschulrath zum ersten mal anstandslos vollzogen. Sie mußten die dirigirende Adelscoterie um so unangenehmer berühren, als sie fast auf lauter Jungczechen, wie Gregr und Sladkowski, d. h. auf Liberale mit hussitischen Neigungen fielen. Ausdrücklich erklärte das Stadtverordnetencollegium, es müsse die Wahlen vornehmen, „da Gefahr vorhanden sei, daß die Gemeinde ihres Einflusses auf die Schulen entäußert werde". Der „Tagesbote" bemerkte dazu: „Heute wählt man in den Schulrath, weil sonst der Einfluß auf die Jugend verloren ginge; morgen tritt man in den Landtag, weil eine Reihe von Bezirken des Schutzes entbehren; übermorgen in den Reichsrath, weil sonst alle Wünsche wirkungslos verhallen." Die Bevölkerung lehnte sich in Betreff des Unterrichts-

wesens eben so entschieden gegen den passiven Widerstand auf, wie die Jungczechen dagegen protestirten, den Jesuiten länger die Schleppe zu tragen. In Pilsen war es die Einwohnerschaft, welche stürmisch die Ersetzung der czechischen Gemeinde- durch Staatspolizei begehrte. Die Leidenschaften waren womöglich noch ärger erhitzt als in den Tagen der Landtagswahlen. Die Petition der Feudalen und Nationalen forderte mit dürren Worten den Staatsstreich, der dem „souveränen Willen" des Herrschers zustehe, und die sofortige Berufung eines „Ausgleichs"-Ministeriums, widrigenfalls „selbst der vermittelnden Macht der Krone Hindernisse erwachsen würden", wie der zur offenen Drohung sich zuspitzende Schluß der Bittschrift an Se. Majestät besagte. Wem das nicht verständlich genug war, dem lieferten „Narodni Listy" den nöthigen Commentar: „Noch sei eine Befriedigung der staatsrechtlichen Ansprüche auf dem Wege des Friedens möglich; mit Einführung der directen Wahlen werde dieser Weg für immer abgeschnitten und der Verfassungspartei die Möglichkeit geboten, das Königreich Böhmen auf legale Weise in eine preußische Enclave zu verwandeln, dann freilich müsse der Trieb der Selbsterhaltung allen slawischen Völkern des Reiches das Recht und die Pflicht geben, auf ganz andere Mittel zur Vertheidigung ihrer Rechte, ihres Lebens und ihrer Güter zu denken, als sie bisher vereinzelt angewendet." Allerdings war die Adresse an den Kaiser das ausschließliche Werk Rieger's und der Feudalen; doch gingen auch die Jungczechen wacker dafür ins Zeug. Wohl kam den „Narodni Listy", ihrem Organ, mitunter ein Lichtblick, daß eine czechische Revolution, selbst wenn man die Courage dazu hätte, kolossales Fiasco machen müsse. Dann aber forderten sie wieder zu Massenunterschriften auf, indem sie erklärten, „die Augen Europas" seien auf „das wichtigste Volk dieser Reichshälfte" gerichtet, und die Petition an den „König" mit derjenigen des amerikanischen Congresses an Georg III. verglichen, als eine Entscheidung nur noch „durch die Schärfe des Schwertes" herbeigeführt werden konnte. Es sei das „die letzte Bitte" des nordamerikanischen Volkes gewesen, das „in der einen Hand die ehrerbietige Adresse, in der andern das gezückte Schwert" gehalten, „lieber die Schrecken des Krieges als gutwillige Knechtschaft gewählt" habe. Der „ehrerbietige Ton" der Bittschrift möge darum niemand vom Unterschreiben abhalten; um was es sich eigentlich handle, das sei in dem Schriftstücke verschwiegen: „nicht sich an den König zu wenden sei der Hauptzweck, sondern daß wir uns selber in unserer Stärke kennen lernen und zählen". Nicht nur in Wirthshäusern und Verkaufsläden lag das Document zur Unterschrift auf: auch Gemeindelocalitäten, wie das städtische Armenhaus, sogar die Pfarren wurden als Stätten des Agitationstreibens misbraucht, ohne die mindeste Rücksicht auf die deutschen Insassen Prags. Am 18. Jan. konnten die Czechenblätter wirklich beglückt constatiren, daß unter der Petition in trautem Verein neben den Namen der Jungczechen Sladkowski und Gregr die der Altczechen Palacky und Rieger, sowie die der Feudalen, der Grafen Clam-Martinic, Leo Thun, Harrach, der Fürsten Georg Lobkowitz und Taxis prangten. Allein Koller's Energie bereitete dem Unfuge ein schnelles Ende, ohne übrigens das private Sammeln von Subscriptionen zu verhindern. Nur die Auflegung der Bogen in Kauf- und Wirthshaus- sowie in Redactionslocalen wurde in Prag und auf dem Lande verboten, den Journalbesitzern bei 50 Fl. Strafe für jede Unterschrift; desgleichen ward die Affichirung von Plakaten untersagt, worin die Orte bekannt gegeben wurden, an denen die Bogen auslagen.

Auch nach Mähren griff Ende Januar die Propaganda hinüber. Jedoch hatte die sehr aufmerksame Statthalterei dort den großen Vortheil für sich, daß sie gleich anfangs bei zwei Adressen aus Hullein die Fälschung der Unterschriften des Bürgermeisters und mehrerer Gemeinderäthe nachweisen konnte. Sie antwortete mit einer Verschärfung der Untersuchungen gegen die Misbräuche bei den Zaloznas (Spar- und Vorschußkassen); zunächst ging sie der von Meseritsch zu Leibe und die von Kremsier wurde sofort auf-

gelöst. Dessenungeachtet arbeitete die Opposition in Böhmen rüstig fort. In Skrejschowski's Druckerei wurden die Exemplare der Petition massenweise in Briefform verpackt und an die Ortsgemeinden verschickt, denen besonders angerathen wurde, sich zu Actionszwecken in größere Bezirksverbände zu vereinigen. „Es falle“, erklärte das officielle „Prager Abendblatt“, „niemand ein, das legale Petitionsrecht zu verkümmern; immerhin aber werde nicht geduldet werden, daß die Nationalen eine gewaltsame Pression an öffentlichen Orten ausüben, um Unterschriften zu einem Staatsstreiche gegen die Verfassung zu erzwingen.“ In Smichow schickte in der That der Bürgermeister die Amtsdiener mit der Petition von Haus zu Haus, auch die Deutschen höhnisch zum Unterschreiben auffordernd. Auf dem Lande colportirten die Pfarrer die Bogen, während selbst czechische Volksschullehrer in Bistritz und Wyprochitz die Leute vom Unterschreiben abmahnten. In den Städten suchten die Hausherren auf die Miethsparteien einen Druck auszuüben, der die letztern mehrfach nöthigte, den behördlichen Schutz nachzusuchen. In Mähren wurden mehrere Gemeindevorsteher nach Olmütz vor die Bezirkshauptmannschaft citirt, weil sie sich zur amtlichen Verbreitung des Documents hergegeben.

Auch in andere Kronländer griff die Agitation herüber, was um so natürlicher war, als die Statthalter auch nach den verschiedenen Landeshauptstädten angesehene Männer beriefen, um mit ihnen über die Details der neuen Wahlordnung zu verhandeln; und ebenso mischte sich das ultramontane Element der „schwarzen Bettelczechen“ sehr nachdrücklich in die böhmische Bewegung. Aber zu Feldkirch und zu Kapfenberg in der Steiermark wurden doch auch sogar die Bauern den Pfaffen aufsässig, als diese sie gegen die Wahlreform hetzen wollten. In Krain und Görz waren es Priester und Slowenen, die eifrig für die Unterzeichnung von Petitionen gegen die Wahlreform agitirten. Dem Verein Slovenija ward das Sammeln von Unterschriften als statutenwidrig untersagt; die beabsichtigte Einberufung von Volksversammlungen ward als ungesetzlich verboten: sehr erbaulich klang es indessen nicht, daß das Landespräsidium, um ein strafweises Vorgehen zu rechtfertigen, sich auf eine Bach'sche Verordnung aus dem Jahre 1854 (!) berufen mußte. In Galizien konnte die Regierung sich dagegen einfach auf die Deutschen, Juden, Ruthenen und Bauern, d. h. auf die weit überwiegende Mehrheit der Bevölkerung stützen, wenn sie die Propaganda der polnischen „Herren“ in den Gemeinden um Adressen gegen die Wahlreform sistirte. Das Ende der Agitation war, daß sämmtliche Gemeinden ihre Proteste gegen die Wahlreform zurückzogen, während viele andere umgekehrt zu Gunsten der directen Wahlen petitionirten, ohne sich durch die fanatischen Wuthausbrüche der polnischen Blätter abschrecken zu lassen. Ueberhaupt nahm der Versuch, ein gemeinsames Vorgehen der verschiedenen Fractionen der Rechtspartei durch ein Conventikel, das am 26. Jan. in Wien abgehalten ward, zu erzielen, ein gar klägliches Ende. Die Polen sagten im letzten Augenblicke ab, nachdem sie schon Grocholski und Zyblikiewicz zu ihren Vertretern ernannt; so waren nur die Klerikalen durch den Fürsten Schwarzenberg, die Feudalen durch den Fürsten Lobkowitz, die Grafen Clam-Martinic und Egbert Belcredi aus Mähren, den Bruder des Sistirungsministers, die Altczechen durch Rieger und Zeithammer, die Jungczechen durch Sladkowski, die Slowenen durch Costa, die Dalmatiner durch Danilo repräsentirt; als Volontär ohne Mandat seiner Landsleute war Smolka erschienen. Ohne eine Einigung erzielt zu haben, gingen die Herren auseinander, nachdem sie sich gegenseitig mit heftigen Vorwürfen überhäuft.

Selbst Wundergeschichten wurden nicht verschmäht, um die Agitation in Böhmen gehörig in Fluß zu bringen. In Philippsdorf ward eine Mirakelerscheinung inscenirt, und nun sollte die heilige Stelle am 17. Jan. eingeweiht werden, wozu sich unter anderm auch Graf Buquoy einfand; es kamen indessen nur 70 Priester mit einem kleinen Volkshäuflein an, und die Heranziehung von Katholikenvereinen, die das Fiasco decken sollten, verbot der schluckenauer Bezirkshauptmann in Ermangelung rechtzeitiger Anmel-

dung. Am großartigsten in der Fabricirung ungeheuerlicher Enten erwies sich das Organ des Cardinals Schwarzenberg. Heute schrieb es, die Wahlreform sei von der Tagesordnung abgesetzt; ein rein geschäftliches Ministerium werde das Cabinet Auersperg ersetzen, bis die Weltausstellung vorüber sei, um bis dahin Conflicte zu vermeiden. Morgen erklärte es, die Minister wollten die Petitionen unterschlagen, man möge dieselben daher nur an die Redaction einsenden, die ein sicheres Mittel habe, sie direct in die Hände des Kaisers zu spediren; daß die Gemeinden den Inhalt kennten, sei gar nicht nothwendig, sie sollten nur Bogen mit Unterschriften einschicken, die Redaction werde dann schon die Petition davorsetzen. Allein während man so das Bedürfniß fühlte, sich enger aneinanderzuschließen, sah die unnatürliche Coalition doch auf Schritt und Tritt die drängende Gefahr, in ihre feudal-jesuitischen und demagogisch-hussitischen Elemente auseinanderzufallen. Eine specifische Versammlung des demokratischen Czechenvereins in Prag wurde verboten, und im Grunde war doch eben die jungczechische Demokratie die einzige Fraction, der es mit der Sache voller Ernst war. Gerade sie aber ward vom „Czech" heftig angegriffen, weil sie „die Nation" durch die Angriffe auf die „heilige Kirche" spalte. Dem schlauen Plane der „Narodni Listy", besonders in Deutschböhmen Unterschriften zu sammeln, weil diese auf den Kaiser den meisten Eindruck machen würden, setzten die deutschen Ortschaften thätlichen Widerstand entgegen, wo die Pfarrer die Bogen in den Sakristeien auflegen wollten. Unter dem feudalen Adel herrschten große Spaltungen: auf der Nationalbeseda, die Mitte Januar das Siegel auf die Allianz der Czechen und Gaugrafen drücken sollte, erschien von den letztern nur Baron Hildprandt. Der weitaus größte Theil der Aristokratie fand die Adresse doch zu stark und schloß sich der stark verwässerten Sonderadresse des katholisch-politischen Landesvereins an, die unter dem Vorsitze des Grafen Schönborn und des Dompropstes Stulc beschlossen worden war. In diesem Document war von nationalen und staatsrechtlichen Motiven gar keine Rede; es war vielmehr der rein confessionelle Standpunkt adoptirt, den die Rechtspartei neuerdings eingenommen.

In der Discussion hatte Stulc alle Liberalen von Luther bis auf den Gegner der Infallibilität, Professor Schulte in Prag, mitsammt der deutsch-jüdischen Presse für nichtswürdig erklärt. So ward denn auch in der Petition der Kaiser ersucht, er möge nicht den Glanz der Krone durch die Wahlreform verdunkeln, noch sich durch eine Partei „die Freiheit trüben lassen, als katholischer Monarch über katholische Völker zu herrschen". Eine unangenehme Erinnerung war es auch, daß gerade in diesen Tagen Ende Februar definitiv die Untersuchung gegen jene sechs Czechenführer eingestellt ward, die im vorigen Jahre den großen Patrioten Sabina als geheimes Femgericht zur Verbannung verurtheilt und Befolgung des Verdicts zu erzwingen gewußt hatten, weil er zugleich als besoldeter Polizeispitzel fungirt hatte. Energischer als alle Petitionsanläufe forderten die Aufrufe zu Massen-Tabors, die für den 7. Febr. im ganzen Königreiche — zu Zizkov, Horzitsch, Budweis, in Karolinenthal bei Prag vom Demokratenverein, zu Falkenau von dem politischen Vereine für das nordwestwestliche Böhmen u. s. w. — gegen die Wahlreform angesagt wurden, die Regierung heraus. Aber der grobe Klotz fand diesmal im Statthalter einen groben Keil, und alle ordnungsliebenden Bürger traten auf Baron Koller's Seite. Alle diese Meetings wurden verboten, und als die „Politik" aufforderte, das Verbot unbeachtet zu lassen, reichten die Verschärfung der Streifpatrouillen in Prag und ein Dutzend Mann Einquartierung in Zizkov aus, um dem Spectakel ein Ende zu machen. „Vernünftige, praktische Zwecke verfolgende Meetings, die auf dem Boden des Gesetzes fußen, werden anstandslos bewilligt werden; turbulente Tabors, deren Tendenz notorisch nur die Aufwiegelung gegen das Gesetz ist, duldet keine Regierung der Welt" — schrieb das „Prager Abendblatt". Umsonst war Zeithammer's Feinheit, der die Declaranten mahnte, die Tabors als bloße Privatbesprechungen zu maskiren: sie hielt, der

Festigkeit der Behörden gegenüber, ebenso wenig stand wie die Rodomontaden der „Politik". Das „Prager Abendblatt" mahnte ruhig, aber dringend ab, die Rathschläge des Czechenblattes zu befolgen: überall sei dem Gesetze bewaffnete Unterstützung gesichert; der Schaden müsse nicht nur die einzelnen Excedenten, sondern die ganzen Gemeinden treffen. So brauchte denn nur Zizkov mit Einquartierung belegt und der nahe gelegene Zizkaberg militärisch occupirt zu werden, weil dort am Vorabende des inhibirten Tabors das Vereinsgesetz an einen Pfahl genagelt und eine weiße Fahne aufgesteckt war. Der Gemeindevorstand von Kuttenberg verbürgte sich selbst für Aufrechthaltung des Taborverbotes, als auch dorthin Soldaten beordert werden sollten. Das Fiasco der Tabors war ein vollständiges und ward durch den bessern Erfolg der Petitionen nur theilweise ausgeglichen. Das prager Stadtverordnetencollegium allerdings trat der Adresse bei, aber nicht ohne daß die deutschen Vertreter der Josephstadt erklärten: „Es sei das ein unopportuner, die communalen Interessen schädigender Schritte; statt Politik zu treiben, möge man endlich einmal für die wirthschaftlichen Angelegenheiten der Stadt sorgen." Vor der Abstimmung verließen die beiden Deutschen den Saal, wo sie auch an der Berathung weiter keinen Theil genommen hatten. Aber schon in dem schüttenhofener Bezirke protestirten die Gemeinden gegen die Unterzeichnung der Petition. Im Gemeinderathe von Litten widersetzten sich selbst czechische Mitglieder und sprachen dem Bürgermeister peremtorisch aus, er habe dem Kaiser und den Gesetzen, nicht aber den Czechenblättern zu gehorchen. Ebenso offen ward in dem Czechenorte Podol gegen die Unterzeichnung Partei ergriffen. Der siebenundachtzigjährige Vicebürgermeister von Wischehrad erwiderte den Sendlingen der Declaranten: er wollte sich auf seine alten Tage nicht an Kaiser und Reich versündigen. Der Bürgermeister von Brandeis entfernte eigenhändig die im Rathhaussaale aufliegende Adresse und affichirte das behördliche Verbot bezüglich der Auflegung an öffentlichen Orten. Der Bürgermeister von Schlan, wo Clam-Martinic zu Hause ist, erklärte die Petition für eine Charlatanerie und erhielt dafür eine Vertrauensadresse von der czechischen Bevölkerung; der von Dobrichowitz wollte mit der „Petitionsunterschreiberei" nichts zu thun haben, welche „Großthat" „Narodni Listy" ihm zu gedenken drohten. Auch vor der Lüge, welche das „Prager Abendblatt" sofort dementirte, schreckten die Nationalen nicht zurück; in Budweis seien die Offiziere „wegen Preußenseuche" aus dem deutschen Casino ausgetreten. Immerhin konnte Fürst Georg Lobkowitz am 20. Febr. dem Kaiser die Petition überreichen und sieben Bände voll Unterschriften in der Cabinetskanzlei deponiren. Allein der „Tagesbote" in Prag publicirte jetzt ein Verzeichniß der nach Tausenden zählenden Petitionen aus Böhmen an den Reichsrath zu Gunsten der Wahlreform, die Serie mit der Aufzählung von 540 Gemeinden eröffnend. Auch hatte der Kaiser selbst schon 14 Tage früher einer Deputation aus Chrudim erklärt, er wünsche die Wahlreform ernstlich durchzuführen und sei mit den Ministern so durchaus einverstanden, daß er alle Petitionen nur an diese verweisen könne. So war denn der Widerstand gegen die Wahlreform eng umgrenzt und im Grunde auf die polnischen Abgeordneten im Reichsrathe beschränkt. Der Hauptgewinn, von dem die Verfassungspartei niemals zu träumen gewagt und den sie durch ihre Haltung in der Delegation der Regierung nach Möglichkeit erschwert, bestand darin, daß Galizien glattweg in die Reform einbezogen ward. Dadurch sind Oesterreich solche Wirren erspart, wie Kroatien sie Ungarn bereitet, und wie sie bei dem viermal so großen Umfange Galiziens, bei dem Verhältnisse Polens zu Rußland und Preußen doppelt verhängnißvoll hätten wirken müssen. Damit war denn aber auch die Position der Polen zur Wahlreform vorgezeichnet: durch die Hartnäckigkeit und Morgue, mit der sie sich dann zu der Frage stellten, thaten sie weiter redlich das Ihre, um die Sympathien des Hofes zu verscherzen und dem Ministerium die Elnbogen ganz frei zu machen. Wie erwähnt, hatten die polnischen Abgeord-

neten sich schon bei den Präliminarverhandlungen im December so verbissen gezeigt, daß Lasser gar nicht mehr mit ihnen verhandelte. Nur mit ruthenischen Deputirten conferirte er; doch ließ er Ende Januar den Grafen Goluchowski nach Wien kommen, der bei seinen Landsleuten dem Cabinet als Mittelsperson dienen sollte, sich aber in dieser Eigenschaft einer mehr als zweideutigen Haltung befleißigte. Schon am 17. Febr. hatte Goluchowski im Verfassungsausschusse erklärt, daß die polnischen Comitémitglieder sich an der Discussion der Wahlreform nicht betheiligen würden, und mit seinen Landsleuten die Sitzung verlassen. Am richtigsten charakterisirte ein wiener Brief eines pesther Blattes die Sachlage in dieser Beziehung: „Selbst die Gemäßigtsten unter den Polen vermögen sich dem ihnen zugemutheten Standpunkte nicht zu accommodiren. Dazu kommt, daß in Galizien selbst die Ultras eine Agitation insceniren, deren Rückwirkungen sich hier schon fühlbar machen. Ehrgeizige und selbstsüchtige Zwecke werden denen untergeschoben, die bisher den Muth hatten, die Stimme der Vernunft zu erheben. Gegen den Grafen Goluchowski wird eine förmliche Razzia organisirt; jenen, die im Abgeordnetenhause bleiben wollen, mit Proscription gedroht. Einer solchen standzuhalten, bedarf es mehr Kraft, als den meisten Anhängern der conciliaten Richtung innewohnt. Und so ist zu befürchten, daß je länger dies Schwanken dauert, desto mehr Lücken in die Reihen dieser Fraction gerissen werden." Der Ausgang der Verhandlungen bestätigte diese Ansicht nur zu schnell. Am 22. Febr. fand die entscheidende Sitzung des Polenclubs unter dem Vorsitze Grocholski's statt. Der Statthalter Goluchowski legte als Ultimatum der Regierung ein mit dieser vereinbartes Elaborat vor, das sich enge an die Herbst'sche Arbeit im Verfassungsausschusse von 1872 anschloß; allein es kam gar nicht zu dessen meritorischer Discussion. Die Polen stellten die Bedingung, daß die Regierung, als Garantie für die Votirung jenes Elaborats im Reichsrathe die Wahlreformvorlagen bis nach der zustimmenden Erledigung desselben zurückziehe. Da natürlich von einem Eingehen auf diese Forderung nicht die Rede sein konnte, ward jetzt nur noch der passendste Zeitpunkt für den Austritt aus dem Hause discutirt. Nur 10 Stimmen gewann Zyblikiewicz, der den Statthalter kräftigst unterstützte, durch eine anderthalbstündige Rede für seinen Vorschlag, man möge sich zum unbedingten Verbleiben im Reichsrathe entschließen, wenn die Regierung dafür sofort eine Reihe rein administrativer Zugeständnisse mache, die der parlamentarischen Einwilligung nicht bedürften: die Ernennung eines Ministers für Galizien, die Anstellung je eines polnischen Beamten in jeder wiener Centralstelle, die Proclamirung des Grundsatzes, daß der Ausgleich mit Galizien einen Punkt des ministeriellen Programms bilde und daß alle galizischen Zukunftsbahnen ihren Centralsitz in Lemberg oder Krakau haben sollen.

Das war der Abbruch der Verhandlungen, was den Blättern durch ein Communiqué des Inhalts mitgetheilt wurde: „Die Regierung habe alles aufgeboten, die drohende Secession zu verhüten; allein die weitgehendsten Zugeständnisse seien zurückgewiesen worden wegen der österreichischen Clausel, sodaß der Pferdefuß des Zukunftspolenreiches deutlich hervorsah — die Wahlreform werde durch diese Wendung nicht aufgehalten, auch nicht für Galizien — zu einem ehrlichen Abkommen auf verfassungsmäßigem Boden aber werde das Ministerium sich auch fernerhin immer bereit finden lassen." Jetzt endlich hatte das Ministerium die Hände frei; denn gleichzeitig hatte auch der letzte Sturm bei Hofe stattgefunden und war abgeschlagen worden, obschon die Gegner der Reform sich dort mit allen Elementen liirten, die nichts von dem Steigen des Parlamentarismus hören wollten, wenn sie gleich, namentlich in militärischen Kreisen, die eingefleischtesten Gegner aller föderalistischen Neigungen waren. Hohenwart war aus Krain, Sennyey aus Pesth nach Wien gekommen und beide conferirten hier aufs eifrigste mit den Grafen Goluchowski und Falkenhayn. Die fremden Gäste reisten unverrichteter Sache wieder ab,

als am 23. Febr. der Polenclub die Secession definitiv auf den Tag festsetzte, für den die zweite Lesung der Wahlreformvorlage anberaumt war.

Das Cabinet zeigte jetzt ebenfalls, daß es Eile hatte, um die politische Action, einschließlich der Delegationen, vor dem Beginn der Weltausstellung, oder doch in den ersten Tagen derselben, also Anfang Mai, zu schließen. Am 21. Febr. berief ein kaiserliches Handschreiben die Delegationen für den 2. April nach Wien. Am 22. wurde in Anwendung des Nothwahlgesetzes die directe Wahl zweier Abgeordneten für Vorarlberg ausgeschrieben, damit das Kronland, das einzige, dem jede Repräsentanz im Reichsrathe fehlte, in der Delegation nicht ohne Vertretung bleibe. Am 28. vollzog das Haus die 40 Delegationswahlen, wobei es freilich vorkam, daß für Krain z. B. der einzige noch im Besitze seines Mandats befindliche Abgeordnete sich selbst zum Delegirten ernannte. Indessen das war nicht gar so abnorm, da ja nach dem Wahlmodus überhaupt die Deputirten von Görz, Istrien, Triest und Vorarlberg stets vier zweiköpfige Wahlcollegien bildeten; auch war es ja den Deputirten jedes Kronlandes überlassen, die Delegirten aus den Abgeordneten einer andern Provinz zu nehmen. Jedenfalls hatte man den Vortheil, daß die Galizier jetzt noch ganz ordnungsmäßig ihre Delegirten wählten und so neuerdings Muße erhielten, um zur Besinnung zu kommen und nicht die Brücken hinter sich abzubrechen. Zwei Tage früher hatte der Verfassungsausschuß seinen Bericht über die Wahlreform eingebracht, an der er nur ganz unbedeutende Modificationen vorschlug. Anfangs hatte derselbe sich wol kühn ins Zeug legen wollen. Indessen auf die ersten Nachrichten von Discussionen in seinem Schoße schrieb Rudigier's „Volksblatt“ in Linz: „Es scheint, die Wahlreform ist ein bloßer Faschingsjux; ein jämmerlicheres Schriftstück hat seit Noah's Tagen nicht das Licht der Welt erblickt; alle Völker sträuben sich dagegen und die eigene Partei will nichts davon hören.“ Solche Stimmen und die sehr energischen Mahnungen der verfassungstreuen Journale brachten Doctrinarismus und Eitelkeit im Ausschuß, wenn nicht zur Vernunft, so doch zum Schweigen. Sogar Herbst erklärte: „Das Gesetz ist mangelhaft, aber es ist ein großer Schritt im Interesse des Reiches, und diesem muß man Opfer sowol der Ueberzeugung, als mancher berechtigten Ansprüche bringen, namentlich gegenüber jenen Parteien, die niemals für das Reich ein Opfer bringen.“ So ward denn beschlossen, jedes Amendement fallen zu lassen, dem die Regierung nicht zustimme. Wie die Bill vor dem Hause erschien, setzte sie die Zahl der Abgeordneten, die jetzt bei ihren Candidaturen nicht mehr an das betreffende Kronland gebunden waren, auf 353 fest, von denen 85 Großgrundbesitzer waren, 137 die Städte und Handelskammern, 131 durch Wahlmänner ernannte die Landgemeinden vertraten. Bisher waren auf 203 Landtagsdelegirte 58 Repräsentanten des Großgrundbesitzes, 67 der Städte und Handelskammern, 178 der Landgemeinden entfallen. Die Sitze der Städte und Handelskammern waren also mehr als verdoppelt, die der Landgemeinden um zwei Drittel, die des Großgrundbesitzes knapp um die Hälfte vermehrt. So kam das eigentliche Reichswahlgesetz, welches die Abgeordneten auf die Kronländer und Interessengruppen vertheilte, am 6. März vor das Unterhaus, wo es ohne lange Discussion en bloc angenommen ward. Nach ein paar einleitenden Worten des Berichterstatters Herbst erklärte Grocholski in sehr herausforderndem Tone, er und seine Landsleute würden zu einer solchen Competenzüberschreitung, welche die Landtage eines ihrer wesentlichsten Rechte beraube, auch nicht einmal ihre passive Assistenz gewähren. Der Abgeordnete Cerne aus dem Küstenlande schloß sich dieser Declaration an und verließ hierauf zusammen mit den Polen den Saal. Doch war er der einzige Südländer, der den Exodus mitmachte; aber auch für Galizien blieben zwei Bauern und ein Ruthene zurück — ohne Vertretung war nur Vorarlberg von allen siebzehn „Königreichen und Ländern“. Der tiroler Graf Bossi-Fedrigotti sprach darauf gegen das Gesetz, aber noch viel energischer

gegen die destructive, jeden Constitutionalismus aufhebende Strikepolitik der parlamentarischen Minoritäten. Es folgten einige warme Dankesworte des Berichterstatters gegen den Monarchen — und von 12—1 Uhr war alles abgethan. Die namentliche Abstimmung ergab, daß von den 167 Abgeordneten, die sich im Besitze ihrer Mandate befanden, 45 fehlten und 122 anwesend waren. Von diesen 122 stimmten 120 für, Bossi-Fedrigotti und Finanzbaron Morpourgo aus Triest gegen das Gesetz. Die übrigen 36 Mandate waren, bis auf eins, das ein Todesfall erledigt, verwirkt. Die Theilnahme der 35 Secessionisten an dem Scrutinium hätte mithin an der überreichlich vorhandenen Zweidrittel-Majorität nicht das Geringste geändert.

Bewegter und colorirter war am 21. März die Debatte im Herrenhause. Baron Lichtenfels führte in trefflicher Rede aus: die Reform setze dem wilden Andrängen des Particularismus gegen den Reichsgedanken ein Ziel, indem sie den vollen Strom des Volksbewußtseins unmittelbar in die Reichsvertretnng leite und die das Volk bewegenden Ideen zum ungefälschten Ausdruck bringe. Namentlich setzte der Redner die Bedeutungslosigkeit des polnischen Widerstandes ins rechte Licht, indem er hervorhob, daß jetzt endlich die Thatsache zum Durchbruche gelangen werde, daß in Galizien nicht die Polen, sondern die Ruthenen, die Deutschen, die Israeliten, die masurischen Bauern, kurz alle jene Stämme die Majorität ausmachen, die erst durch das Haus Habsburg von der kirchlichen, socialen und politischen Knechtschaft unter den Polen emancipirt wurden. Daß der achtunddreißigjährige Fürst Starhemberg aus Oberösterreich, den erst vor wenigen Monaten der Tod seines Vaters zum Pair gemacht, sich auf den angehenden Mirabeau hinausspielte und die Wahlreform für eine bloße Abschlagszahlung erklärte, namentlich die Beseitigung der Großgrundbesitzer-Curie sowie Specialvertretung des Arbeiterstandes verlangte: machte mehr Aufsehen, als es verdiente. Weit bedeutsamer war, daß gerade zwei Mitglieder nichtdeutscher Nationalität, der neue czernowitzer Metropolit Hackmann, ein Rumäne, und der italienische Graf Consolati aus Görz, das Streben der Wahlreform würdigten, alle Nationalitäten des Reiches zu gleichberechtigter Mitwirkung an der staatlichen Aufgabe im Reichsparlament zu versammeln. Nachdem noch Minister Lasser den wesentlich conservativen Charakter des Gesetzes betont, der nicht mit Stillstand oder Rückschritt identisch sei, sondern den ruhigen, stetigen, organisch sich entwickelnden Fortschritt bedeute, ward der Entwurf mit 93 gegen 14 Stimmen angenommen. Außer der ultramontanen Coterie Metternich-Rechberg stimmten drei Polen und ein Dalmatiner dagegen; von dem böhmischen Feudaladel war niemand erschienen. Nun ward auch die sehr umfangreiche Wahlordnung für alle Kronländer in beiden Häusern erledigt. In ihr ist der Satz ausgesprochen, daß in jedem Kronlande für die Wahldetails die Landtagswahlordnung maßgebend sein soll; aber mit der ausdrücklichen Clausel, daß es jederzeit dem Reichsrathe freistehe, diesen Paragraphen zu modificiren, der sich auch nur auf die bestehenden Landtagswahlordnungen beziehe und keineswegs die Annahme aller, etwa zukünftig von dem Landtage zu beschließenden Aenderungen involvire.

Das Parlament stand somit in Bezug auf seine Zusammensetzung wie auf seine Wahlordnung, die es jederzeit nach Belieben ändern durfte, völlig unabhängig von den Landtagen da. Schon am 3. April konnte Fürst Auersperg dem Unterhause mittheilen, daß der Kaiser die Wahlreform sanctionirt habe. Zum Dank dafür votirte dasselbe sofort mit 97 gegen 26 Stimmen, also ebenfalls mit überreichlicher Zweidrittel-Majorität, die wegen der betreffenden Verfassungsabänderung nothwendig war, jenen Paragraphen der neuen, die Jury auf alle Strafsachen und Delicte ausdehnenden Strafproceßordnung, welcher die Regierung unter gewissen Cautelen ermächtigt, die Geschworenengerichte zeit- und ortweise zu suspendiren. Somit war auch dies Gesetz erledigt, das bisher um jenes Paragraphen willen zwischen beiden Häusern hin- und hergewandert war. Der Kreis-

lauf eines Vierteljahrhunderts war vollendet. Am 1. Nov. 1848 hatte Fürst Windischgrätz die Deputirten und Journalisten vor der Reitschule angeherrscht: „Es gibt keinen Reichstag mehr", am 3. April 1873 verkündete Fürst Auersperg dem Reichstage, daß es fortan wieder ein österreichisches Parlament geben solle. Am 6. März 1849 brachte Stadion das den Reichstag sprengende Decret nach Kremsier, als dieser eben den Verfassungsentwurf en bloc annehmen wollte, der wesentlich eine Schöpfung des kaum vierunddreißigjährigen Dr. juris Lasser war. Am 6. März 1873 sah derselbe Lasser das Abgeordnetenhaus eine Wahlreform acceptiren, die gleichfalls sein Werk ist und zum ersten male wieder ein österreichisches Vollparlament ins Leben ruft. In allen Theilen des Reiches wurden zur Feier des Ereignisses großartige Festlichkeiten begangen, der wiener Gemeinderath schickte eine Dankesdeputation an den Kaiser ab. Ueberhaupt fühlte gerade Wien sich besonders mit der Dynastie verknüpft, als am 20. April die Festivitäten, welche die Bürgerschaft zu Ehren der Vermählung der Erzherzogin Gisela mit dem Prinzen Leopold von Baiern arrangirt, auch die Kaiserin wieder mit der Bevölkerung in nähere Berührung brachten. Am 9. Febr. war mit dem Tode der Kaiserin Karoline Auguste, der hochbetagten Witwe Franz' I., abermals aus dem Hofkreise eine erlauchte Dame geschwunden, die bei den Wienern als einflußreiche Stütze der Klerikalen galt.

Das Abgeordnetenhaus, das sich gleich am 4. vertagte, trat am 21. nochmals zusammen, um die Mandate der Polen zu cassiren, deren Vertreter bisher noch in der Delegation erschienen waren, jetzt aber auch die Mandate hierfür verloren, und um die Wahl Froschauer's für Vorarlberg zu verificiren. Der andere Abgeordnete, der aus den directen Wahlen hervorgegangen, war ein Klerikaler, der seinen Sitz nicht einnahm; in die Delegation aber ging nunmehr Froschauer für Vorarlberg: und für Galizien wählten die drei Bauern und Ruthenen, die noch im Hause tagten, sich selbst, sowie vier aus den Abgeordneten der andern Provinzen in die Delegation, die somit in ganz legaler Weise vollzählig beschickt war. Am 23. wurde der gemäßigte Ziemialkowski, Bürgermeister von Lemberg, zum Minister ohne Portefeuille ernannt; so war denn nach allen Seiten hin die möglichst große Harmonie hergestellt, ehe der Kaiser am 24. April die Session schloß, um Platz für die Eröffnung der Weltausstellung zu schaffen. Die Thronrede berührte zunächst die Vollendung der Wahlreform, wobei es bezüglich Galiziens hieß: „Die Bemühungen, diesem Königreiche eine mit der Macht und der Einheit des Gesammtstaates verträgliche Autonomie einzuräumen, haben nicht zu dem erstrebten Ziele geführt; in der Berufung eines, dem Lande angehörigen Mitgliedes in den Rath der Krone wird es jedoch einen Beweis fortdauernder Fürsorge erkennen." Nach Aufzählung der übrigen Arbeiten des Reichsrathes ward er sodann entlassen mit dem Hinweise darauf, daß „uns nur noch wenige Tage von dem großartigen Schauspiele der Entfaltung aller Kräfte und Bestrebungen der Industrie und Cultur trennen". Unter günstigen Verhältnissen, hieß es weiter, trete das große Unternehmen ins Leben; der Friede Europas sei ungetrübt und Oesterreich nach allen Richtungen hin in erfreulichem Aufschwunge begriffen. Das schrieben die Minister nieder 14 Tage vor dem großen Krach! Der Kaiser aber dankte den Volksvertretern noch insbesondere, daß „ihre Unterstützung in Oesterreich dem friedlichen Wettstreite aller Culturvölker der Erde eine würdige Stätte bereitet", sowie „daß sie in angestammter Treue und Anhänglichkeit die schmerzlichen und freudigen Ereignisse im Herrscherhause mit Theilnahme begleitet".

Die neuern Erscheinungen
im Gebiete der elektrischen Telegraphie.

Von

Eduard Zetzsche.

IV.

Die Feuerwehrtelegraphen und die Militärtelegraphie.

Die elektrische Telegraphie hat nicht blos in den Zweigen, welchen die drei vorausgegangenen Aufsätze gewidmet waren, in den letzten Jahren bedeutungsvolle Erfolge errungen, sie hat vielmehr auch nach andern Seiten hin ganz wesentliche Fortschritte gemacht. Eine eingehende Schilderung aller wichtigern Neuerungen im Telegraphenwesen würde indessen einen Raum erfordern, wie er in diesen dem gesammten geistigen und materiellen Leben der Gegenwart gewidmeten Blättern nicht verfügbar sein kann. Schon von vornherein wurde daher auf eine statistische Beleuchtung der Ausbreitung und des Ausbaues des Telegraphennetzes und auf den zahlenmäßigen Nachweis darüber verzichtet, in welch riesigen Verhältnissen die Benutzung der elektrischen Telegraphen sich stetig gesteigert hat. Es mag ferner auch der Fortschritte im Bau von oberirdischen Telegraphenlinien sowol wie in der Herstellung von unterirdischen und unterseeischen Leitungen und in der Versenkung der letztern nicht weiter gedacht werden, noch der auf den unterseeischen Linien gebräuchlichen, zum Geben und Aufnehmen der Telegramme dienenden Apparate, obwol dieselben mehrfach von den für Luftleitungen verwendeten Apparaten abweichen. Die Verbesserungen in den verschiedenen Apparatgruppen wurden in den drei frühern Aufsätzen, soweit sie nicht ausführlicher besprochen wurden, gelegentlich wenigstens mit angedeutet, und deshalb soll sich der jetzt folgende Schlußartikel nur mit der Anwendung der elektrischen Telegraphie für die Zwecke des Feuerwehrdienstes und der Kriegführung beschäftigen. Aehnliche Anforderungen und Bedingungen, wie sie für die Feuerwehrtelegraphen gestellt werden, liegen auch für die Einrichtung von Telegraphen für manche andere besondere Zwecke vor, z. B. für die Haustelegraphen, für Läutewerke, für die Telegraphen in Fabrikanlagen u. a. Die Militärtelegraphie aber zeichnet sich ebenso sehr durch ihren nicht zu unterschätzenden Werth für die Leitung von kriegerischen Unternehmungen aus, wie durch die Eigenthümlichkeit der Verhältnisse, unter denen sie zu arbeiten hat.

Die Feuerwehrtelegraphen haben die Aufgabe, die Entstehung eines Schadenfeuers in kürzester Frist, jedoch nur in einem bestimmten, verhältnißmäßig nicht zu großen Umkreise zu melden, damit dadurch möglichst schnell Hülfe zum Löschen des Feuers und zur Rettung der vom Feuer bedrohten Sachen herbeigerufen werde. In Ortschaften, welche keine stehende Feuerwehr haben und in denen daher auch nicht eine besondere Feuerwache sich beständig marschbereit hält, würde durch die Feuerwehrtelegraphen unmittelbar oder mittelbar im ganzen zugehörigen Bezirke Feuerlärm zu schlagen sein. Wo dagegen die Löschungs- und Rettungsarbeiten einer besondern Feuerwehr anvertraut sind, ist die Meldung nur an deren Feuerwache zu befördern, und es wird dann durch die Feuerwehrtelegraphen zugleich das lärmende und erschreckende Feuerschreien, Sturmläuten, Blasen und Trommeln im ganzen Bezirke beseitigt oder doch beschränkt, und die blos gaffende Zuschauermenge von der Brandstätte fern gehalten. Doch ist auch im letztern Falle die Beigabe von elektrischen Apparaten zum Schlagen von Feuerlärm nicht ausgeschlossen.

So spannte man in Boston vom Rathhause aus über die Dächer der Häuser hin Eisendrahtleitungen, und zwar bildete man drei mit Ruhestrom betriebene Schleifenlinien für einen Signalapparat, welcher zugleich für Polizeizwecke benutzt wurde, und drei andere Schleifenlinien für einen Lärmapparat. Während der erstere Apparat die Meldung vom Ausbruche eines Feuers an die Rathhauswache beförderte, zu welchem Zwecke 40 gußeiserne und in der gleich weiter zu besprechenden Weise mit Schließungsrädern ausgerüstete Signalkästen, in der Stadt vertheilt, aufgestellt waren, wurden durch die letztern von der Rathhauswache aus die in verschiedenen Theilen der Stadt befindlichen 19 Lärmglocken angeschlagen, ohne Mitwirkung von Wächtern oder Glöcknern. In jedem Glockenthurme wurde nämlich ein entweder durch das Wasser der städtischen Wasserleitung oder auch durch Gewichte bewegtes Triebwerk durch den Telegraphen für jeden Schlag losgelassen, und ließ dann den Hammer einmal auf die Lärmglocke schlagen. Die Nummer des Bezirks, in welchem ein Brand ausgebrochen war, wurde durch sich wiederholende Gruppen von Glockenschlägen angezeigt. Die Gesammtkosten dieser Telegraphen in Boston beliefen sich auf 15000 Doll.; die Drähte, welche eine Länge von 50 englischen Meilen hatten, verursachten einen Aufwand von nicht ganz 100 Doll. für eine Meile. Den ersten Vorschlag zu diesem Telegraphen machte Dr. W. F. Channing schon 1845; erst 1851 aber ging man an die Ausführung nach dem Plane von Channing und Moses G. Farmer und vollendete die Anlage im December des genannten Jahres.

Nicht ausreichend zuverlässig und deshalb ungenügend würde es sein, wollte man die Entdeckung eines ausbrechenden Feuers blos der Aufmerksamkeit und dem freien Ueberblick eines Thürmers überlassen, und von dem Thurm aus dann blos die Meldung telegraphisch nach dem Wachtlocal oder den Spritzenständen senden. Doch hat man in mehrern Städten den Feuerwehrtelegraphen blos eine so beschränkte Aufgabe gestellt. So wurde z. B. in Frankfurt a. M. 1867 eine Leitung zum Betriebe mit einem von Fritz besonders dafür eingerichteten Zeigertelegraphen vom Domthurme nach dem Wachtlocal der ständigen Feuerwehr gelegt; 1868 aber, nach dem Dombrande, vom Katharinenthurme nach jenem Wachtlocal. In ähnlicher Weise verbanden in Caen 1855 Du Moncel und der dortige Feuerwehrcommandant Antonio Payſant die Wohnung des Commandanten durch Drähte einerseits mit dem Rathhause und andererseits mit den in den verschiedenen Stadtvierteln mitten unter den Feuerwehrleuten selbst wohnenden Untercommandanten; in diese Leitungen wurden elektrische Klingeln eingeschaltet und aus den auf diesen gegebenen „Wirbeln" und einfachen „Schlägen" eine Anzahl Signale gebildet. Sobald nun der Commandant vom Rathhause, wo jedes Feuer gemeldet werden mußte, die Nachricht vom Ausbruche eines Feuers und von dessen Ort, Umfang oder Gefährlichkeit erhielt, gab er den Untercommandanten telegraphisch Befehl, wohin und mit wie viel Mann sie

abmarschiren sollten. Auch Marqfoi und Boissac nahmen bei ihren 1860 für die in Bordeaux einzurichtenden Feuerwehrtelegraphen gemachten Vorschlägen die telegraphische Meldung vom Rathhause nach einem Centralpunkte in jedem Stadtviertel und von da in die Wohnung jedes einzelnen Feuerwehrmannes in Aussicht; doch sollte zugleich in jedem Stadtviertel ein Posten für das Feuerwehrmaterial (Spritzen, eine Tonne mit Erde, Rettungsgeräthe u. s. w.) errichtet werden und daselbst ein Mann Tag und Nacht als Wache anwesend sein.

Weit zweckentsprechender als eine solche telegraphische Herbeirufung der einzelnen Feuerwehrleute ist die Einrichtung einer ständigen Feuerwache. In größern Städten ist es dann aber weiter unerläßlich, dafür zu sorgen, daß von jedem Orte der Stadt aus eine Meldung von einem entstehenden Brande möglichst schnell nach der Feuerwache telegraphirt werden kann. Zu diesem Behufe sind eine möglichst große Anzahl von leicht zu findenden und zu erkennenden Feuermeldestellen (den Rufposten) anzulegen und über den ganzen Bezirk zu vertheilen, damit von ihnen aus jedermann die Meldung von einem in der Nähe ausbrechenden Brande nach der nächsten Feuerwachtstube senden kann. Ja selbst für Städte ohne stehende Feuerwachen wird sich die Einrichtung solcher Rufposten empfehlen, von denen aus die Meldung an den Thürmer oder überhaupt an diejenige Person zu machen ist, welche durch Glocken- oder Hornsignale die Herbeirufung der Feuerwehr oder sonstiger Hülfsmannschaften zu bewirken hat. Beschränkt sich eine solche Meldung naturgemäß blos auf den Ausbruch, so wird sich im weitern Verlaufe des Brandes das Bedürfniß fühlbar machen, möglichst von jenen Rufposten aus weitere Angaben über Umfang, Ausbreitung, Gefährlichkeit u. s. w. des Brandes nach den Wachtstuben oder Feuergeräthplätzen gelangen zu lassen und von einzelnen derselben die entsprechende Hülfe zu fordern oder nach Befinden selbst deren Abgang von verschiedenen Wachtlocalen zu befehlen.

Eine vollkommene und vollständige Feuerwehr-Telegraphenanlage*) wird demnach vor allem eine Central- oder Hauptstation enthalten müssen, von welcher aus das ganze Feuerlöschwesen während eines Brandes von einer einzigen Person aus geleitet und zweckentsprechend verwendet werden kann. Diese Hauptstation wird am besten durch besondere Telegraphenleitungen (die Sprechlinien) mit den verschiedenen Wachtstationen und Geräthplätzen der Feuerwehr in Verbindung gesetzt, und es werden diese Sprechlinien mit Telegraphenapparaten auszurüsten sein, welche jede beliebige Nachricht zu befördern vermögen. In der Hauptstation werden aber zugleich auch alle Ruflinien oder Feuermeldelinien zusammenlaufen, in welche die erwähnten möglichst zahlreichen Rufposten eingeschaltet sind. Dabei sind aber die Rufposten so einzurichten, daß von ihnen aus zwar jedermann die Feuermeldung entsenden kann, daß aber zugleich auch im Falle des Bedarfs von ihnen aus alle nöthigen Befehle ertheilt werden können.

Bei dem Betriebe der Feuerwehrtelegraphen kann man sich des Arbeitsstroms oder des Ruhestroms bedienen. Wenn man sich (wie in Berlin, Wien, Christiania, Bergen) für Arbeitsstrom entscheidet, so fällt der Aufwand für die Unterhaltung galvanischer Batterien etwas geringer aus oder er fällt nach Befinden ganz weg; auch verbürgt der Arbeitsstrom eine sicherere Bewegung der Schreibhebel der Morseapparate. Der Betrieb mit Ruhestrom dagegen (welcher unter anderm in Königsberg, Stettin, Breslau, Köln gewählt wurde) entschädigt für den größern Aufwand für die Batterien neben einer etwas einfachern Einschaltung der Apparate durch die Gewißheit, daß auch jede unbeabsichtigte

*) Unter allen bestehenden Feuerwehr- und Polizeitelegraphen dürften wol die amsterdamer am meisten ausgebildet sein und den am weitesten gehenden Anforderungen genügen. Die Anlage derselben wurde erst im Laufe des verflossenen Sommers von Siemens u. Halske vollendet.

Unterbrechung einer Leitung sich durch das Abfallen der Elektromagnetanker und das Läuten der Weckerapparate selbst anzeigt, man somit beim Mangel solcher Anzeichen sicherer auf die jederzeitige Dienstbereitschaft der ganzen Anlage rechnen kann.

Bei der verhältnißmäßigen Kürze der Leitungen für Feuerwehrtelegraphen verdienen unterirdische Leitungen trotz ihrer größern Anschaffungskosten den Vorzug vor Luftleitungen. Daher wurden z. B. in Berlin schon 1851 von Siemens u. Halske die Leitungen der dortigen Feuerwehr aus in Guttapercha gehüllten unterirdischen Drähten, welche durch Blei- oder Eisenröhren geschützt wurden, hergestellt und anfänglich mit Zeigertelegraphen mit Selbstunterbrechung besetzt; später wurden diese Leitungen durch Kabel aus der Fabrik von Felten u. Guilleaume in Köln ersetzt. Diese berliner Stadttelegraphen, welche zugleich mit für Polizeizwecke benutzt werden, Privattelegramme jedoch nicht befördern, verfügen jetzt über 79 Stationen und 72 Feuermeldeapparate (gegen 67 Stationen und 80 Apparate im Jahre 1872); die Länge der Straßenstrecken, auf welchen Telegraphenleitung liegt, hat sich auf 94,08 Kilometer, die Länge der Kabelleitungen auf 172,72 erhöht. Die Zahl der beförderten Telegramme betrug im verflossenen Jahre 77515.

Zu der Ausrüstung der Sprechlinien sind in erster Reihe Morseapparate (Farbschreiber mit Selbstauslösung des das Papier bewegenden Triebwerkes) zu empfehlen, sofern die ständigen Wachtmannschaften in der Hauptstation und in den Wachtstationen auf die Bedienung derselben entsprechend eingeübt werden können. Neben diesen eignen sich auch die Zeigertelegraphen sehr gut für Feuerwehrtelegraphen, und unter diesen zeichnen sich die magneto-elektrischen dadurch aus, daß für sie gar keine galvanischen Batterien erforderlich sind. Bei den deutschen Feuerwehrtelegraphen erfreut sich namentlich der Magnetzeiger von Siemens u. Halske einer großen Verbreitung; solche Magnetzeiger haben unter anderm auch in Leipzig und Dresden Verwendung gefunden, wo man sich mit der Anlage von Sprechlinien mit einer kleinen Anzahl von in dieselben eingeschalteten Feuermeldestellen begnügt hat, ohne eigentliche Ruflinien zu errichten. Mit einer besondern Anordnung und Verbindung der Morseapparate mit automatischen Zeichengebern für die Zwecke der Feuerwehr und Polizei hatte A. von Bergmüller in Wien die pariser Weltausstellung 1867 beschickt. Die einzelnen Wachtposten und die Hauptwache wurden in eine einfache Schleifen- oder Kreisleitung eingeschaltet; die Posten erhalten nur Galvanoskope und Zeichengeber, die Hauptwache Batterie, Relais, Schreibapparat mit Selbstauslösung, elektrischen Wecker. Als Signale waren 15 verschiedene Gruppen von Morsezeichen verabredet, welchen am Schlusse die Nummer des telegraphirenden Postens angereiht wird. Die 15 Signale können von jedem Posten aus durch Niederdrücken von 15 verschiedenen Knöpfen unter Mitwirkung eines Uhrwerkes entsendet werden, welches den jedesmal niedergedrückten Knopf erst nach vollständiger Absendung des Signals wieder in seine Ruhelage zurückkehren läßt. Durch Verwendung polarisirter Relais ist zugleich dafür gesorgt, daß eine schon begonnene Meldung nicht gestört wird, wenn vor ihrer Vollendung ein anderer Posten zu sprechen beginnt, daß sich vielmehr die Meldung des letztern Postens an die erstere Meldung anreiht. Zur Uebermittelung ausführlicherer Meldungen erhält jeder Posten einen gewöhnlichen Morsetaster.

Eine größere Mannichfaltigkeit zeigt sich bezüglich der Anlage der Ruflinien und der Ausrüstung derselben. Zunächst werden in großen Städten nicht sämmtliche Rufposten in eine einzige Leitung eingeschaltet, sondern auf mehrere Leitungen vertheilt. Dabei wird aber jede einzelne von der Hauptstation ausgehende Ruflinie entweder wieder nach der Hauptstation zurückgeführt und bildet so (ähnlich wie auch die gewöhnlichen Telegraphenlinien, bevor Steinheil 1838 entdeckte, daß sich die Erde als Rückleiter des elektrischen Stromes benutzen lasse) eine in sich zurücklaufende Schleife oder einen Kreis; oder es bildet jede Ruflinie nur einen von der Hauptstation auslaufenden Strahl. Die Schleifen-

einschaltung bietet zwar rücksichtlich des Betriebes einige Vortheile gegenüber der Strahleinschaltung, ist aber gewöhnlich wegen der größern Länge der Leitungen etwas theuerer als die Strahleneinschaltung. Beim Arbeiten mit Ruhestrom muß sowol die Schleife als der Strahl mit den sämmtlichen in dieselbe eingeschalteten Apparaten eine ununterbrochene Leitung bilden, weil gerade durch die Unterbrechung derselben die telegraphischen Zeichen gegeben werden sollen; es sind daher bei einer Schleifenlinie die beiden Enden derselben unmittelbar an die beiden Batteriepole zu legen; ein Linienstrahl dagegen läuft von dem einen Batteriepol aus und wird an seinem andern Ende leitend mit der Erde verbunden, welche zugleich mit dem andern Pole der Batterie in leitende Verbindung gesetzt wird.*) Will man dagegen mit Arbeitsstrom arbeiten, so wird der eine Pol der auf der Hauptstation aufzustellenden Batterie zur Erde abgeleitet, der andere durch die Apparate der Hauptstation hindurch an das eine Ende der Ruflinie geführt, welche, mag sie als Strahl bei dem letzten Rufposten enden, oder als Schleife von diesem noch nach der Hauptstation zurückgeführt werden, mit ihrem zweiten Ende isolirt bleibt**); dagegen führt in diesem Falle bei jedem Rufposten ein Verbindungsdraht nach den Apparaten des Rufpostens und kann hinter diesen mit der Erde in Verbindung gesetzt werden, wenn der Rufposten ein Zeichen nach der Hauptstation geben will.

Bei der Anlage der Ruflinien und bei der Ausrüstung der Hauptstation und der Rufposten ist vor allem auf größte Einfachheit zu sehen und dafür zu sorgen, daß der Betrieb keiner Störung durch Zufälle oder unkundige Behandlung ausgesetzt ist.

Stellt man an die ganze Anlage die niedrigsten Anforderungen und will man dafür mit den einfachsten und billigsten Apparaten ausreichen, so stellt man in jedem Rufposten blos einen Taster, in der Hauptstation außer der Batterie und den etwa wünschenswerthen telegraphischen Blitzableitern nur einen elektrischen Wecker, und falls mehrere Ruflinien in dieselbe münden, so viel Galvanoskope auf, als Ruflinien vorhanden sind. Als Taster läßt sich in den Rufposten zwar stets der schon früher***) erwähnte Morse'sche Taster benutzen; nur würde derselbe in eine Ruhestromlinie so einzuschalten sein, daß die Achse des Tasterhebels mit dem von der einen Seite, der Ruhecontact mit dem von der andern Seite her in den Rufposten einmündenden Zweige dieser Linie in Verbindung gesetzt wird; dagegen würde der von einer Arbeitsstromlinie sich nach dem Rufposten abzweigende Draht mit der Tasterachse und der Arbeitscontact mit der Erdleitung zu verbinden sein. Man kann indessen hier einen ebenso einfachen (und deshalb billigern) Taster verwenden wie bei den Haustelegraphen; derselbe enthält auf einem kleinen Holzbretchen zwei Metallschienen, von denen die eine die Stelle der Tasterachse, die andere beziehungsweise den Ruhe- oder den Arbeitscontact vertritt; an der erstern ist eine einfache Metallfeder oder Wippe angebracht, welche bei Ruhestromlinien auf der andern Schiene aufliegt und mittels eines Knopfes von ihr entfernt wird, wenn der Ruhestrom zur Erzeugung eines Zeichens unterbrochen werden soll, während sie bei Arbeitsstromlinien von der andern Schiene entfernt steht und erst mittels des Knopfes auf dieselbe herabgedrückt wird, wenn der Arbeitsstrom behufs der Zeichengebung geschlossen werden soll. Diese Taster können

*) Es lassen sich auch zwei von der Hauptstation auslaufende Strahlen zu einer einzigen Ruhestromlinie verbinden, wenn jedes der beiden in die Hauptstation einmündenden Strahlenenden an einem Batteriepole liegt, die beiden andern Strahlenenden aber zur Erde abgeleitet werden.

**) Auch hierbei könnte man aus zwei Ruflinienstrahlen eine einzige Arbeitsstromlinie bilden, indem man die in die Hauptstation einmündenden Strahlenenden miteinander verbindet, die Batterien aber an die beiden andern Enden der Strahlen versetzt. Bei der Verbindung zweier Sprechlinienstrahlen zu einer Arbeitsstromlinie dagegen hätte man die Hauptstation blos als Mittelstation einzuschalten.

***) Vgl. „Unsere Zeit", Neue Folge, X, 1., 695.

in einem Kästchen verschlossen werden, und die Häuser, in welchen sie aufgestellt sind, werden durch sehr in die Augen fallende Schilder als Feuermeldestellen bezeichnet; den Schlüssel zu dem Kästchen aber erhalten die Nachtwächter, Polizeimannschaften und der Inhaber der Feuermeldestelle. Der Wecker kann ein gewöhnlicher sein, welcher bei jeder einzelnen Stromgebung nur einen Schlag auf eine Glocke ausführt; zweckmäßiger ist jedoch für Arbeitsstromlinien ein Wecker mit Selbstunterbrechung. In beiden Fällen sitzt der Klöppel auf dem Ankerhebel eines Elektromagnets, im zweiten Falle unterbricht aber dieser Hebel, wenn der Anker vom Elektromagnet angezogen wird, den Stromkreis, indem er sich dabei von der mit der Telegraphenleitung verbundenen Feder entfernt, aus welcher der Strom auf den Ankerhebel und von diesem erst nach den Rollen des Elektromagnets geleitet wird; sobald also der Klöppel den Schlag auf die Glocke gegeben hat, führt ihn die auf den Ankerhebel wirkende Abreißfeder zurück, legt ihn wieder an jene, den Strom zuleitende Feder, und das Spiel beginnt von neuem. Ein solcher Wecker mit Selbstunterbrechung läßt also nicht einzelne Schläge, sondern ein rasselndes Klingeln ertönen, solange der Strom durch Niederdrücken des Tasters geschlossen erhalten wird. Die Galvanometer oder Galvanoskope endlich unterscheiden sich nicht von den sonst gebräuchlichen; das eine Ende der die Magnetnadel derselben umschließenden Spulen ist mit dem einen Batteriepole, das andere Ende je einer Spule mit je einer der von der Hauptstation auslaufenden Ruflinien verbunden; der zweite Batteriepol ist mit dem einen Ende der Elektromagnetspule des Weckers, das andere Ende dieser Spule aber bei einer strahlenförmigen Ruflinie und bei einer auf Arbeitsstrom eingerichteten Schleifenlinie mit der Erde verbunden, bei einer mit Ruhestrom arbeitenden Schleife dagegen mit dem wieder in die Hauptstation einmündenden zweiten Ende der Schleifenlinie.

Die Vorgänge bei einer solchen Einrichtung sind sehr einfach und leicht zu übersehen; so oft nämlich ein Rufposten seinen Taster niederdrückt und hierdurch beziehungsweise den Strom durch Verbindung der isolirten Arbeitsstromlinie mit der Erde schließt oder durch Unterbrechung der bisher ununterbrochenen, und deshalb vom Strom durchlaufenen Ruhestromlinie unterbricht, ertönt in der Hauptstation der Wecker, und es geräth diejenige Galvanometernadel in Schwankungen, in deren Linie jener Posten lag; hieraus vermag die Hauptstation die Linie zu erkennen, in welcher gerufen wird, und wenn nun überdies die Rufposten numerirt sind und jede beim Rufen den Taster so viel mal eine Zeit lang niederzudrücken hat, als ihre Nummer besagt, so wird der Wecker in ebenso viel Absätzen ertönen und die Nummer des eben rufenden Postens kundthun.

Als erster Uebelstand an dieser einfachsten Einrichtung mag die Nöthigung bezeichnet werden, daß der Rufende den Taster eine vorgeschriebene Anzahl male drücken muß. Um Versehen hierbei auszuschließen, ersetzte man die Taster durch automatische Feuersignalgeber. Dergleichen wurden zuerst 1853 in Berlin und zwar für Arbeitsstrom von Siemens u. Halske, später von denselben in Köln, Königsberg, Stettin und andern Orten, und ebenso von W. Gurlt in Berlin bei den breslauer Feuerwehrtelegraphen für Ruhestrom angewendet; die wesentliche Einrichtung derselben ist in beiden Fällen dieselbe. Diese Signalgeber sind mit sämmtlichen Apparaten des Rufpostens in einem mittels einer Glasthür verschlossenen Schränkchen untergebracht. Der Signalgeber enthält ein die Stromsendung vermittelndes Schließungsrad (den Schriftgeber), d. h. ein Scheibchen, dessen Umfang gewisse, dem zu gebenden telegraphischen Zeichen oder der zu erzeugenden Schrift entsprechende Vorsprünge und Vertiefungen enthält. Wird nun ein in oder neben dem Schränkchen angebrachter und durch ein Schild als „Feuerglocke" bezeichneter Handgriff niedergezogen, so wird ein Sperrhebel des im Schränkchen befindlichen Triebwerks ausgerückt und letzteres setzt nun das Schrifträdchen in Umdrehung, wobei dessen vorspringende Theile nach und nach an einer dem Schrifträdchen gegenüberliegenden Feder vorbei-

streichen; so oft und so lange dies geschieht, bewegen die Vorsprünge die Feder zur Seite und legen sie dabei entweder den Stromkreis schließend an eine Contactschraube an, oder sie heben dieselbe den Strom unterbrechend von einer Contactschraube ab. Wird die Feder und die Contactschraube dem entsprechend in die Ruflinie eingeschaltet, so vermag das Schrifträdchen in beiden Fällen ein bestimmtes Zeichen in der Hauptstation hervorzubringen, sei es nun ein in gewissen Absätzen erfolgendes Läuten des Weckers, oder sei es ein Schriftzeichen auf einem Morseapparate. Beide Zeichen wiederholen sich so lange, bis das Triebwerk des Signalgebers durch Loslassen des Handgriffs wieder gehemmt wird. Jeder Rufposten hat andere Vorsprünge auf seinem Schrifträdchen, telegraphirt also auch ein anderes Zeichen nach der Hauptstation und ist dort aus diesem Zeichen bestimmt zu erkennen. Um bei den in Ruhestromlinien eingeschalteten automatischen Signalgebern zu verhüten, daß beim Ablaufen des Triebwerks das Schrifträdchen infolge seiner augenblicklichen Stellung eine bleibende Unterbrechung der Linie veranlasse, haben Siemens u. Halske am Bodenbretchen des ihre Feuersignalgeber aufnehmenden Schränkchens zwei nach oben in eine Schneide zugeschärfte Metallschienen angebracht, auf welche sich das treibende Gewicht beim Ablaufen aufsetzt und so einen neuen, die dem Schrifträdchen gegenüberliegende Contactfeder nicht in sich enthaltenden Schluß der Ruhestromlinie herstellt.

Um nun aber weiter auch die etwa nöthigen Befehle durch andere Zeichen nach der Hauptstation ertheilen zu können, versieht man den Rufposten außer dem automatischen Signalgeber noch mit einem Handtaster von möglichst einfacher Construction.

Eine zweckmäßige Vervollständigung der Ausrüstung der Rufposten besteht ferner in der Aufstellung eines Galvanoskops. Durch dasselbe erhält nämlich zunächst der Rufende die Gewißheit, ob die von ihm beabsichtigten Zeichen wirklich in der Ruflinie hervorgebracht werden oder nicht. Durch dasselbe kann aber der Rufende auch Mittheilungen von der Hauptstation empfangen. Bei Ruhestromlinien braucht zu diesem Behufe nur auf der Hauptstation ein Taster in die Ruhestromleitung eingeschaltet zu werden, mittels dessen der Ruhestrom unterbrochen werden kann; die Zahl und Dauer dieser Unterbrechungen erfährt der Rufende aus den Schwingungen seiner Galvanometernadel und entziffert daraus (wie bei einem Nadeltelegraphen) die von der Hauptstation ihm gemachte Mittheilung. Etwas umständlicher ist das Sprechen der Hauptstation nach den Rufposten bei Arbeitsstromlinien; hier muß nämlich zuvor die in die Hauptstation einmündende und für gewöhnlich nach dem Wecker (oder Schreibapparat) geführte Linie mittels eines einfachen Umschalters von dem Wecker getrennt und an die Achse des aufzustellenden Tasters gelegt werden, dessen Arbeitscontact mit dem einen Batteriepole zu verbinden ist; hält dann der Rufposten nach dem Rufen seinen Taster niedergedrückt, so vermag ihm die Hauptstation beim Arbeiten auf ihrem Taster Zeichen zuzusenden.

Die ebenbesprochenen Zugaben zur Ausrüstung der Rufposten machen nun auch einige weitere Aenderungen in der Ausrüstung und Einschaltung der Hauptstation wünschenswerth oder nothwendig. Wenn mehrere Ruflinien in der Hauptstation zusammenlaufen, so wird man wieder nicht für jede einen besondern Wecker und Schreibapparat aufstellen, sondern für sämmtliche nur einen Wecker und einen Schreibapparat, für jede einzelne Ruflinie aber ein Relais*); die sämmtlichen Relaishebel werden aber dann so in den Stromkreis der Localbatterie eingeschaltet, daß der Ankerhebel eines jeden Relais den Localstrom (durch Schreibapparat und Wecker zugleich) schließt, damit durch den Wecker die Aufmerksamkeit des wachthabenden Feuerwehrmanns erregt werde, und derselbe dann auf dem mit Selbstausrückung versehenen Schreibapparate das (automatische) Schriftzeichen des rufenden Postens ablesen, ergänzungsweise die rufende Linie aus den Schwin-

*) Vgl. „Unsere Zeit", Neue Folge, X, 1., 697.

gungen des zu derselben gehörigen Galvanometers erkennen könne. Noch vortheilhafter ist es freilich, zugleich bleibend zu markiren, in welcher Linie gerufen wurde. Man braucht zu diesem Behufe nur an jedem Relais noch einen Hebel mit einer Nummerscheibe zu versehen, auf welcher die Nummer der zugehörigen Ruflinie geschrieben steht, und dafür zu sorgen, daß diese Scheibe, wenn sie sich selbst überlassen wird, entweder durch ein angebrachtes Uebergewicht oder durch eine auf sie wirkende Feder in eine die Nummer zeigende Lage gebracht wird, während der Hebel der Scheibe an einer Nase des ruhenden (bei Ruhestromlinien also des angezogenen, bei Arbeitsstromlinien des abgefallenen) Relaishebels in einer solchen Lage gefangen werden kann, daß die Nummer nicht sichtbar ist; beim Ruf geht dann der Relaisanker in die Arbeitslage, läßt die Nummerscheibe frei und vermittelt so das Sichtbarwerden der Nummer; die Nummer bleibt dann sichtbar, bis der Wachthabende sie wieder verbirgt und an der Nase des Relaishebels fängt. Schreibapparat und Wecker kann man zwar in einen einzigen Stromkreis einschalten und braucht dann auch nur eine Localbatterie; vorzuziehen ist es jedoch, für beide getrennte Localbatterien anzuwenden, indem man z. B. den Stromkreis, in welchen der Wecker eingeschaltet ist, nicht durch den Relaishebel selbst, sondern entweder durch den Hebel der Nummerscheibe oder erst durch den Schreibhebel des Schreibapparates schließen läßt. Außerdem pflegt man in beiden Fällen am Wecker einen einfachen Ausschalter anzubringen, um den Wecker während der Zeit aus dem Localstromkreise ausschalten und schweigen lassen zu können, während welcher in der Ruflinie ein Befehl oder eine sonstige Nachricht telegraphirt werden soll.

Im Anschluß hieran mag der Möglichkeit gedacht werden, in den Ruflinien außer dem eigentlichen Weckruf, welchen die verschiedenen Rufposten ertönen lassen können, von der Hauptstation aus noch andere Signale zu geben, welche etwa an bestimmten Orten erscheinen sollen, und vielleicht gerade an Orten, in denen jener Weckruf nicht vernommen werden soll, etwa in kleinern Wachtlocalen oder in den Wohnungen der Feuerwehrführer oder Signalisten. Es würde sich dies schon dadurch erreichen lassen, daß man an diesen Orten Wecker aufstellt, welche nur ertönen, wenn die Hauptstation mittels eines besondern Tasters durch den Elektromagnet dieser Wecker einen elektrischen Strom sendet, welcher den zum Rufen verwendeten entweder an Stärke übertrifft oder in seiner Richtung entgegengesetzt ist. Im erstern Falle brauchte man nur die Abreißfedern der an den betreffenden Orten aufgestellten Wecker stärker zu spannen, im andern Falle dagegen würden diese Wecker polarisirte Anker*) erhalten müssen. Bei Verwendung von Magnetzeigern in Verbindung mit Inductoren in den Sprechlinien könnten solche besondere Signale an bestimmten Orten auch in der von Siemens u. Halske bei ihren Blockapparaten benutzten, auf S. 45 dieses Bandes beschriebenen Weise gegeben werden.

Eine Lösung der Aufgabe, nicht blos einzelne über die Stadt vertheilte Rufposten, sondern alle Häuser der Stadt telegraphisch mit den Löschanstalten zu verbinden, veröffentlichten Sickert und Lossier im Jahre 1872. Jedes Haus sollte mit der Polizeiwache des Bezirks, wozu es gehört, die Polizeiwachen aber unter sich und mit der Hauptfeuerwache verbunden werden, damit von jedem Hause aus eine auftretende Feuersgefahr nach der Feuerwache telegraphirt werden könnte. Der in jedem Hause aufzustellende Telegraphenapparat (eine Art Umschalter) wird in eine die Polizeiwache mit in sich enthaltende Schleifenlinie eingeschaltet, und zwar so, daß bei der Ruhestellung dieser Umschalter dem in der Schleife vorhandenen Ruhestrom nur einen ununterbrochenen Weg bietet. Wird durch Niederdrücken eines Knopfes der Umschalter umgeschaltet, so wird zunächst der Ruhestrom eine kurze Zeit lang unterbrochen, gleich darauf aber die Ruhestromleitung im

*) Vgl. „Unsere Zeit", Neue Folge, X, 1., 696.

Umschalter wieder geschlossen, zugleich jedoch mit der Erdleitung verbunden. Infolge der Stromunterbrechung schließt in der Polizeiwache der abfallende Elektromagnetanker den Strom einer Localbatterie durch einen Wecker und schlägt so Lärm. Der abfallende Anker stellt aber in der Polizeiwache zugleich einen neuen Schluß für die Linien-(Ruhestrom-) Batterie her, und zwar so, daß jetzt der Strom sich in zwei Zweige theilt, welche in der Polizeiwache beide, jedoch in entgegengesetzter Richtung die Nadel eines Galvanometers (des sogenannten Suchers) umkreisen und dann in die Erde gelangen, während sie andererseits in den beiden nach dem rufenden Hause führenden Zweigen der Schleifenlinie ihren Weg nach diesem Hause und dort ebenfalls zur Erde nehmen. Ein um eine Achse drehbarer metallener Arm jenes Suchers nimmt die beiden Stromzweige aus einem von ihm berührten Platindrahte auf und führt sie dem Galvanometer zu; dieser Arm wird nun so lange verschoben, bis die Galvanometernadel keinen Ausschlag mehr zeigt. Infolge der gewählten Einschaltung des Suchers (nach Art der Wheatstone'schen Brücke) kann man dann in der Polizeiwache aus der Lage jenes Armes, d. h. aus dem Längenverhältniß der beiden Theile, in welche er den erwähnten Platindraht theilt, das Längenverhältniß der zwischen der Polizeiwache und dem rufenden Hause liegenden Zweige der Schleifenlinie beurtheilen, also darauf schließen, an welcher Stelle der Schleifenlinie das den Ruf von sich gebende Haus liegt, und braucht nun nur noch die erforderliche Meldung an die Hauptfeuerwache zu machen.

Schließlich sei noch das erst im laufenden Jahre von A. Joly und P. Barbier vorgeschlagene elektrische Sicherheitskabel erwähnt, welches das Entstehen eines Brandes in den Räumen, durch welche es hindurchgelegt ist, auf einem Wecker anzeigen soll. Dieses Kabel enthält zwei Metalldrähte, welche durch eine Lage Guttapercha oder eines andern ähnlichen Isolators gegeneinander isolirt und stark zusammengedreht sind. Sobald nun das Kabel an irgendeiner Stelle infolge eines entstehenden Brandes in höherm Grade erwärmt wird, schmilzt die isolirende Schicht, die beiden Drähte berühren sich und schließen den Strom einer Batterie, sodaß der in den Stromkreis eingeschaltete Wecker ertönt. Um jederzeit die Zuverlässigkeit des Kabels prüfen zu können, sind die beiden freien (nicht an die Batteriepole geführten) Enden der zwei Drähte mit einem einfachen Stromschließer oder Taster verbunden, sodaß man durch Niederdrücken des Knopfes an diesem die Kette schließen und den Wecker läuten lassen kann.

Die elektrische Militärtelegraphie hat sich namentlich in dem letzten Deutsch-Französischen Kriege in ihrer vollen Bedeutung für die Leitung und den Verlauf kriegerischer Unternehmungen zu zeigen vermocht. Bei dem hohen Werthe, welchen der Feldherr auf eine schnelle, dabei zuverlässige und jeden Augenblick dienstbereite Uebermittelung seiner Befehle an die unter ihm stehenden Generale nicht minder als auf ein ebenso rasches und pünktliches Eintreffen der Berichte und Meldungen der letztern in seinem Hauptquartiere legen muß, konnte es nicht ausbleiben, daß man, wie früher und noch 1854—56 im Krimkriege und 1859 im Oesterreichisch-Französischen Kriege optische Telegraphen, 1870 und 1871 aber Luftballons und Brieftauben, so auch die elektrische Telegraphie für militärische Zwecke zu verwerthen suchte. Am ersten, und zwar schon verhältnißmäßig frühzeitig, scheinen sich die Engländer der Feldtelegraphen bedient zu haben, nämlich bei der Niederwerfung der Auflehnung der eingeborenen Armee in Ostindien. Darauf folgten im September 1853 die Versuche des damaligen österreichischen Telegraphendirectors Dr. Gintl im Lager von Olmütz, bei denen eine Abtheilung Reiter die Telegraphenleitung nach Bedarf auf dünnen Stangen ausspannte, verlegte oder abbrach, während die Apparate auf besondern Wagen in der Nähe des Kaisers und der Corpscommandanten untergebracht waren. In jedem der seitdem geführten Kriege kamen Feld-

telegraphen zur Verwendung. Selbst die Spanier hatten im marokkanischen Kriege ihre Feldtelegraphen bei sich. Im nordamerikanischen Secessionskriege wurden 5000 englische Meilen Draht auf dem Lande und 40 Meilen im Wasser gelegt, mit einem Aufwande von ungefähr $2\frac{1}{2}$ Mill. Doll.; 1864 bestanden dort 30 Feldtelegraphenabtheilungen, von denen 17 seit dem 1. Mai 1863 Dienst thaten. Während der abessinischen Expedition bauten die Engländer eine Leitung vom Rothen Meere bis vor die Mauern von Magdala.

Für sehr wichtig und förderlich für eine vollkommen befriedigende Dienstleistung der militärischen Telegraphie gilt allgemein eine feste Einfügung derselben in den militärischen Gesammtorganismus. Eine tüchtige Ausbildung des der Militärtelegraphie zugewiesenen Personals und fortlaufende Uebung desselben in dem ihnen anvertrauten Dienstzweige ist selbstverständlich. Die eigentliche Organisation des militärischen Telegraphenwesens wird sich nach der Aufgabe zu richten haben, deren Lösung man von ihm verlangt.

Während man 1863 bei den im Lager von Châlons angestellten Versuchen, unter Verwendung eines Kabels und gewöhnlicher Trainwagen, sich bemühte, die einzelnen kleinern manövrirenden Abtheilungen untereinander telegraphisch zu verbinden, betrachtet man jetzt als Aufgabe der Militärtelegraphie nur die Verbindung des Höchstcommandirenden oder des Großen Hauptquartiers mit den Armeecommandanten und der Operationsbasis; die Armee- oder Obercommandos wären dann noch mit ihren Generalcommandos und nach Befinden untereinander zu verbinden. Nur ausnahmsweise schreitet man zum Bau directer Linien zwischen den einzelnen Corps derselben Armee. Bei einer solchen Gliederung wird nicht allein der Bedarf an Material geringer, sondern auch die telegraphische Verbindung der Armeen und Corps untereinander wirksamer und zugleich zuverlässiger, da der Dienst durch die Aufstellung einer länger an demselben Orte verweilenden Centralstation vermittelt und dabei besser und sicherer geleitet werden kann. Diese Centralstation kann nämlich dann, auch während die verschiedenen Hauptquartiere mit den ihnen beigegebenen Telegraphenstationen vorrücken oder zurückgehen, noch ihren Ort beibehalten, und die letztern Stationen werden mit ihr in Verbindung bleiben, wenn nur beim Vorrücken oder Zurückgehen derselben hinter ihnen der erforderliche Draht ausgelegt oder wieder aufgenommen wird. Dem Getümmel der Feldschlacht pflegt man jedoch dabei die Telegraphenstationen nicht auszusetzen.*) Jedes Hauptquartier eines Corps hätte also stets seine Meldungen, das Armeehauptquartier aber seine Weisungen an die Centralstation zu richten, und von dieser erst werden dieselben dem Armeehauptquartier oder dem Corpshauptquartier, an welches sie gerichtet sind, sicher übermittelt, auch wenn das telegraphirende Hauptquartier einmal nicht bestimmt weiß, an welchem Orte sich augenblicklich dasjenige Hauptquartier befindet, welchem es zu telegraphiren hat. Ebenso leicht lassen sich aber auch die Meldungen und Befehle zwischen dem Großen Hauptquartier und den Armeecommandanten durch die Vermittelung solcher stehenden Centralstationen austauschen, wenn nur die Centralstationen unter sich in telegraphischer Verbindung erhalten werden. Ist endlich die Armee mit ihren Telegraphenstationen so weit vorgerückt, daß das ihr zur Verfügung stehende Material zum Bau der Leitungen zu Ende geht, oder daß ein ziemlicher Theil der ausgelegten Leitungen der Verlegung oder Wiederaufnahme nicht mehr ausgesetzt erscheint, so wird in günstiger Lage gegen die jetzigen Armee- und Corpshauptquartiere eine neue Centralstation errichtet und die seitherigen Linien wieder aufgenommen, soweit sie nicht beibehalten werden müssen, um die neue Centralstation

*) Die Amerikaner erheben darauf Anspruch, zuerst und zwar in der ersten Schlacht von Fredericksburg die Feldtelegraphen auf dem Schlachtfelde selbst und unter dem Feuer der feindlichen Geschütze benutzt zu haben, was die auszuführenden Bewegungen erfolgreicher gemacht habe.

mit der frühern, falls diese nicht ebenfalls aufzuheben ist, oder mit der (Civil=)Station des gewöhnlichen (Friedens=)Telegraphennetzes in Verbindung zu versetzen, welche dem Armeehauptquartier am nächsten liegt.

Das ebengeschilderte Verfahren stellt aber der Militärtelegraphie eine Aufgabe, welche sich naturgemäß in drei wesentlich voneinander verschiedene Theile zerlegen läßt. Die Lösung dieser drei Unterabtheilungen der Gesammtaufgabe wird daher auch zweckmäßig drei verschiedenen und verschieden eingerichteten Organen zugewiesen, und so läßt sich die als Ganzes unter die einheitliche Leitung eines für diesen Zweck besonders ausgebildeten höhern Ingenieuroffiziers zu stellende Militärtelegraphie in die eigentliche Feldtelegraphie, in die Etappentelegraphie und in die Kriegstelegraphie scheiden.

1) Die Feldtelegraphenabtheilungen werden in der bereits angedeuteten Weise den einzelnen Commandanten beigegeben und werden behufs ihrer Einfügung in den Militärorganismus jede unter den Befehl eines Ingenieuroffiziers gestellt. Unter letzterm sorgt ein Telegrapheninspector für die rein technische Seite des Dienstes und ihm wird die nöthige Zahl von Feldtelegraphisten beigegeben. Der Inspector und die Telegraphisten werden unter den dermaligen Verhältnissen wol stets am zweckmäßigsten aus der Civiltelegraphie ausgewählt, weil diese sicher besser ausgebildete und eingeübte Leute dazu und in größerer Zahl zu liefern im Stande sein wird als eine besondere Militärtelegraphistentruppe. Als Arbeiter dagegen zum Errichten und Abbrechen der Leitungen sind wieder militärische Mannschaften (Pionnierabtheilungen) vorzuziehen, welche im Frieden mit den ihnen zufallenden Aufgaben vertraut gemacht werden.

Diese Feldtelegraphenabtheilungen haben blos die telegraphischen Verbindungen zwischen den verschiedenen Hauptquartieren zu unterhalten. Da die dazu erforderlichen Leitungen ohne jeden Zeitverlust hergestellt werden müssen, so sind die Abtheilungen mit dem dazu erforderlichen Material in der durch die Erfahrung festzustellenden Menge auszurüsten. Dazu gehört zunächst der Leitungsdraht. Als solchen verwendet man theils blanken Kupfer=, oder dünnen verzinkten Eisendraht, theils und vorzüglicher dünne und leichte Kabel. Sowol der blanke Draht wie die Kabel werden auf kleine eiserne Trommeln aufgewickelt, welche etwa 1 Kilometer Draht fassen. Einige dieser Rollen finden ihren Platz mit in dem Stationswagen, welcher die Telegraphenapparate und die Telegraphisten aufzunehmen bestimmt sind. Der übrige Drahtvorrath wird auf besondern Drahtrollenkarren oder Drahtwagen untergebracht, welche jeder etwa 12 Drahtrollen und auch das übrige Zubehör und Geräthe aufnehmen. In gebirgigen Gegenden benutzt man Maulthiere, von denen eins das Zelt für den Telegraphisten, einen dreibeinigen Apparattisch und die Apparat= und Batteriekästen trägt, während die andern zu beiden Seiten je eine Rolle an einem Joche tragen; ein Schubkarren nimmt die zwei Rollen auf, welche zunächst abgewickelt werden sollen. Als Leiter für die Kabel empfiehlt sich der größern Festigkeit wegen Eisen= oder Stahldraht und als Isolationsmittel Kautschuk, weil dieser weniger leicht zerdrückt wird als Guttapercha. Die Kabel bekommen eine nur schwache Schutzhülle gegen äußere Beschädigungen. So hatten die Kabel, welche Preußen in größerer Zahl für militärische Zwecke aus den Werken der Gebrüder Siemens in Woolwich bezog, nur eine aus Kupferblechstreifen hergestellte Schutzhülle über dem mit italienischem Hanf übersponnenen Kerne. In England verwendet man Kabel von 8 Millimeter Durchmesser, von denen die englische Meile nur 300 Pfd. wiegt; sie enthalten als Leiter eine Litze aus drei verzinnten Kupferdrähten, welche durch eine Hülle von Kautschuk isolirt und durch eine spiralförmig darum gewickelte Lage von starkem mit Kautschuk getränktem Segeltuch äußerlich geschützt sind. Da die isolirende Hülle der Kabel der Elektricität den Uebergang aus dem Leitungsdrahte in den Erdboden nicht gestattet, so werden die Kabel ohne weiteres (als sogenannte „fliegende Linie") auf dem Boden ausgelegt; zum bessern Schutz gegen äußere Beschä=

digungen, namentlich durch Wagenräder, und um sie zu verbergen, legt man sie gern in Straßengräben, Buschwerk u. dgl.; da aber, wo sie Straßen kreuzen, wirft man für sie besondere Gräben aus. In angemessenen Entfernungen wird das Kabel durch Klammern mit zwei Spitzen am Boden befestigt. Hat man zwei Kabelenden zu verbinden, so schiebt man über die verbundenen Leitungsdrähte derselben einfach einen Kautschukschlauch und bindet ihn fest. Der blanke Draht kann nur ausnahmsweise unmittelbar auf den Erdboden gelegt werden; in der Regel wird er als „Luftleitung" auf leichten Pfählen (Lanzen) von nahezu 4 Meter Länge ausgespannt, deren 200 Stück auf einen Trainwagen geladen werden können; an der Spitze der Lanze sitzt ein oben ausgebauchter Eisenstab, auf welchen der Isolator festgestoßen wird; die Lanze wird 0,4 Meter tief in die Erde gestoßen und durch Holzpflöcke befestigt, nach Befinden an 1—1,5 Meter langen Ankerpfählen durch Drahtanker verankert. An Wegübergängen verwendet man entweder längere (6 Meter) Stangen, oder man stellt zwei kürzere übereinander und befestigt die obere an der untern durch zwei mit Klemmschrauben versehene Verlängerungsringe. Für diese Leitungen wählt man anstatt der schweren Porzellan- oder Thonisolatoren kleinere und leichtere aus Kautschuk oder aus Ebonit. Die letztern namentlich erweisen sich als sehr zweckmäßig; sie erhalten in ihrem obern Theile einen tiefern lothrechten Schlitz, an den beiden durch diesen Schlitz gebildeten Hälften aber je einen kürzern wagrechten Quereinschnitt und zwar an der einen Hälfte hinten, an der andern vorn; legt man nun den Draht in die Rinne und dreht darauf den Isolator ein wenig, so kommt der Draht in die wagrechten Einschnitte zu liegen und wird auf diese Weise festgeklemmt. Die Arbeiter sind beim Auslegen und ebenso beim Wiederaufnehmen der Leitung in drei Abtheilungen vertheilt, die sich in die aufeinanderfolgenden Arbeiten theilen und einander in die Hände arbeiten; bei aufgehängter Leitung werden im Mittel zwei, bei Benutzung des Kabels 5 Kilometer Leitung in einer Stunde fertig. Kleinere längs der Linie aufgestellte Abtheilungen liefern die Arbeiter zur Wiederherstellung der Linien, falls dieselbe zufällig oder absichtlich, z. B. durch die feindliche Bevölkerung oder feindliche Streifzüge beschädigt oder zerstört werden sollte.

Als Elektricitätsquelle scheinen sich für die militärische Telegraphie ganz besonders magnetoelektrische Inductionsmaschinen zu empfehlen, da ihre Unterhaltung keinerlei besondere Sorgfalt und Ueberwachung erfordert, und da für sie weder Säuren noch andere Flüssigkeiten, am wenigsten aber zerbrechliche Gläser erforderlich sind. Doch hat man nur versuchsweise (und nicht einmal zur Befriedigung) Inductoren, sonst allgemein galvanische Batterien verwendet. In England hat man Daniell'sche Zink-Kupfer-Elemente gewählt, während man anderwärts Zink-Kohlen-Elemente vorzieht, theils in der von Marié-Davy, theils in der von Leclanché vorgeschlagenen Form. Bei den deutschen Feldtelegraphen z. B. stehen je 20 kleine Elemente von Marié-Davy in einem in Fächer abgetheilten Kasten, dessen Deckel beim Schließen zugleich einen guten und sichern Verschluß der Elemente bewirkt; jedes Element besteht aus einem in eine Kappe oder einen Mantel von Kautschuk oder Leder eingesetzten Kohlencylinder, dessen Höhlung mit einem Brei aus Wasser und schwefelsaurem Quecksilberoxyd angefüllt ist; in den Brei taucht ein Zinkkloben ein und wird durch zwei übers Kreuz durch denselben hindurchgesteckte Hölzer im Cylinder in seiner Stellung erhalten; unter den einen breitern Rand bildenden obern Theil des Klobens kommt eine Kautschukplatte zu liegen, während in den Kloben, um denselben mit einem vom nächsten Elemente kommenden Kupferlappen zu verbinden, von oben eine Flügelschraube eingesetzt wird; auf die Flügelschrauben legt sich dann der Kastendeckel und drückt die Kloben und Kautschukplatten fest auf den Kohlencylinder auf. Auch in Oesterreich hat man sich für die Elemente von Marié-Davy entschieden. In Frankreich hat man Marié-Davy'sche Elemente in mit Filz umkleideten Gläsern benutzt, deren

Stöpsel eingeschliffen waren und in denen anstatt der Flüssigkeiten angefeuchtete Sägespäne angewendet wurden; daneben sind dort auch Batterien von Leclanché zur Verwendung gekommen, bei denen ein Zinkstab in einer Salmiaklösung in einem Glasgefäße steht, während eine Kohlenplatte in eine mit Kohlenstücken und Braunstein angefüllte, in dem Glase stehende Thonzelle eingesetzt wird, welche mittels eines mit der Polklemme versehenen Deckels verschlossen wird; sechs bis acht solche Elemente von Leclanché reichen für eine 30—40 Kilometer lange Linie aus und werden in einem 30 Centimeter langen und 15 Centimeter hohen Kasten verschlossen.

Unter den Telegraphenapparaten verdienen wol die des Morse'schen Systems den Vorzug vor allen andern. Doch hatte 1867 in der pariser Industrieausstellung Baron von Ebner in der Abtheilung des österreichischen Kriegsministeriums auch Inductions-Zeigertelegraphen für militärische Zwecke ausgestellt, welche dem Mechanikus S. Marcus in Wien patentirt waren, übrigens aber in Form und Leistung mit denen von Siemens u. Halske übereinstimmten. In Betreff der Morseapparate sind die Ansichten getheilt, ob man blos Klopfer, bei denen die Morsezeichen nur mit dem Gehör aufgenommen werden können, oder Schreibapparate wählen soll, welche bleibende Zeichen auf einem Papierstreifen hervorbringen, freilich auch etwas leichter beschädigt werden oder in Unordnung gerathen können als die einfachern Klopfer. Bei uns gibt man den Blauschreibern den Vorzug, welche, wie auch die andern Apparate, nur etwas gedrängter als gewöhnlich gebaut sind. Relais sind gewöhnlich nicht nöthig; indessen hat man in England dem Digney'schen Farbschreiber (mit Filzfarbscheibchen) ein Siemens'sches polarisirtes Relais beigesellt, hält aber daneben für den Gebrauch auf kurzen Zweiglinien, auf denen die schriftliche Aufnahme der Telegramme nicht nöthig oder wünschenswerth ist, militärische Klopfer in Bereitschaft. Die sämmtlichen Apparate werden in einem besondern Wagen (der Wagenstation) aufgestellt, welcher zugleich die Telegraphisten aufnimmt und befördert und einen gewissen Vorrath von Leitungsdraht und andern Geräthschaften enthält. In Frankreich steht der (schon 1859 von Digney entworfene) Farbschreiber der Feldtelegraphen in einem Kasten, an dessen Rückwand er durch zwei Schienen befestigt ist; die Vorderwand und die beiden Seitenwände des Kastens lassen sich zurückschlagen, damit der Apparat benutzt werden kann, ohne daß er aus dem Kasten herausgenommen zu werden braucht; der Taster ist an der rechten Seite des den Schreibapparat tragenden Bretes aufgeschraubt, links befinden sich auf demselben das Galvanoskop und der telegraphische Blitzableiter; bei Bedarf ist noch ein Umschalter und ein Wecker vorhanden. Die 1867 von Oesterreich in Paris ausgestellten Feldtelegraphenwagen enthielten kleine, sinnreich angeordnete Morseapparate auf Schemeln, welche offen einem Stuhl mit wagerecht gelegter Lehne gleichen, sich leicht zusammenklappen lassen und das ganze telegraphische Geräth in sich aufnehmen; auf diesen Schemel braucht sich der Beamte nur rittlings aufzusetzen, um die auf der Lehne befestigten Apparate sämmtlich zur Hand zu haben. Die Apparate der deutschen Feldtelegraphen stehen auch in Kästen, welche sich auf- und zuklappen lassen; der Theil des Kastens, welcher sich links aufklappt, ist mit grünem Tuch überzogen und dient als Schreibtisch; die Charniere am Kasten machen einen Theil der Tischleitung aus, die zum Theil auch unter dem grünen Tuche liegt und nicht sichtbar ist.

Einige besondere Einrichtungen erfordert noch der Stationswagen. Unentbehrlich in demselben ist zunächst eine Erdleitung; um eine solche herzustellen, führt man von den Apparaten einen dicken Draht zu den hintern Wagenfedern, welche mit der Radachse und der Bronzekapsel der Nabe in Verbindung stehen, während ein Metallstab durch die Nabe einer Speiche entlang bis zum Radreifen läuft. Bei trockenem Wetter muß man den Uebergang des Stromes in die Erde dadurch erleichtern, daß man den Erdboden mit Wasser begießt, oder daß man einen mehrfach durchbohrten hohlen Pflock in den Bo-

den einschlägt und mit Wasser anfüllt. Deshalb führen die englischen Wagen auch ein mit Wasser gefülltes Faß von sechs Gallonen Inhalt. Beim Auslegen der Leitungen vom Stationswagen aus ist es von Vortheil, wenn die Leitung während des Legens mit den Apparaten in leitender Verbindung bleiben kann. Zu diesem Behufe ist die hintere, die Drahtrollen enthaltende Abtheilung der französischen Wagen auf jeder Seite mit zwei eisernen Schienen (der Eisenbahn) ausgerüstet, welche mit der Tasterachse in metallischer Verbindung stehen; auf jeder Seite des Wagens sind in die Schienen vier Zapfenlager eingeschnitten, welche die Achsen der Drahtrollen aufnehmen; während des Abrollens des Drahtes bleibt daher derselbe in leitender Verbindung mit den Apparaten. Will man, während der Wagen fortfährt und den Draht auslegt, plötzlich telegraphiren, so stellt man das Abrollen ein und steckt zur Herstellung der Erdleitung den Erdpflock in den Boden. Wenn man nach dem Vorschlage des französischen Telegraphenbeamten Vandemest die Erdleitung durch einen Rückdraht ersetzt, das Kabel also aus zwei nebeneinander liegenden und gegeneinander isolirten Drähten herstellt, so kann man auch während des Fahrens jederzeit von dem das Kabel auslegenden Wagen aus telegraphiren.

Da ferner die Feld-Telegraphenabtheilungen die Leitungen mit ihrem eigenen Material zu bauen haben, so müssen sie das Material derselben auch, wo dies irgend möglich ist, wieder aufnehmen, wenn die Linien nicht weiter erforderlich sind. Es sind daher die Wagen namentlich auch mit Vorrichtungen zum Aufwickeln des Drahtes ausgerüstet. In dieser Beziehung ist eine an den englischen Wagen angebrachte Einrichtung zum selbstthätigen Aufwickeln des Drahtes zu erwähnen; es sind nämlich auf die Hinterradachse und auf die Drahtrollenachsen Scheiben aufgesteckt, über welche sich ein Riemen ohne Ende legen läßt, sodaß beim Fortfahren des Wagens die Drahtrolle vom Wagenrade aus in Umdrehung versetzt wird und den Draht wieder aufwickelt. Auf diese Weise läßt sich, ohne wesentliche Arbeit für die Mannschaft, in einer Stunde fast um die Hälfte mehr Draht wieder aufnehmen als auslegen.

2) Der Etappentelegraphie stellt man die Aufgabe, die Verbindung zwischen den Feld-Telegraphenlinien und dem „bleibenden" Netz der Friedensleitungen aufrecht zu halten, damit namentlich der vorrückenden Armee der stete telegraphische Verkehr mit ihren Hülfsquellen gesichert bleibe. Die Etappentelegraphie wird also der Feldtelegraphie zu folgen und sie abzulösen haben, sobald es gilt, die von den Feld-Telegraphenabtheilungen gebauten, nur für vorübergehenden Dienst bestimmten Feldleitungen durch dauerndere („halbbleibende", wie man sie in England nennt) zu ersetzen. Die zum Linienbau nöthigen Arbeiter werden möglichst aus den in Friedenszeiten im Telegraphenbau beschäftigten Arbeitern herangezogen und bei Bedarf durch geeignete Hülfskräfte verstärkt. Die Abtheilungen der Etappentelegraphie verwenden auch zum Bau nicht blos eigenes, ihnen nachgeführtes Material, sondern suchen dasselbe nach Möglichkeit aus dem Landstrich selbst aufzutreiben, worin sie Linien zu errichten haben. Aehnliches gilt von der Ausrüstung der auf diesen Linien zu errichtenden Stationen, in welchen unter Leitung der Etappen-Telegrapheninspectoren gewandten Telegraphisten der Dienst anvertraut wird.

Als weitere Aufgabe könnte man der Etappentelegraphie die Störung des Telegraphendienstes der feindlichen Armee zuweisen. Es würden zu diesem Behufe fliegende Colonnen auszusenden sein, welche planmäßig darauf ausgehen, die halbbleibenden oder bleibenden Telegraphenlinien des Feindes zu zerstören oder betriebsunfähig zu machen. Diesen Colonnen würde es beim Rückzuge des eigenen Heeres auch zufallen, dafür Sorge zu tragen, daß der nachdrängende Feind die ihm dabei in die Hände fallenden Telegraphenlinien möglichst wenig und möglichst spät für seine Zwecke benutzen kann. In beiden Fällen kann man zwar (und so verfuhr man bisher auch meistentheils) die Telegraphenleitungen einfach durch Zerschneiden der Drähte oder Fällung der Stangen zerstören. Es ist je-

doch weit wirksamer, wenn von den meist mehrfach vorhandenen Drähten einer Linie je zwei durch angelegte Leitungsdrähte miteinander verkoppelt werden; hierdurch wird jeder telegraphische Verkehr auf den Drähten unmöglich gemacht, denn indem die Telegramme, welche für verschiedene Leitungen bestimmt sind, ineinander gerathen, entsteht ein ganz unverständlicher Wirrwarr von Zeichen. Zur Erlernung dieser Operation, welche möglichst in der Nacht erfolgen soll, werden Mannschaften der Cavalerie, mit Klettereisen versehen, besonders eingeübt. Während sich eine zerstörte Stelle leicht auffinden und schnell wieder ausbessern läßt, ist dies bei Verkoppelung der Linien nur nach genauester, sehr langwieriger Untersuchung sämmtlicher Stangenspitzen möglich, also fast unmöglich. Und doch bleiben die Linien selbst erhalten und können also beim etwaigen Wiedervorrücken der eigenen Armee von dieser unter Umständen schnell wieder benutzt werden.

Als sehr wirksam und erfolgreich dürfte es sich ferner unter Umständen erweisen, wenn den recognoscirenden Truppen fliegende telegraphische Stationen beigegeben würden zur Beobachtung der feindlichen Bewegungen und telegraphischen Meldung über dieselben.

Endlich könnte es Aufgabe der Etappentelegraphie sein, den telegraphischen Verkehr des Feindes möglichst abzufangen und so namentlich seinen Befehlen zuvorzukommen. Man erzählt sich, daß dies im amerikanischen Kriege in ziemlich ausgedehnter Weise geschehen sei; es zogen zu diesem Behufe geübte Telegraphisten mit kleinen Telegraphenapparaten und kurzen Drähten umher, legten die letztern bei sich bietender Gelegenheit an die feindlichen Telegraphenleitungen an, um dieselben auf diese Weise „anzuzapfen“; manches wichtige Geheimniß soll so der Nordstaatenarmee bekannt geworden sein. Für diesen Zweck würden natürlich Klopfer den Vorzug verdienen, nicht nur weil sie leichter und sicherer zu transportiren sind, sondern besonders, weil der sich ihrer bedienende, das aufgefangene Telegramm blos nach dem Gehör lesende Telegraphist dies viel unbemerkter und auch bei Nacht thun kann, ohne Licht dazu zu gebrauchen.

3) In ihrer dritten Unterabtheilung, der Kriegstelegraphie, schließt sich die militärische Telegraphie noch inniger an die Civiltelegraphie an. Die Kriegstelegraphie organisirt und leitet das Telegraphenwesen in einem occupirten Lande. Sie nimmt dabei natürlich die schon vorhandenen Stationen in Besitz, erneuert und ergänzt nach Bedarf deren Ausrüstung, sie legt neue Stationen an, wo sie solche für nöthig erachtet, sie benutzt die schon vorhandenen Leitungen, macht die beschädigten wieder betriebsfähig und legt neue an, soweit ein Bedürfniß nach denselben vorliegt. Daß bei allen diesen Maßnahmen die Rücksichten auf die Kriegführung und die Kriegszwecke den Ausschlag geben, wird gewiß niemand überraschen; wird doch unter Umständen die Benutzung der Telegraphen für Privatzwecke gänzlich ausgeschlossen, und keineswegs blos wegen der Befürchtung, daß die beförderten Privattelegramme versteckt Nachrichten von kriegerischer Bedeutung enthalten und diese, wenn auch auf Umwegen, doch in gefahrbringender Raschheit dem Feinde in die Hände spielen könnten.

Als Anhang an die im Vorstehenden geschilderte eigentliche Militärtelegraphie mag noch erwähnt werden, daß in großen Städten auch in Friedenszeiten eine telegraphische Verbindung zwischen den verschiedenen Militärbehörden, Militäranstalten, Kasernen u. s. w. unterhalten und als Militärtelegraphie bezeichnet werden kann. So hat die berliner Militärtelegraphie den Zweck, die telegraphische Verbindung der Kasernen-Telegraphenstationen unter sich, mit der neuen sogenannten Königswache und mit der im kaiserlichen Palais befindlichen Telegraphenstation zu vermitteln; dieselbe hat zwei unterirdische, in sich selbst zurücklaufende Linien, deren vier Enden sich in dem Centralpunkt auf der Telegraphenstation der Königswache befinden, zu ihrer Verfügung. Außerdem befinden sich noch im Kriegsministerium, im Gebäude des Generalstabes und in den ehemaligen Thorhäusern am Pariser und Leipziger Platz Militär-Telegraphenstationen. Mit der obern tech-

nischen Leitung ist der Telegraphendirector beauftragt, dagegen ist die specielle Leitung dieser Militärtelegraphie einem Ingenieuroffizier übertragen. Diese gesammte Militärtelegraphie steht unter dem directen Befehl des Commandanten. Der Dienst auf der Neuen Königswache ist ein permanenter; dagegen sind die Kasernen- und Thorstationen nur von 8 Uhr morgens bis 6 Uhr abends geöffnet; es ist aber durch Aufstellung von Weckerapparaten in den Wachtstuben der Kasernen Vorkehrung getroffen, daß jederzeit der diensthabende Telegraphenunteroffizier herangerufen werden kann. Zur Bedienung der Telegraphenapparate sind 40 Unteroffiziere des Gardecorps, welche auf der Staats-Telegraphencentralstation praktisch ausgebildet werden, commandirt und zur Wahrung des Dienstgeheimnisses durch Handschlag an Eidesstatt verpflichtet. Die Depeschen werden durch Militärordonnanzen abgetragen. Die Stationen dürfen nur von den zur Aufgabe von Depeschen berechtigten Militärpersonen betreten werden. Die Benutzung des Telegraphen ist für sämmtliche laufende Meldungen der Truppen an die Commandantur und für alle außergewöhnlichen Vorfälle geboten und außerdem allen Offizieren, Militärärzten und Militärjustizbeamten in dienstlichen Angelegenheiten gestattet.

Und womit ließen sich nun nicht nur diese Mittheilungen*) über die Militärtelegraphie, sondern zugleich auch der ganze Bericht über die neuern Erscheinungen im Gebiete des Telegraphenwesens würdiger abschließen als mit einigen kurzen Angaben über die Entwickelung und Leistungen der deutschen Militärtelegraphie? Die vorzüglichen Leistungen der deutschen Militärtelegraphie im letzten Kriege kommen allerdings zum großen Theil mit auf Rechnung der Civiltelegraphie, „weil Militär-Telegraphenbeamte im engern Sinne nicht vorhanden sind und die Civiltelegraphie nicht nur sämmtliche telegraphisch ausgebildete Beamte zu den militärisch organisirten Feld- und Etappen-Telegraphenabtheilungen gestellt, sondern auch über dieselben hinaus mit ihren Organen allein für die Aufrechterhaltung der Verbindung der vormarschirenden Armeen mit dem heimischen Telegraphennetze Sorge getragen hat". Und dies wird bei militärischen Unternehmungen in größerm Maßstabe mindestens zum Theil auch da der Fall bleiben, wo man eine eigene Militär-Telegraphentruppe heranzubilden sich bemüht, wie es in England geschieht. Dort bildet diese Truppe eine Abtheilung des Royal Engineer Train und enthielt in drei Sectionen 1871 249 Mann; auch sind dort besondere Schulen in Chatham, London, Aldershott und an andern Plätzen errichtet, in welchen Freiwillige der Royal Engineers für den Telegraphendienst ausgebildet werden.

Während des dänischen Krieges 1864 und 1865 war es bei den engen räumlichen Grenzen, innerhalb deren sich dieser Krieg hielt, selbst ohne Vorbereitung nicht zu schwer, das Nöthigste zur Einrichtung von Feldtelegraphen zu schaffen, und während der Belagerung der Düppeler Schanzen fand sich Zeit, das flüchtig Hergestellte zu vervollständigen und ihm Dauer zu verleihen. Im Jahre 1866 dagegen reichten die inzwischen organisirten preußischen Feld-Telegraphenabtheilungen keineswegs aus, um allen Anforderungen des Krieges zu genügen. Nach dem Friedensschlusse wurde daher die Militärtelegraphie weiter entwickelt und durch die Etappen-Telegraphenabtheilungen verstärkt. Bei der ausgiebigen Mitwirkung der Civiltelegraphie, welche die Militärtelegraphie durch Lieferung von allerlei Material und Stellung tüchtiger Beamter aufs kräftigste unterstützte, gelang es daher, den wesentlich höhern Ansprüchen des Krieges von 1870 und 1871

*) Ausführlicheres, namentlich über die ausgedehnten Versuche im Lager von Châlons in den Jahren 1861—68, bietet: „Militärtelegraphie" von Th. Fix (deutsch von C. M. von Weber; Leipzig 1869). Das neueste über die Militärtelegraphie erschienene Werkchen führt den Titel: „La télégraphie militaire; son rôle pendant le siége de Paris; projet d'organisation, par P. Ponsinet" (Paris 1872).

gerecht zu werden. Es wurde dies allerdings, wenn nicht überhaupt ermöglicht, so doch wesentlich erleichtert durch das Zusammentreffen mehrerer sehr günstiger Umstände. Dahin gehört namentlich der wiederholt vorkommende Stillstand größerer Heereskörper bei den langwierigen Belagerungen von Metz, Straßburg, Paris; dazu ist ferner zu rechnen, daß die zurückweichenden französischen Heereskörper versäumten, die vorhandenen Linien zu zerstören oder betriebsunfähig zu machen, und zu vergessen ist endlich nicht, daß bei der Gefangennahme der größern französischen Armeen das gesammte werthvolle Telegraphenmaterial derselben mit in die Hände der Sieger fiel und von diesen sofort für den eigenen Bedarf ausgenutzt werden konnte. Es wurden deshalb auch bei uns Stimmen laut, welche die Errichtung eines besondern deutschen Telegraphen-Truppentheils fo dern.

Die 1870 in den Krieg ausgerückte norddeutsche Telegraphie, an deren Spitze der jetzige General-Telegraphendirector General Meydam stand, umfaßte 7 Feld-Telegraphenabtheilungen, 5 Etappen-Telegraphenabtheilungen und 3 Kriegs-Telegraphendirectionen. Jede Feld-Telegraphenabtheilung war einem Inspector untergeordnet und zählte außer diesem 6 Telegraphensecretäre, je 2 für einen Stationswagen. Die Leitung der Etappen-Telegraphenabtheilungen war Directoren anvertraut; jeder derselben verfügte über 2 Inspectoren und 12 Secretäre, welche gleichmäßig in 2 Sectionen abgetheilt waren; außerdem waren jeder Etappenabtheilung noch Civilarbeiter in genügender Anzahl beigegeben, welche jedoch nach Möglichkeit dem Leitungspersonale entnommen wurden. Den Feldabtheilungen sowol wie auch den Etappenabtheilungen waren ferner Pionnierdetachements von etwa 80 Mann unter Führung eines Offiziers zugewiesen. Die Stärke der Kriegs-Telegraphendirectionen richtete sich nach der Anzahl der von ihnen zu besetzenden Stationen und nach dem Vorrücken der Feldtelegraphen; zur Lösung der den Kriegs-Telegraphendirectionen noch gestellten Aufgabe, die von dem Feinde zerstörten Telegraphenlinien möglichst schnell wiederherzustellen, waren ihnen mehrere zuverlässige Leitungsaufseher zur Verfügung gestellt. Die Kriegs-Telegraphendirectoren hatten ihren Sitz in Versailles, Rheims und Lagny; jeder hatte ein oder zwei Räthe zur Seite, als Stationsbeamte aber dienten Secretäre, Obertelegraphisten u. s. w. Die Beamten der Feld- und Etappenabtheilungen galten als mobil, also als Militärbeamte, die Beamten der Kriegsdirectionen dagegen als nicht mobil.*)

Den wichtigsten Dienst leistete die Feldtelegraphie bei der Belagerung von Städten und Festungen, ja es ist sehr fraglich, ob die Einschließung von Metz und Paris ohne elektrische Telegraphen hätte aufrecht erhalten werden können. Um Paris lief eine Linie von 20 deutschen Meilen Länge. Zwei Sätze von je vier Luftleitungen waren außer

*) Im Gegensatze zu den trefflichen Vorbereitungen für das deutsche Heer ermangelten die französischen Feldtelegraphen einer wirksamen Organisation, auch waren Material und Mannschaften in wenig befriedigendem Zustande. Die Franzosen hatten beim Beginn des Krieges außer den Fahrern nur 5 Offiziere und 150 Mann für ihre elektrischen Feldtelegraphen; 60—80 Mann unter einem Civilanführer wurden zwar noch aus dem Civil-Staatstelegraphendienste hinzugenommen, allein auch so vermochten sie den an sie gestellten Anforderungen nicht zu genügen. Als die deutschen Heere vor Paris rückten, wurde ein Telegraphencorps gebildet, bestehend aus 2 Offizieren, 50 Mobilgarden, welche die Telegraphenapparate zu bedienen wußten, 44 Civil-Staatstelegraphenbeamten und 50 Kurieren; die Oberleitung erhielt ein Ingenieurhauptmann. Dieses Corps wurde bald ganz militärisch organisirt und bediente die Linien, welche die detachirten Forts um Paris verbanden, ganz befriedigend. Man sagt auch, daß das Mislingen des Hauptangriffs der pariser Communisten auf die Truppen in Versailles wesentlich mit den optischen Signalen zuzuschreiben sei, welche vom Mont-Valérien, von wo man die Bewegung der Communisten übersehen konnte, dem Commando in Versailles gegeben wurden.

dem Bereich der französischen Kugeln errichtet und verbanden 24 Stationen, welche täglich Tausende von Telegrammen um Paris sandten.

Eine wesentliche Erleichterung verschafften die Telegraphen ferner für die Verpflegung und Ausrüstung der Truppen aus der Heimat. Noch mehr aber kam der geregelte und umfassende Telegraphendienst dem Heimtransport der Kranken und Verwundeten zu statten, welche ohne ihn bei der Ueberladung der Eisenbahnen mit Truppentransportzügen, mit Kanonen- und Munitionszügen und mit Proviantzügen sicherlich nicht so schnell den Hospitälern hätten zugeführt werden können.

Die Sicherheit der Linien überwachten Patrouillen, doch selten konnte eine Linie eine längere Zeit hindurch in ungestörtem Betriebe erhalten werden, und die Wiederherstellung und Ausbesserung der Linien erforderte eine beständige angestrengte Arbeit. Ein sehr wirksames Mittel zur Erhöhung der Sicherheit der Linien bestand darin, daß man bei den französischen Behörden ein Interesse an der Betriebsfähigkeit der Linien erweckte, Beschädigungen derselben aber durch starke Zwangsauflagen bestrafte. Als der Telegraphendienst ausreichend geordnet war, wurden, natürlich erst als viele Stationen eröffnet und mit den Hauptstationen in Verbindung gesetzt waren, auch soviel als möglich Privattelegramme der Offiziere und Mannschaften befördert, ja wo es überhaupt thunlich war, wurde ein Draht ganz dem Privatverkehr überwiesen.

Bilder aus Kreta.

Von

Elpis Melena.

V.

Man hatte uns versichert, wir könnten das Dorf Peykos mit Bequemlichkeit in vier Stunden erreichen, und brachen deswegen erst nach Tisch auf; doch welche Enttäuschung harrte unser! Wir ritten anfangs auf einer neuangelegten, guten Straße, die, sich bald höher, bald niedriger das Meer entlang schlängelnd, uns sehr malerische Blicke bot, dann ritten wir im Schatten hundertjähriger Olivenbäume, dann von lieblichem Vogelgezwitscher begleitet zwischen duftenden Oleander-, Granat- und Myrtenbäumen; darauf ging unser Zug an einer sagenhaften Anhöhe vorbei, welche die Gebeine eines Riesen decken soll; schließlich aber ritten wir von den Fittichen der Nacht umhüllt, und doch erhielten wir Stunde nach Stunde auf unsere wiederholte Frage an die uns begegnenden Landleute: „wie weit Peykos läge", das stereotypische: „es ist nahe", zur Antwort.

Als wir nun endlich das lange ersehnte Peykos gegen Mitternacht erreichten, wo alles im tiefsten Schlummer lag, war es nicht leicht, das für die erschöpften Pferde nöthige Futter zu erlangen. Während Mustapha-Aga hierbei seine ganze Autorität geltend machte, entwickelte der Doctor seinerseits große Thätigkeit beim Aufschlagen der Zelte, damit wir vor Sonnenaufgang noch etwas Ruhe genössen.

Doch Ruhe sollte uns nicht zutheil werden, denn kaum hatte ich die Augen geschlossen, als ein Lärm wie von untereinander sich zerfleischenden, zähnefletschenden, knurrenden Schlächterhunden mich plötzlich aus dem Schlafe riß; endlose Steinwürfe, begleitet von deutschen, türkischen und griechischen Verwünschungen, bekundeten, daß der Doctor, Mustapha-Aga und Marko in heißem Kampfe mit einer Rotte feindlicher Angreifer begriffen waren; wohl wissend aber, daß man auf Kreta nichts von wilden Bestien zu fürchten hat und daß Mustapha-Aaga übrigens Pistolen bei sich führte, überließ ich meinen Begleitern die ritterliche Pflicht, diesen mich nicht wenig befremdenden Kampf siegreich zu bestehen. Ich eilte in der ersten Meinung hinaus und erfuhr, daß verwilderte Molosse unsere nächtlichen Ruhestörer gewesen waren und daß sie so hartnäckige Razzias unter unserm Proviant machten, weil die Stätte, die wir zum Aufschlagen der Zelte gewählt, bis vor vierundzwanzig Stunden einem Bataillon türkischer Soldaten als Lager gedient, die, wie man weiß, aus religiösem Glauben solchen armen Nachzüglern eine reichliche Spende gönnen. Da der englische Consul uns übrigens darauf aufmerksam gemacht hatte, daß die Anzahl der verwilderten Hunde durch den dreijährigen Aufstand und das Versengen so vieler Dörfer bedeutend zugenommen und daß sie gewiß manchen Angriff auf unsern

Mundvorrath wagen würden, konnten wir von Glück sagen, daß dies uns erst nachdem wir drei Wochen gereist waren widerfuhr.

Wenn diese Hunde dem Menschen auch nichts thun, so richten sie unter den Schafen und Lämmern viel Unheil an. Vor wenigen Tagen begegneten wir unweit der Stadt zwei mit halbzerfressenen Schafen schwer beladenen Eseln; auf meine Frage, wer diese Thiere so zugerichtet, erfuhr ich, verwilderte Hunde hätten in verflossener Nacht über zwölf Stück Vieh aus verschiedenen Schafheerden theils ganz, theils zur Hälfte nur verzehrt, und die Eigenthümer derselben brächten nun die Ueberbleibsel der corporum delicti nach der Stadt, in der Hoffnung, der Generalgouverneur würde bei diesem Anblick eine Treibjagd auf die verhungerten Molosse machen lassen.

Das Oertchen Peykos liegt in der Eparchia Rhizo-Kastron und erhält seinen Namen von den zahlreichen schönen Pinien*), die es beschatten. Bald nachdem wir es verlassen hatten, betraten wir das Dorf Agios Vasili und setzten über ein Flüßchen, welches, bevor es in das Meeer ausmündet, sich durch eine enge Bergkluft und eine kleine Ebene, beide Namens „Arvi“, windet. Es unterliegt keinem Zweifel, daß diese Bergkluft die Stätte ist, wo der dem Zeus-Arbios gewidmete Tempel stand und wo dieser Gott verehrt wurde. Die in dem Thale bei Arvi gefundenen Spuren einer antiken Stadt und …wisser Alterthümer zeugen hierfür. Unter letztern ist ein Sarkophag der Erwähnung …rth. Obschon dieses Kunstwerk von Bauern, die Schätze darin zu finden hofften, zer-lagen worden war, so gelang es doch einem für Alterthümer sich interessirenden Eng-…der, Sir Pulteney Malcolm, die bedeutendsten Fragmente desselben zu sammeln; Pash-…ey, der Kreta bald darauf bereiste, erhielt durch fernere Ausgrabungen die fehlenden Bruchstücke; der Sarkophag wurde nach England gebracht und dort mit so großer Geschicklichkeit wieder zusammengesetzt, daß wer ihn sah, als Sir P. Malcolm ihn der Universität der Stadt Cambridge verehrte, fast glauben konnte, er käme aus den Händen seiner ursprünglichen Meister. Dieses Kunstwerk ist eine interessante Probe altkretischer Bildhauerkunst; es wird dem Meißel des Skyllis und des Digönes, zweier berühmten kretischen Künstler, beide Schüler des Dädalos**), zugeschrieben.

Die vorzüglichen Holzschnitte, die Pashley von diesem Sarkophag in seinem Werke veröffentlicht, zeigen uns, daß der Triumph des Dionysius höchst charakteristisch darauf dargestellt ist, während wir auf dem Karnies, welches das Monument schmückt, die treue Abbildung eins jener Symposien sehen, die der Seligen im heidnischen Elysium harren, denen aber die Künstler durch die Gegenwart bacchantischer Hetären auch die Freuden von Mohammed's Himmel nicht versagt haben.

Doch Arvi bietet dem Fremden heutzutage kein Interesse, und so wollen wir unsern Weg verfolgen; er führt uns durch Viano, das bedeutendste Dorf der Eparchia Rhizo-Kastron, dessen 300 Häuser von einer gleichen Anzahl Christen und Türken bewohnt sind. Dieses fast 1000 Fuß über der Ebene in dichtem Bergesgrün reizend gelegene Oertchen hat eine gewisse historische Berühmtheit; wir betreten hier den Geburtsort des Dichters Rhianos, der seinen Namen durch sein Heldengedicht über die langjährigen Messenischen Kriege verewigt hat; hier sollen auch die Giganten „Otos und Efialtos“ den hartnäckigen Kampf bestanden haben, der damit endete, daß „die Riesenbrut des Aloëus“ den Kriegsgott überwältigte und ihn hart in Banden fesselte.***)

*) ἡ πεύκη, die Pinie (Pinus halepensis).

**) Dädalos ist der mythische Ausdruck der gesammten ältesten Bildhauerkunst; wer im alten Stil arbeitete, war Lehrjünger des vermeintlichen Meisters. In diesem Sinne hießen die Bildhauer Skyllis und Digönos, Schüler oder Söhne des Dädalos.

***) Vgl. Ilias, V, 385.

Einige Historiker behaupten, das alte Biennos — das heutige Viano — habe seinen Namen von diesem Kampfe, vom Worte βία, Gewalt, Zwang, empfangen; andere dagegen schreiben ihn einem Kureten, der Bienon hieß und der als Gründer der Stadt betrachtet wird, zu. Wir dürfen einen charakteristisch geformten Felsenberg, der sich zwischen dem alten Biennos und dem Meere erhebt, nicht unbeachtet lassen. Sein Name Keraton ist vielleicht von der Aehnlichkeit, die sein Gipfel mit einem Horn hat, abzuleiten. Mittelalterliche oder venetianische Ruinen und Festungswerke sind dort noch sichtbar. Einige Schriftsteller halten diese Stätte für den Sitz der alten Stadt der Keritä, welche Polybius als Verbündete der Lyktier erwähnt. Hellenische Rudera, die, wie man mich versicherte, unweit der verfallenen Festungswerke gefunden werden, bekräftigen diese Behauptung.

Wir ritten über die westlich von Viano gelegenen Berge und gewannen von ihrer Höhe aus einen weitausgedehnten Blick über die im Purpurglanz der untergehenden Sonne herrlich beleuchtete Ebene von Messarah. Diese Ebene ist nicht nur die größte, sondern auch die fruchtbarste der Insel; Tournefort nennt sie Kretas Kornkammer, doch wird sie jetzt nicht so gut wie vor einem Jahrhundert, als jener französische Botaniker sie besuchte, bebaut, was vielleicht dem Umstande zuzuschreiben ist, daß kein Theil der Insel so lange an den Nachwehen der Revolution der zwanziger Jahre zu leiden hatte. Wir erreichten die Ebene, nachdem wir eine gute halbe Stunde hinabgestiegen waren, und kamen dann bald an den Anagothari, über welchen eine von den wenigen Brücken, derer Kreta sich rühmen darf, unsere Pferde trockenen Fußes führte. Der heutige Anagothari, einer der bedeutendsten Flüsse der Insel, ist der Potherus der Alten. Ein davon abfließendes Bächlein, das sich zwischen Baum- und Häusergruppen fortschlängelte, bot uns eine passende Stelle zum Aufschlagen unsers nächtlichen Lagers; da indessen die Bewohner der benachbarten Häuser uns nicht einmal etwas Brot geben konnten und die Molosse von Pehkos unserm Mundvorrath den Garaus gemacht hatten, mußte der Doctor seinen Hunger durch Rauchen zu betäuben, ich den meinigen über dem melodischen Schlagen der Nachtigallen zu vergessen suchen, während unsere Leute mit einer Hand voll μπάμιαι*) (Bámie), die sie zu erbeuten gewußt, und einem Rebhuhn, welches Mustapha-Aga unterwegs geschossen, sich ein Gericht bereiteten, welches wol jedem kretischen Feinschmecker gemundet hätte, quantitativ aber ihren Bedürfnissen wenig entsprach.

Nördlich vom Oertchen, wo wir übernachteten, erhebt sich in schroffer Einsamkeit und von Süden zugänglich ein etwa 800 Fuß hoher Hügel. Das verfallene venetianische Fort, Castell Belvedere, welches denselben krönt, verleiht den in der Ebene benachbarten Häusergruppen den Namen Kastelliana; dieses Castell Belvedere soll fast ein Jahrhundert, bevor die Venetianer Kreta an die Türken verloren, schon in Ruinen gelegen haben. Hier versetzte, nach der Angabe moderner Schriftsteller, Stephanus Byzantinus die alte Grenzstadt Stilä — Στῆλαι — und wenn auch keine antevenetianischen Rudera diese Behauptung bekräftigen, so gestatten die strategischen Vortheile dieser Anhöhe keinen Zweifel, daß sie von alters her zum Beherrschen des südlichen Theils der Ebene von Messarah gedient hat.

Das Castell Belvedere überschaut eine bedeutende Strecke jenes Gebiets, welches den Sänger der Odyssee veranlaßte, Kreta mit dem Beinamen „der hundertburgigen“ zu verewigen. Vom südlichen Ufer an, wo der Notos die mächtige Woge gegen das alte Prian-

*) Hibiscus esculentus L., diese in Westindien heimische und dort unter dem Namen Gombe bekannte Gemüsepflanze wird auf Kreta stark angebaut; ihre unreifen Früchte enthalten einen nahrhaften Schleim und bilden mit oder auch ohne Fleisch gekocht eins der Lieblingsgerichte der Kreter.

sos treibt, bis zu den schweigenden Ruinen der einst so stolzen Gortyna finden wir unverkennbare Spuren volkdurchwimmelter Städte, die hier geblüht und sich bekriegt haben und ihrerzeit dem Idomeneus „lanzenkundige Jünglinge" lieferten. Rhytios, das alte Ρύτιον, von dem die Geschichte berichtet, daß dessen Einwohner, von unzähligen Tausendfüßen geplagt, zum Auswandern gezwungen worden seien; Phästos, nicht nur als Geburtsort des weisen Epimenides, sondern wegen der witzigen Scherze seiner Knaben im Alterthume berühmt; Inatos, wo Here's Tochter, die kretische Ilithyia mit so glänzendem Aufwande verehrt wurde; Pyranthos, Lisia, Pyloros und noch andere homerisch besungene Städte lagen hier ringsumher zerstreut. Die steil vom Ufer sich erhebende Bergkette, welche die Ebene von Messarah nach Süden begrenzt, benimmt uns freilich die Aussicht auf das Libysche Meer, doch freundliche Dörfer, die wie Oasen in der Wüste auf dem ausgedörrten Boden lockend hervorstechen, erfreuen das Auge; nach allen Seiten glänzen goldene Limonien, feurige Granatäpfel neben dem zarten Rosa der Oleanderblüten und dem ernsten Grün der Cypressen aus dem saftigen Laub dieser Oasen, während hier und da eine Palme, „einsam und schweigend auf brennender Felsenwand", diesem Bilde orientalische Weihe verleiht. Eine mit mittelalterlichen Ruinen gekrönte Felsengruppe, die unweit des Oertchens Karaka keck aus der Ebene emporsteigt, verlockte uns zur Mittagsrast. Wenn wir in unsern Hoffnungen, auch hellenische Ueberreste hier zu finden, getäuscht wurden, so erwies sich als wohlverdient das Lob, welches Mustapha-Aga der Gastlichkeit des Kaimakan von Karaka spendete, denn kaum waren unsere Zelte in einem schattigen Plätzchen aufgeschlagen, als eine Zufuhr von Brot, Eiern, Milch, Käse und Brunnenkresse uns aufs unerwartetste zu einem bukolischen Mahle verhalf. Der menschenfreundliche Spender zögerte nicht, uns in Paradeuniform persönlich zu bewillkommnen und seine Dienste zu unserer Verfügung zu stellen. Bairam-Bei gehört zu jenen Typen echt orientalischer Gastlichkeit, die wir unter den höhern türkischen Beamten nicht selten auf Kreta getroffen haben und denen wir die dankbarste Erinnerung bewahren. Seine stattliche Erscheinung flößte zugleich Achtung und Zutrauen ein, und die Thatsache, daß er bei den Bewohnern des Oertchens Karaka, von denen drei Viertel sich zum christlichen Glauben bekennen, allgemein beliebt ist, spricht hinlänglich für sein biederes Verfahren. Artigkeit erheischte, daß wir nach gehaltener Siesta Bairam-Bei's Besuch erwiderten; da aber der Doctor nicht dazu aufgelegt war, mußte ich dieser geselligen Pflicht allein nachkommen. Als ich nun in der Begleitung unsers „Jusbaschi" und der vier Soldaten, die der Kaimakan uns als Ehrenwache zurückgelassen, mich nach seiner Wohnung begab, konnte ich nicht umhin, über meine gravitätische Ausübung dieser, bei den Europäern im Orient üblichen Ceremonie zu lächeln; ich malte mir die Entrüstung abendländischer Mütter beim bloßen Erwähnen dieser Sitte und fragte mich auch, was strenge Muselmanen von solcher Emancipation denken mochten. Doch ich war vor dem bloßen Erstaunen abendländischer Matronen geschützt, und was Bairam-Bei's Meinung betraf, so war er dermaßen über alle türkischen Vorurtheile hinaus, daß der unerwartete Besuch europäischer Reisender ihn ein festliches Ereigniß dünkte.

Wir kamen, bald nachdem wir Karaka verlassen hatten, an Monte-Kophino vorbei; er bildet den höchsten Punkt der Bergkette, welche die Ebene von Messarah südlich begrenzt, und verleiht ihr auch seinen Namen. Von allen Seiten gesehen macht sich sein fast viereckiger Gipfel in charakteristischer Form bemerkbar. Spratt in seinem Buche schätzt die Höhe dieser Bergkuppe auf 3700 Fuß, doch sowol auf seiner großen als auch auf seiner kleinen Karte von Kreta gibt er sie mit 3750 Fuß an, was gewiß das Richtigere ist.

Dem Mangel an hohen Bergen, die den Kretern während ihrer Aufstände so starke Positionen und so sichere Zufluchtsorte bieten, mag es zuzuschreiben sein, daß die Ebene

von Messarah mehr als jede andere Gegend von den Kriegsverheerungen gelitten hat. Durch türkische Brandkugeln verwüstete Kirchen und Kapellen sah ich überall auf der Insel, hier aber, zum ersten mal, eine in Schutt verwandelte Moschee, was von der Erbitterung zeugt, zu welcher die christliche Bevölkerung getrieben worden ist.

Ein heißer Südostwind, der sich plötzlich erhob, peinigte uns während des Nachmittagsrittes so, daß Bairam-Bei, der uns mit einem Gefolge von Beamten und Soldaten begleitete, einen Halt in einem Garten unweit des Dorfes Dhionisi vorschlug, wo wir im Schutze hundertjähriger Cypressen den Sand und Staub aus unsern fast erblindeten Augen wuschen.

Der „Pflegling des Chamsin", wie Sieber den unholden Abgesandten der Libyschen Wüste nennt, blies indessen wie aus einem Glühofen, als wolle er alles entzünden, mit so zunehmender Heftigkeit, daß wir Bairam-Bei, der bei seiner Rückkehr ihm gerade entgegenzureiten hatte, beredeten, sich nicht weiter von Karaka zu entfernen; er rieth uns in Vaijajanah zu übernachten, und holte beim Abschied einen kleinen rothen Apfel aus seiner Tasche hervor, rieb ihn recht blank und reichte ihn mir dann mit solchem Wohlgefallen, als handle es sich darum, ein Kind mit einigen Zuckerbohnen zu beglücken. Solche Liebenswürdigkeiten sind hierzulande bei den gravitätischen und vornehmen Türken gäng und gebe und haben durch ihre primitive Naivetät einen eigenen Reiz.

Auch der letzte Hauch des glühenden Chamsin hatte sich gelegt, als wir in der Frühe von Vaijajanah aufbrachen. Wir befanden uns nun in der Eparchia Monofasti, waren aber noch nicht am Ende unserer Wanderung, durch die Ebene von Messarah, deren an denkwürdigen Punkten reichster Theil sich an jenem Sonntagmorgen in wahrhaft weihevoller Stimmung vor unsern Blicken entfaltete.

Hier sahen wir die Ruinen des einst mächtigen Gortyna; in schweigender Erhabenheit schienen sie zeugen zu wollen, daß Kreta der belebende Herd war, aus welchem dem erwachenden Hellas die ersten Strahlen von Weisheit, Kunst und Bildung zuströmten; dort berichteten uns üppig blühende Oleander, daß sie dem Laufe des legendenreichen Lethestromes folgten; heutzutage bieten uns seine krystallklaren Fluten den beseligenden Trunk der Vergessenheit wie damals, als sie die vom weißen Stier getragene Tochter des Agenor zur Stätte geleiteten, wo Zeus sich in Liebe mit ihr vereinte und wo sie aus ihrem schönen Munde das verwunderungsvolle: „Wohin trägst du mich, göttlicher Stier?" vernahmen.

Unweit des Lethestromes erinnerten uns die Trümmer der dem heiligen Titus gewidmeten Kirche an die rastlose Thätigkeit und an die vortrefflichen Lehren seines Meisters, des Apostels Paulus, und jenes anspruchlose, karg beschattete Dörfchen am Fuße benachbarter Anhöhen, rührt dessen bloßer Anblick nicht die härtesten Gemüther? Es heißt Hajii-Deka nach den zehn heilig gesprochenen Märtyrern, die durch ihre, hier mit grausamstem Tode gekrönten Leiden das erhabenste Beispiel treu christlichen Glaubens verewigt haben.

Laßt uns auch jene tiefe Höhle, die unweit Hajii-Deka sich an halber Höhe der Sandhügel so bemerkbar macht, nicht übersehen. Sie bildet den Eingang zu unterirdischen Steinbrüchen von unermeßlichem Umfange, die, wenn sie auch von vielen Schriftstellern und Reisenden ganz fälschlich für das minotaurische Labyrinth gehalten werden, immerhin als bedeutende, von den ältesten Bewohnern von Kreta ausgebeutete Steingruben, wegen ihrer meilenweiten Irrgänge, ausgehauenen Säulen, Wandpfeiler, Säle und phantastisch geformten Sandsteinmassen sehr merkwürdig sind, und sollte es diesem Bilde noch an Interesse fehlen, so erheben wir die Blicke: in geringer Entfernung hinter dem vermeintlichen Labyrinth des Minotaurus gewahren wir den König der Berge, den majestätischen Riesen, in dessen Thälern, Schluchten und Klüften die vereinten Schicksale menschlicher Götter und

göttlicher Helden sich zu den schönsten Mythen der griechischen Götterlehre gestalteten: wir gewahren den Ida, den vielbesungenen; sein Haupt ist es, welches aus den wolkenumkrönten Höhen stolz hervorragend sich als die Wiege des Donnerers Zeus zu erkennen gibt.

Wir hatten bereits die Eparchia Kaenurio-Castelli betreten und hielten Mittagsrast in Bobia — dem alten Boebe des Stephanus Byzantinus — einem Oertchen, welches als Geburtsort des Häuptlings Korakas*) heutzutage jedem kretischen Patrioten lieb und theuer ist. In der Abwesenheit des Kaimakan eilte sein erster griechischer Secretär herbei, um uns zu bewillkommnen; weder die Fertigkeit, mit welcher er italienisch sprach, noch das anständige Aussehen und artige Benehmen seines ihn begleitenden Söhnchens befremdete uns, als wir beim Erwidern seines Besuches in seiner Frau eine gebildete Italienerin kennen lernten, die erst vor wenigen Tagen aus Piemont angekommen war, um die kretische Einsamkeit ihres Mannes zu theilen. Als ich mein Erstaunen äußerte über die unbedeutende Strecke, die jedesmal einen Kaimakansitz von dem andern trenne, sagte mir der Secretär, daß diese Kaimakans nur infolge des letzten hartnäckigen Aufstandes und erst kürzlich angestellt worden seien; auch schien er zu glauben, daß diese neue Anordnung, der großen Anzahl von Beamten wegen, die sie erheischte, schwerlich Bestand haben würde. Jedem türkischen Kaimakan wird ein christlicher „Muabin" (Amtsgehülfe), jedem christlichen Kaimakan dagegen ein türkischer „Muabin" zugesellt; ebenso müssen zwei seiner vier Schreiber Christen, zwei Türken sein. Die Besoldung dieser sechs Beamten beläuft sich monatlich auf 7500 Piaster, etwa 430 Thlr. Jede der zwanzig Eparchien der Insel Kreta hat der neuen Anordnung zufolge ihren Kaimakan.

Unsere Mittheilung, daß wir den durch die Apostelgeschichte historisch gewordenen Punkt, Kretas Südküste: καλοὶ λιμένες (Gutfurt) zu besuchen beabsichtigten, überraschte den Secretär, indem er uns dieses Unternehmen von Bobia aus als fast unausführbar schilderte. Da seine Darstellung indessen nicht vermochte, uns von unserm Vorhaben abzubringen, begaben wir uns ohne Verzug nach unsern Zelten, um durch eine kleine Siesta neue Kräfte für die als so schwierig beschriebene Tour zu sammeln.

Doch von Siesta war hier keine Rede; zwei riesige Wassermelonen, umringt von einer ganzen Ladung von selten schönen Weintrauben, meldeten uns den Besuch von Korakas; beim Erscheinen des kretischen Häuptlings verfehlte Mustapha-Aga nicht sich dicht neben ihn vor meinem Zelte zu lagern, um jedem zwischen uns gewechseltem Worte zu lauschen. Somit konnte die Frage der letzten kriegerischen Ereignisse, über welche es interessant gewesen wäre den Veteranen berichten zu hören, nicht berührt werden, und wir mußten damit fürliebnehmen, zu erfahren, daß Korakas seine Frau kurz vor der Revolution verloren und von seinen sechs Kindern nur eine Tochter bei sich wohnen habe. Die Nachricht, der Kaimakan sei angekommen und wünsche uns sofort zu sprechen, machte dieser Unterhaltung ein rasches Ende; da aber eine so peremtorische Vorladung uns noch nie geboten worden war, ließ ich dem Kaimakan sagen, wir bedauerten seinem Rufe nicht folgen zu können, weil wir im Begriff wären nach „καλοὶ λιμένες" aufzubrechen.

Wir hatten indessen unsern Abmarsch noch nicht bewerkstelligt, als der italienisch redende Secretär mit dem Bescheid erschien, der Kaimakan bestehe darauf, uns bei sich zu sehen. Mustapha-Aga, wenn auch sehr ungehalten, daß seine Gegenwart, die uns bisher bei den hohen türkischen Beamten Achtung und Zuvorkommenheit verschafft hatte,

*) Korakas übernahm während des letzten Aufstandes den Oberbefehl der Insurgenten des candiotischen Districts und entwickelte dabei, trotz seiner 71 Jahre, eine seltene Energie und Tapferkeit.

hier so gewichtlos blieb, versicherte mich, wir müßten nachgeben, weil dieser als fanatischer Christenfeind bekannte Kaimakan uns sonst endlose Chicanen zu bereiten fähig wäre.

Trotz des energischen Widerspruchs des Doctors befolgte ich diesen Rath, konnte aber nicht umhin, den Secretär zu fragen, warum der Kaimakan, von dem es hieß, er weile in einem benachbarten Dorfe bei seinen Frauen, als Deus ex machina plötzlich erschienen sei, worauf ich erfuhr, daß, in welcher Entfernung von Bobia auch der Kaimakan sich befände, die Ankunft jedes Fremden ihm sofort gemeldet werden müsse.

Ich habe den Namen des jüdisch aussehenden winzigen Mannes, der über die Eparchia Kaenurio-Castelli schaltet und waltet und der uns in einem mit rauchenden Soldaten und Untergeordneten angefüllten Raum gleich aufgegriffenen Strolchen empfing, zum Glück vergessen, doch wird das Frageregister, welchem er uns unterwarf, meinem Gedächtniß nicht so bald entfallen. Er verlangte von uns ein officielles Begleitschreiben, und da wir nicht einmal einen Teskereh (ein türkisches Certificat) der Regierung bei uns führten, ging er mit seinen Leuten ernstlich zu Rathe, ob er uns nicht in Verhaft nehmen sollte, bis Mustapha-Aga, seine innere Wuth nur schwer beherrschend, den Kaimakan endlich überzeugte, wir hätten ein derartiges officielles Schreiben vom Generalgouverneur bereits dem Gouverneur von Candia überbracht, kraft dessen Se. Exc. Arif-Pascha uns seiner (Mustapha-Aga's) Obhut und Verantwortlichkeit anvertraut habe. Die Gegenwart des alten Korakas, der uns zum Verhör gefolgt war, mochte nicht wenig zur Erbitterung des ohnehin argwöhnischen Kaimakan beitragen, denn nachdem er uns freigestellt hatte, unsere Route nach „Gutfurt" zu verfolgen, entstand zwischen ihm und dem Häuptling ein so heftiger Streit über den einzuschlagenden Weg, daß bei dem lebhaften Antheil, den seine Leute und die Anhänger Korakas' an dieser Verhandlung nahmen, wir Handgreiflichkeiten befürchteten und es für rathsam hielten, uns mit Mustapha-Aga sacht zu entfernen.

Marko hatte einstweilen alles zur Abreise bereitet, und wir wollten eben zu Pferde steigen, als der Secretär mit dem Bescheid herangeeilt kam, der Kaimakan befehle uns auf ihn zu warten! Fast eine Stunde verging, bis jener uns nicht besonders erwünschte Begleiter mit seinem Muabin und seinen Trabanten erschien. Er ließ zwei Soldaten vorausreiten und stellte sich dann finstern Antlitzes an die Spitze des Trosses, in dessen Mitte er uns unsere Plätze angewiesen hatte. Kein Wort der Unterhaltung wurde gewechselt; nur der Doctor, der nicht umhin konnte seinen Gefühlen durch einen schweizerischen Kraftausdruck dann und wann Luft zu machen, unterbrach das unheimliche Schweigen, denn Mustapha-Aga überließ es seinen Gesichtszügen, die innere Aufwallung, die ihn bewegte, zu bekunden, während Marko, der ebenso feige als riesige Marko, leichenbleich und zitternd von seinem hochbeladenen Rosse kaum herabzuschauen wagte.

Wen ich aber in unserm Zuge vermißte, war Korakas; er hatte uns seine Dienste als Cicerone nach „Gutfurt" mit zu großer Bereitwilligkeit angeboten, als daß seine Abwesenheit uns nicht befremden, ja ängstigen sollte; doch umringt, wie wir waren, von Beobachtern, mußte jede Nachfrage nach Korakas unterbleiben, weil sie Gott weiß zu welchen Folgerungen hätte Anlaß geben können. „Ist der verwegene Häuptling wegen seines kühnen Auftretens im Hause des Kaimakan verhaftet worden? Hat er sich von selbst zurückgezogen, oder vielleicht gar das Verbot empfangen, uns zu begleiten?" dachte ich bei mir, als das plötzliche Anhalten des Kaimakan, sein rasches Absteigen und Verschwinden in einem benachbarten Dickicht uns ein neues Räthsel zu lösen gab. Nachdem wir eine ganze Weile auf unsern Anführer gewartet hatten, ohne den Grund dieses Aufenthaltes erfahren zu können, riß dem Doctor die Geduld, und mir zuredend, nicht länger zu verweilen, gab er seinem Pferde die Sporen und drang vorwärts; doch wenn die Worte der türkischen Soldaten ihm unverständlich blieben, so konnten die ener-

gischen Geberden, mit welchen sie ihm den Weg versperrten, es keineswegs sein. Erst als mehrere Flintenschüsse aus der Ferne ertönten, schlossen wir — und nicht mit Unrecht — daß der Kaimakan als leidenschaftlicher Jäger, „utile dulci", mit der amtspflichtmäßigen Begleitung, die er uns angedeihen ließ, auch das Vergnügen der Jagd hatte vereinigen wollen.

In der That mußten wir nach jeder Viertelstunde zurückgelegten Wegs eine halbe Stunde auf den jagenden Kaimakan warten. Dieser Krebsgang erlaubte uns der wilden, zerklüfteten Gegend gebührende Aufmerksamkeit zu schenken; von unvergeßlicher Schönheit war zumal der Blick, den die zurücktretenden Berge uns etwa fünf Miglien hinter Bobia gestatteten. Von diesem Punkte aus umfaßt das Auge in einem imposanten Rundgemälde das Libysche Meer mit den träumerisch in demselben liegenden Inseln Paximadia, die reiche Ebene von Messarah, den Ida und die Sphakitischen Berge.

Da unser Nimrod indessen kein Josua war, überraschte uns der Sonnenuntergang in so bedeutender Entfernung von Gutfurt, daß wir uns seinem Willen fügen und mit ihm ein nächtliches Obdach in dem benachbarten Kloster Odygytria suchen mußten.

Hätten wir nicht gewußt, daß der uns begleitende Kaimakan trotz seiner Jugend ein Türke von altem Schrot und Korn war, d. h. ein Prototyp jener türkischen Tyrannen, wie unsere Vorfahren sie vor der Schlacht von Navarino gekannt und beschrieben haben, so konnte unsere Ankunft im Kloster Odygytria nicht verfehlen, uns hiervon zu überzeugen. Den ehrfurchtsvollen Gruß des Obern nur mit spöttischem Blicke erwidernd, trat er gebieterischen Schrittes in das Empfangzimmer und warf sich auf den Divan. Auf seinen Wink mußte der eine Mönch ihm die Stiefeln ausziehen, der andere weichere Kissen holen, eine dritter seinen Tschibuk anzünden, ein vierter Süßigkeiten, Kaffee, Raki, Wein aus vollem Becher, Wasser zum Erfrischen des Gesichts und Gott weiß was noch bringen. Das Schelten, Schimpfen und Heruntermachen, welches allemal seine Befehle begleitete, war so peinlich mit anzuhören, daß wir uns entfernten, bis der Diakonus melden kam, der Kaimakan warte auf uns zum Abendessen. Das mit vier Couverts gedeckte Tischlein, an welchem wir Platz nahmen, kündigte uns an, daß unser Nimrod nur seinen Muabin an der Tafel duldete und sogar den Obern von derselben ausgeschlossen hatte; der verdutzte Greis war übrigens bei unserm stürmischen Einzuge verschwunden, seinen Mönchen die Pflicht überlassend, türkischer Anmaßung die Stirn zu bieten.

Das laute Erdröhnen eines eiligen Hufschlages auf den Steinplatten des Klosterhofes und die Nachricht, Korakas sei angekommen, verleidete dem Kaimakan den Genuß seines letzten Rebhuhns nicht weniger, als sie uns freudig überraschte. Unbefangen trat der stolze Häuptling in den Saal, und nachdem er den Kaimakan mit fast herablassender Würde gegrüßt hatte, ließ er sich bei uns nieder und begann zu erzählen, daß er uns habe allein reiten lassen müssen, weil er seine schöne Stute, die er uns zeigen wollte, erst von einem Nachbarorte hätte holen müssen. Mit Begeisterung bei den seltenen Eigenschaften dieses Rosses verweilend, versicherte er uns, daß, nachdem im Laufe des letzten Aufstandes drei Pferde unter ihm gefallen waren und die drohendsten Gefahren ihn umringten, er es nur der Behendigkeit dieses Thieres verdankte, denselben unversehrt entkommen zu sein.

Das Gesicht des Kaimakans verfinsterte sich bei diesen Reden mehr und mehr, bis er der Unterhaltung ein Ende machte, indem er bemerkte, es sei Zeit der Ruhe zu pflegen, und dem Diakonus befahl, uns unsere Schlafstätten anzuweisen.

Noch war die dämmernde Eos nicht emporgestiegen, als wir am folgenden Morgen schon zu Pferde saßen; unsere Hoffnungen, uns dadurch der Begleitung des Kaimakans

zu entziehen, wurden trotzdem vereitelt, denn von seinen Trabanten umringt, harrte er unser auf dem Wege nach Gutfurt.*)

Das Kloster Odygytria, nach Norden von Bergen geschützt, erstreckt sich mit seinen Gründen auf einem in ziemlicher Höhe über dem Meere gelegenen Plateau. Nachdem wir es hinter uns gelassen hatten, boten sich unsern Blicken verschiedene Hügelketten, die bald engere, bald weitere Schluchten bildend, sich allmählich bis zum Meere verlaufen.

Oede und zerklüftet wie die Strecke zwischen Bobia und dem Kloster Odygytria, ist auch diese Gegend, deren wilde Monotonie weder Haus, Meierei, Kapelle, Hütte, noch irgendein schafweidender Hirtenknabe unterbricht. Von so ernstem Hintergrunde hob sich unser bunter und langsam sich hinabwindender Zug ganz malerisch ab; aber am amusantesten war es zu beobachten, wie Korakas mit der Tüchtigkeit seiner wunderschönen Stute kokettirend, stets die gefährlichsten Pässe wählte, um sie in rascher Rahwan**) darüber hinwegeilen zu lassen; dies geschah aber mit einer Grazie, Schnelligkeit und Sicherheit, die nur von Augenzeugen für möglich gehalten werden kann und die uns zugleich die gerade, imposante Haltung des einundsiebzigjährigen Reiters zum größten Vortheile zeigte.

Dank dem Umstande, daß weder Rebhühner sich aus den Gesträuchen aufscheuchen, noch Häher oder Drosseln erblicken ließen, konnten wir unsern Weg ununterbrochen verfolgen und somit nach zweistündigem Ritt jenen biblisch-historischen Punkt der Südküste Kretas erreichen, der als der erste Schauplatz einer der interessantesten Episoden der Apostelgeschichte unsere Neugier erwecken mußte.

Die Bucht Gutfurt liegt mit einer Gruppe von kleinen felsigen Inseln etwa sechs Miglien westlich vom Cap Leon; wenn auch von beträchtlicher Tiefe, ist sie den Südwinden doch dermaßen bloßgestellt, daß sie nur während der Sommermonate, und dann hauptsächlich kleinen Küstenfahrern, sichern Ankergrund bietet.

Ihre Benennung καλοὶ λιμένες, gute oder schöne Häfen, die sich vom Alterthume bis heute erhalten hat, verdient diese Bai nur vergleichsweise, weil Kretas Südküste guter Häfen gänzlich entbehrt. Ein Vorsprung theilt ihr sandiges Gestade in zwei Buchten von fast gleicher Größe; das kühn hervorragende Vorgebirge, welches sie nach Westen schließt, hat schroffe Kalksteinwände, auf deren Höhe eine aus losen Steinen zusammengesetzte Hütte steht, die kaum den Namen einer Menschenwohnung beanspruchen kann, aber dennoch dem diensthuenden Küstenwächter als Obdach dient, dem die Pflicht obliegt, dem Aga von Dibaki, dem Hauptorte des Districts, die Ankunft oder das Vorbeifahren jedes Schiffes sofort zu melden. Da wir an dem Flecken angekommen sind, von wo aus der Apostel Paulus als Gefangener und unter Aufsicht des Unterhauptmanns Julius nach Rom absegelte, wird es vielleicht nicht uninteressant sein, etwas über den Verlauf dieser verhängnißvollen Reise zu erfahren. Es war im Hafen von Myra***) an Lyciens Küste, daß der Unterhauptmann Julius, dem die Pflicht oblag, den Paulus von Jerusalem nach Rom zu führen, ein Schiff von Alexandrien fand, das nach Italien absegelte und auf welches er, nachdem er mit dem Kapitän handelseinig geworden war, seinen Gefangenen umlud. Dieses mit Waaren ohnehin schwer beladene Schiff hatte 276 Seelen an Bord. Die Fahrt bei den anhaltenden conträren Winden konnte daher nur langsam vor sich

*) Luther's Uebersetzung getreu bediene ich mich des Wortes „Gutfurt“, wiewol „καλοὶ λιμένες“ wörtlich übersetzt, wie ebenfalls im lateinischen, italienischen, englischen und französischen Testament angegeben, „die guten Häfen“ heißt.

**) Mit diesem persischen Worte bezeichnet man auf Kreta, wie überhaupt im Orient, eine Art rasche Gangart, die sich nur wenig vom Paß (Amble) unterscheidet; Pferde, die nicht „Rahwan“ laufen, haben für die Kreter keinen Werth.

***) Liegt jetzt in Trümmern.

gehen, und da man erst nach vielen mühevollen Tagen in die Nähe von Gnidus kam und alle Versuche, in jenen Hafen einzulaufen, fehlschlugen, blieb dem Kapitän keine Wahl, als sich vom Winde nach der Insel Kreta treiben zu lassen. Bald wurde ihre östlichste Spitze, das Cap Salmone, sichtbar und auch erreicht.

Die Insel Kreta bildet nämlich ein langes Bollwerk, welches das Mittelländische Meer theilweise schließt, sodaß ihr südliches Gestade vor den Stürmen, die aus der „Adria iracundior" herwehen, geschützt bleibt. Nicht ohne Gefahr segelte der Kapitän die kretische Küste entlang, bis er in diese sichern Gewässer gelangte; er fand unweit der Stadt Lasea einen kleinen ziemlich tiefen Naturhafen, Namens Gutfurt, wo er Zuflucht nahm, und da die Mannschaft erschöpft und das Schiff nicht minder ruhebedürftig war, sich zu einem längern Aufenthalt entschloß.

Die Reise der Apostels fiel bekanntlich in die Zeit der Herbststürme, welche die Fahrt zwischen den hellenischen Inseln höchst gefahrvoll machten; als es sich darum handelte, die Anker zum Aufbruch zu lichten, war das große Fasten der Begnadigung, „Kippour", im Monat Tischri (October) vorüber; Paulus also, der eine gewisse Autorität auf dem Schiffe gewonnen hatte und überdies des Meeres kundig war, vermahnte seine Reisegefährten und sagte ihnen: „Liebe Männer, ich sehe, daß die Schiffahrt will mit Beleidigung und großem Schaden ergehen, nicht allein der Last und des Schiffes, sondern auch unsers Lebens." (Apostelgesch. 27, 10.)

Aber der Unterhauptmann schenkte dem Kapitän und dem Supercargo mehr Glauben als den Worten Pauli; die Bai Gutfurt war zum Ueberwintern nicht tauglich, und man kam überein, von dannen zu fahren, um zu versuchen, den Hafen Phönice zu erreichen, der ebenfalls an Kretas Südküste liegt und wo die dieser Gewässer kundigen Matrosen guten Ankergrund versprachen.

In der Meinung, die Zeit zur Abfahrt sei günstig, lichtete man die Anker eines Tags, als der Südwind wehte, und gelangte die Küste entlang lavirend an das Cap Littinos, von wo aus mit vollen Segeln auf Phönice gesteuert wurde.

Die Mannschaft und die Passagiere wähnten am Ende ihrer Leiden zu sein, als urplötzlich ein starker Nordostwind sich erhob. Bald war das Schiff außer Stande, dieser Windsbraut die Spitze zu bieten, und man mußte es vor dem Sturm in Sicherheit bringen. Es kam an eine kleine Insel Namens Clauda, dessen geringen Schutz man benutzte, um die Schaluppe, die jeden Augenblick Gefahr lief zerschellt zu werden, auf das Schiff zu heben. Im Angesicht eines Schiffbruches, den alle für unvermeidlich hielten, ergriff man die letzten Vorsichtsmaßregeln. Die Segelstange wurde niedergelegt, einige Theile des Schiffes wurden mit Seilen umwunden, andere mit Blendwerk verschanzt, und nachdem dies geschehen war, hieß es das gefährdete Fahrzeug seinem verhängnißvollen Schicksal überlassen.

Am zweiten Tage raste der Sturm noch immer mit gleicher Heftigkeit, sodaß, um das Schiff zu erleichtern, ein Theil der Ladung Getreide über Bord geworfen wurde; am dritten Tage folgten dem Getreide sämmtliche Geräthschaften und alle Gegenstände, die nicht zum Manövriren dienten. Die darauffolgenden Tage waren über alle Begriffe schrecklich. Die Sonne ließ sich niemals erblicken, kein Sternchen leuchtete am stets finstern Himmel, und man ahnte nicht, wohin die Sturmeswuth das Fahrzeug trieb.

Das in andern Gegenden mit Inseln besäete Mittelländische Meer bietet zwischen Sicilien und Malta eine große, freie Fläche, wo die Winde sich ungehindert entfesseln und furchtbare Wasserberge vor sich hinwälzen. Diese Meeresfläche pflegten die Alten oftmals die Adria zu nennen.*) Man glaubte allgemein am Bord, daß das Schiff auf

*) Vgl. Ernest Renan's „Saint-Paul", Kap. XXI, S. 552; Horaz, Oden, I, III, 15; Ovid, „Fasti", IV, 501.

die Syrten der nordafrikanischen Küste liefe, wo der Untergang bekanntlich sicher ist. Selbst das Hoffen schien allen untersagt; niemand dachte daran, Nahrung zu sich zu nehmen, und es wäre übrigens unmöglich gewesen, etwas zu bereiten. Paulus allein behielt die Zuversicht, und ins Mittel tretend ermuthigte er seine Leidensgenossen und sprach: „Liebe Männer, man sollte mir gehorchet, und nicht von Kreta aufgebrochen haben, und uns dieses Leidens und Schadens überhoben haben.

„Und nun ermahne ich euch, daß ihr unverzagt seid; denn **Keines** Leben aus uns wird umkommen, ohne das Schiff.

„Denn diese Nacht ist bei mir gestanden der Engel Gottes, deß ich bin, und dem ich diene.

„Und sprach: «Fürchte dich nicht, Paule, du mußt vor den Kaiser gestellet werden; und siehe, Gott hat dir geschenkt Alle, die mit dir schiffen.»

„Darum, liebe Männer, seid unverzagt, denn ich glaube Gott, es wird also geschehen, wie mir gesagt ist.

„Wir müssen aber anfahren an eine Insel." (Apostelgesch. 27, 21 fg.)

Und siehe da! im Laufe der vierzehnten Nacht nach der Abfahrt von Gutfurt wähnten die Matrosen Land zu erkennen; der Bleiwurf, der sofort gesenkt wurde, zeigte erst eine Tiefe von zwanzig Klafter, etwas später nur fünfzehn Klafter. Man befürchtete nun an Felsenklippen, zu stoßen und warf deshalb gleich vier Anker vom Hintertheil des Schiffes ins Meer. Die Ruder, d. h. die zwei großen Pagaies*), die aus den Seiten der Hinterschanze oder des Castells hervorstehen, wurden ebenfalls befestigt; das Schiff hielt an in seinem Laufe, und in gespanntester Erwartung sah man dem Tagesanbruch entgegen.

Die meereskundigen Matrosen indessen, begierig ihr Leben auf Kosten desjenigen der Passagiere zu retten, und vorgebend, sie wollten auch vom Vordertheil des Schiffs die Anker auswerfen, ließen die Schaluppe nieder, um darin die Flucht zu ergreifen; doch Paulus, den Unterhauptmann und seine Leute von dieser unredlichen Absicht benachrichtigend, sagte ihnen: „Wenn diese nicht im Schiff bleiben, so könnet ihr nicht am Leben bleiben." (Apostelgesch. 27, 31.)

Auf Befehl des Unterhauptmanns zerschnitten hierauf die Kriegsknechte die Taue, welche den Kahn hielten, und gaben ihn den Fluten preis.

Als es nun endlich zu dämmern begann, ermahnte Paulus seine Reisegenossen und sprach: „Es ist heute der vierzehnte Tag, daß ihr wartet und ungegessen geblieben seid, und habt nichts zu euch genommen.

„Darum ermahne ich euch, Speise zu nehmen, euch zu laben; denn es wird euer Keinem ein Haar von dem Haupt entfallen." (Apostelgesch. 17, 33–35.)

Und als Paulus dies gesagt hatte, nahm er Brot, verrichtete als frommer Jude im Beisein aller ein Dankgebet und fing an zu essen; als seine Gefährten dies sahen, wurden sie guten Muthes und nahmen ebenfalls Speise zu sich.

Der Tag erschien; ein ödes Land war sichtbar, doch keiner konnte erkennen, wo man sich befand. Das Schiff lag vor einer Bai mit sandigem Ufer, und da der Wind nach dieser Richtung wehte, beschloß man es auf jenen Strand treiben zu lassen. Um dies leichter zu bewerkstelligen, wurde der übrige Theil der Ladung Getreide über Bord geworfen; darauf ließ der Kapitän die Anker lichten, die Ruderbänke lösen, den Mastbaum aufrichten, das Focksegel nach dem Winde hissen und steuerte dann der Küste zu. Das Schiff lief gegen eine Landzunge an, die von beiden Seiten vom Meere bespült war, und strandete dort. Sein Vordertheil, welches tief in den Sand stieß, blieb unbeweglich stehen,

*) So heißen die Steuerruder der Pirogues bei den Wilden. Um einen anschaulichen Begriff der Bauart der damaligen Fahrzeuge zu bekommen, muß man die antiken Schiffe, wie sie auf den Frescomalereien von Herculanum und auf den Gemmen des kaiserlichen Museums zu Berlin dargestellt sind, besichtigen.

während das Hintertheil durch die Gewalt der anprallenden Wellen allmählich aus den Fugen wich. Unter solchen Verhältnissen ist eine Rettung an der Mittelländischen Küste wegen der unmerkbaren Ebbe und Flut nicht schwer auszuführen, doch der Umstand, daß mehrere der Passagiere Gefangene waren, erschwerte sie in diesem Falle. Letztere konnten sich durch Schwimmen retten und somit der Haft ihrer Wächter entkommen. Die Kriegsknechte meinten daher, man solle sie tödten, doch der Unterhauptmann Julius wollte Paulus erhalten und verwarf mit Unwillen diesen barbarischen Vorschlag. Er befahl allen, die schwimmen konnten, sich zuerst ins Wasser zu werfen und das Land zu gewinnen, um bei der Errettung derer, die nicht schwimmen konnten, behülflich zu sein; diese erreichten das Ufer vermittels Breter und anderer seetüchtiger Gegenstände, sodaß von den 276 Menschen, die an Bord waren, keiner umkam.

Nachdem nun Paulus nach so gefahrvoller Fahrt Melitens*) Boden wohlbehalten betreten hat, wollen wir ihn der gastlichen Aufnahme, die ihm dort zutheil ward, und seinem fernern Apostolat überlassen und unsere Aufmerksamkeit noch eine Weile der Bai Gutfurt zuwenden.

Die Ruinen, die auf ihrem westlichen Vorsprunge vorhanden sind, berichten nicht nur, daß eine dem heiligen Paulus gewidmete Kirche ehemals hier stand, sondern auch, daß das Andenken an das Verweilen und Wirken des Apostels auf Kreta noch nicht der Vergessenheit anheimgefallen ist; denn ein kleiner, von niedrigen Mauern umringter Raum innerhalb dieser Trümmer dient an gewissen Tagen jetzt noch als Kapelle; die Gemeinde dieses bescheidenen, ja dachlosen Gotteshauses, wo eine gebrochene Säule den Altar und ein irdener Krug das Weihrauchfaß ersetzt, besteht freilich nur aus dem Küstenwächter und einigen zufällig in der Bai anwesenden Seeleuten oder aus einigen von den benachbarten Bergen gekommenen Hirten; doch die bloße Thatsache, daß auf dem Flecken, wo der Apostel Paulus zuerst das Banner des Christenthums auf Kreta aufpflanzte und vielen Tausenden die Lehre des Heilandes predigte, noch heutzutage ein Cultus gefeiert wird, ist an und für sich interessant genug.

Erst als Korakas mir zuflüsterte, er sei vor etwa einem halben Jahrhundert hier getraut worden, und seufzend hinzufügte, daß die damals wohlerhaltene Kirche nur durch die Kriegsverheerungen des blutigen Aufstandes der zwanziger Jahre in Trümmer verwandelt worden, erklärte ich mir, warum beim Anblick dieser Oertlichkeit die hohe Stirn des Greises sich wehmuthsvoll umwölkte. Auf diesem denkwürdigen Flecken gestattete uns der Kaimakan kein genügendes Verweilen, sondern trieb rücksichtslos dem Ufer zu, was uns begreiflich wurde, als wir dort gewisse bläulichgrau befiederte, reizende Feldtauben zu Hunderten aus den Felsenhöhlen und Schluchten fliegen sahen.

Während diese ergiebige Jagd unsern Nimrod fesselte, ließ der Küstenwächter seinen Kahn so verlockend auf dem sonnenbeglänzten Meere hin- und hergleiten, daß wir ihn baten, uns nach einer der nahe gelegenen Inseln hinüberzurudern. Nur ungern willigte er ein, vorgebend, sein Boot habe einen Leck und sei übrigens zu klein, um noch zwei Personen aufzunehmen. Wenn seine erste Behauptung, wie es sich erwies, nichts bezweckte, als Geld zum Ankauf eines andern Bootes von uns zu erlangen, so mußten wir seine zweite Einwendung gelten lassen, denn in einem so winzigen Fahrzeuge hatten sich bisher gewiß nicht drei Menschen über die tiefen Gewässer der καλοὶ λιμένες gewagt. Dank dem Umstande, daß keiner von uns das Gleichgewicht dieser Nußschale durch einen Husten- oder Nießanfall aufs Spiel setzte, erreichten wir ungefährdet unser Ziel, wo in-

*) Das heutige Malta. Diese zu jener Zeit den Römern unterworfene und folglich latinisirte Insel war damals in einem sehr blühenden Zustande.

dessen das Erklimmen einer vom Meere aus 200 Fuß hohen, fast senkrecht sich erhebenden Felsenwand uns keine geringe Schwierigkeit bot.

Als das bedeutendste der Gruppe heißt dieses kleine Eiland, oder richtiger gesagt, dieses basaltene Felsenriff Μεγαλόνησος (Große Insel). Kapitän Spratt indessen, um die Anwesenheit des Apostels an diesem Gestade zu verewigen, erwähnt, er habe sie umgetauft und als die Insel des heiligen Paulus auf seiner Seekarte angegeben, was ich aber weder auf seiner großen noch kleinen Karte der Insel Kreta, auch nicht auf seiner Karte des griechischen Archipelagus bestätigt finde. Trümmer von Bauten aus keiner entfernten Epoche, sowie marmorne, steinerne und irdene Bruchstücke sind unter den hier wuchernden Salbei-, Ladanum- und Lentiskenstauden noch vielfach vorhanden. Korakas sagte uns, sie stammten aus der Zeit des großen hellenischen Freiheitskampfes, an welchem die Kreter sich lebhaft betheiligten, und während dessen viele Christen mit ihren Familien sich auf diese verschiedenen Felsenriffe flüchteten und jahrelang niederließen, um den Verfolgungen der Türken zu entkommen.

Wir trafen noch im Laufe des Nachmittags im Kloster Odygytria ein, aber nicht zeitig genug, um unsere Reise fortzusetzen; auch wollte der Kaimakan noch jagen, was dem Obern wenigstens gestattete, uns in der Begleitung von Korakas ungehindert durch sein klösterliches Reich zu führen.

Während dies geschah, fiel uns der schroffe Contrast der Persönlichkeit dieser beiden Männer stark in die Augen: Korakas, von herculischem Körperbau, das Schreckniß der türkischen Soldateska, in seinen bauschigen Hosen, seiner enganschließenden Weste und mit Knöpfen dichtbesetzten Jacke von blauem Tuche, mit hohen Bergstiefeln, rother, faltenreicher Leibbinde, aus welcher der silberne Griff des μαχαῖρι*) blickte; Korakas, der furchtlose Häuptling mit kurzen grauen Haaren, dessen stets von einem schwarzseidenen Tuche umwundener Fes ernste Züge voller Strenge und Charakterfestigkeit krönt, war der Prototyp des unerschrockenen Kriegers. Der Obere dagegen, ein Greis in demselben Alter, fein und zart organisirt, trug die kleidsame priesterliche Kopfbedeckung; eine Fülle von silberblonden Locken wallte herab auf seine leichtgebogenen Schultern, schlichte Gewänder von einheimischem, dunklem baumwollenem Stoffe umhüllten seine schlanke Gestalt, und während weite offene Hemdärmel von Kreponi seiner ganzen Erscheinung etwas Malerisches verliehen, athmete sein Antlitz so viel Ruhe und Wohlwollen, daß seine ganze Erscheinung als ein Musterbild christlicher Güte und Milde hätte gelten können.

Kapitän Spratt ist meines Wissens der erste Reisende, welcher der Bai Gutfurt besondere Aufmerksamkeit geschenkt hat; er besuchte die Stätte, wo die dem heiligen Paulus gewidmete Kirche stand, von seinem Schiffe aus, welches, gleich dem des Apostels vom Sturme überrascht, in diesen sichern Gewässern Zuflucht nahm. Der englische Nautiker erstreckte seinen Streifzug nicht bis zum Kloster Odygytria, sondern ließ es, wie übrigens sämmtliche Schriftsteller, deren Werke über Kreta mir zu Gesicht gekommen sind, unberührt und unerwähnt. Wer aber, von der Ebene von Messarah kommend, den alterthümlichen gortynischen Hafen Metallum in Augenschein nehmen, oder nach der Bai Gutfurt pilgern will, darf Odygytria nicht unbeachtet lassen, weil diese mitten in einer menschenleeren Oede gelegene klösterliche Oase nicht nur als solche interessant ist, sondern auch wegen manches Beispiels von heroischem Märtyrerthum ihren Platz in den Annalen der kretischen Freiheitskämpfe behauptet.

Die Mauern, welche dieses Kloster und dessen großen Hofraum umringen, geben demselben das Aussehen einer kleinen Festung, indem ein thurmartiges, je mit zwei vergitterten Fenstern und acht Schießscharten versehenes Gebäude an ihren vier Ecken an-

*) Ein dolchartiges Messer.

gebracht ist. Ueber dem Thorwege des Haupteinganges erhebt sich ebenfalls ein Thurm, von dessen Höhe aus man eine weite schöne Aussicht beherrscht.

Wenn das Kloster Odygytria während der letzten dreijährigen Revolution von den Türken verschont blieb, so hat es im Laufe früherer Aufstände desto grausamere Verheerungen von jenen Feinden erduldet. Im Jahre 1821, wo diese friedliche Stätte das besondere Augenmerk türkischer Barbarei gewesen zu sein scheint, entwickelte der damals hier waltende Igumenos solchen Heldenmuth, daß ich ihn nicht mit Stillschweigen übergehen darf. Als der auf Thurmeshöhe wachthaltende Mönch die Nachricht verbreitete, daß Scharen von stark bewaffnetem türkischem Fuß- und Reitervolk von allen Seiten heranrückten, wurden sämmtliche Bewohner des Klosters von solchem panischen Schrecken ergriffen, daß sie, dem Obern kein Gehör schenkend, wie von Sinnen von dannen flohen, um theils in den benachbarten Höhlen, theils auf den kleinen Inseln der Bai Gutfurt Rettung zu suchen. Nur der Obere mit drei ihm verwandten Frauen behauptete in aller Seelenruhe und christlicher Ergebung den ihm anvertrauten schwer bedrohten Posten; er vertheilte, was er an Waffen und Munition auftreiben konnte, unter diese seine tapfern Gefährtinnen und hieß jede dieser beherzten Amazonen ein Thürmchen besetzen. So vertheidigte dieser von religiöser Inbrunst glühende, muthige Igumenos sein Kloster drei volle Tage gegen den Angriff der 3000 Türken, die es belagerten; als diese große Feindesmacht ihn am vierten Tage besiegte, mußte er den Kelch ihrer Rache bis zur Hefe ausleeren. Sein Kloster wurde den cynischen Verheerungen der barbarischen Rotte überliefert, und der Obere, nachdem er vielfachen Torturen unterworfen war, mit seinen drei Amazonen lebendig verbrannt. So endete ein Mann, dessen Name zwar der Vergessenheit anheimgefallen ist, dessen Thaten aber in der Geschichte der kretischen Freiheitskämpfe fortleben werden. Jener Igumenos vom Kloster Odygytria war wie Clemens Paoli „der Gewaltigste im Kampfe und der Demüthigste vor Gott". In der einen Hand die Flinte, in der andern das Kreuz, erschien er wie der corsische Krieger, wo die Gefahr sich zeigte, wie ein Racheengel, und auch sein Wort war: „Mein Blut und mein Leben sind meinem Vaterlande; meine Seele und meine Gedanken sind alle meinem Gotte."

Wiewol unser Cicerone es bei der Erzählung dieser einen tragisch-heroischen Episode nicht bewenden ließ, so wollen wir bei einem Gegenstande nicht länger verweilen, der zu gar betrübenden Gedanken Anlaß gibt; denn wenn es nicht in Abrede zu stellen ist, daß die Lage der christlichen Bevölkerung auf Kreta seit den letzten 50 Jahren in Friedenszeiten sich wesentlich gebessert hat, wenn Frondienste, willkürliche Erpressungen u. dgl. nicht mehr vorkommen, so liefert uns dagegen das Tagebuch von Dilaver-Bei leider nur zu eclatante Beweise, daß, sobald der Krieg dem türkischen Barbarismus die Schleusen öffnet, unerhörte Grausamkeiten gegen die unschuldigsten Christen wie zuvor an der Tagesordnung sind. Dilaver-Bei war ein Preuße von Geburt, der im türkischen Dienste den Rang eines Artillerieobersten einnahm und während des letzten Aufstandes im Jahre 1867 unter dem Befehle des kroatischen Renegaten Omer-Pascha nach Kreta kam. In einem Gefecht bei Sphakia schwer verwundet, brachte man ihn nach der Canea, wo sein Zustand bald für hoffnungslos erklärt wurde. Kurz vor seinem Tode ließ Dilaver-Bei, in Ermangelung eines deutschen Consuls auf Kreta, den dortigen französischen Consul Hrn. Tricou bitten, seine letzten Wünsche entgegenzunehmen; er übergab ihm, zur sichern Beförderung nach Berlin, seinen Paß und verschiedene Documente, auch das Tagebuch, welches er während der Feldzüge gegen die Insurgenten geführt hatte, Hrn. Tricou gleichzeitig auf dessen Inhalt aufmerksam machend. Da der französische Consul aber der deutschen Sprache nicht mächtig war, ersuchte er einen als Regimentsarzt in türkischem Dienste anwesenden Walachen Namens Léon, den ich persönlich gekannt habe, dieses Tagebuch ins Französische zu übersetzen. Es enthielt die intimsten

Eindrücke, die der verstorbene Preuße Tag für Tag empfangen hatte, und die nackte Schilderung einer Reihenfolge namenloser Greuelthaten, welche türkische Offiziere und Soldaten in seiner Gegenwart zu begehen nicht gezaudert hatten. Die Beschreibung unter andern, wie ein Kind bei lebendigem Leibe verbrannt wurde, schließt Dilaver-Bei mit den Worten: „Ich sehe noch, wie die Barbaren das unglückliche Geschöpf seiner außer sich gerathenen Mutter gewaltsam entreißen, um es hohnlachend vor ihren Augen in die lodernde Flammenglut zu werfen; o, ich höre noch sein herzzerreißendes Geschrei. Schrecken! Schrecken!"

Hr. Tricou, ein Mann von Herz und Gerechtigkeit, weshalb die Localbehörden auf Kreta bald für seine Entfernung sorgten, war über den Inhalt dieses Tagebuches dermaßen empört, daß er sich nicht begnügte, es dem damals hier anwesenden kaiserlichen Commissar Server-Efendi (dem jetzigen türkischen Gesandten zu Paris) mitzutheilen, sondern es als unleugbaren Beweis der von türkischer Seite noch heutzutage verübten Schandthaten dem Kaiser Napoleon III. zuschickte. Doch was war von einem Monarchen zu erwarten, der, um seinen Zwecken zu dienen, das unwissende kretische Völklein selbst in den Abgrund der schrecklichsten Revolution gestürzt hatte, und der diesem Völklein von kaum 300000 Seelen, als es in seiner höchsten Bedrängniß um Frankreichs Schutz bat, zur Antwort und zum Troste gab: „Er, Napoleon, verspräche neutral zu bleiben und keine Truppen als Verbündete der Türkei gegen Kreta zu schicken."

Bald rief das unter wiederholten Hammerschlägen laut erdröhnende Symantron*) den Igumenos zum Abendgebet; wir folgten ihm nicht, sondern genossen, solange das Dämmerlicht es gestattete, den Anblick der idyllischen Scenerie, die uns vor Augen lag. Das satte Grün der fruchtbeladenen Lentiskus und hier und da ein sagenreicher Oelbaum war freilich der ganze Schmuck der Klostergründe, doch die unbeschreibliche Weihe, die der Himmel des Orients ausstrahlt, und die classischen Linien der kretischen Berge ersetzen in vollem Maße die Reize einer üppigen Vegetation.

Ziegen, Kühe, Pferde und Maulthiere kehrten wohlgemuth heim, um vor der Nachtruhe sich den letzten Trunk zu holen. Das Blöken der nachzügelnden Lämmer, das Wiehern übermüthig umherspringender Füllen, das verschieden tönende Glöcklein der Mutterschafe, begleitet von der Schalmei des braunen Hirtenknaben, alles dieses bildete ein bukolisches Concert. Vom Wunsche erfüllt, das türkische Schwert im rothen Mordgewühl möge fortan die friedliche Harmonie dieser idyllischen Stätte verschonen, betraten wir die Schwelle des gastlichen Klosters.

Ein unbedeutender Umweg, den wir am folgenden Morgen in westlicher Richtung machten, führte uns zum ehemaligen Hafen oder richtiger gesagt zur Stätte des Zeughauses der einst mächtigen Stadt Gortyna. Die Spuren einer aus kleinen Steinen und Cement erbauten und somit der römischen Zeit angehörenden Festung, marmorne Bruchstücke, Säulenfragmente, Rudera massiver Bauten, die den Gortyniern als Waarenmagazine und zum Unterstellen ihrer Kriegsgaleren gedient haben mochten, ferner unzählige in den benachbarten Küstenfelsen ausgehauene Gräberrecesse und Nischen beweisen, daß diese Naturbucht einst von großer Wichtigkeit war; doch von einem wirklichen Hafen ist nichts als der durch die Zeit von Metallum in Matala verwandelte Name übriggeblieben.

Etwa drei Stunden, nachdem wir diesen Punkt hinter uns gelassen hatten, kamen wir an ein kleines Dorf, Namens Agia-Photia, dessen erbärmliches Aussehen keineswegs auf seine ursprüngliche Berühmtheit schließen läßt; denn wo jetzt nur etwa 20 hüttenartige Wohnungen zu sehen sind, prangte einst nach Pausanias und andern alten Schrift-

*) Ein gebogener eiserner Reif, dessen die Christen auf Kreta sich als Glocken bedienen.

stellern das von einem Enkel des Herakles gegründete und nach ihm genannte Phästos die Vaterstadt des kretischen Weisen und Dichters Epimenides, dessen der Apostel Paulus in seiner Epistel an Titus auch erwähnt. Zu Phästos zeichneten sich schon die Knaben durch witzigen Scherz aus. Hier hatte die Venus Skotia einen Cultus, und der Latona ward ebenfalls ein Fest, Ekdysia, gefeiert.

Wunderbar genau kennt Homer die Gegend voon Phästos, wenn er den gerenischen reisigen Nestor sagen läßt:

Dort erstreckt sich ein glatter und spitziger Fels in die Salzflut,
An der gortynischen Grenz', im dunkelwogenden Meere:
Wo der Süd die Gewässer zur linken Höhe vor Phästos
Machtvoll wälzt; und das kleine Gestein hemmt große Gewässer.

Odyssee, III, 293.

Eine über Agia-Photia sich befindende Naturterrasse wird für den Sitz eines der Tempel der zu Phästos verehrten Göttinnen gehalten, während der Platz, wo sich in kleiner Entfernung jetzt eine dem heiligen Johannes gewidmete Kapelle erhebt, für den des andern Tempels gilt, was nicht nur durch verschiedene an diesen Oertlichkeiten vorhandene alterthümliche Rudera, sondern auch durch die anerkannte Thatsache, daß Kirchen und Kapellen der Christen gewöhnlich die Stätten heidnischer Tempel einnehmen, bestätigt wird.

Das durchgängig fieberhafte Aussehen der Bewohner von Agia-Photia ist den Miasmen der im Sommer seichten Gewässer des benachbarten Lethäus zuzuschreiben. Gleich nachdem wir das breite, fast ausgetrocknete Bett dieses denkwürdigen Flusses passirt hatten, erreichten wir die Ebene von Dibaki, wo wir bei dem Orte desselben Namens in einem Olivenhaine unsere Zelte zur Mittagsrast aufschlugen. Als Korakas seine Hoffnung, der Kaimakan werde uns in Agia-Photia verlassen, hatte schwinden sehen, und voraussetzend, seine Gegenwart veranlasse den türkischen Beamten bei uns zu bleiben, hielt er es für rathsam, sich zu verabschieden. Der alte Krieger hatte sich nicht geirrt, denn kaum war seine schöne Stute in gestrecktem „Rahwan" mit ihm davongeeilt, als der Kaimakan unter dem Vorwande, Geschäfte riefen ihn nach Bobia, uns unserer lange ersehnten Freiheit überließ. Vielleicht mochte der Umstand, daß ich auf Korakas' wiederholte Nachfrage nach Garibaldi's Ergehen dem kretischen Krieger eine Photographie des italienischen Patrioten schenkte, nicht wenig dazu beigetragen haben, den argwöhnischen Türken an uns zu fesseln, bis er Korakas aus unserm Bereich wußte; so viel ist gewiß, der Kaimakan, wie ich gleich bei meiner Ankunft in Canea erfuhr, erachtete dieses Ereigniß für wichtig genug, um es von Odygytria aus sofort den Localbehörden per Estafette mitzutheilen.

Unser Nachmittagsritt führte uns über die südwestlichen Abdachungen des Ida bis Agodhulo; doch hier muß ich scheiden, wir betreten eine Landstrecke, die ich bereits durchkreuzt und beschrieben habe. Die Sanduhr unsers Beisammenseins ist abgelaufen. Hier im Angesicht des oft erwähnten classischen Zeugen unserer Streifereien, im Angesicht des erhabenen Ida, der in der Abendglut seine Weihrauchwolken feierlich emporwallen läßt, scheide ich mit dem Worte des erfindungsreichen Odysseus:

Wahrlich, Mäntel sowol als Teppiche, werth der Betrachtung,
Sind mir verhaßt, seitdem ich von Kretas schneeigen Bergen
Ueber das Meer ausfuhr — — —
Laß mich ruh'n, wie zuvor schlaflos ich die Nächte durchharret.
Denn viel' Nächte bereits auf unansehnlichem Lager
Hab' ich durchwacht, und erharret das Licht der goldenen Eos.

Chronik der Gegenwart.

Nekrologe.

Der bekannte französische Journalist und Kritiker **Jules Gabriel Janin** ist am 19. Juni 1874 zu Paris aus diesem Leben geschieden. Er gehörte zu den am meisten gelesenen Feuilletonisten Frankreichs und verdankte seine Popularität namentlich wol dem Umstande, daß er eine stilistische Fertigkeit und Leichtigkeit besaß, welche seine Arbeiten zu einer überaus gefälligen Lektüre machten. Besondern geistigen Gehalt dürfte man seinen Schriften indessen kaum nachrühmen können, da sie sich meistens auf dem Gebiete der leichten Plauderei bewegen. Er wurde am 24. Dec. 1804 zu Coudrieu im Departement der Rhône geboren. Als Sohn eines gutsituirten Advocaten soll er eine vortreffliche Schulbildung in Saint-Etienne und Paris erhalten haben; nach andern indessen war er ein Kind armer Aeltern und infolge dessen schon früh auf sich selbst angewiesen, weshalb er denn schon während seiner Gymnasialjahre sich durch Unterrichtgeben seinen Unterhalt soll erworben haben. Bereits damals begann er mit Berichten für Theaterzeitungen seine publicistische Laufbahn. Als Mitarbeiter der ultraroyalistischen „Quotidienne" und später mehrerer Blätter von gemäßigt liberaler Tendenz erwarb er sich auf dem Gebiete der Kritik und auch der Politik eine nicht gewöhnliche Gewandtheit. Im Bereiche des Romans debutirte er mit dem zweibändigen Opus: „L'âne mort et la femme gouillotinée", in dem die Sensationsmomente und das Barocke vorwiegen. Der sehr umfangreiche Roman „Barnave", welchen er im Jahre 1831 veröffentlichte, ergeht sich in einer heftigen Polemik gegen die Dynastie der Orléans, und geht namentlich Philippe-Egalité stark zu Leibe. Es war eine natürliche Consequenz dieser Verspottung der Familie Orléans, daß Janin bei Hofe in Ungnade fiel; allein König Ludwig Philipp zeigte sich versöhnlich. Der gewandte Publicist übernahm nunmehr die Redaction des Theaterfeuilletons am „Journal des Débats". Hierdurch erwarb er sich eine wahre Macht in der Theaterkritik und machte sich zu einem gefürchteten Richter in Literatur- und Theaterangelegenheiten. Er führte ein neues Genre der Kritik ein, indem er an die Stelle des mehr ernsten und würdevollen Tones der frühern kritischen Feuilletonisten den des muntern, witzigen, oft pikanten Geplauders setzte; daß mit der ernsten Form auch ein gutes Stück des ernsten Inhalts verloren ging, und daß vom „Journal des Débats" aus auch auf die übrigen Kritiker in der französischen, indirect auch in der deutschen Presse dieser allzu leichte Ton überging, läßt sich kaum leugnen. Nach der Februarrevolution von 1848 schrieb er auch politische Artikel zu Gunsten des gestürzten Königshauses; seine kritischen und literarischen Arbeiten blieben indessen seine Hauptbeschäftigung. Unter seinen Romanen und Novellen erwähnen wir hier noch: „La chemin de traverse" (2 Bde., 1836) und „La religieuse de Toulouse" (2 Bde., 1850). An Reisebildern schrieb er unter andern: „Voyage en Italie" (1839), „La Normandie historique, pittoresque et monumentale" (1842—43), ein mit Kupferstichen geschmücktes Werk, und „La Bretagne historique" (1844). Es gab kaum ein Journal oder eine belletristische oder kritische Zeitschrift in Frankreich, zu der Janin nicht Beiträge geliefert hätte, wie er denn überhaupt einer der productivsten Schriftsteller des modernen Frankreichs war. So schrieb er auch eine große Zahl von Vorreden, Einleitungen, Prospecten, Anmerkungen, Schluß-

worten, Dispositionen und Erklärungen zu allen möglichen Werken; viele Albums und anthologische Erzeugnisse enthalten Beiträge von ihm. Seine hervorragendsten Feuilletonartikel hat er unter dem Titel „Histoire de la littérature dramatique" zu einem sechsbändigen Werke zusammengefaßt, welches die bedeutendsten Erzeugnisse der französischen dramatischen Literatur seiner Zeit kritisch und dramaturgisch würdigt und manchen beachtenswerthen Gedanken ausspricht. Jedenfalls war sein literarisches Wirken von Bedeutung für die Entwickelung der neuern französischen Journalistik, und wenn seine Werke auch schwerlich einen Anspruch auf dauernde Beachtung haben, so haben sie doch sicher das Ihrige beigetragen zur Fortentwickelung der Publicistik in Frankreich.

Den 30. Juli 1874 starb in Düsseldorf der Landschaftsmaler Arnold Schulten, der noch zu der kleinen Zahl jener Künstler gehörte, die bereits Schüler der dortigen Akademie waren, als dieselbe durch die Ernennung Wilhelm von Schadow's zum Director (1826) einen so mächtigen Aufschwung nahm. Schulten bildete mit Scheuren, Lasinsky, Pose, Funk u. a. den Stamm der Düsseldorfer Landschafterschule, die unter Leitung Johann Wilhelm Schirmer's immer größern Ruf erlangte und wesentlich dazu beitrug, die allgemeine Aufmerksamkeit auf die rheinische Kunstakademie zu lenken. Wenn auch gegenwärtig die Malerei ganz andere Ziele verfolgt und auf durchaus verschiedenen Wegen ihre Erfolge erstrebt, als in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts, so behalten die damals entstandenen Werke doch noch immer einen mehr als blos culturhistorischen Werth, und ist es ein großes Unrecht, theilnahmlos an ihnen vorüberzugehen. Das gilt auch von den Bildern jener Künstler, die der Zeitströmung keine oder wenig Rechnung getragen haben und zu denen man auch Schulten mit seinen Landschaften rechnen kann. Diese zeichnen sich sämmtlich durch eine gediegene Zeichnung, solide Durchführung und harmonische Gesammtwirkung vortheilhaft aus, entbehren aber jener glänzenden Vortragsweise und bestechenden Farbeneffecte, die wir an vielen modernen Bildern bewundern. Es fehlt ihnen allerdings dabei auch jene charakteristische Eigenthümlichkeit, wie sie Lessing, Schirmer, Scheuren, Lasinsky und andere seiner Freunde und Altersgenossen offenbarten; aber die Darstellungen des deutschen Waldes mit seinen mächtigen Bäumen und Laubgehegen, und der Gebirgsgegenden Oberbaierns und der Schweiz, die Schulten in zahlreichen Gemälden lieferte, werden immer auf die Anerkennung von Künstlern und Kunstfreunden gerechten Anspruch erheben dürfen.

Arnold Schulten wurde 1809 in Düsseldorf geboren und bezog bereits 1822 die dortige Akademie, der er in verschiedenen Klassen bis 1849 angehörte, in welchem Jahre er sich ein eigenes Atelier errichtete. Er war äußerst productiv, und von seinen vielen, oft ziemlich umfangreichen Landschaften erwarb der Kunstverein für die Rheinlande und Westfalen im Laufe der Jahre eine stattliche Reihe, in der der Wallenstädtersee in der Schweiz (1874) den Schluß bildete. In den letzten Jahren konnte der Künstler wegen zunehmender Krankheit nur wenig malen, und der Tod befreite ihn von langen Leiden. Er war unvermählt, lebte aber in regem Verkehr mit seinen Genossen, bei denen er sich wegen seines liebenswürdigen, biedern Charakters und unverwüstlichen Frohsinns einer allgemeinen Beliebtheit erfreute.

Am 30. Aug. 1874 starb zu Detroit im Staate Michigan, Vereinigte Staaten von Amerika, der als Lehrer hochgeachtete Deutsch-Amerikaner Eduard Feldner. Derselbe wurde 1817 im Königreich Sachsen geboren, erhielt seine Ausbildung auf dem Friedrichstädter Seminar in Dresden, wurde Lehrer an den Bürgerschulen in Mittweida und Dresden, dann Director der Mädchenschule in Hainichen. Mitglied der Fortschrittspartei und mit Robert Blum persönlich befreundet, wurde er 1848 in den Landtag gewählt, betheiligte sich an dem Aufstande in Dresden und mußte nach Niederwerfung desselben flüchten. Er nahm dann Antheil an den Aufständen in Baden und in der Pfalz, war Beamter der provisorischen Regierung und lebte nach dem Falle Rastadts als Flüchtling in Frankreich und in der Schweiz. Im Jahre 1849 siedelte Feldner nach Neuyork über, gründete 1850 mit Rößler von Oels eine Schule, welche 1853 an R. Dulon überging, und dann eine andere Anstalt in Hoboken, die Bloomfield Academy, welche er später aufgab, um als Lehrer in die von einem Schulverein gegründete Hoboken Academy

einzutreten. Seit 1863 wirkte Feldner als Director an der Schule des deutsch-amerikanischen Seminarvereins in Detroit. Geschrieben hat Feldner außer verschiedenen Aufsätzen für Zeitschriften eine „Kleine deutsche Sprachlehre" (Neuyork 1855), die erste in den Vereinigten Staaten für deutsch-amerikanische Schulen geschriebene Grammatik. Feldner's Bemühungen vorzugsweise ist das Zustandekommen des ersten Deutsch-Amerikanischen Lehrertages (Louisville, August 1870) zu verdanken, der ihn denn auch zu seinem Präsidenten erwählte.

Feldner's Thätigkeit war eine höchst erfolgreiche. Die Schule des deutsch-englischen Seminarvereins, an der mit ihm auch noch ein anderer Sachse, Hr. Pollmar, als Lehrer der Naturwissenschaften segensreich wirkte, und die er als eine dreiklassige vorfand, wurde durch ihn zu einem Institut mit acht Klassen umgewandelt, und auch die Einführung des Kindergartens ist ihm zu danken. Als deutscher Schulmann nahm er in Amerika einen hervorragenden Rang ein und erwarb sich hohe Anerkennung auch in amerikanischen pädagogischen Kreisen.

Am 18. Aug. 1874 starb in Eisenach Geh. Hofrath Dr. C. H. Funkhänel, Director des Gymnasiums zu Eisenach. Der Verstorbene hat sich als Gelehrter und als Schulmann große Verdienste erworben. Mit einem reichen Wissen auf dem Gebiete der Alterthumswissenschaft, der deutschen Literatur und speciell der thüringischen Geschichte ausgestattet, verstand er es, seine Schüler anzuregen und nach allen Seiten hin zu fördern. Vor allen Dingen flößte er durch eine äußerst gewissenhafte und treue Erfüllung seiner Berufspflichten die größte Hochachtung ein. Besondere Studien hat er den griechischen Rednern, besonders dem Demosthenes zugewendet. Schon im Jahre 1832 gab er „Demosthenes' Rede gegen den Androtion" (Leipzig), heraus, nachdem er 1831 „Quaestiones Demosthenicae" hatte erscheinen lassen. In den verschiedensten philologischen Zeitschriften und in Programmen hat er theils Recensionen über Arbeiten zu Demosthenes veröffentlicht, theils hat er einzelne Stellen in den Werken des großen Redners behandelt. Auch mit Horatius hat er sich, wie dies verschiedene Abhandlungen beweisen, in der eingehendsten Art beschäftigt. Die Stadt, in der er wirkte, führte ihn zu einem genauern Studium der thüringischen Geschichte. Ist ja Eisenach mit seiner Wartburg lange Zeit hindurch ein Mittelpunkt des deutschen Lebens gewesen. Die Restauration der Burg, welche durch den kunstsinnigen Großherzog Karl Alexander in so geschmackvoller Weise durchgeführt worden ist, lud vor allem zur Wiederaufnahme des Studiums der thüringischen Geschichte ein. Dazu trat noch das neuerwachte Interesse für die Specialgeschichte. So kam es, daß Funkhänel, der für die Geschichte des Ortes und des Landes ein historisches Interesse gewonnen hatte, die thüringische Geschichte durch werthvolle Abhandlungen zur Geschichte der Wartburg, eisenacher Erinnerungen, zur Geschichte alter Adelsgeschlechter in Thüringen, Zusätze zur Liliencron'schen Bearbeitung des Johann Rothe u. s. w. bereicherte, und daß er ein außerordentlich thätiger Mitarbeiter an der in Jena bei Frommann erscheinenden „Zeitschrift des Vereins für thüringische Geschichte und Alterthumskunde" geworden ist. Sein Freund und College, der ebenfalls um Thüringens Geschichte so hoch verdiente Prof. W. Rein, welcher 1865 starb, unterstützte ihn bei seinen Forschungen wesentlich. Der Verstorbene war am 5. Aug. 1808 zu Johanngeorgenstadt in Sachsen geboren; auf dem Gymnasium in Schneeberg hatte er seine Vorbildung empfangen; 1826 bezog er die Universität Leipzig, um sich dem Studium der Philologie zu widmen. Vor allen andern übte G. Hermann, wie auf so viele strebsame Studenten, so auf Funkhänel einen nachhaltigen Einfluß aus, welcher als Mitglied der blühenden Griechischen Gesellschaft, welche unter Leitung G. Hermann's stand, frühzeitig zu selbständiger Forschung angeleitet wurde. Im Jahre 1832 erhielt er die Stelle eines ersten Adjuncten, dann die eines ordentlichen Lehrers an der Nikolaischule in Leipzig, bis er 1838 zur Führung des Directorats des Gymnasiums in Eisenach berufen wurde.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus in Leipzig. Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Inhaltsverzeichniß.

Generalregister

zum

Sechsten bis Zehnten Jahrgang der Neuen Folge.

(Zehn Bände, 1870—1874.)

Die mit * bezeichneten Artikel sind unter der Rubrik „Nekrologe“ in den betreffenden Bänden zu .

Die römischen Ziffern bezeichnen den Jahrgang, die größern arabischen die Seite. Die kleinern arabischen Ziffern neben den römischen bedeuten „erste“ oder „zweite“ Hälfte des betreffenden Jahrgangs.

A.

B.

C.

D.

H.

I.

Jod.

M.

N.

T.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.